

<36608350480011

Real-Encyclopädie

oder

Conversations-Lexicon.

Fünfte Original-Auflage.

Achter Band.

N bis Seer.

Nachricht für die Herren Buchbinder.

Bei dem neuen, noch ganz frischen Drucke ist es durchaus nöthig, wenn die Bände gleich gebunden werden sollen, die Bogen vorher im Backofen zu trocknen, da sie sonst, selbst wenn beim Schlagen Maculatur dazwischen gelegt worden, doch abschwärzen würden, was wegen des frischen und engen Druckes nicht anders seyn kann. Am besten wäre es freilich, wenn die Bände einstweilen bloß broschirt (also nicht geschlagen) und nicht vor der Mitte des Jahrs 1820 förmlich gebunden würden.

Anzeige.

Von der fünften Original-Auflage dieses Werks sind fünf verschiedene Ausgaben veranstaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preisen, zu welchen es bei dem Herausgeber selbst und in allen Buchhandlungen in Deutschland zu erhalten ist.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Xr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Xr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in Med. F. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Xr.)

No. 4. supra-fein Berliner Med. Druckp. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Xr.)

No. 5. supra-fein engl. Vel. Pap. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

Man beliebe noch Folgendes zu bemerken:

1) einzelne Theile werden nur zur Ergänzung abgelassen, und wird außerdem das Werk nur im Ganzen verkauft;

2) die dritte und letzte Lieferung von 2 Bänden (dem 9. u. 10.) wird zur Leipziger Michaelis-Messe oder spätestens zu Ende 1819 erscheinen;

3) Privat-Personen, welche sich direkt an den Verleger nach Leipzig wenden und sechs Expl. zusammen nehmen, erhalten das siebente frei, oder können 1/7tel des Werths in Abzug bringen, wenn der Betrag nicht weniger als 75 Thlr. (135 Fl.) bleibt;

4) für die Besitzer der vier ersten Auflagen wird das Neue dieser fünften in besondere Supplemente gesammelt, die in vier Abtheilungen (jede von 30 Bogen) ausgegeben werden. Die erste derselben ist in der Jubilate-Messe 1819 erschienen und sollen die 3 folgenden von 3 zu 3 Monaten nachgeliefert werden. Alle vier Abtheilungen dieser Supplemente (an 120 Bogen zusammen), die nicht getrennt werden, kosten im Pränumerationspreise auf Druckpapier 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 43 Xr.) und auf Schreibp. 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl.)

Nach diesen Bestimmungen sind die bei den fünf ersten Bänden dieser fünften Auflage gemachten zu berichtigen.

Allgemeine deutsche

Real-Encyclopädie

für

die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Achter Band.

R bis Seer.

Fünfte Original-Ausgabe.

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.
Calderon.

Mit Königl Würtembergischen Privilegien.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1819.

Königl. Würtembergisches Privilegium gegen den Nachdruck und den Verkauf eines Nachdrucks dieser Neuen Auflage.

Se. Königl. Majestät der König Wilhelm von Würtemberg haben dem Buchhändler Friedrich Arnold Brockhaus in Altenburg das Privilegium zu verwilligen geruht: daß innerhalb des Zeitraums von Sechs Jahren, von dem untergesetzten Tage an, die von ihm zu veranstaltende vierte verbesserte Auflage des in seinem Verlage herauskommenden Conversations-Lexicons oder encyclopädischen Handwörterbuchs für gebildete Stände, so wie jede weitere Auflage dieses Werks, welche er entweder unverändert nach jener vierten oder mit neuen Zusätzen und Veränderungen innerhalb des bemerkten Zeitraums herausgeben wird, in den Königlich Würtembergischen Staaten nicht nachgedruckt und etwa davon im Auslande veranstaltete Nachdrücke im Königreich Würtemberg nicht verkauft werden dürfen. Alle diejenigen, welche diesem Privilegium zuwider handeln würden, sollen mit den in der Königl. General-Verordnung vom 25sten Februar 1815,

betreffend die Privilegien gegen den Büchernach=druck, gegen die Uebertreter solcher Privilegien be=stimmten Strafen belegt, und zu dem daselbst be=stimmten Schadenersatz angehalten werden.

Gegeben Stuttgart im Königlichen Ober=Cen=sur=Collegium, den 14ten Januar 1817.

(L. S.) v. Menoth.

Jäger.

Der

Der Herausgeber des Conversations-Lexicons empfiehlt folgende Werke seines Verlags den Besitzern desselben, indem er sich überzeugt hält, daß sie die beigefügten Urtheile werden bestätigt finden.

I.

Parthenais oder die Alpenreise. Idyllisches Epos in zwölf Gesängen von Jens Baggesen. Neue Auflage (mit deutscher Schrift gedruckt). In zwei Bändchen mit 6 Kupfern, (von welchen 4 neu sind). kl. 8. 1819. Preis 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 Fl. 48 Xr.

(Aus einer Rezension in der Leipziger Literatur-Zeitung.)

Je seltner man in unsern Tagen auf ein Werk der Poesie stößt, in dem der kräftige und belebende Hauch echter Begeisterung weht, — die meisten sind ja nicht viel mehr, als Exempel, wodurch jeder seine Theorie von der Kunst versinnlichen will, — um so erfreulicher muß es dem Freunde wahrer Kunst und schöner Natur seyn, wenn er durch eine Dichtung, wie die vorliegende, überrascht wird, worin alle Reize der Natur und sittlichen Bildung, die holdeste Naivetät, die kraftvollste Innigkeit der zartesten und edelsten Ansicht von den lieblichsten und entzückendsten Verhältnissen der Menschheit mit so ruhiger Kraft, Herz und Geist ansprechen, daß man sich ohne Widerstreben dem Zauber des Dichters hingibt, und ungetheilt mit ihm in seiner Ideenwelt lebt. Der Verfasser dieser Parthenais verdient um so mehr Achtung und Bewunderung, da er in einer Sprache gedichtet hat, welche nicht seine Muttersprache ist, und doch durch gar nichts in der Behandlung derselben daran erinnert, und dann auch deshalb, weil er den äußerst schweren Versuch gewagt hat, die todte Natur mit der lebenden auf eine solche Weise zu vereinigen, daß jene als ein Haupttheil des Gedichts erscheint, und doch die höhere Menschheit auf keine Weise, oder doch nur äußerst selten beeinträchtigt. Ja man kann sagen, daß sie erst die in der Fabel handelnden Personen zu dem mache was sie sind, und daß man diese so gebildet, kaum anderwärts hinversetzen könne; ein Vorzug, den dieses Gedicht, so viel uns bekannt ist, mit keinem andern in deutscher Sprache theilt. Man sieht es dem Ganzen an, daß schon der Hauptgedanke oder der Stoff des Gedichts in der Seele des Dichters mit Liebe empfangen und ausgebildet wurde, und in der That ist er an sich so schön, daß jede nicht ganz ermattete Phantasie davon auch ohne die poetische Form erwärmt und über die Wirklichkeit erhoben werden muß. Drei reizende Jungfrauen aus Bern in der Schweiz, wünschen die Jungfrau, eines der prächtigsten Schweizergebirge in der Nähe zu betrachten. Einem edlen, kraftvollen, feurigen Manne Nordfrank, dem vertrautesten Freunde des Hauses, einem Manne, der mit aller Empfänglichkeit für das Schöne in der Natur und Kunst, die reinste sittliche Bildung vereinigt, wird der angenehme

Auftrag, die Jungfrauen zu geleiten. Diese Reise nun ist der Grundstoff des Gemäldes, allein er wird theils durch die Verhältnisse, worin Nordfrank gegen die mit ihm wandernden Grazien kömmt, vorzüglich durch die unterwegs zur Reife gelangende Liebe des Führers gegen die jüngste der Schwestern, die kindlich holde Myris, und durch deren Erwiederung, so wie durch das schöne Ende dieses kleinen Romans, ferner durch die abwechselnden Ereignisse und Gefahren, und die dadurch in der Seele der vier Hauptpersonen erregten Gesinnungen, Entschlüsse und Aeußerungen, nicht minder durch das äußerst glücklich erfundene und behandelte Einmischen der Götter der alten griechischen Fabelwelt, so reich und mannichfaltig, daß nirgends ein unangenehmer Stillstand, durch kalte Betrachtungen, fremdartige Episoden oder sonstige Behelfe der Art, erzeugt, sondern der Leser immer fortgeleitet wird von einem recht zarten Punkte zum andern, bis er die schönsten und heiligsten Naturgefühle am Ende auf das angenehmste gekrönt sieht.

Wir haben des Einmischens der homerischen Götter in die Handlung gedacht. Es dürfte auf den ersten Anblick gewagt erscheinen, dieses bei einem Stoffe zu versuchen, der der modernen Zeit angehört, indem der Volksglaube die Phantasie dabei nicht mehr unterstützt: allein erstlich ist der beschriebene Stoff von der Art, daß er eigentlich keiner Zeit ausschließend angehört, und der Dichter hat ihn immer innerhalb der Gränzen der reinen Natur zu erhalten gewußt, und dann lebt ja die homerische Götterwelt noch immer in den Gesängen unserer unsterblichen Dichter, daß es der von der Poesie bewegten Einbildungskraft nicht schwer werden kann, sich den alten Glauben selbst wieder zu erzeugen. Statt aller Widerlegung aber darf man den Zweifler nur auf das Gedicht selbst verweisen. Der Dichter widerlegt ihn durch die That am glücklichsten. Hermes nämlich, den der Dichter folgendergestalt beschreibt:

Aller Dämonen des Himmels ist er der weltlichste Dämon:
Vortheilsinnendes, sichern Gewinn berechnendes Streben
Schützt er allein, abhold dem erhabenern Fluge der Menschheit.
Zeus Eilbote, beständig im Fluge von einem zum Andern,
Kennt er nicht Rast noch Ruh, und geplagt selbst plagt er gefühllos.

Dieser Hermes, der Kaufgott, oder wie ihn der Dichter sonst auch nennt, der Beb eutelte

Selten den Dichtern geneigt und feind besonders dem Nordfrank,

verschwört sich gegen diesen mit dem Eros, indem er ihm vorstellt, daß die Wandernden seiner Gottheit durch ihr kühnes Unternehmen spotteten, und sucht nun, durch Hülfe des listigen und mächtigen Gottes, den edlen Mann zur Verletzung seiner Pflicht und Versündigung an der zarten Unschuld, die seinem Schutz anvertraut ist, zu verleiten. Hier beginnt das eigentliche Epos, denn man sieht den Kampf eines Helden mit den feindlichen Gewalten, denen er jedoch nicht unterliegt. Eros ersinnt die härtesten Prüfungen, und diese geben dem Dichter Veranlassung, die zartesten Saiten der menschlichen Brust zu berühren, und die männliche so wie die weibliche Natur mit den lieblichsten Farben darzustellen. Sehr zu loben ist es, daß alle diese Prüfungen aus den auf dieser Wanderung unvermeidlichen Ereignissen gleichsam von selbst hervorgehen, also die Aufmerksamkeit

nicht nur nicht zerstreuend von dem Hauptgegenstande ablenken, sondern sie nur desto mehr daran fesseln, und so eine immer deutlichere lebendigere Anschaulichkeit des ganzen Bildes begründen helfen. Wie glücklich ist nicht z. B. der Gedanke, daß Hermes, nachdem er vergebens durch Eros muthigste Angriffe unterstützt, Himmel und Erde gegen den glücklichen und kühnen Nordfrank aufgeregt hat, endlich aus Rache den nicht zu Besiegenden zu vernichten sucht, indem er sich der Beihülfe des Schwindels an einer Stelle bedient, wo Nordfrank die drei Schwestern über eine Bergkluft trägt, und daß ihn dieser gerade ergreifen will, als er die süße Last der Geliebten in seinen Armen hat. Dieser Schwindel wird hier dargestellt als ein die Alpen bewohnender gräßlicher Dämon, dessen furchtbarer Anblick gleich dem Haupte der Gorgone alles Blut in den Adern erstarren macht. Die Beschreibung des Ungeheuers kann zugleich als Beispiel dienen, wie stark unser Dichter auch in Schilderungen des Großen und Furchtbaren ist. — Von seiner Kunst das Anmuthsvolle zu zeichnen, werden weiterhin Proben folgen:

„Seit Urwintern, (heißt es im siebenten Gesange) entfernt gleich weit von Menschen und Göttern,
Zwischen der Erd' und (dem) Olymp thront hier ein einsames Scheusal,
Schwindel genannt, beherrschend das Nichts und die ewige Leere.
Aller Dämonen ist er der schrecklichste, lebend und leblos
Scheint er zugleich, todathmenden Hauchs. Ihn zeugte der Himmel
Einst zu der Hölle gesellt, in chaotischer Felsenumarmung,
Grause Vernichtung im starrenden Blick, auf der Stirne Verzweiflung
Sitzt auf dem schweigenden Fels in weit verstummender Oede
Schweigend der Ries'. Entsetzen ergreift selbst selige Götter,
Wenn sie dem Schrecklichen nahn. Mit weit vorquillendem Auge
Blickt er vom Gipfel herab in die Nacht der sinkenden Tiefe
Unbeweglich und starr, und rollt er das Auge gerollt, dann
Dreht sich der Fels und die taumelnde Welt und der schwindende Himmel.

Auf diese Weise werden die besondern Beschaffenheiten der äußern Natur, welche sonst nur den Rahmen des Gemäldes auszumachen pflegen, auf das glücklichste in dieses selbst verwebt. Eben so glücklich weiß auch unser Dichter die kleinsten Nebenumstände zu benutzen, und heitere und erfreuende Bilder und Erinnerungen in der Seele des Lesers zu erwecken. Dahin gehört unter andern die rühmende Erwähnung unsrer großen Dichter im dritten Gesange, wo der hehre Name von Teutonias Orpheus, Schiller, die nimmer zu bekämpfende Wehmuth um den früh verlohrnen Unsterblichen, schmerzlich-süß von neuem erweckt.

Die Zeichnung der Charaktere, nämlich des Nordfranks, der drei reitzenden Schwestern, so wie der Eltern derselben zeugt von der echt poetischen Kunst, individueller Belebung bei allen Spuren des schönen Ideals veredelter Menschheit. Nordfrank ist ein Muster der Männlichkeit, so wie seine Geliebte, Myris, das holdeste Bild zarter Weiblichkeit ist. Ueberhaupt scheint der Dichter die schöne weibliche Natur in ihrer zartesten Vollendung zu kennen, denn die lieblichen Schwestern erscheinen, wie er sie auch oft genannt hat, als wahre Grazien, und

wenn man das schöne Gedicht mit dem am treuesten bezeichnenden Ausdrucke ehren will, so kann man sagen, es ist von den Grazien eingegeben worden; so viel Anmuth, Zartheit, Lieblichkeit und jugendliche Lebensfülle spricht aus jedem Zuge, jedem sorgsam gewählten Beiworte. Wir können uns das Vergnügen nicht versagen, einige Beispiele davon hier anzuführen.

Im ersten Gesang, worin das naive heitere Bild des Fußwaschens der Wandelnden in dem Gasthofe, wo sie das erste Nachtlager halten, vorkommt, beschreibt sie die Muse Baggesens also:

Jetzo vom Bad erfrischt, und gesalbt mit duftendem Nußöl
Stand anmuthig, wie drei verschlungene Knospen im Brautkranz,
Sanft an einander geschmiegt die Gruppe der blühenden Jungfraun
So wie Lilie, Ros' und Nelk' in gemeinsamen Anduft,
Jegliche jede verschönt, als sey rothglühend die eine
Nur für der Anderen Schnee, und gesprengt für Beide die dritte,
Also standen sie da, durch einander verklärt in der Unschuld
Kindlichem Freudegewand, und küßten sich, lieblichen Anschauns

Ein andersmal nennt der begeisterte Nordfrank selbst seine Gefährtinnen, die Chariten, da sagt der Dichter:

Sieh! und es lächelten, über die Red' erröthend, die Jungfraun
Läugnend die Himmelsgeburt, und beschuldigend jenen des Schmeichelns.
Aber der strafenden Worte Gesang, und das zürnende Lächeln
Und das ätherische Rosenerglühn auf jeglicher Wange
Zeigte nur klarer das recht er gesehn der begeisterte Führer.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle diesen ähnliche Schilderungen, alle reizenden Vergleichungen, woran das Gedicht besonders reich ist, alle kleine einzelne entzückende Gemälde von Naturscenen und Gemüthsstimmungen zum Beweis unsrer oben geäußerten Behauptung wörtlich anführen wollten.

II.

Rosengarten. Dichtungen von O. H. Grafen von Loeben. Zwei Theile, 8. 1817. Preis 3 Thlr. 8 Gr. oder 6 Fl.

Mit einfachen deutschen Mairosen seinen Garten eröffnend, und allmählig bis zur hohen Morgen- und Abend-Rosenglut übergehend, suchte der Dichter die Ansprüche des Gemüths, der Phantasie und der Kunst in verschiedenartigen, jedoch nach einem innern harmonischen Sinne zusammengestellten, romantischen Gebilden zu befriedigen. Es könnte der Inhalt des ersten Theils auf die Pfingstrose die gelbe Rose und die weiße hindeuten, während sich im zweiten die Rosenfülle des Orients entfaltet. Der erste Theil enthält: 1. das weiße Roß, eine altdeutsche Familienchronik in sechsunddreißig Bildern; 2. die Sonnenkinder, eine mährchenartige Darstellung aus der Natur- und Künstlerwelt; 3. die Perle und die Maiblume, eine Novelle, die sich nach dem südlichen Himmel hinwendet. Den Inhalt des zweiten Theils macht aus: 1. Cephalus und Procris, ein romantisch-musikalisches Drama, wobei der Verf. die Musik und Dichtkunst zur gemeinschaftlichen Darstellung dieser rührenden Fa-

helsage zu veranlassen strebte; 2. Ferdusi, ein kürzeres erzählendes Gedicht, den Hauptmomenten in der rührenden Lebensgeschichte dieses persischen Homers gewidmet; 3. Persiens Ritter, eine dichterische Erzählung, die den Leser in die Eigenthümlichkeit des Orients, in einen romantischen Kampf von Liebe und Glauben hineinführt, in die Heimath der Nachtigallen und der Rosen, und die überhaupt wohl geeignet seyn dürfte, sich Freunde zu erwerben; endlich 4. die Zaubernächte am Bosporus, eine Wundersage in Stanzen, welche die Freunde der Poesie vielleicht erfreuen wird.

III.

Johannes Falk's auserlesene Werke. 3 Bände. 1r Band: Liebesbüchlein; 2r Band: Osterbüchlein; 3r Band: Narrenbüchlein. 8. 1819. Preis 5 Thlr. 16 Gr. oder 10 Fl. 12 Xr.

Wenn unter den jetzt lebenden deutschen Dichtern und Schriftstellern irgend einer durch seine ächt deutsche Kraft, Tiefe und Natur, der man es ansieht, daß sie nicht durch Nachahmungstalent angenommen oder angeheuchelt, sondern auf wahre in Leben und That sich erweisende Humanität begründet ist, Anspruch auf hohe Achtung und Liebe seiner Mitwelt und Nation machen darf, so ist es der treffliche und menschenfreundliche Johannes Falk, der bisher der deutschen Lesewelt fast nur von einer einzigen Seite, d. i. durch seine von Wieland einst so ausgezeichnet empfohlenen satyrischen Jugendproducte bekannt war. In der gegenwärtigen von einem seiner Freunde, Hrn Adolph Wagner, geordneten Sammlung theils gedruckter, theils und hauptsächlich ungedruckter Gedichte, Erzählungen und didactischer Aufsätze erhält das Publikum eine vollkommnere Anschauung dieses tiefen und kräftigen Geistes, indem in drei Hauptabtheilungen derselben die interessantesten Seiten seiner geistigen Entwickelung in einer einfachen und natürlichen Anordnung gezeigt werden. — Das Liebesbüchlein zeigt uns den Jüngling, den die Liebe erzieht und bildet; im Osterbüchlein sehen wir, wie aus der irdischen die höhere, himmlische gleichsam auferstanden ist; und im Narrenbüchlein erscheint, was dem freien Geist des Dichters der Verkehr der Welt zugekehrt. Jeder wähle daraus, was ihm zusagt, und freue sich, daß der Mann, dessen Wort zu beglückender That gereift ist, hier noch einmal zu seinen Mitbürgern und Zeitgenossen spricht und dichtet. Die äußere Ausstattung dieser Sammlung, welche die Zierde jeder erlesenen Privatbibliothek seyn wird, ist eben so geschmackvoll als beziehungsreich.

IV.

Das Lied der Nibelungen. Metrisch übersetzt von D. J. G. Büsching. gr. 8. 1815. Preis auf Druckpap. 1 Thlr. 8 Gr. (2 Fl. 24 Xr.) und auf Schreibpap. 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.)

Ueber den Werth und die Wichtigkeit dieses unsers ältesten und herrlichsten National-Epos ist unter allen Freunden und Kennern der vaterländischen Poesie nur Eine Stimme, und es ist daher nicht wenig zu bedauern daß das Gedicht zeither nur denjenigen verständlich und

zugänglich war, die aus der altdeutschen Sprache ein eigenes Studium gemacht hatten. Diesem allgemein gefühlten Bedürfnisse ist durch diese Uebertragung von Herrn D. Büsching in Breslau, dessen Verdienste um die altdeutsche Literatur rühmlichst bekannt sind, und der mehr als jeder andre zu einer solchen Arbeit Beruf hatte, endlich abgeholfen worden; und verdient diese Bearbeitung wegen der Treue womit sie das Versmaaß und die ganze äußere Einfachheit und Alterthümlichkeit des Originals beibehält, vor allen andern frühern Versuchen dieser Art, den Vorzug. Auch wird sie denen, welche sich in der Folge mit dem Originale selbst bekannt machen oder sich das Studium desselben erleichtern wollen, zum sichersten Führer dienen.

V.

Die Constitutionen der europäischen Staaten seit den letzten 25 Jahren. 1r und 2r Theil, gr. 8. 1817. Preis 4 Thlr. 12 Gr. oder 8 Fl. 6 Xr.

Die neue Welt seit dem Jahre 1789 unterscheidet sich nicht bloß durch Weltstürme und durch das Zerstören aller frühern politischen Formen von dem Zeitalter der drei Jahrhunderte, das seit der Entdeckung Amerika's mit der franz. Revolution ablief; sein eigenthümlicher Charakter tritt besonders durch die repräsentativen Staatsformen hervor, durch welche auch neue Constitutionen im europäischen Staatssysteme begründet wurden. Denn vor 30 Jahren hatte bloß Großbritannien eine geschriebene Constitution; jetzt werden nicht nur mehr als 100 Millionen Europäer nach Constitutionen regiert; es sind auch durch heilige Fürstenworte mehrern civilisirten Staaten und Reichen neue Constitutionen zugesichert. Bei einem so wichtigen politischen Experimente, wie eine Staatsconstitution ist, ist es aber nicht gleichgültig, Mißgriffe zu vermeiden, und glücklich sind die Völker daran, die erst eine feste Constitution als die Basis ihres innern politischen Lebens zu erwarten haben, daß sie die theils schon wieder untergegangenen, theils die noch bestehenden neueuropäischen Constitutionen zu ihrer Belehrung und Warnung vergleichen, und für sich daraus wählen können, was ihren Bedürfnissen, ihrer Nationalität, den bisherigen Formen der Regierung und Verwaltung, und dem erreichten Grade der Cultur zusagt.

Es war also ein entschiedenes Bedürfniß der Zeit, diese neueuropäischen Constitutionen zusammenzustellen und sie in extenso mitzutheilen; denn in keiner öffentlichen Urkundensammlung, selbst nicht in Martens reichhaltigem Recueil, sind sie enthalten; viele fehlen ganz in den Zeitschriften, die einzelne derselben zufällig aufnahmen; die meisten wurden nur auszugsweise, und oft in fehlerhaften Uebersezzungen gegeben, wodurch ihr Geist und ihr politischer Charakter verloren geht. In einem ähnlichen Urkundenbuche, wie die diplomatischen Werke von Du Mont, Rousset, Wenck und Martens sind, werden daher in dem angekündigten Werke in 3 Theilen alle seit 25 Jahren auf europäischem Boden bestandene und noch bestehende Constitutionen geliefert. — Allein die bloße Mittheilung dieser wichtigen Urkunden konnte dem Zeitalter und dem größern Publicum nicht genügen, welches die heilige Angelegenheit rechtlicher Verfassungen mit dem lebendigsten Interesse umschließt. Nur der eigentliche Staatsmann hält sich an den Buchstaben der Urkunde allein; die übrige Welt

der gebildeten Stände frägt zugleich nach den Verhältnissen, unter welchen diese Constitutionen entstanden, wie sie verändert, oder mit andern vertauscht wurden, welche gegenwärtig gültig ist; wie sie nach ihrem Geiste und ihren Grundsätzen von einander sich unterscheiden; ob und wie sie den Völkern anpassen, denen sie gegeben wurden; und welches der höhere Maaßstab ist, nach welchem ihr politischer Werth beurtheilt werden muß. Für diese Zwecke enthält nun das angekündigte Werk, außer der diplomatischen genauen Mittheilung sämmtlicher neueuropäischer Constitutionen, und außer einer Einleitung über den Charakter unsers Zeitalters in Beziehung auf das allgemein gefühlte Bedürfniß repräsentativer Staatsformen, am Eingange jeder Constitution jedesmal die historische Entwickelung der politischen Verhältnisse, unter welchen die Constitution gegeben ward, und am Schlusse derselben eine Uebersicht der politischen Resultate, durch welche das Urtheil über ihren Gehalt, über ihren Geist und Charakter in gedrängten, aber wahren und freimüthigen Andeutungen ausgesprochen wird.

VI.

Geschichte Napoleon Buonaparte's oder Grundriß der Geschichte des neuesten Europäischen Staaten-Systems von 1796 — 1815. Von Friedrich Saalfeld, Prof. in Göttingen. In zwei Bänden. gr. 8. 1817. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. (1ster Band 662 S. und XXXXIV. S. chronologisches Inhalts-Verzeichniß. 2ter Band 888 S. LVI. S. chronologisches Inhalts-Verzeichniß.) Preis beider Bände 5 Thlr. 12 Gr. oder 9 Fl. 54 Xr.

Mit dem Motto aus Tacitus: Socordiam eorum inridere libet, qui praesenti potentia credunt estingui etiam sequentis aevi memoriam.

Die erste Auflage dieses Werks (nur 650 S. stark, wogegen diese zweite 1550 S. enthält) welche den Helden der Europäischen Zerrüttung auf Elba verließ und 1815 erschien, war bald vergriffen, ob solche gleich aus Mangel an Materialien nur noch sehr unvollkommen seyn konnte, und sie in ihrer Composition auch wohl etwas zu sehr die Farbe des Augenblicks der Erscheinung haben mochte. Je größer indessen der Beifall war, der dem Werke in seiner ersten Gestalt schon wurde, je mehr sah der verdienstvolle Verfasser dies als eine Mahnung an, diesen Beifall bei einer zweiten Auflage zu verdienen. Und so ist aus ihr jetzt ein ganz neues Werk geworden, weshalb demselben auf dem Titel auch der wahrhaft charakterisirende Zusatz: „Grundriß der Geschichte des neuesten Europäischen Staaten-Systems von 1796 — 1815" gegeben wurde, wozu die Idee auch schon in der ersten Auflage vorherrschend war, und es so seyn mußte. — Denn, die Geschichte unsrer Zeit, in der Napoleons schwarzes Gestirn auf- und unterging, zog den Verstand mehr an, als das bloße Leben eines Mannes, der gemüthlos, wie der Riese Angulaffer mitten auf der Wahlstatt von Europa sich einen Thron aus Schutt und Leichen erbaute, — der alle liberalen Ideen mit blutigem Schwerte verfolgte und an dessen erstem Erscheinen unter uns in Deutschland,

sich die Aufhebung aller Völkerrechte und die Gründung eines finstern Despotismus knüpfte. Es war der vom Verfasser mit geübter Hand meisterhaft gezeichnete blutige verworrene siegreiche Schicksalskampf des Lebens mit dem Tode, was dieser Zeit ihre epische Erhabenheit gab; nicht die Persönlichkeit des Helden (den ein geistreicher Franzose „la moitié d'un grand homme" nennt) der von den Umständen ergriffen und beherrscht, das Aeußerste stets verfolgend und nicht wenige mit liberalen Ideen macchiavellistisch blendend, der Mitwelt auf den Nacken trat, um was er aus Trümmern schuf, mit wilder Lust selbst wieder zu zerstören. Diesen Parallelismus: Napoleon und unsre Zeit hat daher der Verfasser auch in dieser Zweiten ums dreifache vermehrten Auflage seines Werks, welche den „Helden" auf St. Helena verläßt, vor Augen gehabt, um Ordnung in die Masse von mehr als 3000 chronologisch verzeichneten aus den geprüftesten neuesten Quellen geschöpften Thatsachen zu bringen und das ganze zu einem lebendigen „Gemälde des Europäischen Staaten-Schicksals in den letzten 20 Jahren" zu erheben. Eine große Aufgabe, die aber der Verfasser durch frühere Werke seiner historischen Kunst bekannt vor vielen andern würdig zu lösen, wohl berufen war, und giebt es in der deutschen Literatur bis jetzt kein vollendetes Werk (wie dies es ganz ist) das die Geschichte der letzten 20 Jahre so zusammenhängend, so vollständig und in einem so guten Geiste abhandelte, als dieses es thut.

Für die Besitzer der ersten Auflage ist aus dem zweiten Bande der zweiten Auflage, der letzte Abschnitt, welcher die Geschichte Napoleons und seiner Zeit von seiner Ankunft auf Elba, bis zu seiner Ankunft auf St. Helena abhandelt, besonders als „Zweiter Theil zur ersten Auflage" abgedruckt und solcher für 16 Gr. (1 Fl. 12 Xr.) zu erhalten.

VII.

Das Heer von Innerösterreich, unter den Befehlen des Erzherzogs Johann, im Kriege von 1809 in Italien, Tyrol und Ungarn. Von einem Stabsoffizier des Generalquartiermeisterstabes dieser Armee, aus officiellen Quellen. gr. 8. 1817. 441 S., Enggedruckt. Preis 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 Fl. 30 Xr.

Ein wahrhaft neues Werk, aus reinen vollen Quellen von der Hand eines Meister geschöpft, wichtig für die Kunst, und ein reichhaltiger Beitrag zur Geschichte des Kriegs von 1809. Der Hagelschlag am Tage von Regensburg, und der Waffensturm längs der Donau bis Wien hatten die Theilnahme der Zeitgenossen abgezogen von dem Heere, das unter Johann aus Innerösterreich über die Alpen und durch Wasserfluthen, auf dem classischem Boden, wo Eugen gegen Catinat, Wurmser und Alvinzy gegen Napoleon kämpften, in die Ebenen von Vicenza siegreich vordrang. Dieses Werk belehrt vollständig über den politisch militärischen Zusammenhang jenes Heeres mit dem Schicksal der Monarchie. Nach strategischen Gesichtspunkten, auf eine für die Militärgeographie höchst lehrreiche Landes-Naturbeschreibung gegründet, entwickelt der Verf. den Feldzugsplan mit tiefeindringender Kritik der verschiedenen Ansichten; als Eingeweihter in das innerste Wesen der Kunst entfaltet er das taktische

Gewebe der Bewegungen der Streitkräfte; als Theilnehmer zeichnet er das Bild des Waffenkampfs, mit scharfem Blick die vielfache Verkettung eines großen Schicksals in seinen bestimmten Ursachen und dessen Folgen zergliedernd; als kundiger Beobachter faßt er auf die psychologisch und die moralische Seite eines vaterländischen Kriegs, in welchem Volk und Staat, der Geist der Landwehr und die Ordnung des Heerwesens unter Oesterreichs Banner einmüthig stritten. Er sagt, wie das Cabinet dachte, wie Stadion, Saurau, Chasteler, Hormayr und viele Andre handelten, was Heerführer und Truppen thaten, was die Landwehr leistete, was die Insurrection bei Raab verschuldete! Für das tiefere Studium der Militärgeographie prüfe man die Zeichnung des Alpenlandes zwischen Steyermark und Italien, und die vieles berichtigende Darstellung des Krieges in Tyrol — dieser selbstständigen Festung! Das Schachspiel des Kriegs erkennt auch der Laie in dem Marsche über den Prebil, in der Stellung bei Caldiero, in der Schlacht bei Sacile, überhaupt in dem Vorrücken bis an die Etsch, und in dem Rückzuge nach Ungarn. Wie manches wird nicht aufgeklärt durch die erste richtige Beschreibung des Treffens an der Piave, durch die nähere Angabe der unglücklichen Ereignisse S. 135, welche auf den Feldzug nachtheilig einwirkten, durch die Bemerkungen über den Zeitpunkt bei Körmönd, über den Krieg am Raabfluß, und warum der Erzherzog Johann bei Wagram nicht mitfocht! Man darf dabei in den Beilagen die Briefe des Generals Grünne, des Grafen Stadion und des F. M. L. Mayer von Heldenfeld nicht übersehen. Und mitten unter den gründlichsten kriegswissenschaftlichen Erörterungen, wobei selbst schimpfliche Fehler und empörende Ausbrüche der Kriegswuth nicht verschwiegen werden, trifft man auf unbekannte Züge der Vaterlandsliebe, wie die der Bürger Preßburgs, und des Muthes, wie die der steyerschen Landwehr und Hummels Standhaftigkeit; unter den Thaten der Tyroler, Teimers, Speckbachers u. A. glänzt auch die eines tessiner Mädchens. Und was muß nicht der Oesterreicher und Deutsche fühlen bei der Vertheidigung von Sachsenburg, bei dem Falle des tapfern Wolfskehl, und bei der hochherzigen Aufopferung der Heldenjünglinge Hensel und Herrmann zu Predil und Malborghetto, in Zrini's Geist! — So wiegen diese Kriegsdenkwürdigkeiten ein Haupttheil aus dem Leben des Erzherzogs Johann — in der edlen Sprache der Geschichte erzählt, — auf die Memoiren der Feldherren aus Ludwigs XIV. Zeit.

VIII.

Geschichte Andreas Hofers, Sandwirths aus Passeyr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809. — Durchgehends aus Originalquellen, aus den militärischen Operationsplanen, so wie aus den Papieren Hofers, des Freiherrn v. Hormayr, Speckbachers, Wörndle's, Eisenstecken's, der Gebrüder Thalgutter, des Kapuziners Joachim Haspinger und vieler Anderer. gr. 8. 1817. 460 S. Preis 2 Thlr. 6 Gr. oder 4 Fl. 3 Kr.

Wir haben die Tage der Männer von Tyrol erlebt; London hat den „Wildschützen ohne Gleichen" den kühnen Speckbacher, mit Bewunderung empfangen; Deutschland hat Hofers blutigen Schat-

ten auf den Feldern von Leipzig versöhnt: aber noch wie wenig haben wir diese Geschichte bisher gekannt! Nur ein Augenzeuge durfte sie erzählen; Einer aus der heiligen Männerschaar! Ein geschichts-, staats- und kriegskundiger Mann, dabei stark und feurig wie der alten Barden Einer, und von hohem Sinn, wie die Helden des Plutarch, und voll Gemüth, wie der Schweizer Johannes von Müller! — Ein solcher Mann hat uns hier berichtet, was in Tyrol geschah. Und wer es lieset, der ruft aus: Ja, so mußte es seyn! Und der bekennt: alte Zeit ward wieder neu. Denn die Männer vom Rütli lebten auf in den Felsenringen Tyrols von Scharnitz bis Roveredo, und von Nanders bis Linz. Nicht mit Unrecht hat schon der Freiherr von Hormayr das Thal Passeyr, aus welchen der biedere Andreas Hofer hervor an die Spitze seiner Alpenbrüder trat, das tyrolische Schwyz genannt, so erscheint hier Landeck als das tyrolische Uri; Schlanders aber und Roseneck sind zu vergleichen: Unterwalden in und ob dem Kernwalde. Und wie weit hinaus glänzen die Spitzen dieser Alpen! Als Buonaparte von den Seealpen her bis über die julischen Höhen hingestürmt war, da brach sich allererst sein wogendes Glück an den tyroler Felsen, an „diesem Hause der Freiheit, welches Gott gegründet." — Solche Alpennatur des Bodens und seiner Bewohner leiht aber auch dem Geschichtswerke selbst sein eigentliches Gepräge. Es ist ein festes, derbes Gewebe aus wohlbegründeten Thatsachen, auf welches der Meister hingezeichnet hat die dreimalige Befreiung Tyrols, wie ein mit hoher tragischer Würde umgebenes Epos. Man sieht im sprechenden Abbilde hervorragen die Heldengestalten: Andreas Hofer, Joseph Speckbacher, Martin Teimer u. A. m. Man sieht das großartige Eingreifen in die Entwickelung, von dem herrlichen Fürsten, dem Erzherzoge Johann, von dem hochmuthigen Chasteler, von dem Alles geistig bewegenden Hormayr, und von allen ähnlichen Naturen. Man sieht aber auch das Bergvolk selbst, „als ein einzig Volk von Brüdern, das keiner Noth gewichen, noch Gefahr," wie es sich stürzt in den Kampf, ohne Anführer und Schlachtplan; wie die Jungfrau vom Gebirge herab dem Tode entgegentritt, und „der baierschen Dampfnudeln" lacht; wie der Hirt und der Wildschütze erringen den ans Fabelhafte gränzenden Sieg bei Prutz. — So erklärt das Buch, als ein würdiges Denkmal, das die Geschichte errichtet hat dem treufrommen Andreas Hofer und seinen hohen Streitgenossen, — die edle Rede des Freiherrn von Gagern, der bei Eröffnung des Bundestags Andreas Hofers dankbare Erwähnung that, seine gewaltsame Todesart eine Nationalbeleidigung nannte, und das Wort aussprach: „Hofers und der Seinigen Beginnen, hat einen bedeutenden Einfluß gehabt auf unser politisches Wiedererwachen und auf die lebendiger werdenden Gefühle für National-Unabhängigkeit!"

R.

R, der achtzehnte Buchstabe des deutschen Abc, und der vierte der s. g. Halblauter oder fließenden Buchstaben. Er gehört zu den Zungenbuchstaben und wird mit einer zitternden Bewegung der Zungenspitze gegen den Gaumen ausgesprochen.

Raab, Hauptstadt der ungarischen Gespannschaft gleiches Namens, am Einfluß der Raab in die Donau. Sie liegt angenehm, ist wohlgebaut, und hat 1600 Häuser, ein Schloß, 6 Kirchen, mehrere Vorstädte und 10,500 Einwohner, welche Weinbau, Seiden- und noch beträchtlichere Tuchweberei treiben. Raab ist der Sitz eines Bischofes und einer königlichen Akademie; auch ist hier ein katholisches Archigymnasium und ein evangelisch-lutherisches Gymnasium. Jährlich werden hier stark besuchte Jahrmärkte gehalten. Im Jahre 1809 fiel hier eine Schlacht zwischen der ungarischen Insurrections-Armee und den Franzosen unter Eugen vor, zum Vortheil der Letztern.

Rabanus oder Rhabanus Maurus s. Maurus.

Rabat, Disconto, Sconto (a. d. Ital.), in der Kaufmannssprache ein Abzug an Gelde, den der Käufer bei gewissen Waaren genießt, wenn er baar oder in kurzer Frist bezahlt. Die Berechnung des Rabats ist in den verschiedenen Handelsplätzen verschieden. In Hamburg und Amsterdam wird er auf hundert gerechnet, d. h. z. B. für 106½ Thaler Waare wird 100 Thlr. bezahlt. In Leipzig und in italienischen Handelsplätzen rechnet man ihn dagegen in Hundert und zahlt also da für 100 Thlr. Waaren nur 93½ Thlr.

Rabbaniten, oder Rabbiniten, auch Talmudisten, sind die Juden, welche neben dem alten Testament den Talmud (s. d. Art.) als symbolisch anerkennen, im Gegensatz den Karaiten oder Karäer, die ihn verwerfen. Die deutschen und polnischen Juden sind durchaus Rabbaniten.

Rabbi (Hebr., wörtlich Lehrer, Meister), bezeichnet einen Lehrer des jüdischen Gesetzes, insbesondre auch den Obersten oder Vorsteher einer jüdischen Schule (Synagoge). Man nennt die Rabbinen auch Rabbiner, und ihre Lehren Rabbinismus.

Rabbinische Sprache und Literatur. Als die Rabbinen von den Arabern aus Babylon, dem damaligen Sitze der jüdischen Gelehrsamkeit, vertrieben, sich in Europa und vornehmlich in Spanien niederließen, und zu Granada, Toledo, Barcelona, Cordova, Sevilla und Saragossa Schulen gründeten, fühlten sie sich bald durch die gelehrten und gründlichen Forschungen der Araber über die arabische Sprache aufgefodert, auch ihre Sprache, die aus dem Althebräischen in einen verdorbnen chaldäischen Dialect ausgeartet war, kritisch zu bearbeiten und in ihrer Reinheit möglichst wieder herzustellen. Sie suchten daher den biblischen Hebraismus wieder zur Schriftsprache zu machen, waren aber nicht im Stande, weder aus der

Grammatik alle chaldäische Formen auszuscheiden, da sie den Maßstab dafür bereits verloren hatten, noch sich auf die eigentlichen Bedeutungen der Wörter zu beschränken, da sie zur Bezeichnung so vieler neuer Begriffe nicht mehr hinreichten. So entstand eine neuere hebräische Schriftsprache, welche von den Rabbinen in Spanien, Portugal, Italien und Deutschland geschrieben, und deßhalb die rabbinische genannt wurde. Für ihre Erlernung sind eigne Grammatiken und Wörterbücher und andre Hülfsmittel (von Cellarius, Reland, von der Hardt, Tychsen, Buxtorf u. A.) ausgearbeitet worden, und allerdings belohnt der Reichthum der rabbinischen Literatur, den man unter andern aus den Uebersichten eines Buxtorf, Bartoloccius und Wolf kennen lernt, ein solches Studium. Wir begnügen uns, nur einige Schriftsteller aus der blühendsten Periode des Mittelalters aufzuführen. Als Grammatiker machten sich Aben Esra, David Kimchi (gest. um 1232), vornehmlich aber Elias Levita; durch ein (mehrmals gedrucktes) talmudisches Wörterbuch Nathan Ben Jechiel (1100) und durch ein hebräisches, welches lange in classischem Ansehn gestanden, David Kimchi berühmt. Der erste, der nach den Forschungen eines Aben Esra, Maimonides (geb. 1139, s. Maimon), Salomo Jarchi und David Kimchi eine größere kritische Arbeit, nämlich eine Revision des Pentateuchs, wobei die Masora seine Richtschnur war, vornahm, war zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts Meyer Hallevi (Haramah) aus Toledo; ihm folgte der Rabbine Menachem de Lonzano (dessen Or Torah mit dem Schete Jadoth Venedig 1618 gedruckt worden), und diesem Salomo Norzi, dessen Arbeit an Umfang und Gründlichkeit alle früheren übertraf. Unter den Auslegern des A. T. sind die bemerkenswerthesten der sprachgelehrte aber dunkle Aben Esra, der dunkle und an Sprachkenntnissen arme Salomo Jarchi (um 1180), Joseph Kimchi (um 1160), einer der gelehrtesten Juden, und sein Sohn, der oft genannte David Kimchi; Levi Ben Gerson (vor 1370) und Isaac Abarbanel (vor 1508). Maimonides suchte dem Inhalt seiner heiligen Nationalschriften durch philosophisch-theologisches Raisonnement zu Hülfe zu kommen; unter den vielen Commentatoren waren Raschi und er die vorzüglichsten. Zur Vertheidigung ihres Glaubens schrieben der genannte Levi Ben Gerson und Lipman aus Mühlhausen (1399). Um die Erdkunde der mittlern Zeit haben sich durch ihre Reisebeschreibungen verdient gemacht Moses Petachia aus Regensburg (vor 1187), Benjamin von Tudela (seit 1160), und Perizol aus Avignon (um 1550). Auch die Mathematik, Astronomie, Philosophie und Medicin wurden von den Juden, vornehmlich auf den Schulen der Araber in Spanien, mit großem Eifer studirt und bearbeitet; da aber von ihren wissenschaftlichen Werken wenig gedruckt ist, so müssen wir uns begnügen, den oft genannten Maimonides anzuführen, der als Philosoph Aristotelische und Platonische Philosophie mit der Cabbala und dem Talmud vermischt, in seinen medicinischen Werken aber (Aphorismi und De regimine sanitatis) sich als einen Anhänger Galens zeigt. M.

Rabelais (François), berühmt als humoristisch-satirischer Schriftsteller, Verfasser des Gargantua und Pantagruel, wurde zu Chinon um das Jahr 1483 geboren, wo sein Vater ein Gastwirth, nach Andern ein Apotheker war. Zu Fontenay-le-Comte (Fontenay-le-Peuple) trat er in den Franciscanerorden. Aber der Mangel an wahrer Gelehrsamkeit, den er hier be-

den frommen Vätern fand, verleidete ihm bald seinen Aufenthalt, um so mehr, da Neid und Verfolgungssucht sich gegen ihn waffneten, die er auch durch manche Spötterei reizte. Als er endlich einmal im jugendlichen Uebermuth einen Trupp tanzender Bauern mit ihren Musikern betrunken machte, letztern die Instrumente wegnahm und sie als Zeichen seiner Heldenthat in der Kirche aufhing, wurde er zu langem Gefängniß verurtheilt, aus dem ihn kaum die Entschlossenheit seiner Freunde befreien konnte. Bei Clemens VII. bat Rabelais nun um Erlaubniß, in einen andern Orden treten zu dürfen, erhielt sie, und begab sich in ein Benedictinerkloster (um 1523). Aber auch hier blieb er nicht lange, sondern ging als Weltpriester nach Montpellier, seine medicinischen Studien fortzusetzen, erhielt daselbst den Doctorhut, und lehrte und übte die Medicin. Reue oder Furcht ließ ihn bei Paul III. um Absolution wegen Verlassung des Klosters anhalten, die der Papst ihm auch gewährte. Eine Zeit lang lebte er nun als Canonicus zu Saint Maures des Fosses, wohin ihn sein Beschützer, der Cardinal Jean du Bellay, gebracht; endlich wurde er von diesem als Pfarrer nach Meudon versetzt. Er starb 1553 zu Paris. So sehr sich auch Voltaire gegen Rabelais Gargantua und Pantagruel erklärt, worin Rabelais den Geschmack seiner Zeitgenossen an abenteuerlichen Wunderscenen und die Unwissenheit der Mönche mit scharfer Lauge wäscht, so hat dieses Werk dennoch mannichfaltigen Werth und die darin vorkommenden Uebertreibungen des Niedrigkomischen muß man mehr dem Geiste der Zeit, in welcher Rabelais lebte, als seinem Geschmacke zurechnen, in dem er freilich weit hinter Cervantes geblieben ist. Rabelais gehört zu den Ersten, welche ihrer noch rauhen und übeltönenden Muttersprache Geschmeidigkeit und Ausbildung gaben. Boileau nannte ihn la raison en masque, und Roussau le gentil maître françois. Unter den ältern Ausgaben seiner Werke ist die von Le Duchat mit K. von Picart die beste (Amst. 1741. 3 Voll.); die neuste Paris 1798; sie ist in 3 Bänden mit 78 Kupferstichen, und in verschiednen Formaten. Johann Fischart (s. d. Art.) lieferte 1552 eine freie deutsche Bearbeitung des Gargantua und Pantagruel, welche mehrmals aufgelegt worden, 1785-87 aber unglücklich umgearbeitet von Eckstein (D. Sander in Kopenhagen) erschienen ist.

Rabener (Gottlieb Wilhelm), der bekannte Satiriker, wurde den 17ten September 1714 zu Wachau bei Leipzig geboren. Sein Vater war Besitzer dieses Dorfs und Anwald beim Oberhofgericht in Leipzig. 1728 bezog Rabener die Landschule zu Meißen, und sechs Jahre später die Universität zu Leipzig, wo er mit Gärtner und Gellert, die zugleich mit ihm studirten, ein enges Freundschaftsbündniß schloß. 1741 wurde er Steuerrevisor des leipziger Kreises, 1753 Obersteuersecretär in Dresden. Bei Schluß des siebenjährigen Kriegs ward er zum Steuerrath ernannt; welches Amt er aber nur acht Jahre bekleidete, da er den 22sten März 1771 am Schlage sein Leben endete. Rabener war achtungswürdig als Mensch und als Gelehrter. In seinen Satiren erlaubte er sich nie Persönlichkeiten, da seinen lautgeäußerten Grundsätzen nach der Satiriker zwar die Thorheiten züchtigen, nie aber hämische Seitenblicke thun, noch weniger seinen Witz an heiligen, oder durch alte Sitte ehrwürdig gewordnen Dingen auslassen darf. In der von Schwabe 1741 herausgegebnen Monatsschrift: Belustigungen des Verstandes und Witzes, trat Rabener zuerst als Satiriker auf. In der Folge

bereicherte er durch seine Theilnahme die durch **Gärtner, Cra mer, A. Schlegel, Ebert, Zachariä** und **Gellert** berühm gewordnen **Bremer Beiträge**. Die in beiden Zeitschriften enthal tenen Aufsätze von Rabener füllen die ersten zwei Bände seiner Schrif ten. Der dritte erschien 1752, betitelt: **Satirische Briefe** 1755 der vierte, in welchem sich neben mehrerm Andern, **Anto Pansa's v. Manche Abhandlung von den Sprüchwör tern** und das **Mährchen vom ersten April** findet. Durch di Belagerung von Dresden (1760) gingen mehrere von Rabener zun Druck bestimmte Papiere verloren. Nach seinem Tode erschienen di von ihm gesammelten **freundschaftlichen Briefe**, nebst eine kurzen Biographie des Verfassers, von **Christian Felix Weiß** (1772). Rabeners reicher und echter Witz, sein feiner Beobachtungs geist, seine heitere Laune, seine leichte und anziehende Darstellungs gabe und die correcte Eleganz seiner Schreibart erheben ihn über di meisten seiner Zeitgenossen; und wenn er dessen ungeachtet gegenwär tig weniger gelesen wird, so liegt wohl der Grund darin, daß man ches jetzt nothwendig veraltet und unpassend erscheinen muß, was da mals treffend und anziehend war. Seine sämmtlichen Schriften sin ins Französische und Holländische, Einiges davon ins Englische Dänische und Schwedische übersetzt worden.

Rabulisten (Rechtsverdreher, Zungendrescher, Ränkemacher) werden besonders die Juristen genannt, die ihre oberflächlichen Gesetz Kenntnisse dazu anwenden, das Recht in Unrecht zu drehen, un durch Wortklaubereien den Gang einer Rechtsangelegenheit zu ver zögern, wenn sie auch in der Hauptsache nichts zu ändern vermögen von dem schlecht lat. rabula.

Rabutin (Roger, Graf von Bussi), wurde 1618 zu Epir geboren, und war ein Enkel des Grafen François von Bussi-Rabutin der sich durch seinen Commentaire sur les faits des guerres en l Gaulebelgique entre Henri II. et l'Empereur Charles V. bekann machte. Frühzeitig diente er im Regimente seinen Vaters mit Ruhm und erhielt ansehnliche militärische Stellen. 1665 wurde er Mitglie der französischen Akademie, und bald erschien nun seine Histoir amoureuse des Gaules, ein Werk, welches die Galanterien zwei am Hofe sehr angesehener Damen der Welt bekannt machte. S großen Beifall diese Schrift im Publicum sowol durch ihren zierliche Styl, als durch ihren Witz fand, so verderblich ward sie ihrem Ver fasser. Ludwig XIV., der Rabutin ohnedieß abgeneigt war, ließ ih zuerst in die Bastille setzen, dann auf seine Güter verweisen. Au diesem ihm langweiligen Exil schrieb Rabutin eine Menge Briefe a den König, welche aber ohne Wirkung blieben. Aus Verdruß, un um nicht in der Welt vergessen zu werden, machte er nun auf **Boi leau's Epistel über den Rheinübergang Ludwigs XIV** satirische Bemerkungen, bat aber Boileau durch einige Freunde wiede um Verzeihung, als dieser sich anschickte, ihn dafür zu züchtigen Nach 17jähriger Verweisung erhielt Rabutin endlich die Erlaubniß, i die Hauptstadt zurückkehren zu dürfen; da ihn aber Ludwig fortwähren geringschätzig behandelte, so ging er bald wieder in seine Einsamkei nach Chazen zurück, wo er sich fortan aufhielt. Zu den seltsamen Ein fällen, mit deren Ausführung er sich hier beschäftigte, gehört die Ein richtung einer Gemähldegalerie, bestehend aus Bildnissen von Zeit genossinnen, die er mit satirischen Inschriften versah. (Millin, i seiner Reise in die mittäglichen Departements von Frankreich, gib

über diese sonderbare Sammlung Aufschluß.) Er starb 1693 zu Autun in einem Alter von 75 Jahren. Ist auch seinen Schriften, besonders seinen Memoiren, Geist, Witz und eleganter Styl nicht abzusprechen, so war doch Rabutin als Mensch nicht achtungswerth, da er von seinen Talenten keinen würdigen Gebrauch machte, und Eitelkeit die Triebfeder aller seiner Handlungen war.

Racan (Honorat de Bueil, Marquis de), geboren 1589 von einer adeligen Familie in Touraine, wurde in seiner Jugend als Page bei dem König von Frankreich angestellt. Durch den Umgang mit Malherbe erlangte er Liebe und Kenntniß der Poesie, und machte sich besonders durch seine Hirtengedichte (Bergeries de Racan, Paris 1635, 8.) bekannt. Sie gehörten unter den ältern Gedichten dieser Art, vor Segrais Zeit, zu den besten, und selbst Boileau rühmte sie, und behauptete, daß Racan mehr Genie als Malherbe, dessen Nachahmer er nur zu oft war, besäße. Nachdem Racan längere Zeit Kriegsdienste geleistet hatte, verheirathete er sich, und widmete sich ganz den Musen. Eine Lebensbeschreibung Malherbe's, mehrere Briefe und jene Hirtengedichte sind die vorzüglichsten Producte seines Fleißes. Eine der neuesten Ausgaben seiner Schriften sind die Oeuvres de Racan, welche zu Paris 1784 in 2 Duodezbänden herausgekommen sind.

Racen der Menschen, s. Mensch.

Racen der Thiere sind Verschiedenheiten einer Thierart, welche von climatischen Verhältnissen, Lebensweise, Abstammungen abhängen und sich gleichbleibend fortpflanzen. Da bloß das, was unausbleiblich an- und fortartet, den Racenunterschied bildet, so kann bei den Thieren nur das Eigenthümliche der Gestalt als solcher angenommen werden. Diese charakteristische Gestalt ist ein in ihren Zeugungen sich fortpflanzendes sicheres Kennzeichen der verschiedenen Racen, das nur durch Vermischung mit andern Racen nach und nach sich verliert und in andre Formen übergeht. — Stärker als auf den Menschen, der auch hierin freier und erhabner über äußere Motive dasteht, als das Thier, wirkt auf die Thiere der Einfluß des Clima's und der Lebensweise; und wenn der Mensch in fremden Zonen durch viele Zeugungen hindurch die Kennzeichen seiner Stammrace bewahrt, so schwinden diese oft schon in der dritten und vierten, ja selbst in der zweiten und ersten Zeugung beim Thiere fast gänzlich. Aber auch bei Nichtveränderung des Aufenthalts und der angewöhnten Lebensweise zeigt sich ein auffallender Gegensatz der menschlichen und thierischen Körperbeschaffenheit in Hinsicht auf Vererbung ihrer Art auf ihre Nachkommen. Stets nämlich erbt das Kind die Hautfarbe seiner Aeltern, nicht immer gerade ihre körperliche Gestalt und Bildung; das junge Thier dagegen trägt immer die eigenthümlichen Körperformen seiner Erzeuger, nur manchmal ihre Farbe davon. Bei dem Thier also prädominirt völlig die Gestalt des Körpers; beim Menschen, in welchem eine höhere Intelligenz eintritt, verliert der Körper sein entscheidendes Uebergewicht, und die weniger substantielle Farbe ist es, die ihn nothwendig an seine Stammrace bindet. In der Zahl der Racen stimmen die Naturforscher nicht überein; Kant nahm 4 an.

Racine (Jean). Dieser große und gewissermaßen vorzüglichste französische Tragiker wurde zu Ferté-Milon geboren und erhielt seine Erziehung in der Abtei Port-Royal des Champs. Schon hier zeigte sich seine Liebe zu den Werken alter

dramatischer Dichtkunst, und zum Theil die Richtung, die sein Geist einst nehmen würde. Unter den griechischen Tragikern war Euripides sein Liebling, den er mit solchem Heißhunger las, daß er alle Freistunden bei und mit ihm zubrachte. Aus der Abtei Port-Royal kam Racine in das Collegium Harcour, wo er seine Studien vollendete. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er mit einer, auf die Vermählung Ludwigs XIV. gedichteten Ode: La Nymphe de la Seine. Von Colbert unterstützt, erwarb dieses erste Product seiner Muse ihm vom Hofe ein Jahrgeld von 600 Livres und ein Geschenk von 100 Louisd'or. Von nun an in Paris lebend, widmete sich Racine ganz der Dichtkunst, und fing an, sein bedeutendes dramatisches Talent zu entwickeln. 1664 erschien sein erstes Trauerspiel: La Thebaide ou les frères ennemis, und erhielt, obgleich noch weit entfernt von der Vollkommenheit seiner späteren Werke, damals doch vielen Beifall. Er hatte in demselben sich noch Corneille zum Vorbild genommen; bei den folgenden ging er mehr den eignen Weg. Sein Alexander (1666), den Corneille nicht günstig beurtheilte, fand fast allgemeinen Beifall in Paris, noch mehr Andromache (1668). Von jetzt an wurde Racine von seinen Landsleuten fast durchgängig dem früher für unerreichbar gehaltenen Corneille vorgezogen, wozu hauptsächlich seine leichtere und wohlklingende Versification, und die in seinen mehr als in Corneille's Stücken hervorstechende Schilderung zärtlicher Liebe beitrug, die aber freilich fast ganz den Stempel seiner Zeit und Umgebung trägt. Kurz nach Erscheinung der Andromache war es, als Racine von dem bekannten Demaret de St. Sarlins, der Dichter und Seher war, oder zu seyn sich einbildete, mit allen andern Theaterdichtern als ein ruchloser Seelenvergifter aufgeführt wurde. Diese sonderbare Art von Beschuldigung veranlaßte Racine zu Abfassung einiger Briefe, in denen er sich mit Feinheit und Geist gegen Demaret und die Geistlichen überhaupt vernehmen ließ, die er aber auf Boileau's Rath wieder zurücknahm, wiewohl er nicht verhindern konnte, daß sie im Publicum bekannt, und von den Jesuiten mit besonderm Lobe aufgenommen wurden, da sie gegen andre Ordensgeistliche gerichtet waren. So sehr besonders Andromache gefiel, so entging doch Racine nicht einer oft ungerechten oder abgeschmackten Kritik, wie das Beispiel des Marschalls Crequi und des Grafen von Olonne zeigt, die, traurig genug! an dem letztgenannten Stücke hauptsächlich zu tadeln fanden, daß es zu romantisch sey. Beide fertigte Racine mit einem Epigramm ab. Einen schwerern Kampf hatte er aber mit St. Evremont zu bestehn, der zu damaliger Zeit, man könnte sagen, das Amt eines Obergeschmacksrichters in Frankreich eben nicht zu seinem Ruhm verwaltete. Berenice, Britannicus, Bajazeth, Mithridat, Iphigenia, Phädra, Athalie sind die übrigen Stücke, welche Racine's Ruhm dauernd begründeten. Nebst Boileau wurde Racine von Ludwig XIV. aufgefodert, die Geschichte seiner Regierung zu schreiben; doch kam er darin nicht sonderlich weit, und als in der Folge mißverstandene Frömmigkeit den sonst so eifrigen Dramatiker von seiner Bahn abzog, auf die ihn nur das Verlangen der Frau von Maintenon zurück führte, verirrte sich Racine so weit, eine Esther zu schreiben, obgleich dieses Stück gerade bei seinem Erscheinen an dem damals in Frömmelei versunkenen Hofe mit ganz außerordentlichem Beifall gegeben wurde. So schön und sonnenhell im Strale der Hofgunst Racine's Leben bisher dahin geflossen war, so sehr trübte es

sich gegen das Ende; und der gleichsam nur in der Hofluft und Gnade seines Königs lebende Dichter starb, man kann sagen, am gebrochenen Herzen, da dieses sein Element ihm entzogen wurde. Dieses Schicksal zog ihm ein Auftrag der Maintenon zu, die ihn angetrieben, die Lasten des unter der Eitelkeit und Verschwendung des vierzehnten Ludwigs seufzenden Volkes in einer Abhandlung zu schildern, die natürlicher Weise nicht verfehlen konnte, den Unwillen eines Königs zu reizen, der nur an Weihrauch gewöhnt war. Racine starb den 22sten April 1699. Mit Uebergehung seiner übrigen weniger ausgezeichneten Schriften, wollen wir hier nur anführen, was Racine mit Recht hohen Ruhm und Unsterblichkeit erwarb, und ihm die Anerkennung der Ausländer verschaffte, wenn diese gleich nicht in das ausschließende Lob einstimmen können, das sein Volk, in diesem Punkt besonders eng begränzt, ihm zollt. Keiner seiner Landsleute hat wie er die französische Sprache so in der Gewalt gehabt; und die Anmuth und der Wohlklang seiner Verse lassen den Kritiker oft die andern, mehr in dem Wesen der französischen Dramaturgie überhaupt, als in Racine begründeten Fehler übersehen. Es gehört überhaupt nicht wenige Kenntniß der tragischen Bühne der Franzosen und der sie beengenden Regeln dazu, um das, was Racine leistete, gehörig zu würdigen; denn wenn gleich das Trauerspiel eine der glänzendsten Seiten in der poetischen Literatur der Franzosen ist, so kann doch nicht verhehlt werden, daß dieselbe gegen die dramatischen Erzeugnisse anderer neuerer Völker gehalten, gar manche Schattenseite bietet. Durch die in Wahrheit falsch verstandenen und erklärten sogenannten Aristotelischen drei Einheiten ist dem französischen Trauerspiel gleichsam ein Reifrock oder spanischer Mantel angethan worden, in dem es, mit Steifheit sich bewegend, in den Augen aller Unbefangnen eine Kälte erhält, von der selbst das entschiedene Dichtertalent eines Racine, Corneille u. A. es nicht hat heilen können. Wir begnügen uns anzudeuten, welchen Einfluß jene Fesseln auf die Stücke Racine's hatten. Da unter andern verkehrten Meinungen auch die in Frankreich herrschend geworden war, daß die eigne Nationalgeschichte sowohl, als die Geschichte anderer gleichzeitiger Völker keinen würdigen Stoff für die Tragödie biete, so war der französische Tragiker genöthigt, den Stoff zu seinen Werken aus der römischen, griechischen und anderer uralten Zeit zu holen. Da aber ferner die französische Sitte foderte, daß alles mit möglichster Galanterie und Abgeschliffenheit vorgestellt werde, so entstand hieraus die uns mit Recht abgeschmackt vorkommende Sonderbarkeit, daß die griechischen und römischen Heroen in ziemlich geschraubten Phrasen und Wendungen sprachen, wodurch sie eher den Anti-Chambremenschen Ludwigs XIV. als den Sieger am Granicus und die Zerstörer von Troja vernehmen ließen. Was diese uns auffallende und widerstrebende Unnatur noch vermehrte, war, daß der Regelzwang der französischen Bühne alle freiere Lyrik, ja selbst den Anstrich der Romantik, verpönte, und die dadurch entstehende Lücke in dem aus der Mythologie und Heroengeschichte genommenen Stoffe durch ein geschrobenes, spitzfindig philosophirendes Raisonnement zu ersetzen suchte, welches natürlich zur Erkältung des Ganzen nicht wenig beitragen mußte; so wie die ängstliche Beobachtung einer höfisch zierlichen Anständigkeit nicht selten zu den merkwürdigsten Veränderungen des gegebnen Stoffes Veranlassung gab. Der schöne Weg, den Corneille in seinem Cid eingeschlagen, wurde zu früh von den Franzosen verlassen, und nur zu oft zeigt die Bahn, welche sich die

französische Tragödie brach, den mühseligen Kampf, den der Dichter der auf einem höfisch zugeschnittenen Kothurn einherwandeln soll, zu bestehen hat, mit der historischen Prosa. Merkwürdig ist hierbei noch daß die französische Dramaturgie, die ihren Dichtern verbot, des Mittelalters schöne, von Liebe und Romantik erfüllte Stoffe zu bearbeiten, ihnen gestattete, der Muselmänner sinnlich rohes Leben zum Vorwurf zu nehmen, das dann aber ebenfalls französirt wurde, und in noch seltsameren Gestalten als die Heroenzeit der Griechen zum Vorschein kam. Welchen in der That komischen Anblick die Helden des Alterthums auf der französischen Bühne damals müssen gewährt haben, erhellt schon daraus, daß sie in der zu jener Zeit üblichen Hoftracht erschienen und sich überhaupt so benahmen, daß wahrhaft mit Recht Schiller sie, persiflirend, mit den alten nürnberger Gemählden von Königen und Kaisern vergleicht, die mit Krone und Scepter sich ins Bette legen. (Vgl. Franz. Literatur.) Dieses Alles kann nicht dazu dienen, Racine's gewiß der höchsten Anerkennung werthes Verdienst herabzusetzen, sondern muß es im Gegentheil erhöhen, wenn man bedenkt, was er unter solchen Verhältnissen dennoch leistete. Wie schon bemerkt, war er unübertrefflich in wohlklingender Versification und in Anmuth des Ausdrucks, und benutzte mit großer Kunst den engen Spielraum, der dem französischen Tragiker freigelassen war, zu Steigerung des Gefühls und der Handlung; auch verdienen seine zarten Schilderungen der Liebe meisterhaft genannt zu werden. Eben so ist weder vor, noch nach ihm die Sehnsucht eines durch widersprechende Leidenschaften krankhaft bewegten Gemüths treffender geschildert worden, als von ihm. Wenn in der Thebaide und in dem Alexander die Anschmiegung an sein Vorbild, Corneille, noch sehr sichtbar ist, so tritt er dagegen in eigner, freier Dichterkraft in der Andromache auf, die mit allen ihren Schwächen und Inconsequenzen dennoch bezeugt, was in ihm wohnte. Als am meisten historisch richtige Schilderung verdient sein Britannicus genannt zu werden, so wie Bajazeth am meisten dagegen verstößt, ein Stück, welches unter die weniger gelungnen des Dichters zu rechnen ist. Ein gleiches Urtheil würde seinen Mithridat treffen, wären nicht einige Scenen und Gestalten dieses Trauerspiels sehr vollendet zu nennen. Seine Phädra ist uns Deutschen durch die Uebersetzung und Bearbeitung Schillers näher gerückt worden, als des Dichters andre Stücke, doch bekennen wir, daß sowohl diese deutsche Phädra als die ursprüngliche von Racine das nicht ganz gewährt, was von einem solchen Stoff zu erwarten erlaubt ist; was noch mehr von seiner Iphigenia gilt, in welcher die griechische Heldenzeit noch geputzter und modernisirter erscheint, als in dem erst genannten. In der Athalie hat Racine den ganzen Umfang seiner Dichterkunst dargelegt; und gerade dieses Stück war es, welches die wenigst günstige Aufnahme in Frankreich gefunden hat. Sein schon erwähntes Trauerspiel Esther verdient neben den bisher genannten keinen Platz, sondern zeigt nur, wie auch ein reicher und schöner Geist sich verirren kann. F. G.

Racine (Louis), des Vorherigen Sohn, zu Paris 1692 geboren. Obgleich Boileau dem jungern Racine, der seinen Vater früh verlor, die Beschäftigung mit der Dichtkunst ganz widerrieth, so konnte dieser dennoch sich nicht enthalten, mit den Musen Umgang zu pflegen, und schrieb ein Gedicht: de la Grâce, das, wenn auch nicht durch hohen Dichterschwung, doch durch einen leichten und zierlichen

Versbau sich vortheilhaft auszeichnet. Den anfangs erwählten geistlichen Stand verließ der jüngere Racine, gerade so wie sein Vater, späterhin, und erhielt auf Verwendung seines Gönners, des Cardinals Fleury, eine Stelle bei der Finanzverwaltung. Außer jenem Gedicht schrieb Racine noch ein andres an die Religion und mehrere Oden. Ersteres wurde von J. J. Rousseau mit verdientem Lobe erhoben. Eine Lebensbeschreibung seines Vaters und ziemlich weitschweifige Bemerkungen über dessen Dramen, und eine Uebersetzung von Miltons verlornem Paradiese sind die übrigen schriftstellerischen Erzeugnisse Racine's, der 1763 nach mehrjähriger tiefer Trauer um den Verlust eines hoffnungsvollen Sohnes, welcher in der 1755 zu Cadix Statt gehabten Ueberschwemmung umgekommen war, starb. Ein sehr lobenswerther Zug in L. Racine's Charakter war Bescheidenheit und hohe Verehrung für seinen Vater. Man erzählt von ihm, er habe sich einst mahlen lassen, mit dem Finger auf die aufgeschlagne Stelle aus der Phädra zeigend: Moi, fils inconnu d'un si glorieux père.

Racknitz (Joseph Friedrich, Freiherr zu). Der vormalige Hofmarschall des Churprinzen Friedrich Christian von Sachsen, Gallus Maximilian, Freiherr zu Racknitz, war einer der würdigsten Männer, mit mannichfachen Kenntnissen ausgerüstet. Im J. 1744 am 3ten November wurde ihm ein Sohn, Joseph Friedrich, geboren, dessen Erziehung er aber nur zum Theil vollenden konnte, da er bereits im J. 1758 starb. Seine Gattin aber, eine geborne Gräfin Flemming, eine der trefflichsten Frauen der damaligen Zeit, pflegte den schönen Keim ferner, der in dem hoffnungsvollen Knaben lag, und unter ihrer Leitung wuchs derselbe zum Jungling herauf. Welche schöne Anlagen sich unter der Hand einer solchen Mutter entfalten konnten, läßt unter andern der Umstand vermuthen, daß Friedrich der Einzige selbst diese treffliche Frau ehrte und achtete, in traulichem Briefwechsel mit ihr stand, und noch im siebenjährigen Kriege, aus früherer Achtung, dem Landgute, auf dem die Familie damals lebte, besondern Schutz angedeihen ließ. — Joseph Friedrich, Freiherr zu Racknitz, trat nun in seinem 17ten Jahre in Militärdienste, und wohnte den Feldzügen von 1761 und 1762 in der sächsischen Armee bei. Nach dem hubertsburger Frieden ward er als Premierlieutenant bei der damaligen churfürstlichen Leibgrenadiergarde angestellt, und 1768 zum churfürstlich sächsischen Kammerjunker ernannt. Mehr und inniger nunmehr den Musen vertraut geworden, verließ er im Jahr 1769 die Kriegsdienste, wurde 1774 Kammerherr, und 1790 Hausmarschall am churf. sächs. Hofe. Der Verlust seiner theuern Mutter machte jedoch eben auch dies Jahr zu einem der traurigsten seines Lebens. — Sein Landesherr gab ihm fortdauernde Beweise seiner Zufriedenheit und Achtung, und so ernannte er ihn später zum Hofmarschall, indem er ihm dabei das Directorium über die musikalische Capelle und die beiden königlichen Theater übertrug, beförderte ihn sodann zum Oberküchenmeister, und endlich 1809 zum ersten Hofmarschall, einer der angesehensten Stellen, zu welcher den Mann von Kenntnissen Anhänglichkeit und Treue führen können. — Er verband sich mit der zweiten Tochter des unlängst verstorbenen Freiherrn von Bülow, zuletzt dänischen Gesandten am sächsischen Hofe, und begründete dadurch das höchste Glück eines thätigen, dem Vaterlande und den Wissenschaften und Künsten geweihten Lebens. — Diese letzte Rücksicht ist es besonders, welche den Namen des Freiherrn zu Racknitz diesen Blättern einverleibt, als ein nachahmenswürdiges Beispiel, wie Adel der Geburt mit Adel des Herzens und Ausbildung des

Geistes sich vereint. Seine Schriften sind folgende: 1) Briefe übe Carlsbad und die Naturproducte der Gegend, Dresden, Richte 1788; 2) Ueber Kempelens Schachmaschine, ebendaselbst, 1789; 3 Schreiben an einen Freund über den Basalt, ebendaselbst, 1790; 4 Briefe über die Kunst an eine Freundin, mit Kupfern, 1792, folg 4.; 5) Darstellung und Geschichte des Geschmacks der vorzüglichste Völker, in Beziehung auf die innere Auszierung der Zimmer und au die Baukunst, Leipzig, Göschen, 1796, 4., mit vielen Kupfern; 6 Versuch zu Beurtheilung einiger Gemählde der königlich sächsischen Ge mählde ammlung, Dresden 1811, mit Kupfern; 7) Skizze eine Geschichte der Künste, besonders der Mahlerei in Sachsen, Dresder 1812. Unter diesen zeichnet sich besonders das Nr. 5 aufgeführte kost bare, von großer Belesenheit, Beurtheilung und Geschmack zeugende und mit trefflichen Kupfern geschmückte Werk aus, welches als da erste in diesen Untersuchungen den Namen des Verfassers gewiß auf di Nachwelt bringen wird. — Interessant waren die verschiedenen Samm lungen, welche der Freiherr zu Racknitz noch besaß, nachdem eine seh ausgezeichnete Reihe von Mineralien dem königl. Cabinet für Natur wissenschaft vor einigen Jahren einverleibt wurde. Mit Vergnüge zeigte der liberale Besitzer seine Insectensammlung, die Collection in und ausländischer Hölzer, bedeutende Herbaria, und besonders ein sehr reiche Kupferstichsammlung den gebildeten Einheimischen un Fremden vor, während seine vielfachen Kenntnisse die Unterhaltung be lebten. Mit jugendlichem Feuer arbeitete der edle Greis noch im Ge biete der Wissenschaft und Kunst fort, und das Publicum hatte noc manche gemeinnützige Schrift von ihm zu hoffen, als er 1818 starb Wr.

Radcliff (Miß Anna), eine in England vielgelesene Schrift stellerin, deren abenteuerliche Romane durch Uebersetzungen auch be uns bekannt geworden sind. Wahrscheinlich haben Cagliostro's Gau keleien in Paris den wilden Flug ihres Hippogryphen veranlaßt. Ihr Erzählungen wollen durch schauerliche wunderbare Ereignisse und Ge stalten bloß die Phantasie beschäftigen, und dadurch ein spurlos vor übergehendes Vergnügen gewähren. Da es ihr indeß keineswe an Erfindungs- und Darstellungsgabe fehlt, so befriedigen ihr Romane: Die nächtliche Erscheinung im Schloss Mazzini — Udolpho's Geheimnisse — das Grab (wahr scheinlich auch von ihr) u. a. m., allerdings wenigstens Leser, di sich mit solcher Unterhaltung zu begnügen gewohnt sind. — Uebri gens läßt sich schon vermuthen, daß ein so romanhafter Geist i einem weiblichen Körper auch im Leben manches Abenteuer gewag haben werde. Allein sowohl der Zweck dieser Blätter, als auch di ihrem Geschlecht schuldige Delicatesse verbieten uns, ausführliche bio graphische Nachrichten von dieser Schriftstellerin zu geben. —dt.

Radegast, Redegast, Ridegast, eine altdeutsche Gottheit, di besonders bei den Obotriten (heutigen Meklenburgern) verehrt wurd. Mit einem Vogel auf dem Haupte, einem Ochsenkopf auf der Brus Schild und Speer in der Hand, wurde er gewöhnlich abgebildet.

Radiren, s. Kupferstecherkunst.

Radius (Halbmesser), s. Diameter.

Radzivil, ein sehr altes polnisches Geschlecht, welches seine Ursprung von Narimund, Großherzog von Litthauen, herleitet, un 1515 vom Kaiser Maximilian I. in den Reichsfürstenstand erhobe wurde. Es besitzt in dem Königreiche Polen, und besonders im eh

maligen Großherzogthume Litthauen, bedeutende Herzog- und Fürstenthümer, als Slutzk, Nieswics, Birze, Dulimki, Kletzk, Olyka, Koryl u. s. w. und theilt sich in vier Linien, von denen die der Ordinaten zu Kletzk, und der zu Birze die bekanntesten sind. Fürst Michael, aus der Klezkischen Linie, der vorhin mehrere Würden im ehemaligen Großherzogthume Litthauen bekleidete, ist Besitzer von Nieborow, fünf Posten von Warschau. Sein zweiter Sohn, Fürst Anton Heinrich, (geb. 10ten Juli 1775) vermählte sich (1796) mit der Prinzessin Louise, einzigen Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen, und wurde im Jahre 1815 von dem Könige zum Statthalter des Großherzogthums Posen ernannt. Er residirt zu Posen.

Raffiniren heißt, in der Chemie, das Feinmachen, Reinigen, Läutern gewisser Substanzen. Jedoch wird dieser Ausdruck nicht bei allen solchen chemischen Prozessen gebraucht, sondern hauptsächlich nur bei Läuterung des Zuckers (daher Raffinade), des Camphers und des Tinkels, oder rothen Borax. Eine nähere Angabe der bei dem Zucker nöthigen Procedur des Läuterns findet sich unter dem Artikeln **Zucker**.

Raggion (Ragione) bedeutet unter andern auch eine Handelsgesellschaft, so viel als **Firma** (s. d. Art.).

Ragoczy, s. **Rakotzi**.

Ragusa, ein ehemaliger kleiner Freistaat am adriatischen Meere, der, im sechsten Jahrhundert bereits sich gegründet und unter allen Stürmen der Zeit sich erhalten hatte, bis in unsern Tagen durch die von Frankreich ausgehenden gewaltigen Erschütterungen auch er sein Ende erreichte. Die Religion der Bewohner des kleinen, größtentheils gebirgigen Gebiets längs des adriatischen Meeres (welches auch mehrere Inseln und überhaupt 17 Quadratmeilen mit 31,000 Einwohnern begreift) ist die römischcatholische, ihre Sprache ein Gemisch von Sclavonisch und Italienisch. Ihre Regierungsverfassung, an deren Spitze ein **Rector** stand, war aristokratisch, und nach dem Muster der vormaligen venetianischen eingerichtet. Vor ihrem Umsturz stand die Republik unter dem Schutz und Schirm des türkischen Kaisers; jetzt gehört sie, nachdem sie eine Zeit lang dem französisch-italienischen Reiche einverleibt war, zu dem österreichischen Staate, und bildet einen Kreis des zu diesem Staate gehörigen Königreiches Dalmatien. — Die Stadt Ragusa, jetzt die Hauptstadt dieses Kreises und die vormalige Hauptstadt der Republik, ist befestigt, und liegt am Fuße eines hohen kahlen steilen Berges, auf einer Halbinsel des adriatischen Meeres. Sie hat breite, regelmäßige Straßen, einen prächtigen Pallast, vormals die Residenz des Rektors, 1200 Häuser und 8000 Einwohner, welche, außer einigen Fabriken in Seide und Tuch, Schiffbau und Handel betreiben. Der Hafen, welcher der Stadt unmittelbar zugehört, ist klein, aber desto schöner und geräumiger ist der nördlich gelegene Hafen von Gravosa. Die Stadt erhält ihr Wasser durch eine Wasserleitung.

Rah, Raa, wird bei Seeschiffen die am Maste querlaufende Stange genannt, an der das Segel befestigt ist. Nach Verschiedenheit der Segel wird sie Fock-Rah, Besan-Rah u. s. w. genannt; gewöhnlich wird mit diesem Wort aber nur die Stange des großen Hauptsegels am Hauptmaste bezeichnet.

Raitzen, Rätzen, oder eigentlicher **Rascier**, sind ein Volk slavischen Stammes, das in Servien und Illyrien seine Wohnplätze

hatte, gegenwärtig aber sich auch in Sclavonien, Niederungarn, Siebenbürgen, der Moldau und Wallachei ausgebreitet hat. Im neunten Jahrhundert wird ihrer schon als eines kleinen Volksstammes gedacht. Leopold I. nahm viele Raitzen in seine ungarischen Staaten auf, wo sie bis dahin wüste Ländereien anbauten. Viele von ihnen sind zur catholischen Kirche übergetreten und werden jetzt **Unirte** genannt; die, welche dem griechischen Ritual treu geblieben sind, nennen sich Altgläubige und stehen in Religionsangelegenheiten unter dem Metropoliten zu Carlowitz. Fälschlich werden daher die Raitzen mitunter Griechen genannt, mit denen sie nur zum Theil die Religion gemein haben, durchaus aber nicht stammverwandt sind.

Rajah heißen die Stammfürsten der Hindus, die vor der Eroberung der Mongolen, und zum Theil auch noch, doch jetzt größtentheils von den Europäern abhängig, die einzelnen Länder Hindostans regieren. Sie sind aus der Caste der Zschettri's (s. d. Art. **Caste** und **Hindostan**). Auf den ostindischen Inseln, besonders im Innern derselben, wo die Waffen fremder Eroberer noch nicht haben eindringen können, finden sich noch viele völlig unabhängige indische Stammfürsten oder Rajahs.

Rakauischer Katechismus, s. **Socinianer**.

Rakete ist in der Feuerwerkskunst eine Gattung von Lustfeuer, welches bombenmäßig mit einem langen feurigen Schweif in die Höhe steigt und dann mit einem Knall verlischt, ein Strahlfeuer. Die nach ihrem Erfinder s. g. **Congreveschen Raketen** (s. d. Art. **Congreve**) bestehen aus einer eisernen hohlen Kugel, an welcher eine blecherne Büchse mit vielen Löchern befestigt ist, ein langer Stock dient zur Erhaltung der Richtung. Das Gestell zum Werfen ist eine große von Pferden gezogene Maschine mit zwei nach allen Richtungen beweglichen Rinnen. Sobald die Kugel in die Rinne gelegt und entzündet worden, geht sie mit furchtbarem Getöse etwa 1000 Schritte fort, während aus den Löchern der Büchse ein beständiger Feuerstrom aussprüht. Die ausströmende Masse ist pechartig, hängt sich an jedem Gegenstande fest, ist fast nicht zu löschen und brennt bis auf den Knochen durch. Nach etwa zehn Minuten zerspringt die Kugel selbst, wie eine Granate.

Rakotzi oder **Ragoczy**, eine berühmte fürstliche Familie in Siebenbürgen, die einige Zeit hindurch dieses Fürstenthum beherrscht, sich um die religiösen und politischen Rechte der Siebenbürgen hochverdient, aber dem österreichischen Kaiserhause oft sehr furchtbar macht. **Siegmund Ragoczy** war aus jenem Geschlechte der erste Fürst von Siebenbürgen (von 1606 — 1603). Sein berühmter Sohn und Nachfolger **Georg I.** verband sich im 30jährigen Kriege mit den Schweden und errang für seine protestantischen Glaubensgenossen (1645) einen Frieden, der ihnen über 90 entrissene Kirchen und viele verlorne Freiheiten zurückgab. Er starb 1659. Georgs Enkel, Franz Ragoczy, lebte im Privatstande auf seinen Gütern bis 1697. Kaiser Leopold I. ließ ihn aber, wegen angeblicher Unterhandlungen mit Ludwig XIV. von Frankreich, festsetzen; er entwich jedoch (1701), wurde darauf geächtet, und beschloß aus Rache, die Ungarn von Oesterreichs Herrschaft zu befreien. An der Spitze von 100 000 Mißvergnügten, die er zusammengebracht hatte, machte er große Fortschritte, weil ihm der Kaiser wegen des spanischen Erbfolgekrieges keine zureichende Heeresmacht entgegenstellen konnte. Bald hatte er den größten Theil Ungarns und Mährens erobert, viele Festungen genommen, und nahte sich mit raschen Schritten den Thoren Wiens. Vergebens suchte jetzt Leopold d

Frieden herzustellen, der unerschütterliche Ragoczy foderte, daß Ungarn in ein Wahlreich verwandelt, alle tolerirten Religionen in ihren Freiheiten hergestellt, ihm die Fürstenwürde über Siebenbürgen zuerkannt, und ihm und seinen Anhängern alle confiscirten Güter ihrer Väter zurückgegeben werden sollten. Marlboroughs und Eugens Sieg über die vereinte französisch-bayersche Armee bei Hochstädt setzte den Kaiser in Stand, dem Fürsten Ragoczy, der noch immer Siebenbürgen nicht ganz erobern konnte, eine größere Heeresmacht entgegenzustellen. Aber schon während der Rüstung dazu starb Leopold (1705), und sein Sohn und Nachfolger Joseph I. bot unter Englands und Hollands Vermittelung den Mißvergnügten vergebens den Frieden an. Oesterreichischer Seits wurde jetzt der Kampf mit verstärkter Macht fortgesetzt. Umsonst suchte Ragoczy, von seinem Kriegsglück verlassen, die Pforte für sich zu gewinnen. Verlorne Schlachten und die Pest rieben sein Heer auf. Neuhäusel und andere Festungen, die er inne hatte, gingen über, worauf er sich in gütliche Unterhandlungen mit Oesterreich einließ. Seine Reise nach Polen, wo Peter der Große war, den er für sich gewinnen wollte, war ohne Erfolg für ihn, und man setzte während seiner Abwesenheit in Ungarn die Friedensunterhandlungen fort, die den 29sten April 1711 zu Szathaar geendigt wurden. Die versammelten Ungarischen Stände unterzeichneten (am 1. Mai 1711) zu Karol einen Vergleich mit Oesterreich, durch welchen allen Verschwornen gänzliche Amnestie und Zurückgabe der eingezogenen Güter, den tolerirten Religionsparteien freie Uebung des Gottesdienstes, und der ganzen ungarischen Nation die Herstellung der verlorenen Freiheiten und Rechte zugesichert wurde. Ragoczy kehrte nicht nach Ungarn zurück. Er ging aus Polen nach Frankreich, und endlich nach der Türkei, wo er auf seinem Landgute in Rumelien (den 8ten April 1735) starb. Er hat Mémoires sur les revolutions de Hongrie (à la Haye 1738. 2 Vol. in 4. ou 6 Vol. in 12.) hinterlassen, die von vielem Geiste zeugen. Das Testament politique et moral du prince Ragotzki soll nicht von ihm seyn. N. P.

Raleigh (Sir Walter), aus einer alten Familie, auf einem Gute bei Bodley in Devonshire 1552 geboren. Nachdem er auf der Universität Oxford, die er in seinem 16ten Jahre bezog, einige Zeit studirt hatte, ging er nach London, um sich in dem sogenannten Middletemple der Rechtswissenschaft zu widmen. Aber schon 1569 ging er mit den Hülfstruppen, welche die Königin Elisabeth den Hugenotten sandte, nach Frankreich, blieb dort fünf Jahre, und focht nachher mit den Niederländern gegen die Spanier. Nach seiner Zurückkunft nach London unternahm er 1579 mit seinem Halbbruder Humphrey Gilbert eine Entdeckungsreise nach Nordamerika ohne Erfolg. Als 1580 in Irland eine Empörung gegen die Engländer ausbrach, welche von den Spaniern mit einer Truppenlandung unterstützt ward, bekam er eine Hauptmannsstelle unter den Truppen des Grafen von Ormond, und zeichnete sich in diesem Kriege so aus, daß er späterhin zum Statthalter von Cork ernannt wurde, auch zur Belohnung seiner Dienste große Güter in Irland erhielt. Raleigh hatte sich zu einem vollkommenen Weltmann ausgebildet, er besaß viel Gewandtheit, ein schönes Aeußeres, und jenen Anstrich von Ritterlichkeit, der in Elisabeths Augen so hohen Werth hatte. Als die Königin einmal auf einem Spaziergange durch eine morastige Stelle aufgehalten wurde, nahm Raleigh seinen kostbaren Mantel ab, und breitete ihn vor ihr zur Fußdecke aus. Dieser Galanterie verdankte Raleigh, wie man sagte, manche schöne Gar-

nitur. Als er den Herzog von Anjou, der sich um der Königin Ha[nd] beworben hatte, aber mit einer abschlägigen Antwort und großen E[h]renbezeugungen entlassen worden war, nach den Niederlanden zurück b[e]gleiten mußte, war er zugleich der Ueberbringer wichtiger u[nd] geheimer Botschaften an den Prinzen von Oranien. 1583 rüstete er a[uf] eigene Kosten ein Schiff aus, um seinen Halbbruder Gilbert auf dess[en] letzter Reise nach Newfoundland zu begleiten; aber durch eine unter se[i]nem Schiffsvolk ausgebrochene ansteckende Krankheit ward er gen[ö]thigt zurückzukehren. Im nächsten Jahre erhielt er ein ausgedehnt[es] Patent zur Entdeckung und Anlegung von Colonien in den von christli[]chen Mächten noch nicht besetzten Ländern Nordamerika's. Raleigh w[ar] der erste in England, der den Plan zu Anlegung von Colonien [in] America machte; vorzüglich richtete er seine Aufmerksamkeit auf Nord[]amerika. Er brachte bald am Hofe und unter den Kaufleuten eine Ge[]sellschaft zusammen, mit welcher er zwei Schiffe ausrüstete, die i[m] April 1585 unter den Befehlen der Capitains Barlow und Amidas na[ch] Nordamerika segelten, in der Bai von Roenoque im heutigen Carolin[a] landeten, und mit Waaren, die sie von den dortigen Wilden einge[]tauscht hatten, nach England zurückkamen. Man schickte im folgen[]den Jahre sieben Schiffe dahin und legte eine Colonie an, abe[r] sie ging nach wenigen Jahren durch eigne Schuld der Colonisten z[u] Grunde. Raleigh wurde 1584 zum Deputirten der Grafschaft Devo[n] im Parlament erwählt, und nicht lange nachher von der Königin zur Ritter ernannt. Noch einträglicher aber war ihm ein Patent, wonac[h] ihm allein im ganzen Königreiche die Befugniß ertheilt wurde, de[n] Kleinhändlern mit Wein Erlaubnißscheine zu diesem Handel zu geben. Außerdem wurden ihm mehrere große Güter in Irland geschenkt. 158[6] wurde er zum Seneschall der Herzogthümer Cornwallis und Exeter und zum Lord-Warden (Oberaufseher) der Zinnbergwerke ernannt; j[a] er stand so sehr in Gunst bei Elisabeth, daß ihr erster Liebling, de[r] Graf von Leicester, dadurch beunruhigt, dem Grafen von Essex empor half, um Raleigh einen Nebenbuhler zu geben. Im J. 1587 ward Ra[]leigh Hauptmann der königlichen Garde, und Generallieutenant vo[n] Cornwall. Als die spanische sogenannte unüberwindliche Armada a[n] Englands Küsten erschien, kam er mit seinen eigenen Schiffen der kö[]niglichen Flotte zu Hülfe, und trug viel zu der Besiegung des Feinde[s] bei. Die Königin ernannte ihn nachgehends zum Mitgliede ihres Ge[]heimenraths, und wieß ihm beträchtliche Einkünfte an. Dieß letzter[e] war in Raleighs Augen keine geringe Gunst, denn obgleich er ruhm[]süchtig, prachtliebend und freigebig war, so war er doch auch sehr au[f] seinen Vortheil bedacht, und versäumte keine Gelegenheit, welche ihn zur Wahrnehmung desselben durch seine Hofverbindungen dargeboten wurde, so daß die Königin, durch seine Bitten belästigt, ihn einma[l] fragte: „Wann doch, Sir Walter, wollt Ihr aufhören, ein Bettler z[u] seyn?“ „Wann Ihro Majestät, antwortete er, aufhören werden, ein[e] Wohlthäterin zu seyn.“ Auch machte er sich kein Gewissen, Bestechun[]gen anzunehmen. Selbst Kirchengüter wußte er an sich zu handeln, und dessen ungeachtet blieb er bei dem Volke eben so beliebt, wie be[i] der Königin. Im J. 1592 rüstete er in Gesellschaft mehrerer Andern eine Flotte aus, um Panama anzugreifen, und eine spanische Flott[e] aufzufangen. Diese Expedition hatte jedoch keine andern Folgen, al[s] die Eroberung eines reichen spanischen Schiffes. Die übertriebnen Be[]schreibungen, die man damals von der Landschaft Guiana in Süd-Ame[]rika machte, indem man sie als eine wahre Goldgrube (Eldorado

schilderte, reizte auch den für alle großen Entwürfe sehr empfänglichen Raleigh, eine Expedition dahin zu unternehmen. Er segelte im J. 1595 dahin, nahm die Insel Trinidad in Besitz, und ging den Oronoko hinauf. Als er aber die erwarteten Reichthümer nicht fand, kehrte er bald wieder zurück, bestärkte aber durch seine bekannt gemachten Nachrichten den über jenes Land verbreiteten Wahn. Bei der Expedition gegen Cadix im J. 1596 erhielt er ein Commando unter dem Grafen Essex, zeichnete sich durch Tapferkeit und Klugheit aus, und ward im folgenden Jahre unter Essex Oberbefehl Contre-Admiral einer Flotte, welche zur Wegnahme der spanischen Westindienflotte bestimmt war. Ein Angriff, den Raleigh auf die feindlichen Schiffe machte, zog ihm Essexs Unwillen zu, und er würde ohne die Verwendung seiner mächtigen Freunde cassirt worden seyn, obgleich sein Angriff mit Sieg gekrönt war. Späterhin ward er zum Statthalter von Jersey ernannt. Er trat als Zeuge gegen seinen großen Widersacher, den Grafen Essex, auf, dessen Hinrichtung er auf eine ungeziemende Weise zu beschleunigen suchte, und aus einem Fenster des Zeughauses mit ansah. Jacob I. zeigte, als er den englischen Thron bestieg, viel Widerwillen gegen Raleigh, weil er ihn als einen Mann betrachtete, der die königliche Gewalt beschränken wollte. Raleigh wurde deswegen auf eine sehr kränkende Art zurückgesetzt. Man beschuldigte ihn, Antheil an einer Verschwörung gegen den König genommen zu haben, und er wurde als Hochverräther vor Gericht gestellt. Aber er vertheidigte sich mit einer so überzeugenden Beredtsamkeit, daß man ihn nicht des Todes schuldig finden konnte, wohl aber wurde er in den Tower gefangen gesetzt. Hier schrieb er seine Weltgeschichte (History of the World), die nach einem großen, vielumfassenden Plane angelegt ist, aber schon in der Mitte der römischen Geschichte aufhört. Die Fortsetzung derselben verbrannte er selbst in einer Anwandlung von Unmuth über die Ungewißheit der historischen Beweise. Erst nach zwölfjähriger Gefangenschaft erhielt er seine Freiheit wieder. Um seinen zerrütteten Vermögensumständen wieder aufzuhelfen, beschloß er eine neue Fahrt nach Guiana, wo er Goldgruben zu entdecken hoffte. Er fand viele Theilnehmer, und erhielt einen königlichen Erlaubnißbrief dazu, ohne daß Jacob das über ihn gesprochene Urtheil wegen des angeblichen Hochverraths zurücknahm. Im Juli 1617 segelte Raleigh, der sein ganzes Vermögen auf diese Ausrüstung verwandt hatte, mit 12 Schiffen ab. Die Spanier, von seiner Unternehmung benachrichtigt, hatten sich an eben der Landseite, welche ihm angewiesen war, niedergelassen und Bergwerke eröffnet. Raleigh kam krank an der Mündung des Oronoko an, und verschiedene Umstände machten, daß seine ganze Unternehmung scheiterte. Als er im Juli 1618 nach England zurück kam, wurde er zu Plymouth auf Befehl des Königs verhaftet. Vergebens suchte er nach Frankreich zu entkommen, er wurde nach dem Tower gebracht, und vor dem königlichen Geheimenrath verhört. Seine Berufung auf die ihm anscheinend bewilligte Begnadigung ward verworfen, und man erlaubte ihm nicht einmal die Vertheidigung seines Betragens bei der letzten unglücklichen Unternehmung. Das Todesurtheil ward gesprochen und den folgenden Tag (29sten October 1618) an ihm vollzogen. Männlich und stark hielt er vor seiner Hinrichtung eine Rede an das Volk, ließ sich dann das Beil zeigen, untersuchte die Schärfe desselben, und sagte: es ist eine scharfe Arznei, aber ein sicheres Mittel gegen alle Uebel. Als er gefragt wurde: auf welche Seite des Blocks er seinen Kopf hinlegen wollte, antwortete er: wenn das Herz nur

rechtschaffen ist, so ist es einerlei, wo der Kopf liegt. So fiel Walter Raleigh im 66sten Jahre seines Alters durch einen Urthelsspruch, der ohnstreitig zu hart war, und nur durch Jacobs I. Charakterschwäche erklärbar ist. Raleigh war ein Mann von großem, unternehmenden Geiste, der aber freilich auch viel verschuldet hatte. Ungeachtet seiner außerordentlichen politischen Thätigkeit beschäftigte er sich doch viel mit den Wissenschaften. Seine Schriften sind poetischen, geographischen, politischen, militärischen, philosophischen und geschichtlichen Inhalts. Seine Poesien, meistens Lieder, waren zu jener Zeit nicht ganz ohne Werth, doch hat er als Dichter nicht geglänzt. Seine Weltgeschichte, freilich nicht vollendet und für unsre Zeiten nicht mehr brauchbar, trägt das Gepräge seines großen Geistes. Er war der Erste unter den Neuern, der es unternahm, eine pragmatische Geschichte zu schreiben. Die neueste Ausgabe derselben ist 1736 in Folio erschienen. Von seinen vermischten Schriften (Miscellaneous Works) kam zu London 1748 eine Ausgabe in 2 Quartbänden heraus.

Rallentando, auch retardando oder lentando. Mit diesen Wörtern wird in der Tonkunst angezeigt, daß bei der damit bemerkten Stelle eines Tonstückes das Zeitmaaß wegen des Ausdrucks etwas verzögert werden oder ins Langsamere fallen soll. Der Eintritt des frühern Tempo's erfolgt entweder ohne weiteres nach einigen Tacten von selbst, oder wird durch a tempo ausdrücklich angezeigt.

Ramasan, oder Ramadan, der neunte Monat bei den Türken. Er tritt, da dies Volk, wie alle Mohammedaner, nach Mondjahren rechnet, alle Jahre um 11 Tage früher ein, so daß er innerhalb 33 Jahre alle Jahrszeiten durchläuft. In diesem Monat haben die Mohammedaner ihr großes Fasten. Dieses Ramasan-Fest, so wie das Beiram-Fest, das unmittelbar hinter dem Ramasan kommt (s. d. Art. Beiram), sind die beiden größten Feste der Völker Mohammedanischer Religion.

Ramazzini (Bernardino), einer der größten Aerzte Italiens, wurde 1633 zu Carpi geboren. Von Parma, wo er seine Studien vollendete, ging er nach Rom, um unter Rubei seine Wissenschaft practisch zu betreiben. In der Folge lebte er einige Zeit in seinem Geburtsorte, wandte sich aber nachher nach Modena, wo ihn Herzog Franz II. als Lehrer der Arzneiwissenschaft bei der neuerrichteten Akademie anstellte. Nach achtjähriger Verwaltung dieses Amtes folgte er einem Rufe nach Padua in gleicher Eigenschaft, wo er sein nützliches Leben 1714 beschloß. Seine Verdienste waren so anerkannt, daß, als er in bereits sehr vorgerückten Jahren und schon seines Gesichts beraubt, um Entlassung anhielt, der Senat zu Venedig ihn dringend bat zu bleiben, indem die Republik schon zufrieden sey, ihn nur zu besitzen und die erste Lehrerstelle der Universität von ihm bekleidet zu sehen. Seine mannichfachen hinterlassenen Schriften geben ein rühmliches Zeugniß seiner gründlichen Gelehrsamkeit. Besonders geschätzt ist sein Buch über die Krankheiten der Künstler und Handwerker.

Ramberg (Heinrich oder Johann Heinrich), einer unserer berühmtesten Geschichtsmahler, auch Aetzer mit der Nadel und in Aquatintamanier, geboren zu Hannover im J. 1763. Sein Vater, welcher hannöverscher Hofrath war, suchte durch Unterricht in der Perspective und Oelmahlerei, den er dem Sohn gab, die großen Anlagen desselben zu entwickeln. Während einer Reise auf dem Harz arbeitete dieser in wenig Tagen mehr als ein Dutzend Länderzeichnu

gen, welche die romantischsten Ansichten dieses Gebirges gewähren. Sie wurden von dem hannöverschen Minister zu St. James dem Könige vorgelegt; dieser ließ dem jungen Ramberg das Reisegeld nach London auszahlen, gab ihm eine Stelle in der Mahlerakademie, und sorgte für seinen Unterhalt. Ramberg blieb 9 Jahre in London und vervollkommnete sich unter Reynolds Leitung in seiner Kunst so sehr, daß er jeden verlangten Gegenstand aus dem Kopfe zeichnen konnte. Die geschicktesten Kupferstecher Englands, Murphy und Bartolozzi, rechneten es sich zur Ehre an, nach Rambergs Zeichnungen zu arbeiten. Er verfertigte religiöse Stücke für die königliche Capelle zu St. James, Schildereien für die Boydellsche Shakspeare-Galerie und den Poetensaal, wie auch den Uebergang Alexanders über den Granicus für Carletonhouse, den Palast des Prinzen von Wales. Georg III. selbst nahm oft mit Vergnügen seine Schnelligkeit im Zeichnen wahr, und schickte ihn 1788 nach den Niederlanden und Italien. Umsonst bemühte sich der Fürst Kaunitz ihn bei sich zu behalten, er eilte nach dem letztern Lande, knüpfte mit dem berühmten Denon eine innige Freundschaft an, durchreisete Oberitalien, und hielt sich geraume Zeit in Rom und Neapel auf. Hierauf kehrte er nach Hannover zurück, und erhielt von dem König das Diplom als Hofmahler. Wenig Zeichner und Mahler haben so viel gearbeitet als er. Mehr als funfzig Kupferstecher Englands und Deutschlands haben der Fruchtbarkeit seines Pinsels nicht nachkommen können. Besonders zeichnet sich Ramberg in der Caricatur aus. Die Zeichnungen zu den sämmtlichen Kupfern der Prachtausgabe von Wielands Werken sind von ihm. Er selbst ätzte für zwei Bände derselben die Titelkupfer, das eine mit der Ueberschrift: Idris. Auch hat er fünf sehr schöne Blättchen zu dem Taschenbuche: St. Schütze's abenteuerliche Wanderungen von Weimar nach Carlsbad (Leipz. 1809. Zweite Aufl.) geliefert; und man verdankt seinen Zeichnungen die lieblichen allegorischen und historischen Kupferstiche zu dem bekannten Taschenbuche: Minerva (Leipzig 1809 und ff.). Ramberg ist auch Mitglied der philotechnischen Gesellschaft in Paris. Ueber seine Werke, besonders über seinen Zug Alexanders über den Granicus, hat man eine Schrift von J. C. Neumann betitelt: Ueber Rambergs Kunst und Kunstwerke. (1792. 8.) L. R.

Rameau (Jean Philippe). Dieser berühmte französische Musiker und Tonsetzer wurde 1683 zu Dijon geboren, wo er auch die Anfangsgründe der Tonkunst lernte und bei einem herumziehenden Operntheater ausübte. Als er später zu Avignon mit seiner Kunst kein sonderliches Glück machte, ging er nach Italien und bildete sich als Meister auf dem Clavier aus, so daß er hierin bald dem berühmten Marchand an die Seite gesetzt ward. Nach seiner Zurückkunft erhielt er die Stelle eines Organisten an der Domkirche zu Clermont, wo er aber nicht lange blieb, denn da er unterdessen Marchand hatte kennen lernen, den sein Ruf nach Clermont gezogen hatte, so folgte er diesem nach Paris und wurde sein eifriger Schüler. Hier gab er sein Werk über die Grundsätze der Harmonie heraus, das seinen Ruhm als Theoretiker in der Musik für immer gründete. Da er gern als Operncomponist auftreten wollte, so wandte er sich wegen eines Textes an den Abbé Pellegrin. Dieser gab ihm denselben nur unter einer Caution von 500 Livres, da er, so hoch auch Rameau als Musikkenner geschätzt wurde, von ihm als Componisten nichts Vorzügliches erwartete. Als aber Pellegrin bei der ersten Probe des er-

sten Actes seiner Oper (Hippolyte und Aricie) Rameau's herrli Musik hörte, zerriß er die Verschreibung, fest überzeugt, daß e solche Composition kein Stück könne fallen lassen. Und in der T machte diese Oper, die in einem damals völlig neuen und gro Styl gesetzt war, trotz der elenden Verunglimpfungen von Ramea Neidern, ausnehmendes Glück. Von nun an wurde alles, was R meau componirte, mit enthusiastischem Beifall aufgenommen und gar seine Oper: Zoroaster, in Dresden ins Italienische übers und aufgeführt; eine Auszeichnung, die bis dahin noch keinem fr zösischen Musikstück widerfahren war. Zum Capellmeister des K nigs ernannt, und in den Adelstand erhoben, sollte er eben den O den des heiligen Michael empfangen, als ihn der Tod den 12. S tember 1764 übereilte. Sein Leichnam wurde mit vielem Pomp der Kirche zu St. Eustach in Paris neben Lully beigesetzt. So gr Rameau's Verdienste auch als Tonsetzer waren, so wurden sie d von den Verdiensten, die er sich durch seine Werke über Harmo und General-Baß erwarb, übertroffen; denn er war es, der zu die Grundregeln der Harmonie gründlicher entwickelte.

Ramellies ist ein Dorf bei Judoigne in Brabant, das du den 1706 dabei erfochtenen Sieg des Herzogs von Marlborou und des holländischen Marschalls Ouwerkerk über den Churfür Maximilian Emanuel von Bayern und den französischen M schall von Villeroy im spanischen Erbfolgekrieg Berühmtheit halten hat.

Ramler (Carl Wilhelm), berühmt als lyrischer Dich Uebersetzer und Kritiker, war den 25sten Februar 1725 zu C berg geboren, studirte zu Halle, und wurde 1748 zum Professor schönen Wissenschaften an dem Cadettencorps in Berlin ernan Nachdem er dieses Lehramt bis 1790 verwaltet hatte, legte er es n der, und ward Mitdirector des Nationaltheaters in Berlin. S 1796 zog er sich von allen Geschäften zurück, und starb den 11 April 1798. Ramler trat in einer dürren, an ausgezeichneten Di terwerken nicht ergiebigen Zeit als Lyriker auf, und knüpfte, ind er seinen König verherrlichte, seinen Ruhm an den Ruhm des gr ten Königs und Helden seines Jahrhunderts. Horaz, der in sei Oden den Augustus preis't, war das Muster, dem er nachstrebte i in mehreren seiner Oden ist die Nachahmung nicht zu verkennen. W erinnern nur an die Ode auf das Auslaufen der französischen Flo welcher Proteus den Untergang verkündigt (Als Galliens Pilot u. s. In sofern kann man Ramler auch mit Recht den deutschen Horaz n nen, da dieser als Lyriker in vielen Fällen ebenfalls Nachahmer g chischer Vorbilder war; nur hüthe man sich, die Vergleichung z schen beiden weiter ausdehnen zu wollen. An lyrischer Kraft und bendiger Phantasie bleibt Ramler eben so weit hinter Horaz zur als vielleicht dieser hinter seinen Mustern. Ueberhaupt fehlte Ra lern der aus eigner Kraft schaffende Dichtergenius; dagegen besaß einen feinen Geschmack und Sinn für Correctheit. Wo er freiwi dem höhern Pathos entsagt, und zu mildern Empfindungen h absteigt, befindet es sich am meisten in seiner Sphäre. Uebe erscheint er als ein Muster des sorgfältig geglätteten und c recten Ausdrucks, wodurch er sich um unsre Sprache bleibende V dienste erworben hat. Den Hexameter aber und die Horazischen Ve maaße hat er in unsrer Sprache noch sehr unvollkommen nachgebil so wie ihm überhaupt der Bau und das Wesen des antiken Ver

durchaus verborgen blieben: denn er ging von dem Grundsatz aus, daß jedes einsylbige Wort nach Willkür kurz und lang gebraucht werden könne, so sehr auch Aussprache und Gehör dawider streiten. Dies wird hinreichen, den Werth seiner Uebersetzungen aus dem Horaz, Martial, Catull, der Sapphischen Oden u. s. w. zu bestimmen. Eben so wenig hat er sich den Dank der Freunde Geßners dadurch erworben, daß er die Idyllen desselben nach seiner Art in Hexameter übertrug. So brachte er auch einige Fabeln Lessings in Verse und nahm mit den Gedichten Anderer, die er in seine lyrische Blumenlese und seine Fabellese aufnahm, manche nicht zu billigende Veränderungen vor. Daß er dem Frühlinge seines Freundes Kleist und den Gedichten Götzens seine Feile angedeihen ließ, ist von Voß in Schutz genommen worden. Von seinen eignen Gedichten verdienen nächst seinen Oden seine Cantaten erwähnt zu werden, von denen der Tod Jesu durch Graun's Musik noch berühmter geworden ist. Seine prosaischen Werke sind eine kurzgefaßte Mythologie, und eine Schrift über allegorische Personen, zum Gebrauch für Künstler. Außerdem lieferte er eine Uebersetzung der ehemals beliebten Einleitung in die schönen Wissenschaften von Batteux. Um die Wiedererweckung Logau's machte er sich gemeinschaftlich mit Lessing verdient. Ueberhaupt stand er mit den trefflichsten Männern seiner Zeit, deren Achtung er mit Recht besaß, in freundschaftlichen Verhältnissen, und wirkte mit ihnen gemeinschaftlich, fern von Streitigkeiten und Parteigeist, zum Nutzen unsrer Literatur. Nach seinem Tode erschienen seine Gedichte in einer vollständigen Sammlung unter dem Titel: C. W. Ramlers poetische Werke, 2 Theile, Berlin 1800, 1801. M.

Rammelsberg, ein 1820 Fuß hoher Berg des Harzgebirges, südlich von der Stadt Goslar, welche an seinem Fuße liegt, gehört, was seine Oberfläche betrifft, zu dem herzoglich-braunschweigischen Kreisgerichte Harzburg, aber die aus seinem Innern gewonnenen Erze gehören Hannover und Braunschweig; daher wird der Rammelsberg zum Communion-Harze gerechnet. Dieser Berg ist vorzüglich wegen seiner vielen Bergwerke merkwürdig, und wird von vielen Reisenden besucht. Man wird nicht leicht auf einem so kleinen Distrikte, als dieser einzige Berg ausmacht, eine solche vielfache Ergiebigkeit finden; denn der Rammelsberg liefert Gold, Silber, Kupfer, Blei, Glötte, Schwefel, Oker, grünen und weißen Vitriol und Arsenik. Der reine Ueberschuß von allen Produkten beträgt auf 30 bis 40,000 Thaler. Man berechnet die jährliche Ausbeute auf 10 Mark Gold, 3600 Mark Silber, 3200 Ct. Glötte, 5600 Ct. Blei, 2500 Ct. Kupfer, 5200 Ct. Zink, 650 Ct. weißen, 20 Ct. blauen und 1600 Ct. weißen Vitriol und 2200 Ct. Schwefel. Die Masse des Erzlagers besteht vorzüglich aus derbem blumigblättrigen Bleiglanz, gelben Kupferkiesen, bunten kupfrigen Schwefel- und Arsenikkiesen, schwarzer und brauner Blende und Eisenerzen. Selten findet man, außer Gold und Silber, Metalle einzeln, wohl aber häufig taubes Gestein als Einsprengung in den Erzen. Der viele natürliche Kupfer-, Eisen- und Zink-Vitriol gewährt an einigen Orten die prächtigsten Anblicke. Sehr sehenswerth sind die großen Weitungen und Grotten, wo die Erze durch Feuerbrände losgearbeitet werden. Ein solcher Brand gewährt einen überaus fürchterlich-schönen Anblick. Jährlich werden auf diese Art über 6000 Malter Holz verbraucht. Von den 12 Gruben gehören der Stadt Goslar vier, doch muß diese die Erze für einen bestimmten Preis dem Com-

munion-Bergwerke abliefern. Die übrigen Gruben gehören der Co
munion gemeinschaftlich, und zwar so, daß Hannover von der Ausbe
$\frac{4}{7}$ und Braunschweig $\frac{3}{7}$ bekommt. Alle Erze werden auf ihre Koster
den an der Oker und Grane gelegenen Hüttenwerken verschmolzen.
dem Berge selbst ist eine vortreffliche Aussicht auf die Ebene Nied
sachsens — Die Entdeckung der Bergwerke des Rammelsberges f
in das Jahr 968 oder in die Regierungs-Zeit Otto des Großen, w
cher 974 starb. Lange Zeit waren sie zwischen Goslar und den Her
gen von Braunschweig streitig. Die letzteren, denen Kaiser Friedrich
1235 den rammelsbergischen Zehnten als Reichslehn erb- und eig
thümlich ertheilte, hatten ihn 1373 für 800 Mark Silber an Gos
wieder käuflich überlassen. Dieses weigerte sich hernach wegen der g
ßen, auf das Bergwerk verwendeten Kosten, den Zehnten zurückzugeb
bis nach langem Streit und Kriegen, Herzog Heinrich der jüngere
Stadt im Jahre 1552 zu dem Vergleiche zwang, wonach die jet
Communionherrschaft nicht nur den Besitz von den ehemals gewerksch
lichen Gruben, sondern auch die Jurisdiktion über die vier Gruben
Stadt, das Vorkaufsrecht aller Metalle, den Zehnten und den Stoll
neunten erhielt.

Ramsay (Andreas Michael von), schottischer Baronet u
Ritter des St. Lazarus-Ordens von Frankreich, Doctor der Unive
tät Oxford, wurde 1686 zu Daire in Schottland aus einer j
gern Seitenlinie des alten Hauses Ramsay geboren, und widmete
früh der Mathematik und Theologie. Im J. 1709 bekehrte ihn
berühmte Fenelon, der ihn vorzüglich liebte, zur catholischen R
gion. Da Ramsay sich bald sowohl in Frankreich, als in auswä
gen Ländern als Schriftsteller mit Glück bekannt machte, so kon
es nicht fehlen, daß hohe Häupter auf ihn aufmerksam wurden.
J. 1724 rief ihn Jacob III., König von England, nach Rom,
ihm die Erziehung seiner Söhne anzuvertrauen; Zwistigkeiten
Hofe nöthigten jedoch Ramsay bald, nach Frankreich zurückzukeh
Man vertraute ihm hierauf die Erziehung des Herzogs von C
teau-Thierry, und in der Folge des Prinzen von Turenne
Beider Erziehung besorgte er mit dem glücklichsten Erfolg. Er s
am 6ten Mai d. J. 1743 zu St. Germain-en-Laye in einem A
von 56 Jahren. Ramsay war ein Mann von schätzbarem Charak
aber sein affectirtes Wesen, die wichtige Miene, die er annahm,
das allzuwenig versteckte Bestreben, mit seinem Wissen in Gesellsc
zu glänzen, gaben häufig Anlaß zu Spöttereien. Seine Werke s
L'Histoire de la Vie et des Ouvrages de M. de Fénélon, archevê
de Cambrai, 12., eine Biographie, die diesen edlen Mann und t
lichen Schriftsteller zwar liebenswürdig darstellt, aber nicht durc
mit der nöthigen Unparteilichkeit geschrieben ist. Ferner: Essai
le Gouvernement civil, 12.; Le Psychomètre, ou Reflexions sur
différens caractères de l'esprit, par un Mylord; Les voyages de
rus, 1730. 4., und 2 Bde. 8. Das letztere Werk ist mit großer
ganz geschrieben, aber mit Gelehrsamkeit und Reflexionen fast ü
laden. Ramsay copirte in demselben Bossuet und Fenel
Außer diesen hat man von ihm einige englisch geschriebene Bü
und verschiedene Gedichte. Sein bedeutendstes Werk ist aber: L
stoire du Maréchal de Turenne, Paris 1735. 2 Bde. 4. Bei
Vorzügen der Eleganz, Ordnung und Präcision herrscht jedoch
in diesem Werke ein affectirtes Streben nach Reflexionen und
tenzen; der wichtigste Vorwurf aber, den man diesem Werke vo

her gemacht hat, ist der, daß Ramsay mehr Türenne's kriegerisches, als dessen bürgerliches Leben geschildert, ja das letztere fast ganz vernachlässigt hat. — Auch existirt unter Ramsay's Namen ein nach seinem Tode im J. 1749 zu Glasgow in englischer Sprache erschienenes Werk: Philosophische Principien der natürlichen und geoffenbarten Religion, in geometrischer Ordnung entwickelt und erklärt, 2 Bde. 12. Da jedoch in diesem Buche Meinungen und Ansichten vorgetragen sind, die mit dem Glauben Fenelons und den Bestimmungen der catholischen Kirche, welcher Ramsay sehr anhing, durchaus nicht übereinstimmen; so hat man wohl mit Recht gemuthmaßt, daß es entweder gar nicht von Ramsay geschrieben sey, oder wenigstens nicht in jener Gestalt von ihm herrühre. — Endlich schrieb Ramsay auch einen Discours sur le poëme épique, den man vor Fenelons Telemach findet, und in dem der Verf. dem Grundsatz, welchen dieser in seinem Telemach mit Glück ausführte: daß man epische Gedichte auch in Prosa schreiben könne, folgt; ein Grundsatz, den Voltaire so wenig billigte, daß er ihn mit der Idee verglich, ein Concert ohne Instrumente aufführen zu wollen. K. μ. δ.

Ramsden (J.), ein berühmter Verfertiger mathematischer Instrumente. Er war im Jahr 1730 zu Halifax geboren. Sein Vater, ein Tuchfabrikant, hatte ihn zu demselben Geschäfte bestimmt; aber eine Reise, die er in seinem zwanzigsten Jahre nach London unternahm, änderte seinen Lebensplan. Hier lernte er den berühmten Optiker Dollond kennen, dessen Tochter er heirathete. Dollond unterrichtete ihn in der Kunst, mathematische Instrumente zu verfertigen. Zu dieser guten Anweisung kam Ramsdens angebornes Genie für diese Arbeiten hinzu, und so konnte es nicht fehlen, daß dieser bald durch seine Kunst berühmt wurde. Schon im Jahr 1763 arbeitete er für die größten Künstler in England. Im Jahr 1768 eröffnete er mit dem glücklichsten Erfolg einen Laden zu Heymarket, und bald darauf zu Piccadilly, wo er sich bis zu seinem Tode aufhielt. Auch blieb er als denkender Künstler nicht dabei stehen, die gewöhnlichen Instrumente mit Geschmack und Eleganz zu verfertigen; mehrere optische und sehr viele astronomische Instrumente sind durch ihn glücklich verbessert, mehrere ganz neue durch sein Genie erfunden worden. Im Jahr 1786 ward er Mitglied der königlichen Gesellschaft. Auch als Schriftsteller hat er sich durch mehrere wichtige Abhandlungen, die man in den Philosophical Transactions findet, bekannt gemacht. Er starb im Jahr 1800.

Ramsey (Doctor), als Mensch und Republikaner einer der geachtetsten Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika; ein glücklicher und allgemein geschätzter Arzt. Als Schriftsteller ist er auch in Europa berühmt durch seine Geschichte der amerikanischen Revolution und durch seine Biographie Washingtons. Noch hat er eine Uebersicht der Fortschritte der Arzneiwissenschaft und eine Geschichte von Carolina geschrieben. Er ward in seinem 66sten Jahre, zu Charlestown d. 8. Mai 1815 von einem Wahnsinnigen, Namens William Linne, ermordet, dem er vor einiger Zeit das Leben dadurch gerettet hatte, daß er mit einem andern Arzte bezeugte, William Linne sey von Sinnen. Dieser Mensch hatte nämlich in einem Anfalle von Wuth seinen Advocaten, den er für bestochen hielt, erschießen wollen, aber nur schwer verwundet. Der Mörder gestand, daß er den D. Ramsey aus Rache wegen dieses Zeugnisses getödtet habe. K.

Ramus (Petrus), eigentlich Pierre de la Ramée, wurd zu Luth, einem Dorfe in der Picardie, 1515 geboren, und schwan sich mit dem größten Muthe aus niedrigem Stande bis zum Lehrer d Universität zu Paris empor. Er lehrte eine geläuterte Philosophi und trat als Gegner der noch geltenden scholastischen auf, außerde hielt er rhetorische und philologische Vorlesungen, und erwarb si großen Ruhm, aber auch viele Feinde, durch die er bei der Blu hochzeit, den 25sten August 1572, als Reformirter getödtet wurd Er reinigte besonders die Logik von vielen Subtilitäten, ging ab darin so weit, zu behaupten, sie sey nur eine Kunst, geschickt z streiten. Sein größtes Verdienst bestand in der Einführung ein bessern Methode des Vortrags, wobei er sich der tabellarischen For bediente, und die Nothwendigkeit guter Definitionen und Eintheilu gen bemerklich machte. Seine Anhänger, die Ramisten in Schot land, England und Deutschland, waren sehr zahlreich. Zu sein Hauptschriften gehören Institutiones dialecticae libr. 3. Paris 1543. und Animadversiones in Dialecticam Aristotelis lib. XX. Ibid. eo anno. 8., wovon nachher häufige Ausgaben erschienen sind.

Rancé (Dom Armand Jean le Bouthillier de), zu Paris 16 geboren, zeigte schon in seiner Jugend ausgezeichnete Anlagen für schönen Wissenschaften. In der Folge wurde er Chorherr an der Kir Notre-Dame, und verließ diese Bahn, einzig sich dem Studium d Theologie ergebend. Nach Vollendung seiner Studien überließ er s geraume Zeit weltlichen Zerstreuungen und Genüssen, besonders ein vorherrschenden Hange zum weiblichen Geschlecht, als plötzlich m ihm eine völlige Veränderung vorging. Er verließ die Hauptst und den Hof, zog sich auf sein Gut bei Tours zurück, und fing h das einsame beschauliche Leben eines Mönchs an. Hiermit noch ni zufrieden, verkaufte er bald darauf sein Gut und schenkte das da gelös'te Geld, 300,000 Livres, an das Hotel de Dieu in Paris, selbst aber that Profeß in der Abtei von Parceigne 1664, und b gab sich sodann in das Kloster la Trappe vom Orden der Cist zienser, dessen Abt er ward. Da er auf sein Ansuchen die Erlau niß von Rom erhielt, die alte Strenge in seiner Abtei wieder h zustellen, so suchte er nun auch alle andre Cisterzienserklöster zu d selben zurückzuführen; ein Unternehmen, das aber nach vielen V suchen mißlang. Desto mehr gründete sie Rancé in seinem Klost das fortan der Sitz der strengsten Entsagung wurde. (Ueber die E richtung und Lebensart der Mönche von la Trappe s. d. A Trappisten). Zu diesem Behufe schrieb Rancé auch seine A handlung über die Heiligkeit und die Pflichten des Mönchsstand Endlich auch müde des Regierens in den geweihten Mauern, le Rancé seine Stelle nieder, und starb im October 1700, noch im T die Regel seines Ordens beobachtend, auf einem Aschenlager. Se mannichfachen Schriften über Mönchsthum, über die Obliegenhei der Christen u. s. w. geben Beweis von der ascetischen Strenge, der sein Gemüth sich gewendet hatte. Als Veranlassung jener plö chen Veränderung, die ihn aus dem Hof- und Weltleben in die tr rigste Einsamkeit trieb, wird von Einigen folgende Begebenheit zählt. Als er noch in Paris lebte und von einer Reise zurück keh eilte er, seine Geliebte, die durch Schönheit und Galanterie berüh Frau von Montbazon, aufzusuchen. Er kommt durch eine Hin treppe in ihr Zimmer, und findet statt der Freundin — ihr blut Haupt in einer Schüssel liegen. Sie war kurz vor seiner Rück-

gestorben, und man hatte ihr den Kopf abgelös't, da der für sie verfertigte zinnerne Sarg zu kurz gerathen war. Dieser Anblick soll den erschütterndsten Eindruck auf Rancé gemacht und sein feuriges, tieffühlendes Gemüth zu einer so völligen Sinnesveränderung gestimmt haben. F. G.

Rang, Rangrecht. Unter Rang versteht man im weitesten Sinne den Grad des äußern Vorzugs. Der Weise betrachtet die Menschen nach einer höhern Ordnung. Nur Herz und Geist geben in seinem Reiche Ansprüche auf Achtung und Ehrerbietung. Etwas ganz Anderes aber ist der aus Standesverhältnissen entspringende äußere Vorzug, welcher sich besonders bei öffentlichen Prozessionen, am auffallendsten aber an den Höfen, beim Eintritte in die verschiedenen Gattungen der Zimmer und Cabinete, beim Sitzen an Tafeln u. s. w. äußert, und, wo er gesetzlich ist, ein Zwangsrecht erzeugt. — Die bessern Köpfe der ältern Juristen haben diese Materie in satirischen Monographien, wie Thomasius in seinem Pomum Eridos in certamine dignitatum civilium, bearbeitet. Mehr im Ganzen und ernster ist sie in neuerer Zeit behandelt worden. Stößt man in Repertorien des Staatsrechts auf das Rangrecht, so lies't man daselbst von der Ceremonie, die unter Staatshäuptern Statt findet, so wie vom Range der Staatsdiener. In eignen Schriften hingegen wird unter dem Titel: Staats- und Privatrangrecht, nicht nur davon, sondern auch von den Präcedenzverhältnissen der niedrigsten Volksclassen gehandelt. Am richtigsten ist es wohl, das Rangrecht theils dem öffentlichen Rechte, theils dem Privatrechte zuzutheilen, und das zum erstern gehörige, und so weit es die Rangverhältnisse unabhängiger Staaten zu einander ausspricht, als einen Theil des Völkerrechts, in so fern es hingegen die Rangrechte der Staatsdiener unter einander darstellt, als einen Theil des Staatsrechts (Regierungsrechts) anzusehen. Was nun die Rangverhältnisse unabhangiger Staaten an sich betrifft, so kann von einem eigentlichen Rangrechte hier nicht die Rede seyn. Alles, was man der Analogie nach für ein solches ausgibt, verschwindet, sobald ein Staatsoberhaupt, dem andern den herkömmlichen oder vertragsmäßigen Vorrang nicht mehr gestattend, sich mit Gewalt an eine höhere Stelle setzt. Zu blutigen Auftritten darüber kam es einst zwischen dem Abte zu Fulda und dem Bischofe zu Hildesheim, zwischen Genua und Venedig. Um solche Folgen zu vermeiden, bedienen sich die Herrscher und ihre Gesandten folgender Mittel: 1) man kommt incognito zusammen; 2) man nimmt geringere Charaktere an, und behält nur gewisse Feierlichkeiten bei; 3) man setzt sich im Zimmer nicht nieder, sondern geht bloß auf und ab. Dies geschah auf dem Wahltage Kaisers Leopold, als Königs von Ungarn, vor der Wahl mit dem Churfürsten von Mainz, ingleichen zwischen Kaiser Joseph I. und dem Churfürsten von Bayern; 4) man kommt nicht persönlich zusammen, sondern schreibt sich, wobei gewisse Mediateurs die Schriften wechselsweise überreichen. Diesen Weg schlugen die französischen Mediateurs auf dem Congresse zu Bologna 1600 zwischen den englischen und spanischen Gesandten vor; 5) man wird einig, Rang und Stelle nach der Ordnung zu nehmen, in welcher man in das Conferenzzimmer oder in den Versammlungssaal tritt; 6) man setzt sich an eine runde Tafel. Dies geschah 1698 auf dem Congresse zu Carlowitz, wo die Gesandten des römischen Kaisers, der Pforte, Rußlands, der Könige von Polen, Großbritannien und der Republik

Venedig sich in einem runden Saale becomplimentirten — in welche für jeden Gesandten eine eigne Thür ging, und in dessen Mitte ein runde Tafel stand, nach der ein jeder aus seinem vor dem Saale be findlichen Zelte durch seine Thür auf ein Signal mit gleichen Schritten ging und sich auf den seiner Thür gegenüberstehenden Stuhl setzte. Eben so ging der kaiserliche, der russische und türkische Gesandte 1737 auf dem Congresse zu Nimirow durch drei besonder Thüren in eine Art von Scheuer. Auch wird bisweilen der Rang durch's Loos bestimmt. Dies geschah, als die Könige von Dänemark und Polen 1709 nach Berlin reis'ten. In den ältern Zeiten maßten es sich bisweilen die Päpste an, nicht nur öffentliche Rangstreitigkeiten zu entscheiden, sondern auch allgemeine Ordnungen in diese Hinsicht vorzuschreiben. Zu dieser Anmaßung gehört die Rangordnung, welche der Ceremonienmeister des Papstes Julius II. im J. 150 hat bekannt machen lassen, die aber nie allgemein anerkannt worden ist. Sie enthält folgende Ordnung: römischer Kaiser, römischer König, die Könige von Frankreich, Spanien, Aragonien, Portugal, Sicilien, Schottland, Ungarn, Navarra, Böhmen, Polen, Dänemark, die Republik Venedig, die Herzoge von Bretagne, Burgund, die Churfürsten von Bayern, Sachsen, Brandenburg, der Erzherzog von Oesterreich, der Herzog von Savoyen, der Großherzog von Florenz, die Herzoge von Mailand, Bayern und Lothringen. In neuerer Zeit hingegen hat man sich eine solche Einmischung der Päpste ganz verbeten, und den Grundsatz der natürlichen Freiheit einzuführen gesucht. Besonders hat hierzu der unsterbliche Gustav Adolph von Schweden gewirkt. Daß der die Menschheit zierende Natursinn auch die Staatshäupter der europäischen Nationen zu beseelen angefangen hat, bezeugen auch hierin die neusten Congresse. — Möglich hingegen und nicht ganz unnöthig ist das Zwangsrecht für die Rangverhältnisse der Staatsdiener. Eine vorzügliche Quelle desselben sind die mannichfaltigen Rangordnungen, welche aber diesen Namen erst dann verdienen, wenn sie nach Art der Gesetze ordentlich publicirt worden sind. Hofordnungen, die dem Hofmarschall oder demjenigen, welcher seine Stelle vertritt, zur Nachachtung gegeben sind, haben an sich nie Gesetzeskraft, und dienen nur dazu, daß derselbe für seine Person keiner Verantwortung ausgesetzt wird, wenn sich jemand durch den ihm bei Hofe angewiesenen Rang beleidigt findet. Man trifft unter diesen Rangordnungen die elendsten Machwerke. Fast alle sind höchst unvollständig, und enthalten die größten Abweichungen. So hat in einem Lande der Secretär Unteroffiziersrang, in einem andern werden die Amtleute dem Hofmarschall, Kanzler, den Geheimenräthen und andern Hofämtern vorgesetzt. Die chursächsische Rangordnung von 1571 hat ein Poet letzten Ranges in Reime gebracht. Sie fängt so an:

Der Premierminister sprach,
Mir folgt der Obermarschall nach;
Nach Generalfeldmarschalls Gang
Kommt Cabinetsminister-Rang,
Die Conferenzminister fein
Nehmen die fünfte Classe ein,
Nebst dem Obermeister vom Stall,
Und auch der älteste Hofmarschall.

Höchst überflüßig ist das Rangrecht der verschiedenen Volksclassen. — Das unter den matten Nachfolgern Carls des Großen sich so viel=

sich entfaltende Mitregierungsrecht, die in den Burgfesten nach dem Landfrieden gebildeten Kunstvereine, und das durch den Druck des Lehnadels erniedrigte Landvolk veranlaßten eine große Standesverschiedenheit, in welcher die Wurzel des Vorzugs üppiger als je gedieh. Nach und nach fing man an, den dadurch begründeten Rang zu erzwingen, so daß sich Herkommen und Gewohnheit darüber bildeten. Der Bürger nahm sich den Rang vor dem Landmanne, der Kaufmann vor dem Handwerker, das Fräulein vor der bürgerlichen Ehefrau, ja selbst der Schweinschneider und Weinschenke führten mit einander einen Rangstreit. Die französische Revolution und die Auflösung des deutschen Reichs hat die Rang- und Titelsucht geschwächt. In Johann Christian Hellbachs Handbuche des Rangrechts (Ansbach 1804) befindet sich ein Promtuar über das besondre Rangrecht der verschiednen Classen der Beherrscher und einzelnen Staatsunterthanen nach alphabetischer Ordnung. En.

Rantzau oder Ranzau ist eine sehr alte und ansehnliche Familie im Dänischen, Holsteinschen und Meklenburgischen, welche durch mehrere denkwürdige Personen berühmt geworden ist. Sie leitet ihre Abstammung von Cuno, einem reichen Gutsbesitzer im Holsteinschen her. Ein Urenkel desselben, Namens Wolf, erwarb in der alten Mark große Besitzungen, welche das balsamer Land genannt wurden. Ein Enkel des letztern, Wiprecht II., auch als ein großer Krieger unter dem Namen des Grafen Wiprecht von Groitzsch berühmt, vertauschte das balsamer Land mit der Grafschaft Groitzsch im Meißnischen; Kaiser Heinrich IV. machte ihn 1083 zum Burggrafen von Leisnick, und belehnte ihn mit der Markgrafschaft Lausitz. Die von seinem ältern Sohne abstammenden Burggrafen von Leisnick starben 1538 aus. Der jüngere Sohn jenes Wiprechts aber, Otto I., welcher sich in seinem ursprünglichen Vaterlande Holstein niedergelassen hatte, bauete das Stammhaus Ranzau, und ist der Stammvater aller noch blühenden gräflichen und adeligen Linien des Ranzauschen Hauses. Zu den übrigen denkwürdigen Personen dieses Geschlechts gehören besonders Johann von Ranzau (geb. 1492), ein berühmter dänischer Feldherr. Er machte große Reisen, selbst nach Asien, und wurde in Jerusalem zum Ritter geschlagen. Als er den D. Luther in Worms seine Lehre so muthvoll und kräftig vertheidigen hörte, wurde er ganz für ihn eingenommen, und war nachher ein Hauptbeförderer der Reformation in Dänemark. Durch seine Klugheit verhalf er dem König Friedrich I. auf den dänischen Thron, schlug den abgesetzten König Christian II., der in Norwegen eingefallen war, mehrere Male, und stellte die Ruhe in diesem Reiche wieder her. Kaiser Carl V. und Franz I. von Frankreich wünschten, als sie mit einander Krieg führten, beiderseits Ranzau in ihre Dienste zu bekommen, aber er blieb seinem Vaterlande treu, und starb 1565. — Heinrich, Graf von Ranzau, (geb. 1526, gest. 1599), Statthalter von Holstein, und einer der eifrigsten Beförderer der Wissenschaften, belohnte die Gelehrten mit außerordentlicher Freigebigkeit, sammelte eine vortreffliche Bibliothek, die er möglichst gemeinnützig zu machen suchte, und schrieb mehrere Werke über Astronomie und Astrologie, Arzneikunde, Kriegskunst u. s. w. — Josias, Graf von Ranzau, Marschall von Frankreich, Gouverneur von Dünkirchen, war erst als General in schwedischen Diensten, 1635 kam er mit Oxenstierna nach Paris, ward von Ludwig XIII. angestellt, und erwarb sich durch sein

Feldherrntalent und seinen persönlichen Muth die höchste Bewunderung. Er starb 1650 an der Wassersucht. Er war ein schöner Mann besaß viel Geist und Beredsamkeit, und verstand alle Hauptsprache Europa's. Durch den Krieg soll er so verstümmelt worden seyn, da man ihm die Grabschrift machte:

Du corps du grand Ranzau il n'a qu'une des parts:
L'autre moitié resta daus les plaines de Mars,
Il dispersa partout ses membres et sa gloire,
Tout abattu qu'il fut, il demeura vainqueur.
Son sang fut en cent lieux le prix de sa victoire
Et Mars ne lui laissa rien d'entier que le coeur.

Die Grafschaft Ranzau besteht aus dem Hofe Neu-Ranzau dem Marktflecken Barmstedt, noch einem Flecken und 26 Dörfern Der Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp verkaufte sie 1649 an Christian von Ranzau für 200,000 Thaler. Kaiser Ferdinand erhob den von Ranzau in den Grafenstand, und das Amt Barmstedt zu einer Reichsgrafschaft, welche auch 1662 zu einem Mitstande des niedersächsischen Kreises aufgenommen wurde. Als 1721 der Graf Christian Detlev auf Anstiften seines jüngern Bruders erschossen, und dieser zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt wurde, nahm Dänemark 1726 von der Grafschaft Besitz, und hielt sich deßhalb zum wetterauschen Grafencollegium. Die Grafschaft enthält $4\frac{1}{2}$ Quadratmeilen, und ungefähr 8000 Menschen lutherischer Religion. P. N.

Raphael, der Name einer Engels, der unter andern in der Geschichte des Tobias vorkommt.

Raphael Sanzio oder de' Santi, der größte und vortrefflichste Mahler der neuern Kunstperiode, wurde seinem Vater, Giovanni Sanzio, einem nicht verdienstlosen Künstler zu Urbino, am Charfreitage 1483 geboren. Dieser wurde bald, besonders durch eine von Raphael auf die Hofwand des väterlichen Hauses ohne fremde Beihülfe gemahlte Madonna mit dem Jesuskind (dies Gemählde wurde später in ein Zimmer dieses Hauses sammt dem Stück Wand, worauf es gemahlt war, versetzt, und ist noch zu sehen) von der Unzulänglichkeit seiner Kräfte zur weitern Ausbildung seines Sohnes überzeugt, und eilte, denselben in die Schule eines größern Meisters zu bringen. Seine Wahl fiel auf den weit und breit bekannten Pietro (Vanucchi) Perugino, dessen Gemählde noch immer mit Bewunderung betrachtet werden. Der alte Sanzio eilt nach Perugia, findet zwar den Pietro nicht zu Hause, wartet aber dessen Rückkehr aus Rom, wo derselbe im Vatican einige Arbeiten vollendet hatte, ab. Beide Künstler wurden bald Freunde, und Pietro gewährt den Wunsch des dringend bittenden Vaters, den jungen Raphael unter die Zahl seiner Schüler aufzunehmen. Der erfreute Vater eilt sogleich nach Urbino zurück, und bringt seinen Sohn nach Perugia, dessen Talent sich unter Leitung seines neuen würdigen Lehrers so schnell entwickelte, daß er bald seine zahlreichen Mitschüler übertraf und in kurzem die Behandlungsart seines Lehrers so weit erreichte, daß man Beider Werke aus dieser Periode kaum unterscheiden kann. Hiervon zeugen seine ersten Arbeiten, mit denen er öffentlich auftrat: die Krönung des H. Niccolo da Tolentino, ein gekreuzigter Heiland zwischen zwei Engeln, so er für zwei Kirchen in Citta di Castello mahlte, eine heilige Familie, eine Verlobung der Maria, vor allen aber eine Krönung der Maria für das Kloster S. Francesco in Perugia (war in Paris); sämmtlich Arbeiten aus seinem 15ten bis

18ten Jahre. Während der Zeit war einem von Raphaels ehemaligen Mitschülern, Piaturicchio, die Ausmahlung des Büchersaals im Dom zu Siena übertragen worden. Dieser lud den Raphael ein, nach Siena zu kommen, und ihm bei dieser Arbeit zu helfen. Raphael nahm die Einladung an, und hatte schon einen großen Theil der Cartons zu dieser Arbeit vollendet, als ein Zufall ihn davon abrief, der auf seine künftige Ausbildung vom größten Einfluß wurde. Raphael hatte nämlich erfahren, daß in Florenz die Cartons des Michelangelo und Leonardo da Vinci, welche von diesen beiden größten Künstlern damaliger Zeit auf Veranlassung einer Preisaufgabe des hohen Rathes zu Florenz gefertigt worden, öffentlich ausgestellt waren. Er brannte vor Begierde, sie zu sehen, und eilte nach Florenz. Aber nicht allein diese Cartons, sondern auch Florenz selbst, damals der Sitz alles Schönen und Trefflichen, machten einen tiefen Eindruck auf das jugendliche Gemüth; eben so wohlthätigen Einfluß hatte die Bekanntschaft so mancher jungen Künstler von Bedeutung, des Ghirlandajo, A. St. Gallo rc., deren Gewogenheit er sich schnell erwarb. Wenn auch Raphaels Biographen nicht ausdrücklich davon reden, daß derselbe in Florenz die Werke der frühern großen Meister, eines Cimabue, Masaccio, Giotto, Verocchio, Ghiberti, fleißig studirt habe, so wie es Michel Angelo und Leonardo da Vinci gethan, so ist es doch, bei Raphaels längerm Aufenthalte in dieser Stadt, nicht zu bezweifeln. Auch leuchtet dies aus seinen daselbst verfertigten Bildern hervor, unter denen vornehmlich eine Madonna mit dem Kind (jetzt in der Tribune zu Florenz) schon von Vasari überaus gerühmt wird. Der Tod seiner Aeltern rief Raphael schnell nach Hause, und während er in Urbino Erbschaftsangelegenheiten in Ordnung brachte, wendete er die Stunden der Muße dazu an, mehrere Gemählde zu vollenden, z. B. zwei Madonnen, einen H. Georg, und wahrscheinlich auch das Gegenstück dazu, den H. Michael (noch in Paris), ferner einen betenden Christus im Garten (in Paris). Raphaels Liebe zu seiner zweiten Vaterstadt Perugia bewog ihn bald dahin zurückzueilen, wo er mit offnen Armen empfangen wurde. Während seines zweijährigen Aufenthalts in dieser Stadt bewährte er den erworbenen Ruf durch mehrere Gemählde: eine Madonna für die Kirche der Frati de' Servi (war in Paris), eine mater dolorosa, über welcher Raphael in einem zweiten Bilde Gott den Vater vorstellte (jetzt im Palast Colonna zu Rom), und außer andern Staffeleigemählden einen Christus mit Gott dem Vater, von mehrern Heiligen umgeben, für das kleine Camaldulenserkloster, sein erstes Frescogemählde. Alle diese Arbeiten gränzen noch an den Styl seines Lehrmeisters, und zeigen noch nicht die Größe, den Adel und das Gewaltige seiner spätern Arbeiten, zeichnen sich aber durch Empfindung und Gemüth, beides Eigenschaften, die der frühern Schule eigenthümlich sind, aus. Ein großes Gemählde, das ihm von der Signora Baglioni zu mahlen übertragen worden war, fing er nicht sogleich an, denn sein Streben nach weiterer Ausbildung zog ihn zum zweiten Male nach Florenz. Hier setzte er seine Studien nach den obgedachten ältern Meistern eifrig fort; die Bekanntschaft mit Fra Bartolomeo, den man Raphael fast an die Seite setzen kann, leitete ihn zu festern Grundsätzen im Colorit, und so schritt Raphael unaufhaltsam vorwärts. Ueberhaupt scheint er die ganze Zeit seines dortigen Aufenthalts auf seine Bildung verwendet zu haben, wenigstens weiß man nur von

einigen Portraits und dem Carton zu dem Bilde für Signora Baglioni, die er in Florenz gearbeitet hat. Er ging sodann nach Perugia zurück, und fing sogleich an dem letztgedachten Gemählde an einer Grablegung, die später in den Palast Borghese nach Rom kam. Letzteres ist ein wahres Wunderwerk der Composition, der Zeichnung und des Ausdrucks, dessen Vortrefflichkeit von wenigen seiner spätern Arbeiten übertroffen wird. Nach Beendigung dieses Gemähldes schied Raphael für immer aus Perugia, und kehrte zum dritten Male nach dem schönen und kunstreichen Florenz zurück, wo er fast vier Jahre lang blieb. Aber auch diesmal mochten Studien seine Hauptbeschäftigung seyn, wenigstens sind nur einige, aber treffliche Arbeiten aus dieser Zeit mit Bestimmtheit nachzuweisen, nämlich die herrliche Madonna, la belle Giardiniera (noch in Paris), und eine andre Madonna mit den Kirchenvätern (in Brüssel), beides Bilder, die nicht völlig von Raphael vollendet wurden. — Der wiederholte Aufenthalt Raphaels zu Florenz ist für ihn selbst, so wie für die ganze neuere Epoche der Kunst, von dem größten Einfluß geworden. Unter seines Vaters und Perugino's Leitung hatte Raphael das Mechanische der Kunst erlernt, mit diesen unentbehrlichen Vorkenntnissen begabt, betrat er das Athen Italiens, und fand hier, daß Cimabue, Giotto, Fiesole und die damals noch lebenden florentinischen Künstler mit seinem Lehrmeister in allen Theilen der Kunst nicht nur wetteifern konnten, sondern einige derselben, Masaccio, Fra Filippo Lippi, Mariotto Albertinelli, Ghirlandajo, und vor allen Fra Bartolomeo, durch wohlgeordnete Compositionen, richtige Zeichnung und lebhafte Färbung ihn übertrafen. Hatte nun Raphael schon die Vorzüge der größten Meister seiner Zeit in der ganzen Romagna sich erworben, so eignete er sich nun auch alle Vorzüge der florentinischen Schule an. Wenn aber Raphael der florentinischen Schule viel zu verdanken hat, so hat er im Gegentheil auch seine Ehrfurcht für sie stets an den Tag gelegt. Ein auffallendes Beispiel dieser Verehrung gab er unter andern, indem er zwei Figuren von Masaccio, welche man in der Carmeliterkirche zu Florenz noch jetzt sehen kann, in seinen Logen ohne die mindeste Abänderung copirte, nämlich Adam und Eva, wie sie der Engel aus dem Paradiese treibt. — Unterdessen hatte Papst Julius II., der Begründer des Ruhms, den sich Rom später in den Künsten erworben hat, durch Bramante die erste Idee zum neuen Bau der Peterskirche und zur Verschönerung des vaticanischen Palastes ausführen lassen; und Bramante war die Veranlassung zu Raphaels, im Jahr 1508 erfolgter, Berufung nach Rom. Bei seiner Ankunft empfing ihn der Papst mit ausgezeichneter Güte, die Künstler Roms aber mit der größten Achtung. Man wies Raphael sogleich eine Frescoarbeit im zweiten Zimmer neben dem großen Saal des Constantin, die Stanza della Segnatura genannt, an. Raphael stellte hier auf einer Steinwand die Disputa oder den Streit der Kirchenväter vor. Wenn man seine obgedachte letzte Arbeit von größerm Umfange, die Grablegung, mit diesem Gemählde vergleicht, so findet man zwischen beiden noch große Aehnlichkeit, die seine spätern Arbeiten nicht haben. Nur ist die Disputa weit vollendeter, alles Leben, Bewegung, Handlung, die Gruppirung unendlich mannichfaltig, die Abwechslung in den Charakteren bewundernswürdig, jeder Strich voll Bedeutung, Seele und Geist. Setzen wir überhaupt für Raphaels Arbeiten mehrere Perioden fest, wovon die erste seine früheren, noch in Perugino's Manier verfer-

tigten, die zweite aber diejenigen umfaßt, welche er nach seiner Aeltern Tode in Urbino, Florenz u. s. w. vollendete; so bemerkt man in der Disputa den Uebergang zur dritten Manier, welche in der Schule von Athen, dem zweiten Hauptgemählde in diesem Zimmer, sich noch bestimmter ausspricht. Dieses Gemählde (dem wahrscheinlich der Parnaß, als das dritte Hauptgemählde des Zimmers, vorhergegangen ist) zeigt weit mehr Freiheit in der Behandlung, mehr Männliches und Kräftiges. Auch gewann Raphael erst durch die Schule von Athen den Beifall und die Gunst des Papstes so sehr, daß dieser die Frescomahlereien andrer Künstler im Vatican fast sämmtlich vernichten ließ, um die Zimmer durch ihn verherrlichen zu lassen. Raphael mahlte an deren Stelle in der obgedachten Stanze die allegorischen Figuren der Theologie, Philosophie, Gerechtigkeit und Dichtkunst, ferner in den Ecken des Plafonds den Fall Adams, die Sternkunde, Apoll und Marsias, und Salomo's Urtheil, sämmtlich in Bezug auf die vier Hauptbilder des Zimmers; zuletzt aber auf der vierten Hauptwand über den Fenstern die Klugheit, Mäßigung und Stärke, darunter den K. Justinian, der das römische Recht dem Tribonian, ingleichen Gregor X., der die Decretalen einem Consistorial-Advocaten übergibt, und unter denselben Moses, und eine bewaffnete allegorische Figur. Raphael hatte bis mit dem Jahre 1511 diese sämmtlichen Arbeiten in der ersten Stanze vollendet. Ehe er die Gemählde der zweiten anfing, soll er nach Vasari's Angabe mehrere, weniger bedeutende, aber vortreffliche Frescogemählde gearbeitet haben, den Esaias in St. Augustin, die Propheten und Sibyllen in St. Augustin, die Propheten und Sibyllen in St. Maria del Pace, und seine bekannte Madonna da Foligno (in Paris). — Wie Raphael in dem ihm eigenthümlichen, orginellen Styl mit Riesenkraft immer stieg, davon ist sein folgendes Gemählde in den Stanzen, die Vertreibung des Heliodor aus dem Tempel, Beweis. Hier ist der Styl weit ernster, größer, kühner und gewaltiger, die Behandlung weit geistreicher und meisterhafter. Diesem folgte im Jahr 1514 unter der Regierung des neuen Papstes, Leo X., sein Attila, der von Rom durch Leo den Großen entfernt wird; Petri Befreiung aus dem Gefängniß; und der Plafond dieser Stanze, Moses im brennenden Busch, den Bau der Arche, Isaaks Opfer und Jacobs Traum vorstellend. Ungefähr gleichzeitig damit sind die Staffeleigemählde: die berühmte Madonna del Pesce (im Escorial), seine eben so schöne Cecilia, Ezechiels Traum, unter mehrern Madonnen die dell' Impannato (alle drei in Paris gewesen), die Kreuztragung, bekannt unter dem Namen, lo Spasimo di Sicilia (jetzt in Madrid), Christus in der Glorie von Heiligen umgeben, le cinque Santi (war ebenfalls in Paris), sodann sein eignes Bildniß (jetzt in München), das Portrait Leo's X. (in Paris), und andere. Um dieselbe Zeit soll auch Albrecht Dürer durch Raphaels weit und breit erschollenen Ruhm bewogen worden seyn, mit ihm schriftlich ein Freundschaftsbündniß zu schließen. Dürer sendete ihm mehrere seiner eigenhändig geätzten Kupferblätter und sein Bildniß, und erhielt dagegen von Raphael eine Anzahl Zeichnungen von seiner Hand zum Geschenk. Jene Dürerschen Kupferblätter sollen Raphael bewogen haben, seine Ideen durch Marc-Anton in Kupfer bringen zu lassen; und um eine desto größere Correctheit in der Zeichnung beizubehalten, soll Raphael die Anlagen zu den Stichen auf dessen Platten selbst gezeichnet haben; dies hat bewirkt, daß Marc-Antons Blätter je-

derzeit so hoch geachtet worden sind. — Nun fing Raphael die dritt Stanze im Vatican an, und zwar mit dem Incendio del Borgo das Leo durch sein Gebet löscht; ein Gemählde, das durch Stärk und Wahrheit des Ausdrucks, Schönheit der Formen, Wahl de Gruppirung und Mannichfaltigkeit ein Meisterstück der Kunst gewor den ist. Ihm folgte die Krönung Carls des Großen, die Rechtferti gung Leo's III. bei Carl, und Leo's IV. Sieg über die Saracene bei Ostia, an welchen Gemählden jedoch Raphaels Schüler nach sei nen Zeichnungen viel gearbeitet haben. Jetzt bekam Raphael de Auftrag, die von Bramante unvollendet gelassenen Logen des vatica nischen Palastes, d. h. die Galerien, welche die Zimmer des Pa lastes vereinigen, zu vollenden. Sein dazu gemachter Plan wurd vom Papst genehmigt, und ihm zugleich aufgetragen, die Zeichnun gen zu den Mahlereien und Stucco-Arbeiten, womit sie verzier werden sollten, zu fertigen. Durch Giulio Romano und andr Schüler ließ Raphael die Gemählde (deren nur vier von seiner Hand sind), durch Johann von Udine aber die Stuccaturen ausführen Und so wurde durch Raphael ein Cyclus von Kunstwerken gebildet die für ewige Zeiten ein Vorbild für alle Künstler seyn werden, und den vaticanischen Palast zu einem Kunstheiligthum erhoben haben Der Papst, entzückt von der Vortrefflichkeit dieser Arbeiten, trug Raphael die Auszierung noch eines andern Saales im Vatican mit Bildnissen der Heiligen und Apostel auf, ernannte ihn zum Ober-aufseher über alle Verschönerungen dieses Palastes, und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen. Während der Zeit lieferte Raphael noch viele andre ausgezeichnete Arbeiten. So mußte er zu mehrern Palästen, welche in Rom und andern Städten Italiens erbaut wurden, die Zeichnungen liefern; er vollendete um diese Zeit die **Madonna für die Kirche St. Sixt** zu Piacenza (gegenwätig in Dresden), unstreitig eins der Meisterwerke seines Pinsels. Die Hoheit, Würde und Erhabenheit, gepaart mit Anmuth, Milde und Schönheit, welche in diesem Bilde herrschen, möchten wohl für immer unerreicht bleiben. Arbeiten aus dieser Periode sind ferner Raphaels großes Gemählde des h. Michael (war in Paris), die Portraits der Beatrice von Ferrara, und seiner geliebten Fornarina, des Carondelet (jetzt in England), des Grafen Castiglione, der wunderschönen Johanna von Aragonien (beide in Paris). — Von letzterem sind zwei alte treffliche Copien, die man oft für Arbeiten des Künstlers selbst hält, eine beim Graf Fries in Wien, die andre beim Mahler Wocher in Basel. Hieher gehören auch die Frescogemählde in der Farnesina, das Leben der Psyche in zwölf Bildern, und die Galatee vorstellend, alle, außer dem letztgedachten, von seinen Schülern ausgeführt; sodann die von jenen sehr abweichenden Zeichnungen aus der Fabel der Psyche, 38 an der Zahl; ingleichen die Madonna della Segiola (in Paris). Wahrscheinlich später fertigte Raphael für Augustin Ghigi die Zeichnungen zum Bau und zur Auszierung einer Capelle in St. Maria del Popolo, und für Leo X. die weltberühmten Cartons zu den Tapeten, welche in den Niederlanden für eins der Zimmer des Vaticans gewirkt wurden. Diese Tapeten wurden später alljährlich am Frohnleichnamsfeste im Vatican ausgestellt, sind aber in den neusten Zeiten zerstreut worden; sieben von den Cartons kamen nach England in den Palast Hamptoncourt, von den übrigen haben sich nur Bruchstücke erhalten. Es ist dieser Verlust um so mehr zu betrauern, da dieselben den Raphaelschen Stanzen in Hinsicht auf

Composition, Hoheit des Charakters, Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, der Gruppirungen, Stellungen u. s. w. sogar oft vorgezogen worden sind. Ein Auftrag, welchen Raphael erhielt, für der Papst die vierte Stanze, den Saal Constantins, in Oel auszumahlen, blieb unausgeführt; Raphael hat dazu nur einige Zeichnungen, besonders zur Schlacht des Constantin und Maxentius hinterlassen, die von Giulio Romano und andern Schülern, denen man in der Folge die Vollendung übertrug, benutzt worden sind. Von seiner eignen Hand sind jedoch wahrscheinlich die Bilder der Gerechtigkeit und Freundlichkeit in diesem Saale. Mehrere Staffeleigemählde scheinen auch um diese Periode von Raphael verfertigt worden zu seyn, unter andern Johannes in der Wüste (von dem mehrere fast gleich gute und einander fast ganz ähnliche Bilder existiren, nämlich in Florenz, in London, aus der Galerie des Herzogs von Orleans, und in Wien, daher man nicht gewiß ist, welches von diesen das Original ist), ferner seine Madonna mit dem Christkinde, das von einem Engel mit Blumen bestreut wird (war in Paris), und mehrere andre. Raphaels letztes, nicht völlig vollendetes Gemählde war die Verklärung Christi, welche vom Cardinal Julius von Medicis für die Hauptkirche seines Erzbisthums Narbonne bestimmt war, alsdann nach Pietro Montorio kam (ebenfalls im Museum zu Paris). Wenn auch die Kritiker diesem Bilde gewöhnlich vorgeworfen haben, „es enthalte zwei Hauptgegenstände, und bestehe eigentlich aus zwei Bildern"; so müssen doch alle zugeben, daß dieses Gemählde das vollendetste Meisterstück ist, welches die neuere christliche Kunst hervorgebracht hat. Die Composition ist so edel, die Zeichnung so vollendet, der Ausdruck so erhaben und ernst, es herrscht in den Charakteren so große Mannichfaltigkeit, das Colorit, so wie es von Raphael herrührt, ist so wahr und kräftig, daß man in keiner von Raphaels übrigen Arbeiten, noch weniger in Werken andrer Meister diese Vorzüge in dem Maße vereinigt findet. Der Kopf des verklärten Christus, in welchem diese Vereinigung am meisten bewundert wird, soll seine letzte Arbeit gewesen seyn. Von einem heftigen Fieber ergriffen, dessen Entstehung den Aerzten unbekannt blieb, und durch eine fasche Curmethode geschwächt, starb der trefflichste Künstler in der Blüthe seines Lebens, 37 Jahr alt, am Jahrestage seiner Geburt, dem Charfreitage 1520. „Unnennbar war der Schmerz, in den ganz Rom bei dieser Nachricht versank, gränzenlos die Trauer seiner Schüler. Diese verloren in ihm ihren Vater und Freund, dessen wohlwollendes Herz das Band gewesen war, welches sie Alle zu einem Streben begeisternd vereinigte. Sein Leichnam wurde in seinem Studiensaale im Angesichte seiner Verklärung auf einem prächtigen Catafalke öffentlich aufgestellt, und dann mit einer feierlichen Leichenbegleitung in die Kirche St. Maria Rotonda (sonst Pantheon) zur ewigen Ruhe gebracht. Dort liegen seine Gebeine noch jetzt, bis auf seinen Schädel, der späterhin in die Akademie St. Luca versetzt wurde. Sein, von Carl Moratti dort aufgestelltes, von Naldini gefertigtes Brustbild nebst einer Inschrift des Cardinals Bembo, bezeichnen seine Grabstätte." Alle gleichzeitigen Schriftsteller schildern Raphael als einen höchst gutmüthigen, zuvorkommenden, dienstfertigen, bescheidnen und liebenswürdigen Mann, der bei Hohen und Niedern gleich geachtet und beliebt war. Die Schönheit seiner Gestalt, die edle, Zutrauen erweckende Bildung seines Gesichts nahmen einen Jeden schon beim ersten Anblick

für ihn ein. Er starb unverheirathet, doch war er den Frauen k
neswegs abhold. Noch kurz vor seinem Tode hatte ihm der Cardi
nal Bibiena den Vorschlag gethan, seine Nichte zu heirathen. R
phael hatte dies auch angenommen, jedoch, wie es scheint, m
Widerwillen, weil er vom Papst eine Cardinalstelle zu erlangen hoff
Raphaels Nachlaß fiel, seinem letzten Willen gemäß, an seine Lie
lingsschüler, Giulio Romano und Francesco Penni. Wenn man d
ungemeine Anzahl von Raphaels Gemählden (so streng man auch
Hinsicht ihrer Authenticität seyn muß) betrachtet, so glaubt man kau
daß ein volles Menschenleben zu Vollendung derselben hinreichend se
Und dennoch hat Raphael alles dies während einer kurzen Lebensze
von 37 Jahren geleistet, und dadurch die Fruchtbarkeit seines Genie
so wie die Leichtigkeit, mit der er arbeitete, aufs deutlichste b
währt. Bedenkt man überdies, daß Raphael zu einer Menge vo
Arbeiten, die seine Schüler ausführten, die Entwürfe gemach
daß er besonders zu den größern Gemählden, die er bearbeitet
vielfache Studien machte, (wie die vielen Skizzen zu Madonnen
zur Schule von Athen, zum Kirchenstreit ꝛc. beweisen) und oft er
alle Figuren nackt zeichnete, um den Wurf der Gewänder und Fa
ten den jedesmaligen Stellungen desto mehr anzupassen; bedenkt ma
ferner, daß ihm die Direction des Baues der Peterskirche, d
Entwerfung von Planen zu Erbauung andrer Kirchen und Paläst
und mehrere dergleichen Nebenarbeiten übertragen wurden, so mu
die Bewunderung seines Genies aufs Höchste steigen. In allen ein
zelnen Theilen der Kunst, der Zeichnung, dem Colorit, der Com
position, dem Ausdruck (von denen man selten mehrere bei einen
Künstler vereint antrifft), war Raphael groß; in einigen derselbe
unübertrefflich. Anfangs war seine Zeichnung, dem Geschma
damaliger Zeit und dem erhaltenen Unterricht gemäß, etwas ste
und trocken; später, als er die Natur und Antike fleißig studi
hatte, erschuf er sich ein Ideal, das zwar nicht so erhaben wa
als das Ideal der Griechen, allein eben wegen seiner Hinneigun
zur Natur, zum Menschlichen, das Gemüth des Menschen in An
spruch nimmt, dahingegen jenes mehr durch Hoheit imponirt. I
seinem Mannsalter gewann seine Zeichnung immer mehr an Freiheit
und Alles wurde Leben und Bewegung in seinen Gestalten. Sein
Draperien sind immer einfach, bilden vorzüglich in spätern Arbeite
große Massen, und sind vortrefflich angeordnet, so daß das Nackt
durch sie nicht verdeckt wird. Besonders schön sind seine fliegende
Gewänder, und ihre Leichtigkeit ist unübertrefflich. Im Colori
war Raphael früher ebenfalls trocken, bis er, durch Fra Bartolo
meo belehrt, einzig die Natur zu Rathe zog. Wenn es aber auc
Raphael in diesem Theile der Kunst nicht zu Tizians und Correggio'
Höhe gebracht hat, indem seine Färbung immer zu schwer und un
durchsichtig erscheint, so bemerkt man doch z. B. in seinem h. Jo
hannes in Florenz, und der Fornarina, ingleichen in seiner Verklä
rung, wie weit er es auch darin gebracht hat: und bloß au
dieser kann man eigentlich urtheilen, denn seine übrigen Werke au
seiner besten Zeit sind meist von seinen Schülern ausgeführt, höch
stens von ihm retouchirt. Die Vertheilung von Licht und Schatten
verstand Raphael sehr wohl, aber in Hinsicht des Helldunkels häl
er den Vergleich mit den obgedachten größten Coloristen nicht aus
Die Composition und der Ausdruck dagegen waren es, die man
gleichsam als Raphaels ausschließendes Eigenthum betrachten muß

und in denen er keinen würdigen Nebenbuhler gefunden hat. Raphael wählte in seinen Darstellungen immer den Moment der Handlung, welcher die Gemüthsstimmung der handelnden Personen am deutlichsten ausdrückte. Dabei vermied er allen unnützen Kraftaufwand und alle Ueberladung, sondern suchte, allein mit dem darzustellenden Gegenstande beschäftigt, den handelnden Personen nur so viel Bewegung zu geben, als nöthig war. Daher kommt es, daß man bei Raphael oft ganz gerade, fast einfältige Stellungen findet, die doch so schön an ihrem Orte sind, und der Darstellung des Innern so viel Spielraum lassen. Die meisten Mahler richten ihre ganze Aufmerksamkeit auf das Componiren und Gruppiren jeder einzelnen Figur nach den Regeln der Kunst; sie wählen erst schöne Stellungen, und betrachten dann erst, ob sie zu dem darzustellenden Gegenstande passen; er dagegen überlegte erst das Ganze der darzustellenden Geschichte und den allgemeinen Charakter des Ausdrucks, ging dann zu den einzelnen Figuren, und zuletzt auf die einzelnen Theile derselben über. So wurden seine Bilder ganz Gemüth und Seele, so erhielten sie eine Harmonie, nach welcher viele andere Künstler vergeblich gestrebt haben. Göthe sagt sehr schön von ihm: er machte das, was alle andre wünschten gemacht zu haben. Zu seinen ausgezeichnetsten Schülern gehören: Giulio Pippi Romano, Franz Penni il Fattore, Polidoro Caldara di Caravagio, Benvenuto Garofalo, Johann von Udine, Bartolomeo Ramenghi il Bagnacavallo. Diese, so wie ihre Schüler und spätern Nachahmer, bilden die von Raphael gestiftete römische Schule, die sich durch die Vorzüge, welche ihrem Begründer vorzüglich eigen waren, immer vor den andern Schulen ausgezeichnet hat, wenn sie auch hier und da nur als ein schwacher Schimmer von Raphaels Vortrefflichkeit erscheinen. Die neuesten Biographien Raphaels sind Braun Raphaels Leben und Werke, Wisbaden 1815 und Füßli über das Leben und die Werke Rafael Sanzio's, Zürich 1815.

Rapport, vornemlich in der Militärsprache, der Bericht, die Anzeige, Meldung; daher Rapportiren, berichten. Ferner die Beziehung, in welcher Dinge oder Personen zu einander stehen; in diesem Sinne wird es unter andern beim Magnetismus gebraucht. (S. d. Art.)

Raserei, s. Wahnsinn.

Raskolniken, s. Roskolniken.

Rastadt Rastadter Congreß. Rastadt ist eine kleine Stadt im Großherzogthum Baden, am Flusse Murg, zwei Meilen von Carlsruhe, hat ungefähr 4000 Einwohner, und war bis 1771 Residenzstadt der Markgrafen von Baden-Baden. — Besonders merkwürdig ist es in der Geschichte durch zwei Friedenscongresse, die hier gehalten wurden. Auf dem ersten (1713) wurden hier östreichischer Seits durch den Prinzen Eugen von Savoyen und von Seiten Frankreichs durch den Marschall Villars die Friedensunterhandlungen angefangen, und durch den am 6ten Mai 1714 unterzeichneten Frieden der spanische Successionskrieg geendigt. (S. Friedensschlüsse.) Nach dem zwischen Oesterreich und Frankreich (17ten October 1797) zu Campo Formio geschlossenen Frieden, ward hier am 9ten December 1797 unter Preußens und Oesterreichs Mitwirkung ein Congreß zur Abschließung eines Friedens zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche eröffnet. Ersteres machte aber zu hohe Foderungen, Oesterreich zog wieder eine Heeresmacht zusammen, und die Friedensunterhandlun-

gen zerſchlugen ſich ohne andere Folgen, als daß hier zuerſt die I
der nachmals wirklich vollzogenen Verweltlichung (Säcularisation) d
geiſtlichen Reichsländer in Anregung gebracht wurde. Die franzöſiſch
Geſandten, Roberjot, Bonnier und Jean de Bry reiſ'ten, nachd
die zur Abſchließung des Friedens beauftragte Reichsdeputation ſ
(23ſten April 1799) für ſuspendirt erklärt hatte, mit Päſſen d
churmainziſchen Directorialgeſandten, Freiherrn von Albini, verſehe
den 28ſten April Abends ab, wurden aber ungefähr 200 Schritte w
von der Vorſtadt, auf dem Wege nach Plittersdorf, von einem ſtark
Trupp Reiter in ſzekler Huſarenuniform überfallen. Roberjot u
Bonnier wurden ermordet, und ihre Leichname geplündert, aber Je
de Bry, obgleich verwundet, entkam zurück nach Raſtadt. Ob dieſ
Geſandtenmord wirklich von ſzekler Huſaren vollbracht worden, od
ob die Mörder ſich nur als ſolche verkleidet hatten, iſt ungewiß. E
wieſen iſt aber, daß Oeſterreich nicht den entfernteſten Antheil dar
genommen hatte, ſondern im Gegentheil die Sache auf das Strengſ
unterſuchte. Anfangs beſchuldigten die Franzoſen den öſterreichiſch
Hof einer Theilnahme oder Anſtiftung dieſer Schandthat; darauf ſollt
ihre eignen Directoren ſie haben durch verkappte Meuchelmörder vollbri
gen laſſen, welches jedoch auch unerwieſen iſt; endlich ſollten Emigri
die Mörder geweſen ſeyn. Ueber dieſe Sache ſchwebt noch ei
tiefes Dunkel.

Rataſia, ein aus Brantwein, allerlei Früchten, Kräutern un
Gewürzen bereitetes ſtarkes Getränk, wovon es über hundert ve
ſchiedne Arten mit beſondern Zunamen giebt.

Räthſel, die dunkle und bildliche Umſchreibung eines Geger
ſtandes oder Begriffs, welcher durch Nachdenken aufgefunden (errathen
werden ſoll. Dieſes Spiel des Witzes und Scharfſinnes wird um ſ
vollkommner ſeyn, je ſchärfer, treffender und ungewöhnlicher der Ge
genſtand bezeichnet, und je mehr zugleich dem Nachdenken überlaſſe
wird. Das Räthſel darf nur auf den einzigen Gegenſtand, der gemein
iſt, paſſen, und muß inſofern zwar beſtimmt, aber doch dunkel ſeyn
Dazu gehört, daß von den Eigenſchaften des Gegenſtandes ſo viel
angegeben werden, als zu ſeiner ausſchließlichen Bezeichnung erfoderlic
ſind, aber auch wieder wenig genug, um etwas zu errathen übrig z
laſſen. Das Räthſel iſt jedoch noch nicht poetiſch, ſo lange es nu
das Nachdenken beſchäftigt; es wird poetiſch, wenn das Bild de
Gegenſtandes auch der Einbildungskraft auf eine ideale Weiſe anſchau
lich dargeſtellt wird, oder die Bezeichnungen des zu errathenden Gegen
ſtandes zu einem äſthetiſchen Bilde vereinigt werden. Dieſe Anſchau
lichkeit poetiſcher Darſtellung wirkt gewöhnlich der Dunkelheit de
Räthſels entgegen. Gewiſſe Abarten des Räthſels ſind die Charade
der Logogryph u. ſ. w. (Man ſehe dieſe Art.)

Ratihabition iſt die Form der Genehmigung eine
fremden Handlung. Sie unterſcheidet ſich juriſtiſch vom Conſenſ
dadurch, daß dieſer die Zuſtimmung Jemandes zu dem bloßen Wolle
eines Andern enthält; jene aber nothwendig das Geſchehenſeyn eine
Handlung vorausſetzt. Die Ratihabition kann ausdrücklich,
d. h. durch Worte, oder factiſch, durch Handlungen, geſchehn. Letzter
müſſen keine andre Deutung, als die der Genehmigung des Ratihabi
renden zulaſſen.

Rational, der Gegenſatz von Irrational. S. d. Art.

Rationalismus (Vernunftglaube). Die Nothwendigkeit de
Religion durch Vernunftgründe darzuthun, war das Streben de

weisesten Männer der alten und neuen Zeit. Timäus, Anaxagoras, Sokrates, Cicero, Athanasius, Philo, Bonnet, Linnée, Reimarus nahmen die Beweise dafür aus dem regelmäßigen Gange der Natur, und folgerten daraus die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der Seele. — Andere hingegen, wie Plato, Kant und Jacobi, drangen tiefer in die menschliche Natur und bewiesen aus unserm Geiste selbst den Geist Gottes und die vernünftige Offenbarung in ihm. Sie zeigten die unumstößliche Foderung der Vernunft und postulirten dadurch einen Glauben an Gott und Unsterblichkeit. Die Geschichte beweis't aber, daß dieser vernünftige Glaube weder theoretisch noch practisch auf das Menschengeschlecht die gehörige Wirkung zeigte und den leichten Schritt von dem streng naturalistischen Theismus zum Atheismus nicht verhindern konnte. Der Theorie des bloßen Vernunftglaubens setzte der Freigeist folgende Bedenklichkeiten entgegen. Wozu ein Gott, da die Natur selbst das Gesetz ausspricht, und da als freier Mensch dir selbst Gesetze giebst? Wozu eine künftige Belohnung, da die Belohnung der Tugend in ihr selbst liegt? Ich muß das Gute thun um des Guten willen, hörte man in allen Kantischen Hörsälen: der Mensch ist frei, erhaben und sich selbst Gesetzgeber. Wozu noch die Gottheit außer der Natur und unsrer Vernunft suchen, da wir sie in uns tragen? Was durch sich selbst bestehen, durch sich selbst gut und gerecht seyn kann, hat nicht nöthig, außer sich einen Grund dieser Güte und der Gerechtigkeit zu suchen. So lange wir daher keine sonnenklaren Beweise von ihrer Existenz außer uns und der Natur haben, und uns bloß mit Glauben, Ahnen und Muthmaßen abfinden müssen, wird ihre Annahme immer unzureichend bleiben. Die Bedenklichkeiten gegen die practische Wirksamkeit der Vernunftreligion sind folgende: Wenn ich ein moralisches Gesetz anerkenne, so muß ich auch von Möglichkeit seiner Erfüllung überzeugt seyn. Da mir nun die Vernunftreligion nie Gewißheit, sondern nur Muthmaßungen geben kann, so fehlen ihr hiedurch die nothwendigen Triebfedern zur Moralität. Bei dem Weg zur Wollust, bei den Lockungen der Hab- und Ruhmsucht, und unter dem Sturme der Leidenschaften, welche auch die weisesten Menschen in Versuchung führen, ist der bloß philosophische Glaube nicht stark genug, zur Sittlichkeit anzutreiben. Wenn Philosophen so oft in diesem Kampfe erliegen, wie soll die Vernunftreligion auf ein ganzes Volk wirken? Sokrates hat gewiß das erhabenste System derselben aufgestellt, und es durch Leben und Tod bekräftigt; man hat ihn verehrt, bewundert, aber mehr wie eine seltene Erscheinung auf dem Theater, denn wie einen Religions- und Sittenprediger unter den Menschen. Sein Schüler Aristipp und dessen Nachfolger Epikur haben mehr practische Befolger ihrer Lehren gefunden, als dieser Märtyrer der Vernunftreligion. Auch findet man sowohl in den Lehren des Sokrates, als in seinem Leben nicht undeutliche Spuren, daß sein Glaube an göttliche Dinge mehr erkünstelt, als natürlich und geläufig war. Man sieht es ihm an, daß er mehr durch die schreckliche Warnung des Sittenverderbnisses, als aus dem innern göttlichen Geiste hervorgegangen war. Er wirkte daher auch keinen göttlichen Geist. — Ein noch viel sprechenderes Beispiel von der practischen Unzuverlässigkeit der Vernunftreligion haben wir in unsern Zeiten erlebt. Welche vergebliche Mühe gaben sich nicht Rousseau, Kant, Fichte, Jacobi, Schelling und die ganze Schule der sogenannten Theo-Philanthropen, dem reinen Vernunftglauben practischen Eingang in die Gemüther der Menschen zu ver-

schaffen. — Es ist ein großer Irrthum, welcher besonders unser Zei alter auszeichnet, wenn man glaubt, daß alle Verfassungen und An stalten bloß aus den Vorschriften der reinen Vernunft, oder vielmeh des Verstandes hervorgehen müssen; denn dieser Meinung widersprich die ganze Weltgeschichte, ja die besonnene Vernunft selbst, indem s geschichtlich nachweis't, daß die Zeiten der speculirenden Vernunft ge rade auch die Zeiten des Verfalls der Sitten und der Verfassunge seyen. Der Vernunftglaube oder Rationalismus ist nun nicht blo an und für sich in Betrachtung zu ziehen, sondern er muß noch beson ders im Kampfe gegen den Offenbarungsglauben (oder Supernatura lismus), in welchem er sich seit der Gründung des Christenthums bi auf unsere Zeiten befindet, sorgfältiger erörtert werden, weil wir i unsern Zeiten unter dem Worte Rationalismus gewöhnlich nur den ge gen den Offenbarungsglauben, und namentlich gegen das Christenthu anstrebenden Vernunftglauben zu verstehen pflegen. Die Philosophi welche das Wesen der Religion zu erörtern strebte, leitete dadur zugleich nothwendig die Untersuchung über die Fähigkei des menschlichen Gemüths zur Religiosität ein, un aus dieser entstand der Streit über Rationalismu und Offenbarungsglauben. Der Rationalist betrachte die Religion als etwas Inneres, durch das Aeußere nur zu Erwecken des und zu Bildendes, nicht Hervorzubringendes; der Supernatu ralist als etwas Aeußeres, Gegebenes. In der Geschichte dies Kampfes finden wir beide Theile oft im strengen Gegensatze sich b streitend; von Zeit zu Zeit aber traten Vermittler auf und sucht beide Parteien zu vereinigen. — Obgleich der Vernunftglaube thei als reiner Gegensatz des Offenbarungsglaubens, theils nur zum The mit ihm befreundet, von jeher das Eigenthum einzelner Mitglied der christlichen Kirche war, so kann man doch nur zwei Hauptepoch desselben anführen, in welchen er ein temporäres Uebergewicht üb den Supernaturalismus erlangt, einen großen Theil der Bekenner d Christenthums für sich gewonnen und dadurch zur vorherrschenden Den art in der christlichen Kirche sich erhoben hat. Im 16ten Jahrhunde waren es die beiden Socine, welche ihm die Bahn zur Herrscha brachen, und im 18ten Jahrhundert Kant. Der Socinianismu als die früher herrschende Form des Rationalismus, konnte nicht allg mein herrschend werden, weil der Zeitgeist dazu noch nicht so vorbere tet war, als zu den Zeiten Kants. Ehe Kant auftrat, hatt schon die Engländer mit ihrem Theismus und Skepticismus, die Fra zosen aber durch ihren groben Epicuräismus und ihren bloßen Vernunf glauben so mächtigen und das sittliche Leben der Deutschen so entne venden Einfluß erlangt, daß es für den sowohl durch Geld und Genu lust, als auch durch eingebildeten Geistesreichthum zum Egoismus g steigerten und gestimmten Zeitgeist nur noch eines Spediteurs bedurft um diese willkommene ausländische Waare in Deutschland allgemein verbreiten. Die höhern Stände der preußischen Nation (nicht d preußische Volk) unter der Garantie des Hofes übernahmen in Verbi dung der Berliner Gelehrten diesen leichtfertigen Handel, nicht wähnen daß sie einst schwer dafur büßen dürften, die ersten Verräther an de deutschen Glauben und dadurch an der deutschen Treue geworden seyn. In dieser Zeit bedurfte es für den gründlichen Deutschen n noch eines ernsten und tiefen Denkers, der dem herrschend geworden Zeitgeiste seine Sanction gab, und dies war Kant ohne seinen Wille Kant wollte die Gränzen der Vernunft erforschen, um das Eitle d

dogmatischen und das Unhaltbare der skeptischen Systeme desto gründlicher nachzuweisen. Kants Resultate sollten eigentlich in Beziehung auf Offenbarung zur Demuth führen; allein der egoistische Zeitgeist ergriff diese Waffe, welche im Anfange nur gegen die dogmatischen und skeptischen Formen der Zeitphilosophie mit Glück geführt wurde, um alles Bestehende vor den kritischen Richterstuhl der Vernunft zu ziehen, und vor allem das der skeptischen und epicuräischen Sinnesart so lästige Christenthum. Als man anfing, in diesem Kampfe gegen den Offenbarungsglauben zu weit zu gehen, und die Offenbarungsgläubigen diese Philosophie als Giftmischerin der christlichen Gesellschaft anklagten, traten mehrere als Vermittler auf und zeigten die Uebereinstimmung derselben mit dem Christenthume, z. B. Schmid, Tieftrunk, Ammon, Stäudlin und andere. Diese Bemühungen aber waren nur ängstliche Unterhandlungen zwischen einer Philosophie, die nicht nachgeben wollte, weil sie ihren Sätzen eine allgemein geltende Gewißheit zutraute und zwischen einer Religion, die nicht nachgeben konnte, weil sie auf göttlicher Auctorität beruht. Daher wurde der Kampf fortgeführt und in der neuesten Zeit, namentlich durch Reinhards Aeußerung (daß man bei der Entwerfung eines streng wissenschaftlichen Lehrbegriffes vom Christenthume entweder consequent Supernaturalist oder Rationalist seyn müsse, ein vermittelnder Syncretismus aber gar nicht Statt finden könne) sehr lebhaft erneuert. Auch jetzt traten mehrere Vermittler auf. Vor Reinhards Aeußerung hatte schon Nitzsch vorgeschlagen: die Offenbarung als ein von Gott veranstaltetes Bekannt- und Geltendmachen der Religion durch Thatsachen, das zunächst auf Herz und Leben, nicht auf Wissenschaft berechnet war, zu betrachten, und den Rationalismus auf den Inhalt, den Supernaturalismus auf die Art und Weise der Offenbarung zu beziehen. Nach der Behauptung Reinhards erschienen folgende Vorschläge: a) Schott behauptete, man müsse der philosophirenden Vernunft bei der Behandlung der Bibel einen größern Einfluß gestatten; b) Tzschirner schlug vor: den Zweck der Offenbarung in die Gründung einer Kirche zu setzen, den Inhalt der Offenbarung aber auf die bloß durch Vernunft erkennbaren Religionswahrheiten zurückzuführen; c) Kelle gab den Rath, die Offenbarung Gottes glaubig anzunehmen, doch so, daß der reine Inhalt derselben von menschlichen Zusätzen erst vermittelst der Vernunft zu sondern sey; d) ein Ungenannter will beide nicht als subordinirt, sondern als coordinirt unter dem Begriffe Divinität vereinigen. Außer diesen Vermittlern gibt es Mehrere, die jede Offenbarung, welche außer und nicht in dem Menschen ist, leugnen, dahin gehören Jacobi, Fries, Weiß und Löffler. Der Letzte behauptete, die Offenbarung sey entbehrlich und das Christenthum als Religionslehre könne ersetzt werden durch die Vernunft, die, wenn ihr das Beste gelänge, vielleicht die Data der Offenbarung in Vernunftanschauungen verwandeln, aber den Vernunftanschauungen, ohne Hülfe der Auctorität und insbesondere ohne Hülfe des Glaubens an die höhere Offenbarung, nie allgemeinen Eingang in die Gemüther der Nationen, oder wenigstens nie bleibende Herberge in derselben würde verschaffen können. Die Vernunft (das Geschaffene) sagt der Supernaturalist darf nie ein Primat über die Offenbarung des Schöpfers behaupten und an ihrem Inhalte regeln und meistern. Sie ist zwar die Mutter der Religion, aber es muß ihr von außen noch eine positive göttliche Offenbarung beikommen, um das heilige, schöne, all-

mächtig wirkende Gotteskind zur Welt zu bringen, und wir müssen der göttlichen Weisheit zutrauen, daß sie dieses Bedürfniß einer positiven Offenbarung für die Menschheit vorhergesehn und zeitlich dafür gesorgt habe. Da uns die Vernunft über göttliche Dinge nicht sicher stellen und nur Ahnungen und Glauben geben kann, so muß Gott, wenn er ist, seine Religion auf außerordentlichen Wegen kund machen. Eine echte, wirksame Religion muß eine positive, eine geoffenbarte seyn; der dadurch bewirkte Glaube wird alsdann durch seine göttliche Kraft eine positive Ueberzeugung. Daher finden wir auch bei allen positiv Gläubigen sowohl in ihren Meinungen, als in ihrem Leben und in ihrem Tode eine Zuversicht, eine Festigkeit, eine Bestimmtheit, welche noch keine Vernunftreligion hervorbringen konnte, die sichersten Beweise für die Göttlichkeit einer Offenbarung. Gegen das Leben und den Märtyrertod eines vernunftgläubigen Socrates gibt uns die Heiligen- und Kirchengeschichte tausend Beispiele des herrlichsten Glaubenstriumphes; und wenn Socrates in Plato's Gesprächen durch gesuchte Wendungen und weit hergeholte Inductionen seinen Schülern die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der menschlichen Seele erst mühsam darthun muß, so spricht Moses als ein von Gott Gesandter nur mit wenigen Worten: ich bin der Herr dein Gott, du sollst keine fremden Götter neben mir haben; und sogleich verläßt ein ganzes Volk seinen Götzen, und fällt anbetend auf die Knie. So wirsam auf Meinung und Handlung ist eine geoffenbarte Religion, und Gott sollte als Vater der Liebe uns das kräftigste Mittel unsrer Erziehung nicht gegeben haben? Eine Religion besteht nicht, wie ein philosophisches System, aus Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, sondern eben dadurch beurkundet sie ihre Göttlichkeit, daß sie aus Mysterien, Glaubensartikeln und Symbolen zusammengesetzt ist; denn wenn Gott sich und seine Religion den Menschen offenbaren wollte, wie sie an sich sind, so müßte er sie alle in Götter verwandeln. Ob nun schon die Ideen von göttlichen Dingen über die Gränzen unsrer Vernunft gehen, so darf doch eine wahre Religionslehre nichts enthalten, was dieser oder der reinen Moral offenbar widerspricht. Wenn also, wie z. B. in den christlichen Glaubenssymbolen, von einer Dreifaltigkeit in der göttlichen Natur, von einem Sündenfalle, von Wiedergeburt und Erlösung des Menschengeschlechts, von einem Gerichte Gottes, von Himmel und Hölle gesprochen wird, so übersteigen diese Glaubenssätze freilich die Gränzen der Vernunft; allein da wir durch die Untersuchungen und Nachforschungen mehrerer Philosophen, z. B. Sokrates, Plato, Leibnitz und Kant, selbst in unsrer Vernunft schon Ahnungen davon finden, so können sie doch nicht, als gegen die Vernunft streitend, verworfen werden, ohne deßhalb bloße Vernunftreligion zu seyn. Nichts Aeußeres können wir begreifen ohne das Innere, zumal geistige Erscheinungen vermögen wir nur aus unserm eignen geistigen Leben zu verstehn. Keine Sprache verstehen wir ohne die allgemeine Grammatik, die nur in uns selbst liegt, keinen Denker ohne die allgemeine Logik; die Kunst besteht hier also darin, das Besondre aus dem Allgemeinen zu deuten, ohne es doch in dieses aufzulösen. Die Möglichkeit einer Offenbarung im gewöhnlichen Sinne zugestanden, so muß doch im Menschen ein Vermögen liegen, dieselbe aufzufassen. Ja, er muß auch die Kraft haben, Religion in sich zu erzeugen; denn noch ehe die göttliche Offenbarung in die Welt getreten war, haben die Völker ihre Religion, wenn

gleich unrein, gehabt, und noch jetzt, fern vom Lichte des Christenthums, mitten im Dunkel der Wildheit, finden wir die schwächern oder stärkern Schimmer des religiösen Glaubens. Wie man diese Anlage zur Religiosität auch nennen möge, natürliche Religion oder Vernunftglaube, es geziemt dem nachdenkenden, gebildeten Protestanten darüber ins Klare zu kommen, und die in aller Menschenvernunft liegende Wahrheit mit der göttlichen Lehre Christi zu vergleichen, ob zwischen ihnen Widerstreit sey oder Uebereinstimmung. Es gilt hier das Verhältniß des Allgemeinen zum Besondern; im Christenthume erscheint das Allgemeine und Ewige der Religion, zwar in der größten Reinheit und Vollkommenheit, aber in einer besondern Gestaltung. Die Kunst der echten Schriftauslegung, so wie der ganzen historischen Theologie wird seyn, das Allgemeine im Besondern zu finden, und dieses aus jenem zu verstehn; wo hie und da noch Dunkelheit bleibt, zu warten des Herrn und seines Lichtes. Nur wer mit den ewigen Ideen der Vernunft vertraut ist, wird in den Geist des Christenthums eindringen können. Der Einwurf, daß so das Göttliche und Ewige dem menschlichen Urtheile unterworfen, und unter die Herrschaft des Verstandes gestellt werde, beruht auf einem Mißverständniß. Der Verstand soll ja nicht die ewigen Wahrheiten der Religion erfinden und schaffen, sondern nur als nothwendig in uns liegend anerkennen. Der Glaube ist von Gott, er ist das geistige Band, das uns mit der unsichtbaren Welt verbindet, und über uns selbst emporzieht. Der Mensch kann nichts davon und nichts dazu thun; aber er vermag nicht nur dessen geheimen Regungen im lebendigen Gefühle zu folgen, sondern auch sich desselben in klarer Selbstanschauung bewußt zu werden. Dem Menschen ist ein inneres Auge gegeben, durch welches, wenn er die verschiedenen Thätigkeiten und Lebensäußerungen des Gemüths verfolgt, in der Tiefe des innern Lebens den Quell entdecken wird, aus welchem jene himmlische Flamme, die alles erwärmt und erleuchtet, hervorbricht. Entdecken wird er sie, aber nicht ergründen. — Auch der Einwurf ist nicht zu fürchten, daß wir durch jene Forschungsart und Ansicht das Christenthum zu einer bloß menschlichen Erscheinung herabwürdigten, indem wir in ihm nur die ewigen Wahrheiten des Vernunftglaubens, und noch dazu in einer zeitlichen Gestalt wiederfänden. — Allein nennen wir nicht das göttlich, was hoch über allen Wandel in ewig gleicher Klarheit und Hoheit strahlend, uns über unser wandelbares zeitliches Daseyn, über die vergänglichen Erscheinungen und Bestrebungen des Menschenlebens emporhebt zur Erinnerung an unser ewiges Seyn, an unsere höhere Abkunft und an den heiligen Urquell aller Dinge, und was uns eben dadurch läutert, stärkt, beruhigt, und heiligt? Wo anders ahnen wir Gottes Werk und Spur, als wo wir von Gedanken des Ueberschwenglichen und Unergründlichen ergriffen, uns über die Schranken des endlichen Seyns und der endlichen Betrachtungsart der Dinge aufschwingen zu einer höhern Anschauung im Glauben und in der Ahnung? Und so erkennen wir im Christenthume eine göttliche Erscheinung, weil wir in ihm die erhabenen ewigen Ideen des Glaubens in reinen klaren Gedanken, in begeisterten heiligen Gefühlen, mit der Allgewalt lebendiger Ueberzeugung hervortreten sehn, weil wir in ihm die Erhebung des Gemüthes, die unstörbare Ruhe der Seele, die Kraft der Begeisterung und Andacht finden; und wir erkennen in dessen Gründung das Werk der göttlichen Gnade, weil es

in einer unlautern zerrütteten Welt in geistiger Urschönheit und ungetrübter Klarheit, aus dem Schooße der Ewigkeit selbst hervorgegangen, mit freier übermächtiger Geisteskraft die Schranken seiner Zeit durchbricht, die Zügel der Weltherrschaft ergreift, und noch jetzt über allen Wechsel der Zeit und ihrer Bildung, über die mannichfaltigen Umwandlungen der Kirche und ihrer Formen, der Geist des Christenthums in ewiger Hoheit triumphirend da steht. S. den Art. Offenbarung.

Rationalist wird derjenige genannt, welcher in seinem Denken und Handeln den allgemeinen und besondern Richtungen des Vernunftglaubens folgt; oft auch nur im Denken den Ansichten desselben huldigt, während er im Handeln ganz das Gegentheil beurkundet. (S. d. vorigen Art.) W. L.

Ratschky (Joseph Franz von), zu Wien geboren im Jahr 1757, gestorben 1810, einer der beliebtesten Dichter Oesterreichs und Deutschlands. Seine Gedichte empfehlen sich besonders durch lachenden, naiven Witz, leichte Versification und Reinheit der Sprache. Mächtig wirkte Ratschky, der mit Blumauer, Alxinger, Retzer und mehreren der besten Köpfe Wiens in genauer Verbindung stand, durch seine zahlreichen Schriften auf die Bildung des Geschmacks und auf die Aufklärung seiner Nation. Von seinen Schriften führen wir nur, außer dem wiener Musenalmanach, dessen Mitherausgeber er längere Zeit war, sein heroisch-komisches Gedicht: Melchior Striegel (Wien 1794 und 1795 und Leipzig bei Göschen 1799), und seine neuern Gedichte (Wien 1805) an. Die letztern enthalten Episteln, Lieder, Epigramme, Erzählungen und andre kleinere Gedichte, voll Witz und schalkhafter Laune.

Raub. Das Verbrechen des Raubes (rapina, robbaria, depraedatio) wird dann begangen, wann die Entwendung einer Sache durch vorausgegangne nicht absichtlich lebensgefährliche Gewaltthätigkeit gegen den Besitzer derselben bezweckt und ausgeführt wird. Es beginnt also dieses Verbrechen mit einer Verletzung angeborner Rechte mit Gewaltthätigkeit gegen eine Person, und unterscheidet sich dadurch vom Diebstahle im engern Sinne. Nur muß diese Gewaltthätigkeit keine absichtlich lebensgefährliche seyn, weil sonst ein schwereres Verbrechen, der Raubmord, eintritt. Uebrigens aber haben der Ort, wo er begangen, die Person, an der er verübt worden eben so wenig Einfluß auf die Existenz desselben, als die Art und Weise und der Grad der Gewalt. Bei den Römern war als ein Privatstrafe dieses Delicts vierfacher Ersatz üblich; nach der peinlichen Gerichtsordnung soll es öffentlich mit dem Schwerte bestraft werden. — Zu einer andern Gattung von Verbrechen, nämlich zu den, welche gegen das Recht der freien Disposition des menschlichen Körpers gerichtet sind, gehört der Menschenraub. Man versteht darunter in den Ländern, wo das Sclaventhum aufgehoben ist, die Verletzung der Freiheit eines Menschen, durch widerrechtliches Wegführen desselben aus dem Kreise seiner freien Thätigkeit, welches in Deutschland willkürlich bestraft wird. Das mit der Sclaverei zusammenhängende Plagium der Römer ist neuerer Zeit durch die sogenannte Seelenverkäuferei nach Amerika begangen worden. Bezweckt das Entführen die Befriedigung der Wollust, so entsteht das Verbrechen der Entführung. Ueber den literarischen Raub s. Art. Nachdruck. En.

Raubvögel, s. Vögel.

Rauch ist der sichtbare Dampf, der von einem stark erhitzten oder brennenden Körper in die Atmosphäre aufsteigt. Er ist ein Product der Verbrennung, d. i. eine durchs Verbrennen gebildete Zusammensetzung des atmosphärischen Sauerstoffs mit den Grundstoffen des brennlichen Körpers, die aber noch nicht vollständig mit Sauerstoff gesättigt sind, weßhalb sie nicht nur sichtbar aufsteigen, sondern auch noch weiter verbrennlich sind (s. Verbrennen und Thermolampe). Da in den meisten Fällen die Luft nicht stark genug in die innern Theile des brennenden Körpers eindringt, um alle daselbst aufsteigenden Dämpfe in Flamme zu verwandeln, so bemerken wir bei den mehrsten Flammen einen Rauch über ihrer Spitze, der, je weiter er sich von der Flamme entfernt, sich desto mehr abkühlt und ausbreitet. Die öhlichten und harzichten Theile verdicken sich bald in der Kälte und setzen sich an den nächsten kalten Körper als schwärzender Ruß an. Die sichtbaren Theile des Rauchs bestehen in Kohle, die meist mechanisch mit fortgerissen wird, auch wohl in den gebildeten Luftarten aufgelöst seyn kann; in gebildeter Essigsäure; in brandigem Oel (Theer), dem zugleich mehr oder weniger brandiges Harz beigemengt seyn kann. Uebrigens muß der Rauch, da er aus gewissen Bestandtheilen des Brennmaterials gebildet wird, nach Beschaffenheit des brennenden Körpers verschieden seyn, wovon uns nicht nur die verschiedene Farbe des Rauches, sondern auch sein Geruch so wie die Schärfe, mit welcher er auf Augen und Respirationswerkzeuge wirkt, und endlich auch die chemische Untersuchung der aus dem Rauche abgesetzten Producte deutlich überzeugt. Letztere zeigt unter andern, daß der Rauch von thierischen Stoffen flüchtiges Laugensalz enthält, während das Holz nebst öhlichten und harzigten Theilen Wasserstoffgas und gebildete Essigsäure liefert, die man beim Kohlenbrennen im Großen als Sauerwasser auffängt und benutzt. Da um so mehr von dem Brennmaterial ungenutzt verloren geht, je mehr davon in Rauchgestalt aufsteigt, so hat man in den neuern Zeiten allerlei Verbesserungen angegeben, um vornämlich durch Vermehrung des Luftzugs die vollständigere Zersetzung des Brennmaterials zu befördern. — Daß übrigens da, wo die Luft so verdünnt ist, daß sie leichter ist, als der Rauch, dieser nicht aufsteigt, sondern sich abwärts senkt, wie wir dieß auf hohen Bergen wahrnehmen, folgt aus den Gesetzen der Schwere.

Räuchern heißt 1. Rauch entwickeln, um die Luft zu verbessern, und schädliche Stoffe aus ihr zu entfernen. Gewöhnlich sucht man diesen Zweck durch das Erhitzen solcher Dinge zu erreichen, die in der Wärme einen angenehmen Geruch entwickeln: Räucherpulver, Räucherkerzen. Der angenehme Geruch allein ist auch wohl hinlänglich, einen übeln Geruch zu veschwichtigen, aber nicht zu entfernen; ist der üble zugleich schädlich für die Gesundheit, so wird seine Schädlichkeit durch den Wohlgeruch keineswegs aufgehoben. Frische Luft bleibt das beste Luftverbesserungsmittel, sobald die üble Luftbeschaffenheit nur zufällig und von einer vorübergehenden Ursach ist. Gegen wirklich schädliche, ansteckende, in der Luft aufgenommene Stoffe müssen andre Maßregeln ergriffen werden. Hier dienen vorzüglich saure und gewürzhafte Mittel, wie Essig, den man durch gelinde Wärme verdunsten läßt; oder Kampfer, Knoblauch, antiseptische Kräuter, aus denen der Essig die kräftigen Bestandtheile ausgezogen hat (Pestessig, Vinaigre à quatre voleurs), und womit man sich zu schützen, Gesicht und Hände wäscht und die Zimmer besprengt. Besser noch sind mineralsaure Räucherungen, welche man mit drei

verschiednen Säuren, mit der des Schwefels, des Salpeters und des Kochsalzes anstellen kann, und deren jede ihre Vorzüge hat. Zu den Räucherungen mit Schwefelsäure nimmt man eine Vermischung von zwei Theilen Schwefel, denen man des bessern Brennens wegen einen Theil Salpeter, und des Geruchs halber eben so viel Wachholderbeeren, etwas Myrrhen oder Weihrauch, auch wohl Kiefer- oder Tannensprossen zusetzt, und läßt alles wie gewöhnliches Räucherpulver auf Kohlen verbrennen. Dieses Räucherpulvers bedienten sich die Russen in der vollhynischen Pest in den siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts mit großem Nutzen, weßhalb es auch den Namen des Pestpulvers von ihnen erhalten hat. Gemeiner Schwefel oder Schwefelfaden auf Kohlen verbrannt haben dieselbe Wirkung. Diese Art von mineralsauern Dämpfen scheint viele Vorzüge vor den beiden nächstfolgenden zu besitzen, nicht nur wegen der leichten Herbeischaffung des Schwefels, sondern auch weil seine Dämpfe in der geringen Menge, als sie schon luftreinigend wirken, von den Lungen unschädlich ertragen werden, und nie die bedenklichen Folgen der oxydirt salzsauern Luft hervorbringen. Es ist nämlich sehr wahrscheinlich, daß die dabei entwickelte schwefelige Säure sich mit den Ansteckungsstoffen der Luft zu einem neutralen und unschädlichen Producte verbinde, gleichwie es dieselbe Säure mit den Färbestoffen macht, denen sie die Farbe so lange raubt, als sie damit verbunden ist, aber nicht, wie die oxydirte Salzsäure, zerstört. Räucherungen mit Salpetersäure werden, nach dem Engländer Smith, der ihren großen Nutzen durch viele Erfahrungen bestätigte, folgendermaßen angestellt: in ein Porzellan-Gefäß schütte man einen Theil gestoßnen Salpeter, setze den zehnten Theil Wasser hinzu, rühre Alles wohl um, gieße nun vorsichtig einen Theil Vitriolöl unter beständigem Rühren hinzu, suche die erfolgte Erhitzung noch durch Ofen- oder Kohlenwärme zu unterhalten, bis die Mischung keine Dämpfe mehr gibt. Die von Guyton Morveau empfohlenen und sehr gerühmten Räucherungen mit oxydirter Salzsäure werden aus einem Theile schwarzen Braunstein, der mit Wasser so befeuchtet wird, daß dieses nicht abläuft, und mit drei Theilen Kochsalz vermengt ist, durch Uebergießen mit zwei Theilen Vitriolöle entwickelt, wobei man das Gemenge gut umrührt. Das Wasser ist dabei nöthig, wie neuere Versuche von Buchholz gelehrt haben. Der aufsteigende Dampf, welcher oxydirte Salzsäure ist, hat nach allen Erfahrungen die Eigenschaft, Ansteckungsstoffe zu zerstören, so wie er Farben total zerstört; um aber diesen Zweck zu erreichen, ist eine so starke Entwickelung desselben nöthig, daß der ganze angesteckte Luftraum damit bis zur Undurchsichtigkeit angefüllt und lange Zeit, mit Vermeidung alles Luftzuges, darin erhalten wird. Da aber in einem solchen, mit oxydirter Salzsäure angefüllten Raume niemand wegen Erstickungsgefahr respiriren kann, und eine minder starke Anwendung nichts oder doch sehr wenig fruchtet, so schicken sich jene zwei erst genannten, dem Athmen minder schädlichen, Räucherungen viel besser für Krankensäle und Wohnzimmer, diese salzsaure Räucherung hingegen vorzüglicher für menschenleere Räume, in denen zugleich angesteckte Kleidungsstücke, Geräthe und Waaren aufgehangen und gestellt werden können, um den ihnen anhängenden Ansteckungsstoff zu zerstören. Uebrigens stimmen auch die öffentlichen Nachrichten darin überein, daß die salzsauern Räucherungen gegen heftige ansteckende Seuchen, z. B. gegen das gelbe Fieber

in Malaga, in der Höhe derselben wenig gefruchtet haben, dahingegen sie gegen solche Krankheiten, die von Sumpfluft (gekohltem Wasserstoffgas) oder eingesperrter Luft (wie die in den versperrten Sälen, worin Seidenwürmer gezogen werden, und welche die Wärter krank macht) herkommen, schon in geringer Menge dienlich gewesen ist, wie auf Walcheren und auf der Scheldeflotte. 2. Räuchern, d. i. durch Rauch dörren, wird vorzüglich beim gesalzenen Fleische, bei Fischen u. s. w. angewendet, um diese Körper gegen Fäulniß zu schützen und sie als Nahrungsmittel aufbewahren zu können. Sie werden zu dem Ende dem Rauche des Holzes ausgesetzt, dessen Wärme nicht allein austrocknend auf sie wirkt, sondern dessen übrige Bestandtheile, (die dunstförmige Essigsäure, Kohlensäure, brandiges ätherisches Oel, verflüchtigtes Harz u. s. w.) das Fleisch auch chemisch verändern und die Anlage zur Fäulniß unterdrücken. Vorzüglich werden zu diesem Zwecke Holzarten empfohlen, die, wie Wachholder, viel Harz und riechendes Oel verflüchtigen.

Rauchtopas nennt man den rauchgrauen Bergkrystall, der dem Topas ähnlich sieht. Man findet ihn unter andern in Böhmen.

Raucourt, ein Dorf unweit Lüttich, merkwürdig durch die daselbst 1746 gelieferte Schlacht zwischen den Oesterreichern und Franzosen (s. d. Art. Moritz, Graf von Sachsen).

Raugraf, im Mittelalter die Bezeichnung gewisser gräflicher Geschlechter. Woher diese jetzt erloschene Benennung stammt, läßt sich nicht mit entscheidender Gewißheit angeben. Manche wollen in dem Beiwort Rau das alte oder verstümmelte Ruh finden, und glauben, daß diese Grafen von den Kaisern eingesetzt worden wären, um in den Zeiten des Faustrechts Ruhe und Ordnung aufrecht zu halten. Andre leiten es von den Landstrichen her, die von diesen Grafen besessen wurden, und ihrer Gebirge und Waldungen wegen damals zu den rauhesten Deutschlands gehörten. Es gab Raugrafen zu Dassel (am solinger Walde) und Raugrafen am Rhein, deren Lande in der Gegend von Trier, Kreuznach und Alsey lagen. Nachdem diese Besitzungen bei dem Erlöschen der raugräflichen Würde und Stammes an die Pfalz gekommen waren, erneuerte der Churfürst von der Pfalz, Carl Ludwig, 1667 diesen Titel, doch ohne Land damit zu verbinden, zu Gunsten seiner an die linke Hand getrauten Gemahlin, Louise von Degenfeld, die fortan Raugräfin hieß.

Raum. Die Erklärung des Raums hat den scharfsinnigsten Denkern viel zu schaffen gemacht. In den verschiednen darüber aufgestellten Hypothesen hat man ihm die verschiedenartigste untergeschoben. Bald wollte man unter Raum die unsichtbare Flüssigkeit, den Aether, bald die Luft, die den Abstand der Körper, z. B. der Sterne, einnimmt, verstanden wissen, ja man erhob den Raum in Verwechselung und falscher Begreifung der Allgegenwart Gottes zur Gottheit selbst und Newton nennt ihn das Sensorium der Gottheit. Leibnitz dagegen nimmt Raum als den Begriff der Verhältnisse und der Ordnung an, in welcher körperliche Dinge zu einander stehn. Doch auch diese Erklärung ist nicht hinreichend, weil bei allgemeinen Begriffen, als Größe, Härte, Schwere und dergl. nothwendig ein Gegenstand gedacht werden muß, wenn jene Worte und ihre Bedeutung nicht Unsinn seyn sollen, welches aber nicht nothwendig ist bei dem Gedanken an Raum, der ohne weitern Gegenstand sehr gut bestehen kann. Nach Kant ist der Raum die ursprüngliche

Form des Anschauens, die Bedingung, unter welcher dem äußern Sinn das Objective sich darstelt. Hieraus ergibt sich denn auch die Unmöglichkeit, den Raum hinwegzudenken, da derselbe bleibt, wenn auch der Verstand die ganze Schöpfung in Gedanken aufhebt. In der Mathematik wird der Raum als Axiom vorausgesetzt. Die Sätze der Geometrie: „der Raum hat nur drei Dimensionen (Höhe, Länge, Breite) und zwei Dinge können nicht einen und denselben Raum einnehmen," sind zwar Grundlagen dieser Wissenschaft, können aber nie erwiesen werden. Was die Unbeschränktheit des Raums betrifft, so kann sie von uns Endlichen nicht aus Erfahrung dargethan werden, da die Erfahrung bloß beschränkte Gegenstände, die eben durch ihre Beschränkung Object für unsre Sinne werden, erkennen kann. Räume gibt es übrigens nicht, da das, was wir darunter verstehn, nur Theil des Einen Raumes ist.

Raute, s. Rhombus.

Rautenglas, Polyeder, ein auf einer Seite eben, auf der andern vieleckig geschliffenes Glas, durch welches sich dem Auge der dahinter stehende Gegenstand in gehöriger Entfernung so vielfach darstellt, als Flächen auf der einen Seite geschliffen sind. Bei optischen Darstellungen bedient man sich der Polyeder zur Vervielfachung der Gegenstände.

Ravaillac (François). Dieser durch seinen, an dem guten König Heinrich IV. von Frankreich verübten Mord zu trauriger Berühmtheit gelangte Mönch wurde zu Angouleme 1578 geboren. Grober Ausschweifungen wegen wurde er aber aus dem Orden der Feuillans verstoßen, in dem er sich anfangs durch Fleiß und gute Aufführung beliebt gemacht hatte. Bald darauf wurde er eines Mords angeklagt, konnte aber nicht überwiesen werden, und trieb nun, um sich zu erhalten, unter der Hand juristische Praxis, womit es ihm aber auch nicht glücken wollte, so daß er sich endlich vom Unterricht der Bürgerkinder seines Geburtsorts nährte. Der Verdruß über die Beschränkung seiner äußern Lage, verbunden mit einem von Natur finstern Gemüth, stimmte ihn zu melancholischer Trübsinn, der bald in eine wilde Schwärmerei ausartete, als er anfing, sich mit den Religionshändeln zu beschäftigen, die sein unglückliches Vaterland damals noch immer zerrissen. Seine Seele von wildem Haß gegen die neue Lehre erfüllt, gewöhnte sich, den guten und menschlichen Heinrich als Hauptfeind der Kirche zu betrachten, den zu vernichten ein verdienstliches Werk wäre. Diese Stimmung wurde bald den Gegnern des Königs bekannt, die nicht unterließen, den noch schlummernden Vorsatz in ihm zu stärken. Zweimal war er schon in Paris gewesen, in der Absicht, das Blut seines Königs zu vergießen, wurde aber durch dazwischen kommende Umstände daran verhindert; endlich gegen Ostern 1610 erschien er abermals, wahrscheinlich von Heinrichs Feinden aufs neue in seinem Vorsatz bestärkt, und am 14ten Mai führte er ihn wirklich aus. Auf welche Weise, ist im Art. Heinrich IV. erzählt. Er war ergriffen, zum Tode verurtheilt und am 27ten Mai das Urtheil an ihm vollstreckt. Er starb unter den unsäglichsten, länger als eine Stunde dauernden Qualen, die er eben so ruhig bestand, als vorher die Tortur, und ohne weder sonderliche Reue zu verrathen, noch die Mitschuldigen seiner empörenden That zu nennen. Die fortwährenden Verwünschungen des Volks allein sollen ihn zu der Aeußerung gebracht haben, „daß wenn er gewußt hätte, daß Heinr

so geliebt würde, er den Mord nicht unternommen hätte." Sein Vater, der Advocat zu Angouleme war, hatte das Unglück, seines Sohns furchtbares Ende zu erleben.

Ravanel, war ein Gefährte Jean Cavaliers und Anführer der Camisarden (s. d. Art.). Minder glücklich wie Cavalier, wurde Ravanel im Juni 1705 nebst mehreren Unglücksbrüdern, bei Gelegenheit eines Aufstandes in Languedoc, wobei er als Mitschuldiger ergriffen worden war, verbrannt. Ravanel zeichnete sich eben so sehr durch seine Kühnheit als seine religiöse Schwärmerei aus. Ein Beispiel von der erstern mag hier Platz finden. Die Regierung hatte einen Preis von 1000 Thlr. und das Versprechen der Verzeihung für denjenigen von den Aufrührern gesetzt, der Ravanels Aufenthalt entdecke, weil sie hoffte, wenn sie die Anführer der Camisarden vernichte, diese ganze Secte, die freilich sich mitunter der schauderhaftesten Verbrechen schuldig machte, — wenigstens von ihren Gegnern derselben aufs heftigste angeklagt wurde, — zu zerstören. Ravanel war von dieser Maßregel unterrichtet, und begab sich ohne Begleitung zu dem Marschall Villars, der gerade die königlichen Truppen jener Gegend befehligte, und verlangte die Belohnung. Villars war edel genug, sie ihm zu gewähren, und ihn ziehen zu lassen; eine Großmuth, die des Unglücklichen Schicksal nur um ein Jahr verzögerte.

Ravelin (franz. demi-lune), ein Außenwerk, welches in der Regel vor der Courtine zwischen zwei Bastionen liegt, und aus zwei Facen besteht. Vordem nur zur Deckung der gewöhnlich in der Courtine befindlichen Thore bestimmt, war es klein und zuerst in halbrunder Form erbaut; jetzt werden sie größer und mit erweiterten Kehlen gebaut, so daß ihre verlängerten Facen noch vor den Schulterpunkt der Bollwerke fallen. Der Zweck ist, diesen und einen Theil der Facen gegen das feindliche Feuer zu decken, so daß darauf so lange als möglich einige Geschütze zur Bestreichung des Grabens thätig erhalten werden.

Ravenna, eine der ältesten und in der Geschichte sehr berühmte Stadt Italiens, in der Romagna gelegen. Mehrere der spätern weströmischen Kaiser hatten hier ihren Sitz; nach Untergang des abendländischen Römerreichs war sie Residenz der gothischen Könige, dann der Exarchen. Ravenna liegt umgeben von Sümpfen, die aber in neuern Zeiten, durch Ableitung in die Flüsse Montone und Ronco sowohl, als durch mehrere Bebauung der Umgegend, bedeutend vermindert worden sind. Der ehedem an der Stadt befindliche Hafen am adriatischen Meere ist durch neue Landansetzungen und mehrere Neigung des Meers nach den illyrischen Küsten zu, jetzt ungemein verschlechtert, und Ravenna, das sonst hart am Strande lag, ist nun fast eine Stunde weit davon entfernt. In der Gegend von Ravenna, nach Forli zu, ist das Schlachtfeld, auf dem der berühmte Gaston de Foix seinem Volke über die spanischen und päpstlichen Truppen mit seinem Tode einen rühmlichen Sieg erfocht. Neben den Gebeinen der Kaiser Honorius, Constantinus und Valens III., und denen der Tochter des großen Theodosius, Galla Placida, ruhen auch die Gebeine Dante Alighieri's in Ravenna.

Ray (John), oder Wray, einer der vorzüglichsten Naturhistoriker, war der Sohn eines Hufschmieds zu Black-Notley in Essex, und geboren 1628. Er studirte zu Cambridge Theologie und war bis

1662 Prediger. 1660 erschien sein erstes Werk (Catalogus plantarum circa Cantabrigiam nascentium), welches ein Verzeichniß von 62 Pflanzen war, die um Cambridge wild wachsen, und die er in ökonomischer, medicinischer und andrer Rücksicht beschrieb. Eine Reise durch Frankreich, Holland, Deutschland, die Schweiz und Italien gewährt ihm eine reiche Ausbeute naturhistorischer, besonders botanischer Erfahrungen, so daß er 1670 ein Verzeichniß der Pflanzen Englands und der angränzenden Inseln (Catalogus plantarum Angliae et insularum adjacentium) herausgab, worin er gegen 1050 Pflanzen eben so wie in dem obigen Werke beschrieb. Seine Reisebemerkungen gab er unter dem Titel: Observations topographical, moral and physiological made on a Journey through Part of the Low Countries, Germany Italy and France heraus. Dies Werk ist überaus reich an naturhistorischen und andern Erfahrungen. Jetzt ward Botanik sein ernstes und sein Hauptstudium, und 1682 gab er den vorläufigen Entwurf zu einer allgemeinen Pflanzengeschichte (Methodus plantarum nova) heraus, dem 1688 das Werk selbst unter dem Titel, „Historia plantarum generalis in 2 Foliobänden folgte, worin an 6900 Pflanzen beschrieben werden. Dies ist noch immer eins der vorzüglichsten botanischen Werke der Engländer, und überhaupt von unschätzbarem Werthe. Außer diesen und andern botanischen Schriften gab er auch eine systematische Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere und des Schlangengeschlechts (Synopsis methodica Animalium quadrupedum et serpentini generis, 1693 heraus, welches seit Aristoteles Zeit das erste Werk in dieser Art war und dem bald nachher zwei ähnliche, von denen das eine die Naturgeschichte der Fische und Vögel, das andre diejenige der Insekten enthielt, folgten. Auch theologische und andre Werke schrieb Ray, wodurch er sich als einen religiösen, aber vorurtheilsfreien Christen darstellte. Er starb im 77sten Jahre seines Alters zu Notley, wo ihm ein schönes Denkmal errichtet wurde.

Raynal (Guillaume Thomas François), ein berühmter französischer Gelehrter und Schriftsteller, Mitglied der Akademien von London und Berlin, wurde 1713 zu St. Geniez in Guienne geboren, und trat frühzeitig in den Orden der Jesuiten. Sein eifriges Streben nach ausgezeichnetem Wissen brachte ihn bald in Berührung mit den berühmtesten Männern seines Vaterlandes; doch wurden im allgemeinen seine Verdienste in Frankreich weniger als im Auslande gewürdigt. Die zweite Herausgabe seiner Histoire philosophique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes, zog ihm 1781 vom Parlament Landesverweisung zu, weil darin eine große Bitterkeit gegen die Könige und Herabsetzung der Religion herrscht und die Sorbonne verwarf dieses Werk als den Erguß der Verirrungen einer nichtswürdigen Seele. Raynal begab sich nach Deutschland und besuchte mehrere Höfe, erhielt aber bald die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren. Hier brachte er einige Jahre entfernt von Paris zu, kehrte aber 1788 auch dahin zurück, und lebte in den ersten Zeiten der Revolution in ziemlich bedrängter Lage, bis nach dem Sturz der Jacobiner, denen er, trotz der in seinen Werken gepredigten Fürstenherabsetzung, nicht zusagte, seine Verhältnisse sich einigermaßen besserten, und er wieder ernstlich anfing, manche begonnenen schriftstellerische Arbeit fortzusetzen. Aber schon 1796 machte der Tod seiner Thätigkeit ein Ende. Die erwähnte Histoire philosophique etc. ist unter seinen Schriften die ausgezeichnetste, und so ungünstig die zweite Auflage in Frankreich aufgenommen wurde, so erwarb sie doch

besonders in England, ihrem Verfasser vielen Ruhm, weil er darin eine Menge neuer Ideen über Menschenwerth und Menschenrechte, freilich auch mit manchen Auswüchsen und verwerflichen Uebertreibungen gepaart, darlegte. Daß er im J. 1783 den Stiftern der schweizerischen Freiheit auf einer Insel im Vierwaldstädtersee ein Denkmal mit Beisetzung seines Namens errichten ließ, wird Raynal häufig, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, als ein Beweis von Eitelkeit ausgelegt. Ein sehr richtiges Urtheil über Raynals Werk hat ein competenter Richter, von Dohm, Materialien für Statistik und Staatengeschichte 1785. B. V. S. 557. ff.) gefällt. Das Resultat desselben ist, daß Raynal ein vortrefflicher, freimüthiger, beredter, philosophischer Politiker und Statistiker, nicht aber Geschichtschreiber sey. Seine Geschichte der Revolution in Nord-Amerika wurde von dem bekannten Thomas Payne widerlegt. — Zu den Widersprüchen in Raynals Charakter gehörte es, daß er selbst Actien in dem Sclavenhandel besaß, den er doch mit hinreißender Beredsamkeit, und nicht ohne Ahnung zum Theil schon in Erfüllung gegangener Ereignisse, bestritten hatte.

Raynouard (François Juste Marie), einer der vorzüglichern neuern französischen Dichter. Er ist geboren zu Toulon, wo er eine geraume Zeit Advocat war. Nachmals ward er Mitglied des gesetzgebenden Corps. Sein erstes Werk, wodurch er sich als Dichter bekannt machte, war: Socrate dans le temple d'Aglaure. Dieses Gedicht ward vom Institut mit dem Preis gekrönt, und von J. Immerzeel, (Haag 1804, 8.) ins Holländische übersetzt. Raynouards vorzüglichstes Werk sind jedoch die Templiers (Tempelherrn), eine Tragödie in fünf Aufzügen. Sie erschien zu einer Zeit, wo man in Frankreich vorzüglich damit beschäftigt war, die Unschuld dieses Ordens zu erweisen, und fand auch deshalb eine gute Aufnahme. Einzelne Schönheiten indessen ersetzen nicht, was ihm an Klarheit der Handlung abgeht; auch kann man nicht läugnen, daß die allzuhäufige Wiederholung der Worte unschuldig und sterben sowohl den Leser, als den Zuschauer langweilen. Dies mögen wohl die Gründe seyn, warum das Stück in Deutschland nicht den allgemeinen Beifall fand, der ihm in Frankreich zu Theil ward. Geschichtlich wichtig und neben andern Werken über denselben Gegenstand sehr brauchbar sind die historischen Notizen über die Tempelherrn und ihren Prozeß, welche Raynouard diesem Trauerspiel vorangeschickt hat, vorzüglich wegen der darin mitgetheilten Actenstücke. Carl Friedrich Cramer hat diese Tragödie für die deutsche Bühne bearbeitet: Die Tempelherren, Trauerspiel in fünf Aufzügen nach Raynouard, in Jamben, Leipzig 1806, 8. Vor dieser Bearbeitung befindet sich die historische Abhandlung ebenfalls ins Deutsche übersetzt. Im J. 1808 wurden in Berlin die Tempelherren nach einer andern Uebersetzung von Levezow aufgeführt. Diese ist in reimlosen Alexandrinern abgefaßt, und soll manche Vorzüge vor der Cramerschen Uebersetzung haben. So viel uns bekannt geworden, ist sie nicht im Druck erschienen. Ganz kürzlich hat Raynouard eine Auswahl von Originalpoesien der Troubadours in einem Bande herausgegeben; diesen sind beigefügt die Elemente der romanischen Sprache und eine Grammatik der Troubadoursprache. In einer langen Abhandlung wird über das Alter der romanischen Sprache, über Romantik, über die verschiednen Dichtungsarten der Troubadours und die Lebensweise derselben viel Interessantes mitgetheilt.

Rayon, der Halbmesser, der halbe Durchmesser einer Festung von dem Mittelpunkt bis an die Bollwerksspitze.

Reaction, s. Gegenwirkung.

Reagentien, oder gegenwirkende, rückwirkende Mittel, werden in der Chemie Materien genannt, welche entweder durch die Veränderungen, die sie selbst erleiden, oder durch die Wirkungen, die sie hervorbringen, die Gegenwart und Beschaffenheit gewisser Stoffe anzeigen. Mehrere Pflanzensäfte sind Reagentien, denn da sie durch manche Salze und Alkalien in ihrer Farbe verändert werden, so zeigen sie das Daseyn dieser Salze oder Alkalien in andern Dingen an. So bedient man sich zur Entdeckung der Säuern in der Chemie häufig des Veilchensaftes, der Lackmustinctur u. dergl., deren blaue Farbe durch Säuern in Roth verwandelt wird. Zu den Reagentien, die durch die Wirkung, die sie hervorbringen, die Beschaffenheit andrer Substanzen anzeigen, gehören außer vielen andern alle die Materien, deren der Chemiker sich als Fällungsmittel bedient, z. B. das feuerbeständige Alkali, das aus der Salpetersäure die aufgelös'te Kalkerde niederschlägt.

Real eine spanische Silbermünze, der real de plata beträgt etwas über 3 gr.; der real de vellon ist eine Kupfermünze und beträgt ohngefähr 1 gr. 8 pf.

Real. Das Reale wird dem Verbalen oder Nominalen (z. B. Realdefinition, Realinjurie), dann dem Personalen, endlich auch dem Idealen entgegengesetzt. Im letztern Sinne heißt es, das von der Vorstellung unabhängige Seyende; oft auch das Wirkliche.

Realdefinition, eine Definition, durch welche nicht bloß das Wort, sondern der Begriff eines Gegenstandes nach seinem Ursprung und Wesen erklärt wird.

Realgeld, Sachgeld, ist diejenige Gattung von Geld oder Vermögensmesser, der ein sinnlicher Stoff, kein bloßer Begriff, zum Grunde liegt, vermittelst welcher also der Werth der Güter nicht bloß ideal ausgesprochen, sondern körperlich gemessen wird. Geistige Dinge, bloße Begriffe, sind schon darum wenig geschickt, zum Maßstab des verglichenen Tauschwerths der Güter gebraucht zu werden, weil jeder Theil der Tauschenden sich selbst und unabhängig von seinem Gegner einen solchen idealen Maßstab bildet, und es immer äußerst schwer hält, daß beide Partien über die Größe desselben völlig mit einander übereinstimmen. Soll aber der Vermögensmesser möglichst vollkommen seinen Zweck erfüllen, nämlich den Tauschwerth der wechselseitig zu gebenden und zu nehmenden Güter genau zu bezeichnen, und eben dadurch beiden Parteien die Vereinigung über den Preis der in den Tausch gekommenen Waaren zu erleichtern, so muß er nothwendig ein gemeinschaftlicher Maßstab seyn. Aus diesem Grunde haben die meisten Nationen bei Erwählung eines Werthmessers körperliche Gegenstände den unkörperlichen vorgezogen, und sich lieber eines realen als idealen Geldes bedient. Je weniger über den verglichenen Werth eines sinnlichen Guts Zweifel Statt findet, je leichter es daher den Nationalgliedern ist, denselben zu erkennen und gehörig zu würdigen, desto passender und brauchbarer ist das Gut zu einem Realgelde. Allein, wie sehr auch sämmtliche Nationalglieder zu einer und derselben Zeit über den verglichenen Werth des zum Realgel-

gewählten Genußmittels übereinstimmen mögen, so läßt sich doch eine solche vollkommne Uebereinstimmung auf die Dauer keineswegs erwarten. Mit dem Maßstabe der Güter verhält es sich in der politischen Arithmetik ganz anders als mit dem Maßstabe der Größen in der Geometrie. In der letztern Wissenschaft hat die wirkliche Länge, welche man mit der Idee des Fußes verbindet, eine bestimmte unwandelbare Größe und der Idealmaßstab des Fußes wird durch die Anwendung auf eine bestimmte Länge durchaus nicht verändert, wenn man aber die Idee eines Pfennigs als des Maßstabs für den kleinsten Vermögenstheil auf den verglichenen Werth irgend einer Waare anwendet, so findet man bald, daß der Werth dieses Maßstabs Veränderungen und Abwechslungen unterworfen ist, wodurch er zu einem vollkommnen Vermögensmesser unfähig wird. Gesetzt z. B., zu einem Pfennig, als dem Maßstabe für den kleinsten Vermögenstheil, sey der zweihundertste Theil eines Loths Silber gewählt worden, so kann man durch diesen Maßstab das Verhältniß des verglichenen Werths von allen möglichen Genußmitteln gegen den verglichenen Werth von Silber auf das genaueste ausdrücken und bezeichnen, so lange man nur voraussetzen kann, daß jener Werth vom Silber unwandelbar bleibe; sobald aber dieser Werth sich ändert, ändert sich nothwendig auch die Größe des Maßstabs, und es werden vermittelst desselben die Güter bald nach einem größern, bald nach einem kleinern Verhältnisse gemessen. Es tritt hier derselbe Fall ein, als wenn Jemand die Größe aller Längen durch die Länge seiner Spanne bestimmen wollte. Die Größe der Spanne ist nach dem Wachsthume des Körpers veränderlich, es wird also dieser Mensch zwar immer im Stande seyn, das Verhältniß aller Längen gegen die jedesmalige Größe seiner Spanne anzugeben, unmöglich wird man jedoch dieser Spanne den Charakter eines vollkommenen Maßstabs beilegen können. Gleiche Bewandtniß hat es mit den zum allgemeinen Werthmesser (Geld) gewählten edlen Metallen. Ein Loth Silber bleibt zwar immer und ewig ein Loth Silber, d. h. in einem Lothe dieses Metalls ist jederzeit eine gleiche Anzahl von Silbertheilen enthalten, allein dies macht nicht den verglichenen Werth überhaupt, und eben so wenig den verglichenen Tauschwerth vom Silber aus, sondern dieser wird vielmehr durch die größere oder geringere Menge von Waaren, die man gegen eine gewisse Menge dieses Metalls einzutauschen vermag, bestimmt. Sobald also für ein Loth Silber bald mehr, bald weniger Waaren gegeben werden können, und die Ursache dieser Verschiedenheit im Silber selbst liegt, ist der verglichene Tauschwerth desselben eine veränderliche Größe. Dasjenige Stückchen Silber, das vor der Entdeckung von Amerika als kleinster Vermögenstheil zum Maßstabe der Werthe sehr passend war, konnte es nicht mehr seyn, als nach dieser denkwürdigen Epoche der Tauschwerth der edeln Metalle so tief herabsank, daß jenes Stückchen Silber gänzlich aufhörte, einen Vermögenstheil zu bilden, daher ward es nothwendig, ein größeres Stück dieses Metalls zum Maßstabe des verglichenen Werths der Güter zu erwählen; und umgekehrt kann in der Folge wieder der Fall eintreten, daß der verglichene Tauschwerth der edlen Metalle so sehr in die Höhe getrieben wird, daß das Stückchen Silber, welches gegenwärtig zur Bezeichnung des kleinsten Vermögenstheils vollkommen passend ist, zu diesem Behufe zu groß wird, und daß daher ein kleinerer Theil jenes Metalls zum Vermögensmesser gewählt werden muß. Sind aber selbst die edeln Metalle, welche doch alle

übrigen Genußmittel an Brauchbarkeit zu diesem Zweck übertreffen unfähig, einen vollkommenen Vermögensmesser abzugeben, so läßt sich dies noch viel weniger von andern Gütern erwarten, und man kann als Grundsatz annehmen, daß es unmöglich sey, irgend ein Genußmittel zu entdecken, welches zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen einen so unwandelbaren verglichenen Werth besitzt, daß es zu einem vollkommenen Vermögensmesser tauglich wäre. Zum Glück ist es indessen nicht durchaus nothwendig, daß der verglichene Werth des Genußmittels, welches zum allgemeinen Vermögensmesser dienen soll, ganz unwandelbar, daß der Maßstab ein vollkommener Maßstab sey, sondern es reicht vielmehr schon hin, wenn dieser Werth nur keinen zu großen und sprungweise erfolgenden Abwechslungen unterworfen ist; zu den Genußmitteln solcher Art aber gehören vorzugsweise die edeln Metalle. (S. Geld.)

K. M.

Realinjurie. Daß keinem Menschen und Bürger das Recht zustehe, auf den Körper eines Andern eigenmächtig einzuwirken, spricht die Vernunft klar aus. Allein darüber ist es schwerer, sich zu vereinigen, ob eine körperliche Beleidigung an sich zur Hervorbringung einer Realinjurie zureicht oder nur dann, wann sie zugleich ehrenverletzend ist. Für das Letztere scheint wenigstens ein deutsches Hülfsrecht, das römische, zu sprechen. Dadurch wird die Realinjurie auf doppelartige Handlungen, auf solche, die körper- und zugleich ehrenverletzend sind (z. B. ein Frauenzimmer wird wider ihren Willen auf eine unanständige Weise angegriffen — es wird jemanden ein Nasenstüber gegeben), eingeschränkt. — Uebrigens hat die Privatgenugthuung bei einer bedeutenden Körperverletzung ein weiteres Spiel als bei jeder andern Injurie, und die Strafe kann bis zur Zuchthausstrafe steigen. (S. Ad. Dietr. Weber über Injurien und Schmähschriften, Schwerin und Wismar 1793, dritte Auflage, 1803).

En.

Realismus wird, im Gegensatze des Idealismus, dasjenige philosophische System genannt, welches annimmt, daß die Dinge unabhängig von unsern Vorstellungen und außer ihnen wirklich vorhanden sind. Die Erklärung der Außenwelt, oder was hier darunter verstanden wird, des wirklichen Daseyns der Dinge außer unserm Gemüth, zerfällt im Realismus selbst wieder in verschiedne Systeme, deren vornehmste sind: der Spinozismus. Es nimmt nämlich Spinoza eine einzige Realität, Urrealität, an, und lehrt: alle andre Dinge (Substanzen) seyen nur Modificationen dieses einzigen realen Wesens, das er zur Gottheit selbst erheb (s. den Art. Spinoza). Er ist Materialismus, wenn er die Materie oder körperliche Substanz als einziges Grundprincip der Dinge betrachtet, und die Seele selbst als eine materielle Substanz ansieht (s. Materialismus). Er findet sich auch im Dualismus, der das Wesen der Dinge auf zwei völlig unvereinbare und ungleichartige Grundprincipe zurückführt, das Reale und Ideale (s. d. Art. und Dualismus). Zu dem Realismus gehört auch Leibnitzens Monadologie, der zu Folge eine Theilung der Substanzen bis ins Unendliche undenkbar und also zuletzt ein Untheilbares (Monade) vorhanden seyn müsse, das aber eben darum, weil es untheilbar, den Begriff der Körperlichkeit aufhebt, keine Ausdehnung hat, keiner Auflösung fähig ist und also auch durch Trennung der Theile nicht untergehen kann u. s. w. (s. d. Art. Monaden), und

endlich **Kants Lehre von den Dingen an sich**, welche als negativer Realismus betrachtet werden kann. Denn wenn dieser Philosoph lehrt: wir würden zum Bewußtseyn des Daseyns in der Zeit nicht gelangen können, wenn den Erscheinungen außer dem vorstellenden Gemüthe nicht **etwas Wirkliches** zum Grunde läge, so bezeichnet dieses **Etwas**, obgleich nur negativ von ihm angedeutet, doch das Daseyn eines Realen (s. d. Art. **Kant**), und die Unmöglichkeit des **Daseyns der Dinge an sich**, oder, eines von unsern Vorstellungen unabhängigen und verschiedenen Grundes der Erscheinung, ist, nach Kant selbst, unerweisbar, auch von keinem, weder ältern noch neuern Idealisten erwiesen worden.

Realist (in staatsrechtlicher Hinsicht) hieß ein solches Mitglied der Reichsritterschaft, welches unmittelbare Rittergüter besaß. Wer keine solche Güter hatte, und Mitglied des unmittelbaren Reichsadels war, hieß Personalist.

Realisten, die Anhänger des Realismus in der Philosophie, namentlich eine Parthei der Scholastiker, welche als Gegner der **Nominalisten** lange Zeit hindurch kämpften, bis endlich mehrere neu aufgestellte Philosopheme, unter andern das des **Descartes**, die Aufmerksamkeit der Denker zu beschäftigen anfingen. (S. d. Art. **Nominalisten** und **Scholastiker**.)

Realinstitute (oder polytechnische Institute). Schon in dem von Herder entworfenen Plane für die Einrichtung der höhern Schule zu Riga (neuerdings in seinem Sophron abgedruckt) findet sich die Idee jener neuen Art von gelehrten Schulen, die mit den Gymnasien übrigens parallel und mit ihnen verbunden, nur darin von diesen verschieden seyn sollten: daß sie, statt des ausschließenden Unterrichts in den alten Sprachen, Mathematik, Naturwissenschaften, Geschichte u. s. als Materiale der höhern Geistesbildung und Uebung hervorhöben. Als eine sehr geistvolle und auf einem selbstständigen Wege gelungene Annäherung an die Herderische Idee läßt sich die später in Berlin errichtete Realschule betrachten; während auf der andern Seite das in Paris errichtete Real- oder polytechnische Institut bei aller seiner Einseitigkeit jene Idee wieder auf andre Weise in Erinnerung bringen mußte. — Der letzteren Anstalt, die ihre erste Entstehung aus der Schreckenszeit der französischen Revolution herleitet, sah man es freilich an, daß sie ein Werk jener Zeit war, die auf der einen Seite alles lang Bestandene, Gute wie Schlimme, umstürzen und zerstören wollte, auf der andern aber statt aller bisherigen Gelehrtenbildung nur jene Tauglichkeit und Fertigkeit der Zöglinge bezweckte, die dem Bedürfniß jener für Frankreich gefahrvollen kriegerischen Tage am angemessensten, und damals, wo dem jungen Franzosen fast für nichts anders, als für den Krieg Zeit und Sinn geblieben schien, in der kürzest möglichen Zeit zu erwerben waren. Dennoch verdient sie, so sehr als irgend eine andre Bildungsanstalt der neuern Zeit, Berücksichtigung. Es ist erwiesen, daß die meisten jener Talente, die seit einem Jahrzehend in Frankreich, sowohl in den Künsten des Kriegs als des Friedens sich auszeichneten, in dem polytechnischen Institut geweckt waren und in ihm ihre eigenthümliche Richtung erhalten hatten. Jene Anstalt genoß aber auch bis in die letzte Zeit einer vorzüglichen Vorsorge der Regierung. Eigens dazu ernannte Commissarien mußten jährlich alle etwas bedeutendere Städte Frankreichs bereisen, und aus den Provinzialschulen die ausgezeichnetsten Köpfe, besonders

aber solche, die sich für mathematische Studien zu eignen schienen auswählen. Auf mathematische Vorkenntnisse wurde auch schon be der Aufnahme=Prüfung vorzüglich gesehen. Außer diesen ward vo Seiten der neu Aufzunehmenden bloß einige Fertigkeit des Styls i der Muttersprache, etwas Zeichnen, und so viel Latein, als zun Verstehen eines sehr leichten lateinischen Schriftstellers hinreichte erfodert. So hatte die Anstalt nie Mangel an Zöglingen, die sic gerade für die Unterrichtsgegenstände, die in ihr Hauptsache waren meistens in einem vorzüglichen Grade eigneten. Die Zöglinge (selte unter 300 an der Zahl) waren in drei verschiedne Classen vertheilt in allen beschränkte sich der Unterricht auf Mathematik, Technologie Chemie, Physik, Naturgeschichte und Geschichte. Die gewisse Aus sicht auf eine baldige Anstellung, zum Theil auch die Strenge, wo mit der Uebertritt aus einer niedern in eine höhere Classe bestimm und beschränkt wurde, vor allem aber der günstige Umstand, da die Zöglinge nicht durch äußern Zufall, sondern durch die eigenthüm liche Richtung der Neigungen und Anlagen in die Anstalt geführ wurden, ließen fast durchgängig etwas Bedeutendes leisten. — Seit sieben Jahren wurden auch im Königreich Bayern zwei Realinstitute, da eine zu Augsburg, das andre zu Nürnberg, errichtet, di übrigens den Gymnasien parallel als Vorbereitungsschulen für di Universität oder für die verschiednen Zweige der Technologie und Kuns dienen sollten. Jene Anstalten, die später zu einer einzigen i Nürnberg vereinigt wurden, bestanden aus vier Classen, davo jede auf einen einjährigen Lehrcurs, das Ganze mithin auf eine vierjährigen berechnet war. In allen vieren wurde vorzüglich in Ma thematik, Technologie, Chemie und Waarenkunde, Physik, Na turgeschichte, Geographie und Geschichte, Philosophie, deutsche classischer Literatur und Sprachfertigkeit, nächstdem in neuern Spra chen, Zeichnen und Modelliren Unterricht ertheilt. Die Zögling bestanden theils aus künftigen Cameralisten, Aerzten, theils solchen die sich zum Artilleriedienst, zum Bauwesen, Bergbau, zum Post wesen, zur bildenden Kunst, zum Handel, Fabrikwesen u. s. w bestimmt hatten. Der Unterricht, unter acht Lehrer vertheilt, war fü Ausländer wie für Inländer unentgeldlich. Es ist 1816 wieder ein gegangen. — Jene Realinstitute stehen, als höhere Bildungsanstal ten, mit Realschulen in Verbindung, worin sich meistens di Zöglinge für das Realinstitut bilden, die aber außerdem den höher Bürgerschulen einiger andern Provinzen Deutschlands entsprechen Jene Realschulen, worin die Schüler meist nur bis zum 14ten ode 15ten Jahre bleiben, sind in zwei Classen getheilt. In de untern wird vorzüglich in Religion, im Rechnen, Elementargeome trie, Cosmographie und Geographie, deutscher Sprache mit alle dazu gehörigen Uebungen, im Französischen und im Zeichnen unte richtet; in der höhern tritt an die Stelle der Cosmographie un Geographie Physiographie und Geschichte, der übrige Unterricht wir fortgesetzt; so daß die Zöglinge der Realschulen, wenn sie ins In stitut übertreten, eine ziemliche Fertigkeit im Styl der Muttersprach haben, Arithmetik bis zur Lehre von den Potenzen, Geometri u. s. w. verstehen. — Seit einiger Zeit ist auch zu Wien eine vor treffliche Anstalt jener Art unter dem Namen eines polytechnischen ode Realinstituts errichtet, die mit der in Bayern bestehenden eine ziemlich ähnlichen Lehrplan hat. Sie ist zunächst zur höhern Bil dungsanstalt für Alle, die sich im Fabrikwesen, in der Technolog

u. A. auszeichnen wollen, bestimmt und der Kaiser hat jener begünstigten Anstalt bereits das ihm zugehörige, vortreffliche physikalische Cabinet und ein prächtiges Gebäude nebst allem andern Material geschenkt. (S. auch Polytechnisches Institut.) R.

Realmünze, Sachmünze, ist dasjenige Tausch- und Werthausgleichungsmittel, welches zwar, wie jede Münze, eine nach dem allgemeinen Vermögensmesser (dem Gelde) berechnete Anweisung auf die in dem Tauschverkehr kommenden Güter jeder Art enthält, aber zugleich mit dieser Eigenschaft die einer Waare verbindet, indem es einen ihm eigenthümlichen, unabhängigen, mit dem der Güter, worauf es eine Anweisung gibt, übereinstimmenden oder ihn übertreffenden Tauschwerth besitzt, welchen es selbst dann noch behält, wenn es aufgehört hat, Anweisung auf andere Waaren zu seyn. Zum Begriff der Realmünze ist es daher unumgänglich nothwendig, daß der sinnliche Stoff, welcher derselben zum Grunde liegt, ein Gut, ein Genußmittel sey; mit dem Besitze einer Münze dieser Art ist zugleich der Besitz eines Pfandes über den vollen Tauschwerth derjenigen Güter verbunden, worauf die Münze eine Anweisung enthält. Die Idealmünze ist nichts weiter als ein bloßes, reines Tauschmittel, kann daher auch nur in so fern Werth und Geltung haben, als sie eine Güteranweisung enthält, auf deren Realisirung der Münzbesitzer mit Sicherheit rechnen kann; die Realmünze leistet die Gewähr für diese Sicherheit durch sich selbst, die Idealmünze hingegen nur durch einen Bürgen; und auf dem Vertrauen, welches man diesem Bürgen schenkt, beruht allein ihre Geltung. — Nicht alle Gattungen von Genußmitteln sind gleich fähig, zum sinnlichen Stoff der Realmünze gebraucht zu werden, sondern vorzüglich nur solche, welche unbeschadet ihres positiven Werths sich in die kleinsten Vermögenstheile trennen lassen, und zugleich allgemeinen absolut oder doch hohen relativverglichenen Werth besitzen. In der frühesten Epoche der Cultur dienten Ochsen den Atheniensern, Schafe und anderes Vieh den Römern zur Münze (daher die Benennung pecunia). In Mexico galten früherhin Kakaobohnen, Federkiele mit Goldstaub gefüllt, dünne Stücke von Zinn als Münze. In Aethiopien und Abyssinien vertritt Steinsalz die Stelle der Münze, in Virginien bedient man sich dazu des Tabaks, im Reiche Siam, so wie in Bengalen, gebraucht man eine Art kleiner Muscheln, welche Kauris heißen, als Münze; auf Newfoundland ist trockner Stockfisch, Zucker in einigen westindischen Colonien, bei den Bewohnern der Küste von der Hudsonsbay sind Biberfelle, und in Island Kabeljaue die gewöhnliche Münze, aber in keinem Genußmittel findet man die zu einer passenden Realmünze erfoderlichen Eigenschaften in so hohem Grade vereinigt, als in den Metallen, besonders den edeln, weßhalb diese auch von den meisten Völkern dazu vorzugsweise sind benutzt worden. (S. Münze, Metallmünze.) K. M.

Realschulen, s. Realinstitute.

Realwerth, s. Nonimalwerth.

Reassecuranz ist so viel als Gegen- oder Wiederversicherung. Wenn etwas assecurirt ist, und der Versicherer von einem Dritten seine übernommene Verpflichtung sich wieder versichern läßt, so heißt dies Reassecuranz.

Reaumur (René Antoine Ferchault de), 1683 zu Rochelle geboren, war einer der größten Naturforscher seiner Zeit und seines

Volkes, dem die Wissenschaft der Naturlehre viele wichtige Entdeckungen verdankt. Im Jahr 1708 wurde er Mitglied der Akademie zu Paris, und 1709 erschien in den Memoiren der Akademie seine Schrift: De la formation et de l'accroissement des coquilles des animaux, worin er den Satz aufstellte: die Schalen der Schalthiere entständen aus dem Erharten eines Saftes, der aus den Poren dieser Thiere dringe. — 1718 gab er eine Abhandlung heraus über die Gold führenden Flüsse Frankreichs, worin er zugleich zeigte, wie dieses Metall am leichtesten aus ihnen zu gewinnen wäre. Seine vielfachen Versuche über die Verwandlung des Eisens in Stahl hatten manchen sehr nützlichen Erfolg, und leiteten ihn zugleich auf die Idee, eine Methode zu ersinnen, vermöge welcher das Gußeisen in Schmiedeeisen umgeschaffen werden könne, worüber er auch 1722 eine eigne Schrift herausgab. Die Verfertigung des Porzellans, so wie die Verschiedenheit desselben, beschäftigten ihn sehr angelegentlich. Durch vielfache Versuche bemühte er sich, eine künstliche Materie zu bereiten, die der, aus welcher das japanische Porzellan gemacht wird, gleichkomme, und kam dabei auf den Gedanken, aus gewöhnlicher Glasmasse Porzellan zu bereiten. Zwar war das gewonnene Product dem wirklichen Porzellan nicht gleich an schöner weißer Farbe, zu technischen Zwecken aber ist es eben so brauchbar als jenes. Vorzüglichen Ruhm erwarb sich Reaumur durch Anfertigung seines Weingeistthermometers. (S. Thermometer.) Im J. 1756 überreichte er der Akademie eine Schrift über die Kunst und Verschiedenheit, mit der die mannichfachen Arten der Vögel ihre Nester bauen, auch stellte er Beobachtungen über die Verdauung dieser Thiere an. Eins seiner größten Werke: L'Histoire naturelle des Insectes, sechs Bände stark, gibt bedeutende Aufschlüsse über Fortpflanzung, Verwandlung und Lebensart mehrerer Thiere dieser Gattung. Reaumur starb an den Folgen eines Falles auf seinem Landgute Bermondiere in der Landschaft Maine, am 17ten October 1757.

Rebellion, s. Aufruhr.

Recensionswesen, das Recensionswesen ist ein literarischer Dingstuhl der neuern Zeit, bei welchem jeder Beisitzer (Recensent) einzeln sein Urtheil über ein im Druck erschienenes Buch öffentlich ausspricht, ohne dadurch dem entscheidenden Urtheile der öffentlichen Meinung noch der Zeit vorzugreifen. Außer der klugen Umsicht und Aufsicht des Vorsitzers eines solchen Dingstuhls, der die literarischen Schoffen ernennt, (der Redaction, s. d. Art.) und außer dem eigenen literarischen Gewissen der Urtheiler selbst, gibt es für die Recensir-Anstalten keine Vorschrift, noch Regel. Ihr Zweck ist doppelt: sie beurtheilen und sie melden; doch lernt der Gelehrte manchmal mehr aus dem Melde-Zettel, oder dem Intelligenz-Blatte, als aus der gelehrten Anzeige des Recensenten. Denn jenes ist der stumme Richter der literarischen Thätigkeit seiner Zeit überhaupt; diese hingegen nicht selten — Vexirspiegel. Gleichwohl halten wir kritische Zeitschriften für unentbehrlich. Sie sind die wahren Prallleuchten — Reverberen — in den finstern Straßen der Literärgeschichte, und für die Kritik, bei Ermangelung andrer Glocken, eine Art Minarets, in welchen die Muessins oder die Recensenten, als öffentliche Ausrufer, das Volk der Leser und Wissenschaftler täglich fünfmal (Halle, Leipzig, Göttingen, Jena, Heidelberg,) zum Gebet rufen. Allemal bleiben Literaturzeitungen und kritische Blätter für die Verbreitung des wissenschaftlichen Gemeinguts und für die Erweckung des öffentlichen

Sinns in der Gedankenwelt ein treffliches Hülfsmittel, und wenn das geistige Leben in Europa jetzt reger erwacht, vielseitiger ausgebildet und tiefer begründet ist, als je, so ist dieß großentheils mit eine Folge des öffentlichen Urtheils in der gelehrten Republik. Mit diesen Worten ist der Charakter, die Bedeutung und der Werth des Recensionswesens ausgesprochen. Hierzu kommt, daß zu jeder Zeit die größten Köpfe gern ihr Urtheil in solchen Blättern niedergelegt und manches goldne Wort, das sonst in keinem Buche Platz gefunden, oder mit dem Buche selbst im Staube sich vergraben hätte, darin zu Tage gefördert haben. So der unsterbliche Haller, so Johannes von Müller, und viele Andre; so selbst Schiller und Göthe, einst die erklärtesten Feinde alles Recensionswesens! Immerhin sey die Recensionsanstalt der Kampfplatz einer Schule, wenn nur tüchtige Kämpfer ihr System verfechten! Der Leser will ja nicht das untrügliche Urtheil der Recensions-Anstalt abkaufen; sondern er will ein gedachtes Urtheil, das ihn zum Selbstdenken reizt, klar und bündig, gleichviel ob scharf oder bescheiden ausgedrückt, über ein Buch lesen, das überhaupt eines solchen Urtheils werth ist; von dem Inhalte aber will er nur so viel erfahren, als er selbst zur allgemeinen Würdigung des Buchs und der Beurtheilung braucht. Es versteht sich, daß Redaction und Recensent überhaupt ihrem Geschäfte gewachsen seyn, und daß beide, frei von persönlicher Rücksicht, den Zweck der Wissenschaft rein ins Auge fassen müssen. Ist dieß der Fall, so werden allemal die kritischen Zeitschriften einer Nation als die reifsten Blüthen ihres literarischen Geistes, nicht nur die Achtung der Zeitgenossen, sondern auch die Aufmerksamkeit des Auslandes und der Nachwelt verdienen. Möge auch der Recensent sich irren, wenn er nur seinen Irrthum klug und klar, geistvoll und ernst, mit strengem Wahrheitssinn und fest wie ein Republikaner, ausspricht. Denn schon der große Bacon hat gesagt: Rascher tritt das Wahre aus dem Irrthum hervor, als aus der Verworrenheit. (Citius emergit veritas ex errore quam ex confusione.) — Wie sehr kritische Blätter die Wissenschaft fördern, beweist die Literärgeschichte aller Völker, die sich der Gedankenfreiheit und mit ihr eines geistigen Lebens erfreuen dürfen. Man vergl. was im Art. Nicolai (Christ. Friedr.) über dessen deutsche Bibliothek gesagt ist. Die Franzosen, denen überhaupt das Verdienst gebührt, die Gelehrsamkeit in die Welt, sey es auch nur in den Salon, eingeführt zu haben, sind die ersten gewesen, welche über Druckschriften öffentlich und rücksichtslos urtheilten. Louis Jacob (st. 1670) soll durch seine Bibliographie Parisienne, die jährlich alle zu Paris erschienenen Bücher recensirte, den ersten Gedanken zu dem noch blühenden Journal des Savans, dessen Stifter Denis de Sallo (st. 1669) war, gegeben haben. Bald darauf begannen die literarischen Journale der Deutschen: Thomasius freimüthige Gedanken über allerhand Bücher, Halle und Leipzig 1688; Tentzel's monatl. Unterredungen: Leipzig 1689; und Otto Menken's Acta eruditorum, seit 1682. (S. die Uebersicht der wichtigsten kritischen Blätter des In- und Auslandes in dem Art. Literatur-Zeitungen.) Das neueste gelehrte kritische Institut ist der vom Prof. Krug redigirte Hermes, Leipzig 1819. Im Allgemeinen zeichnen sich die gelehrten Blätter der Britten (Schottländer) durch ein bestimmtes, unabhängiges, tief eindringendes Urtheil, die der Franzosen durch treffende und klare Würdigung des Zweckmäßigen; und die der Italiener durch scharfsinnige Zergliederung aus; doch klebt allen eine gewisse Einseitigkeit an, von der fast nur der Deutsche

bei seiner Universalität und Gründlichkeit frei ist, wenn ihn nicht etwa ein herrschendes System einnimmt. Hier stehe nur noch eine Frage: Soll der Recensent sich nennen? Wir glauben: Nein; denn nur die Sache soll ihm gelten, wie dem Leser. Das Urtheil muß sich selbst rechtfertigen. Nennt er sich, so ist sein Urtheil, auch wenn er es nicht will, noch glaubt, befangen; dem Leser aber ist manchmal mit dem gelehrten Unmuth des anonymen Recensenten mehr gedient, als mit dem höflichen Berichte eines sich nennenden Enkomiasten. K.

Receptirkunst. Die Kunst, Recepte (von R/. Rec., Recipe, nimm, das den lateinischen Recepten vorausgesetzt wird) zu schreiben, macht einen wichtigen, wenn auch nicht wesentlichen Theil der practischen Medicin aus. — Es wird in derselben jedoch weder der Nutzen und die Wirkungsart der Mittel, noch die Krankheit, in der sie nützlich sind, sondern bloß die Art und Weise, dieselben zu verschreiben, gelehrt, und alle jene Kenntnisse werden als bekannt vorausgesetzt. — In ältern Zeiten war sie ausgedehnter als jetzt, sie umfaßte damals die ganze heutige Pharmacie mit, weil ein jeder Arzt selbst dispensirte; daher denn auch die Bereitung der zusammengesetzten Arzneimittel, die jetzt in den Apotheken schon vorräthig sind, hier vorgetragen wurde. — Die Recepte, Arzneiformeln (daher die Receptirkunst auch wohl Formulare genannt wird) oder Arzneivorschriften werden bei uns gewöhnlich in lateinischer Sprache abgefaßt. Diese Gewohnheit gewährt manche Vortheile. Es ist zuerst diese Sprache viel allgemeiner verbreitet als irgend eine andre, und lateinisch geschriebne Recepte können daher in Rußland sowohl als in Italien und Portugal bereitet werden; die Terminologie derselben ist viel bestimmter, als in irgend einer andern Sprache; in der deutschen z. B. wird ja manches Kraut in jeder Provinz anders benannt; ferner ist sie viel kürzer als andre; und endlich ist es in sehr vielen Fällen höchst unbequem für den Arzt, in manchen Fällen auch sogar schädlich für den Kranken, wenn Letztrer das Recept versteht, es herrschen Vorurtheile gegen manche Mittel, die sehr schwer zu bekämpfen sind, der Hypochondrist grübelt im lateinischen Recepte schon, wenn er nur ein paar Worte Latein versteht; und oft giebt es dem Kranken Beruhigung, wenn er nur Arznei nimmt, sie mag auch so wenig wirkend seyn, als sie will. Aus diesen Gründen halten unsre Landsleute mit Recht an dem Gebrauche fest, die Recepte lateinisch zu schreiben. — Es werden die Arzneiformeln eingetheilt in einfache und zusammengesetzte, in officinelle (die immer vorräthig sind) und extemporirte oder Magistralformeln (die dann erst bereitet werden wenn sie der Arzt verschreibt) und endlich in innre und äußre. In einem jeden, vorzüglich in einem zusammengesetzten Recepte unterscheidet man mehrere Theile, die Basis und das Mittel, von dem die Heilung erwartet wird, das Constituens und Vehikel, das der Basis die Gestalt gibt, die es haben soll, z. B. Zucker ist Vehikel im Oelzucker, das ätherische Oel die Basis. In vielen Ländern ist es mit Recht dem Arzte befohlen, seinen Namen und den Tag der Verordnung beizufügen. Die Bestimmung der Dosis der Mittel ist ein wichtiger Gegenstand in jedem Recepte. Sie wird entweder nach dem Apothekergewicht oder nach Maßen angegeben. Das Medicinalpfund (℔) enthält 12 Unzen oder 24 Loth Kramergewicht, die Unze (℥j) acht Drachmen oder Quentchen, die Drachme (ʒj) drei Scrupel, ein Scrupel (℈j) zwanzig Gran, der Gran (gr. j.) ist das kleinst

Gewicht; der halbe Theil irgend eines Gewichts wird mit ß bezeichnet. Die Maße der festen Körper sind Fascikel, so viel man im Arme Manipel, so viel mit der Hand (= ℥ß, wenn es ein Kraut ist, oder ℥iij, wenn es Blüthen sind) Pugill, so viel man mit den Fingern (= ʒj) fassen kann. Manche Stoffe, z. B. Mandeln, werden wohl auch nach der Zahl bestimmt. Es leuchtet ein, daß diese Bestimmung nach Maß immer etwas unsicher ist, daher man besser thut, sich statt ihrer des Gewichts zu bedienen. Bei Flüssigkeiten ist das Maß oder die Kanne = ℔iv; ein Becherchen oder Theeschale = ℥iij; ein großer Löffel = ℥ß; ein kleiner Löffel = ʒj; und ein Tropfen bei sehr leichten Dingen = Gr. ß, bei schwereren Gr. j. — Es werden, wie bekannt, die Arzneimittel bald in fester, bald in flüssiger Form angewendet, und es richtet sich die Wahl der Form theils nach der eigenthümlichen Natur des Arzneikörpers, theils nach den besondern Zwecken, die man erreichen will, theils auch nach dem Geschmacke und den Wünschen des Kranken. Die einfachste unter den festen Formen ist die, das Arzneimittel in Substanz zu geben, d. h. in dem Zustande, in welchem es erhalten wurde, oder nur wenig zerschnitten. Werden die Substanzen aber mehr zerstoßen, zerrieben, gemahlen, so entsteht die Pulverform, in welcher man viele Arzneimittel gibt, die mit allen ihren Bestandtheilen wirken sollen, oder von denen man eine große Menge im kleinsten Raume in den Körper bringen will. Nach dem Grade der Feinheit unterscheidet man das gröbere (grossus), oder feinere Pulver (pulv. subtilissimus); jenes wird gewöhnlich äußerlich in Kräuterkißchen u. s. w. angewendet. — In Pillen (pilulae) oder kleinen Kügelchen von ein bis zwei Granen werden solche Arzneien verschrieben, die sehr häßlich schmecken oder riechen. — Den Pillen ähnlich ist der Bolus, Bissen, eigentlich eine größere Pille, die frisch bereitet und noch nicht erhärtet, wie jene, auf einmal genommen wird. — Im Munde zergehen dagegen die Leckkügelchen (trochisci), und sind immer wohlschmeckend; ihr Vehikel besteht daher immer aus Zucker oder ähnlichen süßen Dingen. — Werden klein zerschnittene oder pulverige Theile mit heißem zergangnen Zucker übergossen, gemischt, und dann in Tafeln von willkürlicher Größe gegossen, so entstehen die Morsellen; wird eine ähnliche Masse in kleine platte Kügelchen getheilt, so werden die Zeltchen (rotulae) gebildet. Hierher gehört endlich noch das Pflaster und Stuhlzäpfchen. Jenes muß leicht in der Wärme zu erweichen und klebend seyn, und wird, wie bekannt, nur auf die Haut gelegt. Das Vehikel, das ihm diese Eigenschaften gibt, besteht aus Wachs, Fett und resinösen Körpern. Stuhlzäpfchen (suppositorum) ist eine kugelförmige, feste, etwas nachgiebige Masse, deren Durchmesser ungefähr ½ Zoll beträgt, die aus Seife, Honig, Gummi, Oel mit festern Dingen, häufiger jedoch zu Hause als in der Apotheke bereitet, und von denen Gebrauch gemacht wird, um zu Ausleerungen zu reizen. — Eine eben so große Menge von Formeln gibt es, die Arzneikörper flüssig zu geben; sie sind entweder schon ursprünglich flüssig, und die einzelnen Formeln erfodern dann ein bloßes Zusammengießen einzelner Flüssigkeiten, oder es wird aus dem festen Körper durch Auspressen, Auflösen, Abreiben, Aufgießen, Abkochen vermittelst des Wassers oder einer andern Flüssigkeit irgend eine flüssige Form hervorgebracht. —

So erhält man durch Auspressen frischer Kräuter den **ausgepreßten Saft** (succus expressus), der so häufig zu Frühlingskräutercuren gebraucht wird; die **Auflösung** (solutio) durch Vermischung irgend eines auflösbaren festen Körpers mit einer Flüssigkeit. — Eine eigenthümliche Form entsteht, wenn Oel und Schleim sich mit einander verbinden, und durch Wasser verdünnt werden. Eine solche Mischung sieht der Milch sehr ähnlich, und wird daher **Pflanzenmilch** (emulsio) genannt. Vielen Pflanzensamen kommt die Verbindung schon von Natur zu, und diese dürfen nur zerquetscht und mit Wasser verdünnt gerieben werden, um eine Emulsion zu geben; oder auch durch künstliche Mischung des Oels, Schleims und Wassers kann eine ähnliche Form bereitet werden, die dann **unächte Emulsion** oder **künstliche Milch** (emulsio spuria s. lac artificiale) genannt wird. — Flüchtige feste Körper werden zerschnitten und durch darüber gegossenes Wasser in einiger Zeit die wirksamen Bestandtheile ausgezogen; so wird ein **Aufguß** (Infusum) bereitet; davon unterscheidet sich der **Absud**, die **Abkochung** (decoctum) nur dadurch, daß das Wasser kochen, ja sogar einkochen muß, um die wirksamen Bestandtheile aufzunehmen. Auch von der Dosis erhalten manche Arzneivorschriften in flüssiger Form eigenthümliche Namen. Wird die Arznei tropfenweise genommen, so heißt sie Tropfen (guttae); Tränkchen (haustus) wird sie genannt, wenn sie auf einmal, **Trank** (potio), wenn sie auf ein oder zwei Mal genommen wird; Mixtur (mixtura) ist eine flüssige Arznei aus mehrern Ingredienzen bestehend, und mehrere Unzen ausmachend, die Eßlöffelweise genommen wird. — **Ptisane** (Ptisana) ist eine so schwache flüssige Arznei, daß sie zum gewöhnlichen Getränk benutzt werden kann. — Andre erhalten ihren Namen vom Geschmack, wie z. B. das **Julep** (Julepus oder Julapium) eine säuerlich angenehm schmeckende Mixtur bezeichnet, oder der **Lecksaft** (linctus, eclegma), dessen Vehikel irgend ein Syrup, Honig oder auch Schleim ausmacht, und der angenehm süß schmecken muß. — Noch andre endlich werden von der Gebrauchsart benannt, wie z. B. das Gurgelwasser (garganisma), die Einspritzung (injectio), das Klystier (clysma) und die Bähung (fomentum). Zwischen den festen und flüssigen Arzneiformen steht die **weiche** in der Mitte. Dahin gehört die **Latwerge** (electuarium), die Salbe (unguentum), der Breiumschlag (cataplasma), Senfumschlag (sinapismus) u. s. w. B. P.

Receß wird ein schriftlicher Vergleich genannt, der zwischen zwei oder mehreren Personen über eine streitige Sache abgeschlossen wird. Beim **Bergbau** bezeichnet dieses Wort die von den einzelnen Theilnehmern als Beitrag nach und nach vorgeschossenen Kosten zu den Grubenbauten u. dergl. Wenn hierauf in der Folge durch Gewinnung des Minerals die Auslagekosten oder der Receß zu alt ist, so erhalten die Theilnehmer den Ueberschuß, unter dem Namen **Ausbeute** (s. d. Art.) nach Verhältniß ihrer Einlage heraus. Noch wird **Receß-** oder **Quatembergeld** die Abgabe genannt, die die Theilnehmer an einem Grubenbau dem Landesherrn entrichten müssen.

Rechenkunst, s. **Arithmetik**.

Rechenmaschine ist eine Erfindung der neuern Zeiten, und besteht in einem Instrumente, das die zum Rechnen höchst erfoderliche Aufmerksamkeit erhalten, und gegen Fehler im Rechnen schützen soll. Viele Mathematiker haben sich lange beschäftigt, dies Instru-

ment theils zu erfinden, theils zu vervollkommnen, und auch Leibnitz ließ sich letzteres sehr angelegen seyn. Unter den zu verschiednen Zeiten aufgestellten Rechenmaschinen verdient die Grüsonsche, sowohl durch ihre Einfachheit, als Leichtigkeit im Gebrauch vor vielen andern den Vorzug. Sie besteht aus einer 9½ Zoll im Durchmesser haltenden Scheibe, um deren Mittelpunkt sich ein Weiser dreht; concentrische Kreisbogen umziehen in einiger Entfernung den Mittelpunkt, und sind durch Halbmesser in neun Stücke von Kreisringen getheilt. In denen von den Kreisbogen und Halbmessern gebildeten Fächern stehen nach einem gewissen zum Grunde liegenden System geordnete Zahlen. Auf dem Weiser befinden sich die Ziffern 1, 2, 3, u. s. w. bis 0. Von den 9 größern Stücken der Kreisringe ist für Addition und Subtraction Eines, für Multiplication und Division die andern bestimmt. An jedem für die Multiplication und Division bestimmten Stücke oder Tafel befindet sich oben rechts an der Spitze des Winkels ihre Nummer. Will man nun z. B. eine Zahl dividiren, so wird damit also verfahren: angenommen, der Divisor wäre 7, der Dividendus 31976, so dreht man den Weiser auf die Tafel, die mit 7 bezeichnet ist, und bringt ihn bis auf die Zahl 31, als den ersten einzelnen Dividendus. Unter dieser 31 wird man nun auf dem Weiser den Quotienten 4, am äußersten Rand der Tafel aber rechts nach der nämlichen Richtung zu den Rest 3 finden. Dieser Rest, der im Hauptdividend folgender Zahl 9 vorgesetzt, gibt 39 als zweiten einzelnen Dividend, und wenn man hier nun abermals so verfährt, wie eben gezeigt worden, so erhält man den Quotient 5, und den Rest 4, woraus der Leser sieht, daß bei Fortsetzung dieser Art zu verfahren man endlich den ganzen Quotienten der als Dividendus gegebnen Zahl mit 4568 finden muß, wodurch das Exempel gelös't ist. Durch zwei später dieser Maschine zugefügte Rechenstäbe und eine zweite Scheibe kann der Gebrauch derselben auch auf zusammengesetzte, und sogar benannte Zahlen ausgedehnt werden. Da indeß auch die umständlichste Beschreibung dieser Rechenmaschine den damit völlig Unbekannten nicht ganz darüber ins Klare zu setzen im Stande seyn würde, wenn sie nicht durch Zeichnung erläutert wird, so müssen wir den Leser, der nähere Belehrung wünscht, auf eine kleine Schrift verweisen, die 1795 in Halle mit einem erklärenden Kupfer unter dem Titel: Beschreibung und Gebrauch einer neuerfundenen Rechenmaschine von Grüson, erschienen ist.

Recht ist das Prädicat, das einem Subjecte in so fern zukommt, als eine Zwangsverbindlichkeit gegen dasselbe vorhanden ist, oder das einem Subjecte in so fern zukommende Merkmal, als etwas äußerlich als von seiner Willkühr abhängig betrachtet werden muß. Man unterscheidet persönliches und dingliches Recht. Jenes ist ein Recht auf eine Leistung; des letztern Gegenstand ist eine Sache.

Rechtfertigung im kirchlichen Sinne, s. Versöhnung.

Rechtfertigung im rechtlichen Sinne. Jede Darstellung, worin man ein Urtheil zu begründen sucht, ist eigentlich rechtfertigender Art, mithin finden sich auch bei allen juristischen, das öffentliche oder Civilrecht angehenden Vorträgen, welche in der Form einer Deduction (s. d. Art.) entwickelt worden, Rechtfertigungen in diesem Sinne vor. Die meisten solcher im allgemeinen deutschen Civilprozesse vorkommenden Deductionen haben von ihrem eigenthümlichen Inhalte verschiedene Benennungen, und zwei führen auch in dieser

Hinsicht den Namen Rechtfertigung (justificatio): nämlich di nach Einwendung eines suspensiven Rechtsmittels, und die nach Ausbringung eines Arrestmandats zu bewirkenden Vorträge. Bei bloß suspensiven Rechtsmitteln erfolgt die Rechtfertigung sofort auf di Einwendung, bei zugleich devolutiven hingegen erst nach der geschehenen Einführung (introductio) des Rechtsmittels. In beiden Fällen ist sie eine juridische Ausführung, daß in Ansehung der die Beschwerden bildenden Punkte rechtlich anders hätte geurtheilt werden sollen (Rechtfertigung des Materiellen), und daß man bei dem mit Beobachtung aller gesetzlichen Vorschriften gebrauchten Rechtsmittel ein Abänderung der Beschwerden erwarten dürfe (Rechtfertigung der Formalien). In Sachsen bedient man sich bei dem Rechtsmittel der Läuterung anstatt des Worts Rechtfertigung das der Fortstellung (prosecutio). Bei Arresten hingegen versteht man unter Rechtfertigung den Vortrag, worin nach erlassenem Arrestmandate der Impetrant die Rechtmäßigkeit der Anlegung des Arrests und den Grund zum Arreste darzuthun sich bemühet. En.

Rechtgläubigkeit, s. Orthodoxie.

Rechtschreibung (nach griechischem Kunstausdruck Orthographie) ist die Art und Weise, in irgend einer besondern Sprache Worte oder Töne als hörbare Ausdrücke von Gedanken und Empfindungen, durch die gehörigen Schriftzeichen (Buchstaben) regelmäßig zu veranschaulichen oder sichtbar darzustellen. Die Rechtschreibung ist daher wohl zu unterscheiden von der Sprachreinigkeit und Sprachrichtigkeit; Sprachreinigkeit nämlich besteht in Vermeidung aller Sprachmengerei oder in Beobachtung der angenommenen Haupt- und Hochsprache, so daß dieselbe von fremdartigen Ausdrücken und Wortfügungen, ingleichen von unedlen Landesmundarten, unverfälscht gehalten wird. Sprachrichtigkeit aber besteht in Befolgung der durch Sprachgebrauch und Sprachähnlichkeit bestimmten allgemein angenommenen Sprachgesetze. Der allgemeinste Grundsatz der Rechtschreibung sollte wohl für jede Sprache seyn möglichst einfach der Rechtsprechung (Orthoepie oder Orthophonie) nachzubilden, d. h. die Buchstaben nach dem Laut, den jeder an und für sich darstellt, so zusammen zu setzen, daß keine anderen Töne, als in der Aussprache deutlich gehört werden sollen, und nicht anders, als sie wirklich gehört werden sollen, ausgedrückt werden, daß mithin die richtige Aussprache des zu bezeichnenden Wortes rein und treu wiedergegeben werde. Allein damit sind di Schwierigkeiten für die Ausübung bei weitem noch nicht gehoben, da die Rechtsprechung noch viel häufiger vernachlässigt wird als di Rechtschreibung, wie schon die Menge unreiner Reime bei den meisten unserer Dichter beweis't. Ja, es ist leichter bei der Rechtsprechung sich nach der Rechtschreibung zu richten, indem man di Aussprache der Rechtschreibung so nahe wie möglich zu bringen sucht als umgekehrt: obgleich beide einander bedingen und unterstützen Ueberdieß machen von jenem Grundgesetz einige Sprachen fast zahllos und willkührliche Ausnahmen. Besonders zeichnen sich die Englische und Französische durch eine launenhafte Unbeständigkeit der Schreibung und Aussprache aus, die, was die Franzosen betrifft, gewissermaßen über deren Charakterlosigkeit und Treulosigkeit Aufschluß gibt denn da bei ihnen Rede (als unmittelbare Aeußerung des Gedankens und Schrift nicht übereinstimmen: so ist es ihnen auch leicht, geschriebene Verträge zu brechen; wie überhaupt in dieser zischenden un

flüsternden Schlangensprache selbst schon sich die Lügenhaftigkeit und Gleißnerei und das Schlüpfrige und Verführerische des Franzenthums verräth. Sagt doch schon Papyrianus: Aliter scribere, aliter pronunciare, vecordis est Galli (anders schreiben, anders aussprechen, ist dem verrückten Gallier eigen). — Eine bestimmte Rücksicht, die bei der Rechtschreibung einen Fingerzeig geben kann, ist die Wortableitung, oder die erweislich wahre, nächste und bekannte Abstammung. Man wende also in umgeendeten, abgeleiteten und zusammengesetzten Wörtern, so weit es die allgemein gebräuchliche Aussprache und der einmal übliche Schreibgebrauch verstatten, nur die Buchstaben an, welche das unmittelbarste Stammwort nebst Ableitungs- und Umendsylben erfodert; z. B. edel nicht von Adel, sondern von ἐσθλός; ablugsen von lugen, sehen; einhällig von hallen, Kaiser von Caesar, schlämmen von Schlamm, Häcksel und Häckerling von Hacken rc. Doch muß man vorsichtig seyn, daß man nicht von seitenverwandten Worten eins für des andern Stammwort annehme. Mit den Strenglingen, die überall auf Wortableitung haltend, ämsig, eräugnen, Ebenteuer, (von Ameise, den Augen sich darbieten, eventura), schreiben, wollen wir nicht zwisten. — Der Unterschied in der Bedeutung rechtfertigt nicht die Veränderung der gewöhnlichen Schreibart gleichlautender Wörter, weil es unmöglich ist, eine solche Unterscheidung durchzuführen, (z. B. er-blich und erb-lich), und weil oft für vermeintlich ganz verschiedene Wörter eine gemeinsame Grundbedeutung auszuforschen ist, die sich in Nebenbedeutungen zerzweigt hat, (z. B. ahnen 1) ergeisten, eine Vorempfindung spüren; 2) einem etwas (Uebles) gedenken, um es ihm zu vergelten, daher rächen, strafen, (gewöhnlich ahnden); und die Ahnen, die Geister der Verstorbenen, daher Vorfahren: alles vom Lat. anima). — Auch auf Gleichform oder Wortähnlichkeit ist bei der Rechtschreibung Rücksicht zu nehmen. So scheint es richtiger, das Maß als das Maaß zu schreiben, weil das Imperfectum von messen allgemein geschrieben wird, ich maß. Auch muß man das Allzugesuchte und Eigene vermeiden, wie die Vertauschung des Ph mit F, z. B. in Filosofie. Denn der Schreibgebrauch setzt dem Sprachkünstler, der das gangbare Wortgepräge verwischen will, eine bestimmte Grenze, welche er nicht überschreiten darf, ohne, ein Buchstäbler, die Aufmerksamkeit des Lesers von den Sachen auf die Worte zu ziehen, oder ihm wohl gar ein unschuldiges Lächeln zu entlocken. Besonders aber ist Unbeständigkeit zu tadeln, wie, wenn man bald dieß, bald dies schreibt. — Ueber Wörter, deren Schreibart sich nach den bisher angegebenen Rücksichten nicht bestimmen läßt, folglich über alle Stamm- und Wurzelwörter und über alle ungewisse oder solche Ableitungen, deren nächste Stammwörter veraltet sind, entscheidet der allgemeine Schreibgebrauch, zumal bei ähnlich oder gar gleich lautenden Wörtern, die besondere Schwierigkeit haben. (z. B. ist von seyn und ißt von essen; wieder, noch einmal, und wider, gegen; die Lehre, Gegenstand des Lernens, und die Leere, Unerfülltheit; die Waaren, Gegenstände des Handels, waren, von ich war; wahren 1) von wahr, entgegengesetzt dem falschen, 2) hüten und sichern; bete, ruf Gott an; Bete, 1) Mangold, 2) ein verspielter Einsatz; Beete, Abtheilungen des Gartenlandes; böte von bieten, Böte von Boot; bäte von bitten, Bette von Bett). — Allgemeine

Regeln über den Schreibgebrauch lassen sich nicht aufstellen; denn e unterscheiden sich die besondern (bei verschiedenen Völkern üblichen Sprachen in der Rechtschreibung noch in vielen Stücken, und di Grammatik einer jeden Sprache hat darüber das Nähere anzugeben Unser gegenwärtiger Zweck erlaubt uns nur, uns hier auf die Deutsche Sprache einzulassen. Wer indeß über die Lateinische Rechtschreibung Belehrung suchen sollte, den verweisen wir auf Quintilian's Anweisung zur Rednerkunst, Buch 1. Cap. 7., un auf die alten Grammatiker Velius Longus, Flavius Caper Marius Victorinus, Terentius Scaurus, Agrötius M. Aurelius Cassiodorus, Beda Sacerdos, und auf di neuern Philologen Aldo Manuzzi, Claude Dausquier, C S. Schurzfleisch, H. Noris G. Kortte, Chph. Cellarius; ferner in Hinsicht der französischen Sprache auf das Dictionnaire d'Orthographe und auf die Werke von C. P. D. Michel un von Plasmann, die sämmtlich in eigenen Schriften die Rechtschreibung gedachter Sprachen abgehandelt haben. Das Deutsche un alle der deutschen Sprache eingebürgerten Wörter, also auch fremd Vornamen und Wörter, wenn sie durch den Gebrauch schon zu deutschen Wörtern gestempelt worden und also ins Gemein verständlic sind, schreibe man gleichmäßig mit den eingeführten Schriftzeichen und bezeichne jeden deutlich gehörten Laut mit Bestimmtheit, de im Deutschen üblichen Aussprache gemäß; z. B. Kontur, Kontusche, Kulisse, Konterfei, Luise, Marschall, Maschine, Offizier, Leutenant, Scharpie, Schaluppe scharmant, Schikane, Schimäre. Werden dagegen Eigennamen und solche Worte aus bekannten Sprachen eingestreut, di noch immer als fremdsprachig betrachtet werden oder gar noch ihr fremde Gestalt an sich haben: so muß auch ihre Fremdsprachigkei durch ihre ursprüngliche Schreibart, als das Gepräge ihres fremde Ursprungs, zu erkennen gegeben werden; z. B. Agio, giriren Giro-Bank, Michel Angelo, Shakspeare, Spleen Don Quixote, Rousseau, Chevauxlegers, Journal Genie, (weil man sonst die Abstammung nicht erkennen würde i genial), Cicero, Circulation; aber Zirkel und Bezirk weil sie schon der Deutschen Sprache angeähnlicht, und unter dieser obgleich ausgearteten, Aussprache allgemein bekannt sind. Ebe daher werden auch die Griechischen Worte, deren Aussprache in de Zischlaut entartet ist, statt mit K, nach Römischer Weise mit C geschrieben, z. B. Centaur statt Kentaur. Statt des e ver doppelt man lieber e zu Ende, z. B. Kanapee. — Werden fremd Worte oder Namen als solche angeführt, z. B. ein ave Maria; ode wie oben die Namen der Lateinischen und Französischen Grammatiker auf deren fremdsprachige Schriften wir verwiesen: so wäre es ein Ungereimtheit, diese umkleiden zu wollen. — Die Deutsche Rechtschreibung hat im Laufe der Zeit verschiedene Wechsel und Neuerunge erfahren, und wird wie so vieles Andere ebenfalls von der Mod beherrscht. Veraltet ist z. B. die Schreibart: Cron (Krone) Hertzog, Marggraf, gnedig, unterthenig, mennig lich, Eyd, Böheimb (Böhmen), Ambt statt Amt aus Am bacht ꝛc. Außerdem sind auch viele einzelne Fälle so schwanken und willkürlich, daß sie sich nur mit einiger Wahrscheinlichkeit en scheiden lassen. Auch hier also hat man das zu befolgen, wori die bewährtesten Schriftsteller übereinstimmen; abgeschmackt ab

würde es sein, ohne anderweite Gründe, das Veraltete sich anzueignen. — Einen großen Anfangsbuchstaben erhalten im Deutschen nicht nur alle Anfangsworte einer Rede und eines Perioden und gewöhnlich auch jeder Zeile in einem Gedicht; sondern auch 1) alle Eigennamen, z. B. Deutschland, und gewöhnlich auch die davon abgeleiteten Beiwörter: das Deutsche Volk spricht Deutsch, sonach auch die sich auf Landeshoheit beziehenden Wörter: Kaiserlich, Königlich; 2) Nennwörter, die als Hauptwörter stehen, d.h. vor denen man ein bestimmendes oder unbestimmtes Geschlechtswort (einen Artikel) denken kann: der Bann, die Bahn, das Mein und Dein, ein Wenn und ein Aber. Doch haben Einige in mit Lateinischer Schrift gedruckten Gedichten auch die Hauptwörter mit kleinen Buchstaben eingeführt; 3) die sich auf angeredete Personen beziehenden Fürwörter: Sie ꝛc. Ihr ꝛc. in Briefen und dgl. auch Du ꝛc. Dein ꝛc. 4) gewöhnlich auch Ein als Zahlwort mit Nachdruck. — Die Sylben-Abtheilung richtet sich zuerst nach der Zusammensetzung der Wörter, z. B. be ob-achten, Erb-lasser, er-blassen, Erb-recht, ihr er-brecht, empfinden, wo p das f verstärkt. Eine willkürliche Ausnahme macht man in fremden Wörtern, die man gewöhnlich nach der Aussprache trennt, z. B. Sy-node, Sy-nonym, Mikros-kop, Teles-kop, A-doptirt, Po-stille, Pro-selyt, Di-stinction, Di-strikt. Zwei durch ein ausgestoßenes e vereinigte Hauptlauter werden entweder zur folgenden Sylbe gezogen, z. B. Verfin-st'rung oder, wenn der zweite ein l ist, getrennt. Zwei Grenzlaute (Mitlauter) zwischen zwei Stimmlauten (Selblautern) eines abgeleiteten Wortes werden getrennt, da denn, wenn eine Sylbe auf ſ ausgeht, das Schluß-s eintritt: räus-pern. Man hat sich die Freiheit genommen, dieß auch auf fremde Wörter anzuwenden: Des-pot, Enthusias-mus, Mi-krokos-mus. Doch bleiben zusammengesetzte Zeichen eines einfachen Lautes beisammen, (ch, ph, sch, ß, th auch st und kr,) und werden der Gleichform gemäß am füglichsten zur folgenden Sylbe gezogen; ck und tz aber werden wegen nur loser Zusammenziehung gemeiniglich der Aussprache nach getrennt, wo dann ck in seiner eigentlichen Gestalt erscheint als kk, z. B. glük-ken, er-get-zen. Von drei oder mehr Grenzlauten wird, außer in zusammengesetzten Wörtern, bloß der letzte zur folgenden Sylbe gezogen: Erb-sez doch ist derselbe bisweilen wiederum ein zusammengesetzter Buchstabe, wie in Herb-ste. — Die End-Sylben werden nicht der Ableitung, sondern der Aussprache nach vom Stammworte getrennt, so daß sie dessen letzten Hauptlauter an sich ziehen, z. B. heili-ge Pflichten. In längern Zusammensetzungen, nämlich in drei und mehrtheiligen, verknüpft man gern die vordern zusammengesetzten Worte mittelst eines Bindungsstriches: Real-Schul-Buchhandlung. Ferner sollte man durch den Bindungsstrich verbinden ein Deutsches mit einem fremdsprachigen zusammengesetztes Wort: Regiments-Arzt; 3) einen mit einem Gattungsnamen zusammengesetzten Eigennamen: Neu-Preußen; doch weichen Beiwörter wie Obersächsisch und Niedersächsisch ab; 4) fremdartige Worte, die in ihrer Muttersprache keine solche Zusammensetzung eingehen: Regiments-Chirurgus, Jasp-Achat; 5) solche Worte, in denen ein und derselbe Grenzlaut dreimal hinter einander zu stehen kommt: Schiff-Flotte, Knall-Luft, Still-Lager, Still-Leben,

Stamm-Mutter, Gewinn-Nummer, Irr-Rede, Bett-Tuch; (Man sollte daher auch statt Mittag und Schiffahrt schreiben Mitt-Tag und Schiff-Fahrt; doch ist es auf ähnliche Weise eingeführt, Hoheit zu schreiben, statt Hohheit wie Rohheit;) 6) durch Zusammensetzung bestimmte Worte, wenn das bestimmte, weil es wiederholt werden müßte, nach der ersten Bestimmung weggelassen wird: Ab- und Aussonderungen, hoch- und kleinmüthig; 7) zwei ohne und verbundene besondere Bestimmungen: Kaiserinn-Königinn. Außerdem werden zusammengesetzte Wörter als ein einziges Wort geschrieben. Was übrigens als Wortzusammensetzung angenommen werden muß, und was nicht zusammengezogen werden darf: darüber ausführliche Anweisung zu geben, ist nicht dieses Ortes. Hier nur so viel, daß man in zweifelhaften Fällen der Deutlichkeit wegen die Worte lieber getheilt, als zusammengesetzt schreibt. — Zu Zahlzeichen bedient man sich im Deutschen der Arabischen Ziffern 1, 2 ꝛc. die als Zähler schlechthin gesetzt werden und dem Worte des gezählten Gegenstandes voranstehen: 3 Tage, als Ordnungszahlen aber das gewöhnliche Zeichen der Abkürzung (.) erhalten, und dann auch bisweilen ihrem Hauptworte nachstehen können: am 3. Tage d. i. am dritten Tage, S. 3. d. i. auf der dritten Seite; und in ähnlichen Fällen, wo man sich sonst pedantisch der Lateinischen Sprache bediente, vornehmlich bei Nachweisungen: Band 1. Buch 1. Abschnitt 1. (Cap. 1. §. 1.), Anmerkung 1. Fig. 1. (d. i. erste Figur,) Nr. 1. (d. i. Nummer eins). V. 1. (d. i. erster Vers.) In der Ordnung der Herrschaftsfolge hat man die Römischen Ziffern beibehalten, welche nachgesetzt werden: Karl XII. d. i. Karl der Zwölfte. Außerdem bedient man sich verschiedener Abkürzungszeichen; doch darf diese Nachlässigkeit nicht überall Statt finden. Indeß werden gewisse häufig wiederkehrende Ausdrücke selten ausgeschrieben: z. B. d. i. ꝛc. (zum Beispiel, das ist, et cetera) d. h. u. s. w. (das heißt: und so weiter). — Ueber die Anwendung der zur leichtern Verständlichkeit gebräuchlichen Abtheilungszeichen s. den Artikel Interpunction. Die Lautdehnung oder Verlängerung des Athemzugs wird dem Deutschen Schreibgebrauch zu Folge gewöhnlich angedeutet entweder I) durch h hinter dem Selblauter und zwar vor den flüssigen Buchstaben l, m, n, r: Zahl, zahm, Zahn, Ohr. Doch wird i durch h gedehnt nur in den Fürwörtern, ihm, ihn, ihr und den davon abgeleiteten; oder II) durch Verdoppelung des Selblauters, insbesondere 1) das a vor k, l, r, s, t in wenigen, meist einsylbigen, Urworten, z. B. Kraak, (Schiff mit 3 Masten ohne Kerbe), Aal, Aar, Waare, Aas, Saat und den davon abgeleiteten; außerdem noch in Aachen; 2) das e vor l, n, r, st und t in wenigen Urworten und den davon abgeleiteten, z. B. in Seele, zween, Beere, Geest, Beet und in dem fremdsprachigen Runkeel; ingleichen in den auf einen gedehnten Stimmlaut ausgehenden Urworten oder fremdsprachigen Benennungen: Klee, Idee, und wo es die Stelle des im Französischen scharf betonten e vertritt: Kaffee; 3) das o vor k, r, s, ß, und t in wenigen Urworten: Mook, (Honigkuckuck,) Moor, (Sumpf,) Moos, Schooß (gremium), Boot, und in den davon abgeleiteten Wörtern. — Tritt ein Umlaut ein, so drängt sich der ursprüngliche Stimmdoppellaut in diesen zusammen und es bleibt derselbe einfach, z. B. die Aeser; oder III) durch Hinzufügung eines

bei gedehnter Aussprache des i, z. B. nie. Da nun der Schreibgebrauch als ein Theil des Sprachgebrauchs mit diesem gleichen Zweck hat, nämlich die leichte Verständlichkeit, und daher auch gleiche Rechte, das Gebiet der Sprache unumschränkt zu beherrschen: so verdient jede Sprachempörung, als unbefugter Eingriff in des Vatervolkes gemeinsames Eigenthum, worin man kein Spielzeug seiner Grillen sehen darf, Mißbilligung. Aus diesem Grunde hat auch einer der gründlichsten, fleißigsten und eifrigsten Sprachforscher, Hr. Hofrath H. Wolke, dem Vorwurf des Unfugs nicht überall ausweichen können, da er in seinem Anleit zur deutschen Gesamtsprache rc. (Dresden 1812) sich erlaubt hat, den Deutschen Sprach-Genius entmannend, dieser Sprache ihre Volksgebräuchlichkeit und Zeitthümlichkeit zu rauben und arge Verwirrung in derselben zu stiften. Denn (anderer Wortverbildungen hier nicht zu gedenken) in ängstlichem Ringen nach durchgängiger Gleichmäßigkeit in Beobachtung der äußersten Sparsamkeit, der nächsten Abstammung, des Wohllauts u. s. w. verwirft dieser Gelehrte, der herrschenden Wortschreibweise, einer vermeintlichen Ausgeburt des Unverstands, zuwider, den Gebrauch aller im Sprechen nicht deutlich hervortönenden Buchstaben, und insonderheit auch die Andeutung der Lautdehnung; er schreibt daher Al statt Aal und All, Stat für Staat und Stadt, war statt wahr, wären statt währen, wehrt und Werth beides ohne h, her statt hehr, Heer und Herr, Leere und Lehre eben so wie die End-Sylben in hel lere, Fiber statt Fieber, sicher statt siecher, kränklicher, ir statt ihr und irr, für statt führ, bohren ohne h wie geboren, Urzeit wie Uhrzeit und eben so Urteil statt Urtheil rc. Herr Wolke würde der Anerkenntniß seines wirklich hohen Verdienstes um deutsche Sprachforschung förderlicher sein, wenn er endlich einmal mit Cicero (im Redner §. 160.) zur Erkenntniß käme, daß man den Sprachgebrauch dem Vatervolke anheimstellend, dergleichen Resultate von Sprachforschung für sich behalten solle. — Die Grenzdoppellauter bb, dd, ff, gg, ck (statt kk), ll, mm, nn, pp rr ss (am Ende einer Sylbe und vor t aber ß), tt, — tz stehen nur nach einem geschärften Stimmlaut: Krabbe, Kaddig (Wacholder), Waddik (Molken), Flagge, und am Ende nur dann, wenn bei möglicher Endvermehrung der Grenzdoppellaut vor folgendem Selblauter in der Aussprache hervortönt: Griff, Blick, still, Lamm, Mann, Geripp, Wirrwarr, Kuß, faßlich von fassen, satt. Also darf wenn, schlaff und schaff Milch nicht nach Hrn. Wolke's Anleit so geschrieben werden, daß es klingt wie wen, Schlaf und Schafmilch. Um verwandte Mitlauter, wie b und p, ch und g, d und t, g und k, s und ß am Ende eines Wortes oder einer Sylbe nicht zu verwechseln, braucht man nur eine Endvermehrung anzufügen, so daß sie vor einem Selbstlauter zu stehen kommen, wo dann in der Aussprache der Unterschied bemerklich wird, z. B. Korb, Korbes, Gezirp, Gezirpes; Sieg, Sieger; siech, siecher; Tod, Todes; Brot, Brotes; Klang, Klanges; schlank, schlankes; Reis, Reises; Reiß, Reißes. — Diesen allgemeinen Bemerkungen mögen noch einige besondre, die ohne wesentliche Ausnahmen sind, über die einzelnen Buchstaben folgen. Ch steht in der Nach-Sylbe lich und icht, als Endung eines Nebenwortes: künst-lich, ähn-lich (d. i. eigentlich: den Ahnen etwas gleich), künst-lich, thöricht, und in den davon abge-

leiteten Wörtern. Dt steht nur, wo es aus d e t zusammengezogen ist: g e w a n d t, t o d t, und in S t a d t. G steht in der Nach-Sylbe i g, als Endung eines Nebenwortes, und in der Nach-Sylbe ßig, zig (von zug) in Zahlwörtern, und in von jenem abgeleiteten: s e l - i g, d r e i - ß i g, e i n z i g, S e l - i g k e i t. J steht nur vor einem Selblauter: j a. K 1) zu Anfang: k e i n; 2) nach einem Mitlauter: Dank; 3) nach einem gezognen oder gedehnten Stimmlauter: s p u k e n als Gespenst, b l ö k e n wie ein Schaf; 4) auch überhaupt statt des Lateinischen c, wo dasselbe seine Aussprache wie k beibehalten hat: A k t. Ck welches eine Verdoppelung des k ist, steht nur nach einem geschärften oder geprellten, herausgestoßenen Selbstlauter: s p u c k e n Speichel, b l o c k e n, an den Block schließen. Ph steht nur in einigen Namen und solchen Worten, die aus dem Griechischen stammen, wo es bf gesprochen wurde, welcher Laut sich in P f u i! erhalten hat. Es wird daher nicht vollständig ersetzt durch f, in P h a s e n, P h a n t a s t und S y m p h o n i e. Qu steht immer statt k w: Q u a l. S steht nur zu Anfang, s nur am Ende einer Sylbe, aber am Ende eines Wortes nur dann, wenn bei möglicher Endvermehrung nur ein einfaches sanftes s hervortönen würde. (in Latein. Schrift ſs) steht am Ende eines Wortes und vor t als Grenzdoppellaut, z. B. i s t von e s s e n, nicht i s t von s e i n, oder wenn es ein geschärftes s nach einem gedehnten Selblauter vertritt, wo es dann bei Endvermehrung beibehalten wird: das M a ß die M a ß e, nicht die M a s s e d. i. der S t o f f. 2) In Zeitwörtern endigt sich die dritte Person des bestimmten Präsens auf ßt, es mag im Infinitiv ß oder ss stehen: g e n i e ß t, p r a ß t von g e n i e ß e n, p r a s s e n. V steht nur vor einem Selblauter, ausgenommen vor l und selten am Ende: so schreibt man selbst F l i e ß, F l a u s, w. F e l l, von vellus. Y ist griechischen Worten eigenthümlich; z. B. S y l b e, wo es i lautet, ursprünglich aber wahrscheinlich ü; daher es als Mißbrauch anzusehen ist, statt i in urdeutschen Wörtern y zu setzen. Z steht nur 1) zu Anfang; 2) nach einem Mitlauter: E r z, wo Hr. W o l k e es mit s vertauscht, und z. B. G a n s statt G a n z schreibt; 3) nach einem gedehnten Stimmlaute: S c h n a u z e; 4) statt des Französischen c oder des Lateinischen t i, dem ein anderer Selblauter folgt: S t r a p a z e, J u s t i z, H o r a z i s c h. Tz steht nur nach einem geprellten Selblauter: B l i t z. — Ausführlichere Belehrung gewähren folgende Werke: G. G. H e y e r s Unterricht in der Orthographie für Frauenzimmer und Nichtstudirende, 8. Leipz. 788. 6 Gr. — J. C. Adelungs vollständige Anweisung zur deutschen Orthographie, nebst einem kleinen Wörterbuche für die Aussprache, Orthographie, Biegung und Ableitung, 2 Thle. 8. Leipz. 788. 1 Thlr. 16 Gr. — F. A. C. G ö z e nützliches Wörterbuch solcher Wörter, die in der Aussprache fast gleichen Ton, aber eine verschiedene Bedeutung haben, und oft verwechselt werden. Zur richtigern Belehrung in der Rechtschreibung. Leipz. 8. 794, 12 Gr. — Die Kunst zu lesen und r e c h t s c h r e i b e n zu lernen v. F. O l i v i e r. Dessau 801. — N e u e R e c h t s c h r e i b u n g nach der Deutschen Mundart. 8. Berlin 804. 18 Gr. — D e u t s c h e R e c h t s c h r e i b u n g nach A d e l u n g s Grundsätzen für Volksschulen. 2te v. Aufl. 8. Dresden 805, 12 Gr. — G. K r u s e Anweisung zur Orthographie der deutschen Sprache, mit Inbegriff d. aus fremden Sprachen entlehnten Wörter, 3te Aufl. 8. 807. Oldenburg. 1 Thlr. — A. L i n k leichtfaßlicher Unterricht in der deutschen Rechtschreibung. 8. Linz 80

Gr. — J. F. A. Krugs ausführliche Anweisung, die hochdeutsche Sprache recht aussprechen, lesen und recht schreiben zu lernen. 808, 8. — Unterricht in der deutschen Rechtschreibung für Lehrer und Lehrlinge niederer und mittler Schulen, nebst einem Anhange von gleich und ähnlich-lautenden Wörtern, von G. Zimmer. Fulda 1812, 8. 138 S. 7 Gr. — Dem Fleiße und der Genauigkeit dieses Vf's muß man volle Gerechtigkeit widerfahren lassen — G. M. Roth Anweisung zur Orthographie, 802, sodann bedeutend erweitert in dessen Anfangsgründen der deutschen Sprachlehre und Orthographie. Zweite, vollständigere und verbesserte Aufl. Giessen, 814. XXII. 378. S. in 8. (1 Thlr.). Ber.

Rechtsgelehrter (Jurist) heißt derjenige, welcher sich durch ein wissenschaftliches Studium die Rechtsgelahrtheit zu eigen gemacht hat. Uebt dieser seine Rechtskunde durch thätige Wirksamkeit in dem bürgerlichen Leben zum Besten Andrer aus, so nennt man ihn einen practischen Rechtsgelehrten. Wer nur eine historische Kenntniß von den Gesetzen hat, wird Legulejus oder Gesetzverständiger, wer seine Rechtskenntniß bloß durch Erfahrung erworben, ein Rechtsempiriker, und wer in seiner rechtspractischen Thätigkeit nicht als ein ehrlicher Mann verfährt, sondern die Gesetze zur Erreichung unerlaubter Zwecke verdreht und chikanirt, ein Rabulist genannt, welcher übrigens sowohl ein wahrer Rechtsgelehrter als ein bloßer Empiriker oder Legulejus seyn kann. Deutschland hat große Forscher in einzelnen Theilen der Rechtswissenschaft, allein desto ärmlicher sieht es darin mit den in jedem Fache des Rechts wirken sollenden Practikern aus. Denn die Masse des Positiven und Historischen ist bei den in Deutschland geltenden Rechten zu ungeheuer. Nur eminente Köpfe vermögen diese Massen in ihrem weiten Umfange so zu verarbeiten, daß sie solche im Leben mit Geist zur Anwendung bringen, die gewöhnlichen hingegen halten sie bloß nothdürftig mit dem Gedächtnisse fest, und stolpern so bei der Anwendung. Am klärsten zeigt sich dies, wenn man die Anwalte in England, wo man durch römische Alterthümer und Varianten wenig geängstigt wird, mit den deutschen Rechtsgelehrten vergleicht. Dort ist alles Leben und frische Eigenthümlichkeit, hier schleicht alles matt und pedantisch einher. (S. Daniel Nettelbladts Abhandlung von dem Ursprunge der Rechtsgelehrten, im zweiten St. der hallischen Beiträge zur juristischen Gelehrtenhistorie, und Carl Aug. Dan. Unterholzners allgemeine Einleit. in das juristische Studium, München 1811.). En.

Rechtsmittel, remedium juris, s. Prozeß.

Rechtsphilosophie, s. Naturrecht.

Rechtspflichten, Rechtsverbindlichkeiten, sind diejenigen Pflichten gegen andre Menschen, welche uns das Rechtsgesetz auflegt. Dieses aber ist ein Gesetz der Vernunft für das Verhältniß freier Wesen zu einander in Hinsicht ihrer äußern Handlungen. Es verbietet jedem vernünftig sinnlichen Wesen einen unbeschränkten, die Freiheit Andrer störenden Gebrauch von seiner Freiheit zu machen, und legt eben dadurch jedem eine Pflicht auf, welcher Pflicht auf der Seite des Andern, auf welchen unsre Handlungen Einfluß haben, die Foderung gegenüber steht, als ein freies, selbstständiges Wesen anerkannt zu werden, und die Befugniß, seine Kräfte zur Verfolgung seiner selbstgewählten Zwecke zu gebrauchen, so weit dadurch die Freiheit Andrer nicht aufgehoben wird (ein Recht im weitern Sinne): so daß dieses Gesetz jeder gleichsam den andern gibt. Da diese Foderung all-

gemein ist, wie die Freiheit die zur Erreichung der sittlichen Bestimmung des Menschen nothwendige Bedingung ist, und da sie auf ein äußeres Rechtsverhältniß geht, welches durch gemeinschaftliche Kraft unter Menschen errichtet werden soll, so kann die Erfüllung der Rechtspflicht auch durch äußern Zwang bewirkt werden, und nur durch einen gemeinschaftlich und gesetzlich bewirkten Zwang wird eine äußere Rechtsgesellschaft möglich. Daher werden die Rechtspflichten auch Zwangspflichten, und in so fern dieselben nicht bloß durch eine innere Gesetzgebung oder das Gewissen, sondern auch durch die Foderung der vernünftigen Menschengemeinschaft, oder durch eine äußere Gesetzgebung auferlegt werden, äußere Pflichten genannt; dahingegen die Tugendpflichten, weil sie bloß von der innern Gesinnung abhängen, und dem Gewissen eines jeden überlassen sind, mithin auch äußern Zwang ausschließen, innre oder Gewissenspflichten genannt werden. Man hat die erstern auch häufig vollkommne genannt, weil ihre Erfüllung unter jedem Verhältnisse und ohne Einschränkung von jedem freien Wesen mit Zwang gefodert werden kann. Alle Rechtsverbindlichkeiten sind ursprünglich negativ, d. h. sie gebieten nicht bestimmte Handlungen, sondern die Beschränkung unsrer Kraft beim Handeln in Rücksicht auf andre, ebenfalls freie, und ihre menschlichen Zwecke durch Handeln verfolgende Wesen; mit andern Worten, sie verbieten, die vernünftige Zweckthätigkeit Andrer willkürlich zu stören, so z. B. die Pflicht, sich an des Andern Leib und Leben nicht zu vergreifen. Positive Rechtspflichten entspringen erst da, wo durch wechselseitige Uebereinkunft oder durch Bestimmung des bürgerlichen Gesetzes im Staate Rechte, die vorher nicht vorhanden waren, festgesetzt werden. Da Rechte und Pflichten sich immer gegenseitig bestimmen, so gehört die Lehre von den Rechtspflichten vorzüglich, aber nicht einzig in die philosophische Rechtslehre; in so fern nämlich rechtliche Handlungen auch innerlich geboten sind, und eine Sanction des Gewissens erhalten, in so fern gehören die Rechtspflichten auch in die Moral. (S. Naturrecht.) T.

Rechtswissenschaft, Jurisprudenz, begreift die Kenntniß der in einem Staate gültigen Rechte. Unter allen positiven Rechten in Europa ist, nächst dem englischen, das in den Staaten Deutschlands gültige das weitläuftigste, verwickeltste und aus den verschiedensten Quellen zusammengesetzte. Da nun derjenige, der das in Deutschland geltende Recht in einem allgemeinen Abriß übersieht, leicht die Rechte andrer Völker danach verzeichnen kann, so mag hier eine Uebersicht desselben statt aller übrigen stehn. Die Rechtswissenschaft in Deutschland umfaßt, nach Maaßgabe ihrer Erkenntnißquelle, der Lehrart, des Materials und des historischen Ursprungs, nicht nur: a) dasjenige Recht, welches bloß durch die philosophirende Vernunft erkannt wird (Naturrecht), sondern auch b) dasjenige Recht, welches durch die Gesetzgebungen der deutschen Staaten und der Corporationen in ihnen aufgestellt worden (positives deutsches Recht). Aus beiden Quellen gehen folgende theoretische Rechtswissenschaften hervor: A. das Recht der Privaten unter sich (Privatrecht, Civilrecht im weitern Sinne). I. Recht der Privaten in Beziehung auf ihre rechtlichen Verhältnisse überhaupt und ohne Berücksichtigung der besondern eine eigne Untersuchung erfodernden Rechtsbestimmungen, und zwar entweder nach den Grundsätzen des in Deutschland aufgenommnen römischen Rechts, wie es vom Kaiser Justinian aufgestellt worden (Justinianisch-römisches Recht, Civilrecht im engern Sinn), oder nach den ursprünglich deutschen Rechtsgewoh-

heiten, Reichsgesetzen und dem deutschen Herkommen (deutsches Privatrecht), oder nach der Gesetzgebung der einzelnen deutschen Staaten (preußisches, sächsisches, bairisches Privatrecht); II. das Recht der Privaten in Beziehung auf mehrere zu besondern Rechtsbestimmungen Anlaß gebende Verhältnisse, namentlich 1. auf das Lehnsverhältniß (Lehnrecht, jus feudale) und zwar a. nach den noch übrigen longobardischen Lehnrechtsgebräuchen (Longobardisches Lehnrecht); b. nach den ursprünglich deutschen Lehnrechtsgewohnheiten (gemeines deutsches Lehnrecht); c. nach der einheimischen Gesetzgebung einzelner deutscher Staaten in Lehnsachen; 2. auf das Religions- und Kirchenverhältniß (Kirchenrecht, jus canonicum), und zwar a. nach den Grundsätzen des Corporis juris canonici (jus canonicum im engern Sinne); b. nach den Grundsätzen der deutschen katholischen Kirche und den darauf sich beziehenden Reichs- und Landesgesetzen, Concordaten u. s. w. (katholisches Kirchenrecht); c. nach den Grundsätzen der Protestanten und den deßfallsigen Landesgesetzen (protestantisches Kirchenrecht); 3. auf mehrere, wegen ihrer Wichtigkeit für den Staat und die eigenthümliche Beschaffenheit ihres Objects, den Gegenstand besonderer Gesetzgebungen ausmachende Rechtsverhältnisse der Staatsbürger. Die wichtigsten hieher gehörigen Doctrinen sind: das Polizeirecht, Finanz- und Cameralrecht, Kriegs- und Soldatenrecht, Handlungs-, See- und Wechselrecht, Privatrecht der Fürsten, Adels-, Bürger-, Handwerks- und Bauernrecht, Judenrecht, Jagd- und Forstrecht, das Bergrecht; 4. auf die vom Staate angedrohte gänzliche oder partielle Beraubung der staatsbürgerlichen Rechte, als Strafe solcher Handlungen, welche durch ein Strafgesetz verboten sind (Verbrechen), und auf das vom Staate vorgeschriebne Verfahren, wie das Verbrechen und der Verbrecher erforscht und letzterer bestraft werden solle (Criminal- oder peinliches Recht), und zwar a. nach den in ganz Deutschland angenommenen, besonders durch die Carolina, bestimmten Grundsätzen (gemeines Criminalrecht); b. nach den Gesetzgebungen der einzelnen deutschen Staaten; 5. auf die vom Staat vorgeschriebne Form, wie die Staatsbürger die unter ihnen wegen streitiger Rechte entstandenen Händel vor Gericht führen und die nöthige Entscheidung veranlassen sollen (Proceßrecht, auch schlechthin Proceß). B. Rechte des Staates in Beziehung auf seine Verfassung und Verwaltung als Staat betrachtet (Staatsrecht, jus publicum), und zwar 1. für ganz Deutschland nach seiner 1806 aufgelösten Verfassung (deutsches Staatsrecht, jus publicum germanicum); 2. nach den seit Errichtung des deutschen Bundes eingetretenen Grundsätzen (Staatsrecht der deutschen Bundesstaaten); 3. für die einzelnen deutschen Staaten. C. Rechte der Völker gegen andre Völker, sofern deßhalb durch Verträge und Herkommen positive Bestimmungen vorhanden sind (Europäisches Völkerrecht, von welchem das Gesandtschaftsrecht, das Seerecht, das Ceremonialrecht u. s. w. einzelne Theile sind). Betrachtet man das Recht aus dem Gesichtspunkt der Geschicklichkeit und Fertigkeit in der Anwendung, wobei, nach der Natur der Sache, viel Sätze und Regeln aus andern Wissenschaften zu entlehnen sind, so entstehen dadurch die practischen Rechtswissenschaften. Diese enthalten A. die Anleitung zur Ausarbeitung von Acten oder — bei Staatsgeschäften — die Anleitung zur Staats- und Canzlei-Praxis, und — bei juristischen Privatgeschäften — zur gerichtlichen sowohl als zur außergerichtlichen Praxis (letztere gewöhnlich Notariatskunst genannt); B. die Anleitung zur gehörigen Behandlung der schon ausgearbeiteten Acten. Dahin gehören: die Referir- und Decretirkunst, und die Archiv- und Registra-

turwissenschaft. Die Hülfskenntnisse der Rechtswissenschaft zerfallen in mittelbare und unmittelbare. Zu ersterer gehören Sprachen, Geschichte, Geographie, Statistik, Alterthümer, Philosophie, besonders Logik, Politik, Moral und Staatswissenschaft, Mathematik und gerichtliche Arzneikunde, zu letzterer die juristische Encyklopädie oder Methodologie, die Rechtsgeschichte, die Literargeschichte der Rechtskunde und die juristische Auslegungskunst.

Rechtswohlthaten (beneficia juris), sind gewisse Rechtsbehelfe, die Jemand zu seinem Vortheil anwenden oder in Anspruch nehmen kann. Dahin gehören das beneficium oder jus deliberandi, die Rechtswohlthat der Bedenkzeit, vermöge deren ein Erbe eine Zeitlang den Bestand der Erbschaft untersuchen und überlegen kann, ob er sie antreten will oder nicht; diese Zeit beträgt, wenn eine Erklärung deßfalls verlangt wird, ein Jahr, wenn aber keine verlangt wird, dreißig Jahre; das beneficium inventarii oder die Rechtswohlthat des Nachlaßverzeichnisses, welche den Erben berechtigt über die ihm zugefallne Verlassenschaft ein gerichtliches Verzeichniß verfertigen zu lassen, und, wenn er die Erbschaft nach demselben angetreten hat, nicht mehr Schulden bezahlen zu dürfen, als so weit die Erbmasse hinreicht; das beneficium legis Falcidiae, das Recht eines Testaments- oder Intestaterben, in gewissen Fällen und unter gewissen Bedingungen, von jedem Vermächtniß, Singular-Fideicommiß, und von der Schenkung einzelner Sachen oder des ganzen Vermögens auf den Todesfall so viel abzuziehen, daß ihm der vierte Theil der Verlassenschaft (Quarta Falcidia) übrig bleibt; das beneficium restitutionis in integrum (s. den Art. Restitutio etc.); das beneficium cedendarum actionum, das Recht des Bürgen, von dem Gläubiger zu fodern, daß er ihm erst seine sämmtlichen Rechte gegen den Schuldner abtrete, bevor er denselben bezahlt; das beneficium divisionis, das Recht eines solidarischen Bürgen, der für die ganze verbürgte Schuld in Anspruch genommen wird, zu verlangen, daß seine Mitbürger für ihre Rata herbeigezogen werden; das beneficium ejurationis, die einem Schuldner, dem seine Gläubiger die Abtretung seiner Habe nicht verstatten wollen, zustehende Rechtswohlthat, eidlich zu versichern, daß er nichts von seinem Vermögen bei Seite geschafft habe oder daß er überhaupt nichts besitze; das beneficium excussionis, das dem Bürgen verliehene Recht, den gegen ihn klagenden Gläubiger zuvörderst an den Hauptschuldner zu verweisen, um von diesem die Bezahlung beizutreiben; das beneficium S. C. Trebelliani, das Recht des Fiduciarerben, bei der Restitution der Erbschaft den vierten Theil zurück zu behalten, wenn ihm dieser nicht schon ungekürzt von dem Erblasser hinterlassen worden ist; das beneficium S. C. Vellejani, das Recht eines Frauenzimmers, welche Bürgschaft geleistet hat, nicht nur eine beständige Exception, wenn sie deshalb belangt wird, entgegenzusetzen, sondern auch das als Bürgin schon Bezahlte mit der conditio indebiti zurückzufodern; das beneficium separationis, die Rechtswohlthat, welche die Gesetze solchen Concursgläubigern, die bereits Gläubiger des Erblassers des gegenwärtigen Gemeinschuldners waren, und durch dessen Erwerbung der Erbschaft auch seine Gläubiger geworden sind, verliehen haben, vermöge deren solche Gläubiger die Absonderung der Erbschaft, sammt dem nach dem Tode des Erblassers noch dazu Gekommenen, von dem Vermögen des Erben und Gemeinschuldners fodern können, um daraus mit Ausschließung der andern Gläubiger ihre Befriedigung zu erhalten; das beneficium competentiae (s. Competenz-Recht); das beneficium

sionis bonorum (s. Cessio bonorum); das beneficium particularis solutionis, das Recht eines unglücklichen Schuldners, terminweise, erforderlichenfalls nach des Richters Bestimmung, zu bezahlen; das beneficium dationis in solutum, das Recht eines zur Execution gebrachten Schuldners, die besten seiner Sachen zur Befriedigung des Gläubigers in Vorschlag zu bringen; u. s. w.

Recidiv. Unter diesem Worte verstehen Aerzte die Rückkehr (Rückfall) einer Krankheit, die bereits gehoben war, oder es doch zu seyn schien. (S. den Art. Genesung).

Recipienten, Vorlagen, werden in der Experimentalphysik und Chemie diejenigen Werkzeuge genannt, deren man sich bedient, um flüssige Materien einzusammeln oder einzuschließen. Solche Recipienten sind z. B. die gläsernen cylindrischen Gefäße, die bei Untersuchungen der Luftarten über die Löcher des Tragegesimses der pneumatisch-chemischen Wanne angebracht, und nachdem sie die Gasflüssigkeit aufgenommen, mit Wasser oder Quecksilber geschlossen werden. Auch die Glasglocke an einer Luftpumpe ist ein Recipient. Ferner benennt man also das Gefäß, das beim Destilliren mit dem Helm oder Halse der Retorte verbunden wird und bestimmt ist, den Stoff aufzunehmen, der durch die Destillation aus dem also behandelten Körper gewonnen wird. Die Form des Recipienten ist nicht bestimmt, sondern richtet sich nach der Verschiedenheit der Arbeit, zu welcher er gebraucht wird. Die Chemiker bedienen sich fast ausschließend, der Durchsichtigkeit wegen, gläserner Recipienten.

Recitativ, (nicht mit Recidiv zu verwechseln) wird in der Musik der declamirende Vortrag einer Rede genannt, bei der das streng Rhythmische des eigentlichen Gesanges nicht beobachtet wird. Von der Declamation unterscheidet sich das Recitativ dadurch, daß es in einem musikalischen Ton mit Begleitung und Anschlagung der Grundtöne auf einem oder mehreren Instrumenten vorgetragen wird; so wie es dadurch, daß es keine wirkliche Melodie hat, auch die Töne nicht viel länger aushält, als eine gute Declamation erlaubt, vom eigentlichen Gesang verschieden ist. In Oratorien, Cantaten und Opern bedient man sich des Recitativs sehr häufig, von dem es übrigens zweierlei Arten gibt: das einfache und obligate. Das einfache wird nur durch den Baß, der in einzelnen Accorden auf dem Instrumente angegeben wird, um die Wendungen der Harmonie zu bezeichnen, begleitet; beim obligaten accompagniren mehrere Instrumente in mehrfachen Sätzen und länger gehaltenen Accorden. Gemeiniglich bildet letzteres in Opern den Uebergang zum eigentlichen Gesang. Bei den Franzosen wird das Recitativ in allen Tactarten gefunden, bei uns und den Italienern nur im $\frac{4}{4}$ Tact. Verbesserer des Recitativs soll Giacomo Carissimi gewesen seyn, der in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts als päpstlicher Capellmeister zu Rom lebte. Für das obligate Recitativ hat Vinci, und später Nicolo Porpora und Rinaldo da Capua viel gethan.

Reclama ist der Anspruch, wodurch Dinge, die genommen worden, zurückgefodert werden, und auf die der Eigenthümer seine Rechte gültig macht. Bei Häuser- und Güterverkäufen, deßgleichen bei der Schifffahrt, wo es sich öfters begibt, daß Schiffe von Capern weggenommen werden, wenn sie auch mit gültigen Pässen versehen waren, tritt das Reclama oder die gerichtliche Zurückfoderung häufig ein.

Recognition, s. d. folg. Art.

Recognosciren, in militärischer Rücksicht, heißt, sich von der Stellung des Feindes, oder der Natur irgend eines Terrains durch eigne Anschauungen unterrichten. Um das erstere zu erreichen, wird große Beurtheilungsfähigkeit, für das letztere aber besonders auch genaue Kenntniß der Terrainlehre erfodert. Die Recognoscirungen werden daher gewöhnlich Generalstabsofficieren übertragen. — Recognosciren oder Recognition, im juristischen Sinne, heißt das gerichtliche von einer Streitpartei geschehene Anerkenntniß der Richtigkeit und Identität der von der Gegenpartei zur Begründung ihrer Rechtsverfolgung angeführten Instrumente. Da man nun juristisch alle diejenigen Beweismittel, wodurch eine Befugniß oder Verpflichtung dargethan werden kann (omne id, quod causam instruit) Instrumente nennt, und unter diesem Namen auch Personen, z. B. Zeugen und andre nicht in geschriebenen Documenten bestehende Beweismittel, versteht, so ergibt es sich von selbst, daß jede Person und jeder andre Gegenstand, der wider Jemand als Beweismittel angeführt wird, oder über dessen Identität und Richtigkeit ein gerichtlicher Streit obwaltet, recognoscirt werden kann. Der Recognition ist die Diffession oder eidliche Ableugnung der Identität oder Richtigkeit der von dem Gegner für sich angeführten Instrumente entgegengesetzt. Um die Diffession zu vermeiden, kann sich der Producent (welcher sich auf die Urkunden beruft,) der Recognition durch Zeugen bedienen, wodurch dargethan wird, daß ein Instrument in Rücksicht der Identität und Richtigkeit dasjenige sey, wofür es der Producent ausgebe. Zwei classische Zeugen sind hier genügend. Die Vergleichung der Handschrift, gleichfalls eine Art von Recognition durch Zeugen, muß durch eigentlich dazu beeidigte Kunstverständige geschehn. Uebrigens ergibt es sich von selbst, daß die Vergleichung der Handschrift (comparatio litterarum) nur bei schriftlichen Instrumenten Statt hat.

Recollecten, s. Franciscaner und Cisterzienser.

Reconvention, Widerklage, ist die Klage, welche der Beklagte gegen den Kläger in demselben Actenstücke und Processe anstellt, in welchem die Klage gegen ihn selbst verhandelt wird. Sie wirkt eine nothwendige Prorogation des Forums.

Rectificiren heißt, eine durch Destillation erhaltene Flüssigkeit durch nochmaliges Destilliren von den ihr noch beigemischten feuerbeständigern Theilen reinigen. Da es bei Destillationen oft geschieht, daß mit dem zu erhaltenden Fluidum sich noch fremde, nicht hinein gehörende Dinge zugleich in dem Recipienten einfinden, so können diese von dem eigentlichen Stoff nur durch nochmaliges Destilliren entfernt werden. Die also zum zweiten Mal behandelte Flüssigkeit heißt eine rectificirte, wie z. B. der Branntwein rectificirt genannt wird, wenn ihm durch wiederholte Destillation die wässerigen Theile genommen worden sind, die bei der ersten Destillation in die Vorlage (den Recipienten) mit übergegangen waren.

Recursi, s. Regreß.

Redacteur, Redaction. Bei weitläuftigen literarischen Unternehmungen, zu deren Ausführung mehrere Schriftsteller und Gelehrte erfodert werden, sind ein oder mehrere Redactoren nöthig nach Verhältniß des Umfanges und der Ausbreitung des unternommenen Werks, die an der Spitze des ganzen Unternehmens stehen, dasselbe nach einem bestimmten Plane fortführen, die verschiednen Beiträge der Mitarbeiter annehmen, durchsehen, und sie der in der An

lage des Werks angenommenen Ordnung gemäß einrücken. Letztere ist entweder eine alphabetische oder eine nach den besondern Wissenschaften bestimmte, oder, wie bei belletristischen Zeitschriften, auf Geschmack und anmuthige Zusammenstellung gegründet. Kenntnisse, Geschmack, Belesenheit, und besonders Unparteilichkeit und Unbefangenheit in Hinsicht der Ansichten einzelner Schulen und Systeme sind Haupterfodernisse eines guten Redacteurs, der bei seinem Geschäft mit möglichster Vorsicht verfahren muß, da auf ihn die Verantwortlichkeit zurückfällt, wenn in dem von ihm besorgten Werke Aufsätze vorkommen, die gegen Wahrheit, Sitte, Religion, Gesetze, oder andre heilige und ehrwürdige Dinge verstoßen. Redaction ist sowohl das Geschäft der Redigirung selbst als der Gesammtname der Vorsteher eines solchen literarischen Unternehmens, so wie Redacteur die Benennung des Einzelnen, der es leitet.

Rede. Im allgemeinen Sinn ist Rede der Ausdruck der Gedanken durch Worte, im engern ein auf einen besondern Gegenstand sich beziehendes Werk der Beredsamkeit. Bei jener ist Deutlichkeit dessen, was man sagen will, und grammatikalische Richtigkeit einziges Erfoderniß. Bei dieser wird eine vollendetere Form verlangt. Schon in der äußern Form muß sie sich von der Rede im gewöhnlichen Leben (dem Conversationston), durch mehr gerundeten Periodenbau, sorgfältigere Wahl der Metaphern und Bilder, Reinheit, Numerus, und Wohlklang unterscheiden; in Hinsicht der innern Form aber alles vermeiden, was nicht wesentlich zum Zweck der besprochenen Sache gehört. Die Regeln einer guten Rede überhaupt vollständig anzugeben, dürfte unmöglich und vergeblich seyn, da der, welcher sie zu halten hat, allein wissen muß, wie er sie einzurichten habe, um den vorgesetzten Zweck zu erreichen, und den Gegenstand, den er bespricht und die Zuhörer, zu denen er redet, in Erwägung ziehen muß. Folgendes läßt sich im Allgemeinen darüber andeuten: Zu große Anhäufung der Bilder, so wie die Wahl zu gesuchter, wird stets ein guter Redner vermeiden; denn obgleich solche Sprach- und Gedankenwendungen, mit Geschmack und Einsicht angebracht, eine Rede verschönern, so ist ihr zu häufiger Gebrauch doch nicht allein ermüdend, sondern öfters auch völlig zweckwidrig. Ein gleiches findet Statt, wenn die Bilder zu schwülstig, unpassend und unverständlich sind, oder gar ins Gemeine fallen. Ein zu langer Periodenbau wird durch zu häufig eingeschobene Sätze unverständlich, und daher von guten Rednern eben so vermieden, als ein beständiges Streben nach lakonischer Kürze, die den Gegenstand mehr andeutet als entwickelt. (Es ist begreiflich, daß der Redner noch mehr gehalten ist, auf leichtfaßliche Deutlichkeit zu sehen, als der Schriftsteller; des Ersten Worte verhallen, die des Letztern aber stehen fest, und können wieder überlesen werden.) Stärke und Wärme des Gefühls sind dem Redner eben so unerlaßlich, als völliges Durchdringen des von ihm besprochenen Gegenstandes; und Menschenkenntniß wird ihn in den Stand setzen, seinen Vortrag so einzurichten, daß er damit seinem Zwecke gemäß entweder den Verstand seiner Hörer überzeugt oder ihr Gemüth ergreift. Daß außerdem ein Redner auch die Sprache, in welcher er spricht, mit allen ihren Feinheiten und Wendungen völlig in seiner Gewalt haben müsse, bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß aber der äußere Vorzug eines guten Organs nicht wenig zur Wirkung einer Rede dazu beiträgt, wird jeder wissen, der Gelegenheit hatte, trefflich ausgearbeitete Reden durch ein ungünstiges Organ vortragen

zu hören. Die Griechen und Römer stellen uns fast unerreichte Muster öffentlicher Beredsamkeit auf. Heut zu Tage, wo die öffentliche Beredsamkeit fast bloß auf Kanzelvorträge eingeschränkt ist, und außer England ein Staatsmann selten Vorträge an große Volksversammlungen zu machen hat, ist die Kunst, durch das lebendige Wort die Menge zu irgend einem Entschluß zu stimmen und zu begeistern, nicht mehr so wesentlich erfoderlich für den, der an der Spitze eines Staates oder einer Verwaltung steht, als sie es bei den alten republikanischen Verfassungen war; doch sind auch in den neusten Zeiten, besonders in England und Frankreich, Männer aufgetreten, deren eindringende Beredsamkeit sich nicht unwürdig an die großen Muster der griechischen und römischen Vorzeit anschließt. Als Kanzelredner haben sich berühmt gemacht: Bourdaloue, Massillon, Tillotson, Sterne, Sack, Cramer, Jerusalem, Zollikofer, Reinhard u. a. m. Unter den Rednern des Alterthums glänzen die Namen Demosthenes, Isocrates, Lysias, Cicero und der jüngere Plinius.

Redekunst ist die Kunst, dem ungebundenen (prosaischen) Vortrage der Gedanken für den Zweck der Ueberzeugung (oder Belehrung), Unterhaltung, Rührung, oder der Lenkung des Willens die angemessene Form oder Einkleidung zu geben. Der Stoff und die Form der Rede im weitesten Sinn stehen in dreifacher Beziehung zum Erkenntniß-, Gefühls- und Begehrungsvermögen. Ihre Absicht ist mehr oder weniger auf Wahres, Schönes und Gutes gerichtet. Die Rede ist daher entweder didaktisch (belehrend), oder ästhetisch (unterhaltend) oder practisch und pathetisch (auf Angelegenheiten des Willens gerichtet), in wie fern sie in vorzüglichem Grade auf den Verstand, den Geschmack oder den Willen berechnet ist. Alle diese Zwecke können sich sehr oft in derselben Rede vereinigen; jede der erwähnten vorherrschenden Beziehungen aber wird ihr meistens einen eignen Charakter geben. Man unterschied ehemals drei Gattungen der Reden: 1. die demonstrative (welche sich mit Lob und Tadel beschäftigte und das Urtheil bestimmte); 2. die deliberative (welche auf den Willen und die Neigungen durch Zurathen oder Abrathen wirkte), und 3. die gerichtliche (welche anklagend oder vertheidigend zu Werke ging). Nach der bei den Griechen angenommenen Unterscheidung des Stoffs der rednerischen Erfindung in Lehren, Sitten und Leidenschaften (λογους, ἠθη und παθη) würden die Reden vorzüglich auf Belehrung, Wohlgefallen, oder Rührung ausgehen, und es ließe sich diese Eintheilung mit der obigen in Verbindung bringen. In demselben Sinne nahmen die Römer das genus dicendi tenue, mediocre und sublime. Uebrigens sind die Werke der Redekunst entweder auf eine durch Geberdensprache belebte und an anwesende Personen gerichtete Declamation, oder nur zum stillen eignen Lesen, oder auch zum einfachen Vorlesen oder Recitiren bestimmt. Zu denen der ersteren Art gehören die eigentlichen Reden, orationes, welche eine dem durch Geberden erhöhten Vortrage angemessene innre Einrichtung erfodern (S. d. vorig. Art.) Zu den übrigen gehören Briefe, Abhandlungen, Aufsätze. Eine andre Eintheilung der Werke der Redekunst ist von ihrem Gebiet und Zweck hergenommen. Man unterscheidet nämlich auch 1. akademische, 2. religiöse (Kanzelreden), und 3. politische Reden. Letztere allein geben zur Ausbildung der Beredsamkeit im Großen Veranlassung. Die Theorie der Redekunst, welche Rhetorik heißt, trägt die Regeln des prosaischen Styls nach den verschiednen Zwecken der Gedankenmittheilung vor. Sie betreffen die Abfassung der e

gentlichen Reden, der historischen Werke, der Abhandlungen und Lehrbücher, der Gespräche und der Briefe. Die Rhetorik handelt also von den Bedingungen jedes zweckmäßigen prosaischen Vortrags, folglich von der Sprachrichtigkeit, vom Periodenbau, von den Redefiguren u. s. f., kurz von Allem, was zur Klarheit, Deutlichkeit, Schönheit und Kraft des Ausdrucks gehört. Die Rhetorik unterscheidet zwischen Beredsamkeit und Wohlredenheit. Jene bezieht sich auf den Reichthum, das Interesse und die Bereitschaft der Materien. Diese geht auf die schöne, richtige, angemessene Form des Vortrags. Man unterschied bei den Alten Rhetorik von der Dialektik, in wie fern diese mehr auf die subtile Kunst zu disputiren, und selbst einen Schein von Wahrheit zu erkünsteln, ohne Rücksicht auf Vergnügen und Rührung, Bezug hatte, während die Rhetorik den gemeinfaßlichen Vortrag interessanter Gedanken in einer schönen und eindringenden Form zum Gegenstande hat. Die Haupttheile der Rhetorik betreffen die Erfindung und die Ausführung und Darstellung. Diese letztere erfodert die Anordnung (Disposition). Diese begreift: 1. den Eingang (exordium), 2. die Erzählung (wo sie nöthig ist), 3. die Proposition (Aufstellung des Hauptsatzes) und Eintheilung, 4. den Beweis oder die Widerlegung, und 5. die Schlußrede (epilogus). Die Ausführung (elocutio) erfodert Eleganz, d. h. Reinheit, Deutlichkeit und Anmuth. Die letzte Wirkung aber hängt bei den eigentlichen Reden von dem mündlichen Vortrage (Aussprache und Declamation) und zum Theil von der Gesticulation oder Geberdenkunst ab. Aristoteles, Cicero und Quinctilian haben die Regeln der Rhetorik mit Scharfsinn entwickelt, und mehrere Neuere, z. B. Maaß, Schott u. A., haben diese Theorie noch mehr ausgebildet, und besonders auf die geistliche Beredsamkeit angewandt. — Es ist noch zu bemerken, in wie fern die Redekunst zu den schönen Künsten gehört. Der Redner, dessen letzter Zweck Gedankenausdruck ist, belebt denselben durch ästhetische Ideen der Einbildungskraft. Um seinen Gedanken Klarheit, Anmuth und Nachdruck zu geben, und seine Zwecke der Belehrung, Unterhaltung und Rührung besser zu erreichen, bedient er sich treffender Bilder, anziehender Schilderungen, und sucht durch die Wahl der Worte, durch die Bildung der Redesätze und ähnliche Mittel den Eindruck zu verstärken. Die Schönheit der Redekunst beruht nur auf dem, was sie mit der Dichtkunst gemeinschaftlich hat; sie ist aber keine reine ästhetische Kunst, wie diese, sondern steht in dem Verhältnisse der Baukunst zu den bildenden Künsten. Denn bloß eine durch sich selbst gefallende Darstellung ist eben so wenig der Zweck der Redekunst als der Baukunst. Die Schönheit ist hier immer der Nützlichkeit oder äußern Zweckmäßigkeit untergeordnet. So wie aber die Redekunst sich oft der Dichtkunst als Mittels zu ihrem Zweck bedient, so dient sie wieder der Schauspielkunst in dem dramatischen Dialog. Kant setzt die Dichtkunst, welche eine bloße Unterhaltung durch ein Spiel mit Ideen der Einbildungskraft verspricht, und doch unvermerkt so viel zur Bildung des Gemüths beiträgt, weit über die Redekunst, welche mit höhern Ansprüchen auftritt, als sie oft befriedigen kann, und vorzüglich als Ueberredungskunst bei allem ästhetischen Werthe doch moralisch zu verwerfen ist. Diese nennt er auch Rednerkunst, welche durch den schönen Schein hintergeht, und auf die Schwächen der Menschen berechnet ist. Sie mag in der Politik oder in der Religion angewandt werden, sie bleibt gleich verwerflich. Zur Redekunst als schöner Kunst wird übrigens Beredsamkeit und Wohlre-

denheit (Eloquenz und Styl) erfodert. Die zweckmäßige Ausübung dieser Kunst sezt voraus: 1. klare Einsicht in die Materien, reiches Gedächtniß und Scharfsinn; 2. fruchtbare Einbildungskraft, den Gedankenausdruck auch durch Beispiele zu beleben, 3. Gewandtheit in der Sprache, Kenntniß ihres Reichthums, der Regeln ihrer Verständlichkeit, ihres Wohllauts, wie auch des Anständigen und Schicklichen im Ausdruck. — Was übrigens die wahre, edle Beredsamkeit für eine große, bewundernswürdige Kunst sey, wenn sie jetzt mit sanfter Klarheit Licht verbreitet, jetzt die Thräne des Mitleids ins Auge lockt, jetzt die Brust zur Freude hebt, und jedem Affect den treffenden Ausdruck gibt, das zu schildern, erfodert selbst einen hohen Grad dieser Kunst, und der große Meister derselben, Cicero, liefert vielleicht am vollständigsten die Züge zu dieser Schilderung. Unter den Deutschen wird J. J. Engel, als ein Eingeweihter dieser Kunst, nie aufhören, Geist und Herz jedes Gebildeten oder Bildung Suchenden an sich zu ziehn. Ms.

Redende Künste nennt man gewöhnlich diejenigen, welche sich der Rede, d. h. zum Gedankenausdruck geordneter und verbundener Worte, bedienen, Schönes und Erhabenes darzustellen. Sie wenden sich mittelst der Sprache zunächst an den Verstand, theilen Gedanken, in den Gedanken aber zugleich Anschauungen und Empfindungen mit, unterscheiden sich aber zunächst durch ihre Darstellungsmittel, die willkürlichen Zeichen, die Worte, von den andern Künsten. In wie fern nun die Gedankenmittheilung nach den Regeln des Geschmacks geschieht, und durch ästhetische Ideen, d. i. durch Vorstellungen der Einbildungskraft belebt wird, erhebt sie sich in das Gebiet der Kunst. Die beiden Künste, welche man mit dem Namen der redenden bezeichnet, sind die Dichtkunst und die Beredsamkeit (oder redende Kunst im engern Sinne). Die leztere ist immer durch Begriffe von äußern Zwecken beschränkt, und alles Schöne kann ihr nur als Zierde, Mittel oder Nebenzweck dienen. Auch läßt sie sich eher nach Regeln und Beispielen und durch Uebung erlernen, als die wahre Poesie, welche immer einen gewissen Grad des schöpferischen Geistes voraussetzt. Denn diese zeigt sich eben dann am größten, wenn sie den fruchtbarsten und erhabensten Gedankenstoff als ein bloßes Spiel der ergötzenden Unterhaltung zu behandeln scheint, und dem scheinbar geringsten mittelst der Einbildungskraft eine tiefere Bedeutung zu geben weiß. Siehe den vorigen Art., so wie die Art. Poesie und Kunst. Ms.

Redetheile (partes orationis). Die Bestandtheile der Sprache sind Worte. Da nun die Sprache ein System von articulirten Lauten ist, durch welche der Mensch als denkendes Wesen seine Vorstellungen bezeichnet, so sind die Denkformen auch Bedingung der Sprachformen, und es kann nicht mehr Sprachformen geben, als nothwendig sind, um die Denkformen in der Sprache erschöpfend auszudrücken. Diese nothwendigen Sprachformen nennt man Redetheile, und sie sind daher Gattungen von Wörtern, welche den Gattungen und Grundverhältnissen unsrer Vorstellungen entsprechen. Nun drückt sich die Denkform am einfachsten in der Handlung des Urtheilens aus, dessen Hauptbestandtheile Subjectbegriff, ein Prädicatbegriff und die Copula ist. Zur Bezeichnung des Subjectbegriffs gehört das Substantivum, wodurch das als selbstständig Gedachte bezeichnet wird, mittelbar das seine Stelle vertretende Pronomen, das Zahlwort, durch welches die Größe oder der Umfang des

Subjects, und die Präposition, d. i. diejenige Form, durch welche das Verhältniß des substantiv gedachten angezeigt wird. Das Prädicat wird bezeichnet unmittelbar durch das Adjectiv, Eigenschaftswort, die Copula oder die Verbindung der Begriffe durch das einfache Zeitwort (verbum substantivum seyn), oder beide sind in dem Zeitworte (verbum adjectivum) enthalten. Ebenfalls gehört zur Bezeichnung des Prädicats das von dem Zeitworte stammende Participium (s. d. Art.), durch welches eine Eigenschaft (Prädicat) mit der Bestimmung des Thuns oder Leidens, mithin der Zeit gesetzt wird; ferner das Adverbium (Beschaffenheitswort, Umstandswort), durch welches die in dem Adjectivo oder Verbo ausgedrückte Eigenschaft noch näher bestimmt wird. Man kann auch Substantiv, Adjectiv (beide unter der Benennung Nomen zusammengefaßt) und Verbum als Grundbestandtheile der Rede, ursprüngliche Redetheile, die übrigen aber als abgeleitete oder secundäre betrachten, und sie zusammengenommen Bestimmungswörter nennen, in so fern durch sie die ursprünglichen Redetheile und Sätze ihrer Bedeutung nach begränzt werden. Zur Verbindung der Urtheile in größere Sätze dienen die Conjunctionen (Verbindungsworte). Dieses sind nun die angenommenen nothwendigen Redetheile der Sprache. Sonst rechnete man zu ihnen auch die Interjection und den Artikel; da aber letzterer nicht in allen Sprachen vorkommt, mithin keine allgemein nothwendige Form der Sprache ist (s. Artikel), die Interjection aber, als unmittelbarer Laut der Empfindung auf die Denkformen und den Ausdruck der Vorstellungen durch die Rede keine Beziehungen hat, so hat man beide aus der Zahl der Redetheile ausgestrichen. Uebrigens ist man über die Ableitung der Redetheile aus den Denkformen nicht durchaus einstimmiger Meinung. Die Theorie derselben macht einen Theil der allgemeinen Sprachlehre aus, und ist in neuerer Zeit vorzüglich von Bernhardi, Vater, Reinbeck, Rothbauer u. A. verschieden bearbeitet worden. Ersterer z. B. theilt die attributiven Redeformen, d. i. die, welche zur Bezeichnung des Prädicats gehören, in Adverbium und Verbum, und nennt ersteres Merkmal der Substanz im Raume, letzteres Merkmal der Substanz in der Zeit. Die Anwendung der Redetheile endlich ist in den verschiedenen vorhandenen Sprachen verschieden, obwohl sie niemals den Denkformen durchaus widersprechen kann. Diese verschiedne Anwendung und Bezeichnung der Redetheile aber hängt von der verschiedenartigen Bildung der Nationen und von der menschlichen Freiheit ab, die sich in Anwendung aller Formen kund thut. Sie ist daher nur aus den empirischen und speciellen Sprachlehren zu erlernen. T.

Redoute, heißt jede viereckte geschlossene Feldschanze. Sie hat keine Seitenvertheidigung und auf jeder Ecke einen unbestrichenen Winkel von 90°. Stärke und Höhe der Brustwehr richtet sich nach den jedesmaligen Zwecken. Da man auf jeden Vertheidiger 2 Fuß Breite rechnet, und jene gern 2 Mann hoch stellt, so ergiebt sich, wenn man die Länge der Feuerlinie kennt, der Bedarf an Besatzung; jeder Mann braucht zu seinem Lager ꝛc. 23 Quadratfuß Raum; daraus ergiebt sich bei Redouten, deren Besatzung auch darinn lagern soll, der Bedarf an innerm Raum, und zugleich, daß es unmöglich ist, in kleinen Redouten die zur Vertheidigung nöthige Besatzung

auch unterzubringen. — Im Allgemeinen nennt man auch jedes g schlossene Feldwerk ohne Seitenvertheidigung eine Redoute.

Redoute, im gesellschaftlichen Leben, ein Maskenball, gewöh lich mit Spiel und andern Vergnügungen verbunden. In der Reg werden Redouten nur in der Fastnachtszeit, besonders an den Orte wo das Carneval gefeiert wird, gehalten. In Venedig heißt Redou (ridotto) auch der öffentliche Ort, an welchem während des Carn vals Hasardspiele, besonders Pharao, öffentlich gespielt werde Sonst durfte hier nur ein venetianischer Nobile Bank machen, de als Banquier mehrere sonst ungewöhnliche Freiheiten (z. B. ein Spieler abzuweisen) gestattet waren. An jeder Seite neben ih stand eine maskirte Dame, um ihn auf seinen Nachtheil aufmerksa zu machen. Auch durften die Spieler, ausgenommen die Nobili, n maskirt zu diesem Spiele eintreten.

Reduction, wörtlich Zurückführung, ist in der Chemie de jenige chemische Proceß, wo einem verbrannten Körper derjeni Bestandtheil wieder entzogen wird, mit welchem er sich während d Verbrennens zu einem Producte besondrer Eigenschaft vereinigt hat Nun ist verbrennen (s. d. Art.) jede Vereinigung eines einfachen Kö pers mit einem solchen, der das gebundene Licht des andern aussch det und dabei Wärme entwickelt. Reduction also ist der entgegeng setzte Proceß, nämlich die Entfernung jenes Körpers, der si während der Verbrennung mit dem brennlichen vereinigte oder d Zurückführung desselben in seine frühere Einfachheit. Metallkal (z. B. Bleikalk oder Mennige) sind Vereinigung von Metall u Sauerstoff durch Verbrennung; sollen sie reducirt werden, so m man dem Kalke den Sauerstoff entziehen; dies geschieht am leicht sten durch Zusatz von Kohlenpulver und heftiges Glühen der Mischun wobei die Kohle mit dem Sauerstoffe zusammentritt, das Blei wied Licht bindet und in seine vorige regulinische Einfachheit zurückkeh Dieses Verfahren wird im Großen als Hüttenarbeit Anfrischen od Verfrischen genannt. — Bei Münzen heißt Reduction die B stimmung des Werths einer Münze durch eine andere, Angabe ein Münzsumme in einer andern Münzsorte; aber auch die Herabsetzu des Werths einer Münze. Es.

Reesischer Satz, Reesische Rechnung, s. Kettenre nung.

Refectorium heißt in den Klöstern das gemeinschaftli Speisezimmer der Mönche oder Nonnen.

Referiren, eigentlich zurückgeben, zurückschieben (z. B. ein Eid); dann auch berichten, einen Bericht abstatten, eine Nachri geben; vortragen, einen Vortrag (Relation) aus den Acten mache wozu die Referirkunst Anleitung giebt.

Referendarius war bei den römischen Kaisern derjeni welcher die Bittschriften annahm, sie dem Kaiser übergab und Antworten darauf mittheilte; gegenwärtig ist es bei einem Col gium derjenige, welcher über die eingehenden Acten den Vortrag ma und die Puncte der Berathschlagung angiebt.

Reflexion, oder Ueberlegung, ist das Zurücktreten d denkenden Seele in sich selbst, um den Eindruck, den ein Gegensta auf sie gemacht hat, mit Aufmerksamkeit zu prüfen und zu beurtheil Aufmerksamkeit auf äußere Dinge, besonders wenn sie unwillkürlich zieht die Seele von sich selbst ab und nähert sie dem fremden Gegensta

te; durch Reflexion aber zieht sie sich wieder in sich zurück und reißt sich gleichsam los von allem, was nicht sie ist. Willkürliche Aufmerksamkeit und Ueberlegung sind große Vorzüge des Menschen vor dem Thiere. Die Aufmerksamkeit macht den scharfen Beobachter und Forscher der Außenwelt und Natur; die Ueberlegung den tiefen Denker oder speculativen Geist. Kant theilt die Reflexion in logische und transscendentale. Die erste besteht in Vergleichung der Begriffe unter einander, um die Einerleiheit oder Verschiedenheit, den Widerspruch oder die Uebereinstimmung zweier Vorstellungen zu bestimmen, und zu erfahren, ob ein Begriff analytisch oder synthetisch sey. Die transscendentale Reflexion vergleicht die Vorstellungen in Rücksicht auf das Erkenntnißvermögen, vor welches sie gehören, und untersucht die Art und die Bedingungen, unter denen unsere Begriffe und Urtheile entstehen, die Mitwirkung der Neigung, der Sinnlichkeit, des Verstandes, der Vernunft, des Interesses, der Gewohnheit; sie gibt, nach Kant, Reflexionsbegriffe, d. h. solche, durch die das Verhältniß der Dinge zu einander selbst ausgedrückt wird, da jene, die logische Reflexion, nur Vergleichungsbegriffe gewährt, wodurch auch nur Begriffe beurtheilt werden.

Reflexion oder Zurückwerfung der Lichtstrahlen findet statt, wenn das Licht auf einen ganz oder doch in hohem Grade undurchsichtigen Körper fällt. In diesem Fall beugt sich der Strahl in dem Augenblicke, in welchem er die Oberfläche des Körpers erreicht, in dem Mittel, durch welches er seinen Weg nahm, zurück. Der Winkel, in welchem der Strahl auffällt, heißt der Einfallswinkel, der, in welchem er zurückgeht, der Zurückwerfungs- oder Reflexionswinkel. Beide sind allemal einander gleich. Je glätter eine undurchsichtige Fläche ist, desto regelmäßiger wirft sie die einfallenden Strahlen zurück. Darauf gründet sich unter andern die Wirkung der Spiegel.

Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern war schon im 15ten Jahrhundert die Losung Aller, die es mit Religion und Sittlichkeit redlich meinten. Kein Verlangen konnte gerechter seyn. Das Christenthum, von seinem Stifter bestimmt, die Menschheit zu veredeln und zu beglücken, hatte, je weiter es seine Herrschaft über die Völker verbreitete, und ihr Leben in allen Richtungen durchdrang, sich unter den Händen seiner Priester desto mehr von seiner ursprünglichen Bestimmung entfernt. Mochte das meist mit glücklichen Erfolgen gekrönte Bestreben der römischen Bischöfe, in allen Reichen der Christenheit allein über die Seelen herrschen, ja auch die Händel der Könige und die Bildung des bürgerlichen Wesens leiten zu wollen, in den Verwirrungen der Jahrhunderte nach der Völkerwanderung das beste Mittel gewesen seyn, die wilde Jugend des neuen Geschlechts, das die alte Welt mit den Resten ihrer Cultur niedertrat, zu zähmen; mochten christliche Glaubensboten und Mönche in die Wälder Deutschlands und zu den Barbaren des Nordens sanftere Sitten gebracht, und die Civilisation der bekehrten Nationen gefördert, mochte selbst der in vielen Punkten für gewisse Zeiten wohlthätige Einfluß jener Einheit des Glaubens und Cultus, jener Abhängigkeit aller occidentalischen Kirchen von Rom, jener gesetzgebenden Obergewalt über die Völker, die die Consequenz der Päpste im Mittelalter erzwang (s. d. Art. Papst), die römische Kirche berechtiget haben, das größte Verdienst um die allmählige Gestaltung des europäischen Gesammtlebens, um die Herrschaft des Geistigen in den Verfassungen und Sitten, sich zuzuschreiben: diese

Kirche genoß die Früchte ihres Sieges mit so weniger Mäßigung ihr Klerus verläugnete in Lehre und Leben so sehr den Geist des göttlichen Meisters, daß jene Opposition gegen die Willkürlichkeiten der Hierarchie, die, im Orient früh entstanden, durch mancherlei hier unterdrückte, dort wieder auflebenden Secten ihren antipäpstischen Sinn bis auf die heimlichen Verbrüderungen der Unzufriedenen im Mittelalter (s. d. Art. Secten) vererbt hatte, seit dem 13ten Jahrhundert die Theilnahme der wahrhaft Christlichgesinnten um so stärker anregte, je grausamer die päpstliche Macht mit Feuer und Schwert zu ihrer Vernichtung geschäftig war. Die Frage, was an den Lehren, Gebräuchen, Anstalten und Handlungen der römischen Kirche wirklich christlich und der menschlichen Wohlfahrt zuträglich sey, mußte redlichen Geistlichen, wie verständigen Laien, oft in den Sinn kommen. Der Priesterhochmuth erbitterte die ritterlichen Fürsten, das Eingreifen der Bettelorden in alle Parochialrechte beeinträchtigte die Weltgeistlichen und tausend unschuldige Opfer der Inquisition schrien um Rache. Gleichwohl beherrschte das Ansehn des Papstes die Meinung noch im 14ten Jahrhundert mit einem Nachdrucke, der die Stimmen der Unzufriedenheit kaum laut werden ließ. Des Engländers Wiclef (s. d. Art.) freimüthige Schriften kamen wohl bald auf das feste Land; — Huß (s. d. Art.) mit seinen Böhmen wurde dadurch geweckt: daß aber das 15te Jahrhundert zur Reformation noch nicht reif, und die päpstliche Parthei mächtig genug war, jede wirkliche Verbesserung zu hintertreiben, bewies sowohl das Benehmen der Fürsten und Nachbarvölker bei dem Ausbruche der Hussitischen Unruhen, als auch der Erfolg der Concilien zu Costniz und Basel. Erst nachdem durch die in Folge der Einwanderung gelehrter Griechen geweckten Studien der classischen Alten der Blick der Gelehrten erweitert, durch die Buchdruckerkunst der Vorrath von Bildungsmitteln vervielfältigt, durch allgemein interessirende Schriften auch in den Muttersprachen reicher Stoff zum Denken unter die Laien gebracht, und durch die neuen Universitäten, deren zwischen 1451 und 1502 allein in Deutschland sieben entstanden, die Zahl der Gebildeten bedeutend vermehrt worden war, regte sich das geistige Leben, das der Reformation Bahn machen sollte, allgemeiner und kräftiger. Was schon die sogenannten Mystiker, z. B. Tauler und Geiler von Kaisersberg in Straßburg, gewünscht, was freisinnige Theologen, wie Gerson, Nicolaus Clemangis, Johann Wessel ernstlich, doch mit geringem Erfolge gerathen hatten, wartete nur auf den Mann, der es zur Ehre der Wahrheit geltend und wirksam machen sollte. Savonarola (s. d. Art.) warf sich in Florenz dazu auf, aber ein Scheiterhaufen begrub ihn und sein Werk. Etwas wagten auch einige Könige. Carl VIII. von Frankreich veranlaßte die Sorbonne 1497 gutachtlich zu erklären, von zehn zu zehn Jahren Concilien zur Verbesserung der Kirche zu halten, widrigenfalls die Bischöfe sich ohne ihn versammeln möchten. Maximilian I. brachte die starken Beschwerden der deutschen Fürsten aus den Reichsabschieden von 1500 und 1510 zur Kenntniß des römischen Hofes. Auf französischen Betrieb kam 1511 gar dem Papste Julius II. zum Troz ein freies Concilium zu Pisa zu Stande; aber wie kühn sich seine wenigen Sprecher auch geberdeten, es starb doch bald an seiner eignen Schwäche und den Beschlüssen der Kirchenversammlung im Lateran, die ihm 1512 entgegengesetzt, in der Hand des Papstes nur diente, seine Anmaßungen von neuem zu beschönigen. Ueber

haupt waren bei den bisherigen Anträgen auf Abstellung des Verderbens der Kirche einer Seits zu oft politische Nebenzwecke im Spiel gewesen, andrer Seits in der Hitze des Eifers gegen einzelne Unbilden und Mißbräuche die Grundfehler der Kirchenlehre und Verfassung, aus denen alle andern Uebel hervorgingen, zu sehr übersehen worden, als daß mehr, denn fruchtlose Disputationen und harte Verfolgungen der kühnen Eifrer oder schale politische Vergleichshandlungen, in denen der Papst am Ende Recht behielt, auf diesem Wege hätten bewerkstelligt werden können. Tiefer wirkte Reuchlins großes Verdienst um den Anbau der griechischen Sprache, und sein für die Sache der Aufklärung höchst wichtiger Sieg über die Obscuranten in Cöln; umfassender der gebildete Geschmack und gesunde Verstand, der aus den Schriften des geistreichen Erasmus zu den bedeutendsten Männern in Staat und Kirche redete und nächst gründlicheren gelehrten Studien auch freiere Ansichten von der Religion und ihrer thätigen Anwendung förderte; gewaltiger endlich, besonders auf die Masse des Volks, das Heer von Satiren, Spottliedern, beißenden Allegorien und derben Späßen, in denen der Witz seit Reinecke dem Fuchs bis auf die feinen Anspielungen dieser beiden, zur Unternehmung entscheidender Schritte nur nicht hinlänglich unerschrocknen und feurigen Gelehrten sich auf Kosten des römischen Unwesens und der Möncherei ausgelassen hatte. So öffneten sich durch das Zusammentreffen günstiger Umstände, durch das Vordringen eines neuen nach Licht und Freiheit ringenden Zeitgeistes allmählig die Wege, auf denen die Wahrheit Anerkennung finden sollte. Die Mitte von Europa, sammt dem längst gegen Rom unwilligen Norden war gestimmt, das Kühnste zu hören, und verwegene Schritte zu unterstützen, sobald es gälte, das Joch der hierarchischen Vormundschaft abzuschütteln, der die Bessern und Nachdenkenden sich nun entwachsen fühlten. Noch ahnete aber Niemand, woher der erste Anstoß kommen würde. Churfürst Friedrich III. von Sachsen, ein weiser Regent, doch sonst eifriger Catholik und besonderer Liebhaber von Reliquien, folgte nur dem rühmlichen Beispiele anderer deutschen Fürsten, da er 1502 zu Wittenberg eine Universität stiftete, wohin er unter andern Gelehrten auch Martin Luthern, einen Augustinermönch von Erfurt, als Lehrer der Theologie berief. Dieser bei großem Genie mehr noch durch tiefe Religiosität und starke Wahrheitsliebe als durch überlegene Gelehrsamkeit ausgezeichnete Mann kannte die heilige Schrift, und seit einer Reise nach Rom, die er 1510 in Ordensgeschäften machte, auch die Gebrechen des päpstlichen Hofes. Dort regierte seit 1513 Papst Leo X. (s. d. Art.), wenig bekümmert um das Verlangen der Welt nach Verbesserung einer Kirche, der er vorstand, um ihre Einkünfte zur Befriedigung seiner fürstlichen Neigungen zu brauchen. Der Handel mit Ablaßzetteln hatte oft schon den Geldhunger seiner Vorfahren stillen müssen. Von ihm ließ sich daher 1516 ein ihm sehr ähnlicher geistlicher Fürst, Albrecht, Churfürst von Mainz und Magdeburg, mit der Bedingung, die Beute zu theilen, solchen Handel für seine Sprengel auftragen, und bestellte dazu, unter andern Commissarien, den im Ablaßkram schon geübten leipziger Dominicaner Johann Tezel, der, von Ort zu Ort ziehend, sein Gewerbe mit der unverschämtesten Marktschreierei betrieb, und die bekreuzten Zettel über die Vollmacht der päpstlichen Bulle, die doch noch von Reue sprach, weit hinaus als unbedingte Documente der Sündenvergebung in Zeit und Ewigkeit

anpries. Der Zulauf war nicht gering, und der Gewinn reichlich denn das einfältige Volk hielt den alten Aberglauben noch hoch, und die bequeme Art, für wenige Groschen der schwersten Sündenschulden deren jede ihre Taxe hatte, ledig zu werden, und los zu kommen von zeitlicher Buße und ewiger Verdammniß, gefiel der rohen Menge wohl (vergl. d. Art. Ablaß). Da Tezel seinen Kram im Herbst 1517 zu Jüterbock aufschlug, strömten ihm auch aus dem nahen Wittenberg viele Käufer zu, und verbaten sich dann mit Vorzeigung ihrer Zettel bei ihren Beichtigern jede Verpflichtung zu neuer Buße. Gegen diesen gotteslästerlichen Unfug erhob sich Luther erst mit Predigen, da er neben seiner Professur ein Pfarramt bekleidete, und dann, um nach altem Brauch die Sache im Wege einer akademischen Disputation beizulegen, durch 95 Theses oder Streitsätze, die er den 31sten Oct. 1517 an die Thür der Schloßkirche anschlug. Darin erklärt er sich sehr ernstlich gegen den Mißbrauch des Ablaßhandels, bezeigt neben lebhaftem Eifer für die heilige Schrift immer noch große Ehrfurcht vor dem Ansehn der Kirche und des Papstes, und bittet am Ende um gründliche Belehrung. Diese Sätze wurden lateinisch, seine Predigt vom Ablaß aber deutsch herausgegeben, und in wenigen Wochen durch ganz Deutschland, erstere bald auch unter andern Völkern der Christenheit verbreitet. Ueberdieß trug Luther selbst in beweglichen, und bei aller Freimüthigkeit sehr bescheidenen Briefen an seine geistlichen Obern und den Papst auf Abstellung des Tezelschen Unfugs und des Verderbens der Kirche überhaupt an. Außer dem wohlgesinnten Bischof von Brandenburg Scultetus gab ihm keiner gehörige Antwort. Dafür traten von Tezeln, in dessen Namen Conrad Wimpina, Professor der Theologie zu Frankfurt an der Oder, die Feder ergriff, von einem päpstlichen Höfling zu Rom, dem Augustiner Sylvester Prierias, und von dem aus dem Streite mit Reuchlin noch übelberüchtigten Ketzermeister Jacob Hochstraaten zu Cöln abgeschmackte Schmähschriften voll der ausschweifendsten Behauptungen von der Macht des Papstes und seines Ablasses ans Licht, die aber zu armselig, um dem Spotte der Gebildeten zu entgehen, eben so wie Dr. Ecks zu Ingolstadt giftige Obelisken gegen Luthern, anstatt seine Sätze mit Gründen zu widerlegen, das Aufsehn seines Unternehmens nur vermehrten. Die scharfen Antworten, in denen er die Blößen dieser Kämpfer für den Ablaß aufdeckte, und die Resolutiones, die er zur Erklärung seiner Sätze nachfolgen ließ, brachten der Wahrheit immer neue Siege. Eine Disputation, die er bei einem Augustinerconvent zu Heidelberg 1518 über das Verdienst der sogenannten guten Werke und den Gebrauch der Aristotelischen Philosophie hielt, gewann ihm unter den gegenwärtigen jungen Theologen mehrere Freunde, z. B. Bucer, Brenz, Schnepf, Billican, die nachher als thätige Beförderer der Reformation berühmt wurden. Die Gespräche Luthers mit den päpstlichen Legaten Cajetan und Miltiz, ersteres 1518 zu Augsburg, letzteres 1519 zu Altenburg, worin diese Herren, statt ihn, wie sie befehligt waren, zum Widerruf zu bringen, nur ihre Unfähigkeit, die römischen Satzungen mit Beweisen der heiligen Schrift zu stützen, kund thaten, endlich das noch 1519 zu Leipzig drei Wochen lang gehaltene Schulgefecht Ecks mit Karlstadt und Luther, in dem über freien Willen, Papstgewalt, Ablaß und Fegefeuer hitzig gestritten, aber nichts entschieden wurde, erweckten, wie Luthers fast in jedem Monate ausgehende neue Flugschriften und

gedruckte Predigten, seinem Werke neben neuen Widersachern auch eine immer allgemeinere Theilnahme. Von den Pyrenäen bis zur Weichsel, vom adriatischen Meere bis zum Belt wurde begierig alles gelesen, was von Luthern oder über ihn erschien. Die seltne Fülle, Beständigkeit und Kraft seines deutschen Ausdrucks, sein schlagender Witz, seine durch ununterbrochne historische und exegetische Studien täglich zunehmende Einsicht und Gelehrsamkeit, die überzeugende Stärke seiner Gründe, und, was am meisten wirkte, die Uebereinstimmung seiner Lehren mit den wichtigsten Bedürfnissen und Wünschen der Zeit, die beifälligen Urtheile eines Erasmus, Pirkheimer und anderer vortrefflichen Köpfe, der offne Beitritt von Männern, wie Melanchthon und Hutten, die gleichzeitige fast noch kühnere Erhebung der Schweizer Zwingli und Oekolampadius gegen Ablaß und Papstthum (vergl. d. Art. Reformirte Kirche), machte den vor 1517 noch wenig bekannten Mann nun zum Vorfechter aller helldenkenden und über den Verfall der Kirche Christi bekümmerten Menschen in Europa. Als solcher redete und handelte er nun mit bewunderungswürdigem Heldenmuthe und unverkennbarem göttlichen Beistande. Die in seinen ersten Schriften noch merkbare Scheu vor dem römischen Hofe warf er weg, da der Ungrund aller päpstlichen Anmaßungen ihm klar geworden. Eine reine Erkenntniß göttlicher Dinge, eine glühende Begeisterung, wie man sie seit den Zeiten der Apostel nicht mehr vernommen hatte, sprach aus seinen herrlichen Schriften an den christlichen Adel deutscher Nation, von der Messe, von der babylonischen Gefangenschaft und von der Freiheit eines Christenmenschen, in denen er die Grundlehren des Papstthums selbst mit Waffen des göttlichen Wortes angriff, und die vergessene lautre Lehre des Evangeliums ins Leben hervorrief. Er that es 1520 zur selbigen Zeit, da Eck des Papstes Bannbulle gegen ihn in Deutschland verkündigte, appellirte wiederholt an ein allgemeines Concilium, und warf, weil man seine Schriften zu Mainz, Cöln und Löwen verbrannt hatte, diese Bannbulle sammt den päpstlichen Canonen und Decretalen am 10ten December d. J. unter großem Jubel der Studierenden zu Wittenberg öffentlich selbst ins Feuer. Dieses und das folgende Jahr 1521 ist daher der wahre Zeitpunkt des Anbruchs der deutschen Reformation, weil darin Luther sich förmlich von der römischen Kirche losriß, und mehrere der mächtigsten vom deutschen Adel, ein Hutten, Sickingen, Schaumburg u. A. und der angesehensten unter den Gelehrten mit der Universität Wittenberg, der nun die Söhne Deutschlands und andrer Länder schaarenweis zuströmten, sich öffentlich für sein Unternehmen erklärten. Der ehrfurchtgebietende Eindruck seines persönlichen Auftritts und seiner tapfern Weigerung jedes Widerrufs auf dem Reichstage zu Worms am 17ten April 1521, dem Tage seines größten Triumphs (s. d. Art. Luther), gab ihm die Macht und Würde eines anerkannten Reformators; das wormser Edict und die vom Kaiser wider ihn proclamirte Reichsacht machten seine Sache zur Staatsangelegenheit. Dabei ist nicht zu übersehen, welche Verhältnisse und Begebenheiten noch außer den schon angeführten vorbereitenden und mitwirkenden Umständen diese Sache begünstigten. Der Papst war hauptsächlich durch Deutschlands Ergebenheit groß geworden, mit ihm hatten es die deutschen Fürsten in seinen Händeln mit dem Kaiser meist gehalten, weil sie selbst auf diesem Wege von Letztrem unabhängiger wur-

den. Rom mußte sie also schonen, und der Kaiser sich im Stille freuen, wenn es mit ihnen zerfiel. Nach Maximilians I. Tode 151 bekleidete Churfürst Friedrich III., ohnehin der mächtigste deutsch Fürst, in allen Landen sächsischen Rechts das Reichsvicariat, un schon wegen seines persönlichen Ansehns hatte er die entscheidendst Stimme bei der Wahl des neuen Kaisers. Daher mußte der Pap sowohl als der durch seine kräftige Fürsprache 1520 gewählte Carl V ihm gefällig seyn; jener, indem er die anfangs gebotene Citatio Luthers nach Rom in eine Unterhandlung mit seinen Legaten verwan delte, dieser, indem er die Reformation so lange, als es sich nu vor dem Papste und den catholischen Ständen verantworten ließ, ohn gewaltsame Gegenanstalten ihren Gang gehen ließ. Vor den erste Folgen der Reichsacht wurde Luther durch sein zehnmonatliches Exi auf der Wartburg sicher gestellt, und das wormser Edict konnte i Sachsen um so weniger Wirkung erhalten, da der Kaiser, seit 152 im Kriege mit Frankreich begriffen oder in Spanien beschäftigt, di deutschen Religionshändel fast ganz aus dem Gesicht verlor, un übrigens jeder Fürst in seinen Landen that, was er für Recht hielt. Daß Friedrich der Weise aber, obwohl er kein Anhänger der Refor mation heißen wollte, doch ihren Helden schützte, macht sein große Interesse an dem Flor der wittenberger Universität, seine Redlich keit, seine allmählig wachsende Ueberzeugung von der Gerechtigkei der Unternehmungen Luthers und dessen Freund Spalatin, der an Friedrichs Hofe alles vermittelte, sehr erklärlich. Leo's Nachfolger, der ernste, selbst auf eine Reformation bedachte Adrian VI., er hielt auf seinen Antrag, die Lutherische auszurotten, von dem Reichstage zu Nürnberg 1522 hundert Beschwerden der deutschen Stände, auch der catholischen, gegen seinen Stuhl zur Antwort. Eben so wenig als die Züricher, deren schnelles Fortschreiten zur Aenderung der Religionslehren und Gebräuche bei den Regierungen der nördlichen Cantone die kräftigste Hülfe fand, waren also die Wittenberger gehindert, Reformen des Gottesdienstes (mit der Messe fingen sie an) vorzunehmen, ja Luther selbst mußte von der Wart burg herbeieilen, um die durch **Karlstadts** (s. d. Art.) stürmi schen Eifer erregten Unruhen ins Gleichgewicht zu bringen; während er seine Uebersetzung des neuen Testaments, die Frucht seines Exils, der die Bücher des alten Testaments bald nachfolgten, und Melanch thon seine Locos communes, die erste und lange die musterhafteste Dogmatik der evangelischen Lehre (1521 zum erstenmale) herausgab, wurden in Zweibrücken, Pommern, Schlesien, in den sächsischen (Leisnig war nach Wittenberg die erste) und schwäbischen Städten ernstliche Anstalten zur Abstellung der papistischen Mißbräuche gemacht. Luthers Schrift von der Ordnung des Gottesdienstes kam, 1523 kaum erschienen, zu Magdeburg und Elbingen gleich in Anwendung. Auch Märtyrer fehlten der aufblühenden neuen Kirche nicht; die Inquisition in den Niederlanden verschaffte ihr schon 1522 durch Hin richtung einiger lutherischgesinnten Augustiner diese Ehre. Französi sche und holländische Uebersetzungen der Bibel traten ans Licht; im Herzen Frankreichs, bei Meaux, bildete sich eine evangelische Ge meinde. Umsonst verdammt die Sorbonne Luthers Sätze, umsonst wird 1524 auf dem Reichstage zu Nürnberg und dem Convent zu Regensburg die Vollziehung des gegen jede Religionsneuerung ge richteten wormser Edicts beschlossen, umsonst bemühen sich die Her zoge, Georg von Sachsen (Albertinischer Linie) und Heinrich von

Braunschweig, Oesterreich, Frankreich und Spanien, so wie die geistlichen Fürsten, durch Verfolgungen der Evangelischen in ihren Landen die Reformation zu unterdrücken: Luther legt in demselben Jahre die Mönchskutte ab, Mönchs- und Nonnenklöster werden leer, Geistliche heirathen in Sachsen und der Schweiz, und 1525 nennen sich Johann der Beständige, Friedrichs Nachfolger in Chursachsen, Philipp, Landgraf von Hessen, Albrecht von Brandenburg als Herzog seines secularisirten Hochmeisterthums Preußen, öffentlich evangelische Fürsten; ihre gesammten Lande, Liefland, ein bedeutender Theil von Ungarn und Oesterreich (Böhmen war schon durch die Hussiten gewonnen), Lüneburg, Zelle, Nürnberg, Straßburg, Frankfurt am Main, Nordhausen, Braunschweig, Bremen nehmen die neue Lehre an, und eine Menge der würdigsten Theologen und Geistlichen Deutschlands treten auf Luthers Seite, der selbst mit der ehemaligen Nonne Catharina von Bora in die Ehe tritt. Schweden wurde 1527 unter Gustav Wasa durch die Reformatoren Olaf und Lorenz Petri evangelisch, bald folgte auch der größte Theil von Niedersachsen, und der Norden von Westphalen nach, Hamburg und Lübeck besonders durch Johann Bugenhagen. Die wegen des Kaisers Abwesenheit gesicherte Ruhe dieser Jahre, in welchen die Verbreitung der Reformation so glücklich und fast ohne allen äußern Kampf von Statten ging, störten weniger die Streitigkeiten Luthers mit Erasmus und Zwingli (s. d. Art Erasmus und Sacrament), als die 1528 durch des dresdner Kanzlers Otto von Pack Nachricht von einem geheimen Bündniß der catholischen Stände gegen die evangelischen erregten Besorgnisse eines Krieges, dessen Ausbruch von Seiten Letzterer Luthers Ermahnung zum Frieden nur mit Mühe hinderte. Inzwischen nöthigte diese Spannung die Evangelischen zum Zusammenhalten und wegen einer 1529 auf dem Reichstage zu Speier gegen den ihnen nachtheiligen Abschied gemeinschaftlich eingelegten Protestation erhielten sie den Namen Protestanten (s. d. Art. Protestant). So wurden sie eine auch politisch abgesondert handelnde Partei (corpus evangelicorum, s. d. Art.), welche sich, weil der Kaiser nun wieder drohend in Deutschland auftrat, zu entscheidenden Maßregeln anschicken mußte. Während nach den zur Organisation des Kirchenwesens unternommenen Visitationen mit Hülfe der Anweisungen Melanchthons und der 1529 erschienenen Catechismen Luthers die beßre Belehrung des Volks in Kirchen und Schulen durch treue Prediger allmählig gedieh, mußte Melanchthon nach Anleitung der von Luthern 1529 abgefaßten torgauer Artikel eine ausführlichere Darstellung des evangelischen Glaubensbekenntnisses aufsetzen, welche von den meist schon durch das torgauer Bündniß 1526, und den schwabacher Convent 1529 (s. d. Art. Schwabacher Artikel) vereinigten Fürsten, Johann, Churfürst von Sachsen, Georg, Markgraf von Brandenburg, Ernst, Herzog von Lüneburg, Philipp, Landgraf von Hessen, Wolfgang, Fürst von Anhalt, Albrecht, Graf von Mansfeld, und den Städten Nürnberg, Reutlingen, Kempten, Heilbronn, Weinsheim und Weißenburg unterschrieben, auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 dem Kaiser übergeben, am 25sten Juni in voller Reichsversammlung feierlich vorgelesen, und daher augsburgische Confession (s. d. Art.) genannt wurde. Der Kaiser ließ dagegen eine catholischer Seits verfertigte Confutation oder Widerlegung vorlesen, wobei es sein Bewenden haben sollte, nahm die wider diese Confutation von Melanchthon aufgesetzte

Apologie der augsburgischen Confession nicht an, und drang au Abstellung der Religionsneuerungen. Gleichen Bescheid erhielte Straßburg, Costnitz, Memmingen und Lindau, welche dem Kaiser eine ähnliche Schrift, Bekenntniß der vier Städte oder Confessio tetrapolitana genannt, überreicht hatten. Dieser mißliche Ausgang des Reichstags war den Evangelischen ein neuer Beweggrund nur desto treuer und fester auf ihren Glauben und Einigkeit unter einander zu halten. Wie nun der schmalkaldische Bund der evangelischen Stände sich bildete, in dem sie bei allem Schwanken ihrer Maßregeln theils wegen der wechselnden Politik des Kaisers theils den Abmahnungen ihrer Theologen vom Kriege folgend, bis 1546, wo ihr Friedensengel Luther starb, einen wenig gestörten Genuß ihrer neuen Religionsübung behaupteten, welche Veränderungen die Schlacht bei Mühlberg, des Kaisers Interim und Churfürst Moritzens unerwarteter siegreicher Feldzug gegen diesen mit sich brachte, wie endlich 1555 der augsburger Religionsfriede die Freiheit des evangelischen Gottesdienstes in ihren Landen, und zum Theil auch für die Protestanten in catholischen Ländern sicherte, ist in den Artikeln Schmalkaldischer Bund, Interim und Religionsfriede dargestellt. Vereinigungspunkte für diese deutschen Protestanten blieben sowohl ihre zusammentreffenden politischen Interessen als auch der in der augsburgischen Confession und ihrer Apologie seinen Grundzügen nach festgestellte Lehrbegriff, der durch die später hinzugekommenen schmalkaldischen Artikel und beiden Catechismen näher erläutert, und durch die bergische Concordienformel 1580 endlich abgeschlossen wurde. Vergl. d. Art. Symbolische Bücher. Zu diesem evangelisch-lutherischen Lehrbegriff bekannten sich unter dem Namen augsburgischer Confessionsverwandten deutscher Nation drei Churfürsten, Pfalz, Sachsen und Brandenburg, zwanzig Herzoge und Fürsten, worunter die sächsischen Häuser, Braunschweig-Lüneburg, Meklenburg, Holstein-Lübeck, Bayreuth, Wirtemberg und Baden die vornehmsten waren, vierundzwanzig Grafen, vier Freiherren, und fünfunddreißig Reichsstädte, im Ganzen sechsundachtzig Reichsstände. Das mit großer Mühe zu Stande gebrachte Eintrachtswerk derselben fand jedoch bald heftigen Widerspruch, nicht bloß bei den Catholischen, sondern auch unter den Protestanten. Schweden, Dänemark (seit 1536 protestantisch), Schleswig, Pommern, Schlesien und mehrere bedeutende Reichsstädte weigerten sich aus politischen Gründen, Hessen und die Stadt Bremen aus Neigung zum Calvinismus, die Concordienformel anzunehmen; die Pfalz sprang wieder ab, und auch der berliner Hof wurde reformirt. Denn leider war der Streit über die Gegenwart des Leibes Christi im heiligen Abendmahle (s. d. Art.) zwischen den schweizerischen und französischen Protestanten, unter denen nach Zwingli's Tode Calvin am meisten galt, an einem und den sächsischen am andern Theile die Ursach einer völligen Absonderung der reformirten Kirche (s. d. Art.) von der evangelisch-lutherischen geworden. Die Gründe dieser für den Fortgang der Reformation nachtheiligen Zwietracht beider Kirchen lagen schon in der Verschiedenheit des Charakters ihrer Stifter. Luther, mehr gewohnt systematisch zu denken, und vom unbedingten Glauben an den Buchstaben der heiligen Schrift auszugehen, hielt neue Vorstellungen, die sich ihm darboten, gleich an den Prüfstein seines Systems, und duldete nichts in der Lehre, was jenem Glauben zu widersprechen schien. Zwingli, weniger durch fixirte Meinungen be-

fangen, und dem eignen Urtheile mehr einräumend, war dagegen williger, Ansichten festzuhalten, die ihm im ersten Augenblicke vernünftig erschienen. Er kam daher leichter in Gefahr, Irrthum als Wahrheit anzunehmen, während Luther lieber Wahrheit als Irrthum verwerfen, denn seinem Glauben etwas vergeben mochte. Mit ihm hielt es der Osten und Norden, mit der freieren Verstandesansicht der reformirten Kirche der Westen und Süden des weiten Gebietes von Europa, auf dem der Protestantismus sich behauptete. Durch Uebereinstimmung der Lehre und des Cultus schlossen sich an die reformirte Kirche an, außer der bessern Hälfte der Schweiz und Genf seit 1535, ein großer Theil der Bevölkerung, besonders des südlichen Frankreichs (s. d. Art. Hugonotten), England mit Beibehaltung der hierarchischen Würden zuerst 1547, und nach dem papistischen Zwischenact unter der Königin Marie 1555 — 1558 für immer (s. d. Art. Anglikanische Kirche), Schottland, wo Knox 1560 die presbyterianische Kirchenverfassung nach Genfs Muster einführte, und die Republik der vereinigten Niederlande, die mit ihrer Freiheit zugleich den Protestantismus erkämpfte (s. d. Art. Holland). In Siebenbürgen behielt die Lutherische Confession das Uebergewicht, in Ungarn drang neben ihr auch der Calvinismus ein, und in Polen, wo seit 1556 die Reformation zahlreiche Anhänger erhalten hatte, schlossen die beiden protestantischen Parteien nebst den mährischen Brüdern 1570 den Friedensvergleich (consensus) zu Sendomir, der sie zu dem unter dem Namen der Dissidenten (s. d. Art.) bekannten politischen Körper vereinigte. Der Versuch des Churfürsten Gebhard von Cöln, 1582 sein Erzstift zu reformiren, mußte bei der Unvorsichtigkeit seines Verfahrens gänzlich mißlingen. Wie sehr nun auch Lutheraner und Reformirte in dieser Periode einander anfeindeten, die Hauptpunkte der Lehre und des Gottesdienstes, den Geist und Namen wahrer Protestanten hatten und haben sie doch mit einander gemein, und jeder Fortschritt in der Verbreitung der Reformation konnte als ein Gewinn für beide Parteien betrachtet werden. Gewiß ist es aber, daß die auch nach dem Religionsfrieden fortdauernde gegenseitige Spannung der Catholiken und Protestanten die Verhältnisse herbeigeführt hat, in denen der dreißigjährige Krieg (s. d. Art.) sich entzündete, und Deutschland verwüstete. Erst der westphälische Friede brachte beide Theile in einen Zustand gesetzlicher gegenseitiger Duldung, wovon freilich die protestantischen Unterthanen catholischer Fürsten nur zu oft, bisweilen auch die Catholiken in protestantischen Staaten, z. B. die Irländer, das Gegentheil erfahren mußten. (S. d. Art. Freiheit, kirchliche.) Nach dieser kurzen, nur vermittelst vielfältiger Verweisungen auf andere Artikel in einen so engen Raum zusammenzudrängenden Uebersicht der geschichtlichen Hauptmomente der Reformation ist noch über das Für und Wider der Frage, „welchen Einfluß sie auf die Religiosität und Sittlichkeit, auf die wissenschaftliche und bürgerliche Ausbildung der ihr ergebenen Völker geäußert, und in wie fern sie der Menschheit genützt oder geschadet habe," hier um so ausführlichere Rechenschaft zu geben, je allgemeiner dieser allerdings höchst wichtige Gegenstand neuerdings unter den Lesern dieses Lexicons zum Gespräch des Tages geworden ist. Der dargestellte Gang der Begebenheiten zeigt, daß die Reformation ohne Verabredung und Plan entstanden war. Die Gegenanstalten ihrer Feinde gaben ihr erst Zusammenhang und Bedeutung. Die Angriffe leidenschaftlicher und unverständiger Gegner,

die Ränke und Gewaltschritte der römischen Curie, die lauten Stimmen des Beifalls seiner Nation trieben Luthers muthvolle Thätigkeit weiter, als er je zu gehen gedacht. Umstände, deren Zusammentreffen menschliche Weisheit weder veranstatten noch hindern konnte, begünstigten sein Unternehmen über alle Erwartung: es wuchs im Kampfe mit Widersachern, deren Sieg kaum zweifelhaft schien, mit innern Störungen, die es in der Geburt zu ersticken droheten (Bauernkrieg, Wiedertäufer), zu einer Macht und Höhe heran, die ihn selbst in Erstaunen setzte. Nach wenigen Jahren des Fortganges der Reformation hing es nicht mehr von ihren Stiftern ab, welche Richtung sie nehmen sollte; sie machte sich selbst ihren Weg, und sicherte sich ihr Gelingen. Wer es weiß, wie in dem Gedränge von Ereignissen, die die Reformation begleiteten, die große Idee einer Wiedergeburt des echten Christenthums, eines heiligen Kampfes um ewige Güter vorgewaltet hat, der wird nicht anstehen, sie für ein Werk aus Gott zu erklären, dessen Ursprung reine Wahrheitsliebe, dessen Wachsthum die unverkennbarste Probe eines himmlischen Schutzes war. Einige Schriftsteller der neusten Zeit, auf die auch das protestantische Deutschland hört, haben bald nach ihrem Uebertritte zur catholischen Kirche der neuen Mutter dadurch zu dienen gesucht, daß sie die Reformation als Urheberin aller der Uebel anklagten, die in den drei letzten Jahrhunderten über die Völker Europa's gekommen sind. An den bürgerlichen Kriegen, die Frankreich, Holland, Deutschland und England in dieser Periode zerrütteten; an dem Blute der Protestanten, das catholische Regenten und Inquisitoren mitten im Frieden vergossen; an den Hindernissen, die Parteigeist und Glaubenseifer seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts bis zum 18ten den Fortschritten der wissenschaftlichen Cultur in den Weg legten; an der Irreligiosität und dem Unglauben der Kinder dieses letzten Jahrhunderts; an der Schwäche Deutschlands, dem Unglück Polens, den Gräueln der französischen Revolution, und den bis diesen Tag spukenden Ideen des Jacobinismus soll das Werk Schuld seyn, das von Allem, was deutscher Geist jemals hervorbrachte, das Größte und Rühmlichste ist. Allerdings hat die Reformation bei den politischen und wissenschaftlichen Begebenheiten der Zeit, in die ihre Folgen hinabflossen, mächtig mitgewirkt: der religiöse, moralische und bürgerliche Zustand der europäischen Völker in dieser Periode wurde hauptsächlich von ihr und den Reactionen ihrer Gegner bedingt. Ist es aber nicht Mißhandlung der Geschichte, die Nachwehen alter Uebel, die die Reformation vorfand, den Drang äußerer Umstände, die Wirkung fremder Beweggründe, die man ihr beigesellte, die Unbilden und Grausamkeiten ihrer Widersacher ihr selbst beizumessen? Das Menschengeschlecht kann in keiner Richtung seines Strebens zum Vollkommneren Schritte vorwärts thun, ohne eine Zeit lang mit sich selbst zu kämpfen, und jede Verbesserung theuer zu erkaufen. Der den Reformatoren vorschwebende Hauptgedanke, die ursprüngliche Freiheit des Glaubens und Gottesdienstes von Menschensatzungen zurückzufodern, konnte in der Einkleidung, die sie ihm gaben, nur zum Bessern führen. Wo aber persönliche Leidenschaft und eigennützige Politik, was ursprünglich Zweck gewesen, zum Mittel ihrer Anschläge herabwürdigten, da mußte die Entweihung des Heiligen sich unvermeidlich durch innern Verfall und äußeres Elend rächen. Doch solche Ausartungen waren weder allgemein, noch bleibend; nur mehr

Aufsehn erregten sie, als der viel weiter wirkende, nachhaltige Segen, den das gereinigte Christenthum im Stillen schuf. Lassen wir die Scharfsichtigen, die die Geschichte construiren, und der Menschheit besser zu rathen meinen, als der, der alles lenkt, sich in Muthmaßungen über die Frage erschöpfen — „welchen Gang das am Morgen des 16ten Jahrhunderts aufgeregte Leben der Wissenschaft und das Ringen der Könige um Universalherrschaft genommen haben würde, wenn die gänzliche Unterdrückung des Protestantismus in seinem Entstehen gelungen wäre;" — daß hauptsächlich der Einfluß seiner Grundsätze die durchgreifenden Verbesserungen bewirkte, die in der neuen Zeit fast auf allen Gebieten des Lebens der europäischen Menschheit zu Stande gekommen sind, erweis't die Geschichte durch Thatsachen, deren Zeugniß sein Verdienst über allen Zweifel erhebt *). — Als Kirchenlehre galt vor der Reformation ein Aggregat gelegentlich aufgekommener Bestimmungen, worin die Summe derjenigen Dogmen, welche dem göttlichen Ansehn der Hierarchie zur Stütze dienen sollten, nicht ohne Verfälschung der Geschichte mit den dialectischen Künsten der scholastischen Philosophie festgestellt, aber, was allen Christen zu wissen nöthig ist, theils vernachlässigt, theils verunstaltet, und das Evangelium Jesu fast nicht mehr zu erkennen war. Zwar sollte, und soll auch nach der catholischen Ansicht unsrer Tage, was von diesen kirchlichen Satzungen auf die Bibel nicht gegründet ist, aus mündlichen Ueberlieferungen herrühren, die die Kirchenlehrer von den Aposteln und Vätern empfangen, und Concilien oder Päpste mit Hülfe des heiligen Geistes allmählig bekannt gemacht hätten (s. d. Art. Tradition); aber an ihren Früchten erkannte man keinesweges die Spuren des vorgegebnen göttlichen Ursprungs. Bei der Menge vertrat die Stelle der subjectiven Religion ein Gemisch von Furcht und Ergötzen, ein Dienst voll Mechanismus und Aberglauben: bald bängliche Scheu vor der überlegnen, mit allen Schrecken irdischer Noth und ewiger Verdammniß gerüsteten geistlichen Macht; bald Augenlust an dem Schmucke der Kirchen und ihrer Priester, Bewunderung ihrer prachtvollen meist unverständlichen kirchlichen Schauspiele; bald Beschäftigung der Phantasie mit allerlei Legenden und Wundergeschichten; und ein nach der Schnur der Gewohnheit, wie an den Kugeln des Rosenkranzes, ablaufendes Beten, Beichten, Büßen, Fasten, Wallfahrten und Hingeben reichlicher Spenden an Geld und Geldeswerth, dessen Trübseligkeit und Mühe hier ein Schwank, dort eine fromme Vertröstung erleichtern mußte. Und dieser mit unzähligen, dem gröbsten Mißverstande bloßgestellten Ceremonien überladene Gottesdienst, der, bei dem Mangel an nöthiger Belehrung der Laien, der einzige Anhalt ihrer Religiosität seyn sollte, wurde noch dazu an den meisten Orten von der Klerisei so kalt und handwerksmäßig verrichtet, daß, wenn einzelne Fromme etwas von Theilnahme des Herzens dabei empfanden, die Kirche sich das Verdienst, solche Regungen erweckt zu haben, nur selten zuschreiben durfte. Die Unwissenheit des gemeinen Volks verbarg ihm zwar

*) Zu Vermeidung von Mißverständnissen wird hier bemerkt, daß dieser Artikel und ein Aufsatz über die Folgen der Reformation in dem Reformationsalmanach auf das Jahr 1817, Erfurt bei Kayser, einen und denselben Verfasser hat.

die Mängel seines Religionszustandes, besser Unterrichtete sahen aber bald, daß die durchgängige Beziehung der Lehre auf den Vortheil des Papstthums und des Cultus auf die sinnlichen Zeichen des Heiligen, fast die ganze Andacht der Gläubigen auf Dinge lenkte, die zur christlichen Gotteserkenntniß gar nicht gehören, und eine würdige Gottesverehrung keineswegs befördern. Kein Wunder, daß das Christenthum in seiner damaligen Mißgestalt bei vielen der vornehmsten Laien und Geistlichen, deren Geschmack sich durch die erneuerten classischen Studien gebildet hatte, ein Gegenstand entschiedener Verachtung geworden war. Die italienischen Kirchenfürsten brauchten es nur als Mittel ihrer eigennützigen Absichten, und setzten sich dem Unternehmen einer Kirchenverbesserung, das sie für vergeblich und gefährlich hielten, mit einer Hartnäckigkeit entgegen, die alle Vorschläge zurückwies, und jeden Friedensversuch vereitelte. Wie schwer es auch Luthern anfangs einging, die christliche Kirche von der römischen zu unterscheiden; erst der öffentliche Bruch mit dem Papste gab den Reformatoren das Recht, die Last verunstaltender, fremdartiger Bekleidungen der Religion in Lehre und Cultus wegzuwerfen, und ein Christenthum herzustellen, das keine Regel und Nahrung der Frömmigkeit kennt, außer der heiligen Schrift, keine Foderung macht, als Glauben und Tugend, und anstatt, wie die römische Kirche wollte, das Standesgeheimniß einer privilegirten Priestercaste zu seyn, nun Gemeingut Aller ward. Die fruchtbaren Gedanken, daß es etwas gebe, worüber der Mensch nur Gott und sich selbst Rechenschaft schuldig sey; daß in Sachen der Religion kein menschliches Ansehn gelten konnte, und daher Jedermann ihre alleinige Quelle, die heilige Schrift, selbst lesen und durch eigne vernünftige Ueberzeugung zum Glauben gelangen müsse; daß nur der Glaube der Theilnehmenden und der erweisliche Nutzen für die Besserung den Handlungen des Gottesdienstes Werth gebe, kurz den Commentar über die Lehre „Gott wolle im Geist und in der Wahrheit angebetet seyn," brachten die Predigten und noch mehr die Schriften der Reformatoren in die Masse des Volks. Tausende von Zöglingen der hohen Schulen, von Freunden der Philosophie und des classischen Alterthums, von verständigen Bürgern und Geschäftsleuten, von Unzufriedenen im niedern Klerus waren schon bereit, zur Verbreitung dieser Grundsätze mitzuwirken, Fürsten und Adel, ja selbst einige Bischöfe fühlten die Gewalt der Wahrheit; und die Lust zu Neuerungen erwachte in den niedern Ständen so stark, daß man an mehreren Orten auf nichts Geringeres ausging, als alle Bande zu sprengen. Diese mächtige Wirkung ihrer ersten Ansprache munterte die Reformatoren auf, den zweiten Schritt zur Herstellung der wahren Religion dadurch zu thun, daß sie ihre Hindernisse auch in den kirchlichen Formen wegräumten. Dazu gehörte der Wahn einer sacramentalischen Priesterweihe, der das geistliche Amt über die Menschheit erhob, einen privilegirten Stand zum Gesetzgeber des Glaubens machte, und jeden Mißbrauch der Kirchengewalt heiligte; der Heiligen-, Reliquien- und Bilderdienst, der, wie er getrieben ward, die Verehrung des unsichtbaren Gottes selbst beeinträchtigte; die Transsubstantiation in der Messe, nach der man den Sohn Gottes täglich durch Menschenhände schaffen und opfern ließ, und die Anbetung der Hostie rechtfertigte; die letzte Oelung und die Seelenmessen, die von der Todesangst der Sterbenden und von der Trauer um geliebte Todte wucherliche Zinsen zogen; und eine Menge andrer Ceremonien, geheiligter Possen und Tändeleien, die

die Andacht zerstückelten, und die Uebung der Religion zum Kinderspiel herabwürdigten. Die Vorwürfe der Abgeschmacktheit und Willkür, die der Gebildete sonst der kirchlichen Religion machen konnte, verloren auf dem Gebiete des Protestantismus durch die Abstellung dieser Mißbräuche ihren Sinn und auch schwächere Augen mußten sich daran gewöhnen, den Tempel der Wahrheit selbst zu schauen, da das schwerfällige Gerüste, mit dem die vergangnen Jahrhunderte ihn verbaut hatten, nun hinweggenommen war. Von abergläubischen Mährchen und schlauen Erfindungen der Herrschsucht richtete sich der religiöse Glaube nun auf einen Gegenstand, den er festhalten konnte, ohne den Gebrauch der Vernunft aufzugeben, da die ewige Wahrheit des Evangeliums durch Luthers treffliche Verdeutschung und treue Uebersetzungen in andern Sprachen, durch die auf seinen Grund gebauten Predigten und Liturgien in den Landessprachen, durch Catechismen und faßliche Lehrbücher unverfälscht zur allgemeinen Kenntniß kam. Zu seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgeführt, widmete das christliche Lehramt bei den Protestanten sich ausschließlich der Sorge, das Wort Gottes zu erläutern und auf die Erbauung der Gemüther anzuwenden, Schulen für die verwahrlos'te Jugend zu errichten, und die vorhandenen zu verbessern. Den hierarchischen Vorrechten entsagend, wodurch sie vom Volke geschieden gewesen waren, theilten die Lehrer der Religion alle ihre Erweckungsmittel und Segnungen mit den Laien. Jeder Protestant erhielt den Genuß des Kelchs im Abendmahle, jeder konnte die einfache Feier des Gottesdienstes verstehen und in die heiligen Lieder mit einstimmen. Statt der Menge zerstreuender Bilder und Zierrathen erfüllte die gereinigten Kirchen nun ein frommes Volk, das den Sinn der göttlichen Offenbarungen erkennen, den Trost der göttlichen Verheißungen auf sich anwenden, und die Würde begnadigter Kinder des Vaters im Himmel — der nicht mehr gehüllt in einen Hofstaat fabelhafter Heiligen, sondern dargestellt allein durch seinen Sohn, den Seelen näher kam — empfinden lernte. So gewann die Gottesverehrung, wo der Protestantismus Eingang fand, jene Einfalt, Wärme und Herzlichkeit wieder, die sie unter den ersten Christen gehabt hatte. Sie wurde ein gemeinschaftliches Werk und ein um so innigeres Band der Vereinigung mit Gott und unter einander, je kräftiger das Gefühl „diesen neuerworbenen Zustand der Religion gegen Gefahren und Angriffe von außen vertheidigen zu müssen," die Flammen der Religiosität anfachte, und zur Liebe gegen die Glaubensgenossen ermunterte. Ganz unstreitig ging daher aus der Reformation keine Folge unmittelbarer hervor, als diese von ihr verbreitete, hellere Gotteserkenntniß und reinere Frömmigkeit, welche die sonst der Phantasie und den Sinnen dienende Religion zu einem Gegenstande gründlicher Einsicht, freier Ueberzeugung und tiefer Empfindung des Herzens gemacht hat. Nicht als ob dieser wohlthätige Einfluß gleich allgemein und vollständig zu Tage gekommen oder in keiner Periode der weitern Entwickelung des Protestantismus gestört worden wäre: die besten Ideen, die weisesten Anstalten gelangen nur nach und nach, und nie ohne Beisatz menschlicher Schwachheit, zur wirklichen Ausführung. Wollen wir das Zeitalter der Reformation und den Geist, der die erste Generation ihrer Freunde beseelte, richtig beurtheilen, so erkennen wir darin die Periode des Kampfes und der Absonderung, wo neben dem stillen Wirken des neuen Lichtes doch auch starke Leidenschaften sich gegen die

stets geschäftigen Feinde und falschen Brüder in Bewegung setzten und — da nun einmal der Funke der Wahrheit in den Gemüthern gezündet hatte — Viele in der Hitze ihres Eifers für die Behauptung des Errungenen lieber handeln und streiten, als ruhig prüfen und planmäßig ordnen mochten. Daher auf Kanzeln und in Flugschriften das heftige Schmähen gegen Andersdenkende, das, wohl durch die Drohungen, Gewaltthaten und Ränke der Gegenpartei genugsam herausgefodert, durch den derben Ton und kriegerischen Geist des Zeitalters entschuldigt, aber der innern Ausbildung des Protestantismus immer hinderlich war. Daher die Uebereilungen stürmischer Verbesserer, welche die Reformatoren nicht unschädlich machen konnten, ohne von den Formen des verdrängten Aberglaubens um der Schwachen willen mehr beizubehalten, als eine folgerichtige Anwendung ihrer Grundzüge zugelassen hätte. Daher jene Meinungskriege der Theologen, die nicht nur das Zusammenwirken der schweizerischen Reformatoren mit den sächsischen hinderten, sondern auch gewissen, minder wesentlichen Lehrsätzen eine temporäre Wichtigkeit gaben, welche in den später bestimmten Lehrbegriff, besonders der Lutheraner, merkliche Mißverhältnisse und Muttermähler der Zeit seiner Entstehung gebracht hat. Gerecht waren die starken Erklärungen, mit denen die echten Protestanten sich von allem Zusammenhange ihres Werkes mit den Ausschweifungen der Wiedertäufer, den Schwärmereien der Schwenkfeldianer und den Willkürlichkeiten der Socinianer losgesagt haben. Diese, wohl durch die Reformation veranlaßten, aber von ihrem schriftmäßigen Wege abgewichenen Secten näherten sich erst nach vielen Verirrungen dem Geiste des wahren Protestantismus in einigen Punkten, ohne ihren Grundirrthümern zu entsagen (vergl. d. Art.). Aber daß im Gedränge jener Streitigkeiten der Glaube manches evangelischen Theologen in Halsstarrigkeit und Vorurtheil ausartete, daß die unselige Sectirerei, ja die Verketzerungssucht sich bei einigen einschlich; daß hauptsächlich diese Unart, die in den adiaphoristischen und interimistischen Händeln von Lutherischen Zeloten heftig angefeindeten sogenannten Adiaphora — Altäre, Lichter, Bilder, Meßgewänder, Chorhemden, Oblaten, Privatbeichte, Exorcismus und selbst die Stellung der Worte „Vater unser" statt „Unser Vater" — in Folge der cryptocalvinischen Unruhen zu Parteizeichen der Lutheraner machte: dies kann hier um so weniger verschwiegen bleiben, je unverhältnißmäßigeren Werth man diesen Dingen beinahe zwei Jahrhunderte hindurch beigelegt hat. War jedoch das Streiten in Sachen der Religion überhaupt ein aus der alten Kirche geerbtes Uebel, dem die Reformation nur neue Gegenstände gab, so konnte es am wenigsten da unterbleiben, wo eine neue Form des Glaubens zur Gewißheit und Gültigkeit kommen sollte. Wie viel es zur Erreichung dieses Endzwecks beigetragen, wie heilsam es auf die genauere Bestimmung einzelner Theile der Lehre gewirkt, welches lebhafte Interesse für die Religion es rege erhalten hat, wird jeder gestehen, der nicht bloß die schlimmen Seiten und nachtheiligen Folgen jener Händel hervorheben will. Auch unterschied sich ihr Gang und Charakter meist durch religiösen Ernst und gewissenhaften Eifer von dem frivolen Gezänke der philosophischen Schulen, und nie bemächtigten sie sich der protestantischen Kirche in solchem Umfange, daß nicht unzählige Prediger mit ihren Gemeinden den Segen der Reformation ungestört genossen, und in Uebungen lautrer Frömmigkeit Geist und Herz zum Guten gestärkt hätten. Im-

mer blieb in den Zeiten nach der Reformation aufrichtige Religiosität der herrschende Charakter der Protestanten, freilich bei beiden Parteien nicht auf gleiche Art. Denn daß die Evangelischlutherischen in ihrem Begriff vom Abendmahl noch Geheimnisse ehrten, während die Reformirten alles dem Verstande unterwarfen, brachte wesentliche Verschiedenheiten in die Natur ihres religiösen Sinnes. Doch fand der Leichtsinn und Unglaube, den der kalte Indifferentismus vieler catholischen Großen in Italien und Frankreich nährte, bei beiden Parteien nur selten Eingang. Sie meinten es viel zu ehrlich mit ihrem Glauben, sie waren zu gründlich von seinen Wahrheiten unterrichtet und überzeugt, als daß ihnen das Heilige hätte gleichgültig werden können; ja sie zeigten sich bereit, wo es galt, Gut und Blut daran zu setzen. Und genährt wurde dieser fromme Sinn durch die rührende Feierlichkeit der Andachtsübungen, die nicht nur die Gläubigen in der Kirche, sondern auch in der Stille des Hauses die Familien um ihre Väter versammelte. Das treue Gedächtniß bewahrte reiche Schätze von biblischen Sprüchen, von kernhaften, geistlichen Liedern, deren nie eine Kirche mehr und salbungsvollere besaß, als die protestantische in Deutschland und Frankreich. Sie gingen belebend von Mund zu Mund, sie begleiteten die Bekenner des Evangeliums zu ihren Geschäften und Unternehmungen, bei allen Abwechslungen ihres Schicksals als unzertrennliche Gefährten, ernste Erinnerer und kräftige Tröster; sie thaten, nach dem eignen Geständnisse der Catholischen, dem Papste mehr Abbruch, als die gelehrtesten Schriften der Reformatoren. Das fleißige Lesen der Bibel, und der viel wirkenden Erbauungsbücher von Arnd und andern Asceten, ersetzte in Zeiten, wo die Polemik sich der Kanzeln bemächtigt hatte, Unzähligen den Mangel geistreicher und herzlicher Predigten, und Spener fand, unter den Laien noch mehr als unter den Theologen, empfängliche Gemüther für seine frommen Wünsche und heilsamen Rathschläge. Durch diesen einflußreichen Mann gewann der religiöse Charakter der evangelischen Kirche neues Leben; eine erbaulichere Methode im Predigen, und ein besserer Volksunterricht rief den im Dienste des Buchstabens der symbolischen Bücher fast erstarrten Geist des Protestantismus wieder hervor. Wo der mit Speners Bemühungen genau zusammenhängende Pietismus nicht in Trübsinn und Heuchelei ausartete, hegte er Keime und Anstalten der Frömmigkeit, denen die alterthümliche Gottesfurcht, in der die Väter des jetztlebenden Geschlechts auferzogen wurden, vorzüglich zuzuschreiben ist. Ja selbst unserer Zeit, der nicht ohne Grund vorgeworfen wird, „daß sie die Bibel lieber meistern als brauchen wolle," fehlt es unter denen, die weniger klügeln und schreiben, als glauben und gehorchen, nicht an zahlreichen Beweisen, wie wohlthätig die Folgen der Reformation für die Religiosität ihrer Freunde fortwirken. — Nicht geringeres Verdienst hat sie um die Sitten. — Da zu der noch keineswegs ganz überwundenen Rohheit und Völlerei früherer Jahrhunderte im 15ten sich vorzüglich unter den Geistlichen jede Ausschweifung der Wollust und Ueppigkeit gesellt hatte, griffen die Reformatoren diesen faulen Fleck am stärksten an. Indem sie das Gesetz des blinden Gehorsams gegen den Papst und andre Kirchenobern aufhoben, die Meinung von der Verdienstlichkeit der sogenannten guten Werke (willkürliche Büßungen, Fasten, Schenkungen) und den Wahn, daß äußerliche Beobachtung der kirchlichen Vorschriften Tugend und ein Ueberverdienst derselben, womit — wie 1342 zu glau-

den verordnet worden war — die Heiligen den Schatz der Kirche bereichert hätten, auch nur möglich sey, widerlegten; setzten sie das erstickte sittliche Urtheil der Einzelnen wieder in freie Bewegung, und begründeten die reineren Begriffe, die die Protestanten, statt jener mit allen Lastern verträglichen Legalität, Heiligkeit der Gesinnung und Unschuld des Wandels als die Aufgabe ihres Lebens betrachten lehren. Mit jenen Grundirrthümern der Kirchenmoral hingen Gebräuche zusammen, deren anfangs vielleicht wohlgemeinte Stiftung eine den Sitten höchst verderbliche Praxis zur Folge hatte: die Ohrenbeichte, die als ein Mittel der Herrschaft über die Gewissen und über die Familiengeheimnisse der Laien gebraucht wurde; die Pönitenzen oder Kirchenstrafen, die man den Sündern auflegte, und den Ablaß oder die Indulgenzen, wodurch man sie ihnen für gute Bezahlung wieder abnahm; die Wallfahrten, zu denen Schaaren trostbedürftiger Laien sich verbanden, um diesen Erlaß bei Gnadenbildern zu suchen, und sich gemeinschaftlichen Ausschweifungen zu ergeben. Indem die Reformatoren diese Mißbräuche, die die Sündenvergebung in den Augen des Volks für Geld feil machten, gänzlich abstellten, entrissen sie der Unsittlichkeit den Schutz gesetzlicher Duldung, und leiteten die Bußfertigen an, das Heil ihrer Versöhnung mit Gott allein durch Glauben und neuen Gehorsam zu suchen. Und da sie nun auch jene finstre Ascetik — die unmenschlichen Selbstpeinigungen, abstumpfende Einsamkeit, Armuth, Blöße, Schmutz, Hunger und Elend, ja selbst privilegirte Bettelei und Müßiggang für gottgefällige Dienste und Stufen zur höchsten Vollkommenheit ausgab — in ihrer Schändlichkeit darstellten; da sie die Klöster öffneten, Mönche und Nonnen ihrer Gelübde entließen, und den Lehrern der Religion die Ehe erlaubten: wurden mit einem Schlage die Werkstätten des Aberglaubens, die Hauptsitze stummer Sünden und verborgner Gräuel, zerstört, eine Menge verkümmerter Geschöpfe befreit und der Menschheit wiedergegeben, und die unheiligen Flammen einer Brunst, die tausend reichbegabte Naturen schmählich verzehrt oder sich durch Verführung der Unschuld gesättigt hatte, in die Schranken rechtmäßiger Neigung zurückgeführt, und in Beförderungsmittel des Familienglücks verwandelt. So haben die Reformatoren durch Aufhebung des Cölibats und der Klöster die Natur wieder in die Rechte eingesetzt, die sie zu einer Pflegerin der Sittlichkeit machen. Daß sie der Ehe die ihr aufgedrungne sacramentalische Unauflöslichkeit nahmen, und für gewisse Fälle (s. d. Art. Ehe) Scheidung gestatteten, war nur eine Maßregel zur Sicherstellung persönlicher Rechte, die der Würde des Ehestandes nie nachtheilig werden konnte, hätte nicht der Leichtsinn des gegenwärtigen Geschlechts jene ursprünglich sehr eingeschränkte Erlaubniß gemißbraucht. Was aber nächst der Beseitigung solcher in der alten Kirche gehegten Hindernisse der Moralität das Verdienst der Reformation um die Sitten in das hellste Licht stellt, ist die Thatsache, daß sie den genauen Zusammenhang der Religion mit dem täglichen Leben zur Anerkennung gebracht, reinere Beweggründe des Handelns gegeben, und das sittliche Gefühl, dessen Werk sie selbst war, bei den protestantischen Völkern — ohnehin den ernsthafteren und gediegnern — zu einer Begeisterung angefacht hat, die in allen Zweigen des öffentlichen und häuslichen Lebens herrliche Früchte trug. Nicht nur gingen die Reformatoren selbst mit den edelsten Beispielen moralischer Würde und Pflichttreue voran, auch unter ihren Anhängern erzeugte die Kraft des Evangeliums und die Kenntniß, die jeder

Stand von seinen Pflichten erhielt, jene Rechtlichkeit, Zucht und Selbstbeherrschung, die überall, wo der Protestantismus obsiegte, dem gesellschaftlichen Leben eine bessere Gestalt gab. Auf Gott und den Richter im eignen Innern zurückgewiesen, erhoben sich die vom Zwange menschlichen Ansehns befreiten Gemüther zu der Gewissenhaftigkeit, welche der Grundcharakter des wahren Protestantismus ist. Die Redlichkeit und der Edelsinn der evangelischen Fürsten beschämte die Arglist der römischen Politik. Ein Heldenmuth, der für die Sache der Wahrheit alles Irdische aufzuopfern wußte, eine Standhaftigkeit im Bekenntnisse des Glaubens, eine Freudigkeit unter den härtesten Drangsalen, eine Zuversicht und Fassung im Tode, deren Beispiele die Welt mit Bewunderung sah, zeigte sich unter Hohen und Niedern. Im ersten Schwunge dieses Heroismus wurden Thaten gethan und Tugenden ausgeübt, die an den Geist der Apostel und ersten christlichen Märtyrer erinnerten. Die spanischen Inquisitionsgerichte, die in den Niederlanden gegen die Evangelischen wütheten, sahen sich bewogen, von öffentlichen zu geheimen Hinrichtungen überzugehen, um dem Volke den Anblick der Seelengröße ihrer Schlachtopfer zu entziehen. Auf dieser Höhe konnte nun freilich die sittliche Stimmung der Protestanten nicht lange bleiben, schon manche der ersten hatten die Losung der evangelischen Freiheit zum Deckmantel eines wüsten Lebens gemißbraucht, und je mehr die Zahl der Protestanten anwuchs, desto häufiger gab es unwürdige Glieder in den Gemeinden. Ueber dem Dringen auf Rechtgläubigkeit wurde, besonders unter Lutherischen — denen es überhaupt an einer wohlgeordneten Kirchenzucht fehlte — die sittliche Bildung bisweilen vernachlässigt, und hie und da nahm der Mißverstand von Luthers Lehre, daß der Glaube allein selig mache, gar Gelegenheit zur Beschönigung des lasterhaften Wandels. Aber ungeachtet dieser Mängel erhielt von den heilsamen Wirkungen der Reformation für die Moralität ihrer Anhänger immer noch mehr, als der neuerdings über die Periode von der Mitte des 16ten bis zum Ende des 17ten Jahrhunderts wiederholt verhängte Tadel zugestehen mag, Bestand und Dauer. Den schnellsten Eingang hatte sie in dem durch die Verfassung der Städte zu selbstständiger Würde gelangten Bürgerstande gefunden, an welchen die protestantische Geistlichkeit sich nun durch Gemeinschaft der Lebensweise, der Interessen und Familienbande innig anschloß. Der von ihr ins Leben gerufene sittliche Geist wurzelte tief und bleibend bei dieser zahlreichen, vor andern blühenden Classe des Volks. In den Städten wurden Anstalten zum Unterrichte der Jugend und zur Versorgung der Armen gegründet, Sittengesetze gegeben, und Einrichtungen zu Bewahrung geziemender Ehrbarkeit getroffen, unter deren Einflusse die Tugenden der Ordnungsliebe, Mäßigkeit und Sparsamkeit gediehen, der durch Abschaffung überflüssiger Festtage geförderte Gewerbfleiß sich frei und fröhlich regte, und eine öffentliche Meinung sich ausbildete, die solche Strenge, Lauterkeit und Gewalt über die Seelen sonst nirgends erhalten hat, als unter den Protestanten. Offenbar gewannen hierin die Reformirten den Vorzug vor den Lutherischen. Die reformirte Schweiz, insbesondre Genf, wo Calvin die Kirchenzucht angeordnet, und ein Sittengericht aus Geistlichen und Laien eingesetzt hatte, gab ein in seiner Art einziges Beispiel von Reinheit der Sitten, dem die französischen, holländischen und die presbyterianischen Gemeinden in Schottland und England nachfolgten. Wie heilsam und nachhaltig jedoch die Wir-

kung der Reformation auf den Zustand der Sitten ihrer Anhänger überhaupt war und noch ist, hat bis auf die neuern Zeiten der Abstich catholischer Länder von den protestantischen jedem Reisenden gezeigt. Wenn er in jenen meistentheils vorherrschende Sinnlichkeit, Rohheit, Schmutz, Trägheit, Bettelei und Unordnung im öffentlichen und häuslichen Wesen sah, empfangen ihn in diesen fast überall wohleingerichtete Verfassungen, nützliche Anstalten des Gemeingeistes, edlere Formen des Lebensgenusses, gesittete, nüchterne, reinliche, arbeitsame Menschen, deren wohlgeordnetes Verhalten, deren Wirthschaftlichkeit und häusliches Glück achtunggebietende Zeugen ihres ernsten Sinnes und ihrer moralischen Bildung sind. Daß diese Züge eines veredelten Zustandes der Sitten sich in den kleinen Gemeinden der Herrnhuter, Methodisten und ähnlicher protestantischen Secten, welche die musterhafte Kirchenzucht der mährischen Brüder angenommen haben, weit vollkommner vereinigen, als in den weitumfassenden Sprengeln der beiden evangelischen Hauptparteien, wird nicht befremden. Ob es aber nun besser sey, der unbeschränkten Freiheit, welche die evangelische Kirche ihren Gliedern im sittlichen Handeln läßt, durch Maßregeln einer strengern Disciplin Gränzen zu setzen, oder, wie bisher, von der Kraft des göttlichen Wortes allein die Früchte wahrer Besserung zu erwarten, wagen wir nicht zu entscheiden. Genf behauptet nicht mehr den alten Ruhm seiner Moralität, die reformirte Kirche sieht jetzt der lutherischen in Hinsicht der Sitten fast durchaus ähnlich. Den Zwang pietistischer Bußanstalten hat die heitere Pädagogik der Neuern abgeworfen; selbst die fromme Brüdergemeinde fängt an, über das Streben ihrer jüngern Glieder nach Ungebundenheit zu klagen. Ein andrer, freier, ja hier und da zügelloser Zeitgeist gebietet über die Lebensordnung und Handlungsweise der Protestanten und von den Folgen der Reformation für die Sittlichkeit der ihr ergebnen Völker blieb dem heutigen Geschlechte kaum etwas mehr als was, wie jene häuslichen und bürgerlichen Tugenden, in ihre Nationalität verwachsen, oder in den Grundsätzen ihres Lehrbegriffs aufbehalten ist. Doch eben diese hauptsächlich von der Reformation bedingten Volkseigenthümlichkeiten, eben diese durch sie geltend gewordenen und jetzt in der Wissenschaft herrlich entwickelten reinen Grundsätze der Moral bezeugen, daß ihr Geist noch lebt und kräftig fortwirkt, wenn auch ihre Formen einer neuen Ordnung der Dinge weichen. — Langsamer, aber viel freier, als auf andern Gebieten des Lebens der Protestanten geschehen konnte, haben die Folgen der Reformation sich auf dem Felde der Wissenschaft entwickelt. Die Beschäftigung mit den classischen Alten war im Anfange des 16ten Jahrhunderts nur ein geistiger Luxus weniger Vornehmen und Gelehrten, und sie mußte es bleiben, wo der Papismus galt, der wohl diese Lectüre, aber unmöglich die philosophischen Folgerungen und practischen Anwendungen davon auf die ihm unterworfene Gegenwart dulden konnte, ohne sich selbst zu zerstören. Leo X. verbot daher schon 1515 den Druck von Uebersetzungen der Alten in die Landessprachen, während er die Humanisten selbst schützte, und königlich belohnte. Pomponaz mochte zu Bologna die Grundlosigkeit der wichtigsten Religionslehren aus dem Gesichtspunkte der philosophischen Erkenntniß lehren: man überließ es streitlustigen Mönchen, sich mit ihm zu messen. Peter Aretin mochte seinen Witz in giftigen Spottschriften und obscönen Gedichten auslassen: Leo X. und seine Nachfolger überhäuften ihn dafür mit Ehre und Reichthum, und Rom

nannte dieses Ungeheuer an Laster und Bosheit den Göttlichen. Die Wissenschaften mochten überhaupt Pflegerinnen des Unglaubens und Sittenverderbens werden, wenn nur kein Zweifel am Primat des Papstes in Umlauf, und kein Strahl vernünftiger Einsicht unter das Volk kam. Mit der gelehrten Schwelgerei, zu der Italien die wiederweckten Alten brauchte, ging ein planmäßiger Obscurantismus Hand in Hand. Es fehlte wenig, daß nicht die heilige Schrift, von der kaum Einer im Klerus der größten Sprengel das Original kannte, selbst in den Index der verbotnen Bücher geworfen wurde, in den schon alle Uebersetzungen, außer der lateinischen Kirchenversion, gehörten. Die Geistlichen, die gegen Reuchlin das Wort führen durften, wußten von keinem neuen Testamente in griechischer Sprache, und hielten das Hebräische gar für eine arglistig ersonnene Hexensprache. Die Philosophie der Scholastiker folgte dem Aristoteles; doch nicht dem Lehrer des Alexanders selbst, sondern einem Gewebe unfruchtbarer Subtilitäten und abenteuerlicher Erörterungen, das von seinen Pflegern Aristotelische Weisheit, von Luthern aber mit Recht ein fauler, kalter, todter Heide genannt wurde. Hatte also auch das Studium der alten Sprache, der allgemeine Gebrauch der lateinischen, als Mittel des gelehrten Verkehrs, und die Erfindung der Buchdruckerkunst den Anbau der Wissenschaften vorbereitet, das Element, in dem sie allein gedeihen können, und die Richtung zur Gemeinnützigkeit, erhielten sie erst durch die Reformation. Diese zerbrach die Fesseln der Vormundschaft, die eine verfinsternde Hierarchie über die Geister ausübte, nahm dem Klerus das schlecht benutzte Monopol der Gelehrsamkeit, begründete und schützte die Freiheit der Gedanken und der Presse, weckte den Untersuchungsgeist und die Wißbegierde, und öffnete der Kritik in allen Zweigen der Erkenntniß eine schrankenlose Bahn, auf welcher die von ihr geschaffene unabhängige Republik der Gelehrten ihre Gesetze fand, und ihre Eroberungen machte. Mochten unter den ersten Vordermännern derselben ruhige Weise seyn, die, wie Erasmus, der alten Kirche ergeben blieben; gedient haben sie ihr nicht, und durch ihre Grundsätze, durch ihr Streben, durch den Geist ihrer Werke gehörten sie unstreitig den Evangelischen an. Das Princip der Freiheit von jeder menschlichen Autorität hatte diesen einmal das Fundament aller wissenschaftlichen Bildung in die Hände gegeben; die Schulen und Universitäten — die sie verbesserten, stifteten, enge mit einander verbanden, und durch neue Zuflüsse aus den erledigten Stiftern bereicherten — wurden Freistätten des Lichtes, aus denen der Gelehrtenstand sich eine viel größere und gründlicher gebildete Zahl neuer Glieder heranzog, als ihm sonst aus den Unterrichtsanstalten der alten Kirche zugewachsen war. Die durch Aufstellung der Bibel, als alleiniger Glaubensnorm, begründete Pflicht jedes Theologen, ihren griechischen und hebräischen Text zu verstehen, führte die Protestanten von selbst zur allgemeinen Beschäftigung mit der Sprache Homers und Plato's, welche Reuchlin eben erst den Deutschen empfohlen hatte, und zum Anbau der orientalischen Literatur, von der damals nur Araber und Juden etwas wußten. Eine Menge alter Handschriften griechischer und lateinischer Werke, die man bisher entweder gar nicht, oder doch nur einseitig gekannt hatte, kam aus den bestäubten Bibliotheken der aufgelös'ten Klöster zum Vorschein, und durch den kritischen Fleiß meist protestantischer Gelehrten in den öffentlichen Gebrauch. Mit jugendlicher Kraft und Frische entfaltete sich ein neues Leben der Wissenschaft in der

Periode, wo Melanchthon — der durch seine Studien nur selbst weiser und besser werden wollte — und der thätige, kühne Calvin die Lehrer Deutschlands und Frankreichs waren. Auffallend hat dieser Segen der Reformation sich durch die Thatsache bewährt, daß vor ihrem Beginn das südliche Deutschland dem nördlichen an literärischer Cultur überlegen gewesen, und ein halbes Jahrhundert später — wo der Protestantismus im Norden obgesiegt, im Süden dagegen den Druck der Intoleranz zu tragen hatte — das umgekehrte Verhältniß eingetreten; und daß überhaupt seit jener Epoche das protestantische Gebiet von Europa dem catholischen in wahrer Geistesbildung weit vorausgeeilt ist. Jene Rückschritte zum dicksten Aberglauben, die die päpstliche Hierarchie in ihrem Wirkungskreise erzwang, um die Spuren der Reformation zu verwischen, können dieser nicht zum Vorwurfe gereichen. Sie hat sie veranlaßt, in so fern sie das System des Priesterdespotismus erschütterte; aber welcher vernünftige Grund nöthigte die Catholischen, ein System aufrecht zu erhalten, das nur der Herrschsucht und Geldgier des römischen Hofes diente? Gegründeter sind die Klagen über den Stillstand der Aufklärung, den die unverständige Lutherolatrie, das Kleben am Buchstaben der Concordienformel, und die oft kleinliche Zankluſt der Theologen in der evangelischen Kirche verursachte. Das Fortschreiten der wissenschaftlichen Bildung hat der Geist jener steifen, streitlustigen Orthodoxie ohne Zweifel gehemmt. Zwar erhielt er sich frei von den Schwärmereien der Wiedertäufer, die alle Gelehrsamkeit verwarfen; aber er gab doch der akademischen Studienweise und literärischen Thätigkeit auf lange Zeit eine verkehrte polemische Richtung; er umschloß die gelehrte Welt mit zunftartigen Schranken, verschuldete das Eindringen eines todten Schlendrians in die von den Reformatoren aufgerichteten Volksschulen, und brachte in die kirchlichen Aemter, statt helldenkender gemeinnütziger Lehrer der Religion, häufig nur ungelenke Eiferer, von denen selten ein faßlicher practischer Vortrag zu hören war. — Viel besser erfüllten die reformirten Gelehrten im 17ten Jahrhundert ihre Bestimmung. Von keiner so enge begränzten Lehrform gedrückt, ungeachtet aller Ehrfurcht, die den Manen eines Zwingli, Calvin, Beza, Oekolampadius u. s. w. gebührte, doch an ihre Worte nicht strenge gebunden, führten sie das von diesen großen Männern begonnene Werk seiner Vollendung näher; zeigten sie sich in ihren Nachforschungen freier, in ihrem Eifer gemäßigter, als die Lutherischen. Nur die Epoche der dordrechter Synode bewies, daß es auch unter den Reformirten Andächtelei und unverständigen Glaubenseifer gab, und gerade das freie Holland der Schauplatz seiner unverzeihlichsten Aeußerungen seyn mußte. Doch füllen die berühmten Namen reformirter Philologen, Exegeten, Kritiker, Philosophen, Rechtslehrer und Historiker den bei weitem schönsten und reichsten Theil der Culturgeschichte dieses Jahrhunderts aus. Gründliche Gelehrte hatte damals zwar auch die Lutherische Kirche, aber an Geist und Geschmack standen die meisten tief unter den Heroen der Literatur, die die reformirte zum Theil in Frankreich, mehr noch in Holland und England zählte. Erst im 18ten Jahrhundert vermochte jene sich im Wetteifer mit dieser zu messen, ja seit der Mitte desselben sie durch ihre Verdienste um die theologischen, historischen, philosophischen und philologischen Wissenschaften noch zu überflügeln, so daß man mit Recht sagen kann," die Ströme des Lichtes, das dem Protestantismus eigenthümlich ist, machten von seiner

Wiege aus den Weg durch die Länder der Freiheit, um, nach beinahe zwei Jahrhunderten, mit neuem Vorrathe bereichert, zu ihr zurückzukehren, und auf deutschem Boden neue herrlichere Schöpfungen hervorzubringen." Denn ganz unstreitig sind es seine Grundsätze, die in diesem Gange ihrer Entwickelung mehrere Hauptwissenschaften, wie die Kritik des Textes der heiligen Schrift, die Hermeneutik, die Exegese, das Studium der christlichen und orientalischen Alterthümer, die christliche Moral, das Staats-, Natur- und Völkerrecht erst geschaffen — andere, wie die Philosophie (die der Protestantismus von den scholastischen Fesseln befreite), die Philologie, (der er neuen Stoff, gesundere Logik und wohlthätigen Einfluß auf die Nationalsprachen gab), die Jurisprudenz (die er aus der Dienstbarkeit päpstlicher Satzungen erlös'te, und auf die Natur und Geschichte des Menschen bauen lehrte), die Welt- und Kirchengeschichte (die er reicher, unbefangner und muthiger machte), die Astronomie und Naturwissenschaft (die er aus den Schranken geheiligter Irrthümer hervorzog, und gegen den Aberglauben ins Feld stellte), wesentlich verbessert, und mit neuem Leben beseelt haben. Wie sehr auch die Jesuiten sich anstrengten, vergessen zu machen, in welchem Widerspruch das Papstthum mit dem Zeitgeiste stand, und den wissenschaftlichen Ruhm der Protestanten zu überbieten; zu bald sah man es ihrer Willkür in der Behandlung der Alten, ihren Verdrehungen der Wahrheit in der Philosophie und Geschichte, ihrer laxen Moral und seichten Theologie an, daß es ihnen nicht um die Ehre Gottes, noch um die Würde der Wissenschaft, sondern lediglich um irdische Nebenzwecke zu thun war. Und in ihrer eignen Kirche mußte der, ohne die Reformation wohl schwerlich ins Leben gekommene, für Religion und Moral ungemein wichtige Jansenismus aufstehen, um ihre Blöße aufzudecken, und diese gefährlichsten Gegner der Protestanten mit ihren eignen Waffen zu schlagen. Ja, ihrem ganzen Orden bereitete die Aufklärung, der sie entgegen gearbeitet hatten, den Untergang; und während ihre Kirche an der Lücke, welche ihre Aufhebung im öffentlichen Unterrichtswesen machte, mit Reue wahrnahm, „sie habe ihnen zu viel vertraut," fiel aus den Höhen der protestantischen Gelehrtenwelt ein Blick der Liebe auf die lange vergessene, der frommen Bemühungen des Pietismus wenig froh gewordene Jugend der Niedern im Volke. Die Reformation äußerte nun erst ihren umfassendsten Einfluß auf die Geistesbildung der Nationen, durch die zweckmäßige Verbesserung der Stadt- und Landschulen, worin Holland und Deutschland das meiste thaten, durch die Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, heller Einsichten und belebender Ideen in der Masse des Volkes. Kein catholisches Land kann seinen Pöbel in dieser Hinsicht mit den untersten Ständen der protestantischen Länder vergleichen; und während dort selbst der Mittelstand in der Regel nur die nothdürftigsten Fertigkeiten für den Betrieb der Gewerbe erlangt, ist er hier Pfleger der Literatur, und durch die geschäftigen Hände seiner Zeitungsschreiber, Journalisten und populären Schriftsteller, Regent der öffentlichen Meinung. Also wohl spät, aber desto vollständiger und durchgreifender, hat die Reformation ihre heilsamen Folgen für die Ausbildung der Wissenschaften, für den Fortgang der Aufklärung geäußert. — Auf die **Künste**, die im Gefolge der Wissenschaften erwähnt zu werden pflegen, war der Einfluß der Reformation meist negativ. Sie räumte die Bilder aus den Kirchen und nahm der Messe ihren dramatisch-musikalischen Reiz; sie schwächte die sonst

übermächtige Phantasie, und setzte die Vernunft in ihre Rechte ein; sie lehrte den Vorzug des Guten vor dem Schönen erkennen, und eine Ehre darin finden, die sinnlichen Mittel der Rührung zu verschmähen, und des äußern Schmuckes zu entbehren. Ungestraft konnte diese Härte gegen die Künste nicht bleiben, die man aus ihrer Verbindung mit der Religion riß, und des Antheils an der öffentlichen Verehrung beraubte, den der Catholicismus ihnen vergönnt hatte. Noch mehr als die Lutherischen, die manche Schildereien in den Kirchen ließen, und ihre Feste nicht ohne Musik begehen, blieben daher die Reformirten hinter den Catholischen in der Uebung der schönen Künste zurück; denn diese fliehen selbst das Land, wo man, was eitel an ihnen ist, nicht schonen mag. Doch schränkte ja auch die Herrschaft des Protestantismus sich fast ganz auf einen rauheren Himmelsstrich ein, der den bildenden Künsten nie so hold gewesen ist, als der Süden; und die Denkmäler des Alterthums, die der Nordländer anschaut, sind nicht Muster des Schönen, wie die Göttergestalten, die dem italienischen Boden entstiegen. Da aber Gelehrte aus protestantischen Ländern den Römern diese Gestalten erst erklären, und ihre Schönheit analysiren mußten, zeigte sich wenigstens, daß der Umgang mit den classischen Alten auch dort den Sinn für das Schöne weckt, und, wenn dem Künstler des Südens der Instinct des Schönen gegeben ist, der Denker des Nordens das Verständniß desselben hat. Günstig war dagegen der Protestantismus der Dichtkunst und Beredsamkeit, da er zu heiligen Poesien begeisterte, die Predigt zum Haupttheile, ja zur Seele des Gottesdienstes machte, und durch die Einführung der Landessprachen in die Liturgie, diesen eine Würde gab, die zur Ausbildung der Nationalliteratur der ihm ergebenen Völker bedeutend mitgewirkt hat. Auch wird Niemand den Cultus der Protestanten traurig und trocken nennen, der ihre Gesänge hörte, den Reiz der eignen Theilnahme kennt, und Gelegenheit hatte, zu bemerken, „daß die Gottesverehrung der Brüdergemeinde, die einfachste unter allen, auch die rührendste und gemüthlichste ist.“ Nicht weniger haben die nützlichen Künste, in denen die Industrie der Gewerbe sich versucht, und das Leben der Reichen neue Quellen des Genusses und der Bequemlichkeit findet, durch die Reformation gewonnen. Sie weckte den Sinn des Ernstes, der Genauigkeit und Ausdauer; sie beförderte den freien Handel, den vielseitigen Verkehr und den blühenden Wohlstand, ohne den der Kunstfleiß nicht gedeihen kann; und England, das nördliche Deutschland, die Schweiz, selbst jene französischen Reformirten, die mit ihren Talenten unter den Schutz deutscher Fürsten flüchteten, haben bewiesen, daß in diesem Zweige der Industrie kein catholisches Volk sich mit ihnen messen kann. — Am sichtbarsten, und in der Geschichte schon längst am lautesten anerkannt, wurde unter den Folgen der Reformation ihr Einfluß auf den S t a a t. Unter Begünstigung ihrer Maßregeln und Grundsätze hat er die Kirche nicht bloß in sich aufgenommen, sondern auch, wie jetzt oft schmerzlich empfunden wird, völlig verschlungen. Auf einen solchen Erfolg war es von den Reformatoren freilich nicht abgesehen; ohne allen politischen Zweck erhielt ihr Werk erst, durch das Streben seines Hauptfeindes nach weltlicher Herrschaft, politische Bedeutung und Richtung. Ein großer Theil jener Mißbräuche der alten Religionsverfassung, — worin alle Stände, selbst wohldenkende Kleriker, Grund fanden, auf eine Reformation der Kirche zu dringen — rührte von den politischen Anmaßungen und habsüchtigen Foderungen der Päpste her. Von ihnen sollten nicht nur die Geistlichen, sondern auch die Völker und Fürsten

abhängig seyn; ihnen mußten sie, unter mancherlei von Jahrhundert zu Jahrhundert durch neue Erfindungen der Geldgier vermehrten Titeln, Abgaben gewähren, die die fürstlichen Einkünfte überwogen; unter ihrem Einflusse stand selbst, durch den immer weiter ausgedehnten Umfang der bischöflichen Gerichtsbarkeit und der kirchlichen Cabinetsjustiz, welche die päpstlichen Legaten zum Nachtheil der Bischöfe ausübten, ein großer Theil der öffentlichen Rechtspflege. Die Fürsten waren daher sehr beschränkt, und in der Ausübung der Rechte, die die Natur des Staats ihnen zutheilt, unaufhörlich durch die Kirche gehindert, die sich ihnen als Staat im Staate entgegenstellte; ja es kam meist mehr auf die mehrere oder mindere Energie der Fürsten, als auf die höchst unvollkommenen Verfassungen an, ob die Kirche im Staate oder der Staat in der Kirche seyn sollte. (Nur Frankreichs Könige schwangen sich in dieser Hinsicht zu einer gesetzlich befestigten, ehrenvollen Stellung empor.) Die Regierungsgrundsätze und politischen Maximen verloren durch den Einfluß der römischen Politik ihre sittliche Würde; Verschlagenheit, List und Gewalt hatte diese Schule zum Princip des Herrschers gemacht. Die Masse des Volkes war unterdrückt, in den Verwaltungen herrschte überall mehr Willkür und persönliches Ansehn, als gesetzliche Ordnung, im Adel ein wilder, gewaltthätiger Geist, der die übrigen Stände befehdete, und sich nur erzwungen zur Anerkennung fremder Rechte verstand. Kein Wunder, daß unter diesen Umständen das Zauberwort der evangelischen Freiheit mit der bürgerlichen verwechselt, und dem geplagten Landvolke eine Losung zum Aufruhr wurde. Dennoch kann die Schuld, den Bauernkrieg verursacht zu haben, eben so wenig als das unsinnige Auflehnen der Wiedertäufer gegen alle bürgerliche Ordnung, auf die Reformatoren fallen, die diese Excesse vielmehr nachdrücklich mißbilligten, und durch Wort und That beitrugen, ihnen zu steuern. Diese weisen Männer gingen, wo ihre Vorschritte in das bürgerliche Leben und die Verhältnisse bisher gültiger Rechte eingriffen, mit einer Mäßigung zu Werke, die ihnen das Vertrauen der Fürsten und Obrigkeiten erwarb; dreister allerdings die Schweizer, als die Wittenberger, doch begünstigt von republikanischen Formen, unter Zustimmung der Regierenden, und immer mit Achtung gegen erweisliches Recht. Meistentheils von unten auf ging man im protestantischen Deutschland und in der Schweiz zur Kirchenverbesserung über; die Gemeinden, besonders die städtischen, handelten mit ihren Obrigkeiten erst für sich nach eignem Gewissen und gutem Rath der Reformatoren; die Fürsten genehmigten, und kamen mit der Einrichtung gesetzlicher Anstalten nach, um den kirchlichen Zustand ihrer Unterthanen in Uebereinstimmung zu bringen. So gedieh die neue Ordnung der Dinge ohne Zwang, als ein Werk des Volksgeistes, der allgemein empfundenen Bedürfnisse und Wünsche. In Preußen, in Schweden, Dänemark, England und andern später gewonnenen deutschen Staaten reformirten die Fürsten eigenmächtiger, und ihre Völker fanden sich nur allmählig in die aufgenöthigte neue Form. Wo das Regiment catholisch blieb, ergriffen die Freunde der Wahrheit ihre Ideen als ein verstohlnes Gut, und genossen des gereinigten Gottesdienstes im Stillen als einer unsichern Gunst des wechselnden Glücks. Diese verschiedene Entstehungsart der Kirchenverbesserung hat auch einen Unterschied in den Folgen verursacht, der aus den Artikeln, welche von einzelnen protestantischen Staaten handeln, zu erkennen ist. Was aber durch die Reformation im innern bürgerlichen Wesen mehr oder weniger jedes ihr zugewandten Staates verändert und bedingt

wurde, ist hier im Allgemeinen anzudeuten. — Die Fürsten entband sie aller der Pflichten und Beschwerden, welche die Abhängigkeit von einer auswärtigen geistlichen Macht ihnen aufgelegt hatte. Sie wurden alleinige Herren in ihren Ländern; selbst die Deutschen, da die Versuche der Kaiser, das Reich in eine Monarchie zu verwandeln, zu ihrem Vortheile ausschlugen. Sie erwarben nun selbst die bischöflichen Rechte, die ihnen sonst beschränkend gegenüber gestanden, und die Mittel der Macht, die sonst der Kirche gedient hatten, kamen, so weit der Protestantismus ihren Gebrauch zuläßt, in ihre Hände. Sie vermehrten durch die Rückkehr des Klerus in die bürgerliche Gesellschaft die Zahl ihrer Unterthanen und — durch das ihrer Aufsicht und bei den secularisirten Klöstern und Prälaturen auch ihrer freien Verfügung anheim gefallene Kirchengut; durch die Summen, die sonst die Habsucht Roms, die Industrie der Legaten, das Recht auswärtiger Erzbischöfe, das Terminiren der Bettelmönche, und die Verbindung der Orden mit fremden Obern, aus dem Lande gezogen hatten, und nun darin blieben; durch die Ergiebigkeit des neu belebten Fleißes im Handel, Gewerbe und Ackerbau; ja auch durch den Anwachs der Bevölkerung, den die Einwanderung vertriebener Glaubensgenossen ihnen verschaffte — über alle Berechnung den Umfang ihrer Staatskräfte, und den Wohlstand ihrer Völker. Nun konnten sie ihr Finanzwesen ordnen, die Staatswirthschaft verbessern, ihre bewaffnete Macht vergrößern, und für die Vertheidigungskriege, die ihnen bevorstanden, hinlängliche Mittel in Bereitschaft halten. Und da die Sache der Religion, die bis zum westphälischen Frieden das Hauptinteresse der Staatsbündnisse und Kriege, und daher auch der Hauptgegenstand ihrer Rüstungen blieb oder hieß, auch die erste Herzensangelegenheit jedes Einzelnen war; wagte der Enthusiasmus des Volkes Gut und Blut an den Fortgang ihrer Unternehmungen. So wurden die protestantischen Fürsten groß, und Staaten von geringem Umfange erhielten ein hohes politisches Gewicht, das sie hauptsächlich der Reformation zu danken hatten. — Die Kirche gewann durch die Folgen ihrer Verbesserung — wie unter den vorhergehenden Gesichtspunkten des religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Lebens gezeigt worden ist — im Geistigen viel; ihre zeitlichen Güter verlor sie an die Fürsten, erhielt aber einen großen Theil derselben zu zweckmäßigerer Anwendung wieder, da aus dem Erbe der alten Kirche die Fonds öffentlicher Bildungsanstalten vermehrt, neuere und bessere gestiftet, Waisenhäuser und Hospitäler angelegt, Belohnungen für verdiente Gelehrte und Zuschüsse zum Einkommen des schlechtbedachten niedern Klerus ausgemittelt wurden. Der Höhere büßte freilich die ergiebigsten Pfründen ein, aber zum Theil hörte er auch auf zu seyn; und die neu eingesetzten Ephoren und Pröpste hatten die Reize geistlicher Sinecuren nie gekannt. Auf jeden Fall war diese Veränderung von überwiegendem Nutzen, in so fern dadurch das Kirchengut aus todten Händen in lebendige kam. Nur wird Niemand die adeligen Capitularen in den evangelischen Stiftern darunter rechnen, da doch nichts, als das geringe Verdienst ihrer eilfertigen Bekehrung und der unverantwortliche Einfluß ihrer Geburt ihnen den müßigen Genuß von Pfründen sicherte, denen eine folgerechte Anwendung der Grundsätze des Evangeliums viel edlere Bestimmungen gegeben haben würde. Mit dem Kirchengute kamen auch die Personen der Geistlichen unter fürstliche Botmäßigkeit — ein Schicksal, das ihnen auf der einen Seite Vortheile der Lehrfreiheit und selbstständigeren Bewegung in ihren Aemtern zuwendete; auf der andern aber auch ihr äußerliches Ansehen ver-

minderte, sie von Behörden, in denen weltliche Räthe das Uebergewicht haben, abhängig machte, und bei fortschreitender Ausdehnung des Territorialsystems Erniedrigungen aussetzte, welche die Prediger in einigen Staaten des Rheinbundes aus eigner Erfahrung kennen gelernt haben. Denn dieses in der Anwendung protestantischer Principien auf die bürgerliche Gesellschaft allerdings gegründete System der Unterordnung der Kirche unter den Staat macht diesen zum Aufseher über die Gleichförmigkeit des Lehrbegriffs und die Amtsführung der Geistlichen, zum Gesetzgeber in den Formen des Cultus und der Kirchenverfassung, zum Verwalter des Kirchengutes und zum Collator der Aemter. Indeß ist der Zustand der protestantischen Kirchen in dieser Hinsicht immer noch einem Provisorium ähnlich, bei dem vieles nach dem Drange der Umstände, oder nach örtlichem Herkommen, und daher sehr unvollkommen geordnet, aber auch keineswegs alle Hoffnung eines rechtlicheren und regelmäßigeren Zustandes aufzugeben ist. Die protestantischen Fürsten haben sich der ihnen, vermöge des seit Thomasius wissenschaftlich gerechtfertigten Territorialsystems, zustehenden Rechte im Ganzen mit Mäßigung und selten in vollem Umfange bedient. Von diesen ganz nur auf die Lutherische Kirche anwendbaren Zügen weicht das bürgerliche Verhältniß der reformirten merklich ab. Sie ist zwar auch auf dem ihr eigenthümlichen Gebiete nicht alleinige Erbin der alten Kirche gewesen, und wo ihre Gemeinden sich als fremde Ankömmlinge einheimisch machten, ganz ohne Antheil an dieser Verlassenschaft geblieben; aber da sie in republikanischen Staaten entstand, kam ihre Regierung mehr in die Hände der Gemeinden als der Obrigkeiten, und ihre Geistlichen wurden abhängiger von jenen, als von diesen. In monarchischen Staaten, z. B. im Preußischen, und selbst in einigen aristokratischen Cantonen der Schweiz, hat sie jedoch, bis auf den mehr oder weniger beschränkten Antheil der Gemeinden am Kirchenregimente, und die in England beibehaltene Episcopalhierarchie, eine der Lutherischen ähnliche Verfassung. Ueberdies ist, ungeachtet der Uebereinstimmung in den Hauptbeziehungen der protestantischen Kirchen zum Staate, dieses Verhältniß so mannichfaltig gestaltet, und so sehr von den politischen Gränzen abhängig, daß eigentlich keine der beiden herrschenden ein äußerlich verbundenes kirchliches Ganzes ausmacht, sondern jede in mehrere Nationalkirchen zerfällt, die sich in gemischten Staaten mit den kirchlichen Anstalten anderer Confessionen brüderlich vertragen müssen, und unter einander nur durch geistige Bande zusammenhängen. Im Staate ist keine mehr als ein moralisch-religiöses Institut, ohne bürgerliche Selbstständigkeit, dessen Diener vergessen müssen, daß der veränderte Zeitgeist ihnen das Ansehn und den Einfluß auf die Fürsten, dessen sich die protestantischen Theologen des 16ten, und auch noch zum Theil des 17ten Jahrhunderts erfreuten, genommen hat. — Das Volk endlich hat, in Folge des Einflusses der Reformation auf den Staat, williger gehorchen, und sich zu bürgerlichem Gemeingeist erheben gelernt. Denn wie sehr auch die protestantischen Fürsten und Obrigkeiten ihre Rechte erweiterten, und in einem viel vollkommneren Sinne Herren ihrer Lande wurden, als sie es vor der Reformation waren; wie bald sie auch die Last der öffentlichen Abgaben verdoppelten; wie tief sie auch in auswärtige Verbindungen und politische Händel verwickelt wurden, die sie oft genug zu gefahrvollen Kriegen nöthigten: in der Regel theilten sie doch auch die religiösen Gesinnungen und allgemeinen Interessen ihrer

Völker; sie lernten aus dem Evangelium, dessen wieder errungenes Licht ihren Kronen neuen Glanz gab, ihre Pflichten besser kennen, die Menschenwürde der Einzelnen höher schätzen, und die Stimmen der öffentlichen Meinung achten, deren Tadel oder Beifall über das Gelingen ihrer Unternehmungen und über ihren Platz in der Geschichte entscheidet. Denn als ein Gegengewicht der Fürstengewalt entwickelte der freie Geist der Reformation jene unabhängige Macht der Vernunft, die von der Protestation gegen menschliches Ansehn in Sachen des Glaubens zur Untersuchung des Ursprunges der Staatsgewalt fortschritt; jene rücksichtslose Philosophie über die menschlichen Verhältnisse, die die Rechte aller Stände erwog, und dem Staatsrechte ein Natur- und Völkerrecht entgegenstellte; jene jetzt von den Verehrern der Geburtsrechte und des Papstthums alles Unheils beschuldigten liberalen Ideen von Menschenrechten, die aus den Schriften der Weltweisen in die Kreise der gebildeten Stände eindrangen, und sich ihren Weg endlich bis in die Hütten bahnten. Weil das Evangelium lauter und rein gelehrt wurde, mußte nun Scham und Scheu mehr vor Ungerechtigkeiten in der öffentlichen Verwaltung schützen, als Verträge und Constitutionen; und auch die Bürger rein monarchischer Staaten können nicht zur Knechtschaft herabsinken, so lange die allgemeine Anerkennung des göttlichen Gesetzes der Liebe die Sicherheit des Privateigenthums, die persönliche Freiheit und die Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt, von Seiten der Regenten verbürgt. Vielmehr ist, wie die Erfahrung lehrt, das Volk nirgends menschlicher behandelt, und in besserer Ordnung regiert, der Verwahrung seiner natürlichen Rechte gewisser, freier in seiner Thätigkeit, reicher an Gelegenheiten zu höherer Bildung und rechtlichem Erwerbe, patriotischer und wohlhabender, als in protestantischen Staaten; ihre Verfassungen mögen übrigens seyn, wie sie wollen. Denn hier gibt es keinen Stand, der nicht das Wohl und Wehe des Vaterlandes von ganzem Herzen theilt; hier regiert ein Geist der Vernunftmäßigkeit, Ordnung und wahren Humanität, dessen Erwachen, dessen Ausbildung und immer weiter vordringende Wirksamkeit die bürgerlichen Wohlthaten der Reformation auf alle Classen des Volks ausgedehnt, und das Unterpfand seines fortdauernden, alles veredelnden Einflusses in der Natur des Menschen selbst hat. — Merkwürdige neue Erscheinungen in der innern Bildung und den äußern Verhältnissen der europäischen Staaten brachte diese Wirkung der Reformation hervor. Die Religion, vorher nur in der Hand des Papstes und seiner Klerisei ein Hebel der Universalherrschaft, wurde nun ein Princip des politischen Lebens. Die Trennung im Glauben stellte Staaten, die sonst an einer Last getragen, und sich fast nur über das Interesse ihrer Dynastien veruneinigt hatten, von der Mitte des 16ten Jahrhunderts bis zum westphälischen Frieden aus höheren Gründen einander gegenüber. So erhielt in Deutschland, wo die Reformation den Bestrebungen der Kaiser nach Alleinherrschaft alle Hoffnung des Gelingens abschnitt, und das System der ständischen Territorialhoheit zur Vollendung brachte, die Nothwendigkeit, ihre religiöse und politische Selbstständigkeit zugleich zu schützen, die Fürsten beider Confessionen in wechselseitiger Aufmerksamkeit, die, nachdem sie sich im dreißigjährigen Kriege gemessen hatten, sowohl der Erschlaffung als der Auflösung des Reichs kräftig vorbeugte. Denn während sie eifersüchtig ihre Rechte gegen einander bewahrten, waren doch beide Theile für

die Erhaltung des Reichs so lange innig vereint, bis unter neuen der Religion ganz fremden Verhältnissen das System des kurzsichtigsten und verderblichsten Egoismus in Anwendung kam. An diesem System hatten aber die Folgen der Reformation nur in so fern Antheil, als sie einerseits Preußen an das Haus Brandenburg, und dieses dadurch zu der einem Reichsstande nicht angemessenen Größe brachte, welche es so trefflich zu behaupten und zu steigern wußte; andrer Seits lange vorher, ehe Preußen unter die europäischen Mächte trat, einzelne Reichsstände in die Lage setzte, die Einmischung fremder Könige in die einheimischen Händel als Mittel der Selbsterhaltung brauchen zu müssen. Dabei wurde Deutschland — der unschuldigste aller Staaten, der sich nur vertheidigen, aber nicht angreifen kann — was noch in den Kriegen Carls V. mit Franz I. Italien gewesen war, der Mittelpunkt der europäischen Politik und der Schauplatz, auf dem die wortführenden Mächte in ihren Kriegen an einander stießen, und ihre Streitigkeiten schlichteten; ein Schicksal, dessen Hauptursache in dem Beharren der Kaiser bei der alten Kirche zu suchen ist. Ueberhaupt machte die Reformation den Verkehr und Zusammenhang der europäischen Staaten lebendiger und enger. England, in dessen Verfassung der Protestantismus ein Hauptelement, und die Stütze des Gleichgewichts zwischen König und Volk wurde; Schweden, wo er dem Könige schon 1527 das Uebergewicht über Adel und Geistlichkeit gab; Dänemark, dessen Könige durch seine Hülfe 1660 die Souverainetät erwarben, und vor allen das von ihm allein geschaffne und erhaltene Holland trat erst in Folge der durch die Reformation veranlaßten neuen politischen Reibungen in den europäischen Fürstenrath, und daß dieser sich über die Grundsätze des Gleichgewichts verständigte, an denen jeder neue Versuch zur Universalmonarchie bis auf Napoleons Zeitalter scheitern mußte, ist ihr Verdienst. Ja noch im 18ten Jahrhundert hat die Tendenz des Protestantismus zur religiösen und bürgerlichen Freiheit, aus den ihr im Staatenverein von Europa gesetzten Schranken fliehend, mächtig zu der neuen politischen Schöpfung mitgewirkt, die jetzt die Eifersucht der Europäer erregt, zu der Republik der vereinigten Staaten von Nordamerika. Doch nicht bloß die Völker, die die Reformation annahmen, haben den Einfluß derselben auf ihre Schicksale gefühlt, auch die Staaten, die sie mit aller Gewalt von sich abzuwehren suchten, sind durch merkwürdige, oft schmerzliche Erfahrungen überzeugt worden, daß man wider einmal emporgekommene Ideen nicht kämpfen kann, ohne zu leiden oder wesentlich verändert zu werden. Hätte Carl V. Liebe genug zu den Deutschen und zu dem ihm wohl nicht ganz fremd gebliebenen Lichte der evangelischen Wahrheit gehabt, um ihr seine spanische Krone aufzuopfern, er würde das zu seiner Zeit der neuen Lehre fast ganz ergebene Deutschland vor den blutigen Glaubenskriegen bewahrt und zu einer unter österreichischem Scepter unüberwindlichen Monarchie erhoben haben. Da er sich anders entschied, mußte das catholische Oesterreich empfinden, was der Zorn gekränkter Liebe vermag, und sich an seinen Erbschaften und Mitgiften genügen lassen. Doch brachten ihm seine Bemühungen zur Unterdrückung des Protestantismus den Vortheil, daß es an innerer Festigkeit gewann, und Böhmen und Ungarn in Erbreiche verwandeln konnte. Spanien hatte von seinem Kampfe gegen die neue Lehre mehr Schmach vor Europa, als Ehre in Rom, im Innern Verfall und

Rückgang. Portugal blieb fast ganz unberührt. Frankreich, dessen Könige nach ihrer Maxime, die Reformation auswärts als Mittel der Trennung ihrer Nachbarn zu brauchen und im Innern ihres Reichs zu unterdrücken, zugleich Freunde der evangelischen Fürsten und grausame Verfolger ihrer reformirten Unterthanen wurden, büßte die Schuld seiner Zweideutigkeit in den Verwüstungen bürgerlicher Kriege und durch entkräftende Auswanderungen, die zwar die königliche Gewalt zunächst erhöhten, aber auch im Volke einen Gährungsstoff zurückließen, welchen das Mißverhältniß der Staatsreligion mit der zunehmenden Verstandesbildung immer weiter entwickelte, bis er in der Revolution zerstörend zum Ausbruch kam. Noch verderblicher wurde der Widerstand gegen den Protestantismus für Polen, zu dessen Untergange die russische Politik dasselbe, was die französische in Deutschland mit ziemlich glücklichem Erfolge versucht hatte, durch Unterstützung der Dissidenten und immer tiefere Einmischung in die innern Kämpfe endlich vollkommen durchzusetzen wußte. Die Staaten Italiens, das nichts Evangelisches zuließ, sanken immer mehr zu politischer Unbedeutenheit herab, wozu freilich die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und der Verkehr mit Amerika mehr beitrug, als die Reformation. Den Päpsten wurde sie aber der furchtbarste Feind, gegen den sie sich auch tapfer und nicht überall fruchtlos wehrten. Sie erzwangen durch ihre Gegenanstalten in den Staaten, die ihnen ergeben blieben, zunächst Rückschritte zur Finsterniß und Ketzerverfolgungen, die ihr Ansehn aufs neue zu befestigen schienen. Durch den glücklichen Fortgang ihrer Missionen in Asien und Amerika erlangten sie die geistliche Herrschaft über Ländergebiete, welche die durch die Reformation verlorne Hälfte von Europa an Umfang übertrafen. Doch war diese neue Blüthe ihrer Macht nur vorübergehend, und für ihren Schatz von geringem Nutzen. Keine Mission konnte ihnen ersetzen, was sie sonst aus Deutschland, England und Scandinavien gezogen hatten. Einschränkungen der vorigen Ueppigkeit gebot ihnen daher die Noth, Verbesserung der Sitten des Klerus die Scham. Auch die catholischen Fürsten wurden allmählig klüger, und schmälerten nicht nur die Gewalt und das Einkommen des römischen Hofes in ihren Staaten, sondern wußten auch, nachdem seit dem westphälischen Frieden das Erschlaffen des religiösen Interesses in der Politik sein durch die Jesuiten erst mühsam wieder emporgebrachtes Ansehn in der öffentlichen Meinung aufs neue geschwächt hatte, dem heiligen Vater die Hände zu binden, indem sie ihm andächtig die Füße küßten (s. d. Art. Papst). Sein wirklicher Machtgenuß steht nun in traurigem Contrast mit seinen alten, stets wiederholten Ansprüchen. Die Catholiken wollen ihm nicht mehr, wie sonst, gehorchen; besonders in Deutschland und Frankreich sind sie unvermerkt auf Meinungen und Grundsätze gekommen, die die Reformation und die neuere Aufklärung ihnen mittheilte. Sie fangen an, die catholische wahre Kirche von der römischen, und die in der Bibel nicht gegründeten Lehren der letzteren als bloß disciplinarische Gegenstände von den göttlichen Wahrheiten zu unterscheiden, und den alten Aberglauben zu verabscheuen. Wie sehr auch der Mysticismus unsrer Tage catholisches Wesen zu begünstigen scheint, er ist doch nur eine Laune oder ein poetisches Zwischenspiel, wovon der im Grunde durchaus protestantische Zeitgeist bald zurückkommen wird. Einmal hat die Reformation schlummernde Kräfte geweckt, deren muntre Thätigkeit sich gewalt-

sem nicht hemmen läßt. Stark durch dreihundertjährige Uebung bildet der Sinn für Wahrheit, und die Liebe zur Freiheit eine Schutzwehr gegen jede Art hierarchischer Anmaßung. Catholicismus und Protestantismus stehen einander jetzt anders gegenüber, als im Zeitalter der Reformation. Jener hat die Kräfte der Protestanten kennen gelernt, dieser weiß den Glauben redlicher und aufgeklärter Catholiken zu achten und zu schonen. Soll aber einer von beiden im Laufe der Zeiten fallen, so wird es gewiß nicht der Letztere seyn.

E.

Reformirte Kirche. Dasselbe Bedürfniß einer Reformation der Kirche, das in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland Luthern erweckte, eine wirkliche Kirchenverbesserung zu fördern, trieb auch in der Schweiz, in den Niederlanden, in England und Frankreich mehrere ausgezeichnete Gelehrte und Geistliche im Wesentlichen auf dasselbe Ziel, aber mit nationalen Eigenthümlichkeiten, hinzuarbeiten. Unter den Schweizern ragten besonders Ulrich Zwingli und Johann Oekolampadius oder Hausschein (s. d. beiden Art.) hervor. Jener hatte schon, da er noch Prediger zu Glarus und Einsiedeln war, durch fleißiges Lesen der heil. Schrift eine höhere Erleuchtung gewonnen, an letzterem Ort auch schon gegen mehrere Mißbräuche in der Kirche geeifert, und setzte dies, als er nach Zürich berufen worden, wo schon mehrere Geistliche das Volk für eine mehr biblische Lehre empfänglich gemacht hatten, fleißig fort. Er hatte Freude an Luthers Wirken, empfahl auch dessen Werke, las sie aber selbst nicht, um selbstständiger zu bleiben, und nicht durch eines Menschen Ansehen seine Ueberzeugung bestimmen zu lassen. Als nun im Jahr 1519 ein Geistesverwandter Tezels, der Franciskanermönch Bernhard Samson, mit gleicher Unverschämtheit den Ablaß in der Schweiz predigte, und gen Zürich kam, wohin Zwingli eben gezogen war, eiferte dieser heftig gegen den Unfug, und der Rath von Zürich billigte seinen Eifer dergestalt, daß Samson gar nicht in die Stadt gelassen ward. Selbst sein geistlicher Oberer, der Bischof von Constanz und dessen Vicar, genehmigten seine Predigt gegen den Ablaßkram, traten ihm aber heftig entgegen, als er bald weiter ging in den nothwendigen Reformen. Aber vergebens bemühte sich auch ein päpstlicher Nuncius, diese zu unterdrücken, und vergebens sprachen warnend und drohend auch die Eidgenossen dagegen. Furchtlos, fest entschlossen, auf seine gute Sache gestützt, und fortdauernd durch den züricher Rath begünstigt, ging Zwingli seinen Gang fort, predigte evangelische Lehre, und stellte viele Mißbräuche im Gottesdienst ab, rascher als Luther. Schon hatte er eigenmächtig vieles geändert, als er im Jahr 1523 einen entscheidendern Schritt that, da er 67 deutsche Lehrsätze, in denen er seine Lehre aussprach (und freilich schon viel weiter ging, als Luther 1517 in seinen Sätzen gegen den Ablaß), dem Rath von Zürich übergab, welche von Letzterm mit einer Einladung zu einer Disputation, die den 29sten Januar gehalten werden, und in der Zwingli seine Sätze vertheidigen sollte, bekannt gemacht wurden. Nur wenige Eidgenossen sendeten Abgeordnete zu diesem Religionsgespräch, doch war zahlreich die Versammlung. Zwingli's Angriffs- und Vertheidigungskampf gewann den Sieg. Der Rath und viele der zahlreich anwesenden Bürger wurden für seine Lehre gewonnen, und nun einer durchgreifendern Reformation noch geneigter. Mit

ungestümer Hast ward nun das verhaßt gewordene Alte, Gutes u
Böses zugleich, vernichtet; es ward ganz eigentlich hier Alles ne
Vieles, was an sich unschuldig, vielleicht nur durch Mißbrauch er
stellt war, selbst vieles Erbauliche unterlag der Neuerungslust. A
die Altäre, die Taufsteine, die Bilder (letztere fast überall n
wahrer Zerstörungswuth) aus den Kirchen verdrängt, selbst die Mu
und der Orgelklang aus denselben verwiesen waren, da erst glaub
man die Kirchen und den Gottesdienst recht erbaulich gemacht zu h
ben. Wider so gewaltsame Neuerungen erklärten sich nun stärker d
Eidgenossen auf dem Bundestag zu Lucern am 26sten Januar 152
droheten Zürich selbst von dem Bundesrath auszuschließen, und li
ßen durch Abgeordnete die Rückkehr zur alten Ordnung dringe
empfehlen. Doch vertheidigte Zürich standhaft und kühn die Neu
rungen in der Lehre und in den Gebräuchen, und bald erklärte si
auch vor allen übrigen Eidgenossen, muthig und fest entschlosse
das kleine Mühlhausen für die evangelische Lehre und die Abste
lung der alten Mißbräuche. Gleichzeitig hatte Wolfgang Fa
bricius Capito (Köslin) in Basel die Reformation eingeleite
und nachdem er von dort nach Mainz berufen worden, seit 152
Oekolampadius, mit Luthers Lehre vertraut, sein Wer
fortgesetzt, eine Zeit lang von dem aus Frankreich geflüchtete
Farel unterstützt, der 1524 vom Rath zu Basel veranlaßt, auc
eine öffentliche Disputation zur Vertheidigung der evangelischen Lehr
hielt. In demselben Jahr waren auch in Schafhausen die erste
Reformationsversuche gemacht worden; seit 1525 ward auch Ber
denselben geneigter, und selbst die eifriger catholischen Cantone fin-
gen an, das Bedürfniß tiefer zu empfinden. Man vereinigte sic
endlich zu einem Religionsgespräch, das nach langen Verhandlunge
1526 zu Stande kam. Hier stand Oekolampad gegen die größer
Zahl der strengen Papisten, unter denen Johann Eck hervorragte,
mit Thomas Murner. Zwingli war nicht erschienen, und di
papistische Mehrzahl faßte gegen ihn ein Verdammungsurtheil, das
aber sein Wirken nicht hemmen konnte. So geringen Erfolg dieses
Religionsgespräch hatte, so entschloß sich doch Bern zu endlicher
Ausgleichung der kirchlichen Streitigkeiten 1528, obwohl die andern
Cantone und selbst der Kaiser davon abriethen, ein ähnliches zu ver-
anstalten. Mehrere Eidgenossen ließen sich zur Theilnahme bewegen.
Zahlreich war abermals die Versammlung; zu Zwingli, Oeko-
lampad, Conrad Pellicanus (Kürschner), Berchthold
Haller (der Reformator von Bern), Ambrosius Blerer (von
Costnitz), Burgauer (von St. Gallen) — der aber selbst, obwohl
eifrig evangelisch, Zwingli wegen dessen Abendmahlslehre angriff
— hatten sich auch mehrere deutsche Reformatoren gesellt. Auf der
andern Seite standen mehrere nicht verächtliche Gegner. Aber, wie
fast immer bei solchen Disputationen, ward auch hier nichts ausge-
glichen, und nur das gewonnen, daß man in Bern sich nur kräf-
tiger für die Reformation entschied. Und immer weiter verbreitete
sich dieselbe in den meisten Cantonen, so sehr auch Schwitz, Uri,
Unterwalden, Zug und Lucern, als beharrliche Papisten
widerstrebten. Schon war ein großer Theil der Eidgenossen der
evangelischen Lehre zugethan, als diese catholischen Cantone, die
zur Vertheidigung der alten Lehre ein Bündniß mit dem Könige
Ferdinand (des Kaisers Carl V. Bruder) eingegangen, sich zum
offenen Kampf rüsteten. Vergebens bewirkten andere Eidgenossen einen

Vergleich der Streitenden. Er befriedigte keine Partei, und unabwendbar war der innere Krieg der Eidgenossenschaft. Der Stoff der Zwietracht mehrte sich; die Catholischen hoben alle Gemeinschaft mit den Evangelischen auf, und im October des Jahres 1531 mußte Zürich, von den andern Evangelischen verlassen, allein auf dem Kampfplatze erscheinen. Verrätherei kam dazu, und am 11ten October wurden die tapfern Züricher bei Cappel geschlagen. Zwingli selbst, der bewaffnet die Fahne seiner treuen Anhänger geleitete, fiel im Kampf. Aber die blutige Niederlage konnte sein Werk nicht vernichten. Die evangelische Schweizerkirche war gegründet; sein Geist lebte in ihr fort. Er hatte ihr aber auch schon jene Richtung gegeben, die sie auf Jahrhunderte von den deutschen evangelischen Gemeinden trennte. Er, ein Mann von freiem und hellem Geiste und nicht ohne Gemüth, mit dem redlichsten Wahrheitseifer erfüllt, entschlossen und standhaft, von echter Bildung und frommem Glauben, hatte in dem schweren Kampfe, den er bestehen mußte, in seinem kräftigen Streben, das ihn von falschen Auctoritäten entband, ein übergroßes Vertrauen auf seine eigene Erkenntnißkraft gewonnen, durch welches die Tiefe und Innigkeit seines Glaubens gefährdet ward. Früh schon hatte er unüberwindliche Zweifel gegen die papistische Abendmahlslehre, die eine Verwandlung der äußern Zeichen des Brotes und Weines in den Leib und das Blut Christi behauptete, in sich genährt, und war endlich dahin gekommen, zugleich mit der Verwandlungslehre die leibliche Gegenwart Christi im heil. Abendmahle, obwohl sie in den klaren und einfachen Worten Christi enthalten ist, gänzlich zu verwerfen. Ihm, der auch für die Glaubenswahrheiten und Geheimnisse immer mehr die Möglichkeit des Erklärens für den rechten Prüfstein ansah, schien die leichteste und scheinbar einfachste Erklärungsweise die beste, nach der er auch die Wahrheit selbst bestimmte. So mußte sich ihm die Meinung, daß Brot und Wein nur Zeichen des Leibes und Blutes Christi seyen, am meisten empfehlen, weil für den klügelnden Verstand dadurch die meisten Schwierigkeiten, die bei Erklärung der Einsetzungsworte sich aufdringen, gehoben schienen, obwohl eben diese von Christo selbst gesprochenen Einsetzungsworte bei seiner Erklärungsweise neue nicht zu beseitigende Bedenklichkeiten an den Tag legten. In dem hitzigen Streit, in den er darüber mit Luther und mit andern Reformatoren verwickelt ward, verhärtete er sich in seiner Meinung immer mehr, und übersah, daß er zugleich eine Erklärungsart geltend machte, die, auf andre Stellen der heiligen Schrift folgerecht angewendet, auch andere Glaubenslehren, selbst wesentliche Grundlehren des Evangeliums, in ein falsches Licht stellen, oder gänzlich vernichten mußte, daß er ein Allegorisiren einführte, welches der einfachen Schriftlehre ganz entgegen war, und den Glauben in seinen Grundfesten erschütterte. Seine Abendmahlslehre, die sich vielen empfahl und scharfsinnig vertheidigt wurde, erhob noch weit mehr, als es im Lutherischen Lehrbegriffe der Fall war, das Erkennen über den Glauben, und machte in der reformirten Kirche diese Richtung, die im Fortgang der Zeit das demüthige Leben im Glauben immer mehr beengte und trübte, recht eigentlich vorherrschend. Auf gleiche Weise, wie Zwingli folgert, daß, weil er den Nutzen der leiblichen Gegenwart nicht begreife, diese Lehre überhaupt unstatthaft sey; so ward nun überhaupt aus diesem Standpunkt über die Glaubenswahrheiten entschieden, und die Ueberzeugung von denselben vor-

nehmlich an das Erkennen gebunden. Wie nun selbst das Wesen des Sakraments unter einen Gesichtspunkt gestellt war, der dasselbe fast auflös'te, so mußten überhaupt auch alle heiligen Gebräuche an ihrer Bedeutung verlieren. Der ganze Gottesdienst, am meisten nur auf die religiöse Erkenntniß, viel weniger auf die Belebung des religiösen Gefühls, auf die Erhebung über die Schranken der Erkenntniß, auf eigentliche Erbauung gerichtet, ward daher auf eine Weise vereinfacht, die der stillen Betrachtung am meisten Raum zu geben schien, ohne die tiefern Ansprüche des Gemüths zu berücksichtigen. Eben durch die Verwandlung des: „das ist mein Leib!“ in ein: „das bedeutet,“ ward die tiefste, innerste Bedeutsamkeit des Sakraments und der religiösen Gebräuche überhaupt entkräftet, und jeder Willkür der Deutung unbeschränkter Raum gegeben. So stellte dem Geist des ursprünglichen Protestantismus, dem Geist gesetzlicher Freiheit, in der Schweizerlehre sich schon früh der Geist der Willkür zur Seite, vorbedeutend die Verirrungen des spätern Protestantismus. — Zwingli sprach seine Abendmahlslehre (nachdem er sie bereits in einem wider seinen Willen bekannt gewordenen Briefe vom 16ten Nov. 1524 mitgetheilt hatte) öffentlich zuerst in seinem Werk von der wahren und falschen Religion (commentarius de vera et falsa religione) im Jahre 1526 aus, worin er auch schon seine Ueberzeugung von andern Lehren aus ähnlichen Grundsätzen entwickelte, und darauf in mehrern Streitschriften, die er mit Luther und andern wechselte. Oft sah er sich veranlaßt, seine Lehre weiter zu begründen und zu befestigen, und mit seinem nie rastenden Weiterforschen, mit dem ihm eignen Scharfsinn und einer eindringenden Beredsamkeit gelang es ihm, seine Ansicht zu einem dogmatischen Ansehn in seiner Gemeinde zu erheben. Dasselbe Dogma fand aber auch außerhalb der Schweiz so vielen Beifall, daß in mehrern Ländern, die von dem Papstthum sich abwendeten, die Schweizerlehre die herrschende ward. Doch war es zunächst nur die Uebereinstimmung in der Abendmahlslehre, und überhaupt in der den evangelischen Schweizergemeinden eigenthümlichen Richtung auf eine Verstandesreligion, was die sogenannten reformirten Gemeinden anderer Länder unter einander und mit den Schweizern zu einer Gemeinschaft verband, die man die reformirte Kirche genannt hat. Denn eine wahrhafte Uebereinstimmung in der Lehre und in den kirchlichen Verhältnissen, eine innigere Verbindung in Einem Geist des Glaubens, auch durch gemeinsame, von allen anerkannte Bekenntnißschriften vermittelt, ward in diesen Gemeinden nie so bewirkt, wie in der römischen und der evangelisch-lutherischen Kirche, weßhalb auch der Ausdruck reformirte Kirche nur sehr uneigentlich Gültigkeit haben, und eigentlich nur von reformirten Gemeinden die Rede seyn kann. Denn früh schon spalteten sich die evangelischen Gemeinden, die sich zu Zwingli's Lehre neigten, auf mannichfache Weise, und eine vollkommene Einigung ist nie bewirkt worden. Zwingli selbst lebte zu kurze Zeit, als daß er eine vollkommene Organisation der evangelischen Schweizerkirche hätte bewirken können; Oekolampadius, der nach ihm die Stütze den neuen Gemeinde seyn sollte, folgte in frühem Tode ihm nach. Aber selbst bei seinem Leben hatte Zwingli unter den Seinen nie das entscheidende und vollgültige Ansehn gehabt, das Luther bei den deutschen Evangelischen besaß, durch das er eine größere Einigkeit unter diesen erhielt; die übrigen Schweizerreformatoren standen zu Zwingli nicht

in demselben Verhältniß, wie die deutschen Reformatoren zu Luther, sondern förderten selbstständiger, aber auch eigenmächtiger, daher gleich anfangs nicht in vollkommener Uebereinstimmung das Werk der Reformation. Bald aber trat in der Schweizerkirche ein Mann auf, der zwar ein sehr folgenreiches Ansehn gewann, und selbst für die Meinungen, in denen er von Zwingli abwich, viele schweizerische und französische Evangelische gewann, aber theils weil er erst, nachdem sich schon vieles neugestaltet hatte, als Reformator auftrat, theils weil er durch seine Abweichung von Zwingli's Meinungen selbst neuen Zwiespalt begründete, die reformirten Gemeinden nicht zur vollkommenen Einheit führen konnte. Dieser Mann war Johann Calvin, der, aus Frankreich geflüchtet, (s. d. Art. Calvin) in Genf einen Zufluchtsort fand, schnell dort den größten Einfluß gewann, und von dort aus auch andre Zwinglische Gemeinden umbildete. Selbst die Abendmahlslehre bestimmte er etwas anders als Zwingli, wiewohl im Wesentlichen ähnlich; aber stärker hob er eine andre Lehre heraus, die von der Gnadenwahl und Vorherbestimmung, die er zu einer Hauptunterscheidungslehre seiner Gemeinden machte, und die auf eine, selbst den freudigen Glauben an Christus kränkende Weise ausgebildet, nothwendig Widerspruch erregen mußte, und neue Zwietracht in den reformirten Gemeinden erweckte, die Spaltungen mehrte. So wurden zwar, ehe er starb, die kirchlichen Verhältnisse der Schweiz fester gestaltet, auch Glarus, Appenzell, Biel, Graubündten und Neuburg den reformirten Gemeinden zugethan, diese aber keineswegs zu einer eigentlichen kirchlichen Gemeinschaft verbunden. — Aber auch die verschiedene Weise, wie außerhalb der Schweiz, insbesondre in den Niederlanden, Frankreich und England, sich die Reformation entwickelte, und die sogenannten reformirten Gemeinden sich bildeten, ließ eine eigentliche Kirche der Reformirten nicht zu Stande kommen. In allen diesen Ländern gaben sich die Evangelischen eigne, von den andern abweichende Bekenntnißschriften; nicht Eine konnte bei Allen Anerkennung und Annahme gewinnen, und auch die innern wie die äußern kirchlichen Verhältnisse wurden überall anders geordnet. Auch die verschiedenen Staatsverhältnisse der einzelnen Länder wirkten auf die Bildung der Gemeinden sehr ungleich ein. Zwingli hatte sein und der Seinigen Glaubensbekenntniß 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg, wo die deutschen Evangelischen ihre Confession feierlichst bekannt machten, übergeben lassen; doch ward dieselbe nicht zu einem allgemeinen Bekenntniß der Reformirten, und sicherte ihnen auch nicht eine Anerkennung als kirchliche Partei von Seiten der weltlichen Gewalt. Die Schweizer aber suchten, um durch ein Bündniß mit den Evangelischen in Deutschland gegen Gewaltthätigkeiten der Catholischen gesicherter zu werden, eine Ausgleichung der Streitigkeiten mit den Lutherischgesinnten. Mehrere oberdeutsche Theologen, insbesondre die Straßburger, die der Zwinglischen Lehre sich zuneigten, ein Bündniß mit den Lutherischen aber am lebhaftesten wünschen mußten, boten alles auf, hinsichtlich der streitigen Abendmahlslehre eine Erklärung zu bewirken, die beide Parteien einander nähern konnte. Sie gaben lieber das Wesentlichste ihrer Lehre Preis, oder versteckten ihre wahre Meinung hinter Worten, denen sie einen andern Sinn unterlegten, um Luther und dessen Freunde zu bewegen, dem ersehnten Bündniß nicht länger entgegenzuwirken. Doch

konnten sie die ehrlichen Schweizer nicht bewegen, sich eine andr Deutung der Worte gefallen zu lassen, als ihr offenbarer Sin war, und so blieb die sogenannte wittenberger Concordi (s. d. Art. Sacrament) ohne den gewünschten Erfolg, zuma bald nachher die Züricher ihre Ueberzeugung noch härter und po lemischer aussprachen, um jeden Verdacht einer heuchlerischen un unscheinbaren Uebereinstimmung mit der Lutherischen Lehre von sich ab zulehnen. Nachmals ward in dem Consensus Figuriens (v. J. 1549 zwar der Streit zwischen den Zürichern und den Calvinischen Gen fern beigelegt, aber auch hier keine Vereinigung in Einer Ueber zeugung bewirkt. So blieb innerlich und äußerlich die Lage de Schweizerkirche schwankend. Zwar wurden zuletzt im westphälische Frieden (1648) die Schweizer als augsburger Confessionsverwandte zugleich als kirchliche Partei anerkannt, und gewannen dadurch äu ßere Sicherheit; da sie aber die augsburger Confession nicht unbe dingt annahmen, oder als ihr symbolisches Buch anerkannten, de bei weitem größte Theil der reformirten Gemeinden durchaus nur i äußerlicher Beziehung sich als augsburger Confessionsverwandten be trachtete, so ward dadurch in keiner Hinsicht ein fester und einige Bestand der reformirten Kirche bewirkt. Endlich, nach lange Kämpfen, glaubten die Schweizer den allesverwirrenden Streitig keiten durch ein neues symbolisches Buch begegnen zu müssen, un 1671 verfaßte der züricher Theolog, Johann Heinrich Hei degger die formula consensus helvetici in sechsundzwanzig Artikel mit besondrer Rücksicht auf die damaligen theologischen Streitigkeite unter den reformirten Theologen. Diese neue Eintrachtsforme ward seit 1675 zwar allmählig von den reformirten Schweizercanton angenommen, aber von vielen nicht mit wahrer Ueberzeugung, un konnte daher selbst in der Schweiz nicht vollkommene Eintracht her stellen. Und noch weniger nahmen die nichtschweizerischen Reformir ten dieselbe an, widersprachen ihr vielmehr sehr bestimmt, und s ward durch sie nur neue Zwietracht erweckt und genährt. — Unte schweren Kämpfen hatte sich die Reformation in den Niederlan den verbreitet, wo die Mehrheit der Evangelischen lange Zeit lu therisch gesinnt blieb. Aber das niederländische Glaubensbekenntni vom J. 1551 neigte sich gänzlich zur Schweizerlehre, und war nachmals vielfältig abgeändert. Prinz Moritz von Oranien den die Niederländer den Retter ihrer bürgerlichen Freiheit nannten war der reformirten Lehre zugethan, und suchte diese geltend z machen. Bald aber ward auch hier unter den Reformirten mannich facher Streit entzündet, zumal als Jacob Arminius die Calvi nische Prädestinationslehre zu mildern suchte, und sein Amtsgenoss in Leyden, Franz Gomarus (besonders seit 1604) ihm hefti widersprach. Treffliche Männer, wie Hugo Grotius und Andre stimmten zwar dem Arminius bei, und nach dessen Tode verthei digte Simon Episcopius (Bischop) seine Meinung; aber u so heftiger ward der Kampf, auf den auch die politischen Verhält nisse verderblich einwirkten. Die Arminianer, von der im J 1610 den Ständen von Holland übergebenen Bekenntnißschrift, Re monstrantia, nun Remonstranten genannt, wurden von ihre Gegnern, den Gomaristen oder Contraremonstranten, hef tig verfolgt, und die Religionsgespräche zu Haag und Delft konn ten keine Versöhnung bewirken. Da kam endlich 1618 die berühmt dordrechter Synode zu Stande, die nach langen Verhandlun

gen, im Mai 1619 die Lehren der Remonstranten verwarf, und die strengere, nur etwas modificirte Prädestinationslehre von neuem bestätigte. Doch waren damit die Theologen andrer Länder keineswegs einverstanden; die Schlüsse der Synode konnten außerhalb der Niederlande nicht zur unbedingten Anerkennung gebracht werden; die Remonstranten (s. d. Art.) erhielten sich als besondre Partei, und stellten 1621 ein durch Episcopius verfaßtes, besondres Glaubensbekenntniß auf. In Frankreich hatten die reformirten Gemeinden (s. Hugonotten) am meisten schwere Kämpfe nach außen zu bestehen; erst durch das Edict von Nantes (1598) erhielten sie Duldung im Staat. Aber obwohl sie Calvins Lehren huldigten, erhielten sie doch auch in ihrem innern Verhältniß keinen festen Bestand, und die Theologen zu Saumur bemühten sich vergebens, durch Aufhellung der Calvinischen Lehren eine größere Uebereinstimmung zu bewirken. Die englische Kirche aber, die man zu der reformirten rechnet, bildete sich auf eine so eigenthümliche Weise, ward so früh schon durch innere Streitigkeiten verwirrt, und in Parteien zerspalten, daß auch hier eigentlich nur von Gemeinden, nicht von einer Kirche die Rede seyn kann. Das Glaubensbekenntniß von 1551, das von den ursprünglichen zweiundvierzig Artikeln 1562 auf der Synode zu London auf neununddreißig Artikel beschränkt ward, und keineswegs durchaus zwinglisch oder calvinisch war, konnte die streitenden Parteien nicht vereinigen. Neben den sogenannten Episcopalen, welche die bischöfliche Verfassung vorzogen, bildeten sich (aus Nonconformisten) die Presbyterianer, welche die von Calvin in Genf hergestellte Presbyterialverfassung etwas modificirt eifrig vertheidigten, die Puritaner, die auf einen möglichst vereinfachten Gottesdienst drangen, und mehrere andre neuere Parteien, denen die Uniformitätsacte von 1689 vollkommne Duldung und Religionsfreiheit gewährte. So ist in allen Ländern die evangelische Kirche, die man die reformirte nennt, sehr verschiedenartig gestaltet, und es gibt weder ein äußeres noch inneres allgemeines Band, das sie zu Einer kirchlichen Gemeinschaft verbände. In Deutschland sind nach den Zeiten der Reformation die Pfalz und Brandenburg und einige kleinere Staaten von der Lutherischen zur reformirten Gemeinde übergetreten, ohne sich enger mit derselben verbinden zu können. Für die Pfalz ward der heidelberger Catechismus eine Lehrformel mit symbolischem Ansehn. Die Reformirten in Brandenburg betrachten sich als augsburger Confessionsverwandte, ohne darum der Zwinglischen Abendmahlslehre zu entsagen. Oft haben sich die Versuche erneut, die reformirten und evangelisch-lutherischen Gemeinden zu verbinden; aber immer fruchtlos. In den neuesten Zeiten ist nicht bloß ein äußerer Friede zwischen beiden Parteien dauerhaft gewesen, sondern auch die Hoffnung einer endlichen Vereinigung durch den Geist fester begründet worden, und in den preußischen Staaten gegenwärtig die schon längst vorbereitete Zusammenschmelzung der reformirten und evangelisch-lutherischen Gemeinden zu einer protestantischen Kirche ernstlich im Werke. Ke.

Refraction der Lichtstrahlen, s. Brechung der Lichtstrahlen.

Refugiés (Flüchtlinge) werden die durch Intoleranz und den Verfolgungsgeist Ludwigs XIV. aus ihrem Vaterlande vertriebenen Franzosen genannt, die nach der 1685 erfolgten Aufhebung des Re-

ligionsedictes von Nantes, der reformirten Lehre treu, zu dem i Frankreich herrschenden Catholicismus nicht zurücktreten wollter (Vergl. die Art. Hugonotten, Maintenon, Ludwig XIV.) Li und Gewalt wurden auf das empörendste angewendet, die Verirrten, wi man die der neuen Lehre Zugethanen zu nennen beliebte — in de Schooß der Mutterkirche zurückzuführen, und alle Greuel, di früher inquisitorischer Eifer über viele Länder brachte, erneuten si in Frankreich. Dragoner, die in die Gegenden abgesandt wurder wo Reformirte wohnten, sollten durch unerträgliche Einquartierungs lasten und Bedrückungen aller Art die Schlachtopfer des Fanatis mus nöthigen, sich nach dem Willen ihrer Dränger zu fügen, un wer dennoch dieses Elend dem Verrath an der Ueberzeugung vorzog fand entweder seinen Tod unter den Säbeln dieser Satelliten de Tyrannei, oder mußte, getrennt von den Seinen, in Kerkern oder in trauriger Verweisung jenseit des atlantischen Oceans, sei Leben hinbringen. Bei diesem gehäuften Elend suchten viele der Un glücklichen, mit Hinterlassung alles dessen, was dem Menschen au Erden lieb und theuer ist, mit Hinterlassung von Vaterland, eig nem Herd, Weib und Kind — in fremden Ländern Schutz und Zu flucht, vorziehend die Ueberzeugung ihres Glaubens allen Erdengütern Aber auch dieses einzige Rettungsmittel suchte der Despotismus ihne abzuschneiden. Frankreichs Gränzen waren besetzt mit Schaaren vo Söldnern, und wehe dem Armen, der in ihre Hände fiel! — Den noch gelang es über einer halben Million durch List, Gewandtheit zuweilen auch durch offene Gewalt, ihrem blutigen Vaterlande z entfliehen, und eine neue Heimath unter fremden menschlichern Für sten zu finden. England, Dänemark, Holland, die Schweiz, Deutsch land, in diesem besonders Sachsen, Brandenburg, Hessen, nah men die Flüchtlinge mit redlicher Gastfreiheit auf, wie ein Jahr hundert später dieselben Länder die schuldigen und unschuldigen Opfe der französischen Revolution. In mehreren dieser Länder ertheilten di Regierungen den Ankömmlingen gleiche bürgerliche Rechte mit ihren al ten Unterthanen, und die Kräfte, die ein befangener und fanatische König seinem eignen Lande entzog, dienten nunmehr den Flor seine Nachbarstaaten zu erhöhen; denn die größte Zahl dieser Refugiés be stand aus nützlichen Gelehrten, Kaufleuten, Fabrikanten und Hand werkern, die ihres Vaterlandes Kunstfleiß auf den fremden Bode verpflanzten und — besonders in den brandenburgischen Staaten — größtentheils die Schöpfer der Fabriken wurden, die noch jetzt eine bedeutenden Theil des innern Reichthums der preußischen Monarchi ausmachen, da dieses Land vor ihrer Einwanderung von solchem Erwerb noch fast ganz entblößt war. — Aber so vortheilhaft die An kunft dieser Unglücklichen in dieser Hinsicht vielen Ländern war, s darf doch auch nicht übersehen werden, daß auf der andern Seit auch mancher Nachtheil daraus entsprang, der freilich erst im Ver lauf folgender Jahre sich zeigte, um so mehr, da er durch die be reits erwähnte Einwanderung der durch die Revolution Vertriebene nach ungefähr 100 Jahren verstärkt wurde: das Verderbniß nämlic das den deutschen Charakter bedrohte, der nun anfing, ausländische Modetand und gehaltloser Galanterie zu fröhnen. —

Regalien (jura regalia), sind solche Rechte, welche auß dem Inbegriffe der Hoheitsrechte eines Herrschers oder der Staatsge walt an sich liegen und demselben nur in Voraussetzung eines **besondern Rechtsgrundes** zustehen. Falsch ist es also, wenn ma

auch wesentliche Bastandtheile der Staatsgewalt, wie die gesetzgebende, richterliche und vollziehende Gewalt, in den Begriff der Regalität zieht. Denn diese Gewalten sind da, um das Eigenthum zu schützen und es zum gemeinen Besten zu leiten, nicht aber um ganze Gattungen realer Objecte des Privatrechts unter der Firma der Regalität so in die todte Hand zu versetzen, daß es dem Bürger nur durch Concession oder unvordenkliche Verjährung möglich wird, sie wieder für sein Commerz zu gewinnen. Es unterscheiden sich also die Regalien von den Hoheitsrechten dadurch, daß jene Eigenthum zum Objecte haben, diese aber nicht, von dem andern Eigenthume des Herrschers aber dadurch, daß er dieses privatmäßig besitzt, die Regalien hingegen hoheitlich ausübt. Daher können wir Schmalz nicht beipflichten, wenn dieser behauptet, daß aus dem Nationaleinkommen das Staatseinkommen bloß durch Domänen oder Abgaben gezogen werde, und daß, ob man gleich als dritte Art die Regalien hinzuzufügen pflege, diese doch am Ende nur entweder zu den Domänen oder Abgaben gehörten. Die Regalien scheinen uns vielmehr zwischen beiden in der Mitte zu stehen, indem bei ihnen die zwei ganz verschiedenen Rechte: Hoheit und Privateigenthum, in Einer Hand zusammenfallen. — Ob nun gleich kein Regent ohne specielle Nachweisung aus den Landesgrundgesetzen Objecte des Privatrechts zu den Regalien ziehen kann, so hat man sich doch leider in der Vorzeit hierauf nicht beschränkt, sondern mit der nach dem Sturze der Feudalanarchie eingetretenen Staatsverwaltung, welche viele Staatsbedürfnisse herbeigeführt, um den Schein der Erhöhung der Abgaben zu vermeiden, die Regalität zügellos erweitert, extendirt. Allein auch die schlechteste Art, Auflagen zu erheben, ist für das Volk weniger drückend, als solche Lähmungen seines Fleißes. — Seit der Auflösung des deutschen Reichsverbandes gibt es kein Regal, das nach einer rechtlichen Nothwendigkeit durch ganz Deutschland gölte. Trifft man noch jetzt ein und dasselbe gleichförmig in sämmtlichen deutschen Staaten an, so ist dies bloß zufällig. Die nun folgenden Regalien sind daher bloß solche, welche sich in den meisten deutschen Staaten vorfinden. Den ersten Platz rücksichtlich der Allgemeinheit verdient wohl die Regalität der Fossilien. Nur sind bei den Metallen die edlen von den unedlen zu unterscheiden, weil jene besonders in den deutschen Territorien regalisch zu seyn pflegen. Das Salz, in so fern vom Steinsalze die Rede ist, steht unter den von den Fossilien geltenden Grundsätzen. Das Recht der Benutzung der Salzquellen hingegen besteht für sich; es sollten aber nur solche Quellen zur Regalität gezogen werden, welche auf den Domänen und Kammergütern entdeckt worden sind. Bei Flüssen sind die größern von den kleinern zu unterscheiden. Jene nur sind gewöhnlich ein Eigenthum des Staats, welchem dann die vielfache Benutzung derselben durch Fischerei, Flöß-, Mühlenanlegung u. s. w. zukommt. Was die Wege betrifft, so wird deren Regalität stets nur auf Land- und Heerstraßen bezogen. Auch kommt hierbei weniger eine Collision mit dem Eigenthume der Einzelnen, als mit dem des Staats vor. Das Recht der Jagd macht, wo es den Bürgern und Bauern zusteht, viele Müßiggänger, und kann daher von der Regierung recht gut in Verwaltung genommen werden, nur muß der Ertrag davon wieder zum Besten des Landes angewendet werden. Endlich erstreckt sich in vielen Staaten die Regalität auch auf manche herrenlose Sachen, z. B. in Sachsen. Uebrigens ist es irrig, wenn man die Regalität bloß auf Sachen, nicht aber auch zugleich auf Facta be-

zieht. Die realen Objecte des Privatrechts sind sowohl Sachen als Arbeit, und bei beiden kann die Frage nach Regalität entstehn. Es kann daher auch von der Regalität der Gewerbe die Rede seyn. Nur muß man hiervon die Gewerbsleitung, welcher sich die Regierung aus polizeilichen Gründen unterzieht, wohl unterscheiden. — Der Name Regal rührt aus dem longobardischen Königreiche her. Als nämlich König Friedrich I. im J. 1153 die Stadt Mailand erobert hatte, hielt er es der Städte und der Großen wegen für rathsam, zu bestimmen, welche Rechte ihm als Kaiser und König in Italien zuständen. Er übertrug dieses Geschäft, wahrscheinlich um den Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, einigen römischen Rechtsgelehrten zu Bologna, welche auch bald mit Zuziehung einiger Deputirten aus den Städten ein Verzeichniß der kaiserlichen Rechte in Italien entwarfen. So entstanden die bekannte II. F. 56 befindliche Constitution, die, wenn sie auch häufig in Deutschland als Muster benutzt, doch darin nie als Gesetz recipirt worden ist. Sie beginnt mit dem Worte Regalia — woher der Name Regal entlehnt worden ist. (Vgl. übrigens Hoheitsrechte und Regierungsrechte.) En.

Regatta ist eine öffentliche Lustbarkeit in Venedig, die darin besteht, daß eine Anzahl Boote vom Marcusplatz an einen Wettlauf auf den die Stadt durchkreuzenden Canälen halten. In jedem Boot ist nur eine Person, und die, welche zuerst das gesetzte Ziel erreichen, erhalten kleine Geldprämien. Die Menge der Zuschauer, die in prächtig geschmückten Gondeln diesem Wettlauf zusehen, und die zahlreich zu diesem Volksfest sich einstellenden Fremden aus benachbarten Städten sind bei der ganzen Sache das Sehenswürdigste. 1775 gab die Republik Venedig zu Ehren der Gegenwart Kaisers Joseph II. ein solches Fest, das eine ungeheure Menschenmenge herbeizog.

Regel-de-Tri ist die Anwendung der Lehre von den geometrischen Proportionen und zeigt, wie zu drei gegebenen Sätzen der vierte gefunden wird. Die Anwendung dieser Regel ist sehr ausgebreitet, indem so viele Dinge im bürgerlichen Leben in Verhältniß zu einander stehen, so: Preise der Waaren mit ihrer Menge, Arbeitslohn mit Zeitaufwand, Längen mit Breiten und Höhen. rc. Manche Rechenmeister theilen die Regel-de-Tri in die einfache und zusammengesetzte, gerade und umgewandte ab. Die Gesellschaftsrechnung, Kettenrechnung und Reductionsrechnung werden auch noch hierzu gezählet.

Regen — das Herabfallen des Wassers aus den Wolken in Tropfgestalt. — Das Wasser befindet sich entweder schon tropfbarflüssig als Dunstbläschen in der Luft, oder elastischflüssig in seine Bestandtheile aufgelös't. Im ersten Falle gibt es die Erscheinung der Wolken oder des bedeckten Himmels, im zweiten Falle ist der Himmel heiter. Zerplatzen diese Dunstbläschen, welches durch mehrere Ursachen geschehen kann, so bildet das Wasser, als tropfbarflüssige Materie, Tropfen, welche vermöge der Schwere aus der Luft als Regen herabfallen. Befindet sich das Wasser in seine Bestandtheile (Wasserstoffgas und Sauerstoffgas) aufgelös't in der Luft, so erfolgt durch ein drittes hinzukommendes, z. B. durch die Electricität, die Vereinigung beider. Es entstehen daher oft bei heiterm Himmel Wolken, und es erfolgt endlich der Regen. Gewöhnlich fällt der Regen aus Wolken herab, und die dunkelsten geben das meiste Wasser; nur selten ist es, daß im Sommer bei heiterm Himmel, stiller Luft und großer Hitze Regentropfen fallen. Je heller die Wolken sind, desto sparsamer und feiner sind die

Regentropfen. Ist der ganze Himmel gleichförmig bedeckt, so erfolgt ein Landregen; werden nur einzelne schwarze Wolken vom Winde nach einer Richtung hingetrieben, Strichregen. Verdichten oder vereinigen sich die Dünste, die eine Wolke bilden, gleichförmig und langsam von unten nach oben, so fallen langsam kleine Tropfen (Staubregen, Naßniedergehen); fängt die Verdichtung von oben an, so werden die Tropfen durch die im Fallen sich mit ihnen im untern Theile vereinigenden Dünste größer. Verdichtet sich, wie bei großem Winde, oder bei einem Gewitter, eine Wolke plötzlich, so fallen große Tropfen, oder das Wasser stürzt in Masse herab (Platzregen, Wolkenbruch). — Man kennt noch kein Beispiel, daß in unsern Gegenden der Durchmesser der Regentropfen bis auf ½ Zoll betragen hätte, in der Nähe des Aequators aber soll er bisweilen über einen Zoll betragen. Vermöge des Widerstandes und der Bewegung der Luft fallen die Tropfen nur langsam und in schiefer Richtung, wodurch ihre Bewegung mehr gleichförmig, als beschleunigt wird. Ohne den Widerstand der Luft würden schon sehr kleine Tropfen von 6000 Fuß Fallhöhe mit der Geschwindigkeit einer Kanonenkugel die Oberfläche der Erde erreichen und ein einziger Regen würde eine große Verheerung anrichten. Die Menge des Regens hängt gewöhnlich von dem Clima, der Lage und andern Beschaffenheiten eines Landes ab, und ist darum sehr ungleich. Kraft rechnet im Durchschnitt in Petersburg jährlich nur 40, Muschenbroek in Leiden 1?7, Lambert in Chur 115, und Bergmann in Abo (in Finnland) 146 Regentage. Seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts begannen sorgfältigere Beobachtungen über die Menge des jährlich an verschiednen Orten fallenden Regens (Schnee, Hagel, Thau, Reif u. dergl. mit eingerechnet). Brisson gibt aus der Connoissance des tems eine Uebersicht der von 1702 bis 1757 jährlich zu Paris gefallenen Regen- und Schneemenge und eine Tafel der jährlichen Menge des Regens von siebenundzwanzig verschiednen Orten und Gegenden. In Reisebeschreibungen findet man noch mehr angegeben. Nach Bergmann, der 30 Zoll für die mittlere Zahl des jährlich auf dem ganzen Erdboden fallenden Regens u. s. w. annimmt, beträgt die Menge des jährlichen Niederschlags auf der ganzen Erdfläche 1016 geographische Kubikmeilen. Im Ganzen genommen muß der Niederschlag aus der Atmosphäre der Summe aller ihr zugeführten Ausdünstungen gleich seyn. Nach zuverlässigen Beobachtungen ist die Regenmenge auf den Gipfeln der Berge geringer als am Fuß derselben. Da sich in der Atmosphäre mancherlei fremdartige Materien befinden, auch leichte Körper von der Luft emporgehoben, und eine Zeit lang darin erhalten werden können, so ist es wohl nicht befremdend, daß der Regen bisweilen heterogene Dinge mit sich bringt, oder in seiner Farbe etwas besondres zeigt. Daraus sind wahrscheinlich die übertriebenen und abenteuerlichen Erzählungen des Alterthums und der mittlern Zeit von Wunderregen entstanden, wobei man manches für mit dem Regen herabgefallen hielt, was gar nicht aus der Atmosphäre gekommen war. (Vergl. Blutregen unter dem Art. Blutader.) μ....ν.

Regenbogen, die schöne glänzende Lufterscheinung, welche sich zeigt, wenn die Sonne dem Zuschauer im Rücken steht, und in den ihm gegenüber herabfallenden Regen scheint. Gewöhnlich sieht man zwei Regenbogen zugleich, welche concentrisch sind. Der innere ist der Hauptregenbogen, und hat die lebhaftesten Farben; die Farben des äußern sind schwächer. Bisweilen erblickt man innerhalb des Hauptregenbogens noch Stücke andrer Bogen von sehr matten

Farben. Von innen nach außen gerechnet folgen die Farben de Hauptregenbogens in eben der Ordnung wie im prismatischen Sonnenbilde — violet, indig, blau, grün, gelb, orange, roth im äußern ist die Farbenfolge umgekehrt. Außer diesen leicht in di Augen fallenden Hauptfarben des Regenbogens sieht man noch ein unendliche Menge von Farben, die sich unvermerkt in einander ver laufen. Der Halbmesser des Hauptregenbogens begreift 40° bis 42° der des äußern, 51° bis 54°. Da der Mittelpunkt beider Boge der Sonne gerade entgegengesetzt ist, so erscheint ein völliger Halb kreis über dem Horizont, wenn die Sonne eben auf- oder untergeht Regnet die Wolke nicht an allen Stellen, oder stehen nur einzeln unterbrochne Regenwolken am Himmel, so sieht man nur einzeln Stücke des Bogens, die man Regengallen oder Wassergallen nennt. Die Entstehung des Regenbogens läßt sich durch Hülfe de Mathematik aus den erwiesenen Gesetzen der Brechung der Sonnenstrahlen, und der verschiednen Brechbarkeit und Zerstreuung der gefärbten Lichtstrahlen vollkommen erklären. Will man sich eine deutliche und sinnliche Vorstellung von der Bildung des Regenbogen machen, so lasse man auf eine gläserne mit Wasser angefüllte Kuge Sonnenstrahlen in einem gewissen Winkel fallen, und man erblick auf einer weißen Wand, welche die gefärbten Lichtstrahlen auffängt verschiedene gefärbte Bogen, im Kleinen einen wahren Regenbogen weil die Sonnenstrahlen hier auf eine ähnliche Art, wie in de Regentropfen gebrochen werden. Stellt man das Auge so, daß di Gesichtslinie mit den Sonnenstrahlen einen Winkel von 42° bildet so sieht man an der untern, der Sonne abgewandten Seite der Kugel ein sehr lebhaftes Roth; wird dieser Winkel nach und nach um 2° verkleinert, so erscheint nach und nach gelb, grün und blau wird der Winkel bis auf 51° vergrößert, so erscheint roth auf de obern, der Sonne zugekehrten Seite der Kugel, und die übrigen Farben folgen, wenn man den Winkel nach und nach um 4° vergrößert. Hieraus ergibt sich auch, warum bei uns in den längsten Tagen um Mittag kein Regenbogen zu sehen ist. — Bei stürmischen Meere, wo die Wellen sich häufig in Tropfen zertheilen, bilden die Sonnenstrahlen in denselben umgekehrte Regenbogen, deren man oft 20 bis 30 zugleich sieht. Sie haben gewöhnlich nur zwei Farben, gelb gegen die Sonne und blaßgrün auf der andern Seite Des Morgens sieht man auch oft die Regenbogenfarben in den Thautropfen auf den Wiesen, wo der Regenbogen hyperbolisch ode elliptisch ist. Zuweilen beobachtet man auch Regenbogen des Nachts die durch die Brechung und Zerstreuung der farbigen Strahlen de Mondlichts in den Regentropfen entstehen; sie sind jedoch sehr blaß und bilden gemeiniglich nur weiße und gelbe Bogen. μ....ν.

Regenelectrometer ist ein isolirtes, mit einem gewöhnlichen Electrometer (s. d. Art.) versehenes Gefäß, und dient da Mehr oder Minder der Electricität des hineinfallenden Regens anzugeben.

Regengalle, s. Regenbogen.

Regenmesser. Das Ombrometer oder der Regenmesse ist ein Instrument, das die Menge des in einer gewissen Zeit gefallenen Regens bestimmt, und aus einem oben offenen, gläserne oder metallenen Gefäß besteht, an dessen unterm, enge zulaufende Theil eine an ihrem andern Ende verschlossene Glasröhre angebrach ist. Der in das Gefäß sich ergießende Regen steigt nun natürlic

durch die Oeffnung in die Glasröhre, und zeigt somit durch seinen höhern oder niederern Stand die Menge des gefallenen Wassers nach Linien an, die auf der mit der Weite und Oeffnung des Gefäßes in genauem Verhältniß stehenden Röhre angebracht sind.

Regensburg, ehemals eine Reichsstadt und ein Bisthum, welche zu dem baierschen Kreise gehörten und 1803 durch den Reichsdeputationsreceß dem Kurfürsten von Mainz zugetheilt wurden, der von da Kurfürst Erzcanzler hieß. Die Reichsstadt wurde mit dem Bisthum vereinigt, und zu einem Fürstenthum erhoben; die Stadt erhielt die Neutralität in den Reichskriegen, und der vormals erzbischöfliche Stuhl zu Mainz würde auf die Domkirche zu Regensburg übertragen. Als 1810 der bisherige Kurfürst Erzkanzler und (1806, nach Abschaffung der deutschen Reichsverfassung) Fürst Primas von Napoleon zum Großherzog von Frankfurt erhoben wurde, kam das Fürstenthum und die Stadt Regensburg an Baiern, womit es noch vereinigt ist. Jetzt ist Regensburg die Hauptstadt des Regenkreises des Königreichs Baiern und der Sitz des Generalcommissariats. Die Stadt, mit Mauern und Graben umgeben, liegt in einer fruchtbaren Gegend, in einem weiten Thale an der Donau, wo diese den Regen aufnimmt. Ueber die Donau führt nach dem am linken Ufer liegenden Stadt am Hof eine berühmte steinerne von 1135 bis 1146 erbaute Brücke, welche 15 große Bogen hat, 1091 Fuß lang und 23 breit ist. Der Strom macht hier zwei kleine mit angenehmen Spaziergängen versehene Inseln, Ober- und Niederwörth, welche durch diese Brücke verbunden werden. Die Stadt enthält 1800 Häuser und 21,400 Einwohner, worunter der größere Theil Katholiken sind. Sie ist nicht schön; die Straßen sind krumm, enge und dunkel, doch reinlich; die Häuser hoch, von Stein und nach alter Bauart. Die merkwürdigsten Gebäude sind: das alte große Rathhaus mit seiner Bibliothek, in welchem sich von 1662 bis 1806 der Reichstag versammelte, die Domkirche, die St. Peters- und die Dreifaltigkeitskirche, das Schloß des Fürsten von Thurn und Taxis, der Ditmarische Palast, das neue Theatergebäude und die vormaligen Reichsabteien St. Emmeran, Nieder- und Obermünster. Die erstere Abtei besteht aus einem weitläuftigen Bezirke von Gebäuden, die eine Stadt für sich ausmachen, und hat eine Bibliothek, eine Gemäldesammlung und ein vortreffliches Museum von mathematisch-physikalischen Instrumenten. Ueberhaupt sind hier ansehnliche Bibliotheken und Kunstsammlungen, ein Gymnasium und ein Lyceum für alle christliche Religionen. Die Industrie besteht hauptsächlich in einer Fayencefabrik, Wachsbleiche, Türkischgarnfärberei, einer Lichter- und Seifefabrik, erheblichen Bierbrauereien und Branntweinbrennereien. Die Einwohner treiben viel Speditions-, Salz-, Holz-, und Getreidehandel und starken Schiffbau. Bei der Stadt ist das Denkmal des berühmten Astronomen Keppler, der im Würtembergischen geboren war und hier 1630 starb. Dies Denkmal hat der erst 1817 auch in Regensburg verstorbene Erzbischof und Fürst-Primas Carl von Dalberg errichten lassen. Durch die fünftägige Schlacht vom 19ten bis 24sten April in dem kurzen Kriege 1809 zwischen Frankreich und Oesterreich, die in der Nähe von Regensburg vorfiel und wobei auch innerhalb der Stadt selbst gekämpft wurde, litt Regensburg durch Brand und Plünderung. Am 23sten April verlohr die Stadt durch Brand 134 Häuser, und der Verlust durch Plünderung wurde auf fast 1,500,000 fl. geschätzt.

Regent, Regentschaft. Unter Regent im Allgemeinen versteht man 1, jedes Subject, welches zur Regierung einer Gesellschaf befugt ist; insbesondere 2. den Regenten eines Staates, oder denjenigen, welcher die Rechte des Staats verfassungsmäßig unabhängi ausübt. In noch engerm Sinne versteht man unter einem Regente aber dasjenige Subject, welchem wegen Abwesenheit oder Unvermögen des wirklichen Staatsoberhaupts die Ausübung der höchste Staatsgewalt übertragen ist, und unter Regentschaft im letzter Sinne die Ausübung der Rechte des Staats während der Abwesenheit oder der Unfähigkeit des wirklichen Staatsoberhaupts. Da Recht zur Regentschaft kann sich auf Gesetz, Vertrag oder letzten Willen gründen. Gesetzlich ist es dann, wenn es einer durch die Verfassung des Staats ausdrücklich bestimmten Person zukommt. Conventionell hingegen, wenn durch einen Vertrag des Staatsoberhaupt oder der Nation einer Person die Regentschaft übertragen wird Durch eine letztwillige Verordnung kann ein Staatsoberhaupt nur alsdann eine Regentschaft gültig anordnen, wenn dieser Anordnung kein auf Gesetze gegründete Befugniß eines Dritten zur Regentschaft entgegensteht; dasselbe gilt auch in Rücksicht der conventionellen ode vertragsmäßigen Regentschaften. Wir führen noch einige Regentschaften aus der neuern Zeit an. Traurig in ihren Folgen für Frankreich und Europa war die Regentschaft Philipps, Herzogs von Orleans, während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. von Frankreic (von 1715 bis 1723). S. Orleans. Wohlthätig für das Woh von Deutschland und Europa, so wie für die Nachwelt war und is die Regentschaft Georg Friedrich Augusts Prinzen von Wales (s Wales, Prinz von). Keinen bleibenden Eindruck auf das Woh und Wehe der Menschheit haben die kurzen Regentschaften der vormaligen Kaiserin von Frankreich, Marie Louise, und der Königin von Etrurien, gleiches Namens, gehabt. Desto wohlthätiger und ruhmvoller aber war, nicht bloß für seine, sondern auch für andr Nationen, rücksichtlich des freien Geistes- und Handelsverkehrs, un manche vortrefflichen Einrichtungen, die Mitregentschaft des Kronprinzen Friedrich von Dänemark, von 1784 an bis 1808, wo er unter dem Namen Friedrich VI. den dänischen Thron bestieg (s. Friedrich VI.). Merkwürdig ist es übrigens, daß in den letzten zwei Jahrzehenden in Europa drei königliche Regentschaften von den Kronprinzen wegen Geisteszerrüttung und Wahnsinn der Staatshäupte übernommen und geführt worden, nämlich die Regentschaft vo Großbritannien, von Portugal und die ebenerwähnte von Dänemark

N. P.

Reggio, ein in Oberitalien gelegenes Herzogthum, das frühe dem Herzog von Modena gehörig war, durch die Franzosen zur cisalpinischen Republik, dann zum Königreich Italien geschlagen wurde, un jetzt wieder dem Herzoge von Modena gehört. Die Hauptstadt de Landes, gleichfalls Reggio genannt, liegt am Tessone, in eine schönen fruchtbaren Gegend, und hat viele Kirchen, ein festes Schlo und 14,000 Einwohner, welche einige Seiden-Zeugwebereien unterhalten. Die Straßen der ziemlich hübsch gebauten Stadt sind mi Arkaden versehen. Unter den Gebäuden sind die schöne Kirche Maria della Ghiara und das Theater besonders bemerkenswerth. Jährlich wird hier im Mai eine berühmte Messe gehalten. Auch ist die Stadt der Geburtsort des großen Dichters Ariosto. Ein zweite Reggio, das die Hauptstadt der zum Königreich Neapel gehörige

Provinz Calabria ulteriore I. ist, wurde 1783 durch ein Erdbeben fast ganz zerstört, ist aber nach dieser Zeit schöner wieder aufgebaut. Sie liegt in einer Ebene, an der sicilianischen Meerenge, Messina gegenüber, und hat gerade, breite Straßen, einen Seehafen und 16,500 Einwohner, welche Seidenfabriken und Oel-, Getraide- und Seidenhandel unterhalten. Vor Zeiten hieß diese Stadt Rhegium, und war eine der ansehnlichsten Städte Großgriechenlandes; jedoch findet man, außer eingemauerten Inschriften, den Ruinen eines runden Tempels und einigen Säulenstücken, fast gar keine Ueberbleibsel des Alterthums.

Reggio (Herzog von), s. Oudinot.

Regie. Régir heißt in der französischen Rechtswissenschaft (au Palais) verwalten, administrer, und régie eine mit Verantwortlichkeit und Rechnungsablegung verbundene Verwaltung. Das Wort wird auch von der Verwaltung gewisser Staatseinkunfte gebraucht, und in diesem Sinne kam es nach Deutschland, als Friedrich II. die Accise in den preußischen Staaten auf französischen Fuß organisirte. (S. Friedrich II.) Bei dem Theater heißt es die Verwaltung der artistischen Angelegenheiten der Bühne, in sofern sie vom Director einem seiner Künstler aufgetragen ist. Dieser heißt Regisseur. Sein Amt ist in der Regel die Sorge, daß die zur Aufführung bestimmten Stücke so gut wie möglich besetzt, eingeübt und aufgeführt werden. Wo der Director nicht selbst ausübender Künstler ist, hängt das Heil der Kunstpraxis hauptsächlich von der glücklichen Wahl des Regisseurs ab, welcher die einzelnen Kunstkräfte und Kunstmittel der Gesellschaft zu einem Ganzen zusammen bringen soll. Sein Amt ist wegen der Rollenvertheilung, die häufig Neid und Kabalen unter den Mitgliedern der Gesellschaft erregt, und wegen der Anordnungen, die er für die Proben und Darstellungen zu treffen hat, unangenehm und beschwerlich. Vermöge des natürlichen Egoismus pflegen diese Leute gewöhnlich diejenigen Rollen, welche den meisten Beifall einzubringen versprechen, sich selbst zuzutheilen, auch wenn sie wenig dazu geeignet, und fähigere Subjecte dafür vorhanden sind. Bei größern Theatern gibt es deren gewöhnlich mehrere, und sie verwalten entweder das Amt der Rollenvertheilung collegialisch, und die Anordnung und Leitung der Proben und Vorstellungen wöchentlich alternirend (Wöchner); oder jeder hat für eine einzelne Gattung von theatralischen Darstellungen zu sorgen (Regisseur der Tragödie, des Lustspiels, der Oper). Regie beim Theater ist immer ein Uebel, wie im Staate, wenn schon aus anderem Grunde. Am besten gedeiht die Kunst, wo der Theaterdirector die Fähigkeit und Thätigkeit besitzt, die artistischen Angelegenheiten selbst zu lenken. A. Mur.

Regierung, Regierungsrechte. Regierung nennt man im engern Sinne die verfassungsmäßige Ausübung der Rechte eines Staats durch die höchste Gewalt desselben. Im weitern Sinne werden auch diejenigen Collegien, welche jene Rechte im Auftrage der höchsten Staatsgewalt ausüben, Regierungen genannt. So lange die Menschen im Stande der Rohheit und Uncultur lebten, kannten sie keine Regierungen. Jeder war sein eigner Regent und Beherrscher, und übte nach Willkühr das Recht des Stärkern, oder wich dem Stärkern aus. Durch ihre täglich wachsende Menge, und durch den Hang zur Geselligkeit, so wie durch das Bedürfniß gegenseitiger Hülfsleistung einander genähert, kamen die Menschen wegen ihrer Rechte und An-

sprüche in häufigere Verwickelungen, und unterwarfen sich theils fre willig, theils gezwungen, einzeln und in ganzen Gesellschaften, d Oberherrschaft und dem Schutze derer, die physische oder geistige Fä higkeiten und Kräfte genug besaßen, sie gegen fremde Bedrückunge und Angriffe zu sichern. So bildeten sich aus diesen Gesellschaft die ersten Staaten, und aus der Veranlassung ihrer Entstehung la sen sich zwar nicht die höchst verschiedenen Formen der Regierunge aber doch die Rechte derselben entwickeln. Diese Regierungsrech nun sind entweder allgemeine oder besondre. Die allgeme nen oder formellen sind nebst den aufsehenden die gesetzgebend oder anordnende, beurtheilende und ausübende oder voll streckende Gewalt (s. Hoheit). Die besondern oder materielle Regierungsrechte sind 1. das Vorstellungs- (Repräsentations- Recht, vermöge dessen der Regent den von ihm beherrschten Staa vorstellt, dessen Verpflichtungen erfüllen muß und seine Befugniss ausüben darf; 2. die Militärgewalt (Jus armorum), wonach der Staatsoberhaupte das Recht zusteht, das Kriegswesen anzuordnen Truppen auszuheben und zu halten, Zeughäuser, Festungen, Maga zine anzulegen u. s. w.; 3. das Recht zu Besetzung der Staats ämter und zur Bestätigung der Staatsbeamten; 4. das Rech der Finanzen (Finanzgewalt), ist die Befugniß des Staatsober haupts, über die Einkünfte des Staats in Gemäßheit der Verfassun und der Zwecke desselben zu verfügen; 5. die Justizgewalt ode das Recht, die Befugnisse des Staats gegen die Glieder desselben so wie auch dieser gegen einander zu verfolgen, oder durch dazu an geordnete Behörden verfolgen zu lassen; 6. die Polizeigewalt welche das Recht enthält, in dem Staate alle Hindernisse der in nern Sicherheit abzuwehren, und die Mittel zu Beförderung dersel ben anzuordnen. Die von 1 bis 6 genannten besondern Rechte nenn man auch innre Regierungsrechte, weil sie das innre Staatswoh zum Zwecke haben. Die besondern Regierungsrechte, welche di äußere Sicherheit und das äußere Wohl des Staats bezwecken sind 1. das Recht der Bündnisse, vermöge dessen der Regent mit an dern Staatshäuptern Verträge zur Vertheidigung und Verfolgun der Rechte und Ansprüche seines Staats, seiner Person und seine Würde, so wie auch zur Beförderung des Verkehrs seiner Untertha nen mit den Bürgern andrer Staaten u. s. w. schließen darf; 2. da Recht des Kriegs oder das Recht zur gewaltsamen Verfolgun und Behauptung von Rechten und Ansprüchen gegen äußere Gewalt ist ein wesentliches Regierungsrecht, mit dem 3. die Befugniß Frieden zu schließen, verbunden ist; 4. das Recht der Retor sion, ist, obgleich aus der gesetzgebenden Gewalt herfließend, gleich falls ein äußeres Regierungsrecht, indem es dem Regenten die Be fugniß gibt, auswärtige, den Bürgern seines Staats nachtheilig Verfügungen auf eine gleich nachtheilige Weise gegen die Untertha nen des fremden Staats zu erwiedern. In so fern die Befugniß de Staatsoberhaupts zur Ausübung der Regierungsrechte weder durc die Staatsverfassung, noch durch Verpflichtungen gegen auswärtig Mächte beschränkt ist, wird der Regent unumschränkt genannt Auch einzelne Staatsbürger, Corporationen und Gemeinen könne zur Ausübung wesentlicher Regierungsrechte befugt seyn; doch müs sen sie im Zweifel den Rechtstitel zur Erlangung dieser Befugni beweisen. — Außer den vorhergenannten wesentlichen Regierungsrech ten gibt es noch andre, nicht wesentliche, bloß nützliche Rechte, wel

che der Regierung eines Staats ausschließlich zukommen können, und in so fern sie bloß auf Vermehrung der Einkünfte und des Ansehens der höchsten Staatsgewalt abzwecken, der letztern die Mittel zur Behauptung ihrer Würde und zur Ausübung der wesentlichen Regierungsrechte geben. Jene außerwesentlichen Regierungsrechte sind nach der politischen Verfassung und der physischen Beschaffenheit der Staaten höchst verschieden, und werden Regalien genannt. (S. Regalien.)

Regiment ist eine aus mehrern Bataillons oder Escadrons bestehende Truppenabtheilung, von einem eignen Commandeur geführt. Ihre Stärke hängt zwar von der Militär-Verfassung jedes Staates ab, man hat aber bisher aus tactischen Gründen angenommen, daß ein Bataillon Infanterie nicht über 1200 Mann (daraus ergibt sich denn die Stärke des Regiments) und ein Cavallerie-Regiment nicht über 1000 Mann stark seyn solle.

Regiomontanus, eigentlich Johann Müller Regiomontanus, wie er sich selbst von seinem Geburtsorte Königsberg in Franken benannte, ein Mathematiker von den größten Verdiensten, der mit der Kenntniß seiner Wissenschaft eine gründliche philologische Bildung verband. Er war im J. 1436 zu Königsberg in Franken geboren, bildete sich seit 1451 unter dem berühmten Mathematiker Georg von Peurbach, und lehrte dann selbst mehrere Jahre hindurch die Mathematik mit großem Beifall zu Wien. Seine Begierde die griechische Sprache zu lernen bewog ihn, im J. 1461 mit dem Cardinal Bessarion nach Italien zu gehen. Er erreichte dort seinen Zweck völlig, und erwarb sich durch seine ausgezeichnete Gelehrsamkeit Bewunderung. Er verfertigte viele Uebersetzungen mathematischer und astronomischer Schriften aus dem Griechischen, und vollendete den von seinem Lehrer Peurbach angefangnen Auszug des Almagests des Ptolemäus (Venedig 1496, Fol.), schrieb auch den Tractat. de doctrina triangulorum, das erste über diese Materie gedruckte Buch. Hierauf lebte er einige Zeit am Hofe des ungarischen Königs Matthias Corvinus, und ließ sich dann 1471 zu Nürnberg nieder, wo er in genauer Verbindung mit Bernhard Walther stand, und eine Buchdruckerei anlegte, die wegen der vorzüglichen Correctheit der darin gedruckten Bücher berühmt wurde. Im J. 1475 wurde er vom Papst Sixtus IV. wegen der Calenderreform nach Rom berufen, wohin er sich zum zweiten Mal begab. Derselbe Papst erhob ihn auf den bischöflichen Stuhl von Regensburg; aber schon im J. 1476 ward Müller der Welt entrissen. Nach Einigen starb er an der Pest; nach Andern ermordeten ihn die Söhne des Georg von Trapezunt, da sie den Schimpf ihres Vaters, in dessen Uebersetzungen Müller grobe Fehler aufgedeckt hatte, rächen wollten. — Müller war in Deutschland der erste, der sich mit Eifer auf das Studium und die Verbesserung der völlig vernachlässigten Algebra legte; der Trigonometrie gab er höhere wissenschaftliche Vollkommenheit und führte den Gebrauch der Tangenten ein, nachdem er dem Halbmesser 10 Millionen Theile gegeben hatte, und die Mechanik verdankt ihm unendlich viel. Seine Widerlegung des Cardinal Nicolaus Cusanus (Chrypffs), der die Quadratur des Cirkels gefunden zu haben glaubte, seine vielen Schriften über Wasserleitung, Brennspiegel, Gewicht u. a. ähnliche Gegenstände zeigen von vielumfassender Gelehrsamkeit und seltenem Scharfsinn. Seine astronomischen Beobachtungen, Ephemerides, berechnet von 1475 bis 1506, die zuerst zu Nürn-

berg 1474, dann zu Venedig 1476, 1484 und endlich zu Cöln 1488, 4 herauskamen, sind sehr genau, und erwarben ihm einen großen Ruhm (Sie wurden von dem obengenannten Bernhard Walther, der nach Müllers Tode dessen Papiere kaufte, fortgesetzt, und sind herausgegeben von Schonerus, 1544.) Eben so sehr, als durch seine eigne Werke nützte Müller der Astronomie durch sein Beispiel, wenigstens wurden durch ihn mehrere Männer zum Studium derselben angefeuert so daß Nürnberg der Sitz bedeutender Astronomen wurde. — Von seinen vielen Schriften sind die wichtigern folgende: Kalendarium, Nürnberg 1473, 4.; De reformatione Kalendarii, Venedig 1489, 4.; Tabula magna primi mobilis, Nürnberg, ohne Jahr, 4.; De cometae magnitudine longitudineque, Nürnberg 1531, 4.; De triangulis omnimodis Lib. V., Nürnberg 1533, Fol.; Tabulae directionum profectionumque in nativitatibus multum utiles, Venedig 1585, 4 Wahrscheinlich nicht von ihm sind die Chiromantie und die Physiognomie, die unter seinem Namen in lateinischer Sprache erschien und 1549 zu Lyon ins Französische übersetzt wurde. — Das Leben des Regiomontan hat Gassendi beschrieben (S. Gassendi Opp. T. V.) Hiermit kann man noch vergleichen: J. G. Doppelmayers historische Nachrichten von den nürnbergischen Mathematikern und Künstlern Nürnberg 1730, Fol. S. 1 — 30. *κ. μ. δ.*

Register werden bei einer Orgel die an den Seiten der Tastatur angebrachten Schieber genannt, die dazu dienen, die Ventile der verschiedenen Orgelpfeifen zu öffnen oder zu schließen (s. d. Art. Orgel).

Registerschiffe werden die Kauffahrteischiffe genannt, die von den spanischen Handlungshäusern (besonders denen von Cadix und Sevilla) nach dem spanischen Amerika gesendet werden, jene Länder mit europäischen Waaren zu versehen. Hierzu wird eine Erlaubniß des in Madrid seinen Sitz habenden Raths von Indien erfodert, wofür eine Abgabe entrichtet werden muß, die einen Theil der Kroneinkünfte des Könige von Spanien ausmacht. Der Name Registerschiff rührt daher her, weil ein solches Fahrzeug in die Register des Handlungshofes zu Cadix eingetragen (registrirt) wird.

Regnard (Jean François). Dieser dem beliebten Molière dichters zur Seite gesetzte Lustspieldichter wurde 1647 zu Paris von wohlhabenden Aeltern geboren. Früh erwachte in ihm der Trieb, die Welt zu sehen, bald verließ er daher sein Vaterland, und ging nach Italien. In Bologna machte er die Bekanntschaft einer reizenden Provençalin, die aber schon verheirathet war. In einem kleinen von ihm geschriebenen Roman, Elvire (der als Kunstwerk eben nicht besonders hoch steht) spielt sie unter diesem Namen, ihr Gatte unter dem Namen de Prade die Hauptrolle. Nach einigem Aufenthalt in Italien schiffte er sich mit beiden Eheleuten auf einem englischen Schiffe ein, um nach Marseille zu gehn. Das Schiff wurde unterwegs von Seeräubern genommen, und die Besatzung in Algier als Sclaven verkauft. Regnard, der als großer Schmecker in der Kochkunst wohl erfahren war, gewann dadurch die Liebe seines neuen Herrn, die sich aber bald in Haß verwandelte, als der eifersüchtige Türke bemerkte, daß Regnard mit den Frauen des Hauses ziemlich vertraut ward. Angeklagt bei den Gerichten sollte Regnard jetzt zwischen dem Scheiterhaufen oder dem Turban wählen, als zu seinem Glücke das aus der Heimath verschriebene Lösegeld ankam, und sein türkischer Herr durch den Reiz des Goldes und das Zureden des fra

zösischen Consuls bewogen, die Klage zurücknahm, und Regnard in Freiheit setzte. Er ging darauf mit der zugleich befreiten Provençalin (deren Gatte in Algier noch als Sclave bleiben mußte) nach Paris, wo er bald darauf die ihm so angenehme Nachricht von des letztern Tode erfuhr. Jetzt, glaubte er, stünde der Erreichung aller seiner Wünsche nichts mehr im Wege, und die kurze, von der Geliebten sich bedungne Trauerfrist war fast verstrichen, als plötzlich der Todtgeglaubte erschien, den ein Paar Mönche losgekauft hatten. Aus Verdruß über diese getäuschte Hoffnung verließ er von nun an Paris, und ging über Holland nach Dänemark und Schweden, wo ihn Carl XI. sehr wohl aufnahm, und zu einer Entdeckungsreise nach Lappland ermunterte. Regnard unternahm sie in Gesellschaft zweier Landsleute, beschiffte den bothnischen Meerbusen und ging über Torneo bis an die Küste des Eismeers. Von hier kehrte er nach Stockholm zurück, reis'te von da über Danzig nach Polen, Ungarn und Deutschland, und kam nach einer dreijährigen Abwesenheit wieder in Paris an, geheilt von seiner Liebe und seinem Hange zum Reisen und zum Spiel. In der Gegend von Dourdan, wo er sich einen Rittersitz und die Stelle eines Lieutenant des eaux et forêts et des chasses de la forêt de Dourdan kaufte, lebte er fortan den Wissenschaften und den Freuden eines muntern und geistreichen Umgangs mit ausgezeichneten Menschen. Hier verfaßte er die Beschreibung seiner Reisen und den größten Theil seiner Lustspiele, von denen Voltaire sagt: „Wem Regnard nicht gefällt, der ist nicht werth, Molière zu bewundern." Die besten dieser Stücke sind: Der Spieler, der Universalerbe, und die unverhoffte Rückkehr. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke erschien 1772 zu Paris. Regnard starb den 4ten September 1709 (nach Andern 1710) an den Folgen des unvorsichtigen Gebrauchs einer Arznei, die er gegen eine Indigestion einnahm. F. G.

Regnier (François Seraphin Desmarais, oder richtiger Desmarets), einer der vorzüglichsten französischen Schriftsteller, geboren den 13ten August 1632 zu Paris, gestorben den 6ten September 1713. Er studirte zu Nanterre, dann zu Montaigu im dasigen Collegium die Philosophie, deren scholastische Spitzfindigkeiten ihm aber in demselben Grade verhaßt waren, in dem ihn die schönen Wissenschaften anzogen. Schon in dieser Zeit übersetzte er die dem Homer gewöhnlich zugeschriebene Batrachomyomachie ins Französische. Da er viele Geschwister hatte, so konnte er von seinem Vater wenig für sein künftiges Fortkommen erwarten. Er suchte daher, nachdem er die zuletzt erwähnte Bildungsanstalt verlassen hatte, die Unterstützung und den Schutz mehrerer einflußreicher Männer, in deren Gefolge er angenehme und lehrreiche Reisen machte. So nahm ihn der Herzog von Crequi mit nach Rom, wo er die italienische Sprache in der größten Vollkommenheit erlernte. Wirklich hielt die Akademie della Crusca eine seiner Oden für ein Werk des Petrarca, und rächte sich, als sie ihren Irrthum einsah, dadurch, daß sie ihn zum Mitglied aufnahm. Gleich groß war seine Kenntniß der spanischen Sprache. Im 36sten Jahr seines Alters trat er zum geistlichen Stande über, da Ludwig XIV. seine Verdienste um den Staat durch eine Priorstelle belohnte. Zwei Jahre darauf erwählte ihn die französische Akademie zum Mitgliede. Ihm vorzüglich wurde die Redaction des Dictionnaire de l'Académie übertragen, woran die Akademie damals arbeitete, und als man bei dieser Arbeit seinen Scharfsinn und seine auf Kunde der alten Sprachen ge-

gründete genaue Kenntniß der französischen Sprache bemerkte, wählte ihn die Akademie nach Mezerais Tode im Jahr 1684 zu ihrem Secretär. Kaum hatte er diese Stelle angetreten, als er der Akademie in dem Streite, den sie mit Furetiere führte, die wichtigsten Dienste leistete. Alle Memoiren, die im Namen der Akademie erschienen, waren Regniers Werk, der es endlich durch weise Leitung der Sache dahin brachte, daß die Regierung für die Akademie entschied, und Furetiere aus derselben verbannt wurde. Ungeachtet dieser wichtigen Dienste scheint Regnier dennoch bei seinen Collegen wenig beliebt gewesen zu seyn, da diese sogar seine zufällige Abwesenheit benutzten, um die von ihm verfertigte Dedication und Vorrede zum Dictionnaire zu verwerfen, und eine andre unterzuschieben. Mehrere Mitglieder der Akademie werfen ihm Hartnäckigkeit und Eigensinn vor. Mag der wackre Mann nicht ganz frei von diesen Fehlern gewesen seyn, so hat er si wenigstens durch große Vorzüge wieder gut gemacht, und unleugbar ist daß die Akademie ihm einen großen Theil ihres damaligen Ruhm verdankt. Nicht nur das Wörterbuch der Akademie hat durch ihn schätzbare Beiträge erhalten, sondern er ist auch der Verfasser einer im Namen der Akademie erschienenen Grammaire françoise, die 1676 in Bänden 12. herauskam, und die zwar nicht von philosophischem Geist zeigt, aber doch wichtige Untersuchungen und gründliche Bemerkunge enthält. Geringer sind Regniers Verdienste um die Geschichte. Sein Histoire des démêlés de la France avec la Cour de Rome, au suj de l'affaire des Corses (1767, 4.) ist zwar genau, und hat den Vorzu der Glaubwürdigkeit, theils weil Regnier diesen Streit selbst erlebt theils weil er aus Original-Actenstücken schöpfte; ihr mangelt aber d echte historische Geist. Zu seinen bessern Arbeiten rechnen wir sei Uebersetzungen von Cicero's Büchern de divinatione und de finibus b norum et malorum (1710, 12.) auch seine italienische Uebersetzung d anakreontischen Oden (1692, 8.). Noch in seinem 80sten Jahre sa melte er seine Gedichte, und gab sie unter dem Titel: Poésies Fra çoises, Latines, Italiennes et Espagnoles im Jahr 1708 (nachher 17 und 1750 wieder gedruckt) heraus. Die italienischen und spanisch Gedichte wurden jedoch in Rom und Spanien höher geschätzt, die französischen in Frankreich, wenigstens haben französische Kunstri ter ihn nie für einen großen Dichter erklären wollen. Am mehrsten lesen und geschätzt ist seine Uebersetzung einer Scene aus Guarini's stor Fido, welche die bekannten Verse über den Widerspruch der Mo und der Natur enthält, da jene die Liebe verbiete, diese hingegen gebiete. Obgleich ihm diese Arbeit große Ehre erwarb, so gerei sie ihm doch sehr zum Nachtheil, indem der König dem Uebersetzer ser wollüstigen Scene die Bischofsstelle versagte, die er ihm zugedhatte.

Regnier, französischer Divisions-General und Corps-Commandant, ward 1770 zu Lausanne geboren, schwang sich im Revolutionskriege rasch zum Brigadegeneral empor, und diente zu verschiedenen ten als Chef des Generalstaabes. Bei der Expedition nach Aegy nahm er wesentlich Antheil an der Schlacht bey den Pyramiden, lagerte El Arisch, eroberte Boulack, und blieb auch als Mit des ägyptischen Instituts wissenschaftlichen Forschungen nicht fr Seine nach der Rückkehr herausgegebne Schrift de l'Egypte aprè bataille de Heliopolis zog ihm Buonaparte's Ungnade zu, kraft we er denn auch in dem indeß erlangten Grade eines Divisions-Gen blieb. Im Jahr 1809 ward ihm bey Bernadotte's Abgange

der Schlacht bey Wagram der Oberbefehl über das sächsische Truppen-Corps übertragen. Nach dem Frieden mit Oesterreich commandirte er in Spanien, bis er im J. 1812 wieder den Oberbefehl über die Sachsen erhielt, die das 7te Corps der großen Armee bildeten und bekanntlich nebst dem österreichischen Hülfs-Corps deren rechte Flanke zu decken bestimmt waren. — Nach der Schlacht bey Lützen im J. 1813 übernahm er in Torgau abermals den Befehl über jene Truppen und focht mit ihnen bey Bautzen, Gr. Beeren, Dennewitz und Leipzig, wo er, nachdem die Sachsen übergegangen, gefangen ward; nach Beendigung des Kriegs nach Paris zurückgekehrt, starb er bald darauf dort. Es charakterisirte ihn eine besondre ruhige fast unerschütterliche Gelassenheit, und er hat überall den Ruf großer Rechtlichkeit hinterlassen.

Regreß, auch **Recurs**, Rückgang, bedeutet so viel als Schadloshaltung. Wenn daher bei einer von einem Andern verbürgten Schuld z. B. der Gläubiger sich, im Fall des Nichtzahlens des Schuldners, an den Bürgen hält, so nimmt er an diesen seinen Regreß. Gleiches ist der Fall bei Wechseln. Wenn der, auf den der Wechsel gezogen, nicht zahlen will, so nimmt der, der die Summe empfangen soll, an des Bezogenen Vormänner oder an den Aussteller des Wechsels (Trassenten) seinen Regreß (vergl. d. Art. **Wechsel** und **Wechselrecht**).

Regulirte Kleriker, Chorherrn, s. **Stift**.

Regulinisch, s. **Metall**.

Regulus, s. **König**.

Regulus (Marcus Attilius). Dieser durch seine Vaterlandsliebe und Aufopferung berühmte Römer bekleidete um das J. 256 vor Chr. Geb. das Consulat, und wurde mit seinem Mitconsul, **Manlius Vulso**, von der Republik abgesendet, Roms stolze Nebenbuhlerin, **Carthago**, zu bekämpfen. Trotz der wenigen Erfahrung, welche die Römer damals in Seekriegen hatten, gelang es dem Muth der Consuln, die überlegne carthagische Flotte zu schlagen, und in Afrika zu landen. Hier verfolgte Regulus mit schnellen Schritten die glücklich betretne Siegesbahn, so daß er bald mit seinen Legionen vor den Mauern der punischen Hauptstadt stand. Das erschrockne Carthago, in seinem innersten Herzen angegriffen, für jetzt der Hülfe seiner Flotten beraubt, zu Lande damals nicht sonderlich streitbar, bat um einen ehrenvollen Frieden. Regulus, mehr Krieger als Staatsmann, fand nicht für gut, einen solchen zu gewähren, sondern mit Römerstolz auf seinem Willen und seinem Haß gegen die Punier beharrend, verlangte knechtische Unterwerfung. Da glaubten die Carthager mit Recht, es sey besser zu sterben, denn solche Schmach zu dulden, und fuhren fort, sich zu vertheidigen. In dieser höchsten Bedrängniß sandte Lacedämon ihnen Hülfe, den **Xanthippus** und ein kleines Heer. Zwar versprach des griechischen Feldherrn Aeußeres nicht viel, denn Xanthippus war klein und ungestaltet, aber eine Heldenseele wohnte in der unscheinbaren Hülle, und Rom und Regulus hatten bald Ursache, ihre unbiegsame Härte zu bereuen. Unter den Mauern Carthago's lieferte Xanthippus dem Consul eine Schlacht: 30,000 Römer deckten mit ihren Leichen das Feld, und das entzückte Carthago sah seinen harten Dränger gefangen in seinen Mauern. Dieser einzige Sieg hatte die Wagschaale des Kriegs gewendet, und Carthago konnte jetzt hoffen, auf bessere Bedingungen Friede zu schließen. Es schickte daher eine Gesandtschaft nach Rom, diesen anzutragen, und ließ die-

selbe von seinem Gefangnen, Regulus, begleiten, welcher sich vor
durch feierliche Eidschwüre hatte verbinden müssen, nach Carthago z
rückzukehren, wenn Rom die Friedensbedingungen verwürfe, die
durch seinen Mund dem Senate antragen wollte. Da gab Regul
ein merkwürdiges Beispiel von Seelenhoheit und Vaterlandsliebe.
Rom angekommen hielt er es für seine Pflicht, dem Wunsche der P
nier entgegen, Senat und Volk zur standhaften Fortsetzung des Krie
zu ermuntern, und ließ sich darin weder von den Bitten und Thrän
seiner Gattin und Kinder, noch von den Beschwörungen des Sena
und Volks, die mit jeder Aufopferung Freiheit und Leben eines
nen so werthen Mitbürgers erkaufen wollten, irre machen. D
Fortsetzung des Kriegs ward also beschlossen; erstaunt und erzü
kehrten die carthagischen Gesandten in ihr Vaterland zurück; mit
nen Regulus, gebunden durch seinen Eidschwur, von dessen heili
und gewissenhafter Beobachtung in jener Zeit diese That ein schö
Beispiel gibt. Mehrere dramatische Dichter, und neuerlich Coll
haben diese That des Regulus behandelt. Die mehr als unedle A
womit Carthago sich an Regulus gerächt haben soll, ist von mehr
neuern Geschichtsforschern bezweifelt worden, und das Stillschwei
des Polybius über diesen Punkt ist allerdings auffallend; doch
dem wie ihm wolle, so ist doch das Benehmen des Regulus, w
cher vorzog, sein Loos in die Hände nicht großmüthiger Sieger
geben, als sein Leben durch Aufopferung des Staatswohls zu erk
fen, der hohen Achtung und Anerkennung aller Zeiten werth,
die Geschichte erhält nur eine Schandthat weniger, wenn angen
men wird, daß die an Regulus verübte unmenschliche Hinrichtung
eine Erfindung des gegenseitigen Nationalhasses zwischen Römern
Puniern ist. Welches übrigens das Ende des Regulus gewesen,
unbekannt, so viel aber gewiß, daß Regulus durch seine Aufopfe
für das Wohl seines Vaterlandes den Fehler herrlich abgebüßt
den er beging, als übertriebene Härte ihn von der Mäßigung
fernte, die nie dem Gemüthe des Siegers entfallen sollte.

Rehabilitation heißt diejenige Handlung, vermöge
einer Person, die durch Gesetz oder richterlichen Ausspruch des
sitzes von Gütern, Aemtern, Würden oder andern Gerechtsame
unfähig erklärt ist, diese Fähigkeit wieder ertheilt wird. Nu
Landesherr hat in der Regel das Rehabilitationsrecht.

Rehberg (August Wilhelm), geboren zu Hannover 1760,
hielt schon frühzeitig eine Bildung, welche seinen trefflichen T
ten ganz entsprach; denn schon in seinem neunzehnten Jahr
theilte die Akademie der Wissenschaften zu Berlin seiner Abhan
über das Wesen und die Einschränkungen der Kr
das Accessit. Er wurde 1783 fürstlicher Regierungssecretär zu
nabrück, und trat nun förmlich als Schriftsteller auf, da er
her nur meistens für das göttingische Magazin gearbeitet hatte.
drei Jahre nachher kehrte er als geheimer Kanzleisecretär nach
nover zurück, und schrieb hier Mehreres. Im Jahr 1790 t
zuerst als politischer Schriftsteller auf, und hat seit dieser Zeit
Literatur in dieser Hinsicht sehr vortheilhaft bereichert. Er
1794 Oberlicent-Inspector in Hannover, und beschenkte uns v
lich mit mehrern interessanten Schriften über die französische R
tion und über den Adel, dessen Privilegien an ihm einen eifrige
gewandten Vertheidiger gefunden haben.

Reibzeug, s. Electrisirmaschine.

Reich, hieß im Allgemeinen das Deutsche Reich. Im engern Sinne verstand man unter Reich den oberrheinischen, bayerschen, schwäbischen und fränkischen Kreis.

Reich (deutsches), und Deutscher Bund. (Vergl. den Art. Deutschland.) Das deutsche Reich entstand durch die Theilung der fränkischen Monarchie im Vertrage zu Verdün vom J. 843. Im J. 924 kam Lothringen hinzu, und blieb beim deutschen Reiche bis 1738. König Otto der Große verband 961 die eiserne Krone des Königreichs Italien und 962 die römische Kaiserkrone mit dem deutschen Reiche, das hierauf das heil. römische Reich deutscher Nation genannt wurde. Doch waren die italienischen Staaten (mit Ausschluß des Herzogs von Savoyen) nicht Stände des deutschen Reichs, sondern standen mit dem letztern in bloßer Lehnsverbindung, welche erst in den neuesten Zeiten aufgelös't wurde. Böhmen ward und blieb seit Otto dem Großen bis zur Auflösung des deutschen Reichs ein Lehn desselben. Auf kürzere Zeit erkannten selbst die Könige von Dänemark wegen Jütland (948), die Könige von Pohlen wegen Schlesien, von Otto's III. Zeiten bis 1355, die Könige von Ungarn, als solche, von 1045 bis zu Heinrichs IV. unruhiger Regierung die Oberlehnsherrlichkeit des deutschen Reichs an. In ähnlichem Verhältnisse gegen dasselbe standen die deutschen Ritter wegen Preußen seit 1230 bis 1525, und die Schwertritter wegen Liefland von 1205 bis 1556. Mit der deutschen Krone hatte auch Konrad II. (1033) das arelatische Reich verbunden, welches die Franche Comté, das Delphinat, Lyonnois, den westlichen Theil der Schweiz, die Provence und Savoyen in sich begriff. Aber nach und nach gingen alle diese Länder verloren, und nach dem J. 1648 (wo auch die Schweiz und die vereinigten Niederlande als unabhängige Staaten vom deutschen Reiche getrennt wurden) behielt das letztere von dem ehemaligen Königreiche Burgund nichts weiter, als Savoyen, Mömpelgard und das Bisthum Basel. Noch mehr verlor es bis zu seiner gänzlichen Auflösung durch die Kriege mit Frankreich nicht bloß von seinen italienischen Lehns-Staaten, sondern auch in Deutschland selbst (s. Friedensschlüsse). Diejenigen Reichsgrundgesetze, wodurch die Verhältnisse des Kaisers zu den Ständen und der letztern unter sich bestimmt wurden, verdankten nicht, wie in andern Staaten, der monarchischen Gewalt des Reichsoberhaupts, sondern der öffentlichen Berathung des Kaisers mit dem Reiche, d. h. den Reichsständen auf den Reichstagen, ihr Daseyn. Außer dem Gewohnheitsrecht (Reichsherkommen) waren dergleichen grundgesetzliche Bestimmungen enthalten 1. in dem ewigen Landfrieden von 1495, wodurch alle bis dahin noch unter gewissen Bedingungen erlaubt gewesene Befehdungen bei Strafe der Reichsacht verboten, und Anordnungen zur Errichtung und Besetzung eines Reichskammergerichts gemacht wurden. 2. Die goldne Bulle (s. d.) betraf die Kaiser- und römische Königswahl, die Reichstage, die Rechte der Churfürsten u. s. w. 3. Die Reichsabschiede, oder die von den Kaisern und Ständen auf den Reichstagen gefaßten Beschlüsse, in so fern sie wesentlich sich auf die Reichsverfassung, und nicht auf bloß privatrechtliche Verhältnisse beziehen. Erst seit Maximilians I. Zeiten wurden diese Reichsabschiede durch den Druck bekannt gemacht. 4. Die Wahlcapitulationen waren Vereinbarungen zwischen dem Kaiser und den Churfürsten, nach welchen der erstere unmittelbar nach seiner Wahl und vor seiner Krönung versprechen mußte, das Reich zu regieren. Die erste eigentliche Wahl-

capitulation entstand unter Carl V., dessen Ehrgeiz und Gewalt ma dadurch beschränken wollte. Die Churfürsten schrieben sich allein da Recht zu, die Wahlcapitulation zu entwerfen; doch durften sie nicht gegen die Reichsgesetze einrücken. (S. Capitulation). 5. De passauische Religionsfriede (1552), sicherte den Reichsstän den und der Reichsritterschaft augsburgscher Confession freie Religi onsübung und den Unterthanen das Recht zu, auch gegen den Wille ihrer Landesherren ihre Religion zu ändern und auszuwandern Durch eine Clausel dieses Friedens (der geistliche Vorbehalt genannt ward bestimmt, daß jeder zur augsburgischen Confession übertretend Erzbischof 2c. seiner Pfründe und der damit verbundenen Einkünft verlustig seyn sollte. 6. Durch den westphälischen Friede (1648) wurden nicht bloß den Reichsständen die nach und nach erwor benen landesherrlichen Rechte bestätigt, sondern auch die Religionsfrei heit auf die Protestanten des reformirten Bekenntnisses ausgedehnt, und bestimmt, daß gegen protestantische, zur catholischen Kirche über tretende Bischöfe der geistliche Vorbehalt gleichfalls statt finden solle. — Die Kreisverfassung des Reichs entstand, um den Landfrie den zu behaupten, im J. 1500, als Maximilian I. und die Stände Deutschland in 6 Kreise theilten: den fränkischen, bayerschen, schwä bischen, oberrheinischen, westphälischen und niedersächsischen (welche die vordern Kreise hießen); zu welchen (1512) noch der österreichische, burgundische, niederrheinische und der obersächsische hinzugefügt wur den. Die Lausitz, Schlesien, Böhmen, Glatz, Mömpelgard und an dere selbst im Umfange jener Kreise belegenen Länder und Districte waren in jener Eintheilung nicht mit begriffen. Jeder Kreis hatte seinen Director und kreisausschreibenden Fürsten, die ältesten hatten deren zwei, und entweder einen oder zwei kreisausschreibende Für sten. Der kreisausschreibende Fürst rief die Kreisversammlungen zu sammen, in seinem Namen wurden die Kreisgeschäfte expedirt, und an ihn die kaiserl. Rescripte erlassen. Außerdem hatte jeder Kreis — oft unter dem Titel eines Feldmarschalls — einen Kriegsobersten, der die Kriegsgeschäfte besorgen mußte, und andere Beamte. Späterhin wurde außer der Erhaltung des Landfriedens und der Aufsicht über das Kriegswesen des Kreises den Beamten desselben die Präsentation der Kammergerichtsassessoren, die Vollstreckung der reichsgerichtlichen Urtheile, die Aufsicht über das Münz- und Zollwesen, die Reichsma tricularanschläge u. s. w. übertragen. In den Kreisversammlungen galt Stimmenmehrheit, und die Beschlüsse derselben mußten den Reichsgesetzen gemäß seyn. In religiöser Rücksicht theilte man sie nach dem westphälischen Frieden in protestantische, catholische und gemischte ein. Zu den erstern wurden die beiden sächsischen, zu den zweiten der österreichische, burgundische und bayersche, und zu letztern die übrigen Kreise gerechnet. — Von Carl dem Großen bis auf Carl den Dicken war die Kaiserwürde erblich. Aber von Arnulfs Zei ten an blieb Deutschland ein Wahlreich, und man verpflichtete sogar die Kaiser vor ihrer Krönung zu beschwören, ihre Würde nicht erb lich zu machen. Anfangs wurden die Kaiser durch alle sowohl welt liche als geistliche Fürsten, Grafen, Edle, Städte 2c. erwählt. Wäh rend des Interregnums (1197 bis 1272) behaupteten aber die höch sten oder Erzbeamten des Kaisers das ausschließliche Wahlrecht. Durch die Churvereine von 1338, die Ludwig der Bayer im selbigen Jahre, und Carl der IV. durch die goldne Bulle bestätigte, gelebten die Churfürsten, sich mit aller Macht in diesem angemaßten Rechte

zu schützen. Der Churfürst von Mainz berief die Fürsten zur Kaiserwahl. Frankfurt am Main war durch die goldne Bulle zum Wahlort bestimmt. Die Churfürsten konnten selbst, oder durch Gesandte wählen, aber keiner sollte ein größeres, als 200 Mann starkes Gefolge mitbringen, von denen nur 50 bewaffnet seyn durften. Alle Fremde, selbst Reichsfürsten und Gesandte auswärtiger Mächte, die nicht im Gefolge der Churfürsten waren, mußten während der Wahl die Stadt verlassen. Dann berathschlagten die Churfürsten, und beschlossen die Wahlcapitulation. Mainz sammelte die Stimmen, und gab zuerst die seinige an Sachsen ab. Nach geschehener Wahl mußte der Kaiser die Wahlcapitulation beschwören, oder in seiner Abwesenheit durch seine Gesandten eidlich erhärten lassen, und nachher noch selbst vor seiner Krönung beschwören: dann ward er in der Kirche dem Volke vorgestellt, und als Kaiser ausgerufen. Früher ward der Papst um die Einweihung und Krönung gebeten. Aber Ludwig von Bayern verordnete 1338, daß der durch die Stimmenmehrheit Erwählte durch diese Wahl rechtmäßiger Kaiser, und keine päpstliche Krönung und Weihe nöthig sey. Die Krönung wurde, so wie sie Karl der Große eingeführt hatte, zu Aachen abwechselnd von Churcöln und Churmainz vollzogen. Die Reichskleinodien wurden seit Siegmunds Zeiten zu Nürnberg verwahrt. Früher nannte man einen erwählten, aber zu Rom noch nicht gekrönten Kaiser einen römischen König. Als späterhin die deutschen Kaiser schon bei ihren Lebzeiten ihre Nachfolger wählen ließen, führten die letzten bis zur Gelangung zum Kaiserthron den römischen Königstitel. Auch ein solcher römischer König mußte eine Wahlcapitulation unterschreiben, durfte sich aber während der Lebenszeit des Kaisers nicht in die Reichsregierung mischen. Außer den Reichs e r z b e a m t e n (s. C h u r f ü r st) gab es auch Reichs e r b b e a m t e, die ihre Würden von jenen zur Lehn trugen, z. B. die Erbkämmerer, Fürsten von Hohenzollern, die Reichserbtruchsessen, Grafen von Waldburg, und die Reichserbmarschälle, Grafen von Pappenheim rc. Auf den Fall des Absterbens, der Minderjährigkeit oder langen Abwesenheit des Kaisers waren durch die goldne Bulle der Churfürst von Sachsen für Ober- und Niedersachsen und Westphalen, und der Churfürst von der Pfalz in dem fränkischen, schwäbischen und den beiden Rheinkreisen zu R e i c h s v i c a r i e n bestimmt. Sie übten, jeder in seinem Vicariatsdistrict, a l l e kaiserlichen Rechte (mit Ausschluß der Fürsten- und Thronbelehnungen, die am Kaiserthrone selbst gesucht werden mußten,) aus, hatten die Einkünfte des Reichs, die oberste Gerichtspflege, und setzten jeder in seinem District eine Vicariatsregierung ein, welche die Befugnisse des Reichshofraths, dessen Functionen mit dem Tode des Kaisers aufhörten, versah. Das Reichskammergericht hingegen setzte im Namen der Reichsverweser sein Amt fort. Auch konnten die Vicarien neue Reichstage berufen, und die angefangenen fortsetzen. Oesterreich und Bayern erkannten kein Reichsvicariat an. In Italien war in neuern Zeiten der Herzog von Savoyen Reichsvicarius. — Die S t ä n d e d e s R e i c h s (R e i c h s s t ä n d e) oder die unmittelbaren Glieder desselben, die auf den Reichstagen Sitz und Stimme hatten, waren entweder weltliche, nämlich die weltlichen Churfürsten, Herzöge, Fürsten, Landgrafen, Markgrafen, Burggrafen, Grafen, Freiherrn und Reichsstädte; oder geistliche, zu denen die geistlichen Churfürsten, Erz- und Bischöfe, Prälaten, Aebte, Aebtissinnen, der Hoch- und Deutschmeister und der Johannitermeister gerechnet wurden. Nach

dem westphälischen Frieden wurden die Stände auch in protestantisch und catholische eingetheilt (s. Corpus catholicorum). Zur Erlangung der Reichsstandschaft war der Besitz eines Fürstenthums, einer Graf oder Herrschaft, welche reichsunmittelbar war, die Einwilligung des Kaisers und Reichs, und die Erlegung eines angemessenen Reichsanschlags erfoderlich. Die **unmittelbare Reichsritterschaft** — ein Corps von Edelleuten, welche bloß den Kaiser und das Reich als Oberhaupt anerkannten — gehörte nicht zu den Reichsständen. Ihren Ursprung und den größten Theil ihrer Unabhängigkeit verdankten sie dem Interregnum. In neuern Zeiten war die unmittelbare Reichsritterschaft in den fränkischen, schwäbischen und rheinischen Kreis und diese Kreise wieder in Cantons eingetheilt. Jeder Kreis hatte einen Hauptmann, Räthe und einen Syndicus, welche die Streitsachen der Reichsritter mit ihren Unterthanen schlichteten. Die Appellationen gingen an die Reichsgerichte, und wenn es ein von einem Reichsstande abhängiges Lehn betraf, an den Lehnhof desselben. Die Reichsritter hielten Rittertage, welche durch ihre Directoren und Hauptleute zusammenberufen wurden. Uebrigens hatte die Reichsritterschaft als ganzes Corps und kreisweise das Recht Gesandte zu schicken, welche Abgeordnete hießen. Mehrere von ihnen hatten landesherrliche Gewalt, die sie aber im Zweifel beweisen mußten. Sie besaßen ferner die geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit, das Beschatzungsrecht ihrer Unterthanen, und was sie an Reichsanlagen beitrugen, wurde als Dongratuit (subsidium charitativum) betrachtet. Vermöge des Einstandsrechts konnten die nächsten Agnaten und Cognaten, in deren Ermangelung jedes Mitglied des Cantons, oder das ganze Corps der Reichsritterschaft selbst ein an einen Fremden veräußertes unmittelbares Gut in drei Jahren zurückkaufen. Ihre Rechte und Privilegien wurden jedes Mal in den kaiserlichen Wahlcapitulationen bestätigt. — Schon von Alters her beriefen die Kaiser jährlich zwei Mal ordentliche und auch außerordentliche **Reichsversammlungen (Comitien)**, zur gemeinschaftlichen Berathung mit den Ständen über das Beste des Reichs. Die Stände hatten, als Reichskörper, mit dem Kaiser die gemeinschaftliche Ausübung aller Majestätsrechte, mit Ausschluß der kaiserlichen **Reservate**. Alle von der Entscheidung des Kaisers und Reichs abhängenden Angelegenheiten konnten nur auf dem Reichstage verhandelt werden. Dieser wurde seit 1663 fortwährend zu Regensburg gehalten. Früher erschien der Kaiser persönlich auf den Reichstagen, in spätern Zeiten durch seinen Principalcommissarius, der ein Reichsfürst, und durch seinen Concommissarius, der gewöhnlich ein Rechtsgelehrter war. Churmainz, als Reichserzkanzler in Deutschland, war Director der Reichsversammlung. Die reichsständischen Gesandten überreichten ihre Beglaubigungsschreiben sowohl dem Principalcommissarius, als dem Churfürsten von Mainz, bei welchem letztern sich auch die auswärtigen Gesandten legitimirten. In Abwesenheit des Reichserzkanzlers verwaltete sein Directorialgesandter seine Functionen. Er legte z. B. den Ständen die Durchsicht der Reichstagspräpositionen und aller dazu gehörigen Actenstücke vor, wovon sie durch ihre Secretäre Abschriften nehmen ließen, welches die Dictatur hieß. Hierauf kündigte der Reichserbmarschall durch die **Reichsansage** den Anfang der Berathschlagungen an. Die Verhandlungen geschahen in 3 Collegien, nämlich 1. dem Churfürstencollegium. In diesem sammelte Churmainz die Stimmen, und gab die seinige an Sachsen ab; 2. dem fürstlichen

Collegium, welches sich in die weltliche, geistliche und Querbank theilte. Auf der leztern hatten die protestantischen Bischöfe von Lübeck und Osnabrück ihren Sitz. Die Reichsgrafen und Reichsfreiherren hatten in diesem Collegium keine Virilstimmen, sondern waren in die wetterauische, schwäbische, fränkische und westphälische Grafenbank, von welchen jede nur eine Stimme (votum curiatum) hatte, getheilt. Das Directorium in diesem Collegium führten abwechselnd der Erzbischof von Salzburg und der Erzherzog von Oesterreich; 3. dem reichsstädtischen Collegium, getheilt in die rheinische und schwäbische Bank. Die Reichsstadt, wo der Reichstag gehalten wurde, hatte das Directorium, und jede Reichsstadt hatte eine Stimme auf dem Reichstage. Regelmäßig entschied die Stimmenmehrheit, nicht aber in Religions- und solchen Sachen, welche einen einzelnen Reichsstand betrafen (s. Corpus catholicorum). Jedes der drei reichsständischen Collegien faßte seine Beschlüsse besonders. Darauf versammelten sich das churfürstliche und das fürstliche Collegium in einem Saal, wo sie ihre Verhandlungen bis zu einem gemeinschaftlichen Beschluß fortsetzten. Dieß hieß die Re- und Corelation. Hierzu wurde das reichsstädtische Collegium nicht zugelassen, doch wurde ihm der Beschluß des churfürstlichen und fürstlichen Collegiums mitgetheilt. Jener Beschluß mochte nun die Beistimmuug der Städte erhalten oder nicht, so wurde er dennoch unter dem Namen Reichsgutachten dem Kaiser übergeben, und hieß, wenn er durch ein kaiserliches Ratificationsdecret Gesetzeskraft erhielt, Reichsschluß oder Reichsconclusum. Den Inbegriff sämmtlicher Beschlüsse eines Reichstags nannte man Reichsabschied oder Reichsreceß. Waren der Kaiser oder die drei Collegien uneins, so wurde der Gegenstand ausgesetzt. Falls bloß die Reichsstädte nicht einstimmten, wurde es zwar zu Protokoll genommen, aber ohne weitere Folge, troz der Verheißungen des westphälischen Friedens, der auch diesen Städten auf den Reichstagen eine entscheidende Stimme zusicherte. Nach erfolgter Unterschrift der Reichsbeschlüsse wurden dieselben publicirt, und den Reichsgerichten zur Einregistrirung und Nachachtung mitgetheilt. Manche Angelegenheiten wurden auch durch ordentliche oder außerordentliche Reichsdeputationen (s. d. Art.) entschieden. — Die Reichsversammlung hatte das Recht, Gesetze zu geben, aufzuheben und zu interpretiren, Krieg und Frieden zu beschließen, Gesandte anzunehmen und zu schikken, und Bündnisse und Verträge zu schließen u. s. w. In Rücksicht der zu unternehmenden Reichskriege, worüber die Berathschlagung durch ein kaiserliches Commissionsdecret vorgeschlagen werden mußte, entschied freilich Mehrheit der Stimmen; aber auch die Stände, welche in einen beschlossenen Reichskrieg nicht gewilligt hatten, mußten nach Maßgabe der Reichsmatrikeln ihre Contingente stellen. Diese Reichsmatrikeln waren unter Autorität des Kaisers und des Reichs abgefaßte Verzeichnisse der Reichsstände und der Summen, welche jeder zu den Kosten des Reichs zu zahlen hatte. Sie verdankten ihren Ursprung den Römerzügen, welche in frühern Zeiten die Kaiser unternahmen, um sich vom Papste als lombardische und römische Könige krönen zu lassen. Alle Vasallen des Reichs mußten sie mit ihren Afterlehnsleuten dahin begleiten, bei Strafe ihre Lehen zu verlieren. Die Dauer dieser Römerzüge und der dabei zu leistenden Kriegsdienste war auf sechs Wochen bestimmt, welche man Römermonat nannte. Als man zu Siegmunds Zeiten anfing, besoldete Heere zu halten, und als die Römerzüge abgekommen waren,

wurden für jeden Reiter, den ein Stand zu stellen hatte, zwölf, für jeden Fußgänger 4 Fl. festgesetzt, und diese Gelder, welche man Römermonate nannte, wurden den Kaisern in andern außerordentlichen Fällen und in Reichskriegen bewilligt. Das Recht, nach einem Reichskriege Frieden zu schließen, gebührte freilich dem gesammten Reichskörper, und ward den Ständen durch den westphälischen Frieden ausdrücklich zugesichert; doch maßten sich die Kaiser dieses Recht allein an, weßhalb in der Wahlcapitulation Carls VII. bestimmt ward, daß die Kaiser nur im Fall einer dringenden Nothwendigkeit und mit Zuziehung des Churfürstencollegiums Präliminar- und Definitivtractaten für das Reich sollten schließen können. In frühern Zeiten hatten die Kaiser das Recht, ohne Zuziehung der Stände Reichsbündnisse zu schließen; allein schon Maximilian I. mußte 1495 versprechen, sich in kein dem Reiche nachtheiliges Bündniß einzulassen. Carl V. verpflichtete sich, keine Allianz ohne den Rath der Churfürsten einzugehn, und Ferdinand IV. mußte angeloben, daß er nur in höchst eiligen Sachen bloß die Churfürsten, sonst aber alle Stände, um ihre Meinung befragen wolle. In dem westphälischen Frieden ward den sämmtlichen Ständen in Rücksicht der zu schließenden Reichsbündnisse das Stimmrecht zugesichert. Die fremden Gesandten, welche das Reich empfing, verhandelten mit demselben durch Denkschriften, die sie dem mainzischen Directorialgesandten überreichen ließen, und die von diesem durch die Dictatur den übrigen Ständen mitgetheilt wurden. Obgleich die Könige und Kaiser aus dem carolingischen und sächsischen Stamm in kirchlicher Rücksicht unumschränkt regierten, Päpste, Erzbischöfe und Bischöfe ein- und absetzten und bestätigten, und Concilien zusammenberiefen, so schwanden doch unter der unruhigen Regierung der Heinriche diese alten Rechte allmählig dahin, und die Päpste beschränkten durch List und Gewalt die kirchliche Macht der Kaiser so sehr, daß kaum der Schatten blieb. Durch den westphälischen Frieden wurde das Reich noch mehr getheilt. Es gab nun drei herrschende Kirchen. In der katholischen Kirche galten die geistliche Gerichtsbarkeit, welche die Päpste und Bischöfe sich angemaßt hatten, und die Vorschriften des canonischen Rechts. Die protestantischen Stände hingegen hoben das Diöcesanrecht und jede Art hierarchischer Gerichtsbarkeit auf, und ließen durch dazu eingesetzte Consistorien die geistlichen Angelegenheiten ihrer Unterthanen entscheiden. Folglich wurden das Reichskammergericht und der Reichshofrath sowohl in protestantischen, als catholischen Kirchensachen incompetent. In Rücksicht der Kaiser hatt schon unter Heinrich IV. der Papst Gregor VII. das Recht der erstern Bischöfe u. s. w. zu ernennen, in Zweifel gezogen. Endlich führt Calixtus II. Gregors Entwürfe aus, und nöthigte Heinrich V., der Rechte zu entsagen, Bischöfe zu ernennen und mit Ring und Sta zu investiren. Doch das Recht der ersten Bitte und die Belehnun der Bischöfe mit den Regalien durch den Scepter behielten die Ka ser. — In Fällen, von denen das Beste des ganzen Reichs abhin wo also auch gleichförmige, polizeiliche Verordnungen nöthig wurde gebührte dem Kaiser und dem Reich die polizeiliche Gesetzg bung. Die erste Polizeiverordnung war vom J. 1530. Uebriger hatten die Stände das Recht, in ihren Landen polizeiliche Verfügu gen zu treffen, zumal da die Ungleichheit der Sitten, der Cultur u der politischen Verfassung ein beständiges Hinderniß einer allgeme gleichen polizeilichen Verfassung waren. Als der Gebrauch des g

münzten Geldes in Deutschland bekannt wurde, betrachtete man das Münzrecht als kaiserliches Regal. Carl der Große verbot sogar, anderswo als in seinem Palast Münzen zu prägen. Ohne jedoch sich um kaiserliche Verleihungen dieses Rechts zu bemühen, übten viele weltliche Reichsstände dasselbe aus, und schon zu Friedrichs II. Zeit muß das Münzrecht der Fürsten außer Zweifel gewesen seyn, da dieser Kaiser ihnen versprach, keine Münze in ihren Landen schlagen zu lassen, wodurch die ihrige an Werth verlieren könnte. Carl IV. bestätigte den Churfürsten nicht bloß das Münz-, sondern auch das Bergwerksrecht, und durch den westphälischen Frieden wurde den sämmtlichen Reichsständen, außer ihren übrigen Hoheitsrechten, auch dieses versichert. Doch blieb die Ausübung desselben den Reichsgesetzen untergeordnet; aber nie sind die wegen der Misbräuche des Münzrechts gegebnen Reichsverordnungen befolgt wurden (s. Münzfuß). Uebrigens sollten nach den Reichsabschieden von 1570 und 1594 alle neugeschlagnen Münzen auf den Münzprobationstagen geprüft werden, ehe sie in Umlauf gesetzt wurden. Jene Münzprobationstage wurden entweder von allen Kreisen, oder von einem, oder gar von einigen Kreisständen gehalten. — In frühern Zeiten übten die Kaiser das schon im 9. Jahrh. gebräuchliche Zollrecht, in so fern es nicht einem Reichsstande verliehen war, allein aus. Unter den schwäbischen Kaisern und während des Interregnums eigneten sich die Stände in ihren Ländern dieses Recht zu, welches auch den Churfürsten in der goldnen Bulle, und den sämmtlichen Reichsständen der westphälische Frieden bestätigte; nur wurde darin bestimmt, daß alle unter Privatautorität angelegten, dem Besten des Reichs schädlichen Zölle aufgehoben seyn sollten. Früher war in Carls V. Wahlcapitulation die Einwilligung der Churfürsten zur Anlage neuer Zölle zuerst angeordnet, und den Reichsständen untersagt, dergleichen unter dem Namen von Brückengeld, Wegegeld rc. einzuführen. In dem westphälischen Frieden ward Freiheit und Sicherheit des Handels und der Schifffahrt in allen Provinzen des Reichs auf den Flüssen und in den Häfen festgesetzt. Den Reichsständen stand es frei, in ihren Ländern Messen und Märkte anzuordnen. Die Messen zu Leipzig, Braunschweig, Frankfurt am Main und Naumburg waren aber von den Kaisern besonders bevorrechtet. Maximilian I. führte die ersten Posten im Reiche ein, und bestellte den Franz von Taxis zum Reichsgeneralpostmeister. Lamoral von Taxis ward 1615 für sich und seine männlichen Nachkommen mit dieser Würde vom Kaiser Matthias belehnt, und 1747 wurde das Reichsgeneralpostmeisteramt zu einem männlichen fürstlichen Thronlehen erhoben. (S. d. Art. Post, Postwesen.) Außer den Reichsposten errichtete Ferdinand II. in seinen Erbstaaten landesherrliche Posten, und seinem Beispiele folgten, jedoch mit Widerspruch von taxischer Seite, mehrere Reichsstände. — Die kaiserlichen Einkünfte, (aus Domänen und Hoheitsrechten) waren in frühern Zeiten sehr beträchtlich, wurden aber während des Interregnums und späterhin unter Rudolphs I. Nachfolgern theils durch die Anmaßungen der Reichsstände, theils durch Schuld der Kaiser selbst so außerordentlich verringert, daß die letztern späterhin, um ihrer Würde zu genügen, zu den Einkünften aus ihren Erbländern ihre Zuflucht nahmen. Die gewöhnliche Residenz des Kaisers war die Hauptstadt seiner Erbstaaten. Unter kaiserlichen Reservaten verstand man diejenigen Rechte, welche die Kaiser ohne Zuziehung der Stände im ganzen Reiche ausübten, wie die Oberlehnsherrlichkeit,

die Schutz- und Schirmgerechtigkeit über die römische Kirche und den päpstlichen Stuhl (früherhin auch die Bestätigung der Papstwahlen), das Recht, einen Mitbewerber um den päpstlichen Thron auszuschließen, einen Commissarius zu den Bischofs- und andern geistlichen Wahlen im Reiche zu schicken, die Ausübung des Rechts der ersten Bitte in allen unmittelbaren Stiftern, und in den mittelbaren, in denen es der Kaiser im Normaljahr 1624 gehabt hatte, das Recht der Standeserhöhungen, Wappenertheilungen, der Legitimation und Rehabilitation, die Entscheidung von Rangstreitigkeiten und die Ertheilung von Indulten und Anstandsbriefen ꝛc. In seinem Namen wurden von den Universitäten die gelehrten Grade ertheilt. Durch seine Pfalzgrafen konnte er Doctoren, Licentiaten, Magister, Baccalaureen, Notarien, und sogar Dichter machen u. s. w. — Die erste Art der Reichssteuern war der gemeine Pfennig; eine Vermögenssteuer. Nach und nach trugen die Stände selbst zu den Reichsbedürfnissen bei, und vertheilten die hiezu verwandten Summen auf ihre Unterthanen, welches das Subcollecturrecht hieß. Die Römermonate waren eine andre Art von allgemeinen Steuern. Das ganze Reich mußte zu einem Römermonat 20,000 M. Infanterie und 4000 M. Cavallerie, jeder Churfürst aber 277 M. Fußvolk und 60 Reiter stellen. Die Beiträge der übrigen Stände bestimmte die Reichsmatrikel. Uebrigens stand es den Reichsständen frei, Truppen oder Geld zu geben, und sie bedienten sich auch in dieser Rücksicht des Subcollecturrechts. Die Einnehmer dieser Steuern in den Legestädten Augsburg, Frankfurt, Nürnberg und Leipzig, hießen Pfennigmeister. — Die ersten Kaiser verwalteten die Gerichtspflege selbst, oder durch die von ihnen eingesetzten Herzoge und Grafen. Diese maßten sich nach und nach, während der vielen Unruhen, welche das Reich erschütterten, die weltliche, so wie die Bischöfe ꝛc. die geistliche Gerichtsbarkeit an. In weltlichen Rechtssachen behielten jedoch die Kaiser das Recht, die Urtelssprüche der Stände aufzuheben und zu verbessern. Die Streitigkeiten der Reichsstände ließen die Kaiser in frühern Zeiten durch ihr Hofgericht schlichten. Da aber dasselbe den Befehdungen nicht Einhalt thun konnte, so wurde 1495 das kaiserliche Reichskammergericht eingeführt. 1559 errichtete auch Ferdinand I. den Reichshofrath. Außer diesen beiden höchsten Gerichtshöfen gab es noch andre Reichsgerichte, deren Jurisdiction sich aber nur über gewisse Provinzen erstreckte. Austräge waren durch Gesetz oder Vertrag bestimmte Richter, welche in erster Instanz die Streitigkeiten der Reichsunmittelbaren entschieden. Die gesetzlichen Austräge waren 1437 vom Kaiser Albrecht II. eingeführt, und wurden von Maximilian 1495 bestätigt. Die Vollstreckung der Austrägalurtheile mußte auf Befehl der höchsten Reichsgerichte geschehen, und an die letztern wurde von den Entscheidungen der Austräge appellirt. — In Beziehung auf Kaiser und Reich waren die Länder der Reichsstände theils Lehen, theils Allodien, und man theilte sie in weltliche und geistliche ein. Alles, was in einem Gebiete eingeschlossen war, wurde im Zweifelsfall dazu gerechnet, und wer von einer Landesherrschaft, in deren Territorium er wohnte, eximirt zu seyn behauptete, mußte es beweisen, oder wurde als Landsasse betrachtet. Unter Landesherrschaft (Landeshoheit) der Reichsstände verstand man die Befugniß derselben, in ihren Gebieten die Hoheitsrechte, so weit solche nicht durch die Reichsgesetze oder durch Verträge beschränkt waren, auszuüben. Jeder Reichsstand hatte sich nämlich nach und nach unter gün-

stigen Umständen diese Hoheitsrechte, welche vorher den Kaisern gehörten, zugeeignet, und man kann für die Erwerbung und Vergrößerung derselben vier Hauptepochen annehmen. Die erste begreift die Zeiten der carolingischen Kaiser und ihrer unmittelbaren Nachfolger, welche den Fürsten die Söhne in den Aemtern der Väter nachfolgen ließen, und ihnen manche Vorrechte bewilligten. Der zweite Zeitraum begann unter den Heinrichen, wo die Kaiser durch die Streitigkeiten mit den Päpsten und die innern Unruhen zu sehr beschäftigt waren, um gegen die Anmaßungen der Stände wachsam zu seyn. Die dritte Epoche begreift das Interregnum, während dessen die Großen in Deutschland, ohne ein wirkliches Oberhaupt, ihre Macht und ihre Unabhängigkeit ausdehnen konnten. Aber die Landeshoheit war damals noch nicht von einer bestimmten Form. Jeder Stand hatte diejenigen Rechte usurpirt, die ihm die zuträglichsten schienen. Erst der westphälische Friede, die letzte Hauptepoche, begründete und vollendete die reichsständische Landeshoheit, indem er sämmtlichen Reichsständen alle landesherrlichen Rechte, Freiheiten und Privilegien zusicherte. Die Landeshoheit der Reichsstände begriff seitdem alle Souveränetätsrechte, welche nicht durch die Reichsgesetze oder durch Verträge beschränkt waren. In vielen deutschen Staaten war die Landeshoheit durch gewisse den Provinzialständen zustehende Rechte beschränkt, so daß die Landesherren ohne Einwilligung dieser Stände keine Gesetze geben, keine Auflagen machen, und keine Veränderung in der Verfassung des Landes vornehmen durften. Indessen waren die Rechte der Landstände sich nicht in allen Staaten gleich, und mehrere der letztern hatten gar keine Landstände. Schon lange vor dem westphälischen Frieden übten die Reichsstände das Gesetzgebungsrecht in ihren Staaten aus. Durch jenen Frieden wurde ihnen dies Recht mit der Einschränkung, daß sie keine den Reichsgrundgesetzen widersprechenden Gesetze geben durften, bestätigt. In privatrechtlicher Rücksicht aber konnten die Reichsstände gesetzliche Verfügungen erlassen, die nicht mit den Reichsgesetzen übereinstimmten. Als Ausflüsse der Gesetzgebung standen die peinliche und bürgerliche Gerichtsbarkeit den Reichsständen gleichfalls zu. In Rücksicht der Reichsgerichte hatten sämmtliche Churfürsten und einige andre Reichsstände das Jus de non appellando. In die Ausübung der reichsständischen Gerichtsbarkeit durfte, außer im Fall der verweigerten Justiz, sich weder der Kaiser, noch das Reich mischen. Uebrigens hatten sie das Recht, Privilegien zu ertheilen, das Recht der Begnadigung, der Rehabilitation, u. s. w. Auch stand ihnen die Jurisdiction über ihre Gemahlinnen und Kinder, über appanagirte, in ihren Staaten wohnende Prinzen, wie auch über andre unmittelbare Reichsglieder in Rücksicht der Güter, die zu ihrem Territorium gehörten, zu. In kirchlicher Hinsicht hatten sie das Reformationsrecht (Jus reformandi) und konnten in ihren Ländern (nach dem westphälischen Frieden) einführen und dulden, welche von den drei Religionsparteien sie wollten. Doch durften sie die Religionspartei, welche im Normaljahre 1624 sich in ihren Staaten befand, nicht in ihren kirchlichen Rechten und ihrem Besitzstande beschränken. Wenn ein Landesherr Religionsparteien, die sich nach dem Normaljahr in seinen Ländern niedergelassen hatten, nicht dulden wollte, so mußte er ihnen das Auswanderungsrecht zugestehn, und dazu fünf Jahre bewilligen, wenn sie vor, drei Jahre aber, wenn sie nach dem westphälischen Frieden sich angesie-

delt, oder eine andre Lehre als die des Normaljahrs angenomm hatten. In Schlesien und den dem Hause Oesterreich unterworfen Staaten richtete sich der Religionszustand nicht nach dem J. 162 Auch galten das Decretaljahr und das Reformationsrecht nicht zwischen Reformirten und Lutheranern. Die protestantischen Stände waren in ihren Ländern das Oberhaupt der Kirche; daher hatten s die Oberaufsicht und Anordnung des Cultus, das Ernennungsrec der Kirchendiener, und jede Art geistlicher Gerichtsbarkeit, dere Ausübung ihren Consistorien übertragen war, von denen an die R gierungen oder an den Landesherrn selbst appellirt wurde. Die ca tholischen Reichsstände hatten hinsichtlich ihrer protestantischen Unter thanen dieselbe Gewalt; aber die geistlichen Angelegenheiten ihre katholischen Unterthanen wurden vor den Bischöfen rc. verhandelt Viele Reichsstände übten auch die Schutzherrlichkeit über Kirchen Klöster, Stifter und Abteien aus, welches Castenvogtei hieß. Vermöge der Landeshoheit hatten die Reichsstände auch die Recht des Kriegs, des Friedens und der Bündnisse. Jene Recht stammte aus den Zeiten der Fehden. Die Geschichte aller Zeitalter des deutschen Reichs gibt uns Beispiele von Bündnissen de Reichsstände unter sich und mit Fremden, und obgleich die Kaise dieses Recht wegen des Mißbrauchs zu beschränken suchten, so wurd es doch im augsburgschen Vergleiche von 1555 förmlich bestätigt Aus dem Rechte, Bündnisse zu schließen, folgte dasjenige, Gesandte zu schicken und anzunehmen. Von den Churfürsten und Fürsten wird dasselbe ohne Widerspruch ausgeübt. Die churfürstlichen Gesandten hatten den Rang vor denen der Republiken, und nach denen der Könige. Auch durften die Churfürsten zu den Kaiserwahlen Gesandte des ersten Ranges (Ambassadeurs) schicken. Die altfürstlichen Häuser machten auf gleiche Rechte, mit Ausschluß der Kaiserwahlen und des Vorranges, Anspruch, und wirklich wurden auch vom kaiserlichen Hofe Gesandte, Minister und Residenten der Reichsfürsten angenommen. Die Publicisten bestritten freilich den Grafen, Prälaten, Freiherren und Städten das Recht, Gesandte zu schicken, und wollten es nur den Bänken (Curien) zugestehn, weil ihre Eigenschaft als Reichsstände an der Bank haftete. Allein das Recht, Gesandte zu schicken, floß nicht aus der Reichsstandschaft, sondern aus der Landeshoheit her. Die Abgeordneten der Reichsritterschaft hießen Deputirte oder Abgeordnete, und die Publicisten gestanden ihr gleichfalls nur das Recht zu, als ganzes Corps oder cantonsweise Deputirte zu schicken. Uebrigens genossen die letztern dieselben Rechte, welche das Völkerrecht den Gesandten zugesteht. Was die Bündnisse der Reichsstände betrifft, so durften sie nicht gegen das Reichsoberhaupt, und eben so wenig gegen die Reichsverfassung gerichtet, oder dem Reiche nachtheilig seyn. Auch sollte kein Reichsstand ein Offensivbündniß gegen seinen Mitstand eingehen, außer im Fall einer Gewaltthätigkeit, deren Vergütung drei Jahre lang von dem Urheber verweigert worden war. Der westphälische Friede erlaubte dann dem Beleidigten, sich durch die Waffen Recht zu verschaffen. So durften auch die Reichsstände zu ihrer Vertheidigung mit auswärtigen Mächten Bündnisse schließen. Aber das Recht, fremden Mächten Hülfstruppen zu geben, welches sie gleichfalls hatten, übten die deutschen Landesherren nur zu oft zum Nachtheile ihrer Unterthanen aus. Die Reichsstände durften übrigens so viel Truppen halten, als sie ihren Verhältnissen angemessen

fanden. Sie konnten Festungen, Zeughäuser, Waffenplätze rc. in ihren Ländern anlegen, und Garnisonen halten. Nicht minder hatten sie das Retorsionsrecht, vermöge dessen sie die von einem Mitstande zum Nachtheile ihrer Unterthanen gegebnen Gesetze durch eben so nachtheilige Verordnungen für die Unterthanen des erstern erwiedern konnten. Dies war die aus dem Rechtsgefühle eines freien Volks und aus der Verwickelung des Lehnssystems nach und nach hervorgegangene deutsche Reichsverfassung, die bis zur völligen Auflösung des deutschen Reichskörpers am 6. Aug. 1806, bestand. Sie hatte, unter den vorhandenen Umständen, viel Vortreffliches, und muß noch jetzt der deutschen Nation eine ehrwürdige Erinnerung bleiben. — Ganz anders hat sich durch die zu Wien am 8. Juni 1815 geschlossene und am 9. Juni in das an diesem Tage unterzeichnete Hauptinstrument des wiener Congresses aufgenommene Bundesacte der deutsche Bund gestaltet. Die Zeit wird lehren, in wie fern diese neue Conföderation an innerer Festigkeit und an Kraft, sich gegen fremde Einwirkungen und Anfälle zu schützen, die vormalige Reichsverfassung übertreffen, oder derselben nachstehen wird. Hier nur ein kurzer Abriß davon. Mitglieder des Bundes sind außer den souveränen Fürsten und freien Städten Deutschlands, der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen für ihre ehemals zum deutschen Reiche gehörigen Länder, der König von Dänemark wegen Holstein und Lauenburg, und der König der Niederlande wegen seines Großherzogthums Luxemburg. Der Zweck ist die Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands, und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen deutschen Staaten. Die Mitglieder des Bundes sollen gleiche Rechte haben, und die Angelegenheiten desselben durch eine beständig dauernde Bundesversammlung, in der alle Mitglieder durch ihre Bevollmächtigten, theils einzelne, theils Gesammtstimmen führen; nämlich Oesterreich 1 Stimme, Preußen 1, Bayern 1, Sachsen 1, Hannover 1, Wirtemberg 1, Baden 1, Churhessen 1, Großherzogthum Hessen 1, Dänemark wegen Holstein 1, Niederlande wegen Luxemburg 1, die großherz. und herz. sächsischen Häuser 1, Braunschweig und Nassau 1, Meklenburg-Schwerin und Meklenburg-Strelitz 1, Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg 1, Hohenzollern, Lichtenstein, Reuß, Schaumburg-Lippe, Lippe und Waldeck 1, die freien Städte Lübeck, Frankfurt, Bremen und Hamburg 1: zusammen 17 Stimmen. Oesterreich hat in der Bundesversammlung den Vorsitz, jedes Bundesglied darf Vorschläge machen, und der Vorsitzende muß sie zur Berathschlagung bringen. Wo es auf Abfassung und Aenderung der Grundgesetze des Bundes, auf die Bundesacte betreffende Beschlüsse, auf organische Bundeseinrichtungen, und andre gemeinnützige Anordnungen ankommt, bildet sich die Versammlung zu einem Plenum, in welchem Oesterreich 4 Stimmen hat, Preußen 4, Sachsen 4, Bayern 4, Hannover 4, Wirtemberg 4, Baden 3, Churhessen 3, Großherzogthum Hessen 3, Holstein 3, Luxemburg 3, Braunschweig 2, Mecklenburg-Schwerin 2, Nassau 2, jedes der fünf großherzoglich und herzoglich sächsischen Häuser 1; Mecklenburg-Strelitz 1; Oldenburg 1, jedes der drei anhältischen Häuser 1, Hessen-Homburg seit 1817, 1, Schwarzburg-Sondershausen 1, Schwarzburg-Rudolstadt 1, Hohenzollern-Hechingen 1, Hohenzollern-Sigmaringen 1, Lichtenstein 1, Waldeck 1, Reuß ältere Linie 1, Reuß jüngere Linie 1, Schaumburg-Lippe 1, Lippe 1, Lübeck 1, Frank-

furt 1, Bremen 1, Hamburg 1: alle folglich 70 Stimmen. Dur
Stimmenmehrheit in der engern Versammlung wird entschieden, o
und in wie fern sich ein Gegenstand für das Plenum eignet. In de
engern Versammlung entscheidet die absolute Stimmenmehrheit; in
Plenum aber nur eine auf zwei Drittel der Abstimmung beruhend
Mehrheit. In der engern Versammlung kommt bei Stimmengleich
heit dem Vorsitzenden die Entscheidung zu. Wo aber die Rede vo
Annahme oder Abänderung der Grundgesetze, von organischen Bun
deseinrichtungen, von den Rechten Einzelner, und von Religionsan
gelegenheiten ist, da gilt so wenig in der engern Versammlung
als in dem Plenum Mehrheit der Stimmen. Die Bundesversamm
lung darf sich nicht länger als auf vier Monate vertagen, und Frank
furt am Main ist zu ihrem Sitze bestimmt. So lange die Bundes
versammlung mit Abfassung ihrer organischen Gesetze beschäftigt ist
soll über die Abstimmungsordnung nichts bestimmt werden, und di
sich zufällig fügende Ordnung weder einem Mitgliede nachtheilig seyn
noch künftig als Regel gelten. Nach Abfassung der organischen Ge
setze in Rücksicht auf die auswärtigen, militärischen und innern Ver
hältnisse des Bundes, wird die Bundesverfassung bei der einzufüh
renden Stimmenordnung so viel möglich die auf den Reichstage
gebräuchliche, in Gemäßheit des Reichsdeputationsschlussus von 1803
zur Norm nehmen, ohne daß jedoch die künftige Simmenordnun
auf den Rang der Bundesglieder einigen Einfluß haben soll. All
Mitglieder des Bundes versprechen sowohl ganz Deutschland als je
den einzelnen Bundesstaat gegen jeden Angriff zu schützen, und ga
rantiren sich gegenseitig ihre sämmtlichen unter dem Bunde begriffe
nen Besitzungen. Bei einem Bundeskriege darf kein Mitglied einsei
tige Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen, noch einseitig Waf
fenstillstand oder Frieden schließen. Die Bundesglieder haben zwar
das Recht der Bündnisse, sie verpflichten sich aber, keine gegen
die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten gerichteten
Verbindungen einzugehn. Auch geloben sie sich, einander unter kei
nem Vorwande zu bekriegen, noch mit Gewalt ihre Streitigkeiten zu
verfolgen, sondern sie bei der Bundesversammlung anzubringen
Diese soll sodann durch einen Ausschuß die Vermittelung versuchen
und falls dieser Versuch fehlschlägt, soll die Bundesversammlung
durch eine Austrägalinstanz eine richterliche Entscheidung bewirken
welcher sich die streitenden Theile sofort zu unterwerfen haben
Wie und durch wen aber der Ausspruch der Austrägalinstanz im
Nichtbefolgungsfall zur Vollstreckung gebracht werden solle, darübe
sagt die Bundesacte nichts. Diejenigen Bundesglieder, deren Be
sitzungen unter 300,000 Menschen zählen, sollen sich mit den ihnen
verwandten, oder andern Bundesgliedern, mit welchen sie wenig
stens eine solche Volkszahl ausmachen, zur Bildung eines gemein
schaftlichen obersten Gerichts vereinigen. In den Staaten unte
300,000 Seelen, wo schon jetzt dergleichen Gerichte dritter Instan
sind, werden jedoch diese in ihrer bisherigen Eigenschaft erhalten
wofern nur die Volkszahl, über die sie sich erstrecken, nicht unte
150,000 Seelen beträgt. Die vier freien Städte dürfen unter un
für sich ein oberstes Gericht bestellen. Bei diesen obersten Gerichts
höfen soll den streitenden Parteien erlaubt seyn, auf die Verschik
kung der Acten an eine auswärtige Facultät oder an einen Schöp
penstuhl, zur Abfassung des Endurtheils, anzutragen. In alle
Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung Statt finden. I

Rücksicht der durch die Bonapartische Mediatisationsacte mittelbar gemachten vormaligen Reichsstände und Reichsangehörigen ist bestimmt, daß diese fürstlichen und gräflichen Häuser zu dem hohen Adel in Deutschland gerechnet werden, und daß sie das Recht der Ebenbürtigkeit in dem bisher damit verbundenen Begriff behalten. Die Häupter dieser Häuser sollen ferner die ersten Standesherren in dem Staat, zu dem sie gehören, seyn, und ihre Familien, als die bevorrechtetste Classe, besonders in Rücksicht der Besteurung, betrachtet werden. Es sind ihnen überhaupt in Rücksicht ihrer Personen, Familien und Besitzungen alle diejenigen Rechte und Vorzüge zugesichert, welche aus ihrem Eigenthum und dessen ungestörtem Genuß herrühren, und nicht zu der Staatsgewalt und den höhern Regierungsrechten gehören. Sie haben die unbeschränkte Freiheit, ihren Wohnsitz in jedem zu dem Bunde gehörigen, oder mit letzterm in Frieden lebenden Staate zu nehmen. Die noch bestehenden Familienverträge werden in Gemäßheit der frühern deutschen Verfassung aufrecht erhalten, und den Vermittelbarten ist das Recht zugesichert, über ihre Güter und Familienverhältnisse verbindliche Verfügungen zu treffen, welche jedoch ihrem Souverän vorgelegt, und den höchsten Landesbehörden bekannt gemacht werden müssen. Dasselbe, so wie auch das Recht der Veränderung des Wohnorts, ist auch der ehemals unmittelbaren Reichsritterschaft zugesichert. Die mittelbar gewordenen vormaligen Reichsstände haben übrigens einen privilegirten Gerichtsstand, sind von der Militärpflichtigkeit für sich und ihre Familien ausgenommen, und haben in ihren Besitzungen die Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit in erster, und, wenn das Gebiet groß genug ist, auch in zweiter Instanz, die Ortspolizei, die Forstgerichtsbarkeit, die Aufsicht über Kirchen- und Schulsachen, und milde Stiftungen, nach Vorschrift der Landesgesetze, denen sie, so wie der Militärverfassung und Oberaufsicht der Regierungen über jene Zuständigkeiten unterworfen sind. Den Begüterten der ehemaligen reichsunmittelbaren Ritterschaft ist Landstandschaft, Patrimonial- und Forstgerichtsbarkeit, Ortspolizei, Kirchenpatronat und privilegirter Gerichtsstand, nach Maßgabe der in den Bundesstaaten bestehenden Landesgesetze, zugesichert. — In den Staaten dieses deutschen Bundes soll die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien keinen Unterschied in dem Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte bewirken. Dem Hause Thurn und Taxis ist der durch den Reichsdeputationsschluß vom 25. Februar 1803, und durch spätere Vereinbarungen bestätigte Besitz und Genuß der Posten in verschiedenen Bundesstaaten versichert, und so sind diesem Hause gleichfalls seine Ansprüche auf Entschädigung hinsichtlich der aufgehobenen Reichsposten vorbehalten. Die Unterthanen der Bundesstaaten sollen das Recht haben, Grundeigenthum außerhalb des Staats, den sie bewohnen, zu erwerben, ohne deßhalb in dem fremden Staat mehreren Lasten unterworfen zu seyn, als dessen eigne Unterthanen. Ferner haben sie die Befugniß des freien Weggehens aus einem Bundesstaat in den andern, der sie erweislich als Unterthanen aufnehmen will, auch nach ihrem Gefallen in Civil- und Militärdienste andrer Bundesstaaten zu treten, wenn sie ihrer Militärpflichtigkeit gegen den vaterländischen Staat genügt haben, oder davon losgesprochen sind. So ist auch die Befreiung von aller Nachsteuer, wenn das Vermögen in einen andern Bundesstaat übergeht, und mit diesem hinsichtlich der Freizügigkeit keine besondern Verträge bestehen,

festgesetzt. In der Bundesversammlung soll nach der Bundesact über die Einführung gleichförmiger Gesetze in Rücksicht auf Militär pflichtigkeit berathschlagt werden. Möchte man doch auch in Betre der privatrechtlichen Gesetzgebung, der Maße, Gewichte und Mün zen eine größere Gleichförmigkeit zu bewirken suchen; wie viel würd dies nicht zur gegenseitigen festern Anschließung der Gemüther un zur Beförderung des innern Handels beitragen! Denn je mehr si die deutsche Nation als ein politisches Ganzes in ihrem gemeinsame Vaterlande erkennt und fühlt, desto dauerhafter wird die Eintrach zwischen den Mitgliedern des Bundes, und desto inniger wird di Eintracht zwischen Volk und Fürsten seyn. Nur dann wird der deut sche Bund jedem Anfalle von außen Trotz bieten und nicht durch innei Zwistigkeiten und fremde Einmischungen, wie vormals das deutsche Reich erschüttert und untergraben werden. Vgl. d. Art. Deutschland un deutsche Bundesversammlung. H. v. H. und K.

Reichsabschied, s. Reich (deutsches).

Reichsacht war eine Strafe, welche gegen die Uebertreter de deutschen Reichsgesetze verhängt, und in die Ober- und Unterach getheilt wurde. Die Unteracht konnte ein Gericht in seinem Ju risdictionsgebiete erkennen, so daß der Geächtete gewöhnlich ohn weitere Förmlichkeiten von Jedem angehalten und dem Richter über liefert werden konnte. Wer sich hingegen in der Oberacht befant durfte ungestraft von Jedem ermordet werden, und seine Güter fie len, wenn es nicht mittelbare Lehen waren, die an den Lehnsherr zurückfielen, so weit sie nicht zur Entschädigung des verletzten Theil verwandt worden, dem Reiche anheim. Das Recht der Kaiser, i die Acht zu erklären, wurde durch spätere Reichsgesetze sehr beschränkt und zu einer Reichsacht wurde die Einwilligung der sämmtliche Reichsstände erfodert. War das Urtheil durch den Kaiser oder sein Commissarien genehmigt, so ward es publicirt, und dem Kreis des Geächteten die Vollstreckung aufgetragen. Die Vergehungen de letztern schadeten übrigens nicht den Successionsrechten seiner unschul digen Agnaten, und den Befugnissen der mit Anwartschaft auf sein Güter versehenen Personen.

Reichsämter, s. im Art. Erz.

Reichsarmee und deutsches Bundesheer. Das de germanischen Völkern eigene Feudal-System führte eine dem Alter thum fremde Art von Kriegsverfassung im Mittelalter ein, der z Folge der Vasall mit seinen Leuten dem Lehnsherrn Kriegsdiens leisten mußte. Heerbann, Heribann, ward es genannt, wenn de Kaiser die Auffoderung dazu erließ. (Vergl. d. A. Lehnswesen. Dieser Heerbann des Mittelalters hieß in der neuen Zeit Reichs armee. Im J. 1521 bestimmte die von Carl V. zu Worm publicirte Reichsmatrikel die Stärke des Reichsheeres auf 24,000 M in Kriegszeiten; allein im J. 1681 ward das Reichsheer bis a 40,000 M. gebracht. (S. d. A. Contingent) Aber auch diese Heer, welches zum Theil immer erst aufgeboten wurde, wenn da Reich in Krieg gerieth, war bald nicht mehr hinreichend, und wen gleich das deutsche Reich in einigen Kriegen des vergangenen Jah hunderts das doppelte Quantum der Reichsarmee stellte, ja soga drei Mal das dreifache zusammenzog, so war dies doch immer ein dem Feind nicht sonderliche Achtung einflößende Heermasse, da s theils aus zu vielen einzelnen Theilen bestand, theils aus fast ga ungeübter, ungleich bewaffneter Mannschaft zusammengerafft wa

und dieser Mängel wegen nur dann einiges Gewicht erhielt, wenn sie angeschlossen an irgend eines größern Fürsten stehendes und wohlgeübtes Heer, mit und unter diesem gebraucht wurde. Im französischen Revolutionskriege wurde die Reichsarmee bis auf das Fünffache (200,000 M.) vermehrt, die Wirksamkeit dieses Heeres aber wieder dadurch fast gänzlich vernichtet, daß auch hier zum Theil die eben angeführten Gründe der wenigen Furchtbarkeit der Reichsarmee wieder eintraten, und daß durch die Separat-Friedensschlüsse mehrerer deutschen Fürsten mit Frankreich, als Preußen, Hessen, Baden und anderer — der Masse des Reichsheeres große geübte Contingente entzogen wurden. — Dazu kam, daß manche Reichsstände, statt Truppen zu schicken, ihre Leistungen mit Geld abmachten; auch kamen die, welche noch ihr Quantum stellten, manchmal damit zu spät, oder erschienen wohl gar nur mit einem Theil desselben. Das Reichsheer commandirten zwei General-Feldmarschälle, zwei General-Feldzeugmeister, zwei Generale der Cavallerie und zwei General-Feldmarschall-Lieutenants, und von diesen Befehlshabern mußte stets der Eine von der catholischen, der Andere von der protestantischen Confession seyn. Das zur Bestreitung der allgemeinen Kosten für die Reichsarmee erfoderliche Geld wurde aus der Reichsoperationscasse gezahlt, die aus den nach Römermonaten (s. d. A.) bestimmten Beiträgen der einzelnen Fürsten und Stände errichtet und unterhalten ward. Die beiden ehemaligen Reichsfestungen Philippsburg und Kehl wurden ausschließend von Truppen der Reichsarmee besetzt. — Das deutsche Bundesheer soll nach dem Entwurfe vom J. 1818, 300,000 M. stark seyn, und in 10 Armeecorps getheilt werden. Das 1., 2. und 3. Corps, 94,822 M., stellt Oesterreich; das 4., 5. und 6., 79,234 M. Preußen; das 7., 35600 M. Baiern; zu dem 8., stellen d. Kgreich Sachsen 12000 M., Würtemberg 13955 M., Baden 10000 M.; Hohenzollern-Hechingen 145 M.; Hohenz.-Sigmaringen 356 M.; und Lichtenstein 55 M. Zu dem 9. Corps stellen Hessendarmstadt 6195 M.; Churhessen 5400 M.; Nassau 3028 M.; Luxemburg 2141 M.; Reuß ältere L. 223 M.; Reuß jüngere L. 522 M.; S. Weimar 2010 M.; S. Gotha 1857 M.; S. Koburg 800 M.; S. Meiningen 544 M.; S. Hildburghausen 297 M.; Schwarzburg Rudolst. 539 M.; Schwarzb. Sondershausen 451 M.; Frankfurt 479 M.; Hessen-Homburg 200 M.; Anhalt-Dessau 529 M.; A. Bernburg 370 M.; A. Cöthen 325 M. Zum 10. Corps stellen Hannover 13054 M., Braunschweig 2096 M.; Holstein und Lauenburg 3600 M.; Oldenburg 2173 M.; Waldeck 519 M; Hamburg 1,298 M.; Lübeck 497 M.; Bremen 485 M.; Lippe-Detmold 691 M.; Schaumburg Lippe 240 M.; Mecklenburg-Schwerin 3580 M. und Mecklenb.-Strelitz 718 M. Bei diesem Bundesheere ist als Maaßstab jedes Contingents 1 vom 100 der Volksmenge angenommen. Uebrigens halten die Bundesstaaten eine Landwehr oder Reserve. Bundesfestungen sind: Mainz, Luxemburg und Landau, wozu noch Ulm und zwei andre kommen sollen.

Reichscammergericht, s. Cammer.

Reichsdeputation, war eine Auswahl von Reichsständen, denen vom Kaiser und Reich gewisse Geschäfte übertragen waren. Zu den ordentlichen mußten alle Churfürsten, einige Reichsfürsten, ein Prälat, zwei Reichsgrafen und die Deputirten von sechs Reichsstädten zusammenkommen. Die erste ordentliche hatte 1555

die letzte 1655 bis 1662 Statt. Die außerordentlichen Reichsdeputationen wurden hinsichtlich der Religion in gleichmäßiger Anzahl aus den 3 Reichscollegien gewählt. Nur in dem Fall, wenn die zu verhandelnde Sache eine Religionspartei allein betraf, wurden bloß aus dieser die Deputirten ernannt. Die letzte außerordentliche Reichsdeputation war die untern 24. August 1802 niedergesetzte, welche die Entschädigungs- und andere damit verwandte Sachen zu besorgen hatte. Der von ihr erlassene Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 ist in der deutschen Bundesacte zum Grunde gelegt.

Reichsdörfer waren dem Kaiser und Reich unmittelbar unterworfene Dörfer; es gab deren mehrere im schwäbischen Kreise.

Reichsfürsten nannte man die Mitglieder des zweiten reichsständischen Collegiums, welche auf den Reichstagen Sitz und Stimme auf der Fürstenbank hatten. Die weltlichen Reichsfürsten theilten sich in alt- und neufürstliche Häuser. Die altfürstlichen waren diejenigen, welche schon vor der Mitte des 16. Jahrh. die fürstliche Würde erlangt hatten. Die meisten altfürstlichen Häuser führten höhere Titel als Herzoge, Mark-, Pfalz- und Landgrafen, welches von den neufürstlichen Häusern nur bei den Herzogen von Ahremberg und von Croswarem-Looz der Fall war. Im weitern Sinne hießen auch andere Personen, selbst Ausländer, welchen der Kaiser, ohne daß sie Reichsstände waren, noch dadurch wurden, die fürstliche Würde ertheilte, Reichsfürsten.

Reichsfuß, der 1690 angenommene leipziger Münzfuß, nach welchem die feine Mark Silber zu 12 Rthlr. oder 18 Fl. ausgemünzt werden soll, wurde im J. 1738 als allgemeiner deutscher Reichsfuß anerkannt, um darnach den Werth der in den deutschen Landen geprägten Münzen zu schätzen. (S. Münzfuß.)

Reichsgesetze, im Gegensatz von Provinzialgesetzen, sind gesetzliche Verordnungen, die in dem ganzen Umfange eines Reichs verbindende Kraft haben. Die deutschen Reichsgesetze theilte man ein in Reichsgesetze im engern Sinn, welche bloß privatrechtliche Verfügungen enthielten, und in Reichsgrundgesetze oder Reichsfundamentalgesetze, wodurch die staatsrechtlichen Verhältnisse des Kaisers, der Reichsstände, der Reichsglieder und ihrer Unterthanen bestimmt wurden. (S. Reich, deutsches.)

Reichsglieder nannte man zur Zeit des deutschen Reichs diejenigen dem Kaiser und Reich unmittelbar unterworfenen Personen, Corporationen und Gemeinen, welche nicht Reichsstände waren, und also auch nicht Sitz und Stimme auf den Reichstagen hatten. Die unmittelbare Reichsritterschaft, mehrere Reichsdörfer, Ganerbschaften, die italienischen Reichsvasallen, mit Ausschluß des Herzogs von Savoyen, gehörten hierher.

Reichshofrath. Schon die früheren deutschen Kaiser hatten an ihren Höfen ein Gericht, welches unter dem Namen Hofrath Recht sprach. Der kais. Reichshofrath zu Wien ward erst 1559 von Ferdinand I. errichtet. Der Kaiser ernannte dazu den Präsidenten, Vicepräsidenten und die Räthe. Die beiden erstern mußten aus fürstlichem, gräflichem oder freiherrlichem Stande, von Geburt Deutsche, und im Reiche angesessen seyn. Die Zahl der Räthe war anfangs auf 18, nachher auf 24 bestimmt, von denen seit dem westphälischen Frieden 6 Protestanten seyn mußten. In Sachen, wo von beiden Religionsparteien eine gleiche Stimmenzahl erfodert wurde, rechnete man eine protestantische Stimme gleich drei catho

lischen. Wenn alle evangelische Reichshofräthe übereinstimmten, so galt die Mehrheit der catholischen Stimmen gegen sie nicht. Stimmte aber einer von jenen den catholischen bei, so entschied die Mehrheit der Stimmen. Dies Gericht theilte sich in die Bank der Grafen, Freiherren und Ritter, und in die der Gelehrten, auf welcher auch die Neugeadelten saßen. Der Reichshofrath übte die Rechtspflege bloß im Namen des Kaisers aus, daher hörten bei der Erledigung des Kaiserthrons seine Functionen auf. Uebrigens hatte der Reichshofrath gleiche Jurisdiction mit dem Reichskammergericht. Ausschließlich gehörten vor ihn alle Sachen, die auf den kaiserlichen Reservaten beruhten, z. B. Privilegien und Rangstreitigkeiten der Stände, die Lehns- und Prozeßsachen der italienischen Reichsvasallen, u. a. m. Von dem Reichshofrathe fand der Recurs an den Reichstag statt. Der Churfürst von Mainz hatte das Visitationsrecht des Reichshofraths. Bei Auflösung des deutschen Reichs im J. 1806 wurde auch dies Gericht aufgehoben.

Reichsinsignien, Reichskleinodien, sind derjenige Schmuck, dessen man sich zur Krönung eines Kaisers oder Königs bedient.

Reichsmatrikel, s. Matrikel und Reich (deutsches).

Reichsposten, s. Post und Reich (deutsches).

Reichsritterschaft, s. Reich (deutsches).

Reichsstadt war im deutschen Reiche eine Stadt, die unmittelbar unter dem Reiche stand, die Landeshoheit in ihrem Gebiete, und Sitz und Stimme auf dem Reichstage hatte. Einige deutsche Städte erlangten nämlich die Reichsunmittelbarkeit durch Loskaufung von ihren Oberherren, durch kaiserliche Verleihung, oder durch Usurpation, besonders zu den Zeiten des Interregnums, wo sie sich gegen die Bedrückungen der Großen verbündeten, und die Macht der kaiserlichen Reichsvögte abschüttelten. Im westphälischen Frieden wurden ihnen alle erworbenen Rechte, und so auch Sitz und Stimme auf den Reichs- und Kreistagen zugesichert und bestätigt. Die innere Verfassung dieser Städte war höchst verschieden, und näherte sich mehr oder weniger der demokratischen oder aristokratischen Form, je nachdem sie ihre Magistrate allein aus der Bürgerschaft, oder aus dieser und den Adeligen (Patriziern), oder bloß aus den letztern wählten. Sie konnten übrigens in ihrer Regierungsform alle Veränderungen vornehmen, nur nicht solche, die den Grundgesetzen des Reichs widersprachen. Die Zahl dieser Reichsstädte betrug noch im 18. Jahrh. auf der rheinischen Bank 14, und auf der schwäbischen 37, obgleich schon früher viele von ihnen ihre Unmittelbarkeit und Reichstandschaft verloren hatten. Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 wurden die Reichsstädte bis auf Hamburg, Augsburg, Nürnberg, Lübeck, Bremen und Frankfurt am Main, unter die Landeshoheit mehrerer Reichsstände vertheilt, und mit deren Gebieten vereinigt. In Gemäßheit des presburger Friedens verloren am 4. Mai 1806 Augsburg, und durch die Errichtung des Rheinbundes (12. Juli 1806) auch Frankfurt und Nürnberg ihre Unmittelbarkeit. Späterhin (d. 13. Dec. 1810) wurden auch Hamburg, Lübeck und Bremen, welche noch unter dem Namen der Hansestädte fortbestanden, ihrer politischen Selbstständigkeit durch Bonaparte beraubt. Diese aber nebst Frankfurt am Main sind 1815 wieder hergestellt und als freie Städte in den deutschen Bund aufgenommen worden. (S. Deutschland und Reich, deutsches.)

Reichsstände,
Reichssteuern,
Reichstag,
Reichsvicarien,
} s. Reich (deutsches).

Reiche der Natur. Die Gegenstände der Sinnenwelt si[nd] von den Naturforschern in zwei große Hauptclassen getheilt worde[n], nämlich in solche, die durch ihre Gattung erzeugt werden (organ[i]sche) und in solche, die durch bloße äußere Ansetzung entstehen u[nd] sich vergrößern (unorganische). Da aber unter den erstern die bede[u]tende Verschiedenheit eintritt, daß es zum Theil empfindende, zu[m] Theil nicht empfindende Geschöpfe sind, so hat man die Classe d[er] organischen Wesen wieder in zwei Haupttheile getheilt, und so si[nd] drei große Abtheilungen entstanden, die man Reiche der Nat[ur] nennt. Das Thierreich, unter dem die Geschöpfe von dem Mensch[en] bis zum geringsten Wurm begriffen werden, ist das erste; da[s] Pflanzenreich, das die ganze Pflanzenwelt enthält, das zweit[e]. Diese beiden sind die große Classe der organischen Wesen. Das drit[te] Reich, das Stein- oder Mineralreich, umfaßt alle unorganische[n] und enthält wie bekannt alle die irdischen Körper, die kein innere[s] Leben haben. (Vergl. Naturgeschichte.)

Reichardt (Johann Friedrich), ein berühmter deutscher Com[-]ponist und Theoretiker in der Musik. Er war geboren zu Königs[-]berg am 25sten November 1752, und zeigte früh eine große Nei[-]gung zur Musik, so daß er schon in seinem zehnten Jahre im nörd[-]lichen Deutschland als Virtuos auf der Violine und dem Pianofort[e] reis'te. Seine Lehrer auf diesen Instrumenten waren aus der Ben[-]daischen und Bachischen Schule, deren Spuren seine Werke zu tra[-]gen scheinen. Allein Reichardt wollte nicht bloß Musiker im gewöhn[-]lichen Sinne des Worts seyn, sondern seine Kunstgenossen durch ein[e] umfassendere Geistesbildung übertreffen. Er studirte daher auf de[r] Universität Königsberg unter der Leitung Kants, dessen kurze Schil[-]derung er in dem Taschenbuche Urania 1812 mitgetheilt hat, i[n] den Jahren 1769 und 1770, dann zu Leipzig von 1771 bis 1772. Er reis'te durch Deutschland in den Jahren 1773 und 74, und kehrt[e] dann nach Preußen zurück, wo er zuerst als Secretär der königli[-]chen Domänenkammer angestellt wurde. Hierauf betrat er seine grö[-]ßere musikalische Laufbahn, und bekleidete unter den drei Könige[n] von Preußen Friedrich II., Friedrich Wilhelm II. und III. die Stell[e] eines königlichen Capellmeisters. Friedrich der Große nämlich lie[ß] ihn zu Ende des Jahres 1775 an Grauns Stelle als Capellmeiste[r] für die italienische Oper nach Berlin berufen. Er arbeitete für di[e-]selbe in der Gattung Grauns und Hasse's, und errichtete in Berlin e[in] Conzert, um in demselben die hier noch nicht bekannten Hauptwer[ke] der Italiener, eines Leo, Majo, Jomelli, Sacchini, Piccin[i,] Berton u. A. aufzuführen. Im Jahr 1782 machte er seine erste ab[er] kurze Reise nach Italien. 1785 begab er sich nach London, wo [er] am Hofe und in öffentlichen Concerten seine Compositionen einig[er] Psalmen und italienischer Scenen, so wie der Passion des Metasta[sio] aufführte. Von da ging er nach Paris, wo er dieselben Compo[-]sitionen ebenfalls mit vielem Beifall hören ließ. Die königliche m[u-]sikalische Akademie daselbst legte ihm zwei Opern, Tamerlan vo[n] Morel, und Panthée von Berquin zur Composition vor. 1786 brach[te] der Componist seinen Tamerlan ganz, und die letztere Oper ha[lb] vollendet. Der Tod Friedrichs des Großen nöthigte ihn, schleun[ig]

nach Berlin zurückzukehren, um eine große Trauercantate, von dem Marchese von Lucchesini gedichtet, zu componiren, welche auch bei dem Begräbnisse des Königs zu Potsdam aufgeführt wurde. Sie gehört zu Reichardts berühmtesten Compositionen, und ist zu Paris 1787 in Partitur erschienen. Mit Friedrich Wilhelm II. eröffnete sich für die Musik in Berlin eine glänzende Periode. Das alte königliche Orchester wurde mit dem herrlichen Orchester des Prinzen von Preußen vereinigt. Reichardt erhielt die Direction desselben, und zog die größten Virtuosen nach Berlin in das Orchester seines Königs, welches dadurch bald zu einem der ersten in Deutschland wurde. Die italienische Oper war das Hauptvergnügen des Hofes. Reichardt componirte für dieselbe die Opern Andromeda, den ersten Act von Protesilao, ferner die großen Opern Brenno und Olimpiade in einem neuen Style, in welchem er den theatralischen Effect und die Wahrheit in der Declamation eines Gluck, mit der Schönheit und dem Reichthum des italienischen Gesanges und mit der gründlichen Arbeit der Deutschen für sein Orchester zu vereinigen strebte. Auch für das Nationaltheater schrieb er mehrere komische Opern und Melodramen. Im Jahr 1790 machte er seine zweite Reise nach Italien, um die heilige Woche in Rom zuzubringen, und in Italien und Neapel Sänger und Sängerinnen aufzusuchen. Die Strapazen dieser Reise hatten seine feste Constitution etwas geschwächt, so daß ihn bei seiner Rückkehr eine Krankheit befiel, welche ihn verhinderte, seine Oper Olimpiade, die für den Anfang des Carnevals bestimmt war, zu vollenden. Mißverständnisse und Uebelwollen erzeugten ihm bei dieser Gelegenheit so vielen Verdruß, daß er um seinen Abschied anhielt. Der König verweigerte ihm denselben; da er aber anführte, daß derselbe zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nöthig sey, so erlaubte ihm jener mit Beibehaltung seines Gehaltes, drei Jahre auf einem Landsitze bei Halle (Giebichenstein) zuzubringen. Dessen ungeachtet ließ er ihn noch in demselben Jahre zurückkommen, um bei den Feierlichkeiten der Vermählung seiner beiden Prinzessinnen mit dem Herzog von York und dem Prinzen von Oranien die Oper Olympie aufzuführen. Nach Beendigung dieser Feierlichkeiten zog sich Reichardt wieder auf seinen Landsitz zurück, und schlug die Composition einer andern italienischen Oper für das nächste Carneval aus. Im Jahr 1792 machte er seine dritte Reise nach Paris, und gab nach seiner Zurückkunft die allgemein gelesenen vertrauten Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Frankreich im Jahr 1792 (in 2 Bänden) heraus. Diese Schrift brachte ihn in den Verdacht, ein Freund der französischen Revolution zu seyn, weßhalb er von dem König seine völlige Entlassung erhielt. Er zog sich 1794 nach Hamburg zurück, wo er sein Journal Frankreich herausgab, und kaufte sich in Holstein ein Landgut. Allein noch zu Ende desselben Jahres wurde er zurückberufen und durch die Stelle eines königlichen Salinendirectors in Halle entschädigt, in dessen Nähe er seinen freundlichen Landsitz wieder einnahm. Als im Jahr 1797 König Friedrich Wilhelm II. starb, blieb er nicht nur in dieser Stelle, sondern wurde auch durch seinen Nachfolger Friedrich Wilhelm III. von neuem für die italienische Oper und das Nationaltheater beschäftigt. Am Krönungstage desselben führte er seine Composition von Gotters Geisterinsel auf, — eine seiner besten Hervorbringungen. Im folgenden Jahre componirte er seine italienische Oper Rosmunda, für welche ihm der König ein

Geschenk von 1500 Thalern, und eine Erhöhung seiner Einkünfte von 800 Thalern bewilligte. Im Jahr 1799 wurde seine Oper Brenno wiederholt. Im folgenden Jahre componirte er die Oden Friedrich des Großen zur Feier seines Geburtstags, so wie zum Jubiläum der Akademie der Wissenschaften, und führte Tamerlan deutsch auf; im Jahr 1801 Kotzebue's Oper, der bezauberte Wald, für die Eröffnung des neu gebauten Nationaltheaters, und mehrere Stücke zu den Kreuzfahrern desselben Dichters; für dasselbe Theater die Instrumental- und Gesangsstücke zu Göthe's Egmont, und desselben kleine Schweizeroper Jery und Bätheły. Auch machte er den ersten, nicht nach Verdienst nachgeahmten Versuch, die artige Gattung des Vaudeville auf das deutsche Theater zu verpflanzen. Da aber die Deutschen an satirische und epigrammatische Gesänge auf dem Theater nicht gewöhnt sind, so wählte er zu seinem Versuche einen sentimentalen Stoff aus der französischen Revolution, um zugleich seine beliebtesten Melodien Göthischer und anderer Lieder hier einzuflechten, und nannte das Ganze ein Liederspiel, dem er den Titel Liebe und Treue gab. Es wurde mit vielem Beifall aufgenommen, um so mehr, da hier Reichardt auch das Verdienst des Dichters hatte. Um auch eine andere Gattung von Liedern, welche die Deutschen besitzen und lieben, benutzen zu können, nämlich Volkslieder und Trinklieder, schrieb er ein andres Liederspiel, welchem er den Namen Juchhei gab; ein drittes, der Gattung nach dem ersten ähnlich, nannte er Kunst und Liebe. Beide gefielen weniger. Im Jahr 1803 machte er seine vierte Reise nach Frankreich, wo er überall wohl aufgenommen und zum correspondirenden Mitgliede des Instituts ernannt wurde. Nach seiner Rückkehr gab er wieder vertraute Briefe, geschrieben auf einer Reise durch Frankreich in den Jahren 1803 und 1804, in 3 Bänden heraus, welche allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Als im Jahr 1806 die Franzosen nach Halle vordrangen, verließ auch Reichardt seinen Wohnplatz, und hielt sich ein ganzes Jahr in Danzig, Königsberg und Memel auf. Nach dem Frieden zu Tilsit rufte der neue König von Westphalen alle seine in den eroberten Provinzen ansässigen Unterthanen bei Strafe der Confiscation ihrer Güter zurück; dadurch sah sich auch Reichardt, der 30 Jahre lang in dem Dienste der Könige von Preußen gestanden, in die Nothwendigkeit versetzt, nach Halle zurückzukehren. Da er aber seine Stelle als Salinendirector eingezogen fand, wendete er sich an die Regierung nach Cassel und erhielt das Versprechen, durch eine andere Stelle von gleichem Werthe entschädigt zu werden. Er stellte sich darauf in Cassel vor, und in demselben Augenblicke, da er von zwei Staatsräthen zum Unterpräfecten von Halle, und zum Generalsecretär der Präfectur Magdeburg vorgeschlagen wurde, ernannte ihn der König von Westphalen zum Director des französischen und deutschen Theaters in Cassel, mit 9000 Franken Gehalt. Diesen Posten bekleidete er während des Jahres 1808, und schrieb in demselben mehrere Divertissements bei Gelegenheit der dasigen Hoffeierlichkeiten, so wie eine kleine französische Oper L'heureux Naufrage. Gegen Ende dieses Jahres machte er eine Reise nach Wien, um dort einige Sänger für die Opera buffa zu suchen, welche man mit der deutschen Oper vereinigen wollte. Dort lud ihn die Generaldirection der Theater ein, Colins Oper Brabamante zu componiren. Da ihm aber von seinem Hofe eine Verlängerung seiner Abwesenheit nicht bewilligt wurde, so ließ er sich in Unterhandlungen in Betreff eines ehrenvollen und einträglichen Platzes ein, welchen die Theaterdirection

ihm antrug. Allein bevor noch seine Oper, die man im Hause des Fürsten von Lobkowitz (eines der Directoren) aufgeführt hatte, auf das Theater gebracht wurde, brach der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich aus, und er zog sich abermals auf seinen ruhigen Landsitz nach Giebichenstein zurück. Hier schrieb er auch die interessanten und vielgelesenen Briefe über Wien, und starb den 27sten Juni 1814. Wir schließen diesen von ihm selbst herrührenden Nachrichten über sein Leben einige Bemerkungen über seinen musikalischen Charakter an. Reichardts Musik ist nicht das Product des musikalischen Genies, sondern der Bildung und Reflexion; daher auch das in seiner ganzen musikalischen Laufbahn vorherrschende Streben nach Charaktermusik und einfacher Größe, wobei ihm Gluck als stetes Muster vorschwebte, ein Streben, welches ihm manchen Triumph (z. B. in der meisterhaften Hexenmusik zu Makbeth, welche nicht genug bekannt geworden ist, und in der Geisterinsel), und in der musikalischen Declamation die Meisterschaft erwarb; ihn aber auch eben so oft zu Trockenheit, Steifheit und Leere führte, wie in Brennus, den er für eine seiner besten Compositionen hielt. Nicht selten gelang ihm jedoch das Schwerste am besten; dies zeigen seine Compositionen zu Göthe's Liedern, an deren andeutungsvoller Naivetät weit genialere Componisten als Reichardt scheiterten, die er aber größtentheils mit eigenthümlicher Leichtigkeit auffaßte und in einfach schönen Melodien ausdrückte. Viele derselben gewinnt man, wie Göthe's Lieder selbst, erst nach mehrmaligem Wiederholen recht lieb. In der Begleitung ist er aber nicht immer mannichfaltig und unterhaltend genug. Bei Klopstocks und Herders Liedern zeigt er sich öfters nur als trocknen Declamator; auch gelangen ihm Schillers Gedichte wenig. Die meisten seiner Liedercompositionen und Instrumentalstücke hat er bis 1792, besonders aber in den achtziger Jahren herausgegeben. Seinem practischen Talent in der Musik stand sein theoretisches ziemlich gleich, nur daß er hier weniger einseitig war. Auch war er nicht bloß Theoretiker in dem Mechanischen der Tonkunst, sondern geistvoller Theoretiker und Kritiker in dem hauptsächlich von Musikern so selten betretenen Felde des Aesthetischen ihrer Kunst. Dies zeigen seine vielen musikalischen Abhandlungen, Charakteristiken und Kritiken, welche er seit den siebenziger Jahren einzeln, und in den von ihm herausgegebenen Schriften und Journalen, so wie in öffentlichen Zeitschriften ins Publicum geschickt hat (z. B. in seiner zu Berlin herausgegebenen musikalischen Zeitung, 3 Theile, 1805 und 1806). Besonders spricht er trefflich über musikalische Behandlung der Texte. Ueberhaupt war Reichardt ein sehr geistvoller Mann und feiner Beobachter, gewandt und witzig im Umgange, aber eben so eitel und ruhmredig. Dies zog ihm manche Unannehmlichkeiten zu. Seine Familie ist durch Kunstbildung ausgezeichnet. Seine erste Frau, Julie Reichardt, geboren 1752 zu Berlin, war eine Tochter des berühmten Franz Benda, eine der besten Sängerinnen der damaligen Zeit, und auch Componistin. Sie bildete seit ihrer Verbindung mit Reichardt (im Jahr 1779) ihr Talent immer vollkommner aus, starb aber in der Mitte ihrer herrlichen Laufbahn 1783. Unter Reichardts Töchtern ist Luise Reichardt als Liedercomponistin ebenfalls ausgezeichnet. Eine andere ist die Gattin des Naturforschers Steffens. T.

Reichenbach (Georg von), unstreitig der erste mechanische Künstler unserer Zeit. Er ist am 24sten August 1772 zu Manheim geboren, wurde 1793 als Officier, 1811 als Salinenrath im Kö-

nigreiche Bayern angestellt, und mit dem bayerschen Civilverdienstorden beehrt. Ausgestattet mit einem Erfindungsgeiste, der in dem großen Umkreise der Naturforschung die Hülfsmittel zur Auffassung großer Erscheinungen schnell zu schaffen und mit einem Umblick, der das Mangelhafte schon vorhandener Kunstwerkzeuge für Beobachtungen und Versuche leicht zu durchdringen vermag, bildete er seine seltenen Anlagen durch eine Reise nach England noch mehr aus. In den mechanisch-optischen Instituten, welche er in Verbindung mit dem Geheimen Rath von Utzschneider und Frauenhofer zu München und Benedictbeurn (s. letztern Art.) seit 1805 errichtet hat, werden alle zu den großen astronomischen und geodätischen Operationen nöthigen Instrumente in einer Vollkommenheit ausgeführt, gegen die, nach dem Urtheile der ersten Kenner, alles andere in dieser Art zeither Geleistete weit zurückbleibt. Die großen 3füßigen Meridiankreise, die 12zolligen Repetitionskreise, die Theodoliten u. s. w., die aus diesen bewundernswürdigen Werkstätten hervorgehen, sind in Einfachheit und Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung, in Schärfe und Feinheit der Theilung, so wie überhaupt in der ganzen Anordnung unübertreffbar. Die großen astronomischen Fernröhre und Refractoren aus dem Frauenhoferschen optischen Institut zu Benedictbeurn bringen durch die Vortrefflichkeit des Flintglases und der ganzen Zusammensetzung bewundernswürdige Wirkungen hervor. Schon war ein Refractor von 7¼ Zoll Oeffnung und 9 Fuß Brennweite gelungen, welcher, parallactisch aufgestellt, durch ein Uhrwerk der Bewegung der Sterne folgt. Noch größere, die man mit Recht Riesenrefractoren nennen könnte, waren in Arbeit, und man hoffte, es bald bis auf 10 und vielleicht auch auf 12 Zoll Oeffnung zu bringen. Die großen Aequatoriale Reichenbachs und die Heliometer Frauenhofers befriedigen durch ihre sinnreiche Construction und Vortrefflichkeit die höchsten Erwartungen der Astronomen. Ein ganz eigenthümliches Instrument hat Reichenbach im Jahre 1812 für den Freiherrn von Zach verfertigt, welches eine tragbare Sternwarte genannt werden könnte, da es die beiden Hauptinstrumente einer Sternwarte, ein vollkommenes Mittagsfernrohr nebst einem Repetitionskreise, noch mit einem repetirenden Theodoliten zur Messung der Azimuthe in sich vereinigt. — Noch hat sich Reichenbach durch vortreffliche mechanische Einrichtungen in den bayerschen Salinen, so wie durch seine Erfindung eiserner Brücken nach einer neuen Construction (über die er ein besonderes Werk geschrieben) ausgezeichnet. — Zum Schluß mögen die Preise einiger Reichenbachschen und Frauenhoferschen Instrumente angezeigt werden, die verhältnißmäßig sehr billig, und niedriger als die Preise der englischen Künstler sind. Ein 12zolliger Repetitionskreis, vollständig montirt, 1000 Fl. rheinisch. Ein astronomischer Repetitionstheodolit 400 Fl. Tubus von 58 Zoll Länge, 48 Zoll Brennweite, 41 Linien Oeffnung, mit Stativ, feiner Vertical-Bewegung, 2 irdischen, 4 astron. Ocularen, Sonnenglas, Kasten 400 Fl. Tubus von 42 Zoll Länge, 34 Zoll Brennweite, 32 Linien Oeffnung, mit Stativ, 1 irdischen, 2 astronomischen Ocularen, Sonnenglas, Kasten 200 Fl. Fernrohr von 42 Zoll Länge, 34 Zoll Brennweite, 28 Linien Oeffnung, mit 2 Rohren, 1 irdischen Ocular, 74 Fl. Detto von 25 Zoll Länge, 18 Zoll Brennweite, 17 Linien Oeffnung, mit 2 Rohren, 1 irdischen Ocular 29 Fl. — Theater-Perspectiv von Messing mit doppeltem Objectiv 6 Fl. 30 Kr. Zusammen-

gesetztes Mikroscop mit 4 achromatischen Objectiven, 2 Ocularen, Apparate und Kästchen 77 Fl. Detto mit 3 Objectiven, 1 Ocular, Apparate und Kästchen 58 Fl. Für München hat Reichenbach neuerdings mehrere kostbare mathematische Instrumente geliefert, welche aber, da ihre Aufstellung einen neuen Bau erfodert, in zwei Sälen der königlichen Akademie der Wissenschaften ihren vorläufigen Platz haben. Der Kronprinz von Bayern hat seine Büste, von Kirchmayr schön gearbeitet, in seinem Pantheon großer Deutschen aufgestellt. L.

Reichenbacher Convention. Diese zu Reichenbach in Schlesien den 27sten Juli 1790 zwischen Oesterreich und Preußen abgeschlossene Convention ist als die Grundlage oder Veranlassung des 1791 zu Szistova zwischen Oesterreich und der Pforte geschlossenen Friedens zu betrachten, da durch die genannte Convention Preußen das deutsche Kaiserhaus nöthigte, den seit 1788 mit den Türken glücklich geführten Krieg mit einem Frieden zu enden, der der Pforte alles Verlorne wiedergab.

Reichenhall, eine kleine hübsch gebaute Stadt von beinahe 2500 Einwohnern, liegt im Isarkreise des Königreichs Baiern, in einer wild-romantischen Gegend, am linken Ufer der Saale, welche sich nordwestlich von Salzburg in die Salze ergießt. Ihren Namen hat sie dem reichen Salzwerke zu danken, welches sich hier befindet. Das Wasser dieses Salzwerks wird theils in Reichenhall selbst gesotten, theils durch ein großes Rad von 36 Schuhen im Durchmesser auf ein Gebäude gebracht, und läuft dann in bleiernen Röhren drei Meilen weit nordwestlich bis Traunstein, einem kleinen Städtchen an der Traun, unfern des Chiemsees; hier wird es gesotten, und dadurch nicht nur die weitere Fortbringung sehr erleichtert, sondern auch wegen des Ueberflusses an Holz, welchen Traunstein hat, die Kosten bedeutend vermindert. Man mußte, damit das Wasser über die hohen Berge fließen konnte, dasselbe immer höher heben, und hat daher auf diesem Wege mehrere Preßwerke angelegt. In der Nähe dieses Salzbrunnens fand man eine sehr stark fließende süße Quelle; diese mußte abgeleitet werden, um dem Salzwerke nicht zu schaden, doch so, daß man es noch zum Betriebe der Räder und Preßwerke benutzen könne. Da man zugleich des überflüssigen Salzwassers, welches man hier nicht verbrauchen kann, sich entledigen wollte, so wurde ein unterirdischer Canal erbaut, welcher sowohl jene süße Quelle, als auch das überflüssige Salzwasser ableitet. Dieses Werk wurde vor einigen hundert Jahren aus Kieselquadraten aufgeführt, hier und da mit sehr hartem Bergharze überzogen, ist fünf Schuh breit, gewölbt und geht in einer Tiefe von zwölf Klaftern unter der Stadt, und dann noch unter Gärten und Feldern fort, bis es endlich den 4 Schuh tiefen Bach wieder ans Tageslicht bringt. Dieser Bach läuft so schnell, daß man in einem kleinen Kahn mit angezündeten Lichtern binnen einer Viertelstunde durch den Canal schiffen kann. Man steigt zu diesem unterirdischen Canal durch einen Thurm auf einer Treppe tief, aber bequem hinunter, bis man zur Quelle der Soole kommt, deren überflüssiges Wasser noch 50 Schritte fließt, ehe es sich mit der süßen Quelle vereinigt. Dieser Canal hat fünf Luftlöcher, welche in der Gestalt von Thürmen aus der Erde an die freie Luft herausgeführt sind, und durch welche man sich mit denen, welche den Canal beschiffen, unterhalten kann. In neuesten Zeiten ist noch eine

neue Soolenleitung bis Rosenheim, 14 Stunden weit, angelegt worden. In Reichenhall allein werden jährlich gegen 400,000 Ctr. Salz gesotten.

Reichstadt, eine Herrschaft in Böhmen, deren Hauptstadt, ein Marktflecken gleichen Namens, mit einem schönen Schlosse und 230 Häusern, 12 Meilen von Prag gegen die Gränze der Oberlausitz zu liegt. Diese Herrschaft hat immer fürstliche Personen zu Besitzern gehabt. Kaiser Franz I. ertheilte von dieser Herrschaft, durch Patent vom 22sten July 1818, seinem Enkel, dem Prinzen Franz Joseph Carl, Sohn der Erzherzogin Marie Louise, Herzogin von Parma, den Titel eines Herzogs von Reichstadt, mit der Benennung Durchlaucht und dem Range unmittelbar nach den Prinzen des österreichischen Hauses, verlieh ihm auch deswegen ein besonderes Wappen.

Reif ist der von der Kälte erstarrte Thau, der sich in den frühesten Morgenstunden besonders an den Zweigen der Bäume, den Pflanzen und andern Dingen anzusetzen pflegt. Dieses Ansetzen des Reifes geschieht nach denselben Gesetzen, wie das der Salzcrystalle. Girtanner in seinen Anfangsgründen der antiphlogistischen Chemie gibt über die Gestaltung und Ansetzung des Reifs belehrende Aufschlüsse.

Reifenstein (Joh. Friedrich), ein berühmter Kunstkenner, ward am 22sten November 1719 von rechtlichen, aber armen Aeltern geboren, kam darauf in die löbenichtsche Armenschule und ging aus derselben 1735 auf die Universität zu Königsberg, auf welcher er zwar die Rechte studirte, sich aber zugleich auf die schönen Wissenschaften legte, und nebenbei im Zeichnen und Mahlen übte. Als Hofmeister eines jungen Edelmanns, hielt er sich dann ein Jahr in Berlin auf und ging 1745 auf Gottscheds Empfehlung als Pagenhofmeister nach Cassel. Hier in seinen Erwartungen getäuscht, begleitete er von 1760—1762 einen Grafen Lynar nach Frankreich, der Schweiz und Italien. In Rom, wo er eine vertraute Freundschaft mit Winkelmann schloß, gefiel es ihm so wohl, daß er daselbst zu bleiben beschloß. Von nun an widmete er sich in Gesellschaft seines Freundes, der seiner als Mitforschers in den römischen und herculanischen Arbeiten mehrmals in seinen Briefen erwähnt, dem Studium des Alterthums und der schönen Künste fast ausschließlich. Seine ökonomische Lage in Rom war anfangs nicht die günstigste, besserte sich aber, als er nicht nur von der petersburgischen Maler-Akademie eine Pension erhielt, sondern auch bei der Anwesenheit Kaisers Joseph II. in Rom viele Bekanntschaften in Wien machte. Die vielen Bekanntschaften, welche er überhaupt nach und nach mit vornehmen Personen aus allen Ländern gemacht hatte, waren Ursach, daß man ihm eine Menge Commissionen, den Ankauf von Kunstsachen betreffend, auftrug, welche ihm bedeutenden Gewinn verschafften. Unter andern schätzte ihn besonders der Herzog von Gotha, der ihm eine Pension nebst dem Hofrathstitel ertheilte. Wichtiger noch wurde ihm die Protection der Kaiserin von Rußland, welche ihm, auf des Barons Grimm eifrigste Fürsprache, ebenfalls eine bedeutende Pension aussetzte und ihn zum Hofrath ernannte. Diese Monarchin wünschte die bekannten Logen (loggie) Raphaels im Vatican in genauen Copien von gleicher Größe zu besitzen, und ertheilte Reifenstein den Auftrag, sie unter seiner Aufsicht von den vornehmsten Künstlern in Rom verfertigen zu lassen, wofür sie ihm fünfhundert

Zechinen aussetzte, welche er auch bis an seinen Tod behalten hat. Unter Reifensteins unmittelbare Bemühungen und Förderungen der Kunst gehört, außer seiner Wiederauffindung der Art und Weise, wie man Glaspasten von Cameen mit vielfarbigen Lagen verfertigt, auch seine Bemühung, die wieder entdeckte enkaustische Mahlerei, eine Art Wachsmahlerei, die darin besteht, daß man große Gegenstände und Decorationen auf Wände auftragen kann, zu vervollkommnen. Reifenstein unterlag einer langwierigen Krankheit, und starb am 6ten October 1793. Außer Archenholz Memoiren der Königin Christine, welche er noch in Cassel aus dem französischen Originale übersetzte, hat er mehrere kleine Aufsätze und Abhandlungen über die Mahlerei und Farbenmischung geschrieben, von denen mehrere im Journal étranger, Fevr. 1757, abgedruckt sind.

Reiger oder Reiher, ein Vogel, der sich seiner Nahrung wegen, welche in Fischen, Fröschen und Muschelthieren besteht, an Seen, Teichen und sumpfigen Orten aufhält. Der aschgraue Reiher ist auf dem Kopf mit einem schwärzlichen Strauße geziert, dessen saubere, zwei bis drei Fuß lange Federn sehr geschätzt werden. Die besten kommen aus der Türkei, vornehmlich von der Insel Candia. Doch trifft man den Vogel, der sie gibt, insonderheit den gemeinen Reiher, den Butorreiher und den silbergrauen Reiher auch in der Provence häufig an. Man gebraucht aber nicht bloß die Federn, welche sich am Kopfe des Männchens befinden, (aus einem Büschel von drei Federn bestehend, die bei acht Zoll lang sind und die der Vogel in der Mauserzeit verliert), sondern auch noch die Federn, welche man Kupe der Reiher nennt, und an diesem Vogel hin und wieder zu finden sind. Aus solchen macht man die Spitzen oder das Herz der Federbüsche zum Kopfputze für Frauenzimmer. Durch vorzügliche Länge und eine modige Farbe wird der Werth der Reiherfedern bestimmt. Man findet ganz schwarze, graue, blaulichte, ganz weiße und weiße mit schwarzen Spitzen. Die schwarzen sind in Europa die kostbarsten; man findet sie nur auf der Insel Candia; die grauen sammelt man am meisten in Preußen; ganz weiße kommen aus der Levante über Cairo, auch aus Ostindien.

Reihe, s. Progression.

Reil (Johann Christian), ein berühmter deutscher Arzt, Doctor der Arzneiwissenschaften, preußischer Geheimer-Oberbergrath, Director eines klinischen Instituts, ordentlicher Professor der Arzneikunde an der Universität zu Berlin, und Ritter des rothen Adlerordens 3ter Classe, war den 20sten Februar 1758 zu Rauden in Ostfriesland geboren. Sein Vater, welcher Prediger war, hatte ihn gleichfalls zum Geistlichen bestimmt; aber schon früh sprach sich seine Neigung für die Heilkunde, um die er sich so mannichfache Verdienste erworben hat, aus, und er ging, 20 Jahr alt, von der Schule zu Norden nach Göttingen, um diese Wissenschaft zu studiren. Zu Halle, wo er nachher seine Studien fortsetzte, erwarb er sich die Achtung Mekels und Goldhagens Freundschaft in vorzüglichem Grade, und promovirte dort den 9ten November 1783 als Doctor der Medicin und Chirurgie. Darauf practicirte er bis 1787, wo er als außerordentlicher Professor nach Halle berufen ward, in Ostfriesland. 1788 ward er ordentl. Professor der Therapie, im folgenden Jahre Stadtphysikus zu Halle, und Director des klinischen Instituts. Als Vorsteher dieser Anstalt, und überhaupt als akademischer Lehrer erwarb

sich Reil durch seine unermüdete und über zwanzig Jahre mit allgemeinem Beifall belohnte Thätigkeit, durch seinen großen Alles umfassenden Geist und seine ausgebreiteten Kenntnisse unsterbliche Verdienste. Als Staatsbürger und Mensch dachte er gleich hochherzig und edel. Nach der Schlacht von Auerstädt, da Alles vor der französischen Zwangherrschaft erzitterte, schickte Reil, keine Folgen scheuend, seinen ältesten Sohn nach Königsberg, um für seinen König zu streiten. Das Unglück der Universität, zu deren Glanze er so viel beigetragen hatte, und die Unterjochung des deutschen Vaterlandes machten ihn ernst und still, aber nicht muthlos. Er fürchtete sich nicht, die Unterdrücker seinen Stolz und seine Verachtung fühlen zu lassen, und gleiche Gesinnungen in Andern zu erregen. Um der Stadt Halle, welche durch den Krieg, durch die Vernichtung und nachmalige schlechte Wiederherstellung ihrer Universität, und den französischen Tyrannendruck zu verarmen anfing, eine neue Erwerbsquelle zu öffnen, stiftete Reil seine Badeanstalt, auf die er einen bedeutenden Theil seines beträchtlichen Vermögens verwandte. 1810 ging er nach Berlin als Professor der Arzneikunde. Der König hatte ihn schon früher durch den Charakter eines Oberbergraths ausgezeichnet, und beehrte ihn nachher mit dem rothen Adlerorden und dem Titel eines geheimen Oberbergraths. Viele Academien beeiferten sich, ihn zu ihrem Mitgliede aufzunehmen. Im Jahr 1813 übertrug ihm der König die oberste Leitung der Lazarethe auf dem linken Elbufer. Ehe er Berlin verließ, besuchte er den als Arzt so geschätzten Professor Grapengießer, der vom Typhus ergriffen war, wurde von demselben angesteckt, und starb den 12ten November 1813 in Halle, als Director der dort und zu Leipzig befindlichen Lazarethe. Sein Leichnam wurde unter zahlreichem Gefolge nach seinem Landhause unweit Giebichenstein abgeführt, und auf dem anliegenden Berge, den er vor mehrern Jahren durch schöne Anpflanzungen geziert hatte, beerdigt. Reil hinterließ eine Gattin, zwei Söhne und drei Töchter. Er war groß und wohlgebaut, von edler, stolzer Haltung, und überaus sprechender, bedeutungsvoller Gesichtsbildung. Als theoretischer, besonders psychischer Arzt, hat er sich durch seine Untersuchungen über den Bau des Gehirns, und seine ganz neuen physiologischen Ansichten einen bleibenden Ruhm erworben. Sein berühmtes Werk über die Erkenntniß und Cur der Fieber und mehrere andre Schriften beurkunden seinen großen Beobachtungsgeist mit philosophischem Scharfsinn und einer schönen Gabe methodischer Anordnung verbunden. Das hohe Ideal eines rationellen Arztes hat er, so wie es ihm vorschwebte, in seiner kleinen merkwürdigen Schrift über die Pepinieren dargestellt. Aber nicht bloß als Theoretiker und Schriftsteller, auch als practischer Arzt hatte Reil einen außerordentlichen Ruhm. Mit seltner Geschicklichkeit suchte er die Individualität eines jeden Kranken zu ergründen, und auch die psychischen Ursachen der physischkrankhaften Erscheinungen zu erforschen. Ueberaus sorgsam, theilnehmend und liebevoll am Krankenbette, hielt er doch mit der größten Festigkeit auf die Befolgung seiner Vorschriften. Besonders glücklich war er als psychischer und als Augenarzt, und viele an scheinbarem Wahnsinn, oder an Erblindung Leidende verdankten ihm ihre Herstellung. Aeußerst lesenswerth und anziehend ist die kleine Schrift: Johann Christian Reil, eine Denkschrift von Heinrich Steffens (Halle 1815).

Reim ist die gleichklingende Endigung zweier oder mehrerer Wörter. So reimen zu und du, treu und neu, und hier beruht der Reim auf dem bloßen Vocal oder Diphthong. Folgen dem Vocal noch Consonanten, so müssen diese nicht nur durchaus gleich, sondern es muß auch der Vocal von einerlei Beschaffenheit seyn. Es reimen daher stumm und krumm auf einander, nicht aber stumm und Ruhm, denn dort ist das u kurz und hier lang. Dagegen können Bad und hat und alle ähnlichen Wörter unbedenklich auf einander gereimt werden, weil auch die sorgfältigste Aussprache dem Ohre keine Verschiedenheit des d und t, wenn sie am Schlusse eines Wortes stehen, bemerkbar macht. Ein solcher einsylbiger Reim wird ein männlicher Reim genannt; erstreckt er sich durch zwei Sylben, so heißt er weiblich; erstreckt er sich durch drei Sylben, so heißt er ein gleitender (verso sdrucciolo). So sind flüchtig und tüchtig, schreiten und breiten, weibliche; reinigen und bescheinigen, gießende und fließende, gleitende Reime. Bei mehrsylbigen Reimen ist die größte Sorgfalt auf die völlige Uebereinstimmung der Consonanten zu wenden, und Reime wie Beide und Seite, neigen und reichen sind durchaus zu verwerfen. Doch haben unsere besten Dichter kein Bedenken getragen, ei mit eu und äu, i mit ü, e mit ä, z. B. eignen und läugnen, Beute und Weite, Hände und Ende zusammenzureimen, wiewohl eine richtige Aussprache, wenigstens zwischen den beiden ersten Reimen, einen deutlichen Unterschied hören läßt. Die letzte Regel, welche wir über den Reim anzuführen haben, ist die, daß nie ein und dasselbe Wort auf einander gereimt werden darf, es müßte denn ein besonderer Nachdruck damit beabsichtigt werden; wohl aber kann man zwei völlig gleichklingende Wörter zum Reim wählen, wenn sie nur von verschiedener Beschaffenheit sind, z. B. die Blüthe, und er blühte, rechten (das Verbum) und den Rechten (das Subst.). Reime, die sich auf mehr als drei Sylben erstrecken, sind bei uns nicht gebräuchlich, wohl aber bei den Arabern und Persern in ihren kurzen Oden (Gaseln), wo der durch das ganze Gedicht hindurchgeführte Reim zuweilen vier und mehr Sylben einnimmt. Einige Sprachen, wie die englische, haben vermöge ihres Bau's mehr Neigung zum männlichen, andere, wie die italienische und spanische, mehr Neigung zum weiblichen Reim; die deutsche und französische Sprache besitzen einen ungefähr gleichen Vorrath an männlichen und weiblichen Reimen, daher wir sie hier gewöhnlich in einer regelmäßigen Abwechslung finden; doch gibt es in diesen Sprachen auch Gedichte genug, die bloß männliche oder bloß weibliche Reime haben. — Zum Schluß fügen wir einige Bemerkungen über die Entstehung, Bedeutung und das Wesen des Reims in der Poesie hinzu. Die Alten kannten den Reim in der Anwendung, wie wir, nicht. Zwar finden wir namentlich bei Ovid einzelne gereimte Verse, und es ist nicht zu verkennen, daß diese Reime absichtlich sind; aber es soll durch sie nicht der Vers, sondern der Sinn hervorgehoben werden; eine Aehnlichkeit in dem Bau der Phrase gibt den Reim; schon durch das Ohr soll fühlbar gemacht werden, daß der Dichter durch ein Paar Verse analoge Ideen verfolgt; nachher reimt er nicht weiter. Die lateinischen Poesien des Mittelalters dagegen sind häufiger gereimt, schon im achten und neunten Jahrhundert. Aber die große Vermischung der Araber mit den Römern begann im achten Jahrhundert, und wahrscheinlich waren die ersten lateinischen Reime schon von ihnen entlehnt. In die nordischen Sprachen aber wurde der Reim durch die Gothen gebracht, welche ihn ebenfalls

aus dem Morgenlande hatten. Die ältesten Denkmäler der scandinavischen Poesie hingegen haben den Reim nicht, sondern die Alliteration (s. den Art.), da in ihnen die Consonanten vorherrschen. Dies alles begründet die Meinung, daß der Reim sich von den Arabern herschreibt. Von ihnen empfingen ihn die Provençalen, und von diesen, deren Poesie einst die herrschende war, die übrigen Nationen. Entstanden aber ist der Reim ursprünglich aus dem dunkeln Gefühle, das allenthalben nach Symmetrie, Uebereinstimmung, also auch im Klange strebt. Daher ist auch die Distichenform oder die Verfolgung eines und desselben Reims gewiß seine älteste Form. Erst die Troubadouren versuchten allerlei künstliche Verschränkungsarten des Reims in dem Sonett, der Canzone u. s. w., und die Spanier und Italiener brachten diese Form zur Vollkommenheit, indem ihr richtiges Gefühl ihnen anzeigte, wie weit das Ohr im Stande sey, den Reim festzuhalten, und wo er sich verliere, wobei nicht außer Acht zu lassen ist, daß nicht alles das für unsre Sprache gelten kann, was in ihrer an volltönenden Vocalen reichen Sprache anwendbar und zulässig war. Eine ausführlichere Theorie des Reims hat St. Schütze geschrieben. Die Reimwörterbücher, obwohl ihnen nicht aller Nutzen abzusprechen ist, sind außer Gebrauch gekommen. Sonst bediente man sich freilich solcher Bücher (wie z. B. Hübners Reimwörterbuch) um den Gedanken durch den Reim zu erhalten. Ein neueres ist Schäfers hochdeutsches Wörterbuch nach den Endsylben geordnet (nebst einer Abhandlung über den Reim. Weißenfels und Leipzig 1800.) M.

Reimarus (Hermann Samuel), geboren zu Hamburg 1694 den 22sten December. Sein Vater war Nicolaus Reimarus, ein practisch glücklicher Lehrer am Johanneo; seine Mutter, eine geborne Witken. Außer seinem Vater waren es vorzüglich Christoph Wolf, und Fabricius, welche als Lehrer seiner Jugend den größten Einfluß auf ihn äußerten. Vom Jahre 1714 an studirte er in Jena unter Buddeus und Danz; alsdann promovirte er in Wittenberg als Magister legens, und wurde bald darauf Adjunctus der philosophischen Facultät. Nachdem er im Jahre 1720 eine Reise durch Belgien und einen großen Theil Englands gemacht hatte, kehrte er nach Wittenberg zurück, um philosophische und philologische Vorlesungen daselbst zu halten, und sich wo möglich häuslich niederzulassen. Im Jahre 1723 wurde er aber als Rector nach Wismar berufen, wo er innerhalb vier Jahre diese Schule in große Aufnahme brachte. 1727 wurde ihm die Professur der hebräischen Sprache an dem Gymnasio zu Hamburg angetragen, welche er auch annahm und in der Folge noch mit der Professur der Mathematik vereinigt zum großen Vortheil dieser Anstalt bis an sein Ende bekleidete. Er war ein sehr gründlicher, grammatisch gebildeter Philolog, was er vorzüglich in der von Fabricius begonnenen, und von ihm völlig ausgearbeiteten und vollendeten Ausgabe der römischen Geschichte des Dio Cassius beurkundete. Geßner erklärte ihn wegen dieser Arbeit für einen der ersten Kritiker Deutschlands; dies hatte auch zur Folge, daß der Herr von Münchhausen ihm nach Geßners Tode dessen Lehrstelle antrug; welchen Antrag er aber aus Liebe zu seiner Vaterstadt ausschlug. Er war nicht auf einzelne Fächer beschränkt, sondern besaß einen großen Umfang von wissenschaftlichen Kenntnissen, namentlich in der Philosophie und Naturgeschichte, und arbeitete in jeder mit vieler Selbstständigkeit. Der Hauptgrundsatz, den er als Lehrer befolgte, war: das bloße Dociren so viel als möglich zu vermeiden, unverzüglich den Selbstunterricht seiner Schüler einzuleiten, zu

ordnen und zu befördern. Seine philosophischen und naturhistorischen Kenntnisse wandte er dazu an, in den Zeiten der Frivolität gegen das Göttliche, welche durch einige französische Gelehrte in Deutschland damals Raum gewann, seinen Mitbürgern Achtung und Ehrfurcht gegen das höchste Wesen einzuflößen, und den Glauben an Vorsehung und eine höhere Zukunft zu befestigen. Sein wichtigstes Werk, die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion in zehn Abhandlungen, auf eine begreifliche Art erklärt und gerettet, Hamburg 1754, beurkundete sein religiöses Streben auf eine ausgezeichnete Weise. Dieses Werk entsprach so dem Zeitbedürfniß, daß es sechs Auflagen nach einander erhielt. Damals wurde vorzüglich der physikotheologische Beweis als einer der gültigsten in der wichtigsten Angelegenheit der Menschen bearbeitet und hochgeschätzt; Linné, Bonnet, Haller, und vorzüglich Reimarus, hatten große Verdienste um diese Lehre; die Arbeit des Reimarus, als die gründlichste und streng geordnete, wurde allen ähnlichen Versuchen mit Recht vorgezogen. Später gab er heraus: Die Vernunftlehre, als eine Anweisung zum richtigen Gebrauch der Vernunft in der Erkenntniß der Wahrheit, aus zwei ganz untrüglichen Regeln der Einstimmung und des Widerspruchs hergeleitet, Hamburg 1756. Eine Anwendung von den in diesem Werke aufgestellten Regeln machte er gegen das Positive des Christenthums; obgleich er seine Forschungen als Fragmente nur seinen vertrautesten Freunden im Manuscripte mittheilte, und nie die Absicht hatte, dieselben öffentlich bekannt zu machen, so konnte er es doch nicht verhindern, daß Lessing davon eine Abschrift erhielt. Lessing gab diese Fragmente heraus, unter dem Vorgeben, er habe sie in der wolfenbüttelschen Bibliothek, welche seiner Aufsicht anvertraut war, gefunden, und nannte die antichristliche Schrift (welche Döderlein in seinen Antifragmenten 1788 am kräftigsten widerlegte): Wolfenbüttelsche Fragmente eines Ungenannten. (S. Fragmente.) Gesetzt, es wäre noch nicht völlig ausgemacht (wie es doch ist), daß Reimarus der Verfasser davon sey, so war die Einsicht in seine Vernunftlehre jedem überzeugend, daß von einem Rationalisten, wie Reimarus war, ein solches Werk müsse abgefaßt worden seyn. Er starb den 1sten März 1768. Busch und Klotz haben eine kurze Biographie desselben in lateinischer Sprache bekannt gemacht. W. L.

Reimarus (Johann Albert Heinrich), geboren 1729 den 11ten November. Sein Vater war der eben genannte Hermann Samuel Reimarus, seine Mutter die jüngere Tochter des D. Albert Fabrizius. Den ersten Unterricht erhielt er in den untern Classen der Johannisschule. Im Jahr 1745 kam er auf das Gymnasium, und genoß außer dem öffentlichen Unterricht fortwährend den Privatunterricht seines Vaters. Noch kurz vor seiner Abreise auf die Universität Göttingen 1751 änderte er seinen Entschluß, gab das Studium der Jurisprudenz auf, und wählte die medicinischen Wissenschaften. In Leyden und Edinburg bearbeitete er in den Jahren 1753 und 1754 vorzüglich die practische Arzneilehre, und gab an letzterm Orte Veranlassung zu der nachher gestifteten edinburgischen medicinischen Gesellschaft. Im Jahre 1755 besuchte er unter D. Hunters Leitung die Spitäler zu London. Auf der Rückreise von England nach Holland verlor er alle seine Schriften, Abhandlungen und Bücher. Er promovirte in Leyden, und schrieb: De tumore ligamentorum circa articulos, fungo articulorum dicto 1757. Er war kein großer gelehrter, aber ein practisch glücklicher Arzt,

und verbreitete mit vielem Glück die Inoculation der natürlichen Blattern in Hamburg und in den umliegenden Gegenden. Für die Chirurgie machte er eine glückliche Entdeckung. Zufällig wurde durch unversehens eingespritzten Saft von Belladonna die Erweiterung der Pupille herbeigeführt; dies brachte ihn auf den Gedanken, daß es nützlich seyn würde, vor der Operation des grauen Staars dieses Mittel anzuwenden, weil dadurch der ganze Umfang der Linse entdeckt wird, und die Werkzeuge darauf viel sicherer angebracht werden können: viele Augenärzte haben bis auf die neuern Zeiten diesen Rath mit Glück befolgt. Er war ein Feind jeder Zwangsordnung; wo irgend nur die Freiheit, die innere oder äußere, beschränkt wurde, da nahm er sich ihrer an. Daher schrieb er gegen Getraidesperre, gegen öffentliche Kornmagazine, gegen Fleischtaxen, gegen Zunft- und Handwerkszwang, gegen den Zwang des Verlagsrechts (er billigte unter gewissen Bedingungen den Nachdruck), gegen medicinische Zwangsordnung, gegen Handelsverbote, gegen das Positive in den Vorschriften, nach welchen der Jugendunterricht von Staats wegen geleitet werden sollte. Obwohl ein wohlbegründeter Gottesverehrer, ließ er sich auch keinen dogmatischen Zwang in der Religion gefallen; die Vernunft mit ihrer Einstimmung und ihrem Widerspruch war ihm Richterin in der Religion. Die Einstimmung der Weltordnung war seine Religionslehre. — Er wurde 1796 Professor der Naturgeschichte und Naturlehre, suchte früher schon die Blitzableiter zu verbreiten, und erörterte Mehreres über den Blitz, dessen Bahn und Wirkung auf die verschiednen Körper. Er hinterließ einen Entwurf über die zweckmäßige Einrichtung in allen Reichen der Natur, Teleologie genannt; seiner Selbstbiographie ist er als Anhang beigefügt. In dem unglücklichen Jahre 1813 mußte er Hamburg verlassen, starb den 6ten Juni 1814 zu Ranzau, und wurde nach der Befreiung Hamburgs neben den Seinigen daselbst beigesetzt. W. L.

Reinecke oder Reinicke der Fuchs. Dieses berühmte episch-satirische Fabelgedicht erschien gegen Ende des 15ten Jahrhunderts in plattdeutscher Sprache, und zwar in friesischem Dialecte unter dem Titel: Reynke de Vos. Es enthält, in vier Büchern und zwölf Gesängen, eine witzig satirische Beschreibung von Hofränken und menschlichem Treiben. Alle darin vorkommenden Charaktere sind in die Maske von Thieren eingekleidet, und der treffende Witz und die naive Drolligkeit der geschilderten Scenen machen dies Werk zu einer kostbaren Urkunde altdeutscher Laune. Ueber den wahren Namen des Verfassers dieses Gedichts, der in der Vorrede sich Hinrich von Alkmar nennt und vorgibt, er habe es aus dem Französischen übersetzt, ist vielfach gestritten worden, ohne etwas Gewisses darüber herauszubringen. Nach Rollenhagens Angabe soll ein gewisser Nicolaus Baumann Verfasser des Reinicke Fuchs gewesen seyn. Dieser Baumann, früher in Diensten des Herzogs von Jülich, trat später in die des Herzogs Magnus von Meklenburg, wo er 1526 zu Rostock als Dr. Juris und Secretär starb. Das Unrecht, das er am jülichschen Hofe erlitten hatte, soll ihn zur Verfertigung dieses satirischen Gedichts bewogen haben, das zuerst von ihm 1522 zu Rostock herausgegeben wurde; der Name Hinrich von Alkmar aber von ihm fingirt worden seyn, um allen Verantwortungen zu entgehn. So fest Rollenhagen dies auch versichert — in der Vorrede zu seinem Froschmäusler — und so sehr Gottsched in seiner Ausgabe des Reinicke Fuchs (1752) diese Meinung unterstützt: so sind dagegen durch andre Angaben wieder Zweifel entstanden, (na-

mentlich durch die von Eckart, in der Einleitung zu Leibnitzens Collect. Etymolog. und Büsching in seinen wöchentlichen Nachrichten 1774 u. m. A.,) so daß es ungewiß geblieben ist, ob Baumann wirklicher Verfasser oder bloß Herausgeber war. Wie treffend übrigens der Verfasser des Reinicke Fuchs in seinem Gedichte diejenigen gezeichnet hat, gegen welche seine Satire gerichtet ist, sucht Eckart in seinem Commentar T. II. p. 797 darzuthun, der auch zum Theil die Personen namhaft macht, die unter den verschiedenen Thiergestalten gemeint seyn sollen, und sagt, daß Isegrimm der Wolf einen Herzog von Oesterreich, der Fuchs Reinecke aber den Herzog Reinhard von Lothringen vorstelle. Von den mancherlei Ausgaben des Reinecke Fuchs war lange Zeit die von Gottsched die beste, bis Göthe seine treffliche Bearbeitung dieses Gedichts in hochdeutscher Sprache und in Hexametern herausgab, welcher später eine andre hochdeutsche Ausgabe von Soltau in der Versart des Originals, d. h. in kurzen gereimten Jamben oder Knittelversen, 1803 folgte. Eine lateinische Uebersetzung dieses Gedichts in ähnlichen kurzen Jamben ist von Schoppen besorgt: eine holländische prosaische Historie von Reynáet de Voß kam schon 1483 zu Delft heraus; sie wurde 1783 vom Bibliothekar Suhl in Lübeck neu aufgelegt, und wird von einigen wenigen für das eigentliche Original gehalten. Die neueste und beste Ausgabe des Reinecke Fuchs in plattdeutscher Mundart ist die 1797 zu Eutin mit einem Glossarium von Bredow herausgegebene. Weniger bekannt, doch nicht ohne Werth, ist eine von Renner, unter dem Namen Sparre, gelieferte Fortsetzung des Reinecke Fuchs, betitelt: Hennynk de Han.

Reinecke (Johann Friedrich), der große deutsche Schauspieler, wurde um das Jahr 1745 zu Helmstädt geboren, wo sein Vater Advocat war. Reinecke hatte einen ältern Bruder, mit dem er von früher Jugend an in Unverträglichkeit lebte, und da er bei diesen kindischen Streiten meist den kürzern zog, und gegen das Uebelwollen des Bruders auch bei dem Vater keinen Schutz fand, so faßte er den verzweifelten Entschluß, heimlich der Aeltern Haus zu verlassen. Vierzehn Jahr war Reinecke, als er diesen Schritt ausführte, ohne Plan, ohne Geld und ohne die mindeste Aussicht. Der Knabe richtete seinen Weg zufällig nach Hamburg. Von Hunger gequält, sprach er einen Müller um Brot an. Den gutherzigen Mann rührte das offene Wesen des jungen Menschen, er nahm ihn in seine Wohnung, gab ihm zu essen, und ließ, von Geschäften gerufen, Reinecken allein im Zimmer. Da erblickt dieser seines Wirthes Taschenuhr an der Wand, und eine heftige Begierde nach dem Besitz eines so köstlichen Geräths ergreift seine Brust. Seine Ehrlichkeit besteht einen harten Kampf, aber sie siegt. Reinecke, um bei längerm Alleinseyn nicht noch einmal in Versuchung zu gerathen, verläßt heimlich, und ohne Abschied zu nehmen, schnell das gastliche Haus. Fuhrleute, die er auf seinem Wege trifft, helfen ihm vollends bis Hamburg, wo er hungrig und müde ankommt. Das Brot an einem Bäckerladen reizt seinen Appetit; er tritt ein, und bittet den Meister, ihm eins zu borgen, das er zu bezahlen verspricht, sobald er kann. Dem ehrlichen Handwerksmann gefällt des Knaben ehrlich-unschuldiges Benehmen, er nimmt ihn in sein Haus, bis eine Aussicht sich für ihn eröffnen würde. Mehrere Tage ist Reinecke schon da, als der Einfall des Bäckers, seinen Schützling einmal mit ins Theater zu nehmen, dessen zukünftige Laufbahn bestimmt. Noch nie hatte Reinecke

die bunte, ideale Welt der Bretter gesehen; der Eindruck, den sie auf ihn machte, war gränzenlos. Ihn floh der Schlaf; und seines Lebens höchster Wunsch, auch in dieser Zauberwelt aufzutreten, stand fest vor seiner Seele. Er eilt den nächsten Morgen nach dem Hause, in dem so Wunderbares sich begibt; er bittet den Directeur um Aufnahme, dieser weis't ihn ab; der Jüngling läßt sich aber nicht abschrecken: er fährt fort zu bitten und endlich wird er — als Laufbursche angenommen. Mehrere Jahre bleibt Reinecke, schon glücklich, daß es ihm vergönnt ist, täglich die Scene zu sehen, mitunter einen Aufwärter vorstellen zu dürfen; trotz der oft harten Behandlung seines Herrn, in dieser Lage, endlich erwacht sein Selbstgefühl, das ihm sagt, er sey zu etwas Besserem bestimmt. Er verläßt Hamburg, spielt bei kleinen herumziehenden Truppen bald hier bald da, und bildet durch eifriges Studium und Nachdenken sein großes mimisches Talent. Bei der Seilerschen Gesellschaft lernt er seine Gattin kennen; er kommt zum zweiten Mal nach Hamburg, und schon fängt sein Ruhm sich an zu heben. Endlich bei der damaligen Bondinischen Gesellschaft in Dresden und Leipzig angestellt, wird er der Welt als großer Schauspieler bekannt. Die Freundschaft des verdienstvollen Declamators Schocher, den er in der letztgenannten Stadt kennen lernte, ward von dem bedeutendsten und besten Erfolg für Reinecke's Spiel. Von nun an, befreit von den bisher getragenen Fesseln eines falschen Pathos, der sich damals noch in sogenannten Helden- und Staatsactionen, in Gang und Ton, oft lächerlich genug und zum Hohn der Natur und eines richtigen Geschmacks — auf den Bühnen zu zeigen pflegte, wird Reinecke Vorbild seiner Collegen in hochtragischen Heldenrollen, und der gefeierte Liebling des Publikums, das in ihm fast zum ersten Mal einen ohne Uebertreibung und Unnatur, dargestellten Helden erblickt. Eben so ward er in den Rollen launiger und zärtlicher Alten bewundert. Die ausdrucksvolle, männliche Bildung und seine sonore Stimme begünstigten seine trefflichen Darstellungen des Grafen Essex, Otto von Wittelsbach, König Lear, des deutschen Hausvaters, des Oberförsters Warburg ꝛc. u. a. ungemein. Reinecke starb als Regisseur des Bondinischen Theaters in Dresden den 1sten October 1787.

Reinhard (Franz Volkmar), der berühmte Theolog und protestantische Prediger, wurde geboren den 12ten März 1753 zu Vohenstrauß, einem Marktflecken im Herzogthum Sulzbach, wo sein Vater, Johann Stephan Matthias Reinhard, Prediger war. Die erste Erziehung und den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater, welcher durch das ausschließliche Lesen der Bibel in seinem Sohne einen tiefen religiösen Sinn, durch den gründlichsten Sprachunterricht eine genaue Bekanntschaft mit der Philologie und durch frühzeitiges Gewöhnen an logisches Denken die bewundernswürdigste Gewandtheit und Sicherheit im Denken und Handeln begründete. — Auf der Schule zu Regensburg war es namentlich der Conrector Töpfer, welcher durch Hülfe seiner echt pädagogischen Individualisirung den bildendsten Einfluß auf ihn äußerte. — Im Jahr 1773 bezog er die Universität Wittenberg, 1777 habilitirte er sich daselbst als Magister legens, und wurde 1778 Adjunctus der philosophischen Facultät. Nachdem er von 1780 an als außerordentlicher Professor der Philosophie vorzüglich durch philologische und philosophische Vorlesungen seinen Scharfsinn und seine Gelehrsamkeit beur-

kundet hatte, wurde ihm die ordentliche Professur der Theologie anvertraut. Seine glücklichen Versuche im Predigen, verbunden mit der ihm eigenthümlichen gründlichen und allseitigen Kenntniß der Theologie veranlaßten die sächsische Regierung, ihn 1792 als Oberhofprediger, Kirchenrath und Oberconsistorialassessor nach Dresden zu berufen, in welchen Aemtern er bis an seinen Tod, welcher den 6ten September 1812 erfolgte, mit der größten Anstrengung des Geistes und Körpers, mit seltner Uneigennützigkeit, und mit einer echt deutschen Vaterlandsliebe seine Berufspflichten, so streng und vollkommen als möglich, zu erfüllen strebte. — Selten hat ein Mann das ihm verliehene Pfund so wuchern lassen als Reinhard; um dieses Urtheil zu beweisen, ist es nöthig, die Aufgabe seines Strebens zu kennen, und ihm in den verschiedenen Richtungen seiner Amtsthätigkeit zu folgen. — Die harmonische Entwicklung und Ausbildung der drei geistigen Grundvermögen, des Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögens zu einer gleichmäßigen vereinigten Thätigkeit war die Hauptaufgabe seines rastlosen Strebens. Das Vorstellungsvermögen in den verschiedenen Formen der Anschauung des Verstandes und der Urtheilskraft war bei ihm vorherrschend; sein Gedächtniß war schwach, mehr Sach- als Wortgedächtniß, denn es mangelte ihm die Leichtigkeit des Memorirens. Das Gefühlsvermögen war ihm ein bloß vermittelndes zwischen den beiden andern; daher stand es nebst den übrigen Kräften der Seele stets unter der Herrschaft des Vorstellungsvermögens. — So wie jeder denkende Kopf in den Jahren seiner Mündigkeit durch philosophisches Forschen nach Selbstständigkeit ringt, so auch Reinhard. Er trat auf als scharfsinniger Denker, als skeptischer Forscher, und schied als gläubig frommer Theolog und Christ. Es ist höchst belehrend, seine Bekenntnisse über sein früheres philosophisches Streben und dessen Resultate von ihm selbst zu vernehmen. Ob er gleich die Philosophie nicht bloß als Magd der Theologie, sondern selbstständiger betrachtete, so gestand er doch: „das Studium aller Systeme der philosophirenden Vernunft läßt ein entschiedenes Mißtrauen gegen die Speculationen derselben übrig, weil man an allen noch Schwächen findet. — Ich habe nie in der Philosophie etwas für wahr gehalten, was der Sittlichkeit nachtheilig war. Sätze dieser Art, wie scheinbar sie auch vorgetragen seyn mochten, empörten mich; durch die Erziehung, welche ich erhalten, und durch den Fleiß, welchen ich auf meine Besserung gewendet hatte, war das moralische Gefühl in mir zu wirksam geworden, als daß es unmoralische Behauptungen nicht sogleich mit Unwillen verworfen hätte (man verkenne hier nicht den Schutz, den ihm die frühe rein evangelische Erziehung gegeben). Bei der Philosophie fand ich nichts Festes, nichts Bleibendes, weder im Wissen, Glauben, noch Hoffen; wenn man nun nichts Sicheres hat, worauf man fußen kann, so kommt der Wunsch, Gott möchte selbst geredet haben, vorzüglich um der Schwachen willen, und so wird man alles das durchforschen, was sich als Offenbarung ankündigt.“ Der Ausgang und die Frucht von Reinhards Forschung war ein fester beruhigender Glaube an das reine Evangelium Jesu, wie es nach den Regeln einer richtig grammatischen Auslegung in der Schrift enthalten ist. „Es wurde mir unwidersprechlich gewiß (sagt er in der Vorrede zur Moral S. XXXV.), daß das Christenthum die nothwendigsten und gemeinnützigsten Wahrheiten auch gerade in der Form ent-

halte, in welcher sie am faßlichsten, anwendbarsten und wirksamsten sind; ich wurde gewahr, daß ohne die Auctorität Gottes bei dem großen einer höhern Ausbildung bedürftigen Haufen nicht durchzukommen ist, und daß es Augenblicke geben kann, wo sie auch dem scharfsinnigsten Denker willkommen und nützlich seyn muß; es wurden mir selbst an den Geheimnissen des Christenthums, die meiner Vernunft allerdings eine Zeit lang anstößig gewesen waren, Seiten sichtbar, wo sie sich an die Bedürfnisse der menschlichen Natur, wie sie wirklich ist, anschlossen, und dadurch eine große practische Wichtigkeit für Besserung und Beruhigung erhielten." — In dieser Periode eines mehr philosophisch-theologischen Forschens entstanden auch die Hauptwerke Reinhards. Erstens, psychologischer Versuch über das Wunderbare und die Verwunderung, wovon nur der erste Theil erschienen ist; den zweiten Theil, der das Wunderbare im Christenthume nachweisen sollte, folglich auch seine Ansichten über die Wunder des A. und N. T. enthalten mußte, folgen zu lassen, mochte wohl seine Gewissenhaftigkeit verhindern, zu Folge welcher er selbst gesteht: es war mir Gewissenssache, mich in keinen Streit mit einem Buche zu verwickeln, das einem so großen Theile unsers Geschlechts ein von Gott selbst herrührender Unterricht ist, dessen göttliche Kraft ich so oft an meinem eignen Herzen empfunden hatte, und für das sich mein ganzes Gefühl immer entscheidender erklärte. — Zweitens, Versuch über den Plan, welchen der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschheit entwarf, zuerst anonym 1781, Wittenberg und Zerbst, 2te Auflage 1784, 3te Auflage 1789, 4te 1798; die nach einander erfolgten Auflagen erhielten von ihm bloß formelle Verbesserungen. Diese Schrift erhielt sehr vielen Beifall, und wurde allgemein verbreitet. Er zeigte darin, daß es höchst vernünftig sey, Jesum, um seines großen, allumfassenden, einzigen Entwurfes wegen, der eben deßhalb einen höhern Einfluß Gottes voraussetze, für einen Gesandten Gottes an die Menschheit zu halten. Abgesehn davon, daß der Schluß aus den Vordersätzen nicht nothwendig erfolgen muß, so widerspricht auch die Geschichte den Ansichten Reinhards, und die heilige Schrift schweigt gänzlich davon, daß sich Jesus einen solchen Plan entworfen habe; denn Jesus behauptet standhaft bei mehreren Gelegenheiten: es sey nicht sein Gedanke, nicht sein Plan, nicht sein Wille, den er ausführe; es sey des Vaters Rathschluß, des Vaters Auftrag, was er ins Werk zu setzen habe. — Durch diese Darstellung beeinträchtigte er bei den Freunden der kritischen Philosophie den Glauben an die Göttlichkeit Jesu mehr, als er ihn gegen die Angriffe der Zeit zu vertheidigen und zu begründen strebte. Es war aber psychologisch nothwendig, daß Reinhard das Leben und Handeln Jesu mit der Kraft maß, welche in ihm selbst die ausgebildetste war; er als allseitig logisch gebildeter Kopf, im Besitze einer seltenen Fertigkeit im Disponiren, mußte Jesum einen Plan machen lassen, um in dem Ideal seines eignen Strebens das Göttliche zu finden, was er Andern nachweisen wollte. — Er entwarf auch in dieser Zeit die beiden ersten Theile seines Systems der christlichen Moral, welche er 1788, 1789 herausgab; dieses Werk wurde in der Folge die Hauptaufgabe seiner literarischen Thätigkeit, er erweiterte und beendete es in fünf Theilen, wovon die ersten Theile die 4te Auflage erlebten. Bei der Bearbeitung dieses Werks war es ihm Hauptauf-

gabe: 1. zu zeigen, daß die christliche Sittenlehre der alten heidnischen und der Sittenlehre der Vernunft vorzuziehen sey; und worin dieser Vorzug bestehe; die christliche Sittenlehre also in dem Verhältnisse zu den übrigen zu beleuchten; 2. nachzuweisen, in welchem Verhältnisse die Sittenlehre des Christenthums mit der menschlichen Natur und den Gesetzen ihrer Wirksamkeit stehe. Die Erörterung beider Fragen erzeugte bei Reinhard den festgegründeten Glauben: die christliche Moral ist ein Werk Gottes, und konnte nur von dessen Sohne offenbart werden. Da er die christliche Sittenlehre als das große Veredlungsmittel der menschlichen Natur vorstellte, so beschrieb er zuerst die menschliche Natur und ihre Fähigkeiten, um dann, nach scharfsinniger Erörterung aller der Hindernisse, welche den Einfluß der christlichen Sittenlehre auf die menschliche Natur hemmen, die Mittel und Wege anzugeben, wie die Sittenlehre einen veredelnden Einfluß auf den Menschen erhalten könne. Hätte er das Princip seiner christlichen Moral aus dem Evangelio eben so einfach entlehnt, als es Jesus aufgestellt hat, so würde er nicht nöthig gehabt haben, der christlichen Moral seine Vollkommenheitstheorie als höchstes Princip aufzudringen, und die gründliche und scharfsinnige Widerlegung derselben als höchstes Princip in der Moral, welche Stäudlin, damals noch zu sehr im kritischen Formalismus befangen, in seinen Beiträgen zur Philosophie und Geschichte der Religion und Sittenlehre im 3ten und 4ten Bande bekannt machte, wäre überflüssig gewesen. — In der Theologie billigte er nichts, was mit den klaren Behauptungen der Bibel stritt; „daß hierbei (das sind seine eignen Worte) ein Vorurtheil der Jugend mitwirkte, will ich gar nicht in Abrede seyn. — Da ich die Bibel schon als Kind gelesen, sie als Wort Gottes an die Menschen gelesen, und sie so zu gebrauchen nie aufgehört hatte; so war sie mir so heilig, ihr Ansehn war mir so entscheidend geworden, daß ein Satz, der ihr widersprach, mein Religionsgefühl so sehr empörte, als eine unsittliche Behauptung meinen moralischen Sinn." Auffallend ist in Hinsicht seiner theologischen Bildung die Steigerung des Inhalts seiner Predigten; seine frühern Predigten sind mehr psychologisch, die folgenden huldigen der Moral, die spätern verbinden Moral und Dogmatik, und in den letzten Jahren spricht er seine dogmatischen Ueberzeugungen, in so fern sie rein evangelisch und der Schrift nicht widerstreitend sind, am stärksten aus. — In seinen Geständnissen, (eine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend, 1810, 2te Auflage 1811) sprach er im neunten Briefe seine Ueberzeugung von Rationalismus und Supernaturalismus ganz unumwunden aus; er äußerte selbst in einem vertraulichen Briefe: diese Aeußerungen werden mir die Theologen gewiß nicht verzeihen. Er behauptete darin, der Rationalist kann die Schrift gar nicht zulassen, wenn von der Begründung des Lehrbegriffs die Rede ist. Es kommt bei dem Lehrbegriffe nicht darauf an, worein man den Inhalt der Offenbarung setzt, sondern auf die Principien, von denen man ausgeht. Diese sind entweder Vernunft oder Offenbarung; ein drittes gibt es nicht. Consequent ist nur der, der sich ganz unbedingt zu einem von beiden bekennt, wer auf irgend eine Art beides vereinigt, wird ein inconsequenter Syncretist. Einige suchten die Vermittler zu machen, erfuhren aber das Schicksal aller Vermittler, sie verdarben es mit beiden Parteien. Man denke an den Streit über Consequenz und Inconsequenz, welchen einige sächsische Prediger

in den Jahren 1810-1812 hier und da zum Aergerniß des Volks führten, ohne Reinharden vorzüglich in der Behauptung, es komme auf die Principien an, von welchen man bei der Begründung des Lehrbegriffs ausgehe, gründlich zu widerlegen. (S. Rationalismus.) — Er war ein Feind der Naturphilosophie, und freute sich über jeden Versuch, durch welchen man ihre Herrschaft zu verdrängen suchte; man sehe die Vorrede zu dem von ihm herausgegebnen (vom Hofrath Crell in Göttingen abgefaßten) Werke: Pyrrho und Philalethes 1811. — Eben so offen legte er in der Vorrede zur Moral sein Glaubensbekenntniß über die kritische Philosophie nieder. Obschon in seinem Denken ihrer streng logischen und dialectischen Form huldigend, schenkte er ihrem Inhalte keinen Glauben; sondern bestritt denselben als ein gewaffneter Christ, um seinen den Offenbarungsglauben vermindernden Einfluß so viel als möglich zu verdrängen. — Am meisten Aufsehn erregte der Inhalt der 1800 gehaltenen Reformationspredigt. Er sprach darin von der freien Gnade Gottes mit einer so festen Ueberzeugung, daß viele irre an ihm wurden, und ihn der Hyperorthodoxie, der Heuchelei und einer charakterlosen Hinneigung zu einer stillen herrnhutischen Hofpartei beschuldigten. Diesen ungerechten Vorwurf hat ihm das Decret, nach welchem diese Predigt im ganzen sächsischen Lande und namentlich unter den Predigern verbreitet wurde, zugezogen. Der Beweggrund zur öffentlichen Bekanntmachung war kein andrer, als daß man dadurch der Religionspartei, welcher mehrere Mitglieder des Ministeriums damals huldigten, einen großen Dienst zu erweisen gedachte, wenn man einen der gelehrtesten Theologen und ausgezeichnetsten protestantischen Prediger als Vertheidiger einer ihrer sehr oft angefochtenen Hauptlehren öffentlich nennen konnte. Hätte man vorher seine Moral eingesehn, so würde dieses Decret wohl unterblieben seyn; denn Reinhard dachte sich das Verhältniß der Menschheit zur Gnade Gottes nicht bloß passiv. In jenem bedeutungsvollen Jahre 1812, wo Tausende ihren Glauben aufgaben, schrieb er folgendes merkwürdiges Bekenntniß nieder: „der Glaube, daß eine höhere Macht die Begebenheiten der Welt lenkt, und zuletzt einen erwünschten Ausgang herbeiführt, ist das Einzige, woran man sich unter diesen Umständen halten kann. Glücklich, daß ich ihn habe, diesen Glauben, sonst weiß ich nicht, wie es mir gehen würde.“ Dies sey hinreichend, ihn als einen echt evangelischen Theologen kennen zu lernen. Man hat ihn beschuldigt, daß er von alle dem, was er öffentlich sprach, nicht überzeugt gewesen sey, sondern sich vielmehr nach den Umständen und den gebietenden Umgebungen gerichtet habe; allein diese Beschuldigungen sind grundlos, sein ganzes Leben, so wie vorzüglich seine Wirksamkeit und sein bildender Einfluß als Kanzelredner ist der sprechendste Beweis dagegen. Ehrwürdig und erhaben steht das Bild Reinhards als Theologen vor uns, betrachtet man sein Leben im Conflicte zu seinen Zeitgenossen; während der größte Theil seiner Collegen in entgegengesetzter Richtung ihr Leben verloren, und das Leben ihrer Gemeinden in Gefahr brachten, führte er seinen Glauben consequent durch das Leben hindurch, und hinterließ ihn als festgegründeten den Seinigen zum belebenden Andenken. — Nachdem wir ihn als Philosopher und Theologen im Allgemeinen charakterisirt haben, bleibt uns noch übrig, sein Handeln und Denken in der besondern Amtsführung zu beleuchten. Als Homiletiker hat er in seinen Geständnissen S. 54 die Aufgabe des Zwecks seiner Predigten selbst angegeben. „Konntest

du," (so sprach Reinhard zu sich selbst) „auf der Kanzel so sprechen, daß deine Rede allezeit ein streng geordnetes, in allen seinen Theilen fest verknüpftes und in der natürlichsten Ordnung fortschreitendes Ganzes wäre; könntest du allezeit einen interessanten, in einem nahen Zusammenhange mit den wichtigsten Angelegenheiten deiner Zuhörer stehenden, und für das Leben fruchtbaren Stoff behandeln; könntest du dies so thun, daß du jeden Gedanken immer in die Worte kleidetest, die ihn im ganzen Schatze der Sprache am richtigsten und treffendsten bezeichnen; könntest du folglich beim Lehren immer den faßlichsten, beim Beschreiben den anschaulichsten, beim Ermahnen den kräftigsten, beim Warnen den erschütterndsten, beim Trösten den beruhigendsten Ausdruck finden; könntest du dich der Sprache so bedienen, daß jede Schattirung der Begriffe, jeder Wechsel der Gefühle, jede Steigerung des Affectes durch sie sichtbar würde, und immer die Seite des Herzens träfe, die angeregt werden soll; könntest du endlich deiner Rede eine Fülle ohne Wortschwall, einen Wohlklang ohne erkünstelten Rhythmus, und einen leichten, ungehinderten, Ohr und Herz gleichsam überströmenden Fluß verschaffen: so würde das Beredsamkeit seyn, die sich für die Kanzel schickte; dein Vortrag würde deutlich für den Verstand, behältlich für das Gedächtniß, weckend für das Gefühl, ergreifend für das Herz seyn; du würdest von der Religion mit der hohen Einfalt, mit der edlen Würde und mit der wohlthätigen Wärme sprechen, mit der man von ihr sprechen soll. Dieser aus den Alten überhaupt, und vornehmlich aus dem Demosthenes und Cicero aufgefaßte Begriff von wahrer Beredsamkeit ist mir so eigen geworden, daß mir an Andern nur das gefallen kann, was mit demselben übereinstimmt; und daß er in der Folge auch das Ideal wurde, welches mich beim Ausarbeiten meiner eignen Predigten leitet." — Ob die Form der Beredsamkeit, abstrahirt aus dem griechischen und römischen Leben, in welchem sie als natürliches nothwendiges Erzeugniß erschien, für die Mittheilung und Belebung des evangelischen Lebens so ganz und einzig und allein geeignet war, oder ob nicht jedes Leben seine eigenthümliche Form der Mittheilung verlangt, diese Erörterung würde zu einem gegründeten Urtheile über die Zweckmäßigkeit der Form der Predigten Reinhards sehr vorbereitend seyn. — Jeder aber kann prüfen, ob und in welchen Predigten er diese Aufgabe ganz oder theilweise gelöst hat. In seinen frühern Predigten war er weniger populär, als in den spätern; auch seine Dispositionen werden in den spätern Jahrgängen seiner Predigten freier als in den frühern, namentlich in den Predigten über die epistolischen Texte. Er billigte die Gebete im Anfange nicht, und wollte die Schlußgebete nur selten angewendet wissen. Die Predigten zur Schärfung des sittlichen Gefühls, und die, wo er den Conflict der Weltbegebenheiten mit der Vorsehung am schärfsten zeichnet, sind wohl die trefflichsten und gelungensten; zu den letztern gehören namentlich seine Reformationspredigten. Man hat Reinhard vorgeworfen, daß er durch die überall oft zu ängstlich beibehaltene streng logische Form seinen Predigten etwas Einseitiges gegeben, und dadurch eine allseitige, das Herz mehr ergreifende Wirkung seiner Vorträge verhindert habe: Viele wundern sich, wie diese Form der Vorträge ihm so viele Zuhörer gewonnen! — Allein man mußte Reinharden hören, um zu sehen, welche Kraft der echtchristliche Glaube, er mag sich in dieser oder jener Form aussprechen, auf die Menschen

äußert. — Als Assessor des Kirchenraths sorgte er für die Erhaltung und Fortführung des wissenschaftlichen Geistes auf den Universitäten und den drei sächsischen Fürstenschulen; auch für die Begründung und bessere Organisation der Schullehrerseminarien nahm er die dazu erfoderliche Einsicht und practische Fertigkeit einiger wackren Prediger in Anspruch um dadurch nach und nach auch den niedern Volksschulen eine bessere Gestalt zu geben — Daß er die Pädagogik aus seinem Cursus der philosophischen Wissenschaften ausschloß, ist zu bedauern; denn dies scheint die Ursache gewesen zu seyn, daß er auch in seinem spätern Wirkungskreise diese Disciplin nicht ganz so würdigte, wie sie es verdiente, und wie es das Zeitalter und das Nationalbedürfniß, ohne gänzliche Verabschiedung des schon Erprobten, verlangte. Da er nie practischer Pädagog war, so fehlte ihm auch eine allseitige practische Einsicht in die Kunst zu erziehen und zu unterrichten. — Als Kirchenrath machte er sich auch besonders um den Cultus verdient, indem er kräftig dazu beitrug, daß eine neue Agende, neue Gesangbücher eingeführt und der allgemeinen Beichte mehr Eingang verstattet wurde. Um das Studium der Bibel mannichfaltiger und vielseitiger zu beleben, beschloß er mit Zustimmung der obersten Behörden, einen vierjährigen Cursus von Texten für die Sonntagspredigten einzuleiten und anzuordnen. Im ersten Jahre sollten die evangelischen, im zweiten die epistolischen Perikopen gewählt werden; für den dritten Jahrgang ordnete er eine Reihe von Texten, in welchen die Geschichte der Entstehung und Bildung des Christenthums, jedoch mit steter Beziehung auf die einfallenden kirchlichen Feste, in einer klaren Uebersicht dem Zuhörer vergegenwärtigt würde; dies geschah im Jahre 1809. Für den 4ten Jahrgang (1810) wählte er größtentheils einzelne kurze Verse aus, in welchen die wichtigsten Glaubens- und Sittenlehren enthalten waren, und zwar nach einer innern nothwendigen Aufeinanderfolge. Da er jeden Jahrgang voraus bearbeitete, so erhielt er 1811 den Auftrag, über Texte des A. T. zu predigen, damit dann vom Jahre 1812 an die Einrichtung des vierjährigen Cyclus im ganzen Lande und in jeder Gemeine beginnen könnte. Diese von ihm in diesem Umfange zuerst getroffene Einrichtung hat unendlich viel Gutes schon bewirkt, und wird noch segensreicher für die Belebung der Religion werden. Wir haben zwei Biographieen von ihm erhalten, die erste durch den Hofrath Böttiger, Dresden, bei Arnold 1813, die zweite vom Professor Pölitz, bei Brockhaus 1815 in 2 Theilen; leztere ist individualisirender, und daher mehr geeignet, sich ein treues Bild von Reinhard zu entwerfen. W. L.

Reinhard (Graf N. N.), gegenwärtig französischer Gesandter in Frankfurt, ist der Sohn eines Predigers aus dem Würtembergischen. Er studirte zu Tübingen die Theologie, und kam später als Erzieher der Kinder eines französischen Kaufmanns nach Bordeaux, darauf nach Paris, wo er eine Stelle im Bureau der auswärtigen Angelegenheiten erhielt. Als eifriger Anhänger der Revolution wurde er bald befördert, war im Jahr 1796 Gesandter bei den Hansestädten, ward 1797 von Hamburg zurückberufen, und als bevollmächtigter Minister nach Florenz gesandt. Nachdem Sieyes ins Directorium eingetreten war, berief er Reinhard zum Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, und als Talleyrand am 18ten Brumaire diese Stelle übernahm, wurde Reinhard bevollmächtigter Minister bei der helvetischen Republik. 1802 ward er Minister bei

dem niedersächsischen Kreise, und ging nach Hamburg, wo er sich mit der Tochter des berühmten Arztes Reimarus verheirathete. Bonaparte, der ihm nicht wohl wollte, schickte ihn späterhin nach Jassy als bevollmächtigten Minister. Er wurde dann zum französischen Baron erhoben, und Gesandter zu Cassel am westphälischen Hofe. Nach der Rückkehr der Bourbons auf den französischen Thron erhielt er 14 Tage lang durch Talleyrands Einfluß das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, welches jedoch bald darauf Talleyrand selbst übernahm, der ihn als Director seiner Kanzlei behielt. Als Napoleon von Elba zurückkam, flüchtete Reinhard nach Frankfurt am Main, wo er auf kurze Zeit als französischer Emissär verhaftet wurde; nachdem man aber den Irrthum eingesehen, und ihn freigelassen hatte, ging er auf seine Güter bei Cöln. Ludwig XVIII. übertrug ihm nach dem zweiten Frieden von Paris den Gesandtschaftsposten bei der freien Stadt Frankfurt, d. h. bei dem deutschen Bundestage, da bei diesem unmittelbar keine Gesandten auswärtiger Mächte angenommen werden sollten, und ernannte ihn zum Grafen. Seine Kenntniß beider, sowohl der französischen als deutschen Sprache, in welcher letztern er sogar glückliche Dichterversuche gemacht hat, eignen ihn für diesen Posten eben so sehr wie seine vieljährigen diplomatischen Erfahrungen.

Reinigungseid, s. Eid.

Reiß (Oryza sativa Linn.). Von diesem bekannten Getraide gibt es nur eine einzige Gattung, welche hauptsächlich in Ostindien, in China, Japan und andern asiatischen Ländern, im nördlichen Afrika, ferner auf dem festen Lande und den Inseln von Amerika, und bei uns in Europa vorzüglich in Spanien und Italien, auch in mehreren Provinzen der Türkei gebaut wird. Selbst in Mähren beschäftigt man sich mit dem Anbau des Reißes. Die Versuche aber, die man damit in Chursachsen und im Lüneburgischen gemacht hat, sind fehlgeschlagen. Es gibt zwei Hauptarten, den Berg- und den Sumpfreiß, und von diesen wieder eine Menge Abarten. Der Sumpfreiß wird am meisten gebauet. Er fodert einen nassen, morastigen Boden. Der Bergreiß hingegen verlangt ein hochliegendes, trocknes Land. Er ist freilich weit wohlschmeckender und weißer, als der Sumpfreiß, aber lange nicht so ergiebig, und kommt daher wenig oder gar nicht in Handel. Im vierten Monate fängt der Reiß an zu reifen; seine Halme, welche ungefähr die Dicke einer Federspule haben, werden mit scharfen Messern abgeschnitten, und darauf die Aehren völlig getrocknet. Nachher breitet man sie über der Erde auf Matten aus, um sie durch Ochsen oder Sclaven austreten zu lassen. Da letztere dies Geschäft mit bloßen Füßen verrichten müssen, so ist es auch außerordentlich beschwerlich, denn sie verwunden ihre Fußsohlen dabei bis zum Bluten. Von den Hülsen, worin sich der ausgetretene Reiß befindet, wird er auf Mühlen befreit. Um über das Meer geführt zu werden, und über Jahresfrist dauern zu können, muß er in der Sonnenhitze oder an gelindem Feuer gedörrt werden; daher seine Härte. Unsern Reiß ziehen wir vorzüglich aus Nordamerika, wo Südcarolina allein jährlich 100,000 Tonnen (die Tonne zu 400 Pfund) versendet. Auch bekommen wir in Deutschland viel Reiß aus Italien. Der Arrack wird aus Reiß gebrannt. Die Wurzel dieses Getraides treibt einen 3-4 Fuß hohen, starken, festen, durch Knoten in mehrere Gelenke abgetheilten Stengel, mit langen, dicken Blättern, die denen vom gemeinen Rohr

gleichen. Die Blüthen bilden anfangs eine Aehre, welche sich, wenn der Same zu reifen beginnt, in einen lockern Büschel ausbreitet. Linné hat diese Pflanze in der zweiten Ordnung der sechsten Classe (Hexadria Digynia) seines Systems angeführt.

Reis-Effendi, s. Effendi.

Reisebeschreibungen, s. Reisen.

Reisen: ein Mittel sich für die Welt zu bilden, oder wissenschaftliche Erkenntniß zu befördern; daher sind Reisen in der Cultur-, wie in der Literärgeschichte von großer Bedeutung. Die Alten bildeten sich auf Reisen zu Gesetzgebern und Weisen; so Lykurg, Solon, Pythagoras. Herodot reiste, um die Geschichte zu studiren. Andre Zwecke hat der Staats- und Weltmann; andre der Gelehrte, Naturforscher, Geograph, Arzt, Literator; noch andre der Künstler, der Kaufmann, der Landwirth, der Soldat u. s. w. Mit diesen Bildungs- und wissenschaftlichen Reisen sind die Geschäftsreisen nicht zu verwechseln. Hier ist nur von jenen die Rede. Nach dem Zwecke, den jeder sich vorsetzt, muß er sich auf die Reise genau vorbereiten. Im Allgemeinen unternehme nur der reifere, mit dem Geiste der alten und neuen Classiker vertraute, in der Mathematik und Gewerbkunde, in der Staatswissenschaft, in Geschichte, Statistik und Geographie, wohl unterrichtete und einer oder mehrerer Sprachen ganz kundige Jüngling eine Reise; sie sey ihm der Uebergang aus der Studierstube zum practischen Leben, der ihn zu einer freiern, lebendigern Ansicht der Welt führet. Uebrigens muß der Zweck der Reise vorher fest bestimmt, und dem Hauptzwecke müssen alle übrige untergeordnet werden. Dann aber bemerke man nicht viel, sondern das Wesentliche genau, und wo es angeht, mit specieller Vorbereitung, nach einer örtlichen oder sachlichen Ordnung. Ueber praktische Mittel s. Reichard's Guide des voyageurs. 8. A. die Einleitung. Unter den wissenschaftlichen Reisen stehn die Entdeckungsreisen oben an. Doch waltet in diesen oft der Zufall. Auch Kriege, Handel, Missionen führen zu Entdeckungen. Zu einer absichtlichen Entdeckungsreise gehören viele Vorbereitungen. Der wahre Entdecker muß einer ausdauernden Gesundheit und Körperkraft genießen, abgehärtet gegen Strapazen und Entbehrungen, die Geschicklichkeit besitzen, sich überall seinen Lebensunterhalt selbst zu verschaffen, Muth und Besonnenheit in Gefahren, Liebe für die Sache, Kenntniß der Hindernisse und ihrer Wegräumung, ein vorurtheilfreies Auge und die Fertigkeit, richtige Erfahrungen genau machen und treu mittheilen zu können: diese Eigenschaften habe der Reisende, welcher Entdeckungen bezweckt! Man lese G. Forster im 1. B. s. kl. Schriften über Cook den Entdekker. Auch erinnere man sich an den beharrlichen Fleiß, mit welchem sich Hornemann und Röntgen in Göttingen und London auf ihre Reisen nach Afrika vorbereiteten! Eine Geschichte der Entdeckungen besitzen wir noch nicht; denn Matth. Sprengel, Adelung, Reinh. Forster und de Brosse haben zwar darüber mit Ordnung und Kritik geschrieben, sind aber nicht vollständig. Die Phönizier unternahmen die ersten Entdeckungsreisen aus Handelszwecken, oder um Colonien anzulegen. Ihre Colonien thaten dasselbe. Leider sind die Nachrichten davon entweder sehr dunkel (wie von der phönizischen Umschiffung Afrika's), oder in Bilder gekleidet (wie die erste Beschiffung der Meerenge von Gibraltar), oder endlich verloren gegangen. Wir wissen von ihren Entdeckungen au-

ßerhalb des mittelländ. Meeres nur wenig. Sie fanden die Insel Kerne (Arguin) an der Westküste Afrika's, das rothe Meer, Madera und die Zinninseln; sie holten den Bernstein (wahrscheinlich nur durch Zwischenhandel mit den Jüten). Ihre Caravanenzüge in Asien und Afrika gaben ihnen eine Kenntniß von Ländern, wie wir dieselbe nicht mehr besitzen. Die tyrische Colonie, das mächtige Carthago, unternahm noch weitere Entdeckungsreisen; aber sie sind vergessen, und ihre Erfolge sind mit dem Staate selbst untergegangen. Die Reiseversuche der Griechen hatten edlere Zwecke; nicht Blut und Gold, sondern man wollte wirklich entdecken und das Gebiet der Wissenschaft erweitern. Außer den frühern Reisen Herodots, welcher in seiner Darstellung dem Wege der Erfahrung treu folgte, und außer den fast gleichzeitigen des Hanno und Himilko aus Carthago, kennen wir noch den Reisebericht des Skylax aus Caryanda, welcher ungefähr in der Zeit des peloponnesischen Kriegs lebte. Hundert Jahre später (um 300 v. Ch.) stellte Pytheas aus Marseille zuerst astronomische Beobachtungen an, um die Lage der Oerter genauer zu bestimmen; er hat zwei Reisen nach Norden hin unternommen, aber leider besitzen wir nur einzelne Fragmente davon. Pytheas drang am weitesten im Norden vor, bis Thule (Thual bedeutet im Irischen Norden), wahrscheinlich Island, wo ihm besonders die Seelunge (Treibeis) auffiel, und nordöstlich bis an die Düna, von der er glaubt, sie sey der Tanais, der wie ein Canal das Nordmeer mit dem schwarzen Meer verbinde. Mehr durch die Nachrichten von Alexanders Heereszügen, und durch die Ansicht der Gegenstände, welche dieser große König seinem Lehrer schickte, als durch eigne Reisen belehrt, erweiterte Aristoteles das Gebiet der Länderkunde. Darauf benutzte die seit Herodot gesammelten Materialien, bald nach Alexanders Tode, Eratosthenes, welche wir freilich nur aus Strabo kennen, der 300 J. später (10 n. Chr.) gleichsam eine neue Auflage der Schriften des Eratosthenes in 17 Büchern besorgte. Asien bis an den Indus und Ganges war seit Alexanders Kriegen bekannter geworden, und wurde es immer mehr durch die daselbst entstandenen griechisch-macedonischen Reiche. Roms Heere ersetzten, was in diesem Zeitalter an wirklichen Entdeckungsreisen fehlte, und die Schriftsteller benutzten die militärischen Berichte zur Erweiterung der früheren Länderkunde. Asien wurde ihnen unmittelbar bekannt; aus Indien erhielten sie Handelsnachrichten über Aegypten; Afrika eröffnete sich ihnen von Aegypten aus an der Nordküste hin bis zum Niger, und in Europa lernten sie die pyrenäische Halbinsel, Gallien, Südbritannien, Deutschland bis an die Elbe, Dacien und Pannonien kennen. Die Völkerzüge des 4., 5. und 6. Jahrh. enthüllen uns die Spuren unbekannter oder fabelhafter Länder-Grenzen. Ostrom (Constantinopel) kam mit vielen neuen Völkerstämmen in Berührung, von welchen uns seine Schriftsteller manche gute Nachrichten hinterlassen haben. An die Byzantiner schlossen sich die Araber an, welche theils durch ihre Heereszüge, theils durch den Handel, theils auf dem Wege der Wissenschaft sehr viel für die nähere Kenntniß der Erde gethan haben. Einen Theil des nordöstlichen Asiens, Mittel- und Vorder-Asien, Nord-Afrika und Spanien öffnete ihnen das Schwert; und ihre Handelsreisen zur See und zu Lande gingen nach den indischen Inseln, nach Tsina und in das Innere von Afrika, doch haben sie weniger geleistet für die wissen-

schaftliche Bearbeitung der Erdkunde, als für die eigentliche Länder- und Völkerkunde. Was die Araber im Osten der bekannten Erde durch ihre Eroberungen dafür wirkten, das veranlaßten im Westen die germanischen Völker, als sie aus ihren Wäldern heraustraten, und mit den gebildeten Völkern des weströmischen Reichs in nähere Berührung kamen. Im hohen Norden thaten mehr noch als die Germanen die Normänner; denn wir haben ihnen neue, wenn gleich nur zufällige, Entdeckungen zu danken. Sie fanden auf ihren Seezügen die Faroer, Island (schon 861), Grönland (982), dessen Westküste sogar durch normännische Niederlassungen angebaut wurde, und zwanzig Jahre später fand der Normann Björn, durch Sturm südwestlich verschlagen, Winland (Weinland, von den wilden Weintrauben so genannt), wahrscheinlich die östlichsten Küsten von Canada, worauf die ganze Schilderung paßt. Damals veranstaltete auch der große König der Angelsachsen, Alfred (st. 901), zwei Entdeckungsreisen durch die Normänner Other, der von Norwegen aus um das Nordcap ins weiße Meer nach Biarmen (Permien), und Wulfstan, der von Schleswig aus bis an den finnischen Meerbusen kam. Sehr viel trug endlich zur Beförderung der Reisen das Christenthum bei; nicht genug, daß Pilgrimme Wallfahrten unternahmen, daß die Kreuzfahrer das slavische Deutschland und Asien genauer kennen lernten; die Päpste schickten selbst Gesandte an die asiatischen Sultane, und später an die Khane der Tatarn, um das weitre Vordringen dieser Horden dadurch abzuwehren. Und wie viel haben nicht durch ihre Missionsreisen Bonifacius für die Aufhellung Deutschlands (775), der heilige Otto für den slavischen Norden (1124), Ansgarius (st. 865) für Schweden gethan! Außer jenen Gesandtschaften, gab es noch einzelne Reisende, wie Joh. Mandeville aus England im J. 1327, Joh. Schildberger, ein deutscher Kriegsknecht, der 1396 bei Nikopolis in türkische, und hernach in mongolische Gefangenschaft gerieth und dadurch Gelegenheit erhielt, jene Völker näher kennen zu lernen. Hundert Jahre früher, um 1270, reis'te der Venetianer Marco Polo durch ganz Asien bis nach Khatai (Tsina), und gleichzeitig mit Schildberger unternahmen die Brüder Zeno, zwei venetianische Nobili, eine Reise nach dem Norden. Damit schließt sich das einzelne und beschränkte Reisen, und nun beginnt die Periode der absichtlichen oder der wahren Entdeckungsreisen. Bei einem Rückblick auf diese Darstellung lassen sich folgende Perioden der Geschichte der Reisen aufstellen: 1) das frühste Zeitalter der Phönizier bis auf Herodot, 500 v. Chr.; 2) die Griechen und die Heereszüge der Römer bis 400 n. Chr.; 3) die Germanier und Normänner bis 900 n. Chr.; 4) die Araber und Mongolen bis 1400; 5) Columbus bis auf unsre Zeiten. — Nach der Erfindung des Compasses (zwischen 1250 und 1320 am wahrscheinlichsten) erweiterte sich die Schifffahrt, und mit ihr die Gelegenheit zu großen Seereisen. Die Italiener, vorzüglich Venedig und Genua, gaben das erste Beispiel; nur leider hat ihre Handelseifersucht uns viel davon entzogen. Ihr Handelsgewinn regte andre Völker zu gleichen Entdeckungsreisen an. Die Portugiesen standen durch ihre Kriege schon früher mit Afrika in Verbindung; vorzüglich belebte und leitete der Infant Don Henriquez, Herzog von Viseo, mit Recht genannt der Seefahrer, ungeachtet er nur Andern den Weg zeigte, den sie fanden, — auf seinem Schlosse an der algarbischen Küste,

den Eifer zu weitern Reisen. Porto Santo, Madera, die Azoren wurden von 1418-1450 entdeckt; in demselben Jahre fand man den Senegal, bald darauf Arguin (das Kerne der Alten); 1462 kam man endlich nach Guinea, und 1486 umsegelte Barthol. Diaz die Südspitze von Afrika, die er das Vorgebirge der Stürme, sein König Johann II. aber das der guten Hoffnung nannte. Während die Portugiesen den Weg um Afrika nach Indien durch ihren Vasco da Gama 1498 fanden, beharrte Genua auf seinem alten so beschwerlichen als kostspieligen Handelswege; Spanien aber hatte mit den Mauren von Granada so viel zu thun, daß der geniale Colombo nirgends Gehör fand, um seinen Plan, einen neuen Weg nach Indien westlich zu suchen, auszuführen. Endlich unterstützte ihn die spanische Königin Isabella; er fuhr aus, erblickte am 12. Oct. 1492 Land und glaubte Indien gefunden zu haben, weil man sich die Ostküste Asiens bis in das atlantische Meer vorgerückt dachte, hatte aber die lukayische Insel Guanahani (San Salvador), und mit ihr Amerika entdeckt. Auf seiner dritten Fahrt im J. 1498 betrat er das feste Land. Um dieselbe Zeit kam Joh. Cabot aus Venedig, der in England lebte, nach Neufoundland und Virginien, 1500 entdeckte Cabral, durch Sturm verschlagen, Brasilien, Bastidas Terra firma, Cortereal Labrador und die nachmalige Hudsonsbay, Ponce de Leon Florida, und endlich drang Balboa über Darien, und erblickte das Südmeer. Dies geschah Alles in dem Zeitraume von zwölf Jahren. Nun erst wußte man, daß man Amerika und nicht Asien gefunden habe, daß beide ein ungeheures Weltmeer scheide, in welchem man eine zweite neue Welt ahnte. Damals machte der gelehrte Florentiner Amerigo Vespucci (st. zu Lissabon 1506) durch seine Beschreibung Europa mit der Beschaffenheit der entdeckten Länder bekannt. Hierauf umschiffte im J. 1519 fgg. Fernando Magelhaens durch die nach ihm benannte Meerenge die Südspitze von Amerika, und fand den westlichen Weg nach Indien. Nach und nach trat auch das Innere von Amerika aus seinem Dunkel hervor; Cortez und Pizarro, Almagro, Cartier und Orellana machten auf ihren Reisen im Innern von Amerika von 1525-1541 die wichtigsten Entdeckungen. Vom nördlichen und östlichen Amerika gaben uns Franz Drake, Forbisher, Hemskerk, Hudson und Baffin von 1559-1616 genauere Kunde. Ob Asien mit Amerika zusammenhänge, wußte man vorher nicht; aber 1648 drang der Kosak Semen Deschnew vom Flusse Kolyma aus um das Vorgebirge der Tschuktschen durch eine Straße (Beringstraße) bis zur Mündung des Anadir. Was durch diese Reise ziemlich klar geworden war, erhob Capitain Bering 1726 dadurch zur Gewißheit, daß er vom Flusse der Kamtschadalen durch die nach ihm benannte Straße bis zum Serdze Kamen auf der tschuktschischen Halbinsel gelangte. Mehrere nachfolgende Reisende und auch Cook auf seiner dritten Reise, bestätigten dies. Sie und Vancouver untersuchten noch genauer die Nordwestküste von Amerika. Der nordamerikanische Freiheitskrieg enthüllte Nordamerika noch mehr, so wie die Missionarien, z. B. der Jesuit Dobrizhofer in Paraguay, im südlichen Amerika für eine bessere Kenntniß des Landes thätig gewesen waren; am vollständigsten und gründlichsten that dies Alexander von Humboldt. (S. d. A.) — Weniger haben die in das Innere von Afrika unternommenen Entdeckungsreisen ihrer Absicht entsprochen. Die Por-

tugiesen erforschten nur die Länder, welche der Küste nahe lagen; denn sie beschränkten sich auf den Seehandel nach Indien. Vor Vasco da Gama wurde die Westküste, und nach ihm die Ostküste untersucht (seit 1497); erst im 16. Jahrh. befuhren sie das rothe Meer, doch kannten sie auch Abyssinien. (S. Damian da Goes de rebus Aethiopicis etc. (Colon. 1574.) Aegypten wurde von Pilgrimmen besucht; aber dennoch blieb die Kenntniß Afrika's nur fragmentarisch. Die Südspitze von Afrika wurde zwar von den Holländern näher untersucht; aber weiter nördlich drangen erst die Schweden, Sparmann und Thunberg, darauf Le Vaillant und endlich Lichtenstein. Nach Abyssinien und Nubien reis'te 1768—1773 James Bruce, dessen Kunde von den Quellen des Nils Salt im J. 1809 bestätigte. Einen umfassenderen Plan zur Entdeckung des inneren Afrika entwarf und befolgt bis jetzt die im J. 1788 in England entstandene afrikanische Gesellschaft. Mit vielen Kosten wurden treffliche Männer zu diesem gefahrvollen Unternehmen ausgerüstet; doch blieb der Erfolg weit unter der Erwartung. Ledyard, Lukas, Mungo Park, Hornemann und Andre haben, außer einigen gelegentlichen Entdeckungen, nur den östlichen Lauf des Nigers, wie ihn schon Herodot angegeben hatte, bestimmt, und die Gegenden bis zum Königreiche Darfur erforscht. Noch haben wir von Tombuctu, Houssa, Wassanah und den Kafferländern nur sehr unvollkommene Nachrichten. Die Untersuchung, ob der Niger sich in dem Zaire (Congo) ausmünde, ist noch nicht geendigt. Cap. Tuckay's Entdeckungsfahrt auf dem Zaire, 1816, verunglückte. (S. Isis 1818. 7 H.) Wichtiger für die Länderkunde waren des Lord Valentia und Salt's Reisen nach Abyssinien 1809 fg. — Asien wurde zuerst von den Portugiesen, später besonders von Engländern und Russen besucht. Schon Vasco da Gama fand 1498 die malabarische Küste, und bis zum J. 1542 war fast die ganze südliche Küste mit ihren Inselgruppen, ja auch Japan von den Portugiesen entdeckt. Aber dennoch war nur die Küste bekannt. Dies blieb so, bis in der Mitte des 18. Jahrh. die Engländer den Grund zu ihrer Herrschaft in Indien legten, wodurch auch das Innere Asiens dem gebildeten Europa enthüllt wurde. Doch ist für den berühmten Alex. von Humboldt, der jetzt mit kön. preuß. Unterstützung eine Reise dahin vorbereitet, noch viel zu erforschen übrig. Im höhern Asien unternahmen die Russen bedeutende Reisen. Im J. 1577 ward Sibirien durch den Kosakenhauptmann Jermak Timofejew und den russ. Kaufmann Stroganoff entdeckt; 1639 drang Kopilow bis an die östlichste Küste Asiens vor, und bald darauf fand man auch Kamtschatka. Seit 1745 kamen die Kurilen, die Aleuten und die Fuchsinseln bis an die Küste von Amerika zum Vorschein, und im nördlichen Asien machten auf die Veranstaltung der russischen Regierung Müller, Gmelin, Lepechin, Güldenstädt, Falk, aber vor allen Pallas die wichtigsten Entdeckungsreisen. So wie La Peyrouse den Nordosten näher bestimmte, so erforschten die Russen durch Gärber, Reineggs, Klaproth, Parrot, Engelhardt den Kaukasus und das kaspische Meer. Auch die übrigen Gegenden Asiens wurden nach und nach bekannter, und zwar Arabien durch Carsten Niebuhr, der es im Auftrage der dänischen Regierung 1761 für die Beförderung einer bessern Bibelerklärung besuchte, Persien besonders durch J. Chardin von 1664-1677, und in der neuesten Zeit durch den

Engländer Morier; Kabul durch Elphinstone; Syrien und Palästina durch Pilgrimme und Alterthumsforscher. Aber Nordindien, Tibet, und das Innere der größern ostindischen Inseln ist noch immer zu wenig bekannt. — In dem Südmeere ahneten schon die Portugiesen eine neue Welt, und der französ. Rechtsgelehrte Bodinus gibt in seiner Anleitung zur Geschichte 1610 schon fünf Welttheile — Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien — an. Im J. 1511 kamen die Portugiesen nach Neuguinea, und Magelhaens besuchte bei seiner Erdumschiffung gleichfalls das Südmeer. Doch blieben diese Entdeckungen, wie die eines Mendoza, Mindana und Guiros 1568-1605 meist unbenutzt, bis die Holländer seit 1615 durch Le Maire, Schouten, Hertoge und Tasman Entdeckungsreisen machen ließen, und Neuholland, Neuseeland und die Freundschaftsinseln fanden. Dampierre berichtigte zwar 1698 die Entdeckungen im Südmeer, aber am genausten erforschte Cook seit 1768 diese neue Welt, so daß einem Vancouver, La Peyrouse, Krusenstern und Kotzebue u. A. nur wenig übrig blieb. Ueber die neueste wissenschaftl. Reise brittischer Seefahrer nach dem Nordpol im J. 1818, s. diesen Art. — Bis jetzt fehlt es noch an einer kritischen Darstellung der verschiedenen Entdeckungsreisen, von denen wir hier nur einige der bedeutendsten anführen konnten. Vielleicht möchte dies die beste Methode des geographischen Studiums seyn, wenn die durch Reisen, seit Moses und Homeros, allmälig bewirkte Erweiterung der Erdkunde, in einer oro- und hydrographischen Zeichnung dem jugendlichen Verstande vorgeführt würde. Für diesen Zweck enthalten manches Gute Zeune's Ansichten der Erdkunde (Berlin 1815) und dessen Goea, so wie Sprengel's Gesch. d. geogr. Entdeckungen; v. Zimmermanns Schriften und Malte Brun's Gesch. d. Erdkunde. Eben so fehlt uns noch eine chronologische Darstellung der Reisebeschreibungen mit literarischen und biographischen Nachrichten; denn was Stuck, (in s. Verzeichnisse von 40 Bogen bis z. J. 1785) Boucher de la Richarderie und Beckmann geliefert haben, ist nicht vollständig. Selbst die großen Sammlungen von Reisebeschreibungen, welche Ehrmann, Sprengel, Pinkerton (Lond. 1815 fgg.), Robert Kerr (Lond. 1814 fgg.) u. A. gemacht haben, sind nicht nach einem streng wissenschaftlichen Plane angelegt. Dieses scheint mehr der Fall zu seyn bei der jetzt vom russ. Staatsrath von Uwaroff in russischer Sprache unternommenen Herausgabe einer vollständigen Sammlung aller gelehrten Reisen durch das russische Reich, an welchen Akademiker Theil gehabt haben, mit Anmerk. und Zusätzen des Herausgeb., wovon der 1. und 2. Th. bereits erschienen sind. In einer kritischen Behandlung müßten die Autographa verschiedener Reisenden, wenn sie auch schon gedruckt wären, zu einer genauen Recension des Textes, wie die verschiednen Manuscripte eines alten Classikers, verglichen werden. Durch eine kritische Benutzung der Materialien haben das Studium der Erdkunde, seit dem ersten Keime derselben, folgende Schriftsteller befördert. Die ersten geographischen Nachrichten enthalten die Mosaischen Urkunden; an sie schließt sich Josua (1400 v. Ch.) an. Homeros, Hesiodos unter den frühern Griechen (1000 v. Ch.), Herodot und Aristoteles (444 u. 320 v. Ch.) unter den spätern Griechen, Hanno unter den Karthagern (440 v. Ch.), gehören zu den bekanntesten Reisebeschreibern. M. vgl. über sie die neueren kritischen Geographen: Rennel, Gosselin,

Mannert, Voß u. A. Polybios, Hipparchos und Artemidoros fügten dreihundert Jahre später neue Reisebeschreibungen hinzu; Juba, König von Mauritanien, beschrieb Libyen im Zeitalter des Augustus, und Strabo (11 n. Ch.) sammelte Alles, was bisher erforscht worden war, in einem umfassenden Werke. Aehnliches thaten Pomponius Mela (50 J. n. Ch.) und 20 J. später der fleißige Plinius. Arrianus unter dem Kaiser Hadrian schilderte Libyen, und Marinus aus Tyrus in Phönizien (150 n. Ch.), an seinen Zeitgenossen Ptolemäus sich anschließend, bestimmte weit genauer die Lage der Oerter. Wenn nach diesen die wissenschaftliche Bearbeitung der Geographie auch über 1000 Jahre ruhte, so gewann desto mehr die Länderkunde durch treffliche Reisebeschreibungen, unter welchen wir nur folgende nennen wollen: Pausanias (170 n. Ch.), Agathemer (200 n. Chr.), Marcianus aus Heraklea (200 n. Chr.), Agathodämon; in diese Zeit fällt wahrscheinlich auch die Peutingersche Erdtafel. Was germanische Völkerzüge und Kreuzfahrten lehrten, das sammelten die Kirchenväter, aus deren oft höchst mährchenhaften Erzählungen ein ägyptischer Mönch, Kosmas, gewöhnlich Indopleustes, Indusfahrer, genannt, obgleich er selbst nur bis Aethiopien kam, seine Christliche Ortbeschreibung in zwölf Büchern (450 n. Chr.) verfaßte. Ungefähr zwei Jahrhundert später lebte der Erdbeschreiber von Ravenna (Sprengel nennt ihn Guido, jedoch ist dies wohl nur eine Verwechselung mit seinem Volksnamen, denn er war ein Gothe), dessen Geographie in fünf Büchern wir nur aus dem nachlässigen Auszuge des Galadro kennen. Von Landkarten kommen jetzt schon mehrere Exemplare vor; Carls des Großen Landkarte war eine silberne Tafel. — An diese christlichen Erdbeschreiber schließen sich die arabischen Reisebeschreiber an. Wahad und Abuzeid durchwanderten die östlichen Länder Asiens, und haben die Schilderungen dieser Reise uns hinterlassen (851—877 n. Ch.); Abu-Ischak gab 920 nach Chr. seine Reise von Chorasan bis Sina heraus. Massudi Kothbeddin aus Cairo beschrieb 947 n. Chr. die bekanntesten Königreiche der drei Erdtheile unter dem Titel: die vergoldete Wiese und die Gruben der Edelsteine. Im J. 980 beschreibt Ibn Haukal vorzüglich die Mahommedanischen Länder. Um 1140 erschien die Reise der Almagrurim (Irrenden), und 1153 trat der berühmte nubische Erdbeschreiber, der Scherif Edrisi, auf. Noch gedenken wir der Reisebeschreibungen des Juden Benjamin aus Tudela, des Syriers Ibn al Wardi und des Persers Hamdullah, von 1160—1240. Ruisbrock (Rubriquis), ein Minorit aus Brabant, durchwanderte, als Gesandter Ludwig des Heiligen an den großen Mogul, den größten Theil von Mittelasien, und hat uns schriftlich die höchst interessanten Resultate seiner Reise hinterlassen. Marco Polo aus Venedig reis'te fast 20 Jahre nach Ruisbroeck (1270) durch ganz Asien bis nach Khatai (Tsina). 50 Jahre später schrieb Abulfeda, Fürst von Hamah in Syrien, sein geographisches Werk: Beschreibung des Bewohnten. Im J. 1390 machten die Brüder Zeno aus Venedig eine Reise nach dem Norden, welche einer ihrer Nachkommen beschrieben hat. In dieser Zeit erschienen auch mehrere Landkarten vom Perser Nassir Eddin, von Picigno, Martino Sanudo, Andrea Bianco, Benincasa, Roselli, Brazl, Behaim und Ulug-Beg, einem Enkel Tamerlans in Samarkand. Die erste Landkarte, auf welcher Amerika sich befand, ver-

fertigten die Brüder Appiani, und bald darauf Ribero. Um diese Zeit (1526) lebte Leo aus Granada, welcher eine Beschreibung Afrika's lieferte. 50 Jahre später gab der berühmte Gerhard Mercator, ein Deutscher, seine Karten heraus, und jetzt geschahen auch die Gradmessungen von Ferrel, Snell, Norwood, Riccioli und Picard von 1550—1669, die ersten in Europa, 700 Jahre später, als der arabische Chalif Al-Mamun in Asien die erste Gradmessung veranstaltete. — Im Anfange des 17. Jahrh. machte sich der östr. Gesandte von Herberstein (s. dessen Leben von Adelung) um die Geographie von Rußland durch seine Commentarien verdient; am Ende desselben Jahrh. reiste Engelbrecht Kämpfer nach Japan, und hinterließ uns seine noch jetzt sehr wichtige Reisebeschreibung. Im Anfange des 18. Jahrh. sind die Gradmessungen von Condamine und Maupertius und die Landkarten von Sanson und Homann vorzüglich auszuzeichnen. Jene Bemühungen der französischen, schwedischen und spanischen Mathematiker, die Grade unter verschiedenen Breiten und Meridianen zu messen, wurden im 19. fortgesetzt, und im J. 1818 verknüpften die brittischen Astronomen die ihrigen mit den französischen. Dieß und die geograph. Ortsbestimmung, so wie die Triangular-Vermessungen verschiedener Länder, seit die Cassini in Frankreich ein Muster aufstellten, haben unser Landkartenwesen sehr verbessert. M. s. hierüber die monatl. Corresp. von Zach; die allg. geogr. Ephem. von Bertuch; die astron. Jahrb. v. Bohnenberger u. v. Lindenau. Ueberhaupt vgl. m. d. A. Geographie, wo die merkwürdigsten Geographen genannt sind.

Reisige, ein altdeutsches Wort, welches so viel als bewaffnete Reiter bedeutet. Daher ehedem die Benennung: reisiger Knecht, ein gemeiner Krieger zu Pferde.

Reiske (Johann Jacob), ein Philolog von den ausgebreitesten Kenntnissen, ausgezeichnet durch seine rastlose Thätigkeit für die griechische, und besonders für die arabische Literatur. Er war geb. zu Zörbig in Sachsen im J. 1716 (nicht 1717, wie Einige falsch angegeben haben, und er selbst eine Zeit lang meinte) den 25sten December, und starb den 14ten August 1774 zu Leipzig. Sein Vater, ein armer Lohgerber, konnte für des Sohnes Erziehung wenig thun; dieser blieb daher bis ins 10te Jahr auf der Stadtschule zu Zörbig, kam dann nach Zöschen, wo er mit des dortigen Predigers Söhnen gemeinschaftlichen Privatunterricht genoß, und dann aufs Waisenhaus nach Halle, wo er in beinahe fünf Jahren von 1728 bis 1732 seine Schulstudien vollendete. Die eingezogene fast klösterliche Erziehung daselbst machte ihn, der von Natur zum Trübsinn geneigt war, nur noch finsterer. In den Schulwissenschaften legte er hier jedoch einen trefflichen Grund, und ging, mit wackern Kenntnissen ausgerüstet, um Ostern 1733 nach Leipzig auf die Universität. Niedrigen Umgang verschmähend, zog er sich hier fast gänzlich von der Welt zurück, besuchte sogar keine Collegia, sondern studirte ohne Ordnung für sich. Philosophie, Mathematik und Litteratur vernachlässigte er, und widmete seinen ganzen Fleiß den Sprachen. Von den gewöhnlichen Fehlern der Selbstgelehrten, einem hypochondrischen Wesen und eigensinnigen Beharren auf einmal gefaßten Meinungen, war er nicht frei, was ihn in spätern Jahren häufig in Händel verwickelte. Während er noch in Leipzig war, bemächtigte sich seiner eine heftige Begierde, die arabische Sprache zu studiren.

Was ihm Leipzig an Hülfsmitteln dazu darbot, benutzte er; aber bald genügte ihm dies nicht mehr; er beschloß daher, nach Leyden, dem damaligen Sitze der arabischen Literatur, zu gehn. Nachdem er fünf Jahre in Leipzig (von 200 Thalern während der ganzen Zeit) studirt hatte, trat er 1738 ohne alle Hülfsmittel seine Reise nach Holland an, von der ihm seine Freunde vergebens abriethen. Fast verzweifelte er selbst, dieselbe vollenden zu können. Allein in Hamburg fand er zwei edle Gönner, den Pastor Wolf und den Prof. H. S. Reimarus, die ihm die Erreichung des lang ersehnten Ziels möglich machten. In Leyden fand seine Begierde nach der arabischen Literatur vorzügliche Nahrung; durch Schultens stand ihm die Bibliothek offen, die er fleißig benutzte. Außer Schultens fand er noch an s'Gravesande und d'Orville große Gönner. Letzterer gebrauchte ihn theils zu Uebersetzungen, theils, wie Burmann, zu Correction seiner Werke. Obgleich ihm diese und ähnliche Arbeiten viele Zeit raubten, so trieb er dennoch seine philologischen Studien mit dem größten Eifer. Da er sich aber, nach der damaligen Einrichtung der Universitäten, zu einer der drei Hauptfacultäten bekennen mußte, so bequemte er sich zur Medicin und trieb neben seinen vielen andern Arbeiten das theoretische Studium derselben mit solchem Eifer, daß er bald darauf von der medicinischen Facultät gratis zum Doctor promovirt wurde. Reiske hatte sowohl wegen seines Fleißes, als wegen seiner Gelehrsamkeit in Leyden den besten Ruf. Es fehlte daher nicht an Anstellungen, die ihm angeboten wurden. Er schlug sie aber aus, da er noch höhere Hoffnungen hatte, die jedoch unerfüllt blieben. Er hätte in Holland glücklich seyn können, wenn er sich nicht durch seinen Eigensinn und seine Liebe zur Unabhängigkeit die zu Feinden gemacht hätte, die ihm wohl wollten. So zerfiel er mit Schultens, da er dessen Methode, die orientalischen Sprachen zu lehren, laut getadelt hatte, verlor d'Orville's Freundschaft, weil er sich in des alten würdigen Mannes kleine Launen nicht fügen wollte, und zog sich sogar einen sehr üblen Ruf zu, da er nach Burmanns Tode, der ihn noch bei seinen Lebzeiten die Correctur des von ihm edirten Petronius anvertraut hatte, im Texte dieses Schriftstellers die willkürlichsten Aenderungen, ganz den Absichten des Herausgebers zuwider, vornahm und sowohl dadurch als durch eine Menge übersehener Druckfehler diese schöne Ausgabe höchlich entstellte. Ohne Freunde und Gönner und aller Aussichten beraubt, war ihm nun Holland verhaßt geworden. Im Sommer des J. 1746 kehrte er daher nach Leipzig zurück. Hier waren der guten Aussichten jedoch noch weniger für ihn. Er reis'te nach Zörbig, seinem Geburtsorte, und blieb dort bis zum Herbst dieses Jahrs. Dann kam er abermals nach Leipzig, wo er mehrere Jahre hindurch in völliger Dunkelheit lebte. Um seinen Zustand zu verbessern, wollte er anfangen philologische Collegia zu lesen, und hielt mehrmals um die dazu nöthige leipziger Magisterwürde an. Man verweigerte sie ihm aber stets, unter dem Vorwande, man könne dieselbe keinem ertheilen, der schon von einer andern Universität in einer höhern Facultät promovirt sey. Endlich erhielt er zwar im J. 1748 durch die Gnade des Churfürsten den Titel eines Professors der arabischen Sprache, kam aber nie dazu, ein Collegium zu Stande zu bringen. Seinen Unterhalt erwarb er sich durch Privatunterricht, Bücherschreiben, Corrigiren, Uebersetzen und Aufsätze in einigen kritischen Journalen, vorzüglich den Act. Eruditorum. Indeß drückten ihn stets Nahrungssorgen, da er fast seinen ganzen Verdienst zum Ankauf der trefflichsten Bücher, vorzüglich in der griechischen und

arabischen Literatur, verwendete, die Werke, die er herausgab, alle auf seine Kosten drucken ließ, und statt Gewinnst von seinen Schriften zu ziehn, sich den größten Verlust dadurch zuzog. Im J. 1756 machte er eine Reise nach Dresden, wo er sich durch Erklärung einer arabischen Inschrift den Grafen von Wackerbarth zum Freunde machte, der ihn bald darauf durch sein Ansehn in eine, wenigstens etwas glücklichere Lage versetzte. Denn dieser war es vorzüglich, der Reisken im J. 1758, wo er durch den damals wüthenden Krieg in die äußerste Dürftigkeit versetzt war, durch seinen Einfluß die erledigte Rectorstelle an der St. Nicolaischule zu Leipzig verschaffte. Sechzehn Jahre hindurch verwaltete Reiske dies Amt mit Treue und Gewissenhaftigkeit, ungeachtet seiner zahlreichen literarischen Arbeiten. Im J. 1763 verheirathete er sich mit Ernestine Christine Müller, einer Frau von seltenen Eigenschaften, und einer für Weiber ganz ungewöhnlichen Gelehrsamkeit. Sie war es, die ihm sein mühevolles Leben erheiterte, ja sogar bei der Herausgabe seiner Werke, vorzüglich der griechischen Autoren, die sie selbst las, half, die von ihm angefangenen Arbeiten noch nach seinem Tode fortsetzte, und ihm die Leiden der langwierigen Krankheit, die seine letzten Lebensjahre verbitterte, linderte. Er starb 1774. — Von den zahlreichen Schriften Reiske's können hier nur die vorzüglichsten genannt werden. Bemerkenswerth ist vorzüglich die Sammlung einiger arabischen Sprichwörter, die von Stecken hergenommen sind, Leipzig, 1763, 4. u. a. Schriften über die arabische Literatur. Seine Kenntniß des Arabischen wandte er vorzüglich auch auf die hebräische Sprache an, ging aber hierin zu weit, wie die nach seinem Tode herausgegebenen Conjecturae in Jobum et Proverbia Salomonis, Lips. 1779, 8. beweisen, in welchem Buche unter vieler Spreu manche von neuern Philologen nicht genug beachtete Goldkörner zu finden sind. Die griechische Literatur verdankt ihm treffliche Ausgaben des Theokrit (Wien und Leipzig 1765, 2 Bände 4.), der griechischen Redner (12 Bände, Leipzig 1770-1775, 8.), des Plutarch (12 Bände, Leipzig 1774-1779, 8.), des Dionysius von Halikarnaß (6 Bände, Leipzig 1774-1777, 8.), des Maximus aus Tyrus (2 Bände, Leipzig 1774, 8.). Seine ungemeine Belesenheit und seinen kritischen Scharfsinn hat er vorzüglich in den Animadversiones in Graecos auctores bewiesen, die zu Leipzig 1759-1766 in 6 Bänden in 8. herauskamen, und in denen eine große Anzahl von Stellen aus den griechischen Classikern verbessert worden. Er hielt diese Anmerkungen selbst für sein bestes Werk, obgleich sie auch viele gewagte Conjecturen enthalten. Weniger glücklich war er als Uebersetzer; der Uebersetzung wenigstens, die er von des Demosthenes und Aeschines Reden in den Jahren 1764 u. ff. zu Lemgo in 5 Bänden herausgab, fehlt es völlig an Geschmack und Eleganz; obgleich man ihr den Vorzug der Treue und Richtigkeit nicht absprechen kann. — Die zahlreiche Sammlung von trefflichen, vorzüglich arabischen Manuscripten, die Reiske während seines ganzen Lebens mit dem größten Aufwande von Mühe und Kosten theils selbst abgeschrieben, theils an sich gekauft hatte, erstand nach Reiske's Tode von dessen Witwe der große Beschützer der Wissenschaften Suhm (in Copenhagen), und mehrere derselben wurden später herausgegeben, wie z. B. Abulfedae Annales Moslemici arabice et latine (wovon die Herausgabe durch Adler besorgt wurde), Copenhagen 1789-1794, 5 Bände, 4. — Reiske hat sein Leben selbst beschrieben, und dies mit einer so seltnen Unparteilichkeit und Offenherzigkeit im Bekennen

seiner Schwächen und Fehler, daß man sich unwillkürlich zur Bewunderung des edlen Charakters und der Wahrheitsliebe dieses Mannes hingezogen fühlt. Seine Frau hat diese Lebensbeschreibung, die sie bis zum Sterbetag ihres Mannes fortsetzte, im J. 1783 zu Leipzig herausgegeben. Mit dieser Selbstbiographie verdient die treffliche Vita I. I. R. vou S. F. N. Morus (Leipzig 1777, 8.) verglichen zu werden. *z. μ. δ.*

Reißblei, eine Gattung des Graphit (s. d.). Dieses Mineral, von feinkörnigem Gewebe, das einen bleiartigen Strich gibt, wird zu Bleistiften verbraucht. (S. Bleistift.)

Reiter, spanischer s. Spanischer Reiter.

Reiterei, s. Cavallerie.

Reitkunst. Diese Kunst besteht in dem Inbegriff derjenigen Geschicklichkeiten, die zur Ausübung des Reitens in der gehörigen körperlichen Haltung, und zur Angewöhnung und Abrichtung eines Pferdes zum Reitdienste erfodert werden. Schon in den ältesten Zeiten bediente man sich nicht nur der Pferde, sondern auch anderer Thiere zum Reiten. Einige schreiben die Erfindung des Reitens dem Orus, einem Sohne des Osiris, andre dem Sesostris zu. Die Reitkunst, als Kunst betrachtet, hat Italien zum Vaterlande. Zu Neapel wurde die erste Reiterakademie, wo man das Reiten lehrte, errichtet. Federico Grisani war der erste, der in Italien von dieser Kunst schrieb. Durch seine Schüler kam sie unter Heinrich VIII. nach England, wo sich der Herzog von Newcastle durch ein Reitbuch bekannt machte. So ward die Reitkunst gleichfalls, von Italien aus, durch Pignatelli's Schüler nach Frankreich verpflanzt, wo Pluvinel und La Broue zuerst in französischer Sprache darüber schrieben. Wir Deutsche haben viele vortreffliche Werke, die Reitkunst betreffend, von Seyfert von Tenneker, Bouwinghausen von Wallmerode, von Sind u. m. A. Hieher gehört auch de la Gueriniere's Reitkunst oder gründliche Anweisung zur Kenntniß der Pferde ꝛc. übersetzt von Knoll, 3te verb. Aufl. Marburg 1817.

Reizbarkeit ist die Kraft oder Eigenschaft des thierischen Körpers, Bewegungen zu vollbringen, die nicht auf mechanische Weise, durch Druck, Stoß, Dehnung ꝛc. erklärt werden können, sondern durch Reize, d. h. dynamisch einwirkende Ursachen erregt werden. — Man hatte früher die Bewegungen des Thieres auf mechanische Weise durch die Elasticität, und auf dynamische Art durch unmittelbaren Einfluß der Lebensgeister (oder Nerventhätigkeit) erklärt. Albrecht von Haller unterschied von diesen beiden die eingepflanzte Kraft der Muskeln, die Reizbarkeit oder Irritabilität; stellte eine Menge von Versuchen an lebendig geöffneten oder frisch getödteten Thieren an, um zu bestimmen, welchen Theilen des Körpers die Reizbarkeit, und welchen die Nervenkraft zukomme; suchte die verschiednen Grade der Reizbarkeit an einzelnen Theilen zu erforschen und ist als der Schöpfer dieser Lehre anzusehen, die zu und nach seiner Zeit eine Menge Aerzte beschäftigte, eine Menge Anhänger und Gegner fand. Vorzüglich aber beschäftigte das Verhältniß der Reizbarkeit und Nervenkraft (Irritabilität und Sensibilität) dieselben. Wegzuläugnen waren die Hallerschen Erfahrungen gar nicht, sondern nur in einzelnen Theilen zu berichtigen, zu ergänzen und weiter zu verfolgen. Einige Aerzte aber sahen auch die Reizbarkeit, so wie alle andern Erscheinungen des Organismus, als

abhängig von der Nerventhätigkeit an, und so entstand die sogenannte Nerventheorie; andre faßten Nerventhätigkeit und Reizbarkeit unter den allgemeinen Begriff der Lebenskraft zusammen. Da denn nun aber nach und nach das Spiel mit den Kräften, die den Organen nur inhäriren, keineswegs mit ihnen eins und dasselbe seyn sollten, verdächtig und müßig werden mußte, so faßte Brown beide Begriffe der Sensibilität und Irritabilität unter den der Erregbarkeit zusammen und stellte denselben als das Princip seines so berühmt gewordenen Systems auf. Doch konnte sich auf dieser Höhe der so einseitige Begriff der Reizbarkeit, der in der Erregbarkeit nur weiter ausgedehnt erscheint, nicht erhalten und indem in den neuesten Zeiten die Idee des Lebens über alle diese Begriffe gestellt wurde, mußte auch die Reizbarkeit als eine Aeußerungsart derselben Idee erscheinen und wurde so auf die ihr eigenthümlichen Phänomene beschränkt, ohne weder die anderartigen Lebensäußerungen unter dieselbe subsumiren, noch wegläugnen zu wollen. Sie führt auch in dieser Beschränkung noch den Namen der Irritabilität, und wird als die Grundäußerung der Idee des Lebens bestimmt, durch welche organische, lebendige, d. h. freie Bewegungen möglich werden. — Bezieht die Reproduction sich vorzugsweise auf den Raum, den sie in seiner Mischung zu erhalten sucht; so erscheint dieser in den irritablen Functionen nur als Vehikel, als unumgängliche Bedingung, er wird in seiner Lage zwar verändert durch dieselben, und es äußert sich die Irritabilität schon mehr in zeitlichen Veränderungen des Raums des Organs. Dies ist daher da, wo es irritable Functionen, Bewegungen vollzieht, nach einem andern Typus gebildet, als die reproductiven Organe; die längliche Fasernbildung ist der Irritabilität eigenthümlich; es ist dieselbe in den Organen ganz vorzüglich sichtbar, wo die Irritabilität am kräftigsten sich äußert, in den Muskeln nämlich, und im Herzen. Auch in den Arterien, vorzüglich in den größern Stämmen derselben und in den Muskelhäuten der Eingeweide ist dieselbe Bildung sichtbar, und da auch zu vermuthen, wo sie, wie in den Venen und Lymphgefäßen (in denen auch die Bewegung nicht sichtbar ist), vielleicht wegen Kleinheit und der weißen Farbe nicht in die Augen fällt. Nur in einem Organe, das dessenungeachtet sehr lebhafte Bewegungen äußert, in dem Uterus nämlich, hatte man sie nicht entdeckt, hier treffen aber ganz andere Gesetze zusammen, die die Bildung dieses Organs abändern, und so eine Ausnahme nöthig machen. — Die Längenausdehnung einer jeden Faser bringt nothwendig zwei Enden derselben hervor, die sich auch bei den kreisrunden nicht berühren. Diese beiden Enden stehen in Polarität gegeneinander, so wie überhaupt das Gesetz der Polarität und die Antithesen sich in der Irritabilität ganz besonders vorfinden. Wird nun durch irgend etwas Aeußeres eine Faser gereizt, d. h. in Thätigkeit gesetzt, so tritt eben jene Polarität hervor und äußert sich durch abwechselnde Zusammenziehung und Ausdehnung der Faser oder der Fasernbündel, die zugleich gereizt wurden. Man ist gewohnt, die Zusammenziehung allein als Ausdruck der Thätigkeit anzusehen; unsere Darstellung lehrt, daß dieselbe sich auch in der Ausdehnung äußere. In den mehresten Muskeln erscheint die Zusammenziehung freilich als Zweck, in einigen, den Schließmuskeln, aber auch die Ausdehnung. Ein ähnlicher Gegensatz findet sich auch in der Anordnung der Muskeln, die sich einander entgegenwirken, und von denen die einen

ausgedehnt werden, wenn die andern sich zusammenziehen. Durch diese abwechselnde Ausdehnung und Zusammenziehung werden denn alle Bewegungen hervorgebracht, die nur existiren. Sie gehen ohne Unterlaß von Statten da, wo die Irritabilität in die Reproduction eingreift, die selbst nie ruhen darf; so in den Unterleibseingeweiden, den Gefäßen und in der Respiration. In den sogenannten willkürlichen Bewegungen dagegen, die sich näher an die Sensibilität anschließen, bedarf die Irritabilität oder Sensibilität oder beide zugleich der Ruhe und des Schlafes. — Die Reize selbst, die die Aeußerungen der Reizbarkeit oder Irritabilität hervorrufen, sind sehr mannichfaltig. Dahin gehört in den Gefäßen das Blut und andere Flüssigkeiten, die sich in ihnen befinden; die Flüssigkeiten des Darmcanals sind Reize für die Muskelhaut desselben, die Luft und der Instinct für die Muskeln der Respiration; der letztre oder der Wille für die gewöhnlich sogenannten willkürlichen Muskelbewegungen. Auch manche krankhafte Reize, die bald das Organ selbst unmittelbar berühren, bald durch Sympathie auf dasselbe einwirken, bringen krankhafte Bewegungen, die Krämpfe, hervor. In allen diesen Bewegungen ist der Einfluß des Nervensystems eben so conditio sine qua non, als die gehörige Ernährung der bewegenden und bewegten Organe. B. P.

Relativ ist dem Absoluten (s. d. Art.) entgegengesetzt, und bezeichnet das nur bedingungsweise, verhältnißweise bestimmte und gültige. Jede Größe oder besonderes Merkmal irdischer Dinge ist für uns relativ. Die Größe der Erde ist gegen viele andre Dinge bedeutend, unbedeutend aber gegen die Sonnensysteme, von deren Einem sie einen kleinen Punkt bildet. Relative Begriffe sind solche, die aus der Vergleichung eines Gegenstandes mit einem andern entspringen.

Relegation, Verbannung, war eine bei den Römern, besonders unter den Kaisern, eingeführte öffentliche Strafe, und erstreckte sich manchmal auf die ganze Lebenszeit, manchmal nur auf gewisse Jahre. Ein erhöhter Grad dieser Bestrafungsart ist das Exilium, das mit der Verbannung noch bürgerliche Verachtung einschließ (s. d. Art. Exil). Auf unsern Akademien wird mit Relegation der Studierende bestraft, der den Gesetzen der Universität entgegen handelt; doch ist diese Relegation nicht an sich, wie die bei den Römern, mit dem Verlust staatsbürgerlicher Rechte verbunden. Sonst war sie zuweilen cum infamia.

Relief, in der Bildhauerkunst jedes Werk, das rundum ausgehauen ist, frei steht; wie Statuen. — Besonders aber wird mit dem Wort Relief erhabene Arbeit bezeichnet. (Vergl. den Art. Basrelief.)

Religion. Religionsgeschichte. Es gibt keinen gebildeten Menschen, dem der heilige Gegenstand fremd wäre, welcher jenen Namen führt; und obwohl dieser vielfach gedeutete Name erst von den Römern seinen Ursprung ableitet, so ist die Sache doch so alt als der Mensch und sein Verhältniß zu Gott, den sie voraussetzt. Wir können von ihr keine wahre Kenntniß von außen erhalten, sondern sie muß in uns leben und herrschen, wenn wir von ihrer Wahrheit überzeugt seyn sollen. Sie gründet sich auf eine dem Menschen eigenthümliche Anlage, welche wir die religiöse nennen. Indem nämlich der Mensch durch die ihm verliehene Natur nicht bloß in ein Verhältniß zur Gottheit gestellt ist, sondern auch dasselbe zu ahnen und zu erkennen vermag, ist ihm die Religion durch seine

Anlage möglich gemacht. Es ist ein Göttliches in uns, eine höhere Natur, die ihren Ursprung ahnet, und auf den vollkommenen Schöpfer hinweis't, eine höhere Natur, die zu der höchsten sich erhebt und mit ihr sich zu vereinigen strebt. Und es ist ein Göttliches über uns, was sich in der Welt, als dem Abglanz seiner Herrlichkeit, und in der Vernunft dem Menschen offenbart. Wo nun der Mensch im Gefühl seiner in der Sinnenwelt beschränkten Natur sich vor der höheren Macht, die über ihn waltet, demüthigt, im Gefühl der Freiheit und des Bewußtseyns aber, und durch den ihm verliehenen Gedanken seines Schöpfers sich zu demselben frei erhebt, und in der Ordnung der Dinge seinen geoffenbarten Willen anerkennt, da ist die wahrhafte Religion. Religion ist daher die Richtung des Gemüths auf die Gottheit, und beruht eines Theils auf der Freiheit des Menschen, der sich über das bloß Irdische erhebt, und die Strahlen der Gottheit mit Bewußtseyn aufnimmt, andern Theils auf der durch die verliehene Freiheit und Vernunft sich offenbarenden Gottheit, denn die Idee Gottes — die höchste unserer Vernunftkenntniß, — kann nur als Offenbarung der Gottheit angesehen werden, und ist aus keiner andern abzuleiten. (Vgl. d. Art. Religionsunterricht.) Aber die religiöse Anlage entwickelt sich verschieden, und so ist auch die Religion nach der geistigen Verschiedenheit der Menschen verschieden. Diese Verschiedenheit aber zeigt sich in der Mittheilung und Darstellung, zu welcher das lebendige Gefühl des Höchsten den Menschen antreibt, nämlich in den Religionslehren und Ansichten, und in dem Religionscultus (d. i. in denjenigen äußern Handlungen, durch welche die Gottesverehrung sich ausspricht). Diese Aeußerungsmittel der Religion sind zugleich das Band, welches die Menschen in größern oder kleinern Massen zu gemeinschaftlicher Befriedigung des religiösen Bedürfnisses und zur Erweckung der innern Religion verbindet, so wie das Zeichen, an welchem die Bekenner einer Religion sich erkennen. Und hierauf beruht auch der Begriff einer positiven Religion: — Sie ist eine durch die verschiedene Entwickelung der religiösen Anlage bedingte, durch eigenthümliche Ansichten über das Verhältniß der Menschen zu Gott, und ihre Bestimmung, so wie durch eigenthümliche Gebräuche und Symbole der Gottesverehrung modificirte, unter einer Menschenmasse herrschende Religion. Sie wird herrschend durch religiöse Tradition (wie viele heidnische Religionen), oder durch die überwiegende Geisteskraft und religiöse Anschauung großer Männer, welche Familien, Stämme, Völker, ja die Menschheit zu gleicher Gesinnung und Verehrung mit unsichtbarer Macht fortreißen und verbinden. Sie wird es ferner, wenn ihre Ausübung vom Staate beschützt oder geheiligt wird. Aus dem vorigen geht zugleich hervor, daß der Begriff der positiven Religion dem der Vernunftreligion nicht widerspricht, da jede wahre Religion auf Vernunft oder religiöse Anlage gegründet ist, und die Religion überhaupt in ihrer Aeußerung stets positiv wird, indem die Ansichten und Handlungsweisen der Menschen verschiedenen Einfluß auf sie haben. Ja es gibt unter keinem Volke eine natürliche, oder Vernunftreligion, wenn dies eine Religion bedeutet, die ohne alle Mittheilungs- und Darstellungsformen sich entwickelte, wohl aber eine natürliche Theologie oder besser eine Religionsphilosophie, welche das Grundwesen aller Religion und die innern und äußern Bedingungen ihrer

mannichfaltigen Entwickelung zum Gegenstande hat. Setzt man aber die natürliche Religion der geoffenbarten entgegen, so vergißt man entweder, daß das Höchste überhaupt dem Menschen nur durch Offenbarung zugänglich ist, oder man versteht unter der geoffenbarten Religion eine solche, deren Ursprung und Verbreitung ein besonderes Eingreifen der Gottheit in den Lauf der religiösen Entwickelung, eine specielle oder außerordentliche Offenbarung voraussetzt, und unter natürlicher Religion nur eine solche (auch positive) Religion, deren Ursprung in der bloßen Selbstthätigkeit des Geistes beruht. Die erstere Ansicht begründet den theologischen Supernaturalismus, die zweite den Naturalismus oder Rationalismus (s. d. Art. u. d. Art. Offenbarung). Die historische Darstellung aber, oder die Erzählung von der Entwickelung der religiösen Anlage unter den Völkern, ist die Religionsgeschichte. Sie ist allgemeine Religionsgeschichte, wenn sie die religiöse Entwickelung der Menschheit überhaupt, und mithin die Entstehung und Verbreitung der wichtigsten uns bekannten Religionen zum Gegenstand ihrer Darstellung hat. Sie zeigt, wie die von Gott ins Daseyn gerufene und erzogene Menschheit sich mit frischem und unverdorbenem Gefühl des Kindes zu ihrem Schöpfer gewendet (Urreligion); darauf aber nach entstandener Herrschaft der Sinnlichkeit (Sündenfall) der Blick sich in die Mannichfaltigkeit der geschaffenen Dinge verloren und von Gott abgewendet habe (Periode des in der alten Welt herrschenden Polytheismus, Naturalismus, Heidenthum), und wie dann ferner aus den Denkmälern jener Urreligion, die sich in dem beschränkten Monotheismus der Juden erhalten hatten, sich eine neue Offenbarung erhob, welche die Kinder zum Vater zurückführte, und den Glauben an den einzigen, heiligen Gott in alle Welt verbreitete, (Periode des in der neuen Zeit herrschenden Monotheismus der christlichen Religion). Sie zeigt insbesondere, wie die hier angeführten Hauptformen der Religion durch Verstand, Phantasie, und andere hervorstechende Kräfte, so wie überhaupt durch die Lage und den Charakter der Nationen und Völker eigenthümlich gestaltet worden. Die specielle Religionsgeschichte bildet die historische Darstellung einzelner religiöser Erscheinungen und Thatsachen genauer aus. Zu ihr gehört z. B. die christliche Kirchengeschichte. Intoleranz und Indifferentismus sind die Klippen, an welchen die Religionsgeschichte gewöhnlich scheitert, um so mehr, da keine Ueberzeugung so tief in das innere Leben des Menschen eingreift und in demselben wurzelt, als die religiöse. Mit der Unparteilichkeit, welche die Geschichte überhaupt erfodert, verträgt es sich aber vollkommen, die christliche Religion als den Mittelpunkt der Religionsgeschichte hervorzuheben, da dieselbe der aller Religionsgeschichte zum Grunde liegenden Idee der Religion durch den reinsten Monotheismus, welcher ihr Princip ist, am nächsten kommt, da hingegen der Mosaismus oder das Judenthum den Einzigen mehr als Stammgott mit Opfer und Ceremoniendienst verehrt. Wer in Hinsicht jener Idee mit dem Verfasser dieses Artikels übereinstimmt, der kann die weitere Ausführung dieser Ansicht in seiner Schrift: Reden über die Religion (Sulzbach 1813, 8.) finden. Ueber einzelne Religionen aber siehe die besondern Artikel. T.

Religionseid, s. Eid.

Religionsfriede. Seit Maximilians I. Tode (1519) war die Freiheit Deutschlands mehr als je gefährdet, denn den neu erwählten Kaiser Carl V., den feurigen, ehrgeizigen neunzehnjährigen Jüngling, der außer seinen deutschen Erblanden auch Spanien nebst Navarra, die Niederlande, Neapel und selbst mehrere Küstenstädte der Barbarei, so wie weitläuftige Landstriche in Amerika beherrschte, beschäftigten hochfliegende Plane, seine Macht und Herrschaft, wie sie seit der Römer Zeiten kein Fürst in Europa besessen, noch zu vergrößern, und es mußte wohl auch sein angelegentlichster Wunsch seyn, über Deutschlands innere Stärke, wiewohl er durch seine Gesandten die Wahlcapitulation in seinem Namen hatte beschwören und unterzeichnen lassen, uneingeschränkt gebieten zu können. So lange aber noch sein mächtiger Mitbewerber um die Kaiserwürde, der hochgepriesene König von Frankreich Franz I. nicht gedemüthigt war, hatte Deutschlands Freiheit von ihm noch wenig zu fürchten. Am meisten mußte er in dieser Zeit den Churfürsten von Sachsen schonen, wenn er seiner Großmuth auch nicht die Kaiserkrone zu verdanken gehabt hätte; denn Friedrich der Weise war der mächtigste Fürst des Reichs, der auf die übrigen Glieder desselben einen entscheidenden Einfluß besaß. Auch durfte er den Papst nicht vor den Kopf stoßen, dessen Hülfe ihm in dem bevorstehenden Kriege mit Frankreich nicht unwichtig seyn konnte. Aus dieser Rücksicht erklären sich die ersten Schritte, die Carl in Luthers Angelegenheit that; und warum er sich zwar gegen die vor kurzem begonnene Reformation öffentlich erklärte, aber doch zu ihrer Unterdrückung keine durchdringendern Maßregeln ergriff. Als aber das französische Heer in der unglücklichen Schlacht bei Pavia (den 24sten Februar 1525) völlig geschlagen und Franz selbst gefangen worden war, da konnte der Kaiser, dem das Glück über alles Erwarten günstig gewesen, auch an die Erfüllung seiner kühnsten Wünsche in Hinsicht auf Deutschland denken, und er verfolgte nun seinen lang gehegten Entwurf zwanzig Jahre hindurch mit standhaftem Muthe und fester Beharrlichkeit. Die vermeinten Religionsirrungen der damaligen Zeit schienen ihm die Mittel dazu von selbst in die Hände zu geben. Fast die Hälfte der Reichsstände war der lutherischen Lehre zugethan, als Kaiser aber sollte er für die Erhaltung der reinen Lehre Sorge tragen, dies gab ihm also den besten Vorwand, diese Stände zu bekriegen und seinem Willen zu unterwerfen. Die damalige Lage der Sachen in Deutschland schien seine Absichten zu begünstigen, denn durch die furchtbaren Bauernunruhen und den von dem schwärmerischen Thomas Münzer erregten Aufstand des niedern Volks in Thüringen war die Reformation, der man beides zuschrieb, bei den catholischen Fürsten noch mehr in Mißcredit gekommen, und mehrere derselben schienen deßwegen Carln zu seinem Unternehmen willig die Hand bieten zu wollen. Doch der feurige, die Reformation begünstigende Landgraf von Hessen, Philipp, der die drohende Gefahr wahrnahm, brachte es durch seine dringenden Vorstellungen bei dem neuen Churfürsten von Sachsen, Johann dem Beständigen, so weit, daß er mit ihm zur Vertheidigung der angenommenen Lehre den 4ten Mai 1526 zu Torgau ein Bündniß schloß, welchem einige Monate darauf auch andre Stände des Reichs beitraten. Dadurch muthiger geworden, handelte man auf dem Reichstage zu Speier 1526 mit fester Entschlossenheit und Standhaftigkeit, und gab da-

durch auch andern Lutherischen, dem Bündniß noch nicht beigetretenen Ständen Muth, sich freier und unbefangener zu erklären. Auch selbst catholische Stände, welche die innere Ruhe Deutschlands nicht gern gestört wissen wollten, widersetzten sich der Erneuerung des zu Worms 1521 gegen Luther und seine Anhänger gegebenen Edicts. Ueberhaupt vereinigten sich zu dieser Zeit noch mehrere Umstände, vornehmlich ein Einfall der Türken in das für Ferdinand, den Bruder des Kaisers, zu hoffende Königreich Ungarn, ein neuer bevorstehender Krieg mit Frankreich und Mißhelligkeiten mit dem Papste, daß Carl der Lutherischen Partei jetzt Ruhe lassen mußte. Größere Gefahr drohete ihr aber, als er diese Angelegenheiten glücklich beendigt hatte; doch legte sie auf dem Reichstage zu Speier 1529 dem ihr ungünstigen Reichsabschiede eine förmliche Protestation ein (wovon sie den Namen der protestantischen Partei erhielt) und suchte ihr Bündniß noch mehr zu befestigen. Nach mehrern fruchtlos deßwegen zu Rothbach, Schwabach, Schmalkalden und Nürnberg gehaltenen Versammlungen kam endlich, im März des Jahres 1531, der Schmalkaldische Bund zu Stande. S. d. Art. Der Kaiser, dem es nun klar geworden war, daß er auf die catholischen Reichsfürsten, wenn er selbst nicht an der Bekämpfung der Protestanten thätigen Antheil nehmen wollte, nicht sicher rechnen könne, und jetzt nicht in der Lage war, diese anzugreifen, besonders da die Türken mit einem neuen Einfall in Ungarn drohten, sah sich genöthigt, die Ausführung seiner Absichten noch weiter hinaus zu verschieben. Er ließ daher mit den Protestanten Unterhandlungen anknüpfen, und so ward denn 1532 der erste nürnberger Religionsfriede geschlossen, der den 23sten Juli von den Protestanten angenommen und unterzeichnet, und den 2ten August von dem Kaiser in Regensburg bestätigt wurde. Durch diesen Frieden erhielten die Protestanten nichts, als was sie schon besaßen, und dies nicht gewisser, als sie es schon hatten; der Kaiser aber Alles, was er wünschte. Denn man verpflichtete sich gegenseitig nur zur Enthaltung aller Feindseligkeiten wegen Religionssachen bis zu einem künftigen Concilium, oder, wenn dies nicht zu Stande kommen sollte, einem aufs neue anzustellenden Vergleich. Dies war für den Kaiser ungemein wichtig, der so die Gewißheit erhielt, daß man ihn jetzt nicht angreifen würde, für die Protestanten aber mußte es völlig gleichgültig seyn, weil der Kaiser sich damals in einer solchen Lage befand, daß er einen Krieg mit ihnen nicht anfangen konnte. Ueber die Foderungen aber, deren Bewilligung die Protestanten verlangt hatten, wie über die freie Ausübung ihrer Religion, nicht nur in ihrem eignen Gebiete, sondern auch mit gewissen Einschränkungen außer demselben, über die Kirchengüter und die bischöfliche Jurisdiction, wobei alles in dem bisherigen Zustande bleiben sollte, über die Suspension der Prozesse in Glaubenssachen bei den Reichsgerichten, und über die Zulassung der augsburgischen Confessionsverwandten zum Kammergericht hatten sich die Friedensvermittler des Kaisers ziemlich zweideutig und unbestimmt geäußert. Zwar konnten die Protestanten aus den Erklärungen derselben über die Kirchengüter und die Jurisdiction der Bischöfe eine Genehmigung herleiten, und wegen Suspension der Prozesse in Religionsangelegenheiten bei den Reichsgerichten einige Hoffnung fassen, in Ansehung der übrigen Punkte aber sollte alles auf die Entscheidung des Kaisers ankommen, doch so, daß dem geschlossenen Frieden kein Abbruch geschehe. Von Seiten der Protestanten ging man diesen Frieden ein, weil man sich nicht durch

Weigerung noch verhaßter machen wollte, als man schon war, und weil man durch ihn doch wieder einige Zeit Ruhe und Sicherheit erlangte; angreifen wollte man nun einmal den Kaiser nicht, denn dies war von den Theologen als eine Gewissenssache vorgestellt worden. Indessen hatte der Kaiser seinen Plan keinesweges aufgegeben, nur mußte er die Ausführung desselben, durch mannichfaltige Umstände gedrängt, immer weiter hinausschieben; daher ward der nürnberger Friede in den Jahren 1534, 1539, 1541, 1542, 1544 und 1545 wiederholt, bis alles zu einem völligen Ausbruch des Krieges gehörig vorbereitet war. Die Protestanten hatten während der Zeit ihren Bund auf zehn Jahre erneuert und durch Aufnahme neuer Mitglieder zu verstärken und zu befestigen gesucht, da man endlich darüber einig geworden war, daß man ohne Nachtheil des nürnberger Friedens neue Mitglieder aufnehmen könne. Man zählte jetzt zwei Fürsten und elf Städte mehr in dem Bunde, und 1538 trat sogar der König von Dänemark hinzu. Die Partei selbst hatte sich im Reich ungemein ausgebreitet und vermehrt, und mehrere catholische Fürsten, wie der Churfürst von Cöln, schienen sich bald öffentlich für sie erklären und die von ihnen angenommene Lehre auch in ihren Ländern einführen zu wollen. Stärker noch machte sie jetzt ihre innere Einigkeit in der Religionssache selbst, da nicht nur die oberländischen Städte, welche auf dem Reichstage zu Augsburg eine eigne Confession übergeben hatten, Straßburg, Costanz, Lindau und Memmingen, sich mit ihnen durch die wittenberger Concordia (1536) vereinigt hatten, sondern derselben auch 1538 die Schweizer beitraten. Bei dieser glücklichen Lage der Protestanten hatte der Vicekanzler Held, wohl nicht ohne Vorwissen und Einwilligung des Kaisers, obgleich dieser es hernach läugnete, mehrere der mächtigsten catholischen Stände Deutschlands nach mancherlei Bemühungen dahin gebracht, daß sie den 10ten Juni 1538 zu Nürnberg einen Gegenbund schlossen, dem man den Namen des heiligen Bundes gab. Durch diese sogenannte heilige Ligue aber und durch die neue Verbindung, in welche der Kaiser mit dem König von Frankreich trat, schienen allerdings die Gefahren für die Protestanten sich zu häufen, besonders da nun auch der König von England, Heinrich VIII., so wie der französische König, seine Abneigung, sich mit ihnen weiter einzulassen, deutlich zu erkennen gab. Allein auch jetzt kam es zu keinem Kriege, da der kurz zuvor mit Frankreich geführte die kaiserlichen Cassen ganz erschöpft hatte und die Türken schon wieder in Ungarn einzufallen drohten. Als zu diesen Gründen, die Bekämpfung der Protestanten aufzuschieben, noch mehrere hinzukamen, fügte der Kaiser sogar auf dem Reichstage zu Regensburg 1541 der Erneuerung des nürnbergischen Friedens noch eine besondere, die Protestanten sehr begünstigende Declaration oder Auslegung einzelner Friedenspunkte hinzu. Und so verzögerten noch mehrmals mannichfaltige Umstände den völligen Ausbruch des Krieges, bis endlich der schnelle Friede, den der Kaiser 1544 zu Crespy schloß, es mehr als je aufdeckte, womit er umgehe. Das bald darauf erfolgte Ausschreiben des Conciliums auf den März des folgenden Jahres, wodurch der Papst dem Kaiser die nähere Veranlassung zum Friedensbruche mit den Protestanten gab, mußte noch deutlicher darauf führen. Der Reichstag zu Worms (1545) deckte die Absichten des Kaisers immer mehr auf, wiewohl er gesucht hatte, die Täuschung eine Zeitlang fortzuerhalten und den Ausbruch des Krieges noch etwas zu verzögern. Die beharrliche Weigerung der Protestanten, das Concilium anzuerkennen,

und noch mehr der Antrag, den ihm zu Worms der päpstliche Gesandte in Hinsicht auf thätige Unterstützung gegen sie machte, brachte ihn zu dem Entschlusse, mit ihrer Demüthigung den Anfang zu machen. Als nun diese von den Kriegsrüstungen und den Religionsverfolgungen in den Niederlanden Nachricht bekamen, und der Kaiser sich auf dem Reichstage eine ganz neue Sprache erlaubte, und eine gewaltsamere Entscheidung über einzelne Stände, wie über den vor kurzem in seinem Lande reformirenden Churfürsten von Cöln: da mußte jeder Zweifel über des Kaisers Absichten schwinden. Und doch zauderten sie, verschmähten Frankreichs und Englands Anerbieten zu ihrem Beistande, und eine engere Verbindung mit den Schweizern, blieben noch nach der Besiegung des Herzogs von Braunschweig unthätig, gaben dem Kaiser ihre Furcht vor ihm immer mehr zu erkennen, und erneuerten nur ihr Bündniß. Doch diese Zaghaftigkeit, und dieses Mißtrauen auf ihre Kräfte schwand, als nach der deutlichen Erklärung des Kaisers über sein Vorhaben die Gefahr selbst nahe war. Allein die Unentschlossenheit und gegenseitige Eifersucht der Bundeshäupter (des Churfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, und des Landgrafen von Hessen), verschiedene Ansichten, Mißtrauen und Unzufriedenheit unter den Bundesgliedern, endlich mancherlei unnöthige Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten, die man sich machte, ließen sie gleich zu Anfange des Religionskrieges die günstigsten Gelegenheiten zu einem glücklichen Ausgange desselben versäumen, und führten die Vereinigung der päpstlichen und niederländischen Truppen mit der kaiserlichen Armee herbei, die nun der protestantischen überlegen war. Die Folge davon war, daß der Kaiser glückliche Fortschritte machte, die Protestanten aber — ihn um Frieden baten, und bei der harten Antwort desselben muthlos zagten. Bald darauf zogen sich der Churfürst und der Landgraf, nachdem man ausgemacht hatte, daß einige tausend Mann in Oberdeutschland im Winterlager beisammen bleiben sollten, mit ihren Truppen in ihre Länder zurück und überließen so die oberländischen Stände ihrem Schicksale. Doch hatte auf ihre letzten Schritte eine andere, sich unerwartet ereignende Begebenheit den größten Einfluß. Der Herzog Moriz von Sachsen, selbst Protestant, war plötzlich, nachdem er mit dem Kaiser ins Geheim ein Bündniß geschlossen, in des Churfürsten Länder eingefallen. Der Churfürst glühte über diese vermeinte Treulosigkeit vor bittrer Rache und suchte daher, so schnell er konnte, seinem Lande zu Hülfe zu eilen, eroberte es auch wieder, und fast des Herzogs ganzes Land dazu. Doch der Kaiser, dem es jetzt nicht schwer geworden war, Oberdeutschland sich zu unterwerfen, erschien im Frühlinge des nächsten Jahres (1547) in Sachsen, und den 24sten April ward Johann Friedrich nach der unglücklichen Schlacht auf der lochauer Heide gefangen. Damit war der ganze Krieg geendigt, denn auch der Landgraf ward in Halle den 19ten Juni durch eine unrühmliche List zum Gefangenen gemacht. Nun sah sich der Kaiser am Ziele seiner kühnsten Entwürfe, die Macht der Protestanten war gefallen, ihr Muth gebrochen, der feurige, unternehmende Moritz durch das ihm verliehene Churfürstenthum mit unauflöslichen Banden, wie es schien, an ihn geknüpft, und so hatte Carl über die übrigen Reichsstände ein entscheidendes Uebergewicht. Es lag ihm jetzt nichts mehr am Herzen, als die Errichtung eines neuen schwäbischen Bundes, wodurch er als Oberhaupt in den Stand gesetzt ward, die einzelnen Stände mehr nach seinem Willen zu lenken. Die ersten Unterhandlungen hierüber in Ulm waren fruchtlos, eben so auf dem Reichstage zu Augsburg 1548,

um so mehr, da er während des Reichstages die Stadt mit fremden Truppen besezen ließ und sich gegen die Stände eine höchst anmaßende Sprache erlaubte. Auf demselben Reichstag offenbarte es sich aber, daß es keineswegs seine Absicht sey, die Protestanten jetzt ganz zu unterdrücken, sondern daß er durch sie zuerst noch seine Absichten gegen den Papst erreichen wolle; denn er suchte mit ihnen selbst die Unterhandlungen einzuleiten, unter welchen Bedingungen sie das 1546 schon zu Trident eröffnete und das Jahr darauf nach Bologna verlegte Concilium beschicken könnten. Da aber der Papst (Paul III.) es nicht nach dem Verlangen des Kaisers wieder in Trident fortsetzen lassen wollte, so legte dieser eine förmliche Protestation gegen dasselbe ein, und ließ, um den Papst noch mehr zu kränken, nun über die Mittel berathschlagen, wie man auch ohne Concilium die Religionsirrungen beilegen könnte. Es wurde daher von einigen von ihm dazu ausersehenen Männern ein Aufsatz entworfen, wie es in Hinsicht der Hauptpunkte des christlichen Glaubens, des Gottesdienstes und der Kirchenverbesserung bis zu einem künftigen Concilium einstweilen (interim) gehalten werden sollte. Dieser Aufsatz heißt deßwegen das augsburgische Interim. (S. d. Artikel Interim.) In dieser Schrift war die religiöse Freiheit der Protestanten sehr gekränkt, die alte Lehre hingegen wie die alten Kirchengebräuche waren fast durchgängig wieder empfohlen worden. Der Kaiser genehmigte den Aufsatz, ohne ihn wohl eigentlich gelesen zu haben, weil er ja sonst die Protestanten nicht hätte gegen den Papst gebrauchen können; man versicherte ihm aber, daß ihnen nicht zu viel geschehen sey, und dies mußte er um so eher glauben, je mehr der Papst dagegen eiferte. Der Kaiser hatte offenbar eine falsche Maßregel ergriffen, denn durch das Interim erbitterte er die Protestanten nur noch mehr, und gab dadurch die nächste Veranlassung, daß die Ausführung seines weitern Planes auf Deutschland scheiterte. Nur wenige Stände nahmen es ohne Weigerung an, selbst Moritz, von dem man am wenigsten Widerstand erwartet hatte, überschickte es erst seinen Theologen, mit dem Bedeuten, es zu untersuchen, der Wahrheit aber nichts zu vergeben, und nur in einigen unbedeutenden Punkten, wo man allenfalls nachgeben könne, nicht zu viel Bedenklichkeiten zu machen. Allein es ward alles Widerspruchs ungeachtet publicirt, und die Annahme desselben an mehrern Orten mit Gewalt durchgesetzt. Selbst Moriz schien, ungeachtet einer eingegebnen Gegenschrift, dem Beispiel der andern Reichsstände folgen zu wollen, da er, (nachdem man nach mehrern Verhandlungen im leipziger Interim den 22sten Dec. 1548 darin übereingekommen war, in wie weit man dem Willen des Kaisers Folge leisten könne) Anstalt machte, den äußern Gottesdienst darnach umzuformen. Allein nicht nur in Sachsen, ob man hier gleich nur in den sogenannten Mitteldingen oder Adiaphoris dem augsburger Interim folgte, sondern überhaupt in ganz Deutschland entstanden die größten Unruhen; die protestantischen Prediger verließen größtentheils ihre Aemter, das Volk wurde an mehrern Orten bis zur Schwärmerei und Wuth entflammt, und mehrere protestantische sowohl als auch catholische Fürsten vermochten die Einführung des Interims nicht zu erzwingen; die leztern waren überhaupt unzufrieden, daß den Protestanten noch so viel, selbst die Kirchengüter, gelassen worden wären. Unter solchen Unruhen verging das Jahr 1548 und ein Theil des folgenden. Da starb der Papst und der neu erwählte, Julius III., ließ sich bereitwillig finden, die Synode zu Trident fortzusetzen. So konnte doch das ärgerliche Interim allmählig in Vergesː

senheil gebracht werden, und der Unwille der catholischen Fürsten mußte sich legen, da sie den Kaiser nun wieder mit dem Papste im Einverständnisse sahen. Die herrschsüchtigen Plane des Kaisers aber wurden von dem klugen Moritz bald durchschaut, besonders seitdem jener auch damit umging, seinem Sohne Philipp die Nachfolge in der Regierung des Reichs zu verschaffen und das Kaiserthum erblich zu machen. Moriz nahm sich daher vor, seiner Anmaßung Grenzen zu setzen und Deutschlands Freiheit zu sichern, sollte er auch das Opfer dafür werden; ohne noch zu erwähnen, daß er sich vielfach gekränkt und beleidigt fühlen mußte, weil der Kaiser auf alle sein Bitten wegen der Befreiung seines Schwiegervaters, des Landgrafen, gar nicht achtete. Die Protestanten mußten zu dieser Zeit schon wegen des Conciliums in großer Unruhe seyn, da der Papst in seiner Bulle auf sie gar keine Rücksicht nahm, sich nach wie vor den Statthalter Christi nannte und nur die geistlichen Stände zum Concilium berief; und der Kaiser vermochte sie weder durch sein Versprechen, daß er sein ganzes Ansehen verwenden wolle, um die Handlungen auf demselben in einen christlichen, billigen und ordentlichen Gang zu bringen, noch durch die Versicherung eines freien Geleites und freien Zutritts, zu beruhigen; denn sie ahneten als zu gewiß, daß er von dem Concilium nur einen neuen Vorwand suche, sie und ihre Lehre völlig zu unterdrücken. Der Unwille und die Gährung der Gemüther war bei ihnen aufs Höchste gestiegen, doch wollten sie das Aeußerste noch abwarten. Indeß war Moriz allein thätig. Da ihm die Vollziehung der Reichsacht über das noch widerspenstige Magdeburg übertragen worden war, so wurde es ihm leicht, eine starke Armee aufzubringen, besonders da die benachbarten Kreisstände zu seiner Unterstützung aufgeboten wurden und der größte Theil der Unkosten aus der Reichscasse bestritten werden sollte. Auch konnte er, da Magdeburg sehr fest war, ohne Verdacht einer anderweitigen Absicht zu erregen, große Zurüstungen machen; doch suchte er die Ausführung seines Planes immer noch hinzuhalten, bis sich der Kaiser von Augsburg, wo er noch viele Truppen beisammen hatte, in die Nähe des Conciliums ziehen würde. Da sich aber die Wiedereröffnung desselben noch eine Zeit lang verzog, so suchte Moriz die wegen der Uebergabe der Stadt eingegangenen Vergleichsunterhandlungen noch länger hinzuhalten, und schloß ganz in der Stille zu Locha den 5ten Oct. 1551 nebst dem jungen Landgrafen, Wilhelm von Hessen, dem Herzog Albrecht von Meklenburg und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg mit dem Könige von Frankreich, Heinrich II., gegen den Kaiser ein Bündniß. Nachdem er endlich den 6ten Nov. mit Magdeburg wegen der Uebergabe einen Vergleich geschlossen, so wußte er den Kaiser nicht nur wegen der Nichtentlassung seines Heeres, sondern auch wegen der mancherlei von ihm und seinem Vorhaben verbreiteten Gerüchte völlig zu täuschen. Mit Anbruch des nächsten Frühlings (den 20sten März 1552) brach er mit seinen Truppen aus Thüringen, wo sie Winterquartiere gehalten, auf, den 25sten erfolgte die allgemeine Vereinigung sämmtlicher Bundessoldaten bei Schweinfurt, dann ging es im reißenden Zuge vorwärts, und in der Nacht des 31sten Marzes standen sie schon vor Augsburgs Thoren. In dem Manifeste, das sie auf diesem schnellen Zuge ausbreiteten, gaben sie der Welt folgende drei Gründe zu diesem Kriege an: Tyrannei des Kaisers wegen der Unterdrückung der evangelischen Lehre, Treulosigkeit desselben gegen den Landgrafen und das gewaltsame Verfahren gegen die Reichsverfassung. Der Kaiser, nicht gerüstet und außerdem von mehrern Seiten Krieg

befürchtend, versuchte durch seinen Bruder Ferdinand mit Moriz zu unterhandeln, und man kam auch endlich den 1sten Mai darin überein, daß den 26sten Mai zu Passau ein Friedenscongreß eröffnet und von diesem Tage an ein allgemeiner Waffenstillstand angehen sollte. Bis zu dieser Zeit hoffte aber Moriz, noch mehr zu erreichen, schnell ging er daher auf die Truppen los, mit denen der Kaiser am Fuße der Alpen die Pässe besetzt hielt, überfiel sie den 18ten bei Reuten und schlug sie völlig, den Tag darauf eroberte er die ehrenberger Klause mit Sturm, und stand den 22sten nur noch zwei Meilen von Inspruck. Hätte er gleich nach der Eroberung der ehrenberger Klause dahin eilen können, so würde er den Kaiser, der dort am Podagra krank lag, selbst haben gefangen nehmen können. Nach diesen so glücklichen Fortschritten Morizens konnte man wohl zu Passau bessere Unterhandlungen erwarten. Moriz verlangte nichts weiter, als uneingeschränkte Religionsfreiheit für die Protestanten, Loslassung des Landgrafen aus der Gefangenschaft, und Abstellung aller Beschwerden in der zeitherigen Regierung des Reichs. Allein der Kaiser, der im Augenblicke seiner Flucht dem gefangenen Churfürsten die Freiheit geschenkt hatte, damit sich Moriz seiner Befreiung nicht rühmen könne, konnte unmöglich nach einer so schimpflichen Flucht seiner so lange Zeit genährten Hoffnung auf die unumschränkte Herrschaft über Deutschland entsagen. Allein er mußte endlich, wiewohl nach langem Kampf und Widerstreben, der Nothwendigkeit nachgeben, und so ward denn den 31sten Juli der passauer Vertrag geschlossen, wodurch nicht nur der Landgraf seine Freiheit bekam und die im schmalkaldischen Kriege Geächteten wieder zu Gnaden angenommen wurden, sondern auch die protestantische Partei völlige Religionsfreiheit erhielt. Denn obgleich man über die beiden Hauptpunkte des Friedens, über die Abstellung der Beschwerden wegen der gewaltsamen Eingriffe in die bestehende Reichsverfassung und über die Religionsangelegenheiten, noch auf dem in sechs Monaten anzustellenden Reichstage unterhandeln wollte, so sollte doch schon von diesem Augenblicke an zwischen den evangelischen und catholischen Ständen ein völliger Friede herrschen, und keiner von beiden Theilen wider sein Gewissen und Willen auf einige Art beschwert, sondern ruhig und friedsam bei seinem Glauben gelassen werden. In einem besondern Nebenvertrag ward noch festgesetzt, daß der jetzige Friede auch dann noch bleiben solle, wenn es auch auf dem nächsten Reichstage zu keinem nähern Vergleich käme, daß daher das Kammergericht nicht nur allen Religionsparteien gleiches Recht sprechen, sondern auch zu demselben augsburgische Confessionsverwandte lassen sollte. Das alles ward vom Kaiser, vom römischen König, und auch von allen zu diesen Unterhandlungen gezognen Ständen gebilligt. Von diesem Zeitpunkte an kann man eigentlich die Bildungsgeschichte der Lutherischen Partei als geschlossen ansehen, denn der nächste Reichstag sollte nur noch einiges näher bestätigen. Allein dieser konnte theils wegen der vom Markgrafen Albrecht im Reiche noch verursachten Unruhen, theils auch wegen des französischen Kriegs nicht so bald gehalten werden. Der Kaiser benahm sich während der Zeit höchst zweideutig, und die Protestanten, welche schon durch den Tod des muthigen Vertheidigers ihrer Freiheit, des Churfürsten Moriz, in der Schlacht bei Sievershausen (1553) beunruhigt worden waren, schwebten noch zwischen Furcht und Hoffnung. Endlich kam der Reichstag zu Augsburg zu Anfange des Jahres 1555 zu Stande. Die Religion war die erste Angelegenheit, die man vornahm. Ferdinand, der im Namen seines

Bruders die Verhandlungen eröffnete, erklärte, daß er weder von einem allgemeinen oder Nationalconcilium, noch von einem Religionsgespräch viel erwarte, man solle lieber auf Mittel denken, wie Friede und Ruhe im Reiche bei aller Verschiedenheit der Glaubensmeinungen erhalten werden könnte, und so wurde denn zur Abfassung eines solchen Friedens geschritten. Ein Ausschuß aus dem fürstlichen Collegium sowohl als aus den churfürstlichen Gesandten arbeitete, jeder für sich, an einem Entwurf dazu, über den man sich auch bald verständigte. Es sollte nämlich von beiden Seiten kein Reichsstand wegen seiner Religion und Kirchengebräuche angefochten, sondern bei seinen Glauben, Ceremonien, Hab und Gütern, Land und Leuten, Obrigkeit und Gerechtigkeit ruhig und friedlich gelassen werden; Religionsstreitigkeiten sollten nur durch christliche, freundliche und friedliche Mittel und Wege ausgeglichen werden; die geistliche Jurisdiction sollte über den Glauben der Protestanten und ihre Ceremonien keine Kraft haben; der Abzug aus einem Lande ins andre der Religion wegen gestattet seyn, und endlich sollte dieser Friedstand stet, fest und unverbrüchlich gehalten werden, auch wann durch kein Mittel ein Religionsvergleich zu Stande kommen sollte. Nur zwei Punkte waren es, welche noch einen langwierigen und hartnäckigen Streit von sechs Monaten erzeugten. Die Protestanten verlangten nämlich, daß es auch den geistlichen Ständen freistehen solle, zur augsburgischen Confession zu treten, die Catholiken hingegen erklärten, daß diese in so weit ausgenommen würden, daß jeder Geistliche, der zur protestantischen Lehre überträte, seines Amtes und Standes ipso jure et facto für entsetzt erklärt würde. Diesen Punkt, weil ihn die Catholiken sich als ein Vorrecht vorbehielten, nannte man den geistlichen Vorbehalt, reservatum ecclesiasticum. In dem Reichsabschiede wurde bemerkt, daß sich hierüber die Stände nicht hätten vereinigen können, daher erklärte der römische König im Namen des Kaisers, wie es in solchen Fällen gehalten werden solle. Jeder Erzbischof nämlich, Bischof, Prälat oder Geistliche, der in Zukunft von der alten Religion abtreten würde, solle auch sogleich sein Amt abtreten und auf alle Einkünfte desselben, jedoch ohne Nachtheil seiner Ehre und Würde, Verzicht thun. Man behielt sich aber doch von Seiten der Protestanten eine Reservation vor, den Streit hierüber bei günstiger Gelegenheit erneuern zu können. Ohne diesen Vorbehalt würden wahrscheinlich noch vor einem Jahrhundert die meisten, wo nicht alle geistlichen Staaten die Reformation angenommen haben. Der zweite Punkt betraf die Frage: ob die von Adel, Städte, Communen und Unterthanen, so der augsburgischen Confession verwandt und unter catholischen Fürsten und Ständen gesessen, die Religionsfreiheit genießen sollten. Ferdinand entschied: daß diejenigen von Adel, Städte und Unterthanen unter catholischer Obrigkeit, die der augsburgischen Confession bisher anhängig gewesen und solchem Glauben und Kirchenceremonien noch beipflichteten, davon nicht gedrungen, sondern bis zur christlichen Vergleichung der streitigen Religion in Ruhe gelassen werden sollten. Mit diesen Bestimmungen des römischen Königs über diese beiden streitigen Punkte ward den 26sten Sept. der völlig geschlossene Friede mit dem Reichsabschiede publicirt. Man sieht daraus von selbst ein, daß die eigentliche Grundlage zu einem festen dauerhaften Frieden übergangen wurde, nämlich völlige Gewissensfreiheit; davon hätte man ausgehen, und darnach die übrigen Verhältnisse der Reichsverfassung, der Fürsten und ihrer Unterthanen bestimmen sollen. Man schloß aber noch von diesem Frieden die reformirte Partei

aus, welche erst im westphälischen Frieden mit der Lutherischen gleiche Rechte erhielt. I†n.

Religionsgeschichte, s. Geschichte und Religion.

Religionsphilosophie. Darunter versteht man überhaupt die philosophische Nachweisung der ewigen und allgemeinen Ideen, welche jeder besondern Religion zum Grunde liegen müssen, und die Erörterung der religiösen Anlage des menschlichen Gemüths. Es ist eine philosophische Reflexion über Religion, in so fern das Element der Religion als ein inneres (als Anlage) betrachtet wird. Sie unterscheidet sich von Religionsgeschichte dadurch, daß letztere es mit der geschichtlichen Entwicklung der allgemeinen Ideen und der Ausbildung der religiösen Anlage zu thun hat. — Um in den Stand gesetzt zu seyn, jede Religionsphilosophie richtig zu würdigen, möge uns die Erfahrung eines der größten Denker (Baco) leiten: Die Philosophie, nur obenhin gekostet, führt ab von Gott, ganz erschöpft, führt sie zurück zu Gott. — Die Religion war vor allem Philosophiren über sie practisch wirkend vorhanden. — Die Philosophie hat die Religion als Erscheinung bald erklären, bald begründen wollen; oft erschütterte dieselbe, doch nicht minder oft wurde sie durch den Glauben besiegt. — In der Religionsphilosophie herrscht oft mehr der grüblerische Verstand als die besonnene Vernunft; solche Philosophie oder Reflexion war es von jeher, welche den Sectenhaß und die Verfolgung in der Religion erzeugte, während die Religion, selbst dem Begriffe nach, auf Duldung hinwies, darum hat auch nie die Religion, als solche, Verfolgung herbeigeführt, wohl aber die Meinung über sie oder die Religionsphilosophie, in der weitesten Bedeutung genommen. Während der religiöse Glaube des Volks Gott für die Erlösung dankte, ließen die Philosophen den Erlöser kreuzigen, damit seine Auferstehung den Volksglauben bekräftige, und ihre Versuche zur Beförderung der Ehre Gottes leite. Dieser Versuch ist schon öfter seit der Gründung des Christenthums wiederholt worden, jedoch stets mit gleichem Erfolge. — In besondrer Rücksicht auf das Christenthum nennt man die Religionsphilosophie Philosophie des Christenthums. — Der Zweck der Religionsphilosophie ist: in Sachen des Glaubens und zwar des innigsten Glaubens, den es geben kann, die Rechte der menschlichen Natur und ihre Grenzen zu bestimmen. Sie soll das vom Kopf getrennte Herz in Einstimmung mit einander setzen, und dafür sorgen, daß die Religion nie aufhöre, Sache des Herzens zu seyn, und sich nicht zum bloßen Wissen gestalte. W. L.

Religionsschwärmerei ist eine Ueberspannung des Gefühls und ein Ausschweifen der Einbildungskraft in Bezug auf das religiöse Denken und Handeln eines Menschen. Wenn sich der Mensch in diesem Zustande mit der Wirklichkeit und der Erfahrung beschäftigt, so nennt man es physisch-historische, wenn er sich aber Einbildungen und Ideen hingibt, metaphysisch-religiöse Schwärmerei. — In der Geschichte der Religionsschwärmerei findet man, daß die practisch-religiöse der theoretisch-anschaulichen, daß das Ausschweifen im Thun und Dichten dem Ausschweifen im Wissen und Speculiren vorangieng. — Unwissenheit und Verachtung gegen sorgfältiges Forschen und gegen Gelehrsamkeit, verbunden mit Entnervung des Körpers, waren stets der Schwärmerei eigen; daher in den Zeiten der Barbarei, Unwissenheit und üppiger Verschwendung und Entnervung die meisten Schwärmer lebten. — Die Religionsschwärmer erhielten oft in den finstersten Jahrhunderten die Rechte des freien und eignen

Denkens; in Zeiten der Aufklärung waren sie die größten Feinde des Fortgangs desselben. W. L.

Religionsunterricht. Bevor der specielle methodische Unterricht in der Religion erörtert werden kann, ist es nöthig, über Religion und religiöse Erziehung im allgemeinen zu sprechen. — Religion ist Glaube, Liebe, Wahrheit, Hoffnung. Hören wir unsern Luther über Religion als Glaube gedacht. Der Glaube ist nicht menschlicher Wahn noch Traum, was viele für Glauben halten, sondern ein göttlich Werk in uns, das uns wandelt und neu gebiert aus Gott, und tödtet den alten Adam, macht uns ganz andere Menschen von Herzen, Muth, Sinn und Kräften, und bringt den heiligen Geist mit sich. O es ist ein lebendig, schäftig, thätig, mächtig Ding um den Glauben, daß es unmöglich ist, daß er nicht ohne Unterlaß sollte Gutes wirken. Glaube ist eine lebendige, erwogene Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiß, daß er tausendmal darüber stürbe. Bitte Gott, daß er den Glauben in dir wirke, sonst bleibest du wohl ewiglich ohne Glauben, du dichtest und thust, was du willst und kannst, nicht, was du sollst. — So wie das eine und ewige Licht des Glaubens, kraft des Geistes Gottes, in dem menschlichen Gemüthe aufgegangen ist, wird die Dunkelheit des Bewußtseyns der Welt und Natur an sich immer mehr vertrieben und Gott auch in ihnen gesehen und erkannt. — Wie jeder über die höchsten und heiligsten Angelegenheiten denkt, wie er an Gott glaubt, und in diesem Glauben handelt, kurz nach seinem Glauben an die ewigen und übersinnlichen Dinge und je nachdem derselbe schwächer oder stärker ist, darnach bestimmt sich sein Charakter. Was also Religion dem Volke und in ihm ist, das ist sein wesentlicher Charakter, wodurch es sich von andern Völkern unterscheidet. Dies dient nicht allein zur Vergleichung der Völker des Alterthums und des Christenthums, sondern auch der Völker des Christenthums unter einander. Die beiden Grundformen des Christenthums, protestantische und catholische Religion, haben den Nationalcharakter der neuern Völker entwickelt. Seit dem Christenthume gibt es außer demselben kein tüchtiges und wahrhaftiges Volk, alle andere Familien sind ungesund. — Ohne den lebendigen Glauben, daß in dem Leben in Jesu die einzige Seligkeit sey, kann auch das gesellige Leben nicht entstehen oder gedeihen; wo dies erloschen ist, kann kein kirchliches Leben Statt finden; denn es hat niemand etwas mitzutheilen. Die Liebe zu Christo allein ist auch die Liebe zu unsern Brüdern, und die Seele jedes Vereins mit ihnen. — So wie der Körper auf der Erde als festem sichern Grunde fußt, und das Auge nie fürchtet, von ihr abwärts in den unendlichen leeren Luftraum hineinzufallen, noch einen Beweis fodert und einen dafür bedarf, daß der Körper sicher auf dem Boden stehe, sondern wir eben dadurch, daß wir so furchtsam und zweifellos auf der Erde stehen, erst fähig und geschickt werden, uns mit Sicherheit aller Orten hinzubewegen, und die Welt anzuschauen, so fußt der Geist im Glauben als ewig sicherm Urgrunde alles Wissens und Erkennens, alles Handelns und Strebens, ohne je einen Beweis für denselben zu fodern, noch eines zu bedürfen. So wie das Gesetz der Schwere den Menschen unmittelbar, ohne daß er es weiß, noch irgend fühlt, an der Erde festhält, so hält der Glaube den Geist fest in einem unmittelbaren Gefühle, in Gemeinschaft und Zusammenhang mit Gott, und beruhend in ihm und auf ihm, geht denn dem Geiste durch die mittelbare Verstandesthätigkeit die sinnliche Welt in ihrem Leben,

Werden und Seyn erst recht auf, und wird ihm verständlich und begreiflich. Im Glauben herrscht das unsichtbare Gesetz des harmonischen Gleichgewichts der Gesammtthätigkeit des Geistes. — Ohne Glauben steht sich der Mensch überall im Wege, und aus der augenblicklichen Einheit der Gedanken und Erkenntnisse, aus dem momentanen Gefühle, selig zu seyn in der Wahrheit, schreckt der Zweifel, die Angst des Begreifens, das Gemüth auf, wie das fieberhafte Zucken der Glieder das Gefühl der Gesundheit stört. — Der Glaube ist der erste unbeweisbare und eben durch seine Erhabenheit über alles Beweisen gerade der sicherste Erklärungsgrund alles Lebens und Seyns: er ist aber nicht etwa ein schwärmerisches Schauen ins Unendliche, Leere, Blaue hinein und hinaus; auch nicht bloß ein seliges Gefühl, wo man mit dem Weltall und seinem Leben indentificirt und um in dasselbe hineinzuschwimmen, sich in Luft, Wasser, Licht u. s. w. auflösen möchte; sondern er ist die Uranschauung des menschlichen Geistes von Gott, vom Offenbarseyn Gottes in uns selbst, was, so wie es ist, ganz ohne unser Zuthun, d. h. Offenbarung ist; ein festes Bestehen und Beruhen in ihm, als dem Urgrunde, Schöpfer und Erhalter unsers Seyns und Denkens, so wie alles übrigen. Im Gemüthe des Gläubigen erhebt sich daher nie die Frage, warum Gott so sey und seyn könne, sondern der Geist weidet sich nur immer in der Anschauung seiner, des Unbegreiflichen, Unergründlichen und Unerkennbaren, aber wohl Kennbaren und Wahrnehmbaren, in der Anschauung dessen, der so ist, wie er ist. Das ist das selige Geheimniß des Glaubens, daß er keinen Mangel, keine Beraubung seines Wesens darin fühlt, wenn er sich von Gott und seinem Wesen nicht wie von einem Rechenexempel logisch und dialektisch Rechenschaft geben kann; daß ihm gerade die Anerkennung und Anschauung des Unbegreiflichen die Quelle alles Erkennens und Wissens wird. Der Gläubige weiß, daß durch die möglichste Aufhellung der Natur und Geschichte Gott nicht begreiflicher, sondern nur anschaulicher in seiner Unbegreiflichkeit und Unergründlichkeit werden und seyn würde. — Der Glaube ist nicht eine unendliche Oede und Leere, wohin der eine seine Indifferenz, der andre eine Weltseele, oder moralische Weltordnung und dergleichen Geschöpfe stecken könne, um sie zu erfüllen, sondern der Glaube ist ein lebendiger und erfüllter, weder von Natur noch durch Reflexion, sondern durch göttliche Offenbarung wurde er erfüllt. — So wie das sinnliche Auge überall vermöge des Horizontes Gränze und Ende sieht, jedoch mit jedem Schritte die Aussicht sich erweitert und die Gränze zurückzieht, im Grunde aber nirgends Gränze und Ende an sich, sondern alle Gränze nur Täuschung ist, so ist es auch mit dem Verstande. Er steht und begreift und denkt nur immer ein Endliches, setzt Anfang und Ende, Ursach und Wirkung, und muß auch so verfahren. Da nun aber, an sich betrachtet, nirgends absolute Gränze, Wirkung und Ursache ist, ist eben der Glaube die Anerkennung jenes unmittelbaren Gränzlosen, Ewigen, des lebendigen Gottes, der durch jeden Fortschritt des Verstandes nur immer mehr in seinem Glauben bestärkt wird, indem er nur immer jede Gränze wieder zerstört und aufgehoben sieht, die die Vernunft sich setzte oder gesetzt glaubte. — Religionsunterricht kann ohne Abweichung von der Methode, nach der man Kenntnisse von irdischen Dingen mitzutheilen pflegt, nicht zweckmäßig ertheilt werden. (Vergl. Religion.) — Wie kommt der Mensch zum Glauben? Der Mensch ist bestimmt, im Glauben an Gott zu leben und zu han-

deln. In und mit diesem Glauben tritt er auch in den Bund mit Gott; denn kraft dieses Glaubens, der nur durch Gott selber in ihm ist, ist er auch in der lebendigen Gemeinschaft mit ihm. Die Kirche Christi beweis't so an ihm, dem Einzelnen, schon ihre göttliche Kraft und Gewalt, und läßt ihn nie ganz wieder los. Aber der zarte Keim des Glaubens, der nur **sein** Glaube ist, **bedarf der Pflege, der Nahrung, der Bildung und Erziehung.** — Durch wen oder was anders, als selbst wieder nur durch den Glauben Anderer kann dies geschehen? Was immer sonst auch dem Menschen dargeboten werden mag zur Stärkung seines Glaubens; er selbst, dieser heilige Geist des Glaubens löscht gewaltsam Alles aus, was nicht rein wieder er selber ist; nur an dem Göttlichen kann sich das Göttliche erwecken und entzünden. Darum wird auch nun und nimmermehr etwas ausgerichtet in dieser Sache, es sey denn durch fleißiges Gebet zu Gott, daß er uns seinen Geist verleihe, d. h. **durch eine starke und unüberwindliche Frömmigkeit der Aeltern und Lehrer.** Es gibt Zeiten, so wie auch einzelne Menschen, denen Gott die Gnade, in ihm zu leben und selig zu seyn, entzieht, und andere, denen er sie gewährt, je nachdem sie darum zu beten verstehn, d. h. den wahren und allein selig machenden Glauben haben. Stark und mächtig wird der Mensch durch Gott, und unaussprechlich viel vermag er dann auch, selbst die, welche schwächern Glaubens sind, sich nachzuziehn und zu gleicher Höhe emporzuheben. Diesem Geiste, diesem Glauben können wir nicht widerstehn, wo er so vertrauensvoll sich ausspricht; wo ein solcher Glaube lebt im Leben und in der Predigt, da wird sich das Volk versammeln. **Der Glaube kommt aus der Predigt, die Predigt durch das Wort Gottes,** d. h. **wir sind durch Erziehung und Belehrung zum Glauben gekommen und zum klaren Bewußtseyn von Gott gebracht worden.** Als Kinder hängen wir an den Lippen der Aeltern und Lehrer, wenn sie von Gott und seinem wunderbaren Wesen, von den Schicksalen und Thaten großer und frommer Menschen, überhaupt von der heiligen Geschichte erzählen; wir glauben und sind freudig erstaunt über den wundervollen Gott und seine frühern Offenbarungen an die Menschheit. So mit der Muttermilch und der Liebe selbst geht Gottes Wort in unser kindliches Gemüth ein, ja schon um unsre Wiege klingen heilige Geschichten, und das kaum geschaffene Ohr **wird schon gewöhnt,** von Gott zu hören. Späterhin nun erzählen Aeltern und Erzieher von eignen Wahrnehmungen Gottes, von seinen wunderbaren Wegen, und mit Fingern zeigen sie dem Kinde seinen vorsehungsvollen Rath, und wo Andere nur das Spiel des Zufalls und das Getriebe der Naturgesetze erblicken, **sehen sie Gott.** So wird das Kind schon früh gewöhnt, anfangs **nur gewöhnt zu hören und zu glauben** vom Allgegenwärtigen, Allerfüllenden, den es doch nicht sieht, von dem Allmächtigen und Allweisen, den es nirgends erblickt. Jedes Gut des Lebens wird als eine Gnadengabe aus seiner Hand genommen, aus der Hand, die es nicht schaut. In den Kirchen sieht es die Menschen versammelt, alle sind reinlich und festlich gekleidet; die gewöhnlichen Geschäfte des Lebens und der Werkeltage ruhen, alle sind vereinigt, Einem zu dienen, den ihre Augen nicht schauen, zu Einem zu beten, den sie nicht sinnlich wahrnehmen. Ja alles, was groß und herrlich sonst dem Kinde erscheinen mag, König, Obrigkeit, Aeltern, Lehrer, alle beugen sich hier vor einem noch höhern Könige, der doch

immer verborgen vor ihren Augen bleibt, und ihm danken sie hier für alles Gute, auch für das Böse, ob sie gleich alles selbst in Mühe und Schweiß erarbeitet und so sich alles selbst verdient zu haben scheinen. So lernt der menschliche Geist glauben, und schon so früh sein Sehen, Denken, Dichten und Meinen verleugnen, lernt nicht zweifeln an dem, was er nicht sieht, lernt zuversichtlich wissen, was er hofft. So lernt der Geist glauben ein Ewiges und Unendliches, der immer nur Eins, nur ein Zeitliches und Endliches schauen kann. Der Geist, der alles nur als entstanden und vergehend begreift, wie er es sieht, lernt glauben an Etwas, das da nicht entstanden ist, an ein Wesen und Daseyn ohne vorhergehende Ursache. So verläugnet nun von Jugend an der Mensch seine Vernunft und lernt das für wahr halten, was seinem natürlichen Wesen im Denken und Dichten widerspricht. Ist nun irgend eine Wahrheit und Lehre, so ist sie dem Menschen erst wahr, weil sie mit dem Glauben übereinstimmt, oder aus ihm hervorgeht, so daß der Gläubige weiß, er würde ohne seinen Glauben gar nichts anders begreifen können. So hat der Geist einen Ruhepunkt, wo er einkehrt, selig zu seyn in der Wahrheit, eine Heimath, wo er die Noth und Mühe des Begreifens ablegen und einen ungetrübten Blick zum Himmel erheben, eine selige Anschauung des Unergründlichen, einen Zugang zum Vater haben kann. So ist denn dem Menschen das ganze irdische Leben gedeutet, und das Räthsel seiner Bestimmung gelös't. Er weiß, von wem er ist, was er hier ist und seyn soll, und weiß, wohin er kommen wird. Vom Vater ist er ausgegangen, was er hier ist, ist er durch den Sohn, und der Geist, der ihn in alle Wahrheit leitet, führt ihn einst dem Vater wieder zu, wo er Alles in Allem ist. — Das ist aber nicht das Einzige und Wichtigste der Erziehung, daß wir uns geistig so im Denken und Erkennen verleugnen lernen; denn Gottes Wort soll ja in uns nicht als eine Lehre, oder ein Wort, sondern als Kraft seyn und wirken. Darum gewöhnt man auch das Kind schon früh, alles sein selbstiges Begehren, Verlangen und Wollen aus keinem andern Grunde aufzugeben, als weil es wider Gottes Gebot und Willen ist. Alles Unrecht und Böse wird daher durch den Glauben selbst bekämpft, und man lehrt schon das Kind um Vergebung der Sünden bitten, wie man überhaupt dasselbe beten lehrt. Wie unaussprechlich nahe dem Gemüthe des Kindes die Wahrheiten der Religion sind, kann man nur dann lernen, wann man es die Religion als ein Gottes-Wort lehrt. Hier kann man sehen, was es heiße: im Munde der Unmündigen hat er sich ein Lob zubereitet. Was nun den Unterricht in der Religion im Allgemeinen betrifft, so finden wir durch Natur und Erfahrung bestätigt, daß die Ahnung der Religion am reinsten und unverdorbensten da sich zeigt, wo keine methodische Begriffsentwickelung Statt haben konnte, und daß oft das ungebildet einfache Gemüth ihr Siegel wahrhafter und unverfälschter in sich trage, als der zum Gipfel des Wissens erhobene, vielfältig unterrichtete Geist des methodisch gebildeten. Diese Erscheinung zeigt uns, die Tiefe der menschlichen Natur und die Schranke des wissenschaftlichen Strebens. — Der Unterricht in der Religion erfolge weder zu früh, noch zu spät. Nicht zu früh, d. h. nicht eher förmlich, bevor nicht die Wahrzeichen des Verstandes eintreten: das frühe Lernen der Begriffe und der Dogmen verderbt im Kinde die Religion, sie wird zum Scheine, statt Herzenssache zu seyn. Nicht

zu spät, d. h. nicht erst dann, wenn sich in dem Gemüthe Zerstreutheit und Leichtsinn, Selbstsucht und Zweifelsgeist festgesetzt haben; er darf nicht zu spät angefaugen werden, weil die religiöse Idee unter den Sorgen der Erde und die religiöse Hoffnung unter den Widersprüchen der Ereignisse verloren geht, wenn sie in keinen guten und tiefen Boden gesenkt ist. Gehören die religiösen Vorstellungen nicht zu den ältesten und herrschendsten in uns, mit denen wir am längsten vertraut sind, welche sich folglich mit unsrer Gesammtbildung innigst verschmolzen haben, so nimmt sich der bürgerliche Mensch für die Religion nicht mehr Zeit. — Die erste religiöse, d. h. fromme Lehre ziehe sich das Kind selbst ab — aber aus dem Leben frommer Menschen, namentlich der Knabe von dem Vater, die Tochter von der Mutter. Aeltern müssen vor ihren Kindern in einem unaffectirt frommen Leben wandeln, und ihren Kindern als Kinder und Priester Gottes die Weihe zum Reiche Gottes geben. Die erste Religionslehre werde den Kindern in der Anschauung gegeben: eine Religion in lebendigen, stets gegenwärtigen Beispielen sey also der erste Unterricht in der Religion. Hierauf gebe man den Kindern die Erzählungen aus der alten fernen orientalischen heiligen Welt der Bibel in Auszügen, füge an jede verstandene Erzählung einen biblischen Spruch, in welchem die Resultate ähnlicher Erfahrungen, welche die vorher erzählte oder gelesene Geschichte vergegenwärtigte, kurz und deutlich ausgesprochen sind, damit in der Zukunft bei der Erinnerung an jene Sprüche zugleich die dafür früher angeschauten Thatsachen zur Erklärung derselben dienen können (die biblischen Geschichten von Schmidt dürften dafür am zweckmäßigsten befunden werden, zunächst diesen die biblischen Geschichten von Hübner mit Sprüchen und Liedern in Schwelm herausgekommen). Ehe also ein Spruch gelernt wird, müssen Aeltern und Lehrer mehrere wahrhafte Geschichten zum Verständniß des Inhalts des Spruches vorausgeschickt haben; dabei hüte man sich sorgfältig, nie Geschichten zu erfinden oder zu erdichten, nur mit wirklichen Thatsachen befreunde man die Unschuld. Um nun auch außer der biblischen Geschichte das religiöse Leben anderer Familien für den Unterricht in Anspruch nehmen zu können, so wähle man solche Bücher, welche wirkliche Thatsachen aus dem religiösen Leben der Vergangenheit und Gegenwart zu diesem Behufe enthalten (die Sammlung von Ewald in 3 Bänden unter dem Titel: Beispiele des Guten, hat sich sehr zweckmäßig für diesen Zweck gefunden; sie verdient deßhalb Auszeichnung, weil der Herausgeber nur wahre Thatsachen aufgenommen hat). — Aus diesem Gehörten bildet sich im Kinde eine Reihe religiöser Vorstellungen von einer nicht bloß mächtigen, sondern auch wohlwollenden und strafenden Aufsicht über das Thun der Menschen; behaltbar sind sie ihm durch die Sprüche geworden, und diese sind nun, da sie durch die Geschichte verdeutlicht worden, nicht als etwas dem Kinde Aufgedrungenes, sondern als mit Hülfe des Lehrers selbst erworbene Weisheit zu betrachten. — Nächst diesen Erzählungen, welche aus dem religiösen Leben einzelner Menschen entlehnt waren, gebe man den Kindern kräftige, kurze historische Skizzen von den Veranstaltungen Gottes, die Erde dem Himmel zu nähern; zeige die immer wiederkehrende Liebe des Vaters im Contraste zu dem Ungehorsam und dem Undanke des größten Theiles ganzer Familien wider Gott, und suche auch diese Thatsachen durch biblische Sprüche behaltbar zu machen. Auf diese Belehrungen würde ein Liedercatechismus als zweckmäßige

Erweiterung des früher eingeleiteten Spruchcatechismus folgen können. Durch diese Uebungen ist nun die Jugend vorbereitet genug, in der vorzuführenden Religionsgeschichte jeden immer gewagten Versuch einer Nation, Gott bestimmt zu denken und zu ehren, dennoch theilnehmend, also ohne Spott, ernst und andachtsvoll zu beurtheilen; man zeige in dieser Geschichte recht deutlich, daß der Mensch weder die wahre Erkenntniß, noch die richtige Verehrung Gottes aus eigner Kraft erlangen und begründen konnte, sondern durch die Liebe des Vaters darin unterstützt werden mußte; diese Geschichte ist vorzüglich dazu geeignet, den Egoismus zu bekämpfen und den Menschen zu dankbarer Demuth zu bestimmen. Mit alle dem, was wir bisher für die religiöse Bildung als zweckmäßig angedeutet haben, glauben wir, ist der Hauptgrundsatz der religiösen Erziehung festgesetzt: bewirke, daß dein Zögling Gott vor Augen und im Herzen habe, daß er schaue den Unsichtbaren, wie er sich auch an ihm nicht unbezeugt gelassen, nicht ferne von ihm ist, und daß er sich hüte, in keine Sünde zu willigen, noch zu thun wider Gottes Gebot. — Von hier ist nun der Uebergang zu einer vollständigen Lebensgeschichte Jesu Christi geebnet; diese ordne man chronologisch aus allen vier Evangelisten, lasse sie die Kinder aus der Bibel selbst lesen und füge dazu die practisch-zweckmäßigsten Erläuterungen. Es ist nöthig zu erinnern, die Geschichte Jesu aus den heiligen Urkunden selbst lesen zu lassen, jede andre Quelle ist getrübt. Mit der Lebensgeschichte Jesu beginnt der eigentliche positive Religionsunterricht, dessen Hauptgrundsatz nur seyn kann: Das ist das ewige Leben, daß ihr den, der allein wahrer Gott ist, und den, den er gesandt hat, Jesum Christum, erkennet. Fragen wir, welche Methode bey diesem Unterrichte zu wählen sey, so kann nur die als die zweckmäßigste betrachtet werden, welche Jesus seinen Schülern selbst vorgeschrieben hat: gehet hin in alle Welt, machet alle Völker zu Jüngern meiner Lehre und verkündiget das Evangelium allen Menschen. Taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes, und des heiligen Geistes, und lehret sie halten, was ich euch befohlen habe. Jeder soll das, was er selbst geworden, wieder an Andern bewirken. Die ersten Schüler sahen ihn leben, dulden und wirken, und hörten ihn reden. Seine Thaten waren die Belege zu dem, was er lehrte, und was er lehrte, das erläuterte ihnen den Grund seiner Handlungsweise, ihren Werth und ihren Zweck, und so konnten sie nicht anders, sie mußten nach und nach erkennen, daß er sey Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, der Meister von Gott gesandt, der Weg der Wahrheit, die da selig macht. Auf dieselbe Weise, die sich an ihnen selbst bewährt hatte, wirkten nun auch die Jünger Jesu auf ihre Schüler. Er und nur er war der Gegenstand ihrer Lehren, ihre Aufgabe war das Gemählde seines Lebens und seines Charakters. Sie hatten ihn geschaut von Angesicht zu Angesicht, ihre Schüler konnten ihn nur mit dem innern Auge schauen; war aber nur ihr Gemählde treu, so durften sie versichert seyn, daß, wer es geschaut, ergriffen werde von seiner Erhabenheit, daß er ihn lieben, und in Liebe thätig seyn werde. — Nicht die Bruchstücke von Aussprüchen und Reden Jesu, nicht einzelne Scenen aus seinem Leben machen den Leser und Hörer bekannt und befreundet mit ihm, sondern nur die vollständigste und treuste Darstellung desselben. Wie die ersten Religionslehrer nicht einzelne Sprüche Jesu citirten, um ihrer religiösen An-

sichten vorzutragen, und damit zu unterstützen, auch nicht die einzelnen Evangelien eins nach dem andern lesen ließen, sondern das ganze Gemählde seines Lebens vor die Augen ihrer Schüler zu bringen wußten, in welchem jede Rede, jedes Wort erläutert wurde durch die That, welche es begleitete; so soll auch jetzt noch jeder christliche Religionslehrer die große Aufgabe zu lösen suchen, seine Schüler bekannt und befreundet mit Jesu selbst zu machen. Den meisten Kindern, welche von Jesu nur zu plappern wissen, was sie im Spruchbüchlein, Catechismus oder einer dürftigen Erzählung auswendig gelernt haben, fehlt die Erkenntniß von ihm, welche die einzige Quelle des Lebens ist. — Bei dem practischen Lesen der Lebensgeschichte Jesu muß der Lehrer darauf sehen, a) daß der Schüler das Leben des Göttlichen, als vollendetes Gemählde, als ein Ganzes an- und überschaue; b) dann soll ihm die Lehre desselben, als ein vom Leben getrenntes Ganzes klar werden; c) endlich soll er sich selbst Rechenschaft geben von den Gründen der Wahrheit dessen, was er glaubt, darum, weil er sich von der hohen Würde Jesu überzeugt hat, um durch diesen Glauben das Leben zu haben in seinem Namen: kürzer, er soll zuerst die Lebensgeschichte Jesu, dann die Glaubens- und Sittenlehre Jesu erhalten, und endlich sein eignes Glaubensbekenntniß ablegen; letzteres ist das Werk des Schülers oder die Frucht des Gegebenen, von ihm selbst aber Verarbeiteten. Dieses Glaubensbekenntniß setzen die Schüler auf oder sie wählen den kleinen Catechismus von Luther zum Dolmetscher desselben, um so eher, weil Luther nichts aufgenommen hat (selbst den Worten nach), als was die Bibel enthält, von seiner Weisheit hat er wohlweislich nichts hinzugefügt. Hätten die nach Luthers Catechismus herausgebenen Catechismen, Leitfäden, Anleitungen und Lehrbücher eben so ehrlich nur die Schrift sprechen lassen, so würden wir sie zu Führern im Religionsunterricht vorschlagen; allein da dies nicht der Fall ist, so scheint es durchaus unzweckmäßig, durch sie die heiligen Urkunden zu verdrängen, und sie für den Unterricht zu wählen, ohne deßhalb sie verdammen oder ihren besondern Werth mindern zu wollen. — Um den geschichtlich-positiven Unterricht in Verbindung mit dem kirchlich-positiven zu setzen, befolge man die durch die Geschichte angedeutete natürliche Ordnung: nach Vollendung des einleitenden geschichtlichen Religionsunterrichts lasse man den ersten Artikel memoriren: da, wo im neuen Testament Jesus das Gesetz Gottes, durch Moses bekannt gemacht, bestätigt, veranlasse man die Kinder, das erste Hauptstück nach vorhergegangner Erklärung zu erlernen; da, wo Jesus die Anleitung zum Gebet gibt, werde das dritte Hauptstück erklärt und memorirt; der zweite Artikel nach Vollendung der Lebensgeschichte Jesu; der dritte nach der Ausgießung des heiligen Geistes; das Abendmahl und die Taufe da, wo die Geschichte Jesu sie als integrirende Theile vorführt. Diese Hauptstücke müssen aber mit der Erklärung Luthers erlernt werden, weil wir bis jetzt noch nicht im Stande sind, eine einfachere Erklärung zu geben, als er uns hinterlassen hat; seine Erklärung bedarf nur einer Verdeutlichung. Die christliche Moral noch besonders vorzutragen, ist in dem eigentlichen Schulunterrichte überflüssig, da die Lebensgeschichte Jesu die lebendigste und individualisirteste Moral selbst ist. — Beim Confirmandenunterricht kann nach diesem vorausgeschickten geschichtlichen Unterrichte den vorzunehmenden Vorbereitungen eine mehr systematische Form sowohl in Hinsicht der Religions- als auch

Sittenlehre gegeben, und die Hauptstücke alsdann in der Ordnung durchgegangen werden, in welcher sie Luther in seinem kleinen Catechismus gegeben hat. (Zu diesem Zwecke verdient vorzügliche Empfehlung **Krugs evangelisches Lehrbuch der christlichen Religion**, Zittau 1817, worin die systematische Form des Religionsunterrichts auf das Glaubensbekenntniß im zweiten Hauptstücke des Kathechismus gebaut und die Sittenlehre mit der Glaubenslehre auf eine Weise verbunden ist, welche die gegenseitige Durchdringung und Wechselbeziehung beider Disciplinen besser, als noch in irgend einem Religionslehrbuche für die Jugend geschehen, anschaulich macht.) — Fragt man, ob der Unterricht in der Religion mit der Moral oder der Religion beginnen müsse, so dient zur Antwort: während die Jugend historisch mit Gott dem Vater bekannt gemacht wird, gewöhne man sie zu einer strengen religiösen Legalität (wo Gott und die Aeltern in seinem Auftrage den Kindern alle Handlungen und Pflichten ohne alle Erörterung befehlen), damit sie dann, wenn ihr Herz und Sinn auf mannichfache Weise, und zuletzt durch Jesus Christus mit Lust und Liebe zum Vater und seinem Wort erfüllt worden ist, und sich gleichsam aus innerer Liebe gedrungen fühlt, dem Vater zu dienen und ihn zu ehren, desto leichter das freie liebevolle (oder das moralische) Handeln von ihr ergriffen, und zu ihrem Eigenthume gemacht werden könne; nur eine religiöse Legalität, parallel gehend mit dem Unterrichte, erzieht die Jugend zur Moralität oder zur freiwilligen Ausübung des göttlichen Willens. Man hat die allein herrschende (die andern Unterrichtsformen verdrängende) catechetische Unterrichtsform in der Religion getadelt, und nicht mit Unrecht. Der Tadel trifft aber nicht diese Unterrichtsform als solche an und für sich betrachtet (denn sie muß nicht nur beim Catechumenen- und Confirmandenunterrichte vorherrschend seyn, sondern auch schon bei dem vorhergehenden Unterrichte hie und da zur rechten Zeit angewendet werden), sondern nur die Alleinherrschaft derselben vom Anfange bis zum Ende des Religionsunterrichts. Zu unsrer Zeit, wo man zu Hause selten oder gar nicht in der Bibel lies't, wo man auch in Schulen es versäumt, der Jugend die Geschichte Jesu und seiner Apostel im Zusammenhange zu einer evangelischen Ein- und Uebersicht zu erheben, ist diese Alleinherrschaft der Catechetik mehr schädlich als nützlich. — Für unsre gelehrten Schulen ist es höchst nöthig, mehr Zeit auf den echt evangelischen positiven Unterricht zu verwenden, als es gewöhnlich geschieht. Man widme dem Lesen des N. T. zum wenigsten eine gleiche sorgfältige Aufmerksamkeit, eine gleiche Zeitverwendung, als den heidnischen Schriftstellern. In unsern Tagen darf kein protestantischer Schüler das Gymnasium verlassen, er mag nun Theolog, Jurist oder Mediciner werden, der nicht das ganze N. T. in der **Ursprache** mit seinem frommen gläubigen Lehrer so gelesen hat, daß ihn eine echt evangelische Ein- und Uebersicht ins fernere Leben als bleibendes Eigenthum begleite, welche allein ihn zum Protestanten gegen jede antievangelische Lehre und Handlungsweise erheben kann. — Den Theologie Studirenden ist sie in unsern Tagen um so nöthiger, damit sie selbstständiger und protestantischer gestimmt und gesinnt in die Hörsäle der Theologen treten, und um so richtiger beurtheilen können, wer aus Gott ist und seinen Sohn zum Führer zum Vater erwählt hat. Fast alle, welche die Akademie beziehen, um **über** das Evangelium die verschiedensten und oft widersprechendsten Ansichten zu hören, ermangeln einer

historischen Ein- und Uebersicht der Urkunden des N. T. — So wie man zu den ältesten historischen Urkunden des Rechts zurückgeht, um das gegenwärtige gesellschaftliche Leben der Staaten besser und dauerhafter zu gestalten, so wird es auch nöthig seyn, zu den ersten Urkunden des Christenthums zurückzukehren, wenn das religiöse und kirchliche Leben unsrer Zeit eine dem Geiste des Evangeliums entsprechende Gestalt gewinnen soll. W. L.

Religionsvereinigung, s. Union.

Religiosen werden alle genannt, die sich durch feierliche Gelübde Gott widmen, besonders die Glieder der geistlichen Orden von beiden Geschlechtern. E.

Religiosität bezeichnet den durchgreifenden moralischen Charakter, der in allen seinen Verhältnissen gewissenhaft handelt, und zwar aus Liebe zu Gott, ohne diese Beziehung aber nennt man dasselbe Leben Moralität. Die Religiosität verhält sich zur Religion, wie die Moralität zur Vernunft, wie die Gesinnung der Gewissenhaftigkeit zum Gewissen, wie die Frucht zur Blüthe; religiöses Gefühl ist das moralische Gefühl auf das Ewige und Göttliche bezogen. W. L.

Reliquien (Ueberbleibsel). Man versteht darunter alles und jedes, was von theuren und wichtigen Personen der Vorzeit den Nachkommen übrig geblieben ist; dahin rechnet man z. B. Theile des Körpers (Knochen, Haare, Nägel), ganze Gewänder, oder nur einzelne Stücke davon, Hausgeräthe (Becher, Tische, Stühle, Bücher u. s. w.). Zu jeder Zeit erhielten solche Ueberbleibsel bei den Nachkommen einen Werth. Vorzüglich versteht man unter diesem Namen alle jene theuren Ueberreste, welche die Kreuzzügler im 11ten und 12ten Jahrhunderte aus Asien nach Europa brachten: z. B. die Schweißtücher, worin der Leichnam Christi gelegen haben soll; Stücke vom Kreuze Christi, von den Umgebungen des Grabes und noch andre Ueberreste von Maria, Joseph und den heiligen Männern der frühern christlichen Kirche. In der ersten Zeit erhielten diese Gegenstände nur einen ausgezeichneten Werth; in der Folge versprach sich der Aberglaube heilsame Wirkungen von dergleichen Ueberresten, und dadurch ward der Grund zu einem entehrenden Betrug und Gelderwerb von Seiten des catholischen Clerus gelegt, und für diese Gegenstände zum Vortheil der Kirchen und Klöster eine beinahe göttliche Verehrung eingeleitet, so daß man einem Splitter vom Kreuze mehr Kraft zutraute, als dem Erlöser selbst. Andere leiten diese schon von der Verehrung der Märtyrer seit dem vierten Jahrhunderte ab, deren Ueberreste an dem heiligsten Orte der Kirche aufbewahrt wurden. Die römische Kirche hat diesen Aberglauben nicht nur lange genährt, sondern auch noch auf die Ueberreste ihrer canonisirten Heiligen ausgedehnt. — Gesammelte Fragmente aus dem wissenschaftlichen, kunstliebenden und practischen Leben der Vorzeit empfiehlt man öfters auch unter dem Namen Reliquien oder Denkwürdigkeiten. W. L.

Rembrandt van Rhyn (Paul), einer der berühmtesten Mahler und Kupferätzer der niederländischen Schule, wurde im J. 1606 in einer Mühle unweit Leyden, die seinem Vater gehörte, geboren. Sein leidenschaftlicher Hang zur Kunst vereitelte den Plan seines Vaters, der ihn zum Gelehrten bilden wollte. Paul wurde also zu Jacob von Zwanenburg, einem sonst unbekannten Mahler, in die Schule gethan. Nach Verlauf dreier Jahre, wo er schon

große Fortschritte gemacht hatte, kam er nach Amsterdam zu Peter Lastmann, auch soll er später des Johann Pinas und Georg Schooten Unterricht genossen haben. Allein bald kehrte er nach Hause zurück, und arbeitete dort, die Natur als seine alleinige Lehrerin zu Rathe ziehend. Da seine Umgebungen keineswegs geeignet waren, ihn zum wahren Schönen, Hohen und Idealen hinzuleiten, da er täglich nur gemeine Natur vor sich sah, auch die Mängel seiner frühern Erziehung zu verbessern sich nicht angelegen seyn ließ, so war es natürlich, daß er sich nur an Darstellungen der gemeinen Natur hielt, nur daran Geschmack fand, jedes andre Studium aber vernachlässigte und verachtete. Sein ganzes Leben hindurch behielt er auch diese Ansicht der Kunst und seine Lebensart bei; er ging immer nur mit gemeinen ungebildeten Leuten aus den niedrigsten Classen um, und befand sich nur in ihrer Gesellschaft wohl, ungeachtet seine zahlreichen Gönner sich oft genug bemühten, ihn an bessere Gesellschaft zu gewöhnen. Um das Jahr 1630 zog Rembrandt nach Amsterdam, und heirathete eine hübsche Bäuerin aus Rarep, die man oft von ihm abgebildet findet. Seine Gemälde wurden bald außerordentlich gesucht, die Geldbegier bewog ihn daher, seine bisherige fleißige und ausgeführte Manier zu verlassen, und eine flüchtige Behandlungsart anzunehmen. Er zog nun auch eine Menge Schüler, deren Unterricht er sich theuer bezahlen ließ, ihre Werke aber, von ihm ritoccirt, für seine eignen verkaufte. Seine Erwerbsucht hat zu mancherlei Irrthum über sein Leben Anlaß gegeben; denn so hatte er z. B. mehrere Blätter, welche er geätzt, aus Venedig datirt, um sie verkäuflicher zu machen, und dies hat seine Biographen veranlaßt zu glauben, Rembrandt sey im Jahr 1635 und 1636 wirklich in Venedig gewesen. Allein er hat Amsterdam nie wieder verlassen, ungeachtet er immer drohte, aus Holland wegzugehn, um die Kunstliebhaber begierig zu machen, noch etwas von ihm zu besitzen. Schon ums Jahr 1628 legte er sich eifrig auf die Aetzkunst, und brachte es darin bald zu der größten Vollkommenheit. Seine radirten Blätter wurden eben so sehr geschätzt als seine Gemälde, und sein niedriger Geiz suchte ihre Preise immer höher zu treiben. Er bediente sich dabei mehrerer, auch in den neuesten Zeiten von berühmten Kupferstechern angewendeten Kunstgriffe. Er verkaufte z. B. halb vollendete Blätter, vollendete dann die Platte, brachte späterhin, wenn diese abgenutzt war, einige kleine Veränderungen darin an, und verkaufte so dieselben Arbeiten zum dritten und vierten Mal; kaufte in Versteigerungen oder sonst unter der Hand seine Blätter selbst auf, ließ sie von seinem Sohne heimlich, als wenn er sie seinem Vater entwendet, wieder ausbieten, u. d. m. Auf solche Weise und durch eine ärmliche Lebensart, hatte sich Rembrandt ein bedeutendes Vermögen erworben, welches nach seinem, im J. 1674 erfolgten Ableben sein Sohn Titus erbte, welcher zwar von seinem Vater für die Kunst erzogen worden war, allein darin nicht weit vorgeschritten und ganz unbekannt geblieben ist. Rembrandt war im engsten Sinne des Worts nur Maler, d. h. er verstand alles, was die Behandlung der Farben, das Colorit, Helldunkel, Fertigkeit des Pinsels betrifft, im höchsten Grade, wogegen er von den übrigen Erfodernissen eines wahren Künstlers, von Composition, Gruppirung, edlem Ausdruck, Zeichnung, Perspective, Draperie, überhaupt auch von Geschmack, fast keine Idee gehabt zu haben scheint. Zwar zeichnete er selbst nach dem Nackten

und nach Modellen, hielt auch seine Schüler vom Anfang an dazu an; allein was für Modelle dies gewesen seyn mögen, kann man aus seinen Werken leicht abnehmen. In seiner Composition und Gruppirung folgte er allein der gemeinen Natur und seiner jedesmaligen Laune, ohne alle Auswahl, in der Zeichnung seinem Modell. Das Nackte sucht er in der Regel so viel als möglich zu verbergen, sogar die Extremitäten, Hände und Füße ließ er selten sehen, weil er sie nicht zu behandeln verstand, und meist unförmlich groß oder zu klein bildete. Da, wo er das Nackte nicht verbergen konnte, z. B. in seinen Kreuzabnahmen, Grablegungen, einigen Darstellungen der Bathseba im Bad, ist es immer ohne alle Proportion, meist widrig, wenigstens gemein. Seine Drapirung ist phantastisch, ganz ohne Wahl, ja meist abgeschmackt und lächerlich. Rembrandt kaufte alle seltsamen ausländischen Kleider, Waffen und sonstige Geräthschaften zusammen, und zierte damit seine Modelle, nach diesen aber seine Gemählde damit aus. Ungeachtet der großen Fertigkeit seines Pinsels soll ihm doch die Zeichnung, sogar bei Porträts, und die Drapirung unendliche Mühe gekostet haben, weil er nie damit recht fertig werden konnte. Ausdruck und Charakter sind zwar seinen Arbeiten nicht abzusprechen, allein man muß nur keinen edlen Ausdruck darin finden wollen. Seine Köpfe sind sprechend, aber meist Caricaturen; seine Marien sind gemeine Mägde, sein Christus ein Mensch aus der niedrigsten Volksclasse u. s. w. Dahingegen ist Rembrandts Pinsel ganz meisterhaft und einzig, von einer Kraft und Wirkung, die kein andrer Mahler erreicht hat, und hierin hat sich sein ausgezeichnetes und originelles Talent bewährt. Seine Färbung ist eine wahre Magie; er unterschied am besten die zusammenstimmenden und die unverträglichen Farben. Jeden Ton setzte er sofort an seine Stelle mit so viel Richtigkeit und Harmonie, daß er die Farben nicht erst mit Einbuße ihrer frischen Blüthe zu mischen brauchte. Daher ist alles in seinen Bildern voller Wärme, und sein Helldunkel von Wahrheit ohne Gleichen. Die Lichter trug er meist so fett auf, daß die Farbe weit hervorragt, und auch so den Effect hebt. Ueberhaupt brachte er überall grelle Erleuchtung in seinen Bildern an, welche nur die Hauptpartien hervorhebt, die Nebensachen im Helldunkel läßt. Er wählte dazu immer die Beleuchtung von oben, und hatte deßhalb in seinem sonst ziemlich dunkeln Zimmer eine kleine Oeffnung angebracht, durch welche allein sein Modell erleuchtet wurde. Dieser einförmigen Methode ist es denn freilich auch zuzuschreiben, daß Rembrandts Colorit sich überall sehr gleicht und etwas einförmig geworden ist. Seine Gemälde, deren es eine große Anzahl gibt, sind fast in allen öffentlichen und Privatsammlungen zerstreut. Zu den ausgezeichnetsten gehören sein Tobias und dessen Familie vor dem Engel knieend, die beiden Philosophen, Christus zu Emaus, die Werkstatt eines Tischlers, der Samariter, die Darstellung im Tempel, sein eignes und seiner Frau Porträt, der drohende Gefangene, und zwei Landschaften (im pariser Museum), dann Simon und Delila, eine Kreuzabnahme, und ein minder bekanntes, aber sonst noch vortrefflicheres Gemählde, Christus unter den Kindlein (in der gräflich Schönbornschen Sammlung zu Wien), ferner sein Apostel Paulus, das Porträt seiner Mutter und sein eignes (in der dortigen kaiserlichen Gallerie), eine heilige Familie, Hagar, Christus im Tempel, eine Grablegung, Kreuzabnahme, und sein Porträt

(in der münchner Gallerie), das Opfer Manoahs, das Fest des Ahasverus, Ganymed, sein eignes und das Porträt seiner Mutter und Tochter, ingleichen eine Landschaft (in Dresden), Saul und David, Tobias, eine Beschneidung, eine Grablegung, er und seine Familie, und eine Landschaft (in Salzdahlen). Rembrandts geätzte Blätter sind von einer bewundernswürdigen Freiheit, Leichtigkeit, Kühnheit und wahrhaft mahlerisch. Sie werden so geschätzt und so theuer bezahlt, daß eines derselben, die Heilung der Kranken, den Namen des „Hundertguldenblatts" bekommen hat, aber oft noch weit höher bezahlt wird, als der Name besagt. Fast eben so sehr schätzt man seinen Bürgermeister Six, den Uitenbogaard, den Coppenel, den Tolling, und seine große Kreuzabnahme. Rembrandts beste Schüler, die man an der Art ihrer Behandlung der Farben leicht erkennt, waren Ferdinand Bol, Gerard Douw, Gerbrand van Eckhout, Michel Poorter, Philipp Koning, Govaert Flink. RL.

Remedium (im Münzwesen). Der Münzfuß ist zwar die Regel, welche von der Regierung über die Art und Weise festgesetzt worden, wie die Metallmünze ausgeprägt werden soll, aber es vermögen selbst die geschicktesten Künstler nicht, den einzelnen Münzstücken im Schrote und Korn eine vollkommne Gleichheit zu geben; daher hat man für beide ein Höchstes und ein Geringstes festgesetzt, bis auf welches sie verschieden seyn können, dieß nennt man das Remedium. In der Rechtswissenschaft bedeutet Remedium einen Rechtsbehelf, Rechtsmittel, das gegen ein gefälltes Urtheil, oder einen gerichtlichen Bescheid, eingereicht und gebraucht wird (s. Prozeß). Geschieht dies bei demselben Richter, von dem der Spruch ausgegangen, so heißt dies Remedium Läuterung; geschieht es aber bei höherer rechtlicher Instanz, Appellation.

Remesse, Rimesse, wird bei den Kaufleuten die baare oder durch Wechsel gemachte Bezahlung empfangener Waaren u. dgl. genannt; auch heißt so die von dem Acceptanten eines Wechsels ausgezahlte Summe desselben; daher das Remessenbuch ein Buch, worin Kaufleute die Wechselbriefe, so wie sie remittirt werden, eintragen, um den Werth zu gehöriger Zeit beizutreiben.

Remittent, Remittiren, s. Wechsel.

Remonstranten (Arminianer). Der Stifter dieser Religionspartei in der reformirten Kirche war Jacob Arminius, daher auch die Mitglieder dieser Religionsgesellschaft Arminianer genannt wurden. Arminius hieß anfänglich Hermann, und war 1560 zu Oudewater geboren. Sein Vater, der ein Messerschmidt war, starb ihm frühzeitig; als er einige Zeit zu Utrecht studirt hatte, nahm ihn 1575 Rudolph Snellius mit sich nach Marburg. Einige Zeit darauf ging er nach Rotterdam, von da nach Leyden, wo er sechs Jahre nach einander den Unterricht des Lambertus Danäus genoß. Von Leyden ging er nach Genf, hörte Beza, und erwarb sich zu Basel die besondre Achtung des Grynäus. Auf seiner Reise nach Italien fand er zu Rom die Verdorbenheit und geheimnißvolle Bosheit der päpstlichen Regierung so arg, daß er selbst gestand, sie habe alle seine Vorstellungen übertroffen. Im Jahre 1588 wurde er als Prediger nach Amsterdam berufen; 1603 wurde er Professor der Theologie zu Leyden, und starb den 19ten October 1609. Den Namen Remonstranten erhielt diese Gesellschaft von der Schrift, in welcher sie 1610 ihre Meinung von der Gnadenwahl in fünf Ar-

tikeln abgefaßt, den Generalstaaten von Holland übergeben, und dieselbe remonstrantiam überschrieben. Der Hauptgegenstand, worüber der Streit und die Trennung der Remonstranten von der allgemeinen reformirten Kirche entstanden, war die Lehre von der Prädestination. Den Irrthum der Reformirten in dieser Lehre suchten sie an den genannten fünf Artikeln zu bestreiten. Sie behaupteten erstens, daß Gott zwar von Ewigkeit einen Beschluß wegen der Menschen Seligkeit und Verdammniß gefaßt, aber die Bedingung hinzugefügt haben, er wolle alle diejenigen selig machen, welche an Christum glaubten, die Ungläubigen hingegen verdammen. Zweitens, daß Christus für alle Menschen gestorben, und allen durch seinen Tod die Versöhnung und Vergebung der Sünden erworben habe; es könne aber dieselbe Niemand erlangen, es sey denn, daß er an ihn gläube. Drittens, daß kein Mensch den seligmachenden Glauben aus eignen Kräften haben könne, sondern von Gott in Christo durch den heiligen Geist wiedergeboren werden müsse, wenn er dazu gelangen wolle. Viertens, daß man ohne die Gnade Gottes nichts Gutes zu denken, zu wollen und zu thun im Stande sey; denn alle unsre guten Werke hätten ihren Ursprung in derselben: dessen ungeachtet, wenn man auf die Beschaffenheit ihrer Wirkung sehe, könne man nicht behaupten, daß man sich ihr stets widersetzen und ihren Einfluß verhindern könne. Fünftens, daß die Gläubigen wider Satan, Sünde, Welt und ihr eignes Fleisch streiten und den Sieg erlangen könnten durch den Beistand des heiligen Geistes. Dieses ist der reine und echte Inhalt der Lehre der Arminius oder der Gesellschaft der Remonstranten. Von diesen frühern Remonstranten muß man sorgfältig die spätern unterscheiden, welche bei diesen fünf Artikeln nicht stehen blieben, sondern in ihrem Kampfe gegen die allgemeine reformirte Kirche noch weiter fortschritten. Da noch vor den arminianischen Streitigkeiten mehrere Schriften des Socinus hie und da in Holland heimlich verbreitet worden waren, und namentlich bei dem größern Theile der vorzüglichsten Gelehrten, welche fast alle Mitglieder der Remonstranten waren, Eingang gefunden hatten, so war es sehr natürlich, daß die spätern Remonstranten in vielen Stücken mit den Socinianern, oder den frühern Rationalisten übereinstimmten, und daher des völligen Socinianismus beschuldigt wurden. — Die Staaten von Holland gaben 1614 eine Verordnung, nach welcher beide Parteien, die Remonstranten und Gegenremonstranten, sich mit einander in Liebe und Friede vertragen sollten. Da beide Parteien aber die Gültigkeit und Ungültigkeit eines solchen Decrets von Seiten der Obrigkeit in Kirchenangelegenheiten in Zweifel zogen, so wurde, um die dadurch entstandenen gegenseitigen Unruhen beizulegen, im Jahre 1618 vom 13ten November bis 1619 den 9ten Mai die berühmte dordrechtische Synode in 154 Sitzungen gehalten. Höchst bemerkenswerth ist der Ausspruch dieser Synode. Sie wies erstlich der Vernunft in der Furcht Gottes den Platz an, der sich für eine Magd schickt; sie nahm die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen, und erklärte mit frommer Demuth und theologischer Consequenz: die Prädestinationslehre ist hart, sehr hart, aber wir können nicht helfen; fest stehe der Ausspruch der heiligen Schrift, untergehe die Meinung der widerstrebenden Welt. — Die Reformirten oder Gegenremonstranten gewannen durch diese Synode die Oberhand über die Remonstranten, weil erstere auf dieser Synode Kläger und

Richter zugleich waren. Die Remonstranten haben das willkürliche, grausame und ungegründete Verfahren dieser Synode ans Licht gestellt, und bis jetzt haben die Reformirten diesen Beschuldigungen nicht widersprochen. Obgleich die Arminianer sich dem strengen Urtheile der Synode (daß ihre Behauptungen Irrthümer wären) unterwerfen mußten, so unterließen sie doch nicht, ihre Lehren in Schriften zu rechtfertigen. — Nach dieser Synode sah es in Hinsicht des Bestandes dieser Familie wirklich bedenklich aus, dazu kam noch, daß sich mehrere der Remonstranten der Theilnahme an der Verschwörung gegen den Prinzen Moriz schuldig bekennen mußten. Einige Prediger aus der Gemeine reichten aber bei dem Prinzen eine wohlgegründete und nachdrückliche Vorstellung ein, in welcher sie zeigten, daß die Schuld einiger Mitglieder nicht der ganzen Gemeine zugerechnet werden könnte. Diese Vorstellung hatte ihre gute Wirkung; denn der Prinz Moriz überwand nicht nur selbst seinen gefaßten Zorn, sondern vermochte auch seine Umgebungen durch sein eignes Beispiel, den Remonstranten eine mildere Behandlung angedeihen zu lassen. Nachdem dieser Prinz 1625 gestorben, erhielten sie von dessen Bruder Heinrich durch ein besondres Decret die Erlaubniß, sich in allen Orten und Städten Hollands aufzuhalten, und Kirchen und Schulen anzulegen: letzteres geschah namentlich in Rotterdam und Amsterdam. In Amsterdam stifteten sie ein Gymnasium, um sich ihre Lehrer selbst zu bilden; diese Anstalt machte sich sehr berühmt. Die Gemeinen zu Rotterdam und Amsterdam waren die stärksten. — Sie bemühten sich nicht, ihre Glaubensgenossenschaft zu verstärken, wer zu ihnen überging, war nicht verpflichtet, ihr Glaubensbekenntniß anzunehmen, wenn er sich nur erklärte, er sey dem allgemeinen christlichen Glauben nach dem apostolischen Symbolo zugethan, und wolle nach Christi Gebot sein Leben führen. Ihr öffentlicher Gottesdienst war dem der Reformirten fast durchgehends gleich, nur daß sie in der Taufe, bei welcher die Reformirten von den Aeltern des Kindes ein Bekenntniß fodern, daß ihre Lehre wahr sey, und sich versprechen lassen, das Kind darin zu erziehn, die Aeltern bloß ermahnten, daß sie ihr Kind in der christlichen Religion sollen unterrichten lassen, ohne eine besondre Gemeine zu nennen. Auffallend ist es, daß so lange sie gedrückt und verfolgt wurden, ihre Gesellschaft sehr zahlreich war; sobald sie aber Freiheit und Ruhe erlangt hatten, die Zahl der Mitglieder mehr ab- als zunahm. Die wichtigsten und gründlichsten Nachrichten darüber findet man in Walchs historischer und theologischer Einleitung in die Religionsstreitigkeiten, welche außer der evangelisch-lutherischen Kirche entstanden sind, Jena 1734, 3 Th. W. L.

Remscheid, ein Dorf und Kirchspiel im Herzogthum Berg, jetzt zum düsseldorfer Regierungsbezirk der preußischen Provinz Jülich-Cleve-Berg gerechnet. Das Dorf selbst hat nur ungefähr 100 Häuser, das Kirchspiel überhaupt aber, welches 2-3 Stunden im Umfange hat, zählt 6000 Menschen, hat zwischen 50 und 60 sogenannte Höfe, und in denselben ungefähr 90 Handlungsfabrikhäuser. Ein Theil dieser Kaufleute hat große Fabriken von Sensen, Sägen, Feilen und andern eisernen und Plantage-Geräthschaften, die selbst zum Gebrauche der westindischen Colonien in großer Menge ausgeführt werden; und ein andrer Theil besitzt eigene Breit-, Reck- und Stahlraffineriehämmer, mit deren Producten ein- und ausländische Eisen- und Stahlfabriken versorgt werden. Fünf und vierzig Eisen-

hämmer stehen in einer Gegend von drei Stunden, um diesen Ort, den Hauptsitz der Industrie in Eisenwaaren, herum, die alle Arten von Eisenwaaren zum Schiffbau verfertigen und außerdem 800 Artikel von Schneid- und andern Werkzeugen liefern. Vor dem Revolutionskriege wurden jährlich neun bis zehn Millionen Pfund Eisen hier verkauft. Auf den achtzehn in und um Remscheid fließenden Bächen kann schon seit mehreren Jahren keine neue Anlage gemacht werden. Die remscheider Waaren gehen nach allen Gegenden der Welt, und viele Handlungshäuser zu Remscheid treiben auch einen höchst bedeutenden Handel mit andern deutschen und fremden Fabrikwaaren. Remscheid ist ein an Naturproducten sehr armer, unfruchtbarer District. Eisen, Stahl, Holzkohlen und andre für die Fabriken erfoderliche Gegenstände müssen von andern Orten her geliefert werden. Die Zahl der Sensen, welche jährlich in Remscheid verfertigt und nach Frankreich, Portugal, Spanien, Rußland, Amerika u. s. w. ausgeführt werden, beträgt regelmäßig auf 400,000 Stück. In den Pflanzungen der holländischen Colonien gibt man den remscheider Werkzeugen vor allen andern den Vorzug, und sie sind auch fast allein in Gebrauch.

Remus, s. Romulus.

Remusat (Jean-Pierre Abel), Mitglied der Academie und Professor der chinesischen und tartarischen Sprache am College de France, ist 1788 zu Paris geboren. Er studirte zwar Medicin, in welcher er auch 1814 die Doctorwürde annahm, folgte aber zugleich seiner Neigung, die orientalischen Sprachen, namentlich die chinesische, tartarische, tibetanische u. s. w. gründlich kennen zu lernen. Sein hartnäckiger Fleiß wußte alle Hindernisse bei diesen Studien zu besiegen und schon 1811 erschien sein Essai sur la langue et la littérature chinoises, wodurch er die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich zog und die Academie zu Grenoble und Besançon bewog, ihn zu ihrem Mitgliede aufzunehmen. Einige andre Schriften über das Chinesische folgten. Im J. 1814 ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Professor und 1816 trat er in die Academie der Inschriften. Nach Visconti's Tode 1818 ersetzte er diesen in der Redaction des Journal des Savants. Die vielen einzelnen Aufsätze, die hin und wieder (im Moniteur, im Journal des Savants, in den Fundgruben, in der Biographie universelle u. s. w.) von ihm erschienen und zum Theil auch besonders gedruckt worden sind, müssen wir, so wichtig und lehrreich sie auch meist sind, hier übergehen und uns nur auf die Anzeige seiner Hauptwerke beschränken. Diese sind außer dem genannten Essai sein Plan d'un dictionnaire chinois (1814), Le Livre des récompenses et des peines, übersetzt aus dem Chinesischen (1817) u. s. w. Auch hat er an dem 1814 erschienenen 16ten Bande der Mémoires concernant les Chinois Antheil genommen.

Renegaten. Mit diesem Wort, das mit Religionsverläugner gleichbedeutend ist, werden besonders die der christlichen Kirche Abtrünnigen benannt, welche zum Koran übertreten. Häufig ist bei den Renegaten Eigennutz die Triebfeder ihrer Handlung, seltener — ehedem mehr noch als jetzt — Zwang und Ueberredung der Bekenner des Islam bei gefangenen oder unter ihnen wohnenden Christen.

Reni (Guido), der anmuthigste und gefälligste Mahler, welchen Italien je hervorgebracht hat, wurde zu Bologna im Jahre 1575 geboren. Sein Vater Samuel Reni, ein vorzüglicher Musiker,

wollte ihn anfangs der Musik widmen, wozu er Talent zeigte; allein er bemerkte bald ein noch größeres in dem Knaben schlummerndes Talent zur Mahlerei, und übergab seinen Sohn daher dem Unterricht des in Bologna damals in großem Ansehen stehenden niederländischen Mahlers, Dionysius Calvart. Dieser hatte daselbst eine Schule für junge Künstler errichtet, aus welcher die größten Meister jener Zeit hervorgegangen sind. Guido soll dort vorzüglich viel nach Albrecht Dürers Werken studirt haben; dies wird wahrscheinlich, wenn man manche von seinen frühern Arbeiten betrachtet, und darin, besonders in den Gewändern, dann und wann eine Aehnlichkeit mit den Dürerschen Gewändern, findet. Unterdessen hatten die Caracci eine Schule in Bologna gebildet, welche mit Calvarts Schule rivalisirte, und nicht allein durch ihre Neuheit, sondern weil sie wirklich einen bessern Geschmack in der Kunst wieder einzuführen bemüht war, jene zu verdunkeln anfing. Auch Guido verließ als Jüngling von zwanzig Jahren Calvarts Schule, und ging zu den Caracci über. Diesen gab er bald Gelegenheit, sein Talent und sein Streben nach etwas Außerordentlichem zu bewundern, ja es soll sogar Annibal Caracci auf den Beifall, welchen Guido schon durch seine jugendlichen Arbeiten einzuernten anfing, eifersüchtig geworden seyn. Die Begierde Guido's, die Kunstschätze Roms mit eignen Augen zu schauen, ließ ihn nach Verlauf einiger Zeit auch diese Schule wieder verlassen, und mit zwei seiner Mitschüler, dem Domenichino und Albani, nach Rom eilen. Um diese Zeit fing Guido an, nachdem er einige Gemählde des wegen seiner kräftigen affectvollen (jedoch unedlen und gemeinen) Manier damals über die Maßen bewunderten Caravagio gesehen hatte, dessen Behandlungsart nachzuahmen. Sein Ruf verbreitete sich binnen kurzem, und bewog den Cardinal Borghese, für die Kirche delle tre Fontane eine Kreuzigung des heil. Petrus von ihm mahlen zu lassen (war im pariser Museum). Die kräftige Manier, in welcher dieses Bild und mehrere andere aus derselben Zeit gearbeitet sind, und welche dem Guido nicht lange eigen blieb, erhöhte seinen Ruf immer mehr; und als der Cardinal die durch Morghens trefflichen Stich bekannte Aurora durch ihn hatte vollenden lassen, wurde die Bewunderung für ihn allgemein. Paul V. ertheilte um diese Zeit Guido den Auftrag, eine Capelle auf Monte Cavallo mit Scenen aus dem Leben der Maria auszuschmücken. Und da Guido auch diesen Auftrag zur Zufriedenheit des heiligen Vaters ausgeführt hatte, und ihm überdies von demselben die Auszierung einer andern Capelle in St. Maria Maggiore von demselben anvertraut wurde, so bekam er binnen kurzem eine so große Menge Bestellungen, daß er sie alle zu vollenden nicht im Stande war. Aus dieser Periode sind unter andern wohl auch seine Fortuna (war im pariser Museum), die Porträts Sixtus V. und des Cardinals Spada. Man kann drei verschiedene Manieren für Guido's Mahlereien annehmen. Die erste ist die affectvollste und begreift die Gemählde, welche der Behandlungsweise der Caracci und besonders der des Caravagio ähnlich sind. Starke Schatten, enggeschlossene Lichter, ein kräftiger markiger Pinsel, kurz das Hinarbeiten nach großem Effect zeichnen die in der ersten Periode gefertigten Arbeiten aus. Die zweite Manier bildet den völligen Gegensatz der ersten, und wurde von Guido auch als Gegensatz der Arbeiten des Caravagio, mit dem er in steten Zwistigkeiten lebte, aufgestellt. Sie zeichnet sich durch helle, schattenlose Färbung, durch einschmeichelnde, gefällige, doch mit-

unter auch oberflächliche Behandlung aus, und ist dem Guido ganz eigenthümlich. Seine obgedachte Aurora bildet schon den Uebergang oder vielmehr Uebertritt aus der ersten in die zweite Manier. Eine dritte Periode datirt sich von der Zeit an, wo Guido anfing, eilfertig und schnell zu arbeiten, und mehr auf Geldverdienst als seinen Ruhm bedacht war. Sie zeichnet sich durch grünliche, graue und überhaupt unnatürliche Färbung, durch nachlässige und flache Behandlung aus. Diese letzte Manier bemerkt man vorzüglich in der großen Fahne mit dem Schutzheiligen von Bologna, mehr oder minder in andern Gemählden, deren eine große Menge dieser Periode angehören. Wir kehren zur Lebensbeschreibung unsers Künstlers zurück und erwähnen zunächst, daß Guido unter der Regierung des Papstes Urban VIII. mit dessen Zahlmeister, dem Cardinal Spinola, wegen Bezahlung eines seiner Gemählde sich entzweite, schnell Rom verließ und nach Bologna ging. Daselbst hatte er bereits unter andern Gemählden für das Haus Sampieri seinen heil. Petrus und Paulus, für die Dominicanerkirche aber den Kindermord gemahlt, und war jetzt im Begriff, die Capelle dieses Heiligen mit Gemählden auszuzieren, als er nach Rom zurückberufen, dort mit Ehrenbezeigungen überhäuft und vom Papste selbst aufs liebreichste empfangen wurde. Bald aber erfuhr Guido in Rom neue Unannehmlichkeiten, und da er auch in Neapel, wohin man ihn berief, wegen der Verfolgungen der dortigen Mahler gegen alle Ausländer von Verdienst, sich nicht sicher glaubte, so kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, und verließ diese nie wieder. In Bologna vollendete er jene obgedachte Capelle, mahlte zwei schöne Bilder für die Kirche de' Medicanti, für Genua eine Himmelfahrt der Maria, und eine Menge anderer für sein Vaterland und das Ausland, besonders für Rom. Darunter verdienen ausgezeichnet zu werden sein heil. Michael für die Capuciner, seine Geschichte des heil. Benedict für das Kloster S. Michele in Bosco, Helena und Paris für den König von Spanien, Scenen aus dem Leben des Hercules, eine Verkündigung, der heil. Sebastian, ein Ecce Homo und einige Magdalenen (die das Museum zu Paris besitzt), ein Christusknabe auf dem Kreuz schlafend, eine Magdalene, ein Johannes der Täufer, das letzte Gemählde aus seiner ersten Manier (in der kaiserlichen Gallerie zu Wien), eine Anbetung der Hirten, eine Charitas und Magdalene (in der Lichtensteinschen Sammlung), eine Himmelfahrt, eines seiner schönsten Bilder (in der königl. Gallerie in München), ein Ecce Homo, ein Johannes der Evangelist, der heil. Bruno und eine Fortuna (in München), ein Ecce Homo, Christus, welcher der Maria erscheint, eine Madonna von Heiligen umgeben, Ninus und Semiramis, ein kleiner Bacchus und eine Venus (in der dresdner Gallerie). Schon in Rom hatte Guido eine eigne Schule errichtet, in Bologna vergrößerte er dieselbe so weit, daß man die Zahl seiner Schüler auf zweihundert schätzt. Er arbeitete jetzt meist eilfertig, gewöhnte sich an eine ganz practische, unausgeführte und manirirte Behandlung, wurde nachlässig, ließ manches durch seine Schüler ausführen, und, von ihm ritoccirt, für seine Arbeit verkaufen. Und alles dieses bloß, um seinem leidenschaftlichen Hange zum Spiel zu fröhnen, welches ihm ungeheure Summen kostete, ungerechnet die Zeit, die er unnützer Weise damit verbrachte. Guido verlor oft mehr in

einer Nacht, als ihm Monate lange Arbeit eingebracht hatte; oft schickte er, um nur Geld zum Spiel, oder nach großen Verlusten zum Lebensunterhalt zu bekommen, ins geheim Gemählde für geringen Preiß zum Verkauf umher, die er sonst wohl für beträchtliche Summen nicht abgelassen hätte; er vollendete dann in der Eil Arbeiten, denen nur sein Name Käufer verschaffte. Er fiel deßhalb auch oft in die Hände böser Gläubiger, war immer in Geldverlegenheiten, und diese stete Sorge, so wie seine Leidenschaft selbst nagten an seiner Gesundheit. Zuletzt drängten ihn die Gläubiger so heftig, daß er in eine Art Melancholie verfiel, die sein Blut erhitzte und ihn bald durch ein bösartiges Fieber dahin raffte. Er starb im Jahre 1642, und wurde in der Kirche S. Domenico in Bologna begraben. Betrachten wir in seinen Werken die einzelnen Erfodernisse der Kunst näher, so finden wir zuerst seine Zeichnung nicht immer richtig, selten kräftig und grandios, seine Stellungen ohne große Wahl, bisweilen nicht einmal natürlich. Dagegen hat seine Zeichnung eine ihm eigenthümliche Grazie und Lieblichkeit, die mehr in der Behandlung des Ganzen als der einzelnen Theile besteht, ja man muß auch dies eigentlich nur auf seine Köpfe einschränken. Seine Gedanken sind gewöhnlich, wohl gar gemein, die Anordnung des Ganzen selten gut, daher auch seine größern Compositionen weit weniger Wirkung machen, und weniger geschätzt werden als seine Werke von kleinerm Umfange, besonders seine Halbfigüren, deren man eine große Anzahl findet. Der Wurf seiner Gewänder hat viel Schönes und ist meist wahr und leicht; nur fehlt es ihnen oft an Harmonie mit dem Ganzen, und an dem Charakter der Substanz, woraus sie bestehen. Einen hohen, würdevollen, mannichfaltigen, bestimmten Ausdruck darf man eigentlich in seinen Werken nicht suchen; aber eine Zartheit und Sanftheit, Lieblichkeit und Grazie, die der Menge gefällt, eben weil sie weniger tiefes Gefühl verräth und verlangt, ist fast allen seinen Werken gleich eigen. Dadurch erklärt sich denn sogleich, warum ihm Männergestalten, worin Kraft und Festigkeit dargestellt werden sollen, selten und mehr in seiner frühern Periode gelangen. Ganz an seinem rechten Platze aber war Guido, wenn er jugendliche, besonders weibliche Gestalten bildete. In ihnen zeigt sich sein feines Gefühl für alles, was nur anmuthig, hold und zart genannt werden kann, vor allen aber spricht sich dieses Gefühl in den gen Himmel gerichteten Augen seiner Magdalenen und Madonnen aus. Sein Colorit ist, wie schon oben gedacht worden, zwar selten wahr, sondern fällt oft ins Gelbliche, noch häufiger aber ins Grünliche und Silbergraue, ist aber doch meist angenehm und zeugt von der großen Leichtigkeit und Meisterhaftigkeit seines Pinsels, von einer breiten, festen und markigen Behandlung, welche aber freilich in Manier ausartete. Guido hatte nicht allein in Relief, sondern auch einige Statuen gearbeitet, und eine ziemlich starke Anzahl Blätter eigenhändig radiert, welche mit einer leichten zierlichen Nadel behandelt sind und sehr geschätzt werden. Fast ließe sich behaupten, daß seine Zeichnung in diesen Blättern richtiger und edler sey, als selbst in seinen Gemählden. Guido hat eine große Menge Schüler gezogen, welche alle mehr oder minder seiner Manier treu blieben; unter ihnen zeichnen sich vorzüglich aus: Guido Cangiagi, Simone Cantarini Pesarese, Francesco Ricchi, Andrea Sireni, Giovanni Sementi, G. Bat. Bolognini. B. C.

Rennell (James), ein berühmter Geograph, 1742 zu Chudleigh in Devonshire geboren, wo seine Familie in gutem Ansehen stand. Er besuchte eine benachbarte Schule und trat in einem funfzehnjährigen Alter als Midshipman in den Seedienst. Während des siebenjährigen Krieges zeichnete er sich durch Unternehmungsgeist, besonders bei der Belagerung von Pondichery, aus. Auf den Rath eines Freundes, der in dem India House von Einfluß war, verließ er im Jahre 1766 den Seedienst, und trat als Ingenieuroffizier in den Militärdienst der Compagnie. Die erste Arbeit, womit er vor dem Publicum erschien, war a Chart of the Bank and Current of Cape Lagullas, wofür er zum Generalvermesser von Bengalen ernannt wurde. Bald darauf gab er seinen Atlas von Bengalen heraus, dem seine Nachricht vom Ganges und Burramputer (in den Philosophical transactions) folgte. Diese Schrift erwarb dem Verfasser einen solchen Ruhm, daß er einstimmig zum Mitgliede der königlichen Gesellschaft gewählt wurde. Um das Jahr 1782 kehrte er nach Europa zurück, und gab sein berühmtes Memoir of a Map of Hindostan heraus. Als die asiatische Gesellschaft gestiftet wurde, nahm Rennell den wärmsten Antheil daran, und gab mehrere schätzbare Beiträge, wiewohl anonym, zu ihren Schriften. Im Jahre 1798 half er dem unglücklichen Mungo Park bei der Herausgabe seiner Reise; für die afrikanische Gesellschaft unternahm er mehrere Arbeiten zur Verbesserung der Geographie dieses Welttheils. Das große Werk des Doctor Vincent über die Reise des Nearchus sowohl als dessen Werk über den Periplus verdanken ihm manchen wichtigen Aufschluß. Von seinen eignen Werken verdienen noch angeführt zu werden: The geographical System of Herodotus explained und Observations on the Topography of the plain of Troy.

Rennes, vormals die Hauptstadt von Bretagne, und jetzt die des Departements der Vilaine und Ille. Sie liegt an dem Zusammenfluß dieser beiden Flüsse, und auf dem erstern können Barken bis an die Stadt schiffen. Ueber die Vilaine sind auch drei Brücken gebaut, von denen die schönste (le Pont-neuf) die obere mit der untern Stadt verbindet. Die obere Stadt liegt an einer Anhöhe auf dem rechten Ufer der Vilaine und ist der vorzüglichste Theil, mit schönen, gut gepflasterten, breiten und geraden Straßen, großen öffentlichen Plätzen und vielen trefflichen Gebäuden. Die untere Stadt, auf dem linken Ufer der Vilaine, ist öftern Ueberschwemmungen ausgesetzt. An der Ille liegen die zwei Vorstädte St. Martin und l'Eveque. Sie hat 4000 Häuser, eine Domkirche, acht andere Kirchen, worunter die schöne Peterskirche mit der sehenswerthen Façade, und viele ansehnliche Gebäude, als das schöne vormalige Parlamentshaus auf einem großen viereckigen Platze, das Rathhaus, das Arsenal. Die Zahl der Einwohner beträgt 26,000, welche theils beträchtlichen Speditions- und Produktenhandel betreiben, theils nicht unwichtige Fabriken, als in Segeltuch, Kattun, Baumwolle, Leder rc. und Wachsbleichen unterhalten. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs und des Generals der dreizehnten Militärdivision. Von wissenschaftlichen Anstalten und Kunstsammlungen findet man hier eine Akademie mit zwei Fakultäten des Rechts und der schönen Wissenschaften, ein königliches Collegium, eine Gesellschaft der Wissenschaften und Künste, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, ein Naturalienkabinet und einen botanischen Garten. Die Gegend umher ist sehr fruchtbar.

Renouard (Antoine-Augustin), einer der ausgezeichnetsten und kenntnißreichsten Buchhändler von Paris, der von mehreren Werken schätzbare Ausgaben besorgt und selbst verschiedne interessante Schriften geliefert hat. Zu letztern gehören vornemlich seine Annales de l'imprimerie des Alde, ou Histoire des trois Manuces et de leurs éditions, 1803, 2 Vol. 8vo, wozu 1812 noch ein Supplement gekommen, das Hauptwerk über diesen Gegenstand. Renouard ist Besitzer einer kostbaren Büchersammlung, deren Catalog unter dem Titel Catalogue de la bibliothèque d'un amateur, 4 Bände 8vo, im J. 1819 erschienen ist und einen Schatz bibliographischer Notizen enthält.

Rens oder **Rense**, ein im ehemaligen Erzstift Cöln gelegnes Städtchen am Rhein, berühmt durch den nahe dabei befindlichen sogenannten **Königsstuhl** (s. d. Art.), ein rundes, auf sieben Bogen ruhendes Gewölbe von Quadern, zu dem eine steinerne Treppe hinanführt und auf dem sich sieben Sitze befinden. Hier hielten ehedem die sieben deutschen Churfürsten ihre vorläufigen Berathschlagungen über die Wahl der römisch-deutschen Kaiser und Könige. Der Bürgerschaft von **Rens** Obliegenheit war, dies Gebäude stets in baulichem Stand zu halten; dafür genossen sie das Marktrecht zu Coblenz.

Renten werden alle die Einkünfte genannt, die nicht eine Frucht persönlicher Industrie, nicht die Belohnung für Amtsarbeiten sind. Es gehören daher unter die Benennung von Renten die Zinsen ausgeliehener Capitale, die Pacht- und Miethgelder von Grundstücken, Erbzinsen und dergleichen, endlich auch die Leibrenten (s. d. Art.).

Repertoire heißt das Verzeichniß der sämmtlichen gangbaren Stücke eines Theaters. Die Vorausbestimmung der Stücke, welche in einer Woche gegeben werden sollen, heißt die **Austheilung**, wird nach Anleitung des Repertoire entworfen, und unter den Schauspielern ausgetheilt. Daher der Name. Bei vielen Theatern wird dieselbe auch wohl öffentlich bekannt gemacht. Das Repertoire einer Bühne bestimmt ihren eigentlichen Rang in Bezug auf die dramatische Literatur. Je mehr echte dramatische Dichterwerke auf ihr gangbar sind, desto höher wird sie von den wahrhaft Gebildeten geachtet, vorausgesetzt, daß sie gut aufgeführt werden. Daher ist das Repertoire ein Gegenstand der Theaterkritik, und es ist verdienstlich, daß der unter dem Namen Theodor Hell bekannte Schriftsteller, Herr Winkler in Dresden, seit 1815 ein **Tagebuch der deutschen Bühnen** herausgibt, welches die monatlichen Verzeichnisse der Stücke enthält, die auf den Theatern von Bedeutung zur Aufführung gekommen sind. Man erhält dadurch Kenntniß von der Beschaffenheit des **Repertoire der deutschen Bühne** überhaupt. Der Zustand desselben erscheint darinne nicht erbaulich für die Freunde der **klassisch**-dramatischen Literatur, welche auf den meisten Bühnen vor geschmacklosen Producten und schalen Neuigkeiten wenig zum Wort kommt, mithin auch für die Bildung des Geschmacks wenig oder gar nichts wirken kann, weil selbst die mögliche Wirkung der seltenen guten Erscheinungen durch den häufigeren Anblick des Abgeschmackten und Gemeinen gehindert wird. Es wäre zu wünschen, daß die Theaterkritik Vergleichungen nach Anleitung des gedachten Tagebuches anstellte, und, um das Ehrgefühl der Directoren und Intendanten anzuregen, alljährlich die beiden Theater öffentlich nennte, welche resp. die meisten und die wenigsten Darstellungen klassischer Werke gegeben haben.
A. Mnr.

Replik, s. **Duplik**.

Repnin (Fürst Nicolai), russisch-kaiserlicher Generallieutenant und Generaladjutant, Ritter mehrerer russischen und fremden Orden, ist der älteste Sohn des Generals Fürsten Wolkonsky, Gouverneurs von Orenburg. Sein Großvater mütterlicher Seite, der durch seine ruhmvollen Feldzüge gegen die Türken, durch seine Ambassaden in Constantinopel (im J. 1775) und Warschau berühmt gewordne Feldmarschall Fürst Repnin, nahm, da er keinen Sohn hatte, seinen Enkel an Kindes Statt an, und vererbte ihm mit seinem Namen seine beträchtlichen Güter. Die Brüder des Fürsten führen daher noch ihren väterlichen Namen Wolkonsky. — Fürst Nicolai Repnin wurde unter den Augen seines Großvaters erzogen, er begleitete ihn nach Berlin, wo der Feldmarschall als außerordentlicher Botschafter im Jahr 1798 auftrat. In einer solchen Schule konnte der junge Fürst, damals Husarenoffizier, sich nicht anders als vielseitig vortheilhaft entwickeln. Das Vorbild und die Leitung seines erlauchten Großvaters äußerten auch bald den günstigsten Einfluß auf den jungen Fürsten, der mit großem Ernst, oft mit Strenge, zur Pünktlichkeit in Erfüllung seiner Dienstpflichten angehalten wurde. Im Fache der Mathematik, Algebra, Geschichte, Geographie und Statistik, in den lebenden Sprachen und allen dem Offiziere und Staatsmanne erfoderlichen Kenntnissen zeichnete er sich bald vorzüglich aus. — Schon jung war der Fürst, wie der größte Theil des russischen Adels, in den Dienst der russischen Leibgarden eingetreten. Nach dem Tode seines Großvaters bewohnte er abwechselnd Petersburg, Moskau, und bereis'te seine beträchtlichen Güter. In Moskau vermählte er sich in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts mit der ältesten Tochter des Geheimen-Raths, Grafen Alexei Rasumowsky, jetzt Ministers der öffentlichen Aufklärung. Seine Gemahlin, geistreich, gebildet, von dem liebenswürdigsten Charakter, schenkte ihm mehrere Kinder, von denen jetzt noch drei, zwei Töchter und ein Sohn, am Leben sind. — Beim Ausbruche des Kriegs 1805 verließ der Fürst, damals Oberster der Chevaliergarde, sein Vaterland, um den Feldzug gegen Napoleon mitzumachen. In der Schlacht von Austerlitz, den 2ten December 1805, ward er bei einem Cavallerieangriff des Garderegiments, welches er commandirte, am Kopfe verwundet, vom Feinde umringt und gefangen genommen. Da seine Wunde ihn aber bis zum Abschluß des Friedens in Linz zurückhielt, wohin seine Gemahlin voll sorgender Liebe geeilt war, um ihn zu pflegen, so erfolgte bald die Auswechslung. Die in diesem Feldzug bewiesene Tapferkeit ward durch die ehrenvolle Auszeichnung des St. Georgenordens vierter Classe belohnt, nachdem sich der Fürst schon früher bei Organisirung der Milizen in seinem Vaterlande die goldne Ehrenmedaille am Wladimirsbande erworben hatte. Nach hergestellter Gesundheit und nach Rückkehr des Friedens lebte er meist in Moskau in den glücklichsten Familienverhältnissen. Im J. 1809 trat der Fürst, der indeß zum Generalmajor vorgerückt war, in die diplomatische Laufbahn. Der Kaiser Alexander ernannte ihn zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am damaligen westphälischen Hofe. Von seiner Familie begleitet, kam er im Sommer 1809 in Cassel an. Im folgenden Jahre wurde er zum Minister am königlich spanischen Hofe ernannt, und erhielt als Beweis der besondern Zufriedenheit mit den bisher geleisteten Diensten den St. Annenorden erster Classe. Die Reise ging mit einem zahlreichen Gefolge über Frankfurt nach Paris. Die göttinger Societät der Wissenschaften hatte dem Fürsten kurz vorher das Diplom eines Mitglieds übersandt, und dadurch seinen vielseitigen

Kenntnissen gehuldigt. In Paris wartete der Fürst auf seine Instructionen für den neuen madrider Posten; sein Aufenthalt verzögerte sich aber aus mehrern in der eifersüchtigen Politik des damaligen Beherrschers Frankreichs liegenden Gründen. Die benöthigten Pässe nach Spanien wurden so lange verweigert, bis an die Stelle des Fürsten nur ein Geschäftsträger (Baron Mohrenheim) nach Madrid abging. Der Fürst kehrte also 1811, von dem sich nähernden Gewitter überzeugt, durch Deutschland und Preußen nach St. Petersburg zurück. Kaum begann der Feldzug von 1812, so erhielt der Fürst ein Cavalleriecommando im Armeecorps des Grafen Wittgenstein und zeichnete sich auch hier durch Einsicht und Eifer aus. Nach der Schlacht bei Leipzig, welcher der Fürst gleichfalls beiwohnte, vertrauten ihm die alliirten Souveräne das Generalgouvernement des Königreichs Sachsen mit sehr ausgedehnten Vollmachten an. Im Herbste 1814 nahm diese Administration ein Ende, und die königl. preußische trat an deren Stelle. Fürst Repnin verließ Dresden, um sich nach Wien zu begeben, wo er während der Congreßverhandlungen blieb. Seine häuslichen Angelegenheiten nöthigten ihn im Jahre 1815 zu einer Reise nach St. Petersburg; nach wenig Monaten kam er aber zu den Seinigen nach Wien zurück, um an der Seite seines Monarchen den Feldzug gegen den aus Elba zurückgekehrten Usurpator mitzumachen und theilte die Ehre, mit als Sieger in Paris einzuziehen. Im J. 1816 ward er zum General-Gouverneur von Pultawa ernannt.

Repräsentanten, Repräsentation u. s. w. s. **Volksvertreter.**

Repräsentationsrecht ist das Recht, welches die Kindeskinder eines Erblassers berechtigt, wenn ihre Aeltern gestorben sind, mit den noch lebenden Geschwistern ihrer Aeltern in gleichen Theilen zu erben, da sie an die Stelle des in der Erbschaftskette ausgefallenen Gliedes (ihres Vaters oder ihrer Mutter) treten, und so dieselben repräsentiren.

Repressalien sind Wiedervergeltungen, Feindseligkeiten, die für Feindseligkeiten ausgeübt werden. Wenn ein Staat sich gegen die Unterthanen eines andern Gewaltthätigkeiten erlaubt, so braucht der in seinem Gliede beleidigte Staat Repressalien, wenn er an den in seiner Gewalt sich befindenden Unterthanen des beleidigenden Staates Gleiches übt. In Kriegszeiten wird diese traurige Maßregel, die freilich manchmal nothwendig seyn mag, immer aber auf der Wagschale der Moral und Humanität verdientermaßen verworfen werden wird, erfoderlichen Falls an den Gütern und dem Eigenthum der gegenseitigen Unterthanen, seltner in unsern vorgeschrittenen Jahrhunderten an den **Personen** derselben ausgeübt. Im weitern Sinn ist Retorsion mit Repressalien gleichbedeutend; im engern Sinne sind beide verschieden, und zwar so. **Retorsion** ist überhaupt Erwiederung einer nachtheiligen Maxime oder Handlungsweise gegen denjenigen, der sie zuerst anwendet, insbesondere bezieht sie sich auf Privatsachen, welche das Wohl des ganzen Volks nicht betreffen, mit einem Worte sie ist civilistisch, und es braucht nicht bei ihr von einer eigentlichen **Rechtsverletzung** die Rede zu seyn, wie z. B. bei Abzugsgeldern. Die **Repressalien** im engern Sinn aber bestehn in der Ausübung des Zwangsrechts durch Detention der einem andern Volke angehörigen Sachen oder Person, und setzen als eine Art Selbstpfändung zum Behufe des Schadenersatzes oder der

Genugthuung Verletzung vollkommner Verbindlichkeiten voraus. Sie sind folglich mehr publicistisch. Jene scheint ferner nur durch Erwiederung derselben Handlungsweise, diese auch durch eine stellvertretende vollzogen zu werden.

Reprise. Wenn ein Schiff von einem feindlichen Kaper aufgebracht wird, so heißt es eine Prise (es wird für gute Prise erklärt, für Beute des Kaperschiffes). Reprise wird es, wenn, genommen bereits von einem feindlichen Schiffe, es diesem wieder abgejagt wird, gleichviel, ob durch ein andres gleichfalls feindliches, oder durch eins von der eignen Nation.

Reproduction, Wiedererstattung, Wiederersatz des Verlornen, wurde zuerst gebraucht von der Erscheinung am thierischen Körper, wobei die zerstörten oder verletzten Theile wieder gebildet werden, und dann wohl auch Regeneration genannt. Diese Art der Reproduction findet sich vorzüglich in den niedern Thierclassen sehr kräftig; dem Krebse z. B. wachsen die Scheren und Füße wieder, wenn er sie verloren hat; in den höhern Thierclassen ist die Regeneration so kräftig nicht, denn ganze Glieder, die verloren gehen, erzeugen sich nie wieder, ja die nur einigermaßen zusammengesetzten Organe, wie Arterien, Venen, Muskeln, Knochen, Nerven, besitzen diese Eigenschaft nur in geringem Grade; ist eins von ihnen ganz verloren gegangen, so bemerkt man gar keine Wiedererzeugung desselben; sind aber Theile desselben ausgeschnitten, oder durch Brand, Eiterung u. s. w. zerstört worden, so erzeugt sich in dem Zwischenraume eine neue Masse, die der ursprünglichen Structur des Organs zwar ähnlich ist, auf ähnliche Weise wirkt, aber nie gänzlich identisch wird. Daher kommt es, daß eine Spur der Verletzung für immer zurückbleibt, die Narbe genannt wird, wenn sie auf der äußern Haut sichtbar ist. Auf eine ähnliche Art entsteht der Callus an gebrochnen Knochen. Vollkommen reproducirt sich nur das Zellgewebe und das Oberhäutchen (cuticula epidermis), wo man keine Spur einer dagewesenen Verletzung bemerken kann, wenn die Wunde geheilt ist. — In neuern Zeiten ist der Begriff von Reproduction viel weiter ausgedehnt worden, und es erhielt dies Wort eine ganz andre Bedeutung. Man bemerkte nämlich, daß auf verschiedne Weise fortwährend eine große Menge von Stoffen aus dem organischen Körper ausgesondert wird, und für ihn verloren geht, und daß es dagegen viele Functionen gibt, die diese verloren gegangnen Theile wieder ersetzen, und so einer schnellen Aufreibung und Verzehrung des Körpers vorbeugen sollen. Die Functionen nun, vermittelst deren beides geschieht, faßte man unter dem allgemeinen Begriff von Reproduction zusammen, und das System von Organen, die auf die angegebne Weise wirken, wird Reproductionssystem genannt. Der Begriff der Reproduction faßt daher alle die von Galen functiones naturales genannten Verrichtungen, ja auch zum Theil die functiones vitales in sich, und wurde von den neuesten Physiologen zu einer der Grundfunctionen erhoben, deren man nur drei am thierischen Körper anerkennt, nämlich die Reproduction, Irritabilität (Beweglichkeit, s. Reizbarkeit), Sensibilität (Empfindlichkeit, s. Sensibilität). Wenn die beiden letzten sich vorzüglich auf die Zeit beziehen, so geht die erste vorzugsweise auf den Raum, den sie bildet, und in seiner Mischung erhält; wenn daher jene dynamisch zu seyn scheinen, so ist diese, die Reproduction, mehr chemisch, denn durch Mischung

nur kann etwas Materielles sich bilden, und in der Mischung nur bestehen. Aber es haben die beiden andern Grundfunctionen, die Irritabilität und Sensibilität, und die einzelnen Functionen, in denen sie sich äußern, einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Reproduction, und es wird derselbe theils durch die Bewegung der Gefäße oder eigenthümlicher Muskelfibern in den reproductiven Organen, von Seiten der Irritabilität, theils durch die Nerven, die in jedem Organe sich befinden, von Seiten der Sensibilität vermittelt, und er ist so bedeutend, daß ohne beide schlechterdings keine reproductive Function vor sich gehen kann. Daher kommt es, daß nicht nach den gewöhnlichen chemischen Affinitätsgesetzen die Mischungen in dem organischen Körper vorzugehen scheinen, sondern es muß für diesen eigenthümliche Verwandtschaftsgesetze geben. Aus demselben Grunde ist es erklärlich, daß wir nicht im Stande sind, auch nur einen einzigen organischen Theil durch chemische Verbindung hervorzubringen, wenn auch die nähern und entferntern Bestandtheile unsern Chemikern noch so bekannt zu seyn scheinen. Und endlich muß es aus demselben Einflusse abgeleitet werden, daß die Bestandtheile der einzelnen Organismen und organischen Theile so wenig von einander abweichen, und doch eine so außerordentliche Verschiedenheit in Hinsicht auf ihre Gestalt, ihre Eigenschaften und ihre Verrichtungen nicht zu verkennen ist. Soll aber irgend etwas wieder ersetzt werden, so kann dies nicht geschehen, ohne neuen Stoff dazu zu erhalten; der alte ist zum Theil verbraucht, verändert, vermindert worden, und aus Nichts kann auch das Leben nichts machen. Daher besteht die Reproduction in einer Aufnahme und Umwandlung von außen aufgenommener Stoffe, die unter dem Namen von Speise und Getränk in den Körper gebracht, und durch eine Menge reproductiver Functionen in eine gleichmäßig gemischte Masse vereinigt werden, aus welcher dann durch eine neue Umwandlung sehr verschiedne Theile gebildet werden. — Der Apparat von Organen, durch den dies geschieht, ist bei verschiednen Thierclassen höchst verschieden, bei den niedern sehr einfach, zusammengesetzter bei den höhern, bei dem Menschen am meisten complicirt. Die verschiedenen Arten der Verdauung s. unter dem Artikel Verdauung. Schon auf die Vorverdauung äußert die Irritabilität und Sensibilität bedeutenden Einfluß; geht doch die ganze Bewegung durch die erste vor, und wird doch auch diese sogar durch die letztre vermittelt. Ja auch der Hunger, das Gefühl des Bedürfnisses der Speise, ist ja ein Act der Sensibilität, und die Aufnahme ist bei dem freien Menschen sogar der Willkür anheimgestellt, eben so wie die Auswahl unter den einzelnen Speisen und Getränken. Je mehr aber bei diesem Acte die Sensibilität und Irritabilität, Empfindung und Bewegung, sich vorherrschend äußern, desto mehr tritt die eigentliche reproductive und chemische Wirkungsart in den Hintergrund. Zwar geht auch im Munde schon eine Vermischung der Speisen mit Speichel vor; aber es wird mehr eine Vermengung, als eigentliche Mischung oder chemische Durchdringung, wie dies der Augenschein klar genug zeigt. Diese Wirkungsweise erhält dann aber die Oberhand im Magen und Darmcanale, wie schon Spallanzani's berühmte Versuche beweisen, der Stücke Fleisch, Früchte u. s. w. in metallene oder hölzerne Kapseln mit durchlöcherten Seitenwänden legte, sie von Thieren mit häutigem Magen verschlucken ließ, und bei der Wiederherausnahme die Speisen sehr verändert, zum Theil verdauet fand. Die

Flüssigkeit, die eine solche Auflösung verursacht, ist der Magensaft, der in großer Menge von den Magenhäuten aus den Gefäßen abgeschieden wird, und die zermalmten Speisen durchdringt und auflös't. Aus dem Magen gelangt der Chymus durch den Pylorus in den Zwölffingerdarm, um vorzüglich durch Mischung noch bedeutendere Veränderungen zu erleiden. (S. die Art. Galle und Verdauung). Hier tragen der Darmschleim und der pankreatische Saft, die auf ähnliche Weise wie der Speichel und Magensaft wirken und zur weitern Verähnlichung das Ihrige beitragen, und die Galle vorzüglich viel zur Zersetzung des Chymus bei, wodurch der Chylus, (Milchsaft) abgeschieden wird. Diese Flüssigkeit wird nun von den zahllosen Enden der sogenannten Milchgefäße, die hier auf eine bewundernswürdige Weise, nachdem sie den Darm durchbohrt haben, in der Höhle des Darmcanals hervorragen, aufgesogen und das Residuum bewegt sich in dem Darmcanale immer weiter, bis es in den dritten Darm gelangt, und sogleich in dem Anfange desselben, in dem Blinddarm, in einen gewissen Grad von Fäulniß übergeht. Aller aufgesogne Chylus geht in den Milchgefäßen zu den Gekrösdrüsen, und sammelt sich endlich in einem allgemeinen Behälter (cisterna oder receptaculum chyli), der in der Gegend des dritten Lendenwirbelbeines dicht hinter der Aorta zu liegen pflegt. (S. die Art. Assimilation und Blut.) Mit dem Blute innig vermischt, geht er aus dem Herzen nach den Lungen, wird daselbst durch die Einwirkung des Sauerstoffgases der atmosphärischen Luft zu dem Character des arteriellen Blutes erhoben, und kehrt als solches zum Herzen zurück, von welchem es durch die Arterien in den ganzen Körper verbreitet wird. Hier gehen neue chemischorganische Veränderungen mit demselben vor, die sich in zwei Classen vereinigen lassen, nämlich in die Ernährung und Absonderung. Durch die erste werden feste, durch die andre flüssige Theile aus dem Blute gebildet; die erste erhält die sämmtlichen Organe in ihrer Textur, Structur, in ihrer Mischung und Form, und vermittelt so den nie zu verkennenden Einfluß der Reproduction auf Sensibilität und Irritabilität; die andre erzeugt Flüssigkeiten, die bald auf eine bestimmte Weise in die Kette der organischen, vorzüglich reproductiven Verrichtungen eingreifen, bald irgend einen vorwaltenden Bestandtheil, der in zu großer Menge schädlich seyn würde, ausleeren (Excretion). S. den Art. Ernährung. — In beiden wird nicht alles Blut consumirt, sondern nur ein Theil desselben, und das übrige sammelt sich in den Venen an, die endlich in dem Herzen zusammenfließen; und es bleiben auch endlich weder in den Organen die ernährenden Theile angehäuft, noch auch die abgesonderten Flüssigkeiten unverändert, sondern auf beide wirken die Enden des lymphatischen Gefäßsystems auf eine ähnliche Weise, wie auf den Chylus, sie saugen ein, bilden daraus die Lymphe, und führen sie in das Venenblut über. Das ist der große Kreis der reproductiven Functionen, der den Körper in seiner Mischung, und also gesund erhält, und eine sehr nothwendige Bedingung des Lebens ausmacht, denn es gibt nicht eine einzige Function, die den Einfluß der Reproduction nicht erführe. Auch die Sensibilität und Irritabilität müssen es gestatten, daß ihre eigenthümlichen Organe durch die Ernährung erhalten, durch Absorption wieder aufgesogen werden; sie bedürfen nicht selten auch einzelner Sekretionen, um sich äußern zu können, so z. B. in den Sinnen. Endlich stehen alle einzelnen reproduc-

tiven Functionen in dynamischer Beziehung zur Sensibilität vorzüglich und durch diese auch zur Irritabilität, daher leiden diese beiden Functionen in Krankheiten der erstern. Wenn irgend ein Glied in der geschlossenen Kette der reproductiven Functionen leidet, müssen die andern und das ganze System mit leiden; da ferner die reproductiven Functionen auch ihrerseits einen sehr bedeutenden Einfluß auf die übrigen Functionen, nämlich auf die der Bewegung und Empfindung, Irritabilität und Sensibilität, haben, so folgt natürlich, daß auch diese durch die Krankheiten der erstern afficirt werden; ja eine Menge von irritablen und sensiblen Krankheiten haben ihren offenbaren Ursprung in der Reproduction, z. B. die Convulsionen, Epilepsien von Würmern, viele Fieber von Unterleibsstörungen. Eben so wirken aber auch die ursprünglich sensiblen und irritablen Krankheiten nachtheilig auf die Reproduction und bringen wieder mancherlei Störungen hervor, die als Symptome jener Krankheiten erscheinen, wie sich in der Abmagerung, Appetitlosigkeit, schlechten Verdauung, die beinahe in jedem Fieber und jeder fieberhaften Krankheit bemerkbar sind, zeigt. Wenn daher von Krankheiten der Reproduction gesprochen wird, so heißt dies nichts weiter, als es leide in ihnen die Reproduction, oder eine ihrer Functionen ganz vorzüglich, diese sey als die Ursache der Zufälle anzusehen. Unter den Ursachen der Leiden der Reproduction ist der Mangel an Speise und Getränk das erste, was uns aufstößt. Ist er plötzlich eintretend und mangelt es irgend einem Individuum gänzlich daran, so entsteht der fürchterliche Hungertod nach wenigen Tagen unter nervösen Zufällen, nicht selten auch von Entzündung und Desorganisation des Magens begleitet. Fehlt es dagegen uns nach und nach an Speisen, so entstehen hectische Fieber und auszehrende, auch wohl organische Fehler der Unterleibsorgane. Viel häufiger erscheint dagegen der Genuß zu vieler, oder nicht guter, oder für den individuellen Zustand nicht passender Speisen als Ursache von Störungen in den Reproductionsorganen. Gegen die erste Sünde in der Art verwahrt sich die Natur von selbst, indem das unpassende für die Verdauung durch freiwilliges Erbrechen, unter einigen lästigen aber bald vorübergehenden Symptomen, wieder ausgeworfen wird. Hat aber der Körper Kräfte genug, und übt man diese systematisch, indem man zu viel essen lernt, und kommt noch etwa wenig Bewegung hinzu, so entsteht der Ansatz zu vielen Fettes (Polysarcia genannt). Sind dagegen die Kräfte nicht ausreichend, so entstehen langwierige Fehler der Unterleibsorgane, vorzüglich Störungen in den Secretionen desselben, und es kann durch diese Mittelglieder sogar ein abgezehrter Zustand durch zu vieles Essen hervorgebracht werden. Insbesondere sind es die vegetabilischen Nahrungsmittel, die gern Säure in den ersten Wegen hervorbringen und die Schleimsecretion afficiren; animale Nahrungsmittel begünstigen dagegen mehr die Fäulniß, so wie sie die Gallensecretion vorzüglich afficiren; fette Speisen erzeugen die ranzige Fettsäure, die sich durch Sodbrennen, Ekel u. s. w. zu erkennen gibt. Außer diesen Ursachen können auch alle andern Krankheitsursachen, die allgemein auf den Körper wirken, ja eine Menge andrer Krankheiten selbst, Veranlassungen zu Krankheiten der Reproduction werden. — Die Krankheiten der Reproductionsorgane sind theils solche, die auch andre Organe befallen können, theils eigenthümliche. Zu den erstern gehören vorzüglich die Entzündung und deren Ausgänge, Vereiterung, Verhärtung, Verwachsung, Ausschwitzung, Brand. Allein auch diese

äußern sich deßwegen eigenthümlich, weil sie die Functionen des Reproductionssystems abändern. In eben diesen abgeänderten Functionen beruht auch das Wesen der eigenthümlichen Reproductionskrankheiten, die wir jetzt betrachten wollen. Im Munde aber wird das Kauen durch Fehler der Zähne, durch Entzündung und Vereiterung, Verwundung und Krebs der Zunge, durch Geschwüre oder Anschwellungen in irgend einem Theile des Mundes, vorzüglich auch durch Speichelfluß, endlich durch Krampf (trismus) oder Schwäche der Kaumuskeln gehindert; das Schlucken aber durch Entzündung in der Rachenhöhle, Verwachsung oder krampfhafte Verengerung der Speiseröhre erschwert und es müssen daher die angegebnen Folgen der zu geringen Menge von Nahrungsmitteln entstehen; wenn dagegen, wie im Speichelfluß, in den Aphthen und in der Mundfäule, die Secretion in diesen Theilen krank ist, so muß die Vorverdauung und deßwegen auch die eigentliche Verdauung in Hinsicht auf Mischung leiden; daher in den genannten Krankheiten Unterleibsbeschwerden so gewöhnlich sind. — Auch in dem Magen und Darmcanal können eine Menge Störungen Statt haben und sie wirken natürlich auf die reproductiven Functionen ganz vorzüglich ein, sie mögen nun die Sensibilität, die Irritabilität oder die Reproduction in demselben afficiren. (S. die Verdauungs- und Unterleibskrankheiten in den Artikeln Verdauung und Unterleib.) Sowohl durch die krankhaften Affectionen der Sensibilität und Irritabilität im Darmcanale, als auch ursprünglich durch das Leiden der secernirenden Organe müssen die Secretionen abgeändert werden, und es gehen dieselben bald in zu großer oder zu geringer Menge, bald in abnormer Mischung von Statten. Der Magensaft scheint bald zu sauer, bald zu alkalisch zu werden; vorzüglich aber ist es die Galle und der Darmschleim, die häufig krankhafte Erscheinungen eigenthümlicher Art hervorbringen, und die bisweilen in hohem Grade entmischt erscheinen. Die Fehler derselben wirken nun nicht nur auf die Bewegung und Empfindung des Darmcanals ein, sondern sie müssen auch ganz vorzüglich die Mischung der Stoffe in dem Darmcanale abändern. Und darin kommen am Ende alle möglichen Krankheiten des Darmcanals mit einander überein, daß sie die Mischung des Chymus angehen; dieser muß denn aber auf vielfache Weise krankhafte Zufälle hervorbringen und er theilt dieselben dem ganzen Körper auf verschiednen Wegen mit. Wie die Stoffe verschieden sind, die sich in dem Darmcanale anhäufen, so sind auch die dadurch erregten Zufälle anders. Die Würmer haben ihre eigenthümlichen Symptome; andre gewährt die Anhäufung von Schleim, Galle, Eiter, Blut u. s. w. — Ist denn nun aber der Chymus aus irgend einer Ursache verändert, ist entweder die Mischung desselben fehlerhaft, und wird er zu langsam oder zu schnell fortbewegt, findet er sich in zu großer oder zu geringer Menge in dem Darmcanal vor; so muß dieß alles nachtheilig auf die Bereitung des Chylus einwirken und es kann unmöglich in einem dieser Fälle ein guter Chylus abgesondert werden. So kann die fernere Bearbeitung desselben in den Lymphgefäßen und Drüsen, durch Krankheiten dieser Theile, ferner die Blutbereitung durch Krankheiten der Lungen fehlerhaft werden, wodurch wieder mancherlei Fehler der Ernährung und Absonderungen entstehen. Doch sind die letztern nicht von dem Blute allein abzuleiten, sondern auch hier concurriren mehrere andre Umstände, nämlich die Herrschaft, die das Nervensystem auch auf diese Function unmittelbar ausübt, der sympathische Einfluß andrer Orga-

ne, die eigenthümliche reproductive Thätigkeit in jedem Organe, das ernährt werden oder in dem die Absonderung geschehen soll, und endlich auch die entgegengesetzte Thätigkeit des lymphatischen und venösen Gefäßsystems. Ist einer von diesen Umständen krankhaft, so muß auch die Ernährung des betroffenen Theils oder die Secretion nicht nur überhaupt krank werden, sondern es müssen daraus gerade die verschiedenartigsten Krankheiten entstehen, z. B. die Fettsucht, die Schwindsuchten, der Scharbock, die Bleichsucht, Wassersucht, Skropheln, Rhachitis, u. a. m., von denen unter ihren Artikeln das Weitere nachzusehen ist. — Wird die Ernährung an einzelnen Organen durch örtlich einwirkende Ursachen auf irgend eine Weise gestört, so entstehen daher die örtlichen Fehler, die als Desorganisationen, Afterorganisationen bekannt, und so häufig und theils nach den verschiednen leidenden Organen, theils nach den einzelnen Ursachen so höchst mannichfaltig und verschiedenartig sind, daß sich eine besondre Doctrin, die pathologische Anatomie, das Auffinden derselben zum eigenthümlichen Zwecke gemacht hat. — Auch die einzelnen Secretionen sind häufig krank, und sie kommen darin mit einander überein, daß sie entweder in zu großer oder zu geringer Menge, oder endlich in krankhafter Mischung von Statten gehen. In dem Ausführungsapparate einiger bilden sich wohl auch steinige Concremente, die zu eigenthümlichen Krankheiten werden, z. B. in den Urinwegen, den Gallenwegen und den Ausführungsgängen der Speicheldrüsen. — Aber auch diese örtlichen Fehler wirken in dem geschlossenen Kreise der Functionen und Organe nach allen Seiten in jeder Richtung nachtheilig ein, und werden vorzüglich, wenn sie edlere Organe betreffen, oft genug Ursachen großer Beschwerden, und endlich des Todes.

Reproductive Einbildungskraft, s. **Einbildungskraft**.

Reptilien (reptilia), heißen in der Naturlehre alle diejenigen Thiere, welche sich kriechend oder sich schlängelnd (ohne Füße und Floßfedern) fortbewegen.

Repton (Humphrey), gegenwärtig der berühmteste Gartenkünstler im Großen (jardinier paysagiste), den die brittischen Inseln aufzuweisen haben. Er ist das für England, was zu seiner Zeit Le Notre, der Schöpfer des französischen Gartengeschmacks unter Ludwig XIV., in Frankreich war. **Repton** ist 1752 gebohren und man hat eine bedeutende Anzahl Schriften über die höhere Gartenkunst von ihm.

Republik wird gewöhnlich durch **Freistaat** übersetzt, ob es gleich Republiken gegeben hat, die nichts weniger als Freistaaten waren, indem sie keine die Freiheit des Volks sicherstellende Verfassungs- und Verwaltungsform hatten, wie die ehemaligen Republiken Polen, Venedig und einige Aristokratien der Eidgenossenschaft. Ueberhaupt wird die Republik der Monarchie (s. d.) entgegengesetzt, inwiefern in jener Mehrere die höchste Gewalt besitzen und darstellen, in dieser nur Einer. Sind jene Mehreren die Volks**gemeinde**, die Volksversammlung, wie in den alten griechischen Freistaaten und in einigen Schweizer-Cantonen, oder die Volks**vertreter**, wie in Frankreich zur Zeit der Conventsregierung, und in allen durch ein Wahlgesetz geordneten Repräsentativ-Freistaaten, so heißt die Republik eine **Demokratie** (s. d.); sind aber nur gewisse Geschlechter, die **Optimaten**, in dem erblichen Besitze der höchsten Gewalt, so heißt sie eine **Aristokratie** (s. d.). Jene kann ausarten in eine **Ochlokratie**, (s. d.); beide in eine **Oligarchie**, (s. d.)

Repräsentativ- und Föderativ-Staaten, (s. d.) stellen gewöhnlich republikanische und monarchische Formen vereinigt dar. Reine Republiken aber, ohne monarchische Einheit der Vollziehungsgewalt, fallen nur zu oft in anarchische Zerrüttung, als daß ihr Daseyn wünschenswerth wäre. Nehmen wir daher lieber das Wort Republik im Sinne der Alten, als die res publica, als das Gemeinwesen des Bürgerthums. Hiernach bedeutet es einen Staat, dessen Verfassungs- und Verwaltungsformen jeden Einzelnen im Staate zu der Ueberzeugung führen können, daß er ein Vaterland habe, d. h. eine unter dem Schutze des Rechts stehende Heimath, in welcher und für welche er als Mensch und Bürger zu leben und zu sterben wünschen muß. In diesem Sinne kann und soll auch selbst die uneingeschränkte Monarchie wenigstens eine republikanische Verwaltung haben, d. i. eine solche, die in jedem Unterthan den rechtlich freien Bürger anerkennt und das Ganze unter das Gesetz stellt, jeden Einzelnen aber gleich gesetzmäßig behandelt. Von jeher haben die Völker das Bedürfniß einer solchen Regierung gefühlt und durch Verfassungsgesetze, unter dem Schutze der monarchischen Gewalt, eine republikanische Verwaltungsform zu erlangen gesucht; auch haben wahrhaft große Herrscher in einer volksrechtlichen Staatsverwaltung den Grund ihrer Macht und ihres Ruhms erkannt. Dagegen aber hat in keiner Monarchie die Verwaltung jenen rechtlich freien, gesetzmäßigen Charakter annehmen können, wo zwischen dem Throne und dem Volke eine Aristokratie, d. h. eine mit der oberen Verwaltung ausschließend bevorrechtete Familien-Kaste bestand, die eben so eifersüchtig gegen das Volk als gegen den Thron nur in der Fortdauer ihrer Privilegien das Heil des Ganzen sah, wie die Häupter der Fronde unter Ludwig XIV. und wie die Ultra's der neuesten Zeit. Diese durch die Geschichte sowohl der römischen Republik als auch der italienischen Republiken des Mittelalters und der germanischen Feudalstaaten bestätigte Wahrheit rechtfertigt das Verlangen der Völker nach freisinnigen Verfassungsgesetzen, welche allein der Verwaltung des Staats den Charakter eines Gemeinwesens — einer Republik — geben, und die aristokratische Gewalt, da wo sie (wie in der Adels- oder Pairskammer) vorhanden ist, durch ein demokratisches Gegengewicht (durch freigewählte Abgeordnete aus dem Volke) mäßigen können. Denn in den uneingeschränkten Monarchien und in den Feudalstaaten gibt es kein anderes Mittel jenes Gemeinwesen im Staate herzustellen, als die Persönlichkeit des Monarchen und die dadurch zum Theil mit bedingte Persönlichkeit der höheren Staatsbeamten. Da nun diese Persönlichkeit größtentheils das Ergebniß ihrer Erziehung und Jugendbildung ist, so folgt, daß diese in keinem Falle ultraroyalistisch, nicht einmal royalistisch, noch weniger aristokratisch, sondern daß sie republikanisch seyn muß. So gab die kluge Catharina ihrem Enkel Alexander den Republikaner La Harpe zum Erzieher, ohne zu fürchten, daß der künftige Selbstherrscher aller Reußen dadurch falsche Ansichten von der Regierungskunst erhalten möchte. Man erinnere sich dagegen an die Folgen der reinroyalistischen Erziehung Karls I. von England, und der Könige von Spanien seit Philipps II. Zeit, so wie im Gegensatze an die Erziehung eines Chatam, Bernstorf u. A. Möchten daher doch alle Monarchen und Minister Republikaner seyn, dann würde man weder demokratische Ausschweifungen, noch aristokratische Mißbräuche zu fürchten haben, und das unruhige Verlangen der Völker nach republikanischer Freiheit würde von selbst erlöschen. Was wir hier republikanische Erziehung

der Prinzen und des Adels, aus welchem gewöhnlich die höheren Stellen im Staate besetzt werden, genannt haben, ist in einem freigeordneten Staate, wie in England, Frankreich, den Niederlanden und Schweden, sogar unerlaßliche Bedingung, wenn man den Thron und die Verfassung, d. i. den Staat, nicht muthwillig in revolutionäre Gefahr bringen will. In Deutschland haben bisher noch die Universitäten durch eine mit voller Lehrfreiheit allen künftigen Staatsbeamten gleichmäßig ertheilte Unterweisung in Philosophie, Geschichte, Politik, Rechtskunde und Nationalökonomie, jenen republikanischen, auf das Gemeinwesen des Bürgerthums hingerichteten Sinn in unsern Fürstensöhnen und Edelleuten zu erwecken gewußt. Möge kein Stourdza dieser akademischen, zu der bürgerlichen Bildung aller Stände so unentbehrlichen Lehrfreiheit hyperboräische Handschellen anlegen! Aa.

Republik der sieben Inseln, s. Jonische Inseln.

Requetenmeister. Requêtes wurden in Frankreich ehemals die bei dem Parlament eingereichten Bittschriften genannt, die durchzugehen und zur Sprache zu bringen Pflicht und Amt des Requetenmeisters (Maître des Requêtes) war. Seit dem kaiserlichen Decret vom 11ten Junius 1806 sind Requetenmeister in unbestimmter Anzahl dem französischen Staatsrathe sowohl im ordentlichen als außerordentlichen Dienste beigeordnet; dieselben nehmen im Staatsrathe nach den Staatsräthen Sitz und haben die Berichts-Erstattung in allen den streitigen Angelegenheiten, worüber der Staatsrath spricht, ausgenommen diejenigen, welche die Liquidation der öffentlichen Schuld und die Nationaldomainen betreffen. Die Requetenmeister können an der Discussion aller vor den Staatsrath gebrachten Sachen Antheil nehmen und in streitigen Angelegenheiten wird die Stimme des Berichterstatters mitgezählt; übrigens sind die Functionen derselben mit allen andern, die ihnen vom Staatsoberhaupte übertragen werden, verträglich. — Nach dem Muster des französischen Staatsraths war auch dem vormaligen königl. westphälischen eine Anzahl von Requetenmeistern beigeordnet, welchen dieselben Functionen oblagen wie den französischen. — K.M.

Requiem wird in der römisch-catholischen Kirche eine feierliche musikalische Seelenmesse genannt, die zu Ehren eines Verstorbenen gehalten wird und mit den Worten: Requiem aeternam dona eis etc. anfängt (S. Exequien). Mozarts, Jomelli's, Winters, Neukomms Compositionen sind berühmt.

Requisition war ursprünglich jede bittende Auffoderung von Seiten öffentlicher Behörden, Civil- oder Militärbeamten zur Darbringung von Mitteln für einen das Gemeinwohl betreffenden Zweck. Gerichtliche Requisitionen, z. B. zur Aufsuchung und Auslieferung von Verbrechern, Abhörung von Zeugen rc., finden täglich Statt, und geschehen entweder durch Bekanntmachungen und Auffoderungen in öffentlichen Blättern, oder durch schriftliche oder mündliche, an eine bestimmte Person oder Behörde gerichtete Gesuche und Auffoderungen, wobei der Requirirende sich gewöhnlich zur Gegenleistung ähnlicher Hülfe (ad reciproca in subsidium juris) verpflichtet. — Militärische Requisitionen, welche die Leistung und Lieferung von Mitteln zur Erhaltung und Fortbringung eines Kriegsheeres zum Zweck haben, kennen wir in Deutschland zur Genüge. Sie geschehen übrigens wohl selten in einem bittenden Tone. Daß Washington während des amerikanischen Freiheitskrieges zuerst Anfoderungen dieser Art mit dem Namen Requisitionen benannte, mag

seyn. Die Sache selbst war aber von jeher bekannt, und die Tataren, die Hunnen und alle selbst noch so rohen Völker, die schwerlich auf ihren weiten Märschen Magazine, Transportwagen, Schlachtvieh etc. bei sich führten, werden das Requisitionssystem in den Ländern, die sie durchzogen, gewiß eben so gut ausgeübt haben, wie Washington und Bonaparte, und wie die Deutschen und Russen. So vortheilhaft übrigens das Requisitionssystem für das schnellere leichtere Fortschreiten eines Kriegsheers ist, so höchst nachtheilig kann es werden, wenn es in Ländern angewandt wird, denen es an den Mitteln zur Befriedigung der Requisitionen fehlt. So wurde die Befolgung jenes Systems anfangs ein Hauptmittel zur Ausdehnung der französischen Macht, späterhin in einem unbewohnbaren und minder fruchtbaren Lande eine Hauptursache des Unglücks der Franzosen.

Requisitorialen, requisitoriales sc. litterae, heißen Requisitionsschreiben, wodurch eine Obrigkeit eine andre um Vornehmung gerichtlicher Handlungen ersucht. (S. Requisition.)

Rescript, Rescription. Landesherrliche Befehle in Briefform, an einen einzelnen Staatsbedienten oder an ein ganzes Collegium erlassen, werden Rescripte genannt. Rescriptionen bedeutet entweder gleichfalls Befehle, ist also synonym mit Rescript, oder man bezeichnete damit auch ein neueres französischen Papiergeld (Staatsobligationen), das auch den Namen Inscriptionen führte.

Reservatrechte des Kaisers, s. Reich (deutsches).

Reservatio mentalis, Gedankenvorbehalt, besteht darin, daß man den Worten, womit man etwas versichert, verspricht oder sich zu etwas verpflichtet, in seinen Gedanken und ohne davon etwas merken zu lassen eine andre Bedeutung oder Auslegung gibt, als ihnen derjenige, gegen den diese Versicherung, dies Versprechen oder diese Verpflichtung geschieht, ihrem natürlichen Sinn nach geben kann, in der Absicht, diesen zu täuschen. Dieser Gedankenvorbehalt, der mithin jedesmal eine absichtliche Verletzung der Wahrheit ist, streitet wider alle Moral. Dennoch war er und ist wahrscheinlich noch jetzt bei den Jesuiten im weitesten Umfange erlaubt. In den Werken des hochwürdigen P. Sanchez findet sich darüber folgende Erklärung: „Es ist erlaubt, zweideutige Ausdrücke zu gebrauchen, und sie anders verstehen zu lassen, als man sie selbst versteht. Man kann schwören, etwas nicht gethan zu haben, was man doch wirklich gethan hat, wenn man nur dabei denkt, daß man es nicht an diesem oder jenem Tage, oder vor seiner Geburt gethan habe. Das ist bei vielen Gelegenheiten überaus bequem und allemal gerecht, wenn es zur Erhaltung der Gesundheit, der Ehre oder des Vermögens nöthig ist." —

Reserve heißt derjenige Theil eines Heeres, welcher bestimmt ist, das übrige Heer im Nothfall zu unterstützen.

Resewitz (Friedrich Gabriel). Er war 1729 geboren und genoß eine glückliche Jugend und einen trefflichen Unterricht. Nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn wurde er in der Folge Pastor an der deutschen Petrikirche zu Copenhagen. Im Jahre 1775 kam er als Abt nach Klosterbergen, wo er die Direction dieser Anstalt von 1775 bis 1797 ununterbrochen führte. Seine Schriften über die Erziehung des Bürgers, und seine Vorschläge, Gedanken und Wünsche zur Verbesserung der öffentlichen Erziehung (welche Schrift das reichhaltigste Magazin der gründlichsten Untersuchungen über die wichtigsten Puncte der Erziehung und zugleich auch seine Nachrichten über das Innere des Pädagogiums zu Klosterbergen von

1776 bis 1783 enthält) haben ihn als einen denkenden Pädagogen bekannt gemacht. Als practischer Schulmann hatte er den Werth nicht, den man ihm als pädagogischem Schriftsteller zuerkennen muß. Er kam zu ungeübt als practischer Pädagog zur Direction dieser Anstalt. Seine wohldurchdachten Plane und Vorschriften wurden mehr ausgesprochen, niedergeschrieben und bekannt gemacht, als ausgeführt; er konnte seine Grundsätze nicht speciell und individuell genug anwenden; denn er kannte das Schulleben zu wenig aus Erfahrung. Er war in der Disciplin zu liberal, verfuhr bei allen vorzunehmenden Verbesserungen zu stürmisch. Dazu kamen seine ökonomischen Arbeiten, verbunden noch mit andern nicht dazu gehörigen, welche ihn öfters an die Ausführung des durchdachten und wohl ausgesprochenen Plans nicht denken ließen. Er wirkte im Ganzen so nachtheilig auf die Anstalt, daß nach und nach der Besuch der Schule sich verminderte. Dieß veranlaßte von Seiten der preußischen Regierung zwei strenge Visitationen: bei der ersten wurde er als Abt überwiesen, zu viel von dem allgemeinen Fond für sich verwendet zu haben, daher er sich zu einem Ersatz von 500 Thlrn. bekennen mußte; bei der zweiten nahm man ihm die Direction der Schule ab, und ließ ihm noch bis 1805 die Verwaltung des Klosters. Was seit seiner Direction in der Anstalt im Unterrichte Gutes und Treffliches geschah, war weniger sein, als seiner Oberlehrer, Gurlitt und Lorenz, Verdienst. Er gab 1779 Jugendpredigten heraus; sie enthalten die Vorträge, welche er alle vierzehn Tage statt der Predigten über die Evangelien und Episteln vor den Schülern hielt; er betrachtet aber darin die Religion zu kalt philosophisch. Er starb im 77sten Jahre seines Lebens den 29sten October 1806 aus Gram über Preußens Unglück. W. L.

Resident, s. Gesandte.

Resonanz ist der Forthall eines Klanges, hervorgebracht entweder durch das Anhalten der Schwingung einer Saite, oder durch den Rückprall, den der Ton an den Seitenwänden eines Instruments erhält. Der **Resonanzboden** an Saiteninstrumenten, als Clavier, Violine, Guitarre u. dergl., ist daher von großer Wichtigkeit und Einfluß auf den Klang derselben, und von seiner Güte und richtigen Bauart hängt die Güte dieser Instrumente besonders mit ab, da er es ist, der den auf den Saiten angeschlagenen Ton verstärkend wiedertönt (resonirt). Er wird gewöhnlich von Tannenholz, das völlig ausgetrocknet und glatt seyn muß, gemacht, und der kleinste Riß oder Schaden desselben verändert oder verdirbt den Ton des Instruments. Man hat in neuern Zeiten in England den Versuch gemacht den Resonanzboden bei Forte-Piano's, Flügeln und dergl. statt wie bisher von Holz — da dieses in gewünschter Güte zu erhalten, oft schwer ist, und durch die nöthige Dünne leicht schadhaft wird — von starkem Pergament zu machen, doch hat man nicht ganz die gewünschte Wirkung damit erreicht, und, so viel uns bekannt, ist es bei dem Versuch damit geblieben.

Respiration, s. Athmen.

Respecttage, **Respittage**, s. Discretionstage.

Responsgelder, wurden die Beiträge der verschiedenen Zungen oder Nationen, in die sich bekanntlich der Malteserorden theilte, genannt, welche die Vorsteher dieser Zungen (**Prioren**) jährlich nach Malta an den Großmeister von den Einkünften ihrer gesammten Comthureien und Balleyen abzugeben hatten. Noch nennt man

Responsgelder die Geldabgaben, die als Zeichen der Unterwürfigkeit an einen Oberherrn gezahlt werden.

Responsum heißt im Allgemeinen jede schriftliche Antwort, welche eine öffentliche Behörde auf Anfragen von Privatpersonen als solchen ertheilt. Im engern, bloß juristischen Sinne heißen diejenigen Decrete des Richters Responsa, wodurch auf den Antrag einer streitenden Partei geantwortet wird. In der Regel müssen sie der Gegenpartei von Amts wegen in Abschrift mitgetheilt werden. Ein Responsum, wodurch dem antragenden Theil zugleich etwas auferlegt wird, heißt Mandatum per Responsum. Durch Responsa kann der Richter nur über solche Gegenstände absprechen, die nicht auf das Wesen der Rechtssache selbst und deren Entscheidung Einfluß haben, z. B. er kann durch ein Responsum der Partei auferlegen, sich zum Prozeß oder auch zur Sache zu legitimiren, er kann sie an den competenten Richter verweisen, nicht aber kann er durch Responsa eine Beweisführung auferlegen, oder gar in der Sache selbst entscheiden. Letzteres muß durch ein förmliches Urtheil geschehen. Responsa oder Gutachten nennt man auch diejenigen Belehrungen oder Entscheidungen, welche von einem unter landesherrlicher Autorität dazu bestellten Rechtscollegium, einer Facultät oder einem Schöppenstuhl, auf geschehene Anfragen in streitigen Fällen ertheilt werden.

Restaurateur. Im Jahre 1765 fing ein Speisewirth zu Paris an, mit Fleischbrühen, frischen Eiern, Geflügel, Schinken u. s. w. zu bewirthen. Ueber seine Thür hatte er, eine bekannte biblische Stelle parodirend, die Inschrift gesetzt: Venite ad me omnes, qui stomacho laboratis, et ego restaurabo vos. Seitdem ist der Name Restaurateur und Restauration aufgekommen.

Restauration (von restaurare, herstellen) ist die Herstellung einer Sache in den Zustand, den sie ursprünglich hatte oder ihrer Bestimmung nach haben soll. So restaurirt sich täglich der Mensch, indem er durch Speise und Trank die verlornen Kräfte ersetzt. So restaurirt man zwar ein Gemälde oder eine Bildsäule, indem man das Verblichene auffrischt oder das Fehlende ergänzt, wobei aber dergleichen Kunstwerke oft mehr entstellt als hergestellt werden. Künstler, welche sich mit solcher Arbeit vorzüglich abgeben, heißen daher Restauratoren. Es wird aber jenes Wort auch von der Wiedereinsetzung einer Person, besonders eines entthronten Regenten oder einer vertriebnen regierenden Familie, in ihre vorigen Rechte gebraucht. So nennt man die Rückkehr der Bourbons auf den französischen Thron, nachdem sie dessen durch die Revolution verlustig worden waren, die Restauration derselben. Da aber viele Anhänger der Bourbons meinten, diese politische Restauration sey nicht vollständig, wenn nicht auch die alte französische Monarchie mit allen ihren Einrichtungen, besonders mit allen vormaligen Privilegien des Adels, hergestellt werde: so ist daraus eine Art von Partei entstanden, welche man politische Restaurateurs genannt hat. Diese Partei findet sich nicht bloß in Frankreich, wo man sie auch Ultraroyalisten oder schlechtweg Ultras nennt, sondern auch in Deutschland und anderwärts. Ihr Zweck ist überhaupt Rückkehr zum Alten. Nur sind sie nicht darüber einig, wie weit man zurückkehren solle, indem Einige sogar bis in die Zeiten des Mittelalters zurückkehren und den damals herrschenden Feudalismus und Katholicismus wieder herstellen möchten. Wie unmöglich dieß sei, muß jedem Unbefangenen von selbst

einleuchten. Eben daher ist es aber gekommen, daß man das Wort Restauration auch auf die Staatswissenschaft selbst bezogen und diese dadurch zu restauriren gesucht hat, daß man die neuere politische Theorie von ursprünglichen und unveräußerlichen Rechten der Menschheit, von der Freiheit und Gleichheit, von der Suveränetät des Volks und vom bürgerlichen Grundvertrage gänzlich verwarf und dagegen die ältere Theorie vom göttlichen Rechte der Herrscher auf Erden und von der Gewalt als einem schon an sich gültigen Princip der Herrschaft wieder hervorsuchte. Einen merkwürdigen Versuch dieser Art hat von Haller in Bern gemacht, durch seine Schrift: Restauration der Staatswissenschaft oder Theorie des natürlich geselligen Zustandes. Winterthur, 1816. 8. Auch hat Adam Müller diese Theorie in seinen deutschen Staatsanzeigen adoptirt. Man vergleiche aber dagegen: Die Staatswissenschaft im Restaurationsprozesse der Herren von Haller, Adam Müller und Konsorten betrachtet von W. T. Krug. Leipzig, 1817. 8.

Restitutio in integrum. Daß der Staat gegen das an sich Ungültige (gegen das Null und Nichtige) Nullitätsklagen gestatten müsse, versteht sich von selbst; allein die von der schlichten Vernunft vorgeschriebenen Gränzen zu überschreiten und auch der Strenge nach gültige Rechtsgeschäfte, in so weit sie jemanden zum Nachtheile (laesio) gereichen, aus schlüpferigen Gründen der aequitas unter dem Titel der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand durch das Richteramt rescindiren zu lassen, scheint höchst bedenklich. Dem Germanier, welchem die Vernunft zur Heilighaltung der Verträge eine Menge Peromien in den Mund gelegt hatte, waren ursprünglich solche Mittel fremd. Erst mit der Reception der fremden Rechte, vorzüglich des römischen, erhielt Deutschland eine ganze Gruppe solcher Figuren, welchen der römische Antiquitätenstyl so anhängt, daß sie ohne geschichtliches Studium jenes Rechts sich nicht im gehörigen Lichte darstellen. Der Grund zu diesen Restitutionen liegt theils in der Person, wie bei Minderjährigen und bei juristischen Personen, theils in der Sache selbst, jedoch nicht mehr sowohl bei Zwang und Betrug, als bei der Abwesenheit, der Veräußerung zum Nachtheile der Gläubiger (actio Pauliana) und nach der Praxis auch bei der clausula generalis. Uebrigens sind von diesen ordentlichen Wiedereinsetzungen in den vorigen Stand die bei Versäumnissen der Prozeßfatalien den Parteien zu Statten kommenden außerordentlichen wohl zu unterscheiden. Auch im Staatsrechte und dem Criminalrechte kommen Restitutionen vor. En.

Restitutionsedict, s. Dreißigjähriger Krieg und Ferdinand II.

Retardat. Dieses Wort bezeichnet verspätete Geldabgaben, Zinsen, Gefälle, Unkosten eines verzögerten Prozesses u. dergl. In Bergwerksangelegenheiten heißt Retardat daher dasjenige bergrechtliche Verfahren, wodurch ein Eigner oder Theilnehmer an einem Kure seine Geldzuschüsse, um den Bau zu betreiben, nicht zur gehörigen Zeit einsendet und dadurch seines Antheils am Betrieb des Ganzen verlustig geht.

Retardation, die Abnahme der Geschwindigkeit eines bewegten Körpers, welche darin besteht, daß dieser Körper in jedem folgenden gleichen Zeittheile einen kürzern Weg zurücklegt, als in jedem vorhergehenden und endlich ganz aufhört, sich zu bewegen. Demnach

ist die Retardation der Gegensatz der Beschleunigung und kann wie diese gleichförmig oder ungleichförmig seyn, je nach dem die retardirende oder der Bewegung entgegen wirkende Kraft, wozu Schwere, Reibung, Widerstand der Luft u. s. w. gehört, gleichmäßig wirkt oder nicht. (Vergl. Vorhalt).

Retention. Retentionsrecht ist das Befugniß des rechtmäßigen Besitzers, eine dem andern zugehörige Sache diesem so lange vorzuenthalten, bis er seiner Ansprüche wegen befriedigt ist.

Retorsion, s. Repressalien.

Retorte, ist ein Gefäß, dessen sich der Chemiker bei Destillationen bedient und das nach der verschiedenen Erfoderniß aus Glas, Metall, Thon u. dergl. verfertigt ist. Die Gestalt einer Retorte ist eine bauchige, kugelförmige, die nach oben zu in einen Hals sich verlängert, der gewöhnlich unter einem Winkel von 60 Grad sich krümmt.

Retouchiren, s. Retuschiren.

Retractrecht (Näherrecht, Einsprache, Näherkauf, Einstand, Abtrieb, Beisprache, Beisprüche, Besprechung, Losung, Auslösung, Nähergeltung, Anstand, Zugrecht, Beschüttung, Geltung, Anfall, Vernäherung, Vorkauf) besteht in dem Rechte, welches einer dritten Person bei dem Kaufcontracte zusteht, wonach sie in Gemäßheit eines bei ihr Statt findenden gesetzlichen Grundes befugt ist, in einen über ein Immobile geschlossenen Kauf so einzutreten, daß die gekaufte Sache selbst nach erfolgter Uebergabe gegen Erfüllung der unter dem Käufer und Verkäufer verabredeten Bedingungen an sie (den Retrahenten) abgetreten und überlassen werden muß. Dieses zu den Eigenthümlichkeiten der germanischen Jurisprudenz gehörige und ehedem zum Nachtheile des Verkehrs begünstigte Recht ist durch Herkommen eingeführt, und so lange in seiner ursprünglichen Natur beibehalten worden, bis es Landesordnungen und Staatsgesetze durch Modificationen dem Geiste der neuern Zeit angepaßt haben. Was nun die dabei concurrirenden Personen betrifft, und zwar den, welcher den Retract ausüben will, den Retrahenten, so muß dieser nicht nur überhaupt den Gesetzen des Staats nach fähig seyn, ein solches Object käuflich an sich zu bringen, sondern es muß, wie bereits erwähnt, noch ein besondrer individueller Grund in seiner Person vorhanden seyn, welcher stets in dessen persönliches Verhältniß oder den Besitz seiner Güter zu setzen ist. Und wenn wir erwähnten, daß ein solches Recht nur bei Immobilien vorkomme, so ist dies dahin zu erläutern, daß es einerlei ist, es mag die Sache wirklich unbeweglich seyn, oder nur den Rechten nach für unbeweglich gehalten werden, daher auch Kirchstühle, Windmühlen, Apotheken, Zehnten, jährliche Zinsen und andre Gerechtigkeiten retrahirt werden können. Endlich ist zur nähern Bestimmung der Obliegenheiten des Retrahenten zu bemerken, daß dieser nicht allein die Erfüllung aller Haupt- und Nebenbedingungen (Schlüsselherde, Strickgeld u. a.), unter welchen die Sache vom Käufer erkauft werden, sondern auch den Ersatz des auf die Sache selbst gemachten nöthigen Aufwands über sich zu nehmen hat. — Die einzelnen Retractarten sind so vielfach, daß sie nicht leicht vollständig im System aufgeführt werden können. Hier mag es genügen, diejenigen, worin die Schatten des alten Sammteigenthums, dessen Einfluß auf die Bildung dieses Rechts nicht ganz abgeleugnet werden kann, noch am meisten hervorschielen, herauszuheben. 1. Retractus ex condominio (Gewerbrecht) ist dasjenige Nä-

herrecht, welches einem Theilhaber an einer gemeinen Sache in Ansehung des Antheils, welchen bisher ein andrer Theilhaber daran hatte, und an einen dritten verkaufte, zusteht; 2. retractus ex jure congrui (Gespilde, Spaltungsrecht) ist dasjenige Näherrecht, welches dem Besitzer des einen Theils an der getheilten Sache in Ansehung des in den Händen eines andern Besitzers gewesenen, und hierauf von demselben an einen dritten verkauften andern Theils zusteht; 3. retractus gentilitius (Erblosung, Erbfreundrecht) ist dasjenige Näherrecht, welches einem Verwandten des Verkäufers in Ansehung eines von ihren beiderseitigen Vorfahren erworbenen, und an einen dritten veräußerten Guts zusteht; 4. retractus ex jure incolatus (Marklosung), ist dasjenige Näherrecht, welches einem einheimischen Markungsgenossen in Ansehung eines Grundstücks, das aus der Markung an einen Auswärtigen veräußert worden ist, zusteht. — Die Retractsklage ist eine dingliche, und von der auf ein persönliches Vorkaufsrecht zu richtenden, bloß gegen den Verkäufer anzustellenden, wohl zu unterscheiden. Von vorzüglichem Werthe für diese Materie ist die Schrift: Das Näherrecht, systematisch entworfen von Carl Friedrich Walch, 3te Ausgabe, Jena 1795. En.

Retranchement, Verschanzung (s. d. Art.).

Rettungskomödie. Die Theaterkritiker verstehen darunter ein Drama ernsten Inhalts, in welchem eine Peripetie (s. d. Art.) aus Unglück in Glück die Katastrophe macht, ohne daß jedoch dieser Glückswechsel als ein erhabener Gegenstand auf uns wirkt, wie dieses in der Tragödie von glücklichem Ausgange geschieht. Es ist eine Art der Comédie attendrissante oder larmoyante der Franzosen, und unseres sogenannten Schauspiels, welches weder tragisch noch komisch ist, und von den Humoristen Rührspiel genannt wird. In unserem moralisch schwächlichen Zeitalter ziehen viele Gemüther diese dramatische Zwitterart dem Ernst und der Erschütterung der Tragödie vor, weil sie die Kraft nicht haben, das erhabene Unglück der Hauptpersonen bis zur Möglichkeit einer ernsten und genußreichen Betrachtung zu objectiviren. Die Theaterverwaltungen geben dieser Schwäche leider schon soweit nach, daß sie Tragödien durch Abänderung des traurigen Ausgangs in dergleichen Rührspiele oder Rettungskomödien verwandeln. Ein Beispiel davon ist ausführlich erzählt in Müllners Almanach für Privatbühnen f. d. J. 1818. im Vorwort des Drama der Wahn.

Rettungskunst ist der Inbegriff derjenigen Kenntnisse und Veranstaltungen, welche die Sicherung und Errettung des menschlichen Lebens und Eigenthums vor möglichen, oder aus wirklich schon entstandenen Gefahren zum Zwecke haben. Die Rettungskunst ist ein wichtiger Theil der Polizeiwissenschaften, da sie eben so viele Gegenstände umfaßt, als es Gefahren gibt, wodurch das Leben und das Eigenthum der Staatsbürger bedroht werden. Ein vortreffliches Werk in dieser Rücksicht ist das Noth- und Hülfslexicon zur Behütung des menschlichen Lebens vor allen erdenklichen Unglücksfällen ꝛc. von J. H. M. Poppe, 2 Bände mit Kupfern, Nürnberg 1811.

Retuschiren. Dieses Ausdrucks bedienen sich Mahler, um damit entweder das Aufputzen alter verblichener Gemählde, oder das Ausbessern und Ueberarbeiten eines neuern, eignen oder fremden Gemähldes zu bezeichnen. Die Franzosen bezeichnen durch Retoucher auch das Aufstechen einer durch wiederholten Abdruck abgenutzten Kupferplatte. In der Musik bedeutet dieses Wort, ein

Tonstück verzieren, durch Coloraturen ausschmücken, was gewöhnlich durch kleine Noten bezeichnet wird.

Retz (Jean François Paul de Gondy, Cardinal von), wurde zu Montmirel 1614 geboren. Sein Vater war der General der Galeeren und Ritter der königl. Orden, Emanuel von Gondy. Gegen seine Neigung wurde der junge Retz zum geistlichen Stande bestimmt; sein Lehrer war der berühmte Vincent de Paule. 1643 erhielt er den Doctorhut der Sorbonne und die Stelle als Coadjutor des Erzbischofs von Paris. Obgleich wider Willen Geistlicher und mit ganzer Seele den Wunsch hegend, die militärische Laufbahn betreten zu dürfen, war Gondy doch klug und ehrgeizig genug, seine Geisteskraft und sein Talent in der ihm aufgedrungenen Laufbahn geltend zu machen, und der junge Mann, der nur mit höchstem Widerwillen den Chorrock angezogen hatte, und dessen leichtsinniges Temperament ihn zu mancher am wenigsten den geistlichen Stand zierenden Handlung hinriß — wie denn die Zahl seiner verliebten Abenteuer nicht klein war, und manche sogenannte Ehrensache von dem jungen Abbé mit dem Degen ausgefochten wurde — wußte bald die Herzen der Pariser durch seine feurige Kanzelberedsamkeit zu gewinnen und sich dadurch auch den oft gegen ihn zürnenden Clerus zu versöhnen. Diese Gewandtheit, verbunden mit einem sichtbaren Streben nach politischer Bedeutsamkeit, das nur zu oft in ein Cabaliren gegen die Hofpartei und den herrschenden Minister ausartete, mußte dem Coadjutor nothwendig die Aufmerksamkeit, aber auch den Haß des allmächtigen Richelieu, und nach dessen Tode Mazarins, zuziehen. Die Fronde (s. d. Art.), als die dem Hof und Mazarin entgegenstehende Partei, bemächtigte sich bald des Coadjutors, als eines Mannes, der durch seinen überwiegenden, scharfen Geist, so wie durch die Liebe, die er sich beim Volk erworben hatte, ihr eine bedeutende Verstärkung seyn mußte; und in der That ergriff auch Retz die Sache dieser Menschen mit um so größerem Eifer, jemehr ihn seine Neigung zu politischen Händeln hinzog. Die Ränke, die den Hof bewegten, die verschiedenen Aufstände des Volks und der Frondeurs, die Thätlichkeiten, die endlich zum Ausbruch kamen, jedoch immer wieder beigelegt wurden, und nie von Bedeutung waren, dies alles eröffnete ihm eine weite Bahn zu Ausführung seiner Entwürfe, und als sich endlich der Hof durch einen Parlamentsbeschluß gezwungen sah, den von Mazarin festgesetzten Prinzen Condé loszugeben, Mazarin selbst aus Frankreich entweichen mußte (vgl. die Art. Condé und Mazarin), da schien es, als stände Retz am Ziele, und hinge es nur von ihm ab, hinfort die Zügel der Regierung zu führen. Doch geschah von diesem allen nichts. Mazarin kehrte bald aus seinem Exil zurück, mächtiger als je, die Fronde, deren Verbindung nie sehr fest, und deren Theilnehmer, außer Condé und Retz, schwach und schwankend waren, lös'te sich auf, und bald nachdem Gondy, durch Verwendung des Hofes, nicht ohne Leitung seines Gegners Mazarin, den Cardinalshut empfangen hatte, brach über ihn das Wetter herein, das kurz zuvor Mazarin bedrohte. Er wurde plötzlich auf Befehl des Hofes, oder vielmehr Mazarins, in das Schloß Vincennes gesetzt, von da aber nach einer fünfvierteljährlichen Haft nach Nantes gebracht. Hier fand er Mittel zu entkommen, und irrte nun, stets umgeben und verfolgt von Dienern Mazarins, fast acht Jahre in Spanien, Italien, Deutschland, Holland und England unter wahrhaft romanhaften Schicksalen umher. An Papst Innocenz fand er eine mäch-

lige Stütze; seinen Tod empfand Retz um so schmerzlicher, da der Nachfolger auf St. Peters Stuhl, Alexander VI., der ihm seine Erhebung mit verdankte, dem Verfolgten sich nicht helfend erwies. Hierzu kam, daß sein Vermögen durch frühere Verschwendung und Freigebigkeit nicht allein schon aufgezehrt war, sondern auch eine ungeheure Schuldenlast ihn drückte, die stündlich zunahm durch den Bedarf und die Kosten eines fürstlichen Gefolges, mit welchem Retz sich umgab, theils aus Liebe zur Pracht, theils um dadurch sich besser vor den Verfolgungen seines Gegners zu schützen. Bis zu fünf Millionen Livres war diese Schuld bereits gestiegen, als Retz sich über Deutschland nach Holland begab. Hier entließ er den Troß seiner Begleiter, stürzte sich aber aus Verdruß über das ihn verfolgende Mißgeschick in ein ausschweifendes Leben. Die Anerbietungen des spanischen Hofes, ihm Freistatt und Unterstützung zu gewähren, hatte Retz ausgeschlagen, die von Carl II. von England nahm er an und begab sich dahin. Da aber zwischen Carl und ihm bald Uneinigkeit eintrat, indem der Monarch nicht sonderlich geneigt schien, die Rathschläge zu befolgen, die ihm sein Schützling ertheilte, so begab sich Retz bald darauf wieder auf das feste Land, wo unterdeß der zwischen Spanien und Frankreich geschlossene pyrenäische Friede auch ihm entfernte Hoffnungen aufgehen ließ. Doch war dessen ungeachtet die Lage des Cardinals so bedrängt, daß er auf dem Punkt stand, eine Schilderung seiner Umstände und Darstellung des Hasses seiner Feinde drucken zu lassen, um sie an die höhere Geistlichkeit aller Länder zu vertheilen; ein Vorhaben, von dem ihn nur die Nachricht abhielt, daß sein Feind Mazarin hart darnieder liege. Dennoch bahnte ihm der bald erfolgende Tod des Ministers nicht gleich den Rückweg nach Frankreich. Ludwig XIV. blieb eine Weile gegen die Bitten von Gondy's Freunden unbeweglich, erst als er das feierliche Versprechen gab, nie sich fürder in politische Verbindungen einzulassen, durfte er den Boden des Vaterlandes wieder betreten. Von jetzt an schien Gondy ein ganz anderer geworden zu seyn. Mit einem demüthigen Versprechen hatte er die Rückkehr erkauft, mit einer höfischen Schmeichelei erschien er vor dem Throne. Als nämlich Ludwig XIV. zu ihm sagte: „Cardinal, Sie haben weiße Haare bekommen," erwiederte er: „Sire, man ergraut geschwind, wenn man die Ungnade Ew. Majestät trägt." Er legte gleich hierauf sein Erzbisthum nieder, und verwaltete dagegen die Abtey St. Denys. Die Eingezogenheit, in der er von jetzt an lebte, und die große Beschränkung seiner Bedürfnisse setzten ihn in den Stand, seine so ungeheuer aufgelaufene Schuldenlast nicht nur nach und nach abzuzahlen, sondern auch in den letzten Jahren seines Lebens noch genug zu haben, um seinen Freunden Pensionen ertheilen zu können. Von jetzt an, mit allen Parteien versöhnt, lebte Gondy den Wissenschaften, und der Mann, dessen umfassender, mitunter ins Romantische streifender Geist sich in der ersten Periode seines Lebens nur in den mannichfachen Verschlingungen politischer Parteien gefallen hatte, lebte jetzt das ruhige und zurückgezogene Leben eines Weisen. Was Rochefoucault über ihn sagt, wird am besten diesen sonderbaren und merkwürdigen Charakter darstellen. Der Cardinal Retz hat, so äußert sich der Herzog, einen großen Geist, aber mehr Stolz als wahre Seelengröße. Ein außerordentliches Gedächtniß, Gewandtheit und Zierlichkeit des Ausdrucks, und ein liebenswürdiges äußeres Benehmen sind ihm eigen. Er scheint ehrgeizig, ohne es zu seyn, und seine Bestrebungen gegen Mazarin waren weniger unternommen, diesen zu verdrängen, als sich ihm furchtbar und bedeutend zu machen.

In der Zeit seiner Gefangenschaft hat er sich mit Festigkeit und Anstand benommen, und seine Freiheit verdankte er seiner Kühnheit. So lange Mazarin lebte, hatte er, unerschütterlich durch alle Glückswechsel, seinen erzbischöflichen Stuhl behauptet, als sein Feind nicht mehr war, stieg er freiwillig davon herab. Als Cardinal hat sein Benehmen in den verschiedenen Conclaven ihm die Achtung seiner Mitbrüder erworben. Obgleich ein ziemlich vorherrschender Hang zu Vergnügungen und Müßiggang bei ihm sichtbar war, so war seine Thätigkeit doch auch wieder erstaunlich, sobald sie durch Umstände angeregt wurde. Die Geistesgegenwart, mit der er die unvorhergesehensten Umstände zu erfassen und zu wenden verstand, ist bewunderswerth, und seine Handlungen mußten um so mehr das Gepräge einer gewissen Glätte und Abwägung an sich tragen, da er eigentlich nie weder recht haßte, noch recht liebte, ob er gleich beides sich mitunter zu zeigen bemühte. Unter den mehrern von ihm nachgelassenen Schriften verdienen seine Mémoires am meisten bemerkt zu werden. Sie geben eine vollkommene und sehr interessante Schilderung seiner Individualität. Eine Geschichte der Verschwörung des Grafen Fiesco in Genua, die er als 17jähriger Jüngling mit sichtbarer Vorliebe für seinen Helden schrieb, zeigte schon damals die Neigung seines Gemüths; eine Bemerkung, die dem Cardinal Richelieu auch nicht entging, als diese Jugendarbeit Gondy's ihm zu Gesichte kam. In den letzten Zeiten seines Lebens kam er nur selten noch nach Paris. Er starb daselbst bei Gelegenheit einer solchen kleinen Reise den 24sten August 1670, 66 Jahre alt. Einige Jahre vor seinem Tode schickte er an Clemens X. den Cardinalshut zurück, Willens, wie er vorgab, sich ganz von der Welt zurückzuziehen; er erhielt ihn aber zurück mit dem Befehl des heiligen Vaters, ihn zu behalten bis an sein Ende.

Retzer (Joseph Friedrich Freiherr von), k. k. Hoffecretär und Büchercensor zu Wien, geboren zu Krems am 25sten Junius 1754, erhielt in der Theresianischen Ritteracademie zu Wien seine erste Bildung, widmete sich darauf (1774) dem Dienste des Staats, und zeichnete sich durch mehrere in Taschenbüchern u. s. w. erschienene Gedichte und andere Schriften rühmlich aus. Besonders ist Retzer wegen seiner edeln Freimüthigkeit und seines Eifers, mit dem er Aufklärung und Literatur in seinem Vaterlande zu befördern strebte, achtungswerth. In einem Gedichte auf die Kaiserin Maria Theresia foderte er (1782) von Joseph II. Preßfreiheit, die von dem Letztern auch gleich darauf bewilligt wurde. Um seine Vaterstadt Krems machte er sich im Jahre 1809 durch seine thätige und kraftvolle Verwendung bei den französischen Behörden so verdient, daß ihm auf eine sehr schmeichelhafte Weise das Ehrenbürgerrecht ertheilt wurde. Außer eignen zahlreichen Schriften gab Retzer eine Auswahl der besten Stücke englischer Dichter (Choice of the best poetical pieces of the most eminent english poets, Vienna 1783 — 1784, 6 Bände); ferner Nachträge zu Sineds Liedern (Wien 1785) und Denis literarischen Nachlaß (Wien 1801, 2 Bde.) heraus.

Reuchlin (Johann). Mit Recht nennt der geistreiche Verfasser des deutschen Plutarch Reuchlin einen jener Morgensterne, die am deutschen Himmel nach langer Nacht und Nebel endlich einen Morgen ankündeten. Reuchlin war zu Pforzheim den 28sten Dec. 1455 von angesehenen Aeltern geboren. Auf der Schule zu Schlettstädt genoß Reuchlin den Unterricht des vortrefflichen Dringenberg, und zeichnete sich durch Fleiß und gute Sitten aus. Da ihm auch die

schöne Gabe des Gesanges von der Natur gewährt worden war und er mit Fleiß dieses Talent ausbildete, so hatte er das Glück, in die Capelle des Markgrafen Carl von Baden aufgenommen und bald darauf von diesem seinem Landesherrn zum Gesellschafter und Reisegefährten seines Sohnes, des nachmaligen Bischofs Friedrich von Utrecht, ernannt zu werden. So kam Reuchlin 1473 mit dem Prinzen nach Paris, um dort, als auf der berühmtesten hohen Schule damaliger Zeit, zu studiren. Hier genoß Reuchlin den Unterricht des Spartaners Gregor Hermonymos in der griechischen, des Franzosen Robert Gaguin in der lateinischen, und des Niederländers Johann Wessel in der hebräischen Sprache, und erwarb seinem Geist jene Tiefe der Kenntnisse, die nachher im Vaterlande so schöne Früchte tragen sollte. Zwar mußte er schon 1475 Paris mit seinem Prinzen wieder verlassen, doch ließ sich dadurch Reuchlin nicht in seinen Studien stören. Er begab sich nach Basel, wo er das Erstaunen seiner deutschen Landsleute durch seine für damalige Zeit unerhörte Sprachkenntnisse erregte, und das erste lateinische Wörterbuch (unter dem Titel breviloquus), die erste griechische Sprachlehre, von ihm verfaßt, in Deutschland erschien. Um die Doctorwürde der Rechte zu erhalten, eine Würde, die zu damaliger Zeit den Inhaber mit den stolzen Vorrechten des Adels begabte, ging Reuchlin abermals nach Frankreich (1478) und studirte zu Orleans die Rechte, während er zu gleicher Zeit die alten Sprachen lehrte. Zu Poitiers erhielt er die juristische Doctorwürde. 1481 kehrte er nach Deutschland zurück, und lehrte zu Tübingen mit dem allgemeinsten Beifall beides, sowohl die Rechte als die schönen Wissenschaften. Als aber Graf Eberhard der Bärtige von Wirtemberg sich 1487 zu einem Zuge nach Rom rüstete, da nahm er Reuchlin, als den besten Lateiner in ganz Deutschland, in sein Gefolge, der ihn nun über die Alpen begleitete! Die wissenschaftlichen Schätze, die Lorenzo der Medicäer in Florenz aufgehäuft, so wie die von Rom, eröffneten sich jetzt Reuchlins wißbegierigem Geiste, der mit den ersten und berühmtesten Gelehrten Italiens in Berührung kam. Bei der Rückkehr nach Deutschland ließ Eberhard den talentvollen Mann nicht mehr von sich und nahm ihn stets auf allen seinen Reisen mit. Auch der damalige Kaiser der Deutschen, Friedrich III., ehrte die Verdienste Reuchlins, erhob ihn in den Reichsadel 1492, gab ihm den Titel Pfalzgraf und kaiserlicher Rath, und schenkte ihm eine kostbare hebräische Handschrift des alten Testaments. Als nach Eberhards Tode ein unwürdiger Nachfolger Wirtemberg beherrschte, begab sich Reuchlin an den Hof des Churfürsten Philipp von der Pfalz, wo er mehrere Jahre in Gesellschaft dieses wissenschaftliebenden Fürsten, seines Kanzlers Dalberg und mehrerer anderen großen Gelehrten Deutschlands lebte. Die heidelberger Bibliothek durch Handschriften und Werke der in jener Zeit erst erfundenen Buchdruckerkunst zu bereichern, war hier Reuchlins besonderes Streben. Zwei in dieser Zeit von ihm verfaßte lateinische Lustspiele wurden durch junge Studirende in Heidelberg mit großem Beifall aufgeführt. Da der edle Churfürst durch elende Verleumdung am römischen Hofe angeschwärzt, ja sogar in Bann gethan wurde, so begab sich Reuchlin noch einmal nach Rom, und vertheidigte hier mit eben so viel Klugheit als Beredsamkeit das Recht seines Fürsten, der auch die Lossprechung von Alexander VI. erhielt. Reuchlin benutzte seinen fast ein Jahr dauernden Aufenthalt in Rom zur Erweiterung seiner gri-

chischen und hebräischen Sprachkenntnisse aufs beste. Gern hätte ihn der dankbare Churfürst von der Pfalz auf immer an seinem Hofe behalten, aber in Wirtemberg war der rechtmäßige Erbe zur Regierung gelangt, und Reuchlin glaubte, dessen Ruf nicht ablehnen zu dürfen, und kehrte dahin zurück. Hier wurde er zum Vorsitzer des schwäbischen Bundesgerichts ernannt, das von den schwäbischen Fürsten gegen die Anmaßungen des Hauses Bayern errichtet worden war. Außer diesem weit ausgedehnten Wirkungskreise arbeitete Reuchlin noch eine Uebersetzung der Bußpsalmen, eine hebräische Sprachlehre und ein hebräisches Wörterbuch in dieser Zeit aus, auch berichtigte er die Bibelübersetzung. Dadurch, daß er seinen Verwandten Melanchthon auf die Bahn leiten half, wo dieser in der Folge im Verein mit Luther so wohlthätig wirkte, erwarb Reuchlin sich ein neues Verdienst um die Menschheit, und mit Recht kann man ihn als einen Vorarbeiter der Reformation betrachten. Es konnte jedoch nicht fehlen, daß in einem Zeitalter, in welchem Finsterniß und Pfaffenthum noch so gewaltige Herrschaft übten, Reuchlin nicht Anfeindungen hätte ertragen müssen. Ein getaufter Jude, Johann Pfefferkorn, und ein gewisser Jacob Hoogstraten, waren die Anführer dieser Zeloten und griffen die hebräische Sprachkunde an. Sie wußten den sonst so hellen und umsichtigen Kaiser Maximilian zu bereden, daß alle hebräischen Schriften, das alte Testament ausgenommen, eitel schlecht und verwerflich Gut wären, und Max gab (1519) den Befehl, diese Schriften in allen seinen Landen zu verbrennen. Glücklicher Weise fügte er hinzu, es möge bei dieser Execution allemal ein weltlicher Gelehrter mit zu Rath gezogen werden. Dies rettete die orientalische Literatur. Reuchlin trat auf und setzte dem Kaiser in einer Schrift aus einander, daß diese Werke, statt dem Christenthum zu schaden, im Gegentheil zu seiner Ehre und Verherrlichung dienten, da ihr Studium gelehrte und tapfere Kämpfer erwecke, die für die Ehre der Christuslehre stritten, und man den Feinden desselben durch Vertilgung dieser Bücher nur Waffen in die Hände geben würde. Diese Darstellung Reuchlins erbitterte die Gegner noch mehr. Zehn Jahre dauerte der Federkrieg, in dem eine Menge Schriften hin und her geschrieben wurden. Auf der einen Seite stand Hoogstraten und die Universitäten von Paris, Löwen, Erfurt und Mainz, auf der andern Reuchlin und die gelehrtesten und aufgeklärtesten Männer aller Länder. Unerschüttert gegen die Sophismen, Schmähreden und selbst die Bannstrahlen seiner Gegner verfocht Reuchlin muthvoll die gerechte Sache, und brachte sie endlich vor den Richterstuhl von Rom. Jetzt glauben seine Gegner, gewonnen zu haben; sie eilen nach Rom, beschwert mit Gold, um so die Richter zu gewinnen. Für Reuchlin spricht nur die Wahrheit. Da tritt endlich, als für ihn die Sache am schlimmsten steht, Maximilian auf, bereuend, daß er zu so widrigem Streit Veranlassung gegeben, und erklärt, daß Reuchlin ein wackerer, gelehrter und Gott wohlgefälliger Mann sey, und daß der Papst wohl thun würde, seinen beißigen Gegnern das Maul zu stopfen. Neben des Kaisers Wort ertönt auch das der edeln Ritter Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, die sich zugleich bereit erklären, im Fall die Zunge nicht ausreichen könne in diesem Streit, auch ihre Schwerter zu gebrauchen. Um die damalige Zeit erschienen auch die epistolae obscurorum virorum, wodurch Reuchlins Gegner dem Lachen Preis gegeben wurden.

Dies gab schnell der Sache eine andere Wendung; der vom Papst ernannte Schiedsrichter, der Erzbischof von Speier, entschied für Reuchlin. Die Rotte seiner Feinde mußte schweigen und die Kosten des Streits bezahlen; und bald zogen die um diese Zeit ausbrechenden Streitigkeiten in Sachsen zwischen Luther und Tetzel die Aufmerksamkeit der Machthaber und Gelehrten von diesem Vorkampfe der Vernunft auf die beginnende Reformation hin. Neue Unruhe sollte jedoch Reuchlins Tage trüben. Herzog Ulrich, sonst gut und brav, hatte in übereilter Hitze die Stadt Reutlingen bekriegt; sie war Mitglied des schwäbischen Bundes, und dieser rüstete sich, die Unbilde zu bestrafen. Um nicht gegen seinen Landesherrn sprechen zu müssen, hatte Reuchlin die Stelle als Bundesrichter niedergelegt, doch wurde er von den Verbündeten gefangen. Herzog Wilhelm von Bayern, Anführer des Bundesheeres, dachte aber edel genug, ihn wieder frei zu lassen, und stellte ihn als Lehrer auf der hohen Schule zu Ingolstadt an. Den Verlust seiner Habe und Bücher suchte ihm sein reicher und edelmüthiger Freund, Willibald Pirkheimer, Rathsherr zu Nürnberg, zu ersetzen. Den Ruf nach Wittenberg schlug Reuchlin aus, und empfahl dafür Melanchthon. Als 1522 die Pest in Ingolstadt wüthete, begab sich Reuchlin nach Tübingen zurück, wo er entfernt von Staatsgeschäften aufs neue den Wissenschaften lebte. Als er aber in demselben Jahre von einer unheilbaren Gelbsucht ergriffen ward, ließ er sich nach Stuttgart bringen, und endete da den 30. Juni 1522 sein schönes, dem Vaterland und der Folgezeit nützliches Leben. Seine für damalige Zeit vortreffliche Bibliothek schenkte er seiner Vaterstadt Pforzheim. Die Nachwelt ehrt mit Recht in ihm einen der ersten Gelehrten, Deutschland einen seiner würdigsten Söhne.

Reukauf, s. Reuvertrag.

Reunionskammern, s. Ludwigs XIV. Regierung.

Reuß (Fürsten und Grafen). Der Ursprung dieses fürstlichen und gräflichen Hauses welcher sich schon in das Dunkel der frühesten Jahrhunderte verliert, ist sehr ungewiß. Bereits um das Jahr 1084 lebte Heinrich I., Graf von Gleitsberg oder Glitzberg, ein Nachkomme der Grafen von Luxemburg oder Lützelburg, von denen auch die Kaiser Heinrich VII., Carl IV., Wenzel und Siegmund abstammten. Heinrichs I. von Glitzberg Sohn war Heinrich II., der Stammvater des Gesammthauses Reuß. Er war Beherrscher des ganzen Vogtlandes, und wurde nach der von ihm fünf Viertelmeilen weit von Gera erbauten Stadt edler Vogt von Weida genannt. Sein Sohn, Heinrich III. (auch der Dicke oder Reiche), theilte sein Gebiet unter seine vier Söhne, von denen der eine Vogt und Herr zu Weida, der zweite zu Plauen, der dritte zu Greitz und der vierte zu Gera wurde. Die Greitzische Linie erlosch schon 1236, die weidaische 1535 und die geraische 1550, so daß nur die plauensche, welche sich in den Enkeln ihres Stifters wieder in die ältere und die jüngere Linie theilte, übrig blieb. Die ältere bekam 1526 die Burggrafschaft Meißen, und die mit derselben verbundene fürstliche Würde nebst Sitz und Stimme auf den Reichstagen, starb aber mit Heinrich VII., Burggrafen von Meißen, 1572 aus. Jene jüngere, noch unter dem Namen reuß-plauensche fortblühende Linie stiftete Heinrich der Jüngere, welcher der Reusse (Ruse, Ruzzo), so wie sein älterer ohne Erben verstorbene Bruder der Böhme genannt wurde. Von ihm behielt das Geschlecht der jetzigen Fürsten

und Grafen Reuß den letztern Namen bei. Heinrich Reuß, Herr zu Plauen, Greitz und Kranichfeld, hinterließ 1535 drei Söhne, welche die ältere, jüngere und mittlere Linie stifteten. Die mittlere erlosch 1616, die andern beiden bestehen fort. Die ältere hatte sich wieder in die Linien Ober=Greitz und Unter=Greitz getheilt. Unter=Greitz starb aber am 17ten März 1768 in männlichen Erben aus, und die obergreitzische Linie succedirte in die untergreitzischen Lande, wurde am 15ten Mai 1778 mit Beziehung auf die ehemalige burggräflich meißensche Fürstenwürde in den Reichsfürstenstand erhoben, und erhielt durch den Reichsdeputationsabschied von 1803 im Fürstenrath eine eigne Stimme. Die jüngere Hauptlinie theilte sich wieder in die geraische, die schleitzische, von welcher die köstritzische ein Nebenzweig ist, und die 1790 in den Fürstenstand erhobene lobensteinische, von welcher die beiden Aeste zu Selbitz und zu Ebersdorf Nebenlinien waren. Als die geraische Linie 1802 ausstarb, theilten sich Lobenstein, Ebersdorf und Schleitz in die Erbschaft, so daß Lobenstein und Ebersdorf die eine, Schleitz hingegen die andere Hälfte erhielt. Bis jetzt ist aber Besitz und Verwaltung noch gemeinschaftlich. 1805 starb der Fürst von Lobenstein ohne männliche Nachkommen, und ihm folgte die Nebenlinie zu Selbitz in dem Besitz seiner Lande als Graf von Lobenstein, so daß von der jüngern Hauptlinie jetzt die schleitzische, ebersdorfische und lobensteinische blühen, welche 1806 sämmtlich in den Fürstenstand erhoben wurden. Erst in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts fingen die Grafen von Reuß, nachdem sie sich lange Zeit bloß Reussen Herren von Plauen genannt hatten, wieder an, den schon in den frühesten Jahrhunderten geführten gräflichen Titel zu brauchen. Nicht aber nahmen sie nach dem Abgange der Burggrafen von Meißen die fürstliche Würde an, obgleich sie durch das vom Kaiser Siegmund 1426 dem Burggrafen ertheilte Diplom dazu berechtigt gewesen wären. Merkwürdig ist, daß alle männlichen Personen des Hauses Reuß schon seit dem elften Jahrhundert bloß den Namen Heinrich führen. Früherhin unterschied man sie durch Bezeichnung ihres Alters oder irgend einer physischen oder moralischen Eigenschaft, z. B. der Aeltere, der Dicke, der Friedfertige u. s. w., 1668 aber wurde bestimmt, daß man sich durch Zahlen unterscheiden, und zwar jede Hauptlinie für sich zählen wollte. Keine Nebenlinie zählt für sich, sondern alle männlichen Personen einer Hauptlinie werden so gezählt, wie sie nach einander geboren werden. Im Jahre 1700 setzte man fest, daß man bis hundert zählen wollte. Am 18ten April 1807 traten die vier regierenden Fürsten zum Rheinbunde, und sind jetzt Mitglieder des deutschen Bundes (s. Reich, deutsches, und deutscher Bund), bei welchem sie mit Hohenzollern, Lichtenstein, Waldeck, Lippe=Detmold und Schaumburg=Lippe in der engern Versammlung die sechszehnte Stimme haben. In der weitern Versammlung haben die beiden Hauptlinien, die ältere und jüngere, jede eine besondere Stimme. Das Gesammthaus Reuß, welches sich mit seinen Unterthanen zur lutherischen Kirche bekennt, führt den Titel: Heinrich der ... älterer (oder jüngerer) Linie Reuß, Fürst, Graf und Herr zu Plauen, Herr zu Greitz, Kranichfeld, Gera, Schleitz und Lobenstein. Der älteste regierende Herr des ganzen Hauses Reuß führt außerdem noch den Titel: des ganzen Stammes Aeltester, und der älteste regierende Herr der andern Linie ist sein Adjunct. Die reußischen Lande machen einen Theil des von den

Vorfahren der Fürsten und Grafen Reuß beherrschten Vogtlandes aus, und liegen zwischen dem thüringer Walde und dem Erzgebirge. Durch den neustädter Kreis des Herzogthums Sachsen werden sie in zwei Theile getrennt, so daß die Herrschaften Greitz, Burgk, Schleitz und Lobenstein mit dem Amte Sadlburg ein Ganzes bilden, und gegen Norden und Osten von dem Königreich und dem Herzogthum Sachsen, gegen Süden von den bayerschen Fürstenthümern Bayreuth und Bamberg und gegen Westen von Coburg-Saalfeld und Schwarzburg-Rudolstadt begränzt werden. Die Herrschaft Gera aber wird im Süden vom Königreich Sachsen, im Osten und Westen vom Fürstenthum Altenburg und im Norden wieder vom Königreich Sachsen umgeben. Zusammen halten die reußischen Besitzungen 28½ QM., und im Jahr 1812 wurden 76,531 Einwohner gezählt, welche sich zur lutherischen Religion bekennen. Davon gehörten 1) dem Fürsten von Reuß-Greitz 7 QM. mit 21,800 Einwohnern, 2 Städten, 1 Flekken und 95 Dörfern. 2) Der Antheil des Fürsten von Reuß-Schleitz enthielt 6 QM. mit 16,560 Einwohnern, 2 Städten, 1 Marktflecken, 41 Dörfern. 3) Der Fürst von Lobenstein-Lobenstein hatte ein Gebiet von 4½ QM., worin 1 Stadt, 31 Dörfer und 7493 Einwohner enthalten waren. 4) Lobenstein-Ebersdorf hatte 3½ QM., 1 Stadt, 1 Flecken, 29 Dörfer und 7837 Einwohner. In der den drei letzten Häusern gemeinschaftlich gehörigen Herrschaft Gera mit dem Amte Saalburg (7½ QM.) sind 3 Städte, 89 Dörfer und 22,836 Einwohner. Diese Länder sind bergig, besonders der südliche Theil, durch welchen sich der Frankenwald (eine Fortsetzung des Thüringerwaldes) mit dem an 2300 Fuß hohen Sieglitzberg und Culm zieht, haben aber auch viele gut angebaute Thäler, worunter die zwei großen Thäler, welche die Saale und Elster (die Hauptflüsse dieser Länder) durchfließen, die fruchtbarsten sind, vortreffliche Laub- und Nadelwaldungen und Wiesen; daher hat man einen Ueberfluß an Wildpret und starke Viehzucht. Der Getreidebau ist für das Bedürfniß der Einwohner nicht hinreichend, und Gartenfrüchte, Obst und Hopfen werden gleichfalls nur nothdürftig gebaut. An Mineralien hat das Land Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Alaun, Vitriol u. s. w. Die Einwohner sind äußerst fleißig und betriebsam, und sie beschäftigen sich vorzüglich mit Wollen- und Baumwollenmanufacturen, Strumpfwirkereien, Baumwollenspinnerei für in- und ausländische Manufacturen, Hut-, Porzellan- und Tabaksfabriken, mit Ledergerbereien, Alaun- und Vitriolsiedereien und Verarbeitung des Eisens. Die Wollenmanufakturen haben ihren vornehmsten Sitz zu Gera, wo auch die schönsten Färbereien unterhalten werden, Greitz, Lobenstein, Markt-Hohenleuben und Schleitz; die meisten Baumwollenmanufakturen befinden sich zu Hirschberg, Ebersdorf, Zeulenroda und Markt-Hohenleuben. Mit diesen Kunstproducten wird ein nicht unbedeutender Handel getrieben, und der Hauptabsatz geschieht auf den leipziger Messen. Von Naturproducten kann das Land bloß Vieh und Holz ausführen. Für den öffentlichen Unterricht ist gut gesorgt. Zu Greitz und Schleitz sind lateinische Schulen, und zu Gera ein wohl eingerichtetes Gymnasium. Auch sind zu Greitz Schulmeister- und Predigerseminarien. Obgleich die Fürsten souverän sind, so sind doch Landstände vorhanden, welche aus der Ritterschaft und den Städten und Pflegen der reußischen Lande bestehen. Die Einkünfte von Greitz werden auf 130,000, von Schleitz auf 100,000, von Lobenstein-Lobenstein auf 80,000 und von Lobenstein-Ebersdorf 80,000 Gulden geschätzt. Von den Einkünf-

ten von Gera, welche 130,000 Gulden betragen, erhält Schleitz die Hälfte, und Lobenstein und Ebersdorf jedes ein Viertel. Die Linie zu Greitz hat daselbst ein Regierungs- und Justizcollegium, ein Kammer-, Finanz-, Forst- und Oekonomiedepartement. Die jüngere Linie hat seit 1604 eine gemeinschaftliche Regierung, als ein erstes Justizcollegium und Consistorium, eine Kammercommission, ein gemeinschaftliches Amt und ein Landgericht. Diese Behörden haben nach dem Anfall von Gera auch die verschiedenen Geschäftszweige der Verwaltung dieser Herrschaft zu besorgen. Außerdem hat jedes regierende Haus der jüngern Linie noch besondere Cabinets-, Regierungs- und Kammerbeamte, so wie auch jeder Fürst einen verhältnißmäßigen Kriegsstaat erhält. Zur deutschen Bundesarmee stellt die ältere Linie 223 und die jüngere 522 Mann. K. K.

Reuvertrag (pactum displicentiae) ist derjenige Nebenvertrag, vermöge dessen sich einer der Contrahenten ausbedingt, von dem Hauptvertrage wieder abgehen zu dürfen. Bei dem Kaufe wird er Reukauf genannt. Dadurch behalten sich bald der Käufer, bald der Verkäufer, bald aber auch beide das Recht vor, nach Gefallen von dem geschlossenen Kaufe abzugehen. Gewöhnlich wird dabei ein gewisses Quantum festgesetzt, welches der Abgehende dem andern bezahlen muß. Zum Wesen des Reuvertrags gehört es jedoch nicht. Uebrigens machen wir den deutschen Bürger auf folgende Cautelen aufmerksam. 1) Ob schon die Gesetze sich darüber deutlich aussprechen, daß die Reue hier das Geschäft als Resolutivbedingung aufhebt, so ist es doch bei dieser Bedingung noch an sich controvers, ob die Früchte rückwärts, von der Zeit der erfolgten Uebergabe, zu ersetzen sind. Rathsam ist es daher, darüber etwas festzusetzen, wie es, wenn etwa die Aufhebung des Vertrags nach erfolgter Uebergabe der Sache und zum Theil oder ganz geleisteter Zahlung erfolgt, rücksichtlich der gegenseitigen Berechnung der Accessionen gehalten werden soll. 2) Man sorge dafür, daß, wenn ein bestimmter Termin zur Reue nicht festgesetzt worden ist, dem Reuvertrage die Clausel auf ewige Zeit inserirt werde, weil bei einer ganz unbestimmt gelassenen Zeit nach Manchen das Recht zu pönitiren binnen sechzig Tagen ausgeübt werden muß. En.

Reval, eine russische stark befestigte Seestadt am finnischen Meerbusen, unter 59 Gr. 26 Min. 29 Sec. der Breite und 42 Gr. 25 Min. 30 Sec. der Länge, mit einem trefflichen Hafen für die Marine und Handlung. Sie besteht aus der eigentlichen Stadt mit engen unregelmäßigen Gassen, dem Domberge und zwei weitläuftigen Vorstädten, und hat 1700 Häuser, davon sich über 1000 in den Vorstädten befinden, sieben lutherische, sechs russische, und eine katholische Kirche, eine berühmte Ritterakademie, an welcher Professoren angestellt sind, und 13,000 Einwohner, welche einigen Seehandel treiben, indem jährlich an 100 Schiffe in den Hafen einlaufen; doch beträgt die jährliche Ausfuhr nur 600,000 Rubel. Eine Spiegel-, eine Leder- und eine Strumpffabrik, eine Stück- und Glockengießerei, auch ein Kupferhammer sind hier. Ferner findet man eine Domkirche mit einem sehr hohen und schönen Thurme, eine Börse, ein Theater und ein Land- und Seehospital. In der Nähe der Stadt sind einige hübsche Landhäuser mit Gärten. In dem hiesigen Hafen liegt gewöhnlich eine Abtheilung der russischen Kriegsflotte. Reval ist die Hauptstadt des Gouvernements Esthland.

Reveille (aus dem Französischen von reveiller, aufwecken) nennt man in militärischem Sinne den Trommelschlag, der in Garnisonstädten und Festungen bei Tagesanbruch, vor Eröffnung der Thore, Statt hat.

Revelliere-Lepeaux oder **Lepaux** (Louis Marie la), als Mitglied des franz. Directoriums und als Stifter der Sekte der **Theophilanthropen** bekannt, geboren 1753, studirte zu Angers die Rechte, wurde Advocat in Paris, gab diese Laufbahn bald auf, kehrte nach Angers zurück, wo er sich mit dem Studium der Botanik beschäftigte, diese Wissenschaft lehrte und einen botanischen Garten anlegte. Nachher ward er Deputirter bei der Nationalversammlung, nahm aber nach dem Fall der Girondisten seine Entlassung, und hielt sich während der ganzen Schreckenszeit verborgen. 1795 wurde er wieder in den Convent berufen. Er kam hierauf bei der Constitution des Jahrs III. auf einige Tage in den Rath der Alten, und wurde dann am 31 Oct. (1795) zum Mitgliede des Directoriums gewählt. Da er keinen bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Geschäfte hatte, so wünschte er, sich als Oberhaupt einer Religionssecte bekannt zu machen, und warf sich zum Beschützer der Theophilanthropen, deren Hoherpriester er zu werden suchte, auf. Nach dem 18ten Fructidor, wo er Barras und Rewbels Partei ergriff, überließ er diesen beiden die ganze Gewalt, und beschäftigte sich bloß mit seiner Theophilanthropie. Im Junius 1799 ward er, ohne Widerstand zu leisten, aus dem Directorium gestoßen, und lebte dann wieder seinen Lieblingswissenschaften, besonders der Kräuterkunde und der Erziehung seiner Kinder. Man sieht ihn in Paris, wo er sich aufhält, im Palais royal oft bei den Antiquaren verweilen und alte Bücher einhandeln. Sic transit gloria mundi.

Reventlau ist der Name einer alten, sehr angesehenen gräflichen Familie in Dänemark, Schleswig und Holstein, die ihrem Vaterlande mehrere verdiente Staatsmänner und Minister gegeben. **Johann Ludwig**, Graf Reventlau (geboren den 28sten April 1751, und gestorben den 1sten März 1801) verdient in der Geschichte unter den besten und edelsten Männern genannt zu werden, da er auf seiner Baronie Brahe-Trolleburg die Bauern und Einwohner durch Aufhebung der Frohndienste, durch andre zweckmäßige Mittel und durch sein eignes vortreffliches Beispiel zu guten Menschen und tüchtigen, wohlhabenden Landwirthen zu bilden suchte. Die von ihm angelegten Schul- und Armenanstalten können nicht bloß für Dänemark, sondern auch für andre Länder zu Mustern dienen, und werden sein Andenken noch lange in Segen erhalten. Diese gräfliche Familie theilt sich übrigens in zwei Linien, deren gemeinschaftlicher Stammvater, Conrad von Reventlau, in Dithmarsen begütert war. Die ältere Linie besitzt auch die bedeutende Grafschaft Christiansfäde auf Laland.

Réverbère wird ein polirter Hohlspiegel genannt, der dazu dient, die hineinfallenden Lichtstrahlen verstärkt zurückzuwerfen. An den in neuern Zeiten in mehreren großen Städten eingeführten Laternen zur Straßenbeleuchtung befinden sich solche Hohlspiegel von glänzendem Metall; daher die Benennung **Reverberirlaternen**. Zur **Reverberation** in der Chemie (d. h. zum Verkalken im Flammenfeuer) bedient man sich eines sogenannten **Reverberirofens**, der so eingerichtet ist, daß die Hitze des Feuers nicht nur verstärkt aus ihm strömt, sondern auch den Kör-

per, der zum Verkalken gebracht werden soll, von allen Seiten rund umgibt.

Revers. Im gewöhnlichen Sinn eine schriftliche Gegenverpflichtung, ein Angelöbniß, dieses oder jenes zu leisten oder zu unterlassen, auch ein Verwahrungsschein oder schriftliche Versicherung, daß eine gewisse Handlung Andern nicht nachtheilig sey, oder in vorkommenden Fällen gegen ihn wiederholt oder sonst gemißbraucht werden soll. Reversbriefe, Reverse, Reversalien werden die Versicherungen genannt, in denen ein Fürst beim Antritt seiner Regierung, bei Huldigung der Stände, oder sonst vorfallenden Gelegenheiten sich anheischig macht, die Rechte, Freiheiten, Privilegien u. s. w. seiner Unterthanen nicht anzutasten; ferner die Versicherungsscheine, welche Obrigkeiten sich in Betreff ihrer Rechte und Gerichtsbarkeit einander geben. Ueber Revers der Münzen s. Münzkunde.

Revolution bedeutet eigentlich eine Um- oder Zurückwälzung (von revolvere, um- oder zurückwälzen). Es wird indeß dieses Wort in vielfachem Sinne gebraucht. Die Astronomen verstehen darunter die Bewegung eines kleinern Weltkörpers um einen größern, der ihn durch das Uebergewicht seiner Anziehungskraft beherrscht, z. B. des Mondes um die Erde, der Erde um die Sonne. Bei dieser Revolution geht alles seinen ordentlichen und gesetzmäßigen Gang. Die Geologen hingegen verstehen darunter solche Katastrophen auf der Erde, wodurch der natürliche Lauf oder das natürliche Verhältniß der irdischen Dinge eine bedeutende Veränderung erleidet, z. B. wenn durch große Wasserfluthen, Erdbeben u. dgl. die Oberfläche der Erde anders gestaltet wird. Solche Revolutionen haben zwar auch ihren Grund in den allgemeinen Naturgesetzen, erscheinen aber doch in ihren Wirkungen als etwas von der gewöhnlichen Ordnung der Dinge Abweichendes, wodurch manches bisher Bestandne aufgehoben oder zerstört wird. Diese Bedeutung des Wortes hat man auch auf die moralische Welt übergetragen. So sagt man von einem Menschen, dessen Denkart und Gesinnung sich plötzlich ganz verändert hat, es sei zum Guten oder zum Bösen, daß eine Revolution in ihm vorgegangen sei. Dergleichen Revolutionen können sich nun auch in der politischen Welt ereignen. Denn Völker und Staaten sind als moralische Personen zu betrachten, die in Ansehung ihrer innern sowohl als äußern Beschaffenheit sich eben so sehr verändern können, als Individuen. Eine Veränderung dieser Art also heißt eine politische Revolution oder eine Staatsumwälzung. Solche Revolutionen sind ganz unvermeidlich, wenn ein bedeutendes Mißverhältniß zwischen den Kräften, von deren harmonischem Zusammenwirken das politische Leben eines Volkes abhängt, eingetreten ist. Sie sind alsdann den Orkanen zu vergleichen, welche aus dem aufgehobnen Gleichgewichte der atmosphärischen Luft in Ansehung der Elasticität ihrer Theile entspringen. Will man also den Revolutionen vorbeugen, so kann dies nur durch allmälige und zeitgemäße Reformen geschehen, wodurch die Verfassung und Verwaltung eines Staates der jedesmaligen Bildungsstufe und den daraus hervorgehenden Bedürfnissen des Volkes entsprechender gemacht wird. Wenn dagegen die Regierung eines Staates mit eigensinniger Hartnäckigkeit auf dem einmal Bestehenden beharret, wenn sie in keinem Punkte dem Zeitgeiste nachgeben will, wenn sie die ohnehin schon zahlreichen und lästigen Auflagen noch vermehrt und

lästiger macht, wenn sie überhaupt mit herrischer Willkür verfährt und die Zügel immer straffer anzieht, während das zur Mündigkeit herangereifte Volk sich nach einem freiern politischen Leben sehnt, wenn sie wohl gar in das innerste und heiligste Eigenthum des Menschen, in das Gebiet des Gewissens und der Ueberzeugung, gewaltsame Eingriffe wagt: so müssen Revolutionen erfolgen, die dann, je nachdem die Umstände beschaffen, in ihren Wirkungen mehr oder weniger groß und heilsam sind. Ein kurzer Ueberblick der merkwürdigsten neuern Revolutionen wird das bisher Gesagte bestätigen. 1) Die Revolution von England im J. 1688. Sie wurde veranlaßt durch Jacob's II. Streben, die bereits in frühern Zeiten durch die Magna charta und die Habeas-corpus-Akte beschränkte königliche Macht wieder unumschränkt zu machen und selbst die katholische Religion, deren Bekenner seit 1673 durch die Testakte von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen waren, wieder zur herrschenden zu erheben. Man rief daher den Statthalter der vereinigten Niederlande, Wilhelm von Oranien, Jakob's Schwiegersohn, zu Hülfe, welcher im November 1688 in England landete, den König nöthigte, mit seiner Familie nach Frankreich zu fliehen, und unter dem Namen Wilhelm III. selbst zum König ernannt wurde. Von dieser Zeit an datirt sich die freie englische Verfassung, wodurch England einen so hohen Wohlstand erlangte. Denn Wilhelm bestätigte durch die Bill of rights nicht nur die früheren Rechte des Volks, sondern fügte denselben noch neue hinzu. Auch wurde unter ihm die Preßfreiheit, ohne welche keine freie Verfassung gedeihen kann, auf immer begründet. Ein besonders merkwürdiger Zug in dieser Revolution ist, daß sie ohne alles Blutvergießen vollzogen wurde, obwohl früherhin auch in England beim Kampfe der Freiheit mit dem Despotismus Blut genug, und selbst königliches, geflossen war. 2) Die nordamerikanische Revolution. Während die vorige Revolution in England selbst ausbrach und diesem nur mit dem neuen Regenten eine freiere und festere Verfassung gab, brach diese zweite Revolution in Englands Colonien aus und begründete hier einen neuen Staat, der vielleicht einst dem Mutterstaate selbst die Oberherrschaft zur See entreißen wird. Die Veranlassung derselben war die gewöhnliche stiefmütterliche Behandlung der Colonien von Seiten des Hauptstaates durch Beschränkung ihres Handels und Auflegung willkürlicher Abgaben. Deswegen vereinigten sich, nach einigen vorausgegangenen Thätlichkeiten wegen einer den Colonisten verhaßten Auflage auf den Thee, im J. 1774 zuerst zwölf Colonien auf einem Generalcongresse zu Philadelphia, wo deren Abgesandte alle Einfuhr englischer Erzeugnisse, so wie alle Ausfuhr nach England, verboten. Im J. 1775 trat Georgien dem Congresse bei und Washington als General en chef an die Spitze der dreizehn vereinigten Provinzen, die aber doch erst im J. 1776 nach einigen glücklichen Gefechten sich für einen unabhängigen Freistaat zu erklären wagten und als solcher auch im J. 1783 von England selbst, nach vielen theils gewonnenen theils verlornen Schlachten, anerkannt wurden. Diese Revolution kostete allerdings viel Blut, wird aber unstreitig den Erfolg haben, daß Amerika nach und nach ganz frei und selbstständig wird, da sich jetzt dieselbe Revolution im spanischen Amerika wiederholt. 3) Die französische Revolution, unstreitig die umfassendste, aber auch die blutigste und grausamste von allen. Längst hatten die Gedanken, die Sitten und die Wünsche der

gebildeten Classen in Frankreich einen freiern Schwung genommen, als die Regierung noch immer ihren alten despotischen Gang fortging, lettres de cachet ergehen, nach Belieben in die Bastille einsperren, die Provinzen durch Generalpächter aussaugen, den Bürger und Bauer durch Adel und Geistlichkeit drücken, und dabei immer fort mehr aufgehen ließ, als sie einnahm. Da bestimmte zunächst die hieraus entstandne Finanznoth die Regierung, im J. 1789 die Stände des Reichs zusammenzurufen. Weil aber, wie gewöhnlich, Adel und Geistlichkeit dem dritten Stande die Hauptlasten aufwälzen wollten, erklärten sich die 600 Deputirten desselben für eine Nationalversammlung, welcher Erklärung auch verschiedne Deputirte der beiden andern Stände beitraten. Diese Versammlung hob sogleich das alte Lehnssystem auf, proclamirte die Rechte des Menschen und des Bürgers, und entwarf eine neue Verfassung, die nach dem Muster der englischen zwar monarchisch, aber gesetzlich beschränkt sein sollte. Bald trat jedoch an die Stelle dieser erstern Constitution eine zweite, dritte und vierte, die insgesammt republikanisch waren, bis Napoleon nach und nach die Monarchie wieder herstellte. Frankreich ist daher zwar während dieser Revolution durch allerlei politische Formen hindurchgegangen und ist zuletzt nach Napoleon's Sturze selbst zu der herrschenden Dynastie der Bourbons zurückgekehrt, hat aber dennoch durch die von Ludwig XVIII. gegebne Charte eine im Ganzen sehr liberale Verfassung gewonnen, um die es noch von manchem Staate beneidet werden dürfte, wenn sie erst in volle Wirksamkeit getreten — denn noch sind manche wesentliche Punkte derselben (besonders der wegen der Preßfreiheit) suspendirt — und wenn Frankreich durch Beruhigung der Gemüther sich selbst wiedergegeben ist. Dann darf Frankreich eine glückliche Zukunft hoffen, wenn es gleich diese Hoffnung sehr theuer und mit vielem Blute erkauft hat. — Revolutionen sind demnach große Uebel, aber vielleicht nothwendig, um in einer verdorbnen politischen Sphäre die Luft zu reinigen und neues Leben zu erregen. Die Frage aber, ob **Deutschland** seine Revolution schon gemacht oder noch zu bestehen habe, getrauen wir uns nicht zu entscheiden. Umgekehrt ist allerdings bei uns genug. Das deutsche Reich ist aufgelöst, alle geistliche und viele kleine weltliche Fürsten sammt der Reichsritterschaft sind verschwunden, die noch bestehenden deutschen Staaten sind souverän geworden, haben ihren Länderbesitz zum Theil sehr verändert und sich in einem Staatenbunde vereinigt, dergleichen die Welt noch nie gesehen. Dennoch ist Deutschland im Ganzen nicht eigentlich revolutionirt. Die Hauptstaaten, Oesterreich, Preußen, Sachsen, Baiern, Hannover, Würtenberg, Baden, Hessen ꝛc. bestehen noch mit ihren alten Fürstenhäusern; auch die vornehmsten reichsstädtischen Republiken haben sich als republikanische Bundesstädte erhalten, und selbst der neue deutsche Bund ist in vielen Stücken dem alten deutschen Reiche ähnlich, das ja zuletzt dem Wesen nach mehr ein Staatenbund als ein Reich war. Gleichwohl ist andererseits nicht zu verkennen, daß viel Gährungsstoff in Deutschland liegt, da man sich überall nach stellvertretenden Verfassungen, Milderung der Auflagen, Verminderung der stehenden Truppen, gleicher Vertheilung der Staatslasten u. s. w. sehnt und diese Sehnsucht fast nirgend Befriedigung findet. Da indessen der Deutsche überhaupt ruhiger und besonnener ist und da zu hoffen steht, daß die deutschen Fürsten um ihres eignen Vortheils willen ihr gegebnes Wort lösen und den Wünschen ihrer Völker

entgegen kommen werden: so dürfte vielleicht Deutschland so glücklich seyn, sich zu regeneriren, ohne eine eigentliche Revolution erlebt zu haben. D.

Revolutionstribunal. Dieses schreckliche Gericht der Tyrannei und des unerhörtesten Blutdurstes entstand, als mitten in der Gährung der französischen Revolution im Nationalconvente die Parteien der Berges und der Gironde mit einander stritten, und die erstere die Oberhand behielt. Seiner Einrichtung und Absicht gemäß sollte das Revolutionstribunal alle diejenigen bestrafen, die gegen den Gang der Revolution waren, und sich als Anhänger des Königshauses verdächtig machten. Es läßt sich denken, welcher ungeheure Spielraum der Bosheit, dem Haß und dem Verfolgungsgeiste durch Errichtung eines solchen Gerichtshofes freigegeben wurde, der sich an keine Formalitäten band, immer nur das Todesurtheil sprach, nie die wahren Punkte der Anklage, zuletzt kaum mehr die Namen der unglücklichen Schlachtopfer untersuchte, die eine höllische Rotte von Angebern (an deren Spitze das Ungeheuer Fouquier-Tinville stand) ihm täglich zuführte. Trotz dem, daß von seinem ersten Entstehen an das Revolutionstribunal fast unaufhörlich seine Hände in Blut tauchte, schien doch bald den immer grimmiger wüthenden Jacobinern das Verfahren dieses Gerichtshofes noch zu umständlich und langsam, und als im J. 1794 die Girondisten völlig gestürzt waren, ein Robespierre und ähnliche Ungeheuer präsidirten, da trug der Wohlfahrtsausschuß, unzufrieden über das langsame Verfahren des Revolutionstribunals, darauf an, daß das Tribunal mit der Hinüberspedirung der Menschen in die andre Welt sich hinführo mehr beeilen solle; ein Vorschlag, der auch vom Convente gebilligt wurde. Von jetzt an hörte bei diesem entsetzlichen Gerichtshof jede einzelne Anklage auf. Fouquier-Tinville und seine Rotten reichten täglich lange Listen Unglücklicher ein, die des Hochverraths an der Republik beschuldigt wurden. Ohne zu untersuchen, ob, in wie weit, und auf welche Art die Armen diese Anklage verdienten, wurden sie vor den höllischen Richterstuhl geschleppt, einer ganzen Schaar immer auf einmal das angeschuldigte Verbrechen und zugleich das Todesurtheil vorgelesen, ihre Vertheidigung nicht gehört, ja selbst nicht einmal darauf Rücksicht genommen, ob diese Elenden wirklich die waren, die die Anklageliste benannte, oder ob (welches häufig der Fall war) eine bloße Namenverwechslung Statt finde, und dann zur Guillotine geführt. Wie ungeheuer die Zahl der täglich Gemordeten war, erhellt daraus, daß man im Juni 1794 sich genöthigt sah, die Guillotine auf einen andern Platz hinzuschaffen, da der Boden, auf dem sie bis dahin stand, von dem Blute der Erwürgten so naß und schlüpfrig geworden war, daß die Henker keinen sichern Tritt mehr thun konnten. Außer diesem zu Paris bestehenden Revolutionstribunale wurden auch in den größern Städten der Provinzen ähnliche errichtet, und Nantes, Lion, Arras, Straßburg und viele andre Städte sahen in ihren Mauren das blutige Schauspiel wiederholen, welches Paris täglich gab. Daß aber mit dieser Art, die angeblichen Feinde der Republik zu morden, die Ungeheuer, die damals Frankreich beherrschten, noch nicht zufrieden waren, ist bekannt, und da das Beil der Guillotine ihnen immer noch zu langsam mordete, so nahmen sie ihre Zuflucht zu den Füsilladen, Mitrailladen und sogenannten revolutionären oder republikanischen Hochzeiten, wo zu Hunderten, Paar und Paar an einander gebunden, in den Wellen umkamen. Als endlich das Ungeheuer

Robespierre und mit ihm die Bergpartei gestürzt wurde, da befahl der etwas menschlicher gewordene Convent dem Revolutionstribunale mehr Mäßigung und Schonung, und im Anfang des Jahrs 1795 erntete, von demselben Mordgerichte verdammt, dem er so viele Schlachtopfer zugeführt hatte, Fouquier-Tinville (vergl. d. Art.) mit einem Haufen seiner Helfershelfer seinen Lohn. Noch in demselben Jahr wurde das Revolutionstribunal ganz aufgehoben, an dessen Stelle eine Militärcommission gesetzt, deren Wirksamkeit aber auch bald darauf bloß auf militärische Verbrechen eingeschränkt wurde. Früher, als das zu Paris, hörten die in den andern Städten Frankreichs errichteten Revolutionstribunale auf.

Reynolds (Joshuah), der berühmteste Mahler der englischen Schule, und einer der berühmtesten neuern Portraitmaler, war zu Plympton in Devonshire 1723 geboren, wo sein Vater ein Geistlicher und Schullehrer war. Er hatte bis zu seinen Jünglingsjahren keinen andern Lehrer als seinen Vater; aber schon in seinem achten Jahre las er Werke über Mahlerei, und suchte nach den darin enthaltenen Regeln diese Kunst auszuüben. Durch Richardsons Abhandlung über die Mahlerei ward nicht bloß die Liebe zur Kunst, sondern auch die Liebe zum Ruhm in dem jungen Reynolds geweckt. Obgleich er bestimmt war, die Arzneikunde zu studiren, so erlaubte ihm sein Vater doch, seiner Neigung zu folgen, und brachte ihn zu einem Bildnißmahler in Devonshire, mit dem er späterhin nach London zog. Dieser Künstler war bloß Gesichtsmahler, und ließ von seinen Schülern die Verzierungen und Gewänder mahlen, aber er war ein guter Beurtheiler ihrer Schildereien, und trug viel zu Reynolds, Wrights, Mortimers und Anderer künstlerischer Bildung bei. Reynolds übertraf bald seinen Lehrer, und die Eifersucht des letztern wegen eines Lobes, welches dem erstern in Rücksicht eines Gemähldes ertheilt wurde, veranlaßte ihre Trennung. Er hielt sich jetzt drei Jahre lang im väterlichen Hause auf, und mahlte einige Bildnisse, die freilich mit Beifall aufgenommen wurden, aber für seine eigentliche künstlerische Bildung gewann er in dieser Zeit nichts. Er nahm sich die Gemählde des Porträtmahlers Gandy von Exeter zum Muster; auch fand er Gelegenheit, sich Gemählde von Guercino zu borgen, und von ihnen schreibt sich Reynolds Liebe für ein starkes Helldunkel her, da er, so wie Rembrandt, seine Schatten zu dunkel, sein Licht zu hell machte. Nach seines Vaters Tode 1746 ließ sich Reynolds als Porträtmahler in Plymouth nieder. Der Schiffscapitain, nachmalige Admiral Viscount Kappel, welcher eine Expedition gegen die Corsaren im mittelländischen Meere befehligte, nahm Reynolds mit, um ihn in Italien bei günstiger Gelegenheit ans Land zu setzen. Dies geschah. Reynolds ging von Livorno nach Rom, und studirte und copirte im Vatican die Werke Raphaels und Michel Angelo's. Nach einem dreijährigen Aufenthalt in Italien kehrte er über Paris nach England zurück, wo er sich 1752 in London niederließ. Viele varnehme Personen ließen sich von ihm mahlen, und seit Cornelius und Vandyk sah London keinen Bildnißmahler von Reynolds Verdiensten. Seine Werke zeichnen sich freilich nicht, wie die jener Künstler, durch Festigkeit und Bestimmtheit der Umrisse, durch Richtigkeit des Colorits, durch getreue Darstellung der Natur und durch Vollendung aus; aber, so wie Vandyk, wußte er ohne Aufopferung der Aehnlichkeit seinen Personen einen heroischen Charakter zu geben, und sein Pinsel veredelte die, welche er mahlte. Diese Kunst erwarb ihm einen Ruf in der großen Welt, und er ließ daher 1758

auch den Preis für ein bloßes Brustbild in Lebensgröße von zwölf auf zwanzig Guineen steigen. Auf seinen Vorschlag nahmen in den der Gesellschaft zur Beförderung der Künste gehörigen Zimmern die artistischen Kunstausstellungen ihren Anfang. Für die 1765 gestiftete Mahlerakademie wurde Reynolds einstimmig zum Präsidenten erwählt, und bei dieser Gelegenheit von dem Könige zum Ritter geschlagen. Um 1768 stiftete er mit Burke, Nugent, Percy, Goldsmith und andern berühmten Männern einen literarischen Verein, und sein Haus wurde der Sammelplatz aller Männer, die sich in der Hauptstadt durch Geist und Talente auszeichneten. Im Jahr 1778 gab er seine Reden (discourses), welche er jährlich als Präsident gehalten hatte, heraus, die sich durch Eleganz des Styls und Reichhaltigkeit philosophischer und ästhetischer Entwickelungen auszeichnen. Burke soll diese Reden vor ihrer Herausgabe verbessert haben. Sie sind auch ins Deutsche übersetzt (Reynolds akademische Reden, Dresden 1781). Außerdem hat Reynolds noch mehrere schriftstellerische Werke herausgegeben, welche gesammelt unter dem Titel: the Works of Sir Joshuah Reynolds etc. to which is prefixed an account of the life of the author, London 1797, in 2 Vol. 4. erschienen sind. Landschaften hat er nur eine gemahlt, und diese stellt die Aussicht von seinem Landhause nach der Themse dar. 1785 verfertigte er sein liebliches Gemählde des Liebesgottes, wie er der Schönheit den Gürtel löst. Wenigen Werth hat sein Hercules als Kind, welcher die Schlangen würgt, und den er für die Kaiserin Catharina von Rußland mahlte. Der Künstler hat hier die Stärke mit der Dicke verwechselt, und sein Hercules scheint an der Wassersucht zu leiden. Der Tod des Cardinals Beaufort ist unstreitig das schönste Stück von Reynolds. 1790 ward sein Gesicht schwach, und im folgenden Jahre verlor er es ganz. Auch jetzt blieb er noch ein eifriger uneigennütziger Beförderer der Künste, und starb 1792 an einer Leberkrankheit. Viele seiner Gemählde sind in Kupfer gestochen worden.

Rhabarber. Diese in der Medicin so bekannte heilbringende Wurzel wächst ursprünglich in Asien (China, Tibet, der Bucharei) als eine 5 bis 6 Fuß hohe Pflanze mit starken ausgezackten Blättern. Die Wurzel, die oft mehrere Pfund wiegt, ist braungelb, inwendig rothgestreift, und hat einen scharfen, ekelhaften Geschmack. Der beste Rhabarber wächst auf den Gebirgen der chinesischen Tartarei. Da er uns über Rußland durch Caravanen zugeführt wird, so trägt er den Namen: russischer. Minder gut ist der übers Meer aus Ostindien kommende; die schlechteste Sorte endlich ist diejenige, die durch Verpflanzung in andre Erdtheile (Europa, Amerika) gewonnen wird, und abendländischer heißt. Außer seinem medicinischen Nutzen zur Abführung und Stärkung der Eingeweide, kann er auch beim Färben angewendet werden.

Rhabdologie ist die Kunst, mit Stäben zu rechnen, z. B. den Napperschen Stäben.

Rhabdomantie wird die vorgebliche Kunst und Gabe genannt, vermittelst der Wünschelruthe, oder anderer dergleichen Dinge verborgne Sachen, Schätze u. s. w. zu entdecken.

Rhachitis, s. Englische Krankheit.

Rhadamanthus. Was von Rhadamanth als bloß historische oder mythologische Relation hier anzuführen wäre, ist zum Theil sehr unbedeutend, zum Theil ist es schon bei den Artikeln: Minos, Creta, im Vorbeigehn erwähnt worden. Daß er der Bruder war des ältern

Minos auf Creta, des ersten Gesetzgebers der griechischen Welt, der dem Spartaner Lykurg mehr als bloßes Vorbild war, der mit seinem Vater und der Insel Creta ältestem und gepriesenstem Ahnherrn, Zeus, in einer geheimen Grotte des Ida von Zeit zu Zeit Unterredung pflog und dann die Worte des Gottes seinem Volk als heiliges Gesetz vorlegte — griechische Ansicht jenes, allen Völkern des höhern Alterthums gemeinschaftlichen Mythus von göttlichem Ursprung der Gesetze und der bürgerlichen Verfassung — daß Rhadamanth nach einer andern Sage selbst den Grund legte zu der cretensischen Gesetzgebung, auf welchem der Bruder Minos nur vollendend fortbaute; daß er wahrscheinlich aus der Familie des Dorus, eines Nachkommen Deukalions, von dessen Sohne Tectamus oder Teutamus abstammte, welcher mit seinem Sohne Asterius, dem wahrscheinlichen Vater des Rhadamanthus und Minos, in jener Zeit allgemeiner Völkerbewegung und Strömung in Griechenland, nach Creta einwanderte: das ist das wichtigste, was wir in der schwankenden mythischhistorischen Betrachtung seiner Geschichte zu unterscheiden vermögen. Rhadamanthus wird übrigens noch neben Minos und Aeakus, dem Ahnen des Achilles, als einer jener drei Richter der Todten aufgeführt, die am Eingange des Schattenreichs neben dem Throne des Pluto Gesetz und Recht den Todten gaben und mit ernstem Scepter, was sie im Leben trieben, auch im Tode noch fortsetzten. Denn es war allgemeine Ansicht der Griechen, daß auch der hingeschiedene Schatten in dem dunkeln, düstern Reiche des Tartarus noch sich müht und strebt, die Geschäfte des Lebens fortzusetzen. Doch darf man wohl nicht vergessen, daß unstreitig der ganze Mythus vom Tartarus in diesem Sinne mehr Philosophem, als eigentliche Mythologie war. —

Rhamnusia, Beiname der Nemesis bei den Griechen (s. d. Art. **Nemesis**).

Rhapsodie. Mit diesem aus dem Griechischen stammenden Wort bezeichnet man ursprünglich eine Reihe einzelner, unter sich jedoch wieder in Zusammenhang stehender Gesänge, z. B. die des **Homer** (s. d. Art.). **Rhapsoden** hießen bei den alten Griechen die herumwandernden Sänger, die theils die Homerischen Dichtungen, theils eigene dem Volk vortrugen. Ihren Namen führten sie von dem **Stabe**, welchen sie in der Hand hatten, wenn sie ihre Gesänge declamatorisch vortrugen. Jetzt versteht man unter **Rhapsodien** auch eine Sammlung von Erzählungen, Dichtungen, Darstellungen u. dergl., die zwar durch Einen Geist belebt, aber nicht nothwendig unter sich in Verbindung stehen. **Rhapsodisches Wissen** ist ein solches, das aus unzusammenhängenden Bruchstücken besteht, fragmentarisch ist.

Rhätien. Diesen Namen führten bei den Alten zwei Länder, **Rhätien** und **Vindelicien**. Später wurden beide getrennt und erhielten den Namen: das erste und zweite Rhätien. Das erste oder eigentliche Rhätien (Rhaetia propria) ging vom Rhein bis an die norischen Alpen, und von Italien bis an die Gränzen von Vindelicien, und lag südlich. Es enthält die Flüsse Rhein (Rhenus), Inn (Alnus), Etsch (Athesis) und mehrere kleinere, und umfaßt also das heutige Vorarlberg und Tyrol, nebst einem Theil von Graubündten. In frühern Zeiten wohnten hier die Etrusker, welche unter ihrem Anführer **Rhätus** diese Gebirgsgegenden besetzten, später aber, durch die wachsende Macht der Gallier vertrieben, nach Italien zogen, und dort die für die erste Bildung Italiens so wichtige Rolle spielten. **Justinus**, **Plinius** und **Stephan**, der Byzantiner, nennen daher die Rhä-

lier ein etruscisches Volk. Unter den spätern gallischen Völkern, welche diese Gegenden besetzten, sind mehr durch ihren Namen als durch ihre Wichtigkeit die Brenni ausgezeichnet. Auch hier, wie in allen andern Provinzen, legten die Römer mehrere Colonien an, unter denen Tridentum (Trident), Belunum (Belluno), Bauzanum (Botzen), Bilitio (Bellinzona), Clevenna (Cleven), Curia (Chur) die vorzüglichsten waren; jedoch haben mehrere dieser Städte nur ihre Erweiterung und Verschönerung den Römern zu verdanken. Die Rhätier verbanden sich oft mit ihren gallischen Freunden und verwüsteten das römische Gebiet, daher schickte Augustus seinen Stiefsohn Drusus mit einem Heere ab. Dieser schlug sie 739 nach Erbauung Roms, oder 16 J. vor Chr., unweit Trident in die Flucht. Da dieser Sieg indeß nicht viel nützte, so unternahm Drusus, in Begleitung seines Bruders Tiberius, einen zweiten Feldzug, in welchem Tiberius die Vindelicier vom Bodensee angriff, während Drusus zu Lande gegen die Rhätier rückte. Dadurch entschied sich die Unternehmung für die Römer, und beide Länder wurden römische Provinzen. Rhaetia transdanubiana, die Länder auf dem linken Donauufer, welche an Franken gränzten, waren den Römern wohl bekannt, aber niemals ihnen unterworfen. Vielleicht hat sich davon noch der Name das Ries erhalten, welchen man diesen Ländern wohl beizulegen pflegt. Nach der römischen Herrschaft besetzten Allemannen und Sueven jene römischen Provinzen.

Rhea. Wie die ältern Gottheiten der griechischen Mythologie selbst noch in einen gewissen Nebelschleier des Daseyns eingehüllt sind, und ihre Dichtung gerade in dem Schwankenden und Ungewissen der Umrisse ihren eigentlichen Charakter findet, so fließen auch hier mehrere nach Zeit und Volk verschiedene Dichtungen in eine zusammen und bilden den Doppelmythus: Rhea und Cybele. Rhea ist ursprünglich und besonders als Titanide eigentlich griechische Dichtung; — Cybele aber, selbst der Geschichte nach, phrygischen Ursprungs. Beide flossen, wahrscheinlich auf Creta, in Eins zusammen, offenbar ihrer innern Verwandtschaft wegen, die vielleicht auf eine höhere Identität beider in dem allerersten Quelle aller Mythologie hindeutet. Aber gleichwohl sind sie doch auch noch immer zwei verschiedene Dichtungen, die nicht verwechselt werden dürfen, in welchen die Eigenthümlichkeit jeder erhalten ist, obschon wir die Dichtung von der Cybele nur an der von der Rhea kennen lernen, diese aber selbst wieder über jener zuletzt ganz verschwindet. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen geben wir, mit steter Beziehung auf den früher erläuterten Artikel Cybele, einen kurzen Umriß von dem Einzelnen unsers Mythus. Rhea, eine der merkwürdigsten Titaniden (Töchter der Gäa, Erde, und des Uranos, Himmels), ist Schwester und Gattin Saturns, und mit ihm — denn die Dichtung der Griechen von den alten Göttern ist doch nichts als Kosmogonie, Philosophie über erste Entstehung und Bildung der Welt — Symbol des ersten Formens und Bildens aus der Nacht des Chaos heraus. Die Gestalten ringen, aus dem Schooße des Formlosen emporzutauchen. Rhea, die Fließende, (vom griechischen Zeitwort ῥεειν, fließen,) das Bildungsreiche und Bildungempfängliche, ist Symbol dieses Ringens. Aber noch herrscht zugleich die Macht des Chaos, des Formlosen. Der Rhea zur Seite steht Saturnus, mit der düstern Herzlosigkeit des Abgrundes eifersüchtig auf die neuen Bildungen und

sie im Augenblick des Entstehens sogleich wieder vernichtend — darum Bild der alles verschlingenden, sich selbst in jedem Augenblick zerstörenden Zeit. Doch es soll das Universum endlich Gestalt gewinnen, das Schwankende fest werden. Die Zeit der Entscheidung ist gekommen. — Auf Gäa's, ihrer Mutter, Rath, die in dem frühern Götteräon, nur noch unbestimmter und schwankender, dieselbe Ordnung und Stelle eingenommen hatte, die jetzt die Tochter besitzt, die selbst über Uranos, ihres Gatten, Eifersucht gegen seine Kinder in ihren innersten Tiefen hatte erseufzen müssen, auf Gäa's Rath gibt Rhea ihrem Gatten, der aus Furcht der alten Weissagung seine Kinder sogleich nach der Geburt wieder verschlingt, statt des neugebornen Götterkindes einen Stein in den Windeln. Fortan hat das Lebendige unter der Aegide des Leb- und Bildungslosen Zeit zur Entwickelung gewonnen. Die Bildung siegt über die feindliche Macht des Bildungwiderstrebenden. Der geheimnißvolle Stein, Bild des ersten Festen, auf welchem nun das Gebäude des Lebens sich erheben kann, erster Hemmungspunkt im Flusse der Dinge, im ganzen Alterthum so oft erwähnt, wird in der Folge Symbol der großen Göttermutter selbst. — Auf diese Weise rettet Rhea vor den Verfolgungen des Vaters drei Söhne und drei Töchter, Jupiter, Vesta, Ceres, Juno, Neptun und Pluto, den Chor der neuen, in fester, idealischer Bildung strahlenden Olymposbewohner. Nur hat sie damit auch ihre eigene Herrschaft untergraben. Wenn an Saturn die alte Weissagung der Erde, daß einer seiner Söhne ihn entthronen werde, in Erfüllung geht, so muß auch Rhea das Schicksal ihres Gatten theilen. Sie tritt fortan in die Reihe der alten Gottheiten zurück und ist nur noch durch Rath und Weissagung wirksam, z. B. mit Themis und andern bei der Geburt des Apoll auf Delos, bis sie in spätern Zeiten durch ihre Verschmelzung mit Cybele ein eignes, aber höchst schwankendes Daseyn in den Mysterien wieder erhält. — Lös't sich nach diesem allen die ganze Dichtung von der Rhea am Ende in ein cosmogonisches Philosophem auf, so erscheint die Göttin in ihren Anstalten zur Erhaltung des künftigen Beherrschers der Götter und Menschen auf Creta, im Getöse, das ihre Priester, die Korybanten (Kureten), um das Weinen des Götterkindes zu verbergen, machen müssen; — vielleicht geheime Hindeutung auf die Harmonie, unter deren Schutz die Sphären ihren ersten Gang beschreiben, wenigstens der Ursprung des alten Symbols der phrygischen Handpauke in der linken Hand der Göttin; — in allem erscheint sie als Symbol der unendlichen Erzeugungskraft, der allbefruchtenden Natur, als das erhaltende, Leben und Gestaltung gebende Princip der Welt. Dahin deuten auch ihre Abbildungen, als Bändigerin der Löwen, die ihren Wagen ziehen, als mit einer Mauerkrone geschmückt, als Begleiterin des Bacchus; dahin ihre Verehrung. Diese, einerlei mit der Verehrung der Cybele, ist roher Naturdienst, die tiefste Entartung der religiösen Anlage im Menschen, in sich eigenthümlich schauderhaft und grausend, weil gerade die traurigste Unreligion, Wollust, zur Religion, ja zum Mysterium gemacht wird. Die wildeste, frechste Wollust, jener Linggamdienst der Indier, ist im Dienste der Rhea-Cybele heiliger Gebrauch. Jene Selbstentmannung ihrer Priester ist nicht Selbstverläugnung, sondern im Gefolge der alles befruchtenden Göttin nur das höchste Maß

der sich selbst übertreffenden Frechheit. — Alles im Dienst der unendlichen Zeugungskraft ist selbst, ohne Maß und Ziel, nach Genuß ringend und darin untergehend.

Rhea Sylvia, lebte ungefähr 800 Jahr vor unserer Zeitrechnung und war eine Tochter Numitors, Königs von Albanien. Obgleich Vestalien, gebar sie aus Mars Umarmung das Zwillingspaar Romulus und Remus, die Stifter und Erbauer des weltherrschenden Roms.

Rhede, oder auch Reede, ist die vor dem Hafen gelegene Gegend des Meers, die den Schiffen einen guten Ankergrund gewährt, so daß diese vor dem Winde so lange daselbst sicher liegen, bis sie bei eintretender Fluth in den Hafen einlaufen können. Eine geschlossene Rhede heißt in der Schiffssprache eine solche, die von Batterien am Strande vertheidigt wird; eine offene, wo alle Schiffe ohne Unterschied ankern können.

Rheder, Reeder, wird der genannt, der ein Schiff ausrüstet, überhaupt die Befrachtung der Kauffahrteischiffe zu seinem Geschäft macht. Da selten Einer ein ganzes Schiff auf seine Kosten beladet, so treten mehrere zusammen, die dann Schiffsfreunde, Mitrheder genannt werden. Eines jeden Einzelnen Antheil am Schiff heißt: Schiffspart e. Diese Schiffsparten steigen öfters bis zu einem Sechzehntheil herab, so daß der Besitzer eines solchen den sechzehnten Theil des Gewinnstes und Verlustes erhält und trägt, den das Schiff macht.

Rheims, eine der ältesten Städte Frankreichs, am Flusse Vesle in Champagne, und zwar im jetzigen Marne-Departement, in einer ringsum mit Anhöhen umgebenen Gegend, enthält mit den Vorstädten über 4000 Häuser und 30,000 Einwohner. Die Stadt hat breite Straßen, eine schöne gothische Domkirche, worin die französischen Könige gekrönt und gesalbt werden, ein Rathhaus mit einer sehr schönen Façade, den schönen Königsplatz und einige römische Alterthümer, worunter ein Triumphbogen. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs, welcher Primas des Reichs ist, und das Recht hat, die Könige in seiner prächtigen Kathedralkirche vor dem ehemals mit Goldblech überzogenen Hochaltare zu salben und zu krönen. Es befindet sich hier ein Lyceum, welches anstatt der durch die Revolution untergegangenen Universität errichtet ist. Mit Weinen und hier verfertigten Seiden- und Wollenwaaren, Leder, Lichtern, Hüten ꝛc. wird bedeutender Handel getrieben. Auch ist der Pfefferkuchen von Rheims berühmt. Der in dem Arrondissement von Rheims wachsende Champagner-Wein ist der vorzüglichste.

Rhein, einer von den Hauptflüssen Deutschlands und besonders berühmt wegen der herrlichen Gegenden, die er bespült und wegen der trefflichen Weine, die an seinen Gestaden gewonnen werden. Er entspringt in dem helvetischen Canton Graubündten aus drei Hauptquellen, welche der vordere, mittlere und hintere Rhein heißen. Der vordere quillt aus dem Gebirge Crispalt, nordöstlich vom Gotthard, und vereinigt sich bei Dissentis mit dem mittlern Rheine, welcher vom Lukmanier Berge herabkommt. Diese vereinigten Flüsse vermischen sich bei Reichenau mit dem Hinterrhein, der im Gebirge Adula auf dem Vogelberge aus einem Gletscher sich sammlet, und bis Reichenau zwanzig Stunden weit fließt. Daselbst erhalten diese drei vereinigten Rheinquellen den gemeinschaftlichen Namen Rhein, und haben eine Breite von 230 Fuß. In der Gegend

von Chur, der Hauptstadt Graubündtens wird er schiffbar. Zwischen Rorschach und Fußach stürzt er mit großem Geräusche in den Bodensee, der er zwischen Stiegen und Eschenz verläßt und seinen Lauf nach Schaffhausen und Basel fortsetzt, nachdem er vorher mehrere Wasserfälle (s. d. Art. Rheinfall) gebildet hat. Vom Bodensee bis Basel, wo er schon eine Breite von 750 Fuß erhält, hat er ein sehr felsenreiches Bette. Von Basel aus wird sein Bette von vielen Inseln durchschnitten, wovon jedoch der größte Theil bloß aus Sand- und Kiesbänken besteht, die häufig von einer Seite weggerissen und an der andern wieder angesetzt werden. Von Breisach herab trifft man schon mehrere Inseln, die bestaudet und selbst angebaut sind. Zwischen Straßburg und Germersheim ist das Bette immer noch sehr inselreich, wovon aber der größte Theil mit Gebüsch bewachsen ist. Zwischen Straßburg und Speyer ist der Rhein 1000 bis 1200 Fuß, bei Mainz 15 bis 1700 Fuß und bei Schenkenschanz, wo er Deutschlands Boden verläßt und in die Niederlande eintritt, 2250 Fuß breit. Von Straßburg nimmt der Rhein den Namen des Oberrheins an, den er bis Mainz behält; von da bis Cöln heißt er der Mittelrhein und von Cöln bis zu seinen Ausflüssen in den Niederlanden der Niederrhein. Die Tiefe des Rheins ist verschieden und beträgt 5 bis 28 Fuß. Ja bei Düsseldorf ist er 50 Fuß tief. Bei Schenkenschanz verläßt der Rhein das deutsche Gebiet (nämlich die preußische Provinz Jülich-Cleve-Berg) und tritt in das Königreich der Niederlande. Er theilt sich daselbst in zwei Arme, wovon der südliche die Waal heißt, ⅔ seines Gewässers nimmt, sich hernach zweimal mit der Maas vereinigt und unter dem Namen Merwe in das deutsche Meer fließt. Der nördliche Arm des Rheins hatte vormals in seinem Laufe nach Arnheim zu mehrere Windungen. Seit 1720 aber hat man von der Waal aus bei dem Dorfe Pannerden einen Kanal gegraben, wodurch das alte Bett des Stroms nun größtentheils vertrocknet ist. Durch diesen pannerdenschen Kanal fließen jetzt die Gewässer des Rheins fort, nachdem sie sich unterhalb Millingen von der Waal getrennt haben. Ehe dieser Arm des Rheins nach Arnheim kommt, theilt derselbe sich wieder oberhalb Westervoort, und bildet die sogenannte neue Yssel. Diese Abtheilung des Stroms ist eigentlich der Kanal, den Drusus graben ließ, indem die Gewässer sich bei Dösburg mit der alten Yssel vereinigen und zuletzt sich in die Zuydersee ergießen. Von da, wo sich der ebengenannte Drusische Kanal von dem Rheine trennt, wendet dieser letztere sich nach Arnheim, und behält seinen Namen, bis er bei Wageningen und Rhenen vorbei ist, wo er Lech heißt und auf Wyk bei Durstede fließt. Von hier floß sonst der Rhein mit vollem Strome nach Utrecht, jetzt ist aber nur noch ein sehr schwacher Arm übrig, der krumme Rhein genannt. Weiterhin gegen Vianen über ist schon vor mehreren Jahren aus dem Lech ein Kanal gegraben worden, welcher nach Utrecht geht, und gewöhnlich die Vaart genannt wird. Da derselbe mit Schleusen versehen ist, so kommen auf demselben die sehr beträchtlichen Schiffe nach Utrecht und von da weiter nach Amsterdam. Unterhalb Vianen sondert sich ein kleiner Arm vom Lech ab, den man die Yssel nennt, und der sich eine Meile oberhalb Rotterdam in die Merwe ergießt. Der Lech fließt von Vianen nach Schoonhofen und geht oberhalb Crimpen op de Lek in die Maas. Wir kehren nun zu den Gewässern des Rheins zurück, die nach Utrecht fließen. Von diesen geht abermals ein Arm ab, welcher die

Vecht genannt wird, und sich nach einem achtstündigen Laufe bei Murden in die Zuydersee ergießt. Der übrige Rhein fließt von Utrecht nach Leiden, wo er beinahe einem Graben ähnlich sieht. Bei Rheinsberg vorbei kommt endlich dessen kleines Gewässer, drei Stunden von Leiden, nach Katwyk op Rhin, wo derselbe ½ Stunde davon sich noch zu Anfange dieses Jahrhundertes in den Sand verlohr. Sonst hatte der Rhein da einen Ausfluß in die See bei Katwyk op Zee. Nach einigen vergeblichen Versuchen die alte Mündung wieder zu öffnen, welche durch die entstandenen Dünen verschwunden war, hat man erst seit wenigen Jahren die Schwierigkeiten völlig überwunden, indem man in einem Kanale die in den Sand sich verlierenden Gewässer des Rheins gesammlet hat. Am äußersten Ende desselben befindet sich eine Hauptschleuse, und so ist durch Hülfe der Kunst der Ausfluß des Rheins wieder hergestellt worden. So durch Theilungen geschwächt, beschließt dieser Strom nach einem Laufe von 303 Stunden seine Reise, die er mit immer zunehmender Kraft durch meistens fruchtbare Länder anfangs von Süden gegen Nordosten, dann, als habe er sich anders besonnen, gegen Norden, auf einmal wieder von Osten gegen Westen und endlich in nordwestlicher Richtung unternommen hat. Er durchfließet auf seinem ganzen Laufe zuerst Graubündten und macht die Gränze zwischen dem vorarlberglschen Kreise nach Tyrol und dem helvetischen Cantone St. Gallen, scheidet dann, nachdem er den Bodensee verlassen hat, das Großherzogthum Baden und Helvetien, von Basel an dasselbe Großherzogthum und die französischen Departemente des Ober- und Niederrheins, hierauf bildet er die Gränze zwischen demselben Großherzogthume und dem Rheinkreise des Königreichs Baiern. Nach diesem langen Laufe durch das Großherzogthum Baden durchströmet er das Großherzogthum Hessen, das Herzogthum Nassau und zuletzt die preußischen Provinzen Niederrhein und Jülich-Cleve-Berg, worauf er diese bei Kekerdam verläßt und die Niederlande durchfließt. Die vornehmsten in denselben sich ergießenden Flüsse sind: die Aar, die Ill, Kinzig, Murg, der Neckar, der Main, die Nahe, Lahn, Mosel, Erft, Ruhr und Lippe. Viele beträchtliche Städte liegen an seinen Ufern. Wir nennen davon nur auf seinem Laufe durch Helvetien und Deutschland: Constanz, Schafhausen, Basel, Alt-Breisach, Speyer, Mannheim, Worms, Mainz, Bingen, Coblenz, Neuwied, Bonn, Cöln, Düsseldorf, Wesel und Emmerich. An Fischen ist der Rhein sehr reich. Man fängt darin Salmen, welche im Frühlinge im Hinaufsteigen aus der See Lachse, hernach aber, wenn sie sich gegen den Herbst wieder nach dem Meere zu wenden, Salmen genannt werden, Rheinstöre, Neunaugen, Hechte, Karpfen oft zu 20 Pf. schwer ꝛc. An Federwildpret hält sich auf den unzähligen Rheininseln und dessen Ufern eine Menge verschiedener oft seltener Gattungen auf. Außer diesen Producten führt der Rhein auch Gold unter seinem Sande, welches theils aus dem Gebirge Helvetiens, theils aus dem des Schwarzwaldes kommt. Eine vorzügliche Wichtigkeit, besonders für das westliche Deutschland, hat der Rhein durch die Schiffahrt, welche auf demselben getrieben wird, und welche seine sanfte Strömung von Basel bis Holland, seine meistens nicht gar hohen Ufer und der Eintritt vieler anderer schiffbaren Flüsse begünstigen. Wenn in alten und neuen Zeiten die Rheinschiffahrt nicht immer von großer Bedeutung war, so waren besonders die vielfältigen Wasserzölle und die ehedem lästigen Rechte der

Stapelstädte Mainz, Cöln ꝛc. daran Schuld. 280 Stunden lang kann der Rhein zur Schiffahrt benutzt werden. Ob er gleich schon von Chur in Graubündten an befahren wird, so fängt doch erst unter Schafhausen eigentlich die bequemere Schiffbarkeit des Stromes an. Allein für schwer beladene Schiffe ist der Strom noch nicht wohl zu befahren, und die größere Rheinschifffahrt beginnt erst bei Speyer. Von Straßburg bis Mainz gehen Schiffe, die 2000 bis 2500 Ct. laden, von Mainz bis Cöln Schiffe von 2500 — 4000 Ct. und von Cöln bis Holland Schiffe, welche 6000 bis 9000 Ct. tragen. Außer den schon erwähnten Rheinfällen werden als gefährliche Stellen für die Rheinschifffahrt angesehen: 1) das binger Loch. Nämlich bei Bingen, einer Stadt 6 Stunden unterhalb Mainz, nähern sich die Berge, welche den Rhein einschließen, von beiden Seiten so, daß man noch bis an das Flußbette hinein den Zusammenhang der Felsen gewahr werden kann. Diese Felsenwand, die sich von einem Ufer zum andern erstreckte, wurde wahrscheinlich im Laufe von Jahrhunderten durch die Gewalt des Wassers oder durch eine Erdrevolution zum Theil zertrümmert, und ließ nun dem Strome freie Bahn. Carl der Große ließ diese Oeffnung erweitern, aber sie blieb noch so enge, daß nur ganz kleine Fahrzeuge die Fahrt machen konnten. Erst unter dem Kurfürsten Sigismund von Mainz wurde der Weg auch für größere Schiffe brauchbar und minder gefährlich gemacht. Selbst noch während der ersten französischen Revolutionskriege haben französische Ingenieurs daran gearbeitet. Ungeachtet aller an diese Felsenwand angewendeten Arbeiten sieht man doch noch das gewaltsame Brechen der Wellen an diesen Felsen, und kann den Wasserfall noch recht gut bemerken. Die einzige Durchfahrt, welche man das binger Loch nennt, ist nur 50 Fuß breit. Bei mittlerem Wasserstande ist keine Gefahr, aber bei niedrigem Wasser erfodert die Durchfahrt die größte Vorsicht und Localkenntniß. Bei diesem binger Loche steht mitten im Wasser auf einem Felsen Hatto's Thurm oder der Mäusethurm. 2) Das wilde Gefährt bei Bacharach, eine gefährliche Stelle, doch nur für die den Strom hinabfahrenden Schiffe, wo der Strom im Thalweg mit fürchterlichem Gefälle des Wassers zwischen Felsen und Bänken eine Art von Trichter bildet. 3) Die sogenannte Bank von St. Goar, wo des Flusses Wellen an eine Gruppe theils sichtbarer, theils verborgener Klippen anprallen, und einen Strudel bilden, der zuweilen den Schiffen, besonders den Flößen, verderblich wird. 4) Der kleine und große Unkelstein bei dem Städtchen Unkel, eine Gruppe von Basaltsäulen, die theils unter dem Wasser verborgen sind, theils hervorragen. Die größere Gruppe, der große Unkelstein genannt, ist unter der französischen Herrschaft hinweggeräumt worden. Die kleinen Gruppen können zwar bei hohem Wasser von leeren Schiffen überfahren werden, für geladene Schiffe aber bleibt nur das Ausweichen übrig, welches nicht immer gelingt. Kein Strom Deutschlands wird von Fremden seiner schönen Umgebungen wegen häufiger bereiset, als der Rhein. Seine Landschaften haben jedoch einen verschiedenen Charakter. Von Basel bis Mainz durchfließet er ein weites Thal, auf der linken Seite von den Vogesen und auf der rechten Seite von dem Schwarzwalde und den Bergen längs der Bergstraße begränzt. Von Mainz an rücken die Gebirge nahe an den Strom, anfangs nur auf dem rechten Ufer, wo sie den Rheingau bilden; von Bingen an aber rücken die Gebirge von beiden Seiten zusammen und verengen den Strom so,

daß er hier nur eine Breite von 1100 Fuß hat. Auf dieser Strecke bis Königswinter bieten die Ufer mannichfaltige Felsen und Bergpartien und wild romantische Ansichten dar. Am Fuße der hohen Felsen und Berge liegen freundliche Städte und Dörfer längs des Rheins ausgedehnt, über ihnen erheben sich auf allen Absätzen und Seiten der Felsen Reben und auf den Gipfeln schroffer Felsen thronen eine Menge von alten Schlössern und Ritterburgen. Zuweilen öffnen sich die den Rhein begleitenden Felsenketten und lassen die Aussicht in romantische Thäler frei, woraus kleinere und größere Flüsse dem Rheine zuströmen. Dieser Theil des Rheins von Mainz und Bingen bis Bonn wird daher am meisten von den Reisenden gewählt, um darauf eine Fahrt zu machen, wozu die täglich von Mainz nach Cöln abgehenden Wasserdiligencen wohlfeile und bequeme Gelegenheiten darbieten. Von Königswinter an bis zu den Niederlanden durchfließt der Rhein eine einförmige Ebene, und die schönen Rheingegenden hören hier auf. Man hat zwei für den Reisenden alles zur Rheinfahrt Wissenswürdige enthaltende Rheinreisehandbücher, wovon das eine von Lange sich von Mainz bis Düsseldorf erstreckt und das andere von Aloys Schreiber sich über den ganzen Lauf des Rheins, nebst Abstechern von da auf die benachbarten Gegenden, verbreitet.

Rheinbund. In dem für Oesterreich so unglücklichen Kriege von 1805 hatten sich mehrere Fürsten des südlichen Deutschlands theils freiwillig, wie Baiern, theils gezwungen, wie Würtemberg u. A., mit Bonaparte gegen das gemeinschaftliche deutsche Reichsoberhaupt verbunden. Darauf gab der Friede von Preßburg (26. Dec. 1805), welcher diesen Krieg endigte, zur völligen Auflösung des deutschen Reichskörpers die nächste Veranlassung. Denn er hatte den Churfürsten von Baiern und Würtemberg die Königswürde und beiden, so wie Baden, die Souveränetät (obwohl unbeschadet der deutschen Bundesverfassung!) ertheilt. Bald nachher, den 27. Mai 1806, zeigte der erste deutsche Churfürst, der Reichskanzler, dem Reichstage an, daß er — was ganz gegen die Reichsverfassung war, — den Cardinal Fesch, einen Onkel Bonaparte's, zu seinem Coadjutor und Nachfolger ernannt habe. Endlich erklärten sechzehn deutsche Fürsten förmlich ihre Trennung von Kaiser und Reich, durch die am 12. Juli 1806 von den Königen von Bayern und Würtemberg, dem Churfürsten-Reichserzkanzler, dem Churfürsten von Baden, dem neuen Herzoge von Cleve und Berg (Joachim Murat), dem Landgrafen von Hessen Darmstadt, den Fürsten von Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg, von Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen, von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, dem Herzoge von Ahremberg, dem Fürsten von Isenburg Birstein und dem Grafen von der Leyen zu Paris unterzeichnete und am 1sten Aug. 1806 dem Reichstage mitgetheilte Bundesacte. Sie begründeten diese Lossagung auf die Mängel der deutschen Reichsverfassung, und luden auch die übrigen Reichsstände ein, ihrem Bunde beizutreten. Der französische Gesandte Bacher fügte an demselben Tage noch die Erklärung hinzu, daß sein Kaiser kein deutsches Reich weiter anerkennen werde. (S. Deutschland, B. 3. S. 171.) Der Kaiser Franz II. legte daher am 6. August seine Würde als Oberhaupt des deutschen Reichs nieder, wozu, nach seiner Erklärung, ihn die Foderungen aus mehreren Artikeln des preßburger Friedens und die neue Vereinigung der rheinischen Stände, wodurch er sein Amt als Reichsoberhaupt für erloschen betrachte, veranlaßten. Nach jener Acte, welche auch im Namen des Fürsten von Lich-

kenstein, ohne daß er darum wußte, mit unterzeichnet worden war, bekam der Churf. Erzkanzler den Titel eines Fürst-Primas, der Churfürst von Baden, der Landgraf von Hessen-Darmstadt und der Herzog von Berg erhielten den großherzoglichen Titel mit allen königlichen Rechten und Vorzügen, Nassau-Usingen erhielt die herzogliche und von der Leyen die fürstliche Würde. Der französische Kaiser aber nannte sich den Protector des Rheinbundes. Durch die Errichtung dieses Bundes verloren ihre politische Selbstständigkeit die Reichsstadt Nürnberg, welche an Baiern fiel, Frankfurt, welches dem Fürsten Primas, das dem Johanniterorden gehörige Fürstenthum Heitersheim, welches dem Großherzoge von Baden, und die Burggrafschaft Friedberg, die dem Großherzoge von Hessen-Darmstadt unterworfen wurden. Ferner wurden durch Mediatisation die Fürsten von Nassau und Oranien-Fulda, von Hohenlohe, von Schwarzenberg, von Löwenstein, von Leiningen, von Thurn und Taxis, von Salm Reiferscheid-Krautheim, von Wied-Neuwied und Wied-Runkel, von Oettingen, von Fugger, von Metternich, von Truchseß, von Fürstenberg, von Solms, der Landgraf von Hessen-Homburg, die Herzoge von Corswarem-Looz und von Croy, viele reichsgräfliche und alle noch übrigen reichsritterlichen Familien den rheinischen Bundesfürsten untergeordnet. Jenen mediatisirten Reichsständen und Reichsgliedern blieben nur ihre Patrimonialgüter und ihr Privateigenthum, die Gerichtsbarkeit in erster und zweiter Instanz, die lehnherrlichen und Bergwerksrechte u. s. w., aber die wesentlichen zur Landeshoheit gehörigen Befugnisse der Gesetzgebung, der obersten Gerichtspflege, die Rechte des Krieges, des Friedens und der Bündnisse, der Polizei und der Besteurung u. s. w. fielen den Bundesfürsten, denen die Vermittelbarten unterworfen wurden, zu. Der angebliche Zweck dieses Bündnisses sollte Sicherung des äußern und innern Friedens seyn, Frankreich und die Mitglieder des Rheinbundes sollten Einer für Alle und Alle für Einen stehen, und wenn Einer von ihnen mit Krieg bedroht oder angegriffen wäre, so sollten auf die Einladung des Protectors alle übrigen Mitverbündeten ohne weitere Berathung zu den Waffen greifen, und dem Bedroheten oder Angegriffenen zu Hülfe eilen. Obgleich nach der Rheinbundesacte der damalige Kaiser Napoleon Beschützer der Rheinconföderation seyn sollte, so sollte es doch kein Bundesoberhaupt, dem die Regenten der einzelnen Staaten als solche unterworfen wären, geben. Für die Berathschlagungen über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Rheinconföderirten sollte zu Frankfurt am Main eine Bundesversammlung in zwei Collegien, dem königlichen, in dem auch die Großherzoge ihren Sitz haben sollten, und dem fürstlichen, Statt haben. Allgemeiner Präsident der Bundesversammlung und besonderer des königlichen Collegiums sollte der Fürst Primas seyn. In dem fürstlichen Collegium aber sollte der Herzog von Nassau den Vorsitz führen. Nach dem jedesmaligen Tode des Fürsten Primas sollte dessen Nachfolger von dem Beschützer des Rheinbundes ernannt werden. Kein Mitglied des letztern sollte anderswo als in den Staaten der Bundesgenossen oder der mit denselben Verbündeten Dienste nehmen, und so sollte auch kein Mitglied des Rheinbundes seine Souveränetät anders als zu Gunsten eines Bundesgenossen veräußern dürfen. Die Streitigkeiten der Rheinbundesfürsten sollten auf den Bundestagen entschieden, und zur Entscheidung der Klagen gegen die Mitglieder des Rheinbundes sollten zwei Gerichtshöfe, einer zu München

für die südlichen Gegenden, der andere zu Dresden für die nördlichen, errichtet werden. Aber so wenig dies, wie eine Bundesversammlung hat jemals Statt gefunden. Endlich sollten Catholiken und Protestanten in allen Bundesstaaten gleicher bürgerlichen Rechte genießen. — So trat an die Stelle des fast tausendjährigen Reichs deutscher Nation ein durch fremde Herrschsucht gestifteter Bund, der, so vorübergehend auch seine Erscheinung war, doch in den staatsrechtlichen Verhältnissen der ehemaligen deutschen Reichsstände und ihrer Unterthanen eine gänzliche, dauernde Umwälzung bewirkte. Schon am 25. Sept. 1806 trat auch der Churfürst von Würzburg als Großherzog dem Rheinbunde bei; dagegen faßte Preußen, um der durch ferneren Anwachs dieser Conföderation sich vergrößernden Macht Frankreichs Schranken zu setzen, leider zu spät, die Idee, einen ähnlichen Bund unter seinem Protectorat aus den nordischen deutschen Fürsten zu bilden. Dieser Entwurf wurde aber durch den Krieg von 1806-1807 vernichtet, und noch während dieses Kriegs trat der Churfürst von Sachsen, nachdem er sich von Preußen getrennt und in seinem Separatfrieden mit Frankreich zu Posen (11. Dec. 1806) den Königstitel angenommen hatte, dem Rheinbunde bei. Ihm folgten am 15. Dec. 1806 die fünf sächsischen Herzoge Ernestinischer Linie, und durch den am 18. April 1807 zu Warschau unterzeichneten Tractat wurden auch die beiden Fürsten von Schwarzburg, die drei herzoglichen Linien von Anhalt, die Fürsten von Lippe-Detmold und Lippe-Schaumburg und die Fürsten des Gesammthauses Reuß zu Mitgliedern des Rheinbundes aufgenommen. Das aus den eroberten preußischen und andern Staaten für Hieronymus Bonaparte errichtete Königreich Westphalen ward durch die von dem Kaiser der Franzosen am 15. Nov. 1807 bestätigte Constitution gleichfalls zum Rheinbundesstaat bestimmt; endlich wurden noch die Herzoge von Meklenburg-Strelitz (18. Febr. 1808), von Meklenburg-Schwerin (22. März 1808) und der Herzog von Oldenburg, Fürst von Lübeck (14. Oct. 1808) als Mitglieder des rheinischen Bundes aufgenommen. Allein der Protector des Rheinbundes, welcher denselben zur Sicherung des innern und äußern Friedens, und der Unabhängigkeit der Bundesgenossen gestiftet hatte, dieser Protector selbst war es, der sich zuerst an der Sicherheit und Unabhängigkeit seiner rheinischen Bundesgenossen vergriff, und durch ein Decret vom 10. Dec. 1810, wodurch er die Schelde-, Maas-, Rhein-, Ems-, Weser- und Elbmündungen mit Frankreich vereinigte, folgende Rheinbundesfürsten ihrer politischen Existenz und der ihnen durch die Bundesacte zugesicherten Selbstständigkeit beraubte: 1. den Herz. von Oldenburg, welchem er sein Herzogthum, 88 QM. und 153,480 Einw., nahm, und bloß das Fürstenthum Lübeck ließ; 2. dem Herz. von Ahremberg, von dessen Landen 38 QM. und 57,558 Einw. mit Frankreich, das Uebrige, nämlich 12 QM. und 25,000 Einw. aber mit dem Großherzogthum Berg vereinigt wurden; 3. die Länder der Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, die 30 QM. und 60,230 Menschen enthielten, wurden gleichfalls mit Frankreich verbunden. Vom Großherzogthum Berg nahm er außerdem 89 QM. und 225,208 Einw., und vom Königreiche Westphalen 275 QM. und 611,581 Menschen, um sie mit seinem Reiche zu verbinden. Nachdem er den größten Theil jener Länder mit Frankreich vereinigt hatte, behielten die sämmtlichen Bundesstaaten noch ein Areal von 5334 Q.M. und 13,475,820 M. So erfüllte Bonaparte die von ihm übernommene doppelte Verbindlichkeit

der Beschützung des Bundesgebiets gegen fremde Truppen und der Beschützung jedes einzelnen Bundesgenossen gegen die übrigen! Eben so wenig gedachte er seiner, bei Errichtung dieser schmachvollen Conföderation ertheilten Versicherung, daß er sich nie eine Oberlehnsherrlichkeit über die von ihm als Souveräne anerkannten Fürsten des Rheinbundes anmaßen, noch sich eine Einmischung in ihre innern Verhältnisse erlauben wolle. Als Föderativstaat unter dem Schutze eines übermüthigen Beschützers, dessen großer Gewalt, unbegränzter Herrschsucht und eisernem Willen der ganze Rheinbund nichts ihn Sicherndes entgegensetzen konnte, erschien dieser Bund vom Anfang an als ein Unding. Nur der Drang der Verhältnisse konnte einige deutsche Fürsten bestimmen, sich diesem Bunde anzuschließen. Bei den übrigen waren augenblickliche Vergrößerung und Erhöhung des Ranges die Lockungen, wodurch Napoleon sie für sich gewann, ohne daß sie die Dauer des Erworbenen und die Rechtmäßigkeit der Erwerbsmittel gehörig erwogen. Ein solches, nur aus Noth oder unedlen Beweggründen geschlossenes, von den meisten Einwohnern der Bundesstaaten mit Unwillen betrachtetes, nur von der eisernen Faust eines Weltbedrückers zusammengehaltenes Bündniß mußte bei dem ersten nicht ganz unkräftigen Angriffe von außen in sich selbst zerfallen. Dagegen suchten Bonaparte und die Rheinbundesgenossen durch die Einführung der Conscription und durch Bestimmung der Contingente, welche im Fall eines Krieges jeder Staat stellen sollte, sich zu sichern. Das ganze Bundescontingent sollte aus 119,180 M. bestehen, dazu gab 1. Bayern 30,000 M., 2. Westphalen 25,000 M., 3. Königreich Sachsen 20,000 M., 4. Würtemberg 12,000 M., 5. Baden 8000 M., 6. Berg 5000 M., 7. Hessen-Darmstadt 4000 M., 8. Frankfurt 2800 M., 9. Würzburg 2000 M., 10. Meklenburg-Schwerin 1900 M., 11. Meklenburg-Strelitz 400 M., 12. Nassau-Usingen und Weilburg 1680 M., 13. Sachsen-Gotha 1100 M., 14. S. Weimar 800 M., 15. S. Coburg 400 M., 16. S. Meinungen 200 M., 17. S. Hildburghausen 200 M., 18. Anhalt-Dessau 350 M., 19. Anhalt-Bernburg 240 M., 20. Anhalt-Köthen 210 M., 21. Lippe-Detmold 500 M., 22. Lippe-Schaumburg 150 M., 23. und 24. Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt zusammen 650 M., 25. Waldeck 400 M., 26. Isenburg 291 M., 27. Hohenzollern-Sigmaringen 197 M., 28. Hohenzollern-Hechingen 93 M., 29. Leyen 29 M., 30. Lichtenstein 40 M., 31. die Fürsten von Reuß-Greitz, Reuß-Schleiz, Reuß-Lobenstein-Lobenstein, und Reuß-Lobenstein-Ebersdorf 450 M. Den Oberbefehl über diese Truppen führte der Beschützer des Rheinbundes, der auch im Fall eines Krieges den Bund mit einer Armee von 200,000 Mann zu unterstützen versprach. Nie ist aber die Heeresmacht des Rheinbundes zu den durch die Bundesacte bezeichneten Zwecken, sondern bloß zu den offensiven Kriegen des Protectors verwendet worden. Das denkwürdige Jahr 1813 machte dieser, jedem deutschen Gemüth schmachvollen Conföderation ein Ende. Die jetzigen Großherzoge von Meklenburg-Schwerin und von Meklenburg-Strelitz, welche die letzten gewesen waren, die, durch ihre Lage gezwungen, sich dem Rheinbunde angeschlossen hatten, waren, gleich als Preußen sich mit Rußland gegen den corsischen Zwingherrn vereinigte, die ersten, welche vom Rheinbunde sich lossagten, und die Partei des Rechts und der vaterländischen Freiheit ergriffen. Ihnen folgten außer verschiednen mindermächtigen bald zwei der angesehensten Rheinbundsfürsten, die

Könige von Baiern und Würtemberg, durch deren Uebertritt zur guten Sache der ganze Bund als aufgelöst zu betrachten war. Andere zögerten länger, indem theils die Lage ihrer Länder, theils andere Rücksichten und Verhältnisse eine freie Erklärung hinderten oder doch erschwerten. Dahin gehörte der König von Sachsen, der im Begriff war, die Sache der Verbündeten zu ergreifen, als die Folgen der Lützner Schlacht ihn zu einem andern Entschluß bewogen, ferner der Großherzog von Frankfurt, der Mitstifter und Präsident des Bundes. Jener verlor daher die Hälfte seines Landes, und dieser Alles. Gleiches Schicksal hatten der König von Westphalen und der Großherzog von Berg (Sohn des Exkönigs von Holland). Aus demselben Grunde wurden durch die Beschlüsse des wiener Congresses die Länder des Fürsten von Isenburg und des Fürsten von der Leyen, die als Rheinbundesfürsten Souveräne waren, mediatisirt. Die sämmtlichen übrigen Mitglieder des Rheinbundes, mit Ausschluß des Herzogs von Ahremberg, und der Fürsten von Salm, sind als Souveräne dem neuen deutschen Bunde wieder beigetreten. So endigte jene Conföderation, die ein Werk französischer Intrigue und Herrschsucht war, und ein Flecken in unserer vaterländischen Geschichte bleiben wird.

N. P.

Rheinfall ist 1. eine Stunde unter Schafhausen, bei den beiden Laufen, wo von das eine (ein Dorf und Schloß) dicht am Rhein, auf dem Boden des helvetischen Cantons Zürich, und das andere, ein altes Schlößchen, gegenüber auf einer Insel liegt. Nachdem der Strom, ungefähr 500 Schritte oberhalb, sein Gewässer zwischen ungeheuren Felsen, die zum Theil mitten aus seinem Bette hervorragen, sehr eng zusammenziehen mußte, fängt er nun allmählig an zu schäumen und zu wirbeln, schießt dann, bei immer zunehmendem Abhange, in unzähligen Buchten, von Fels auf Fels hin, und geräth endlich an den Rand der ungeheuren Masse, wo ein Abgrund von beinahe 80 Fuß Höhe sich darstellt. Sein Sturz über diesen Rand geschieht mit einem in der Nähe betäubenden und bei stiller Nacht auf zwei Meilen weit hörbaren Getöse, in drei Fällen, steil herab, wovon der auf der Südseite, welcher zwischen zwei Felsenpfeilern Statt hat, der gewaltsamste ist. Die volle Breite der Wassermasse beträgt 300 Fuß. Nicht weit vom Sturze findet sich fast in der Mitte des Flusses ein Haus, zu dem eine Zugbrücke führt. Hier übersieht man den ganzen Sturz in seiner Breite. Das unaufhörliche Tosen und Brausen der herabstürzenden großen Wassermasse, und das beständige Zittern des Felsens, auf dem man steht, ist durch kein Bild darzustellen. Kein Schiff kann beladen oder leer diesen Wasserfall passiren, sondern man muß die Ladung zur Achse durch Schafhausen und unterhalb der Stadt wieder in Schiffe bringen. 2. Der **Rheinfall** unter Zurzach, bei der Mündung der Wutach. Dieser Fall wird verursacht durch einen quer durch der Rhein gehenden Felsendamm, in dessen Mitte sich eine Lücke befindet, welche bei niedrigem Wasserstande das Wasser durchläßt, auch Raum genug für zwei neben einander fahrende kleine Schiffe darbietet; wenn aber im Sommer oft der Rhein hoch anschwillt, und sich über die zu beiden Seiten der Lücke stehenden Felsen ergießt, so entsteht ein Sturz, der alle Schifffahrt unmöglich macht. 3. Der **Rheinfall** bei Laufenburg, besteht nicht in einem Wasserfall, sondern in einer Stromschnelle, auf welcher die Schiffe leer und an Seilen durch Menschen, jedoch mit Lebensgefahr, heruntergelassen werden. 4. Der **Rheinfall** bei Rheinfelden, der vierten und letzten der vormals österreichischen Waldstätte. Er wird der

Höllhaken, auch das Gewild genannt. Die Felsen im Rheine fangen schon eine Stunde oberhalb Rheinfelden an, und streichen bis unter die Brücke dieser Stadt dergestalt fort, daß nur eine schmale Oeffnung bleibt, wodurch die Schiffe mit der größten Behutsamkeit geführt werden müssen. Unterhalb der Brücke hört der Fall auf, und der Strom wird ruhiger.

Rheingau, kleiner ohngefähr 4 Stunden langer und zwei Stunden breiter Strich Landes, längs des Rheins, auf dem rechten Ufer, ehemals zum Erzstift Mainz gehörig, jetzt ein Theil des Herzogthums Nassau, ist eine der paradiesischsten Gegenden Deutschlands, berühmt durch die schönen abwechselnden Parthieen und reizenden Aussichten und durch die herrlichsten Rheinweine, die hier gedeihen. Der Rheingau wird durch das Rheingaugebirge (dessen höchste Spitze der Rabenkopf ist), welches nur durch ein kleines Thal von dem Taunusgebirge geschieden ist, gebildet und von dem hier von Osten gegen Westen fließenden Rheinstrome bespühlt. Er fängt bei dem Dorfe Nieder-Walluf unterhalb Mainz an und endigt sich bei dem Dorfe Lorrich. Das schöne Städtchen Ellfeld ist der Hauptort des Rheingaues. Ferner liegen Erbach, Hattenheim, Oestrich, Mittelheim, Winkel, Johannisberg, Geißenheim, der schöne große Flecken Rüdesheim, Asmannshausen, Dreyeckshausen, Niederheimbach und Lorrich darin. Am Ufer reihen sich viele schöne Landhäuser. Das Hauptproduct dieses Districts ist der Wein. Die Lage des Rheingaues, welcher durch sein Gebirge gegen die Nord- und Ostwinde geschützt, und dagegen dem Mittagsstrahl der Sonne ausgesetzt ist, trägt zur Güte des Weins vorzüglich bei. In Rücksicht des Weinbaues wird der Rheingau in die obere und untere Gemarkung eingetheilt, d. h. in die Dörfer der Höhe und in die Dörfer längs des Ufers. Die geistigen Weine gedeihen auf den höchsten Höhen, die gesündesten auf den mittlern. Die in der Tiefe wachsenden werden spät trinkbar. Die berühmtesten Weinsorten des Rheingaues sind der starke und feurige Rüdesheimer und Markebrunner, der gewürzvolle Johannisberger und Geißenheimer und der liebliche Asmannshäuser. (S. Rheinweine.) Außer dem Weinbau hat man auch vielen Obstbau und auf dem vom Rheinufer weit entfernten Gebirgsrükken ansehnliche Waldung. Die Bevölkerung dieses mit schönen Oertern besäeten Landstriches beträgt ohngefähr 18,000 Seelen.

Rheingrafen, eine ehemals bestehende Würde und Titel, die mehrere gräfliche Familien trugen, die ihre Besitzungen am Rhein hatten. (S. d. A. Raugrafen).

Rheinischer oder rheinländischer Fuß, s. Fuß.

Rheinsberg (Rhinsberg), ein Städchen am Flüßchen Rhin und einem See, im ruppinschen Kreise des zur preußischen Provinz Brandenburg gehörigen potsdamer Regierungsbezirkes, 12 Meilen von Berlin. Es ist regelmäßig angelegt und hat drei große öffentliche Plätze, 200 Häuser und 1400 Einwohner, welche hauptsächlich von Ackerbau, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei leben. Auch ist hier eine bedeutende Fayencefabrik, welche schöne Waaren liefert, und gegen 70 Arbeiter beschäftigt. Merkwürdig ist das Schloß des Prinzen August von Preußen, mit einem schönen Park, in welchem sich eine Spitzsäule zum Andenken des Prinzen August Wilhelm von Preußen und die Denkmäler einiger preußischen Generale befinden, die sich im siebenjährigen Kriege auszeichneten. Unweit der Stadt liegt eine Glashütte, welche grünes Glas fabrizirt und 14 Arbeiter unterhält. Anfangs nur ein Schloß gehörte Rheinsberg zu den drei Stammhäusern der Herren von Bre-

dow, von ihnen kam es an das Haus Beville. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., kaufte es 1736, und erhob es zu einer Stadt, wo der damalige Kronprinz, der nachmalige König Friedrich II., residiren sollte. Verherrlicht durch Werke der Kunst, und durch die edle Vorbereitung auf ein ruhmvolles Leben, welcher Friedrich der Einzige sich hier widmete, wird dieses Städtchen stets merkwürdig in den Annalen der preußischen Geschichte bleiben. Aber es war noch nicht genug an diesem Glanze; als Residenz des großen Bruders Friedrich II., des Prinzen Friedrich Heinrich von Preußen, sollte Rheinsberg aufs neue verherrlicht werden. Das Städtchen brannte 1740 ab, der König ließ es wieder aufbauen, und schenkte es 1744 seinem als Menschen, Weisen und Feldherrn gleich ausgezeichneten Bruder.

Rheinsburger oder Collegianten nennt sich eine Secte in Holland, welche aus Remonstranten entstand, die sich nach der Dortrechter Synode (s. d. Art. Remonstranten) zu Rheinsburg bei Leiden verborgen hielten und auch, nachdem den Remonstranten Religionsfreiheit zugestanden worden war, sich mit diesen nicht vereinigten, weil sie in der Freiheit ihrer Meinungen von den Lehren und Gebräuchen der Reformirten noch weiter abwichen. Sie wollten keine Kirche heißen und keiner angehören, sondern nannten ihre Gesellschaft Collegium und ihre Gemeinen Collegien (daher und von dem Orte ihrer Entstehung, wo sie sich jährlich zweimal versammeln, schreibt sich ihr Name). Da sie die Bibel als einzige Norm des Glaubens und Lebens aufstellten und dabei die größte Ungebundenheit, ja Verschiedenheit in der Auslegung derselben gestatteten, gesellten sich bald Separatisten aller Art zu ihnen; um Leiden und Rotterdam erhielten sie den meisten Zuwachs aus Mennoniten, Socinianern und andern Ueberläufern der protestantischen Hauptpartheien. In ihren Gemeinen stellten sie keine bestimmten Geistlichen, sondern nur Aelteste, Diener und Krankenpfleger mit Vorbehalt der Aufkündigung an. Wer sich dazu fähig fühlte, durfte in ihren Andachtsversammlungen Vorträge halten. Taufe und Abendmahl begingen sie, ohne die Feier der Sacramente für nothwendig zu achten. Die Uneinigkeit einiger Schriftsteller aus ihrer Mitte, die der Spinozismus zum Socinianismus geleitet hatte, verursachte eine Spaltung unter ihnen, die die holländischen Collegien von den gröningischen trennt, jene dulden den Socinianismus, diese nicht. Um 1740 hatten sie noch 18 Collegien oder Gemeinen, die vorzüglichsten zu Amsterdam, Leuwerden und Gröningen. Jetzt verliert diese Secte immer mehr Glieder an andre Partheien und scheint allmälig zu erlöschen. E.

Rheinschiffahrts-Octroy. Im Jahr 1804 schloß Bonaparte als Kaiser von Frankreich mit dem Churerzkanzler, nachherigem Fürsten Primas, Dalberg, einen Vertrag über die Rheinschifffahrt, durch den die bis dahin üblichen mannichfachen Zölle, welche die den Rhein befahrenden Fahrzeuge zu entrichten hatten, mehr vereinfacht und zusammengezogen wurden. Dieses Uebereinkommen, das in 132 Artikeln das Rheinzollwesen behandelt, wurde Rheinschifffahrts-Octroy genannt, und durch die dadurch einkommenden Gelder die Summen gedeckt, die dem Churerzkanzler in früher entworfenen Entschädigungsplanen für Abtretung mehrerer Landstriche zugesichert worden waren.

Rheinweine. Das eigentliche Vaterland dieser kräftigen, schmackhaften und gesunden deutschen Weine ist der Rheingau zwischen Mainz und Bacharach. Indeß gehören auch die Hochheimer Weine, von denen der beste auf dem Berge wächst, der sonst zur Domdechanei

in Mainz gehörte, obgleich sie nicht in dem bezeichneten Bezirk wachsen, zu den besten Rheinweinsorten. Die Primsorten der Rheingauer Weine sind die Weine vom ersten Range, welche um Rüdesheim und am Johannisberge wachsen. Die aus der Oberpfalz folgen ihnen im Range nach. Weniger gesucht ist jetzt der Bacharacher; er hat einen süßlichen Geschmack. Es wird daselbst auch ein guter rother Wein gebaut, der, wenn er einige Jahre gelegen hat, alles Herbe verliert. Nicht minder berühmt ist der um Kostheim, ebenfalls bei Mainz. Der Nierensteiner gehört, ob er gleich außer dem Rheingaue wächst, zu dem besten Rheinweine. Im Rheingaue verdienen wegen ihres guten Weinbaues noch folgende Orte Erwähnung: Affenstein, Hambach, Pfeffersheim, Rietberg, Wormsgau, Laubenheim, Bodenheim, Markbrun und einige andre. Vorzüglich gute Jahrgänge sind von 1748, 1760, 1762, 1766, 1776, 1779, 1780, 1781, und noch mehr 1783 und 1811. Bleicherte nennt man schöne rothe Rheinweine, die theils um das Schloß Argenfels im Trierschen, theils auch im cöllnischen Oberstift gewonnen werden. Lorchwein ist ebenfalls ein guter rother Wein, der bei Lorch im Mainzischen wächst; desgleichen der Asmannshäuser, der bei dem mainzischen Dorfe dieses Namens erzeugt wird.

Rhesus, ein thracischer Fürst, der dem Priamus im trojanischen Kriege zu Hülfe kam. Er ist in so fern vorzüglich merkwürdig, als er die berühmten Rosse mit sich führte, an denen Troja's Schicksal nach einer alten Sage hing. Wenn diese Rosse nämlich, glänzender als der Schnee, und schneller als der Wind, nur einmal aus dem Xanthos tränken und in Troja Futter zu sich nähmen, so sollte diese Stadt unüberwindlich seyn. Darum entführten sie Diomedes und Odysseus, wie Homer erzählt, mit Lebensgefahr aus dem feindlichen Lager, nachdem sie den Rhesus selbst getödtet hatten, der eben erst vor Troja angekommen war.

Rhetoren und Grammatiker werden mit griechischen Kunstausdrücken die Redekunstverständigen und Sprachkundigen genannt. Von Beiden soll hier nach einander, aber in umgekehrter Ordnung, gehandelt werden, und zwar von den Grammatikern mit Uebergehung der Einzelheiten, über die bereits der Art. Philologie einige Auskunft giebt. — I. Grammatiker oder Philologen hießen die Sprachgelehrten bei Griechen und Römern der Vorzeit. Ihr Fach war eine sehr vielumfassende Wissenschaft; denn ihr Gebiet umschließt die Geheimnisse fast aller Wissenschaften, verbreitet sich über alle Felder der Gelehrsamkeit, und läßt sich auf Erörterung einer jeden Frage ein. Ihr Gegenstand ist der ganze Reichthum der in Schrift vorhandenen Geisteswerke jeder Gattung. Nichts, was zu deren vollständigem Verständniß und ihrer allseitigen Verdeutlichung dienen kann, ist von ihrem Gebiet ausgeschlossen. Hauptsächlich aber beschäftigten sich die ältesten Grammatiker mit Erklärung und Beurtheilung älterer Dichter, die zum Unterricht der freigebornen Jugend in den athenischen Schulen gehörte. Anfangs hießen diejenigen, welche sich mit Erklärung der Schriftsteller und mit Sprachkunde abgaben, Kritiker, nachmals Grammatiker. Bei den Römern hießen die Ausleger der Dichter anfänglich auch Literatoren. Ferner unterschied man Grammatiker oder Literatoren von Grammatisten oder Literaten, welchen keine so gründliche Gelehrsamkeit zugeschrieben wurde. Grammatistik nämlich hatte es mehr mit Anfangsgründen und Vorkenntnissen, Grammatik aber mit Verständniß und Erklärung aller Schriften zu thun. Die ersten sprachwissenschaft-

lichen Beschäftigungen treffen wir unter den Sophisten an, die mehr als andere Urwissenschaftsforscher seit Perikles Zeitalter in ihren Schulen sich mit auf Geschmacksbildung und auf Schärfung des Prüfungsgeistes abzielender Erklärung der Dichter und vor allen des Homer abgaben und ihren Scharfsinn an größten Theils selbstgesuchten Schwierigkeiten übten. Dabei lehrten sie die Sprachgesetze selbst genauer bestimmen und sorgfältiger beobachten. Indeß erwarben sich auch des Sokrates Jünger, besonders Plato, Verdienste um die Erklärung der Dichter. Als Urheber der Kritik und Grammatik wird Aristoteles genannt, welcher (oder, nach Strabo's Angabe, Kallisthenes und Anaxarchus) eine Ueberarbeitung der Homerischen Gedichte für Alexander den Großen unternahm, und sie von fremden Zusätzen zu reinigen suchte. Doch soll vor ihm nicht nur schon Pisistratus Homers Gesänge, deren einzelne Theile noch in keiner gehörigen Verbindung standen, in die Ordnung gebracht haben, in welcher sie jetzt stehen, sondern auch Cynäthus aus Chios, Antimachus aus Kolophon, Theagenes aus Rhegium, Stesimbrotus und Hippasus aus Thasos, Glauko und einige Andere der Erläuterung des Homer ihre Bemühungen gewidmet haben. Ob nun gleich schon bisher Einige theils auf Erklärung, theils auf Entfehlerung der alten Schriftsteller ersprießliche Bemühungen verwendet hatten, so wurde doch die Sprachwissenschaft und Kritik vornehmlich durch die alexandrinischen Sprachforscher ausgebildet. Seitdem nämlich Alexandrien die Heimath der Wissenschaften geworden, beschäftigte man sich auch mit Darstellung der Gesetze der griechischen Sprache, ingleichen mit Bestimmung gewisser Vorschriften für die Auslegung der Schriftsteller und für die Erklärung der Mythen und mit Beurtheilung der Lesart und der Vorzüge einzelner Stellen oder ganzer Bücher. Als das erste Zeitalter daher wird angenommen das der alexandrinischen Grammatiker (s. Alexandrinisches Zeitalter), welche nicht nur über die Classification oder Zünftigung der alten Schriftsteller, die als Geschmacksmuster gelten sollten, entschieden, sondern auch einige Schriften derselben durchsahen, durch mannichfaltige Bearbeitungen erläuterten, die Mythologie entwickelten und deuteten, Wörterbücher über einzelne oder über mehrere Schriftsteller verfertigten, die Lehrsätze der Sprachlehre zusammenstellten, und endlich, was das Geschäft der höhern Kritik ist, die Schriften selbst und deren Fehler und Vorzüge würdigten. Um Bemerkungen verschiedener Art am Rande der Bücher anzudeuten, brauchten die Grammatiker verschiedene kritische Zeichen und Merkmale. Auch wurden zu verschiedenen Dichtern verschiedene Zeichen beigesetzt. Ueber diese Zeichen handelten Diogenes aus Cyzicus und Suetonius. — Unter den Grammatikern dieses Zeitalters zeichnete sich durch Arbeitsfleiß und durch die Menge seiner Schriften aus Didymus von Alexandrien zu Augusts Zeiten. Er soll 4000 Bücher geschrieben haben (woher er den Zunamen ὁ χαλκέντερος, d. i. der mit dem Sitzefleisch bekam), und verdient einen Platz unter den eigentlichen Kritikern; nur darf man ihn nicht aus den ihm beigelegten kurzen Anmerkungen zu Homer beurtheilen. Auch werden verschiedene Zünfte von Grammatikern erwähnt, als deren Stifter galten Zenodotus aus Ephesus zu den Zeiten Ptolemäus I. (280 v. Chr.). Aristophanes aus Byzanz unter Ptolemäus II. (200), Aristarchus aus Samothrake (170 v. Chr.), Krates aus Mallus (blühend zu Pergamus unter Ptolemäus Philometor), Kallimachus Bat=

tiades aus Cyrene (270) u. A.; ingleichen ihre Lehrfolger. Zur auszeichnenden Standestracht der Grammatiker gehörte ein Mantel. — Das zweite Zeitalter umfaßt den Zeitraum der neu-platonischen Philosophen, welche diese Gegenstände des Forschens für wichtig genug hielten, um denselben ihren Fleiß zu widmen. Die Kritiker und Grammatiker dieses Zeitalters waren gemeiniglich mehr mit den Gedanken der Schriftsteller und mit dem Inhalt ihrer Schriften, als mit Worterklärung und mit den Sprachgesetzen beschäftigt. Zwar gaben sich die ältern Grammatiker (wie die Erläuterungen des Herakli des aus Pontus über Heraklit und Demokrit zu beweisen scheinen) ebenfalls mit Sacherklärung ab; doch scheinen sich ihre Sacherklärungen bloß geschichtlich auf die Aussprüche der Schriftsteller selbst bezogen zu haben, und bloße Erläuterungen gewesen zu seyn, keine Erörterungen; wie der Fall mit dem jungen Epikur vermuthen läßt, welcher, da ihm im 12ten oder 14ten Jahre seines Alters ein Sprachlehrer Hesiods Theogonie erklärte, auf die Frage nach dem Ursprung des Chaos (des Wüsten und Leeren vor der Weltschöpfung), von diesem mit dem Rath abgefertigt wurde, sich an die Philosophen zu wenden. Dagegen sahen die Grammatiker dieses zweiten Zeitraums weit mehr auf Sacherklärung. In Allem schimmerte der Geist ihres auf Religion gegründeten urwissenschaftlichen Lehrbegriffs durch. Doch hatten die Meisten die Eigenthümlichkeit und das Wesen des griechischen Alterthums nicht durchschaut. Den Anfang kann man machen mit Plutarch von Chäronea (100 n. Chr.), dem jedoch verschiedentliche kritische und grammatische Schriften beigelegt werden, die seiner unwürdig sind. — Das dritte Zeitalter endlich umfaßt die Periode der Grammatiker, die fast alle Mönche waren und die besonders fleißig ältere Verfasser ausplünderten, indem sie entweder Wörterbücher aus verschiedenen ältern dergleichen Schriften sammelten, oder über die Mundarten handelten, oder aus einigen wenigen Schriftstellern Regeln über die Reinheit des attischen Ausdrucks gaben, oder Bemerkungen an den Rand der Handschriften setzten. Aus diesem Zeitalter sind sehr viele grammatische Werke übrig, bei deren Würdigung in Ansehung ihres Gehalts und ihrer Brauchbarkeit nicht einzig das Talent ihrer Verfasser, deren Angaben überhaupt nicht viel zu trauen ist, sondern vielmehr die Reinheit der Quellen, aus denen sie schöpften, in Anschlag kommt. — An diese schlossen sich an die Griechen, welche, aus ihrem Vaterlande geflüchtet, zuerst in Italien den Eifer zu den griechischen Wissenschaften weckten und nährten, zu Ende des 14ten und besonders im 15ten Jahrhundert. S. hierüber C. F. Jagemanns Geschichte der freien Künste und Wissenschaften in Italien, 3. Thl. 3. B. Es giebt einige im 15ten und 16ten Jahrhundert gemachte Sammlungen der griechischen Grammatiker. Vorzüglich zu bemerken sind Fruchthorn und Lustgarten (bei Aldo zu Venedig 1496 fol.) und Alexander Helladius Aehrenlese der griechischen Sprache. — Von den Römern war früherhin, wie griechische Gelehrsamkeit überhaupt, so auch die Sprachkunde nicht gehegt und gepflegt; vielmehr schien sie den Meisten nur ein überflüssiger Zeitvertreib, den Vaterlandsfreunden sogar sittenverderblich, so lange nämlich der Staat immer noch roh und kriegerisch war, und man noch kein Bedürfniß feinerer Geistesbildung empfand. Indeß erwachte es doch durch Bekanntschaft mit den Griechen bald bei Mehrern, und es ließen selbst die vornehmsten Männer des Staats, ein Scipio Africanus und Caj. Lälius, die

Beförderung griechischer Gelehrsamkeit als deren Beschirmer sich eifrigst angelegen seyn. Die ersten lateinischen Sprachmeister, Livius Andronicus und Ennius (236 — 166 v. Chr.), Halb-Griechen, die sowohl der dichterischen als ungebundnen Rede sich bedienten und in beiden Sprachen Unterricht ertheilt haben sollen, begnügten sich mit Dolmetschung griechischer Werke und mit Vorlesung eigner lateinischen Aufsätze. Eifer zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Sprache und den dazu nöthigen Hülfskenntnissen wurde bei den Römern durch den Zufall hervorgebracht, daß der griechische Kritiker und Grammatiker Krates, aus Mallus, Zeitgenosse Aristarchs und Lehrer des berühmten Stoikers Panätius, bald nach dem Tode des Ennius († im 584sten Jahr der Stadt) als Gesandter des Königs Attalus Philadelphus an den Senat nach Rom kam, und als sich sein Aufenthalt daselbst verzögerte, von Zeit zu Zeit Vorträge hielt, und durch seinen fleißigen Unterricht bei den Römern auf einmal Lust zur Nachahmung erweckte. Uebrigens behielten, da griechische Wissenschaft herrschendes Muster der Nacheiferung wurde, auch die nachfolgenden Römer den Begriff nach seinem ganzen Umfange bei, welchen die Griechen von der Sprachwissenschaft aufgebracht hatten; und so bildete sich dann auch die römische Mundart der lateinischen Sprache unter dem Einflusse der griechischen zur Bücher- und Hochsprache. Hierauf wurde die Sprachkunde immer beliebter und kam zu größerem Ansehen, so daß selbst die angesehnsten Männer als Schriftsteller darüber auftraten, und es bald mehr, bald weniger Schulen von Bedeutung zu Rom gab, die Sprachlehrer aber so gut bezahlt wurden, und ein so hohes Schulgeld entrichtet wurde, daß Lutatius Daphnis von Marc. Scaurus für 23,333 Thlr. als Sclav gekauft und in kurzem freigelassen wurde, Luc. Apulejus aber, von einem sehr reichen römischen Ritter um einen Jahrgehalt von 13,333 Thlr. gedungen, Vielen Unterricht gab. Ja auch bis in die Provinzen war die Sprachkunde gedrungen und es lehrten im Auslande, namentlich im einverleibten Gallien, einige der bekanntesten Lehrer, unter denen Octavius Teucer, Jachus und Oppius Chares genannt werden. Mit dem Zuwachs an Geisteswerken in lateinischer Sprache ward auch die Muttersprache, römische Büchergelehrsamkeit und römisches Alterthum immer mehr ein Gegenstand gelehrten Forschens. Suetonius hat die ältesten lateinischen Grammatiker aufgeführt in einer besondern Schrift de illustribus Grammaticis, wo man Nachrichten über Leben und Schriften derselben findet. Die noch vorhandenen Schriften der spätern lateinischen Grammatiker stehen in der Sammlung des Elias Putsch (Hanau 1605. 4). Vespasianus und Hadrianus bestätigten die Grammatiker in dem Vorrechte, von persönlichen Staatsbürgerpflichten und andern Lasten frei zu seyn. Auch nahmen sich nicht nur die Herrscher, sondern auch Bürger der Schulen an und unterstützten sie aus ihren Mitteln. So foderte Plinius der jüngere seine Landsleute auf, eine Schule zu errichten und erbot sich, den dritten Theil der Kosten zu tragen. So wie in den frühesten Zeiten der Unterricht in der Grammatik und in der Tonkunst gemeiniglich von einem und demselben Lehrmeister ertheilt wurde, so lehrten die alten Grammatiker auch als Rhetoren die Redekunst, und Viele haben sich in beiden Fächern als Schriftsteller bekannt gemacht. Auch als sich schon beide Wissenschaften geschieden, behielten sich doch noch die Grammatiker den Unterricht in gewissen Vorkenntnissen zur Redekunst vor, wie in der Beantwortung

vorgelegter Fragen, in Umschreibungen, Anreden, Charakter-Schilderungen und mehr dergleichen, was jedoch zu Suetons Zeiten schon abgekommen war; aber in dessen Jugend hatte noch ein gewisser Princeps einen Tag um den andern grammatische Lehrvorträge, oder Schulreden gehalten, jene früh, diese Nachmittags. In frühern Zeiten waren auch wohl unmittelbar aus der Schule eines Grammatikers vortrefflich gebildete Redner hervorgegangen, die zugleich gerichtliche Händel zu führen unternahmen. — II. Rhetoren hießen die Redekunstlehrer bei den Griechen, und eben so oder Professoren bei den Römern der Vorzeit. So wie die Sprache an und für sich auf Naturanlage beruht, so muß auch die Redekunst ihren Naturursprung haben. Dieser ist zu suchen im Bedürfniß, welches, so wie sich die Sprachfähigkeit immer mehr entwickelte, die Menschen zu absichtlicher Uebung anregte und dadurch den ersten Antrieb zur Redekunst gab, die anfangs freilich roh und unbehülflich seyn mußte, indem man nur nothdürftig einige kurze Gedanken zu verbinden versuchte. Als aber mit fortschreitender Vernunftentwickelung die Menschen durch Uebung der Rede mächtiger wurden, verlor sich immer mehr das Schwankende in derselben, und es konnte eine durch bestimmte Grundsätze bedingte Redekunst zum Daseyn gelangen, welche einer Seits das Geschäft der Sprachwerkzeuge und des Gedächtnisses erleichterte, andrer Seits aber gemeinnützlich und ergötzlich war. Es begann aber eine Kunst der Rede durch Beobachtung. Da man nämlich in der Rede bemerkte, bald, daß etwas dem Zweck derselben, der Ueberredung, förderlich, bald, daß etwas derselben hinderlich sey: so achtete man auf jenes, um es nachzuahmen, auf dieses, um es zu vermeiden; wobei der Erfindungsgeist von einer Bemerkung auf die andere geführt wurde. Aus den Bemerkungen dessen, was am meisten gefiel und den beabsichtigten Eindruck zu machen schien, bildeten sich bei erweiterter Erfahrung und Prüfung allgemeine und umfassendere Kunstgesetze, bis man endlich das, was man wußte, auch zu lehren anfing. Zwar war auch dieser Lehre Anfang gering, indeß gewann sie nach und nach an Umfang und Ausbildung. Die Erfindung der Redekunst wird, weil man im zartsinnigen Alterthum in allen Seelenvermögen und deren Aeußerungen die Offenbarung von etwas Göttlichem ahnte, von den Aegyptern und Dichtern dem Thoth, Hermes oder Mercurius beigelegt; daher ihm auch die Zunge als das Mittel der Beredsamkeit geheiligt war. — Pittheus, des Theseus Oheim, soll der erste gewesen seyn, welcher diese Kunst zu Trözene im Musentempel lehrte, und eine Schrift darüber verfaßt haben; was aber von einer so frühen Zeit unglaublich ist. Von denen, die einen spätern Ursprung annehmen, geben Einige den Empedokles (444 v. Chr.), der wohl den ersten Grund zur Rhetorik gelegt haben mag, als Erfinder derselben an, Andere den Korax und Tisias aus Sicilien, die, als nach einer in Sicilien entstandenen Staatsumwälzung sich viele Rechtsstreitigkeiten um vormaligen Besitz erhoben und man das Bedürfniß eines zweckmäßigen Redevortrags vor Gericht fühlte, zuerst die Vorschriften dieser Kunst schriftlich abfaßten. Ferner schreiben einige dem Gorgias, des Empedokles Schüler, aus Leontini in Sicilien, die Erfindung der Redekunst zu, weil er sich zuerst der mancherlei künstlichen Figuren und Redebilder bediente, welche den Vortrag gleichsam mit Flitterprunk ausschmücken und heben, und weil er zur bürgerlichen Beredsamkeit den hohen Schwung hinzusetzte. Noch Andre endlich erkennen als Erfinder der Rhetorik Aristoteles an, der, wenn man auf ihr Wesen sieht, dieselbe zuerst wissenschaft-

lich ausbildete. Auch werden zwei rhetorische Zünfte (Secten) erwähnt, deren Anhänger Apollodoreer und Theodoreer hießen nach Apollodorus aus Pergamus, welcher zu Apollonia Lehrer des Kaisers Augustus war, und Theodorus, welchen der Kaiser Tiberius zu Rhodus fleißig gehört haben soll. Beide lehrten abweichende Ansichten. Das Ziel der griechischen und römischen Rhetorik war, alles und jedes so darzustellen, daß man dadurch den möglichen Schein der Wahrheit für sich gewann. Obgleich die Rhetoriker die Theile ihrer Wissenschaft sehr verschiedentlich angaben, so handelten sie doch insgemein von den Erfodernissen eines Redners, von der Erfindung der Ueberredungsgründe, ihrer Anordnung und Einkleidung. Die Kunst des Redevortrags war zur Zeit des Aristoteles noch nicht wissenschaftlich behandelt. Es gab also erst eine Anweisung nur zur Redekunst, aber noch nicht zur Rednerkunst. Vor Aristoteles traten als Lehrer der Beredsamkeit Zeno's aus Elea Nachfolger in der Dialektik, die Sophisten auf, die von Anmaßung, Gefallsucht, Gewinnsucht und eigennützigen Absichten beseelt, durch die Gewandtheit über alles, auch unvorbereitet, zierlich zu reden, die Bewunderung der Menge auf sich zu ziehen und durch Ueberredungskünste sich Einfluß auf die Gemüther zu verschaffen suchten, zu einer Zeit, wo Reichthum, Ueppigkeit und Sittenverderben und der Glanz öffentlicher Beredsamkeit, die vornehmlich zu Athen, von Gemeinherrschaft begünstigt, zu schöner Blüthe emporstrebte, zu einer solchen Kunstbeflissenheit einluden; seit der 84. Olympiade oder 440 vor der christlichen Zeitrechnung. So wie nämlich immer und überall die Kunst, die nach innerer Naturanleitung zweckmäßige Schöpfungen hervorbringt, der Wissenschaft vorangeht; so ist auch die Beredsamkeit in der Ausübung frühern Ursprungs als die Lehre der Redekunst. Denn aus den Musterwerken der Redner, die bei den Griechen eigentlich selbst Rhetoren (ῥήτορες) hießen, zogen die Lehren der Beredsamkeit, die später sogenannten Rhetoren, durch Vergleichung ihre Lehrsätze und Vorschriften ab und erläuterten sie durch aus denselben gewählte Beispiele. Und zwar pflegten die ältesten Rhetoren die Erzeugnisse aller bemerkenswerthen Redner durchzugehen und dasjenige auszuzeichnen, was sie in einem jeden Gelungenes und Schönes gefunden hatten, was sie aber Fehlerhaftes aufgefunden hatten, aufzustechen, und zu erinnern, daß man so etwas nicht nachahmen dürfe. Ein Beleg hierzu ist Aristoteles, welcher eben so wie Gorgias aus vielen Rednern ohne Unterschied, was ihn das Vortrefflichste dünkte, auserlesen hat, ohne sich auf eine abgeschlossene Zahl derselben zu beschränken. Allein diese Verfahrungsart wandelte sich um zu den Zeiten der Ptolemäer. Da standen nämlich zu Alexandrien zwei geistreiche und vorzüglich gelehrte Kunstrichter auf, die alexandrinischen Grammatiker Aristophanes und Aristarchus. Diese stellten aus der sehr großen Menge Redner nur zehn attische Redner, deren Leben in einem angeblichen Werke des Plutarch beschrieben ist, als auserlesene Muster der Nachahmung auf, die dann auch die spätern Rhetoren einzig anpriesen, zergliederten und aus denen sie ihre Lehrbegriffe schöpften. So wie die Rednerkunst älter ist als die Rednerwissenschaft, so wurde dagegen jene von dieser überlebt; denn längst war jene im Leben untergegangen, als diese noch immer — bis zu den Zeiten des Kaisers Theodosius des Großen — in ihren Anweisungen geläuterte Vorschriften aufstellte. Nur 150 Jahre blühte zu Athen die Beredsamkeit in der Ausübung, und sank wie alles Edle und Große, zugleich mit ihrer Pflegerin, der Freiheit des Staats, in deren Gefolge sie, auch wieder

jene schirmend, gewesen. Sodann richtete sie ihren Gang durch Kleinasien, Rhodus, wohin Aeschines landesvertrieben sie brachte, und durch andere Eilande; durch welche Wanderungen sie aber ihre ursprüngliche Anmuth einbüßte und von den Sitten des Auslandes verfälscht wurde. So entstand der Unterschied der attischen, asiatischen und rhodischen Redner. Dem attischen Styl war eigen die harmonische Gestaltung des Ganzen durch sparsame Vertheilung des Schmuckes mit einsichtsvoller Mäßigung und Vermeidung zu sehr abstechender Stellen. Der asiatischen Beredsamkeit war eigen Fülle in der Ausführung und Ueberladung mit Redeblumen in der Ausschmückung. Auch pflegte bei den asiatischen Rednern, besonders bei denen aus Lycien und Carien, der Ton gegen den Schluß der Rede fast gesangsmäßig zu werden. Zwischen beiden Gattungen soll die rhodische Beredsamkeit das Mittel gehalten haben. Endlich wurde die Beredsamkeit durch griechische Lehrer nach Rom verpflanzt, wo ihr ein neuer Lichttag aufging und Cicero als der größte öffentliche Redner auftrat. Aber auch hier trat, nachdem sie den Gipfel der Vollkommenheit erreicht, der Wendepunkt ein, wo sie von ihrer Höhe merklich herabzusinken begann. Denn da die Freimüthigkeit im Reden verstummen mußte, so ward auch für nichts mehr geachtet der einzige Hebel der Staatsverwaltung, der Zauberstab, wodurch einst Städtegründer und Gesetzgeber unstäte und rohe Völkerhorden zum Bunde bürgerlichen Lebens vereint, für die Zwecke der Menschheit gewonnen und entwildert hatten; durch dessen Allgewalt einst Kriegswuth erstickt, Empörung gedämpft, wodurch die Unschuld auf dem Hochgericht und in Ketten gerettet, und das allgemeine-Wohl gefördert worden war. Es würde zu weit führen, wenn wir den geschichtlichen Faden länger abwinden und sämmtliche Rhetoren der Reihe nach mustern wollten. Wir verweisen daher der Kürze wegen auf von Blankenburgs literarische Zusätze zu Sulzers Theorie der schönen Künste, 2. Bd. S. 535 bis 559. Art. Redekunst, wo die Rhetoren aufgezählt werden; und über die zur Geschichte der Beredsamkeit und Redekunst gehörige Literatur, auf Ch. G. v. Murr Bibliotheca rhetorica in dessen Journal zur Kunst und Literatur, 10r Thl. S. 93 ff. Unsere Absicht ist hier nur, noch einige Hauptzüge zusammenzudrängen zu einem Bilde vom Wesen und Wirken eines Rhetors oder Sophisten, in so fern sich ein solcher als Rhetor ankündigt. Denn die ältern Sophisten erwarben sich um die kunstmäßige Bearbeitung der Beredsamkeit unverkennbare Verdienste durch Errichtung von Rednerschulen, und es gab eine Zeit, wo nur die Sophisten öffentlich die Beredsamkeit lehrten und theils durch Unterricht darüber und durch Uebungen, theils auch als Redekünstler oder Prunkredner (von den Lateinern genannt declamatores) durch rednerische Vorträge und eignes Beispiel die Jugend zum Wetteifer nach dem Ruhm der Beredsamkeit aufmunterten. Zur Auszeichnung der Sophisten gehörte ein purpurfarbner Mantel, der gewissermaßen ihre Amtskleidung war. Es durfte aber zu Athen ehedem Niemand, zumal kein Fremder, sich diesen Mantel zulegen, ohne Zuerkennung der Sophisteninnung und ohne die Weihe nach sophistischem Gebrauch erhalten zu haben: und in der Folge erließen auch römische Kaiser einschränkende Gesetze gegen die Lehrfreiheit von unberufenen Redelehrern und gegen unbefugte Ausübung der Prunkredekunst. Es hat jene Weihe Aehnlichkeit mit den neuern Doctor-Promotionen. Zu dieser Feierlichkeit gehörte

außer andern geheimen Gebräuchen, daß man in ein öffentliches Bad geführt wurde, wie heut zu Tage, obgleich in einem andern Sinne, ein Prüfling ins Schwitzbad. Nach dem Bade nahm der so Getaufte den Mantel an, kraft des Ansehens der damaligen Vorsteher der Beredsamkeit zu Athen, welchen er für diese Erlaubniß beträchtliche Promotionsgebühren zu entrichten hatte. Mit dem Mantel zugleich erhielt der Eingeweihte Würde und Ehrennamen eines Sophisten; nämlich zu den Zeiten, wo dieses kein Schimpfname war. Die, welche auf diese Weise den Rang eines Rhetors erworben hatten, gaben sich dafür aus die Redekunst zu lehren, und stellten zu diesem Zwecke mit ihren Schülern mannichfaltige Uebungen im mündlichen Vortrag an; und zwar zuvörderst in der Abwechselung und Reichhaltigkeit des Ausdrucks, in bald gedrängter, bald ausführlicher Erzählung (die lateinischen auch im Uebersetzen aus dem Griechischen), hauptsächlich in Preisreden, die in Uebertreibung des Lobes bestanden, wo dann Gefallsucht leicht zu Ueberschreitung des Schicklichen und zu Ueberladung mit Redeschwulst verleitete, oder auch in Reden zu Herabwürdigung berühmter Männer, in Versuchen, das Nützliche und Nothwendige oder auch das Nachtheilige und Entbehrliche gewisser Einrichtungen fürs gemeine Leben zu zeigen, mährchenhafte Sagen zu bewahrheiten oder geschichtliche Thatsachen als unglaubhaft darzustellen. Seiner Hauptabsicht nach bestand aber der rhetorische Unterricht in Anweisung zu Führung von Rechtshändeln, weil bei diesen alles durch Reden vor Gericht ausgemacht wurde. Man sann sich daher bedenkliche Rechtsfälle aus, für und wider welche sich dann gleichsam ein Spiegelgefecht erhob. Dabei kam es hauptsächlich auf folgende Fragen an: was für eine Gattung der Behandlung die schicklichste sey, worauf als Hauptentscheidungsgrund man zu sehen habe und was etwa für Angriffe und Einwürfe des Gegners zu erwarten seyen. — Diejenigen sowohl, welche in Rednerschulen dergleichen Uebungsreden über erdichtete Fälle hielten, als auch deren Zuhörer hießen Scholastiker. Endlich kam dieser Name in Verachtung. Die rhetorische Kunstanweisung der Sophisten bestand meistens in Kniffen, wie man den Gegner theils durch gewisse Blendwerke eines geschminkten und einnehmenden Vortrags, theils durch arglistige Vernünfteleien und Spitzfindigkeiten bethören und berücken könne. Dafür bedungen sie sich einen gar ansehnlichen Ehrensold aus, der in der Regel vorausbezahlt wurde. Wir bestätigen dies durch ein charakteristisches Beispiel. Protagoras aus Abdera (nach Andern von Tejus), der an vielen Orten herumziehend, besonders aber zu Athen, mit vielem Beifall und Gewinn lehrte, war der erste, welcher ausdrücklich zu lehren versprach, durch Redekunst gewinnen Unrecht gleich dem Recht, wiewohl er in dieser Geschicklichkeit noch von seinem Schüler Euathius übertroffen wurde, welcher dieselbe um 10,000 Drachmen (gegen 2139 Thlr.) von ihm erlernt haben soll. Doch bezahlte er nur die Hälfte des bedungenen Lohns im voraus; die andere Hälfte aber wollte er vertragsmäßig an dem Tage bezahlen, wo er den ersten Prozeß gewinnen würde. Nachdem derselbe ziemlich lange den Unterricht des Protagoras benutzt und auch in der Beredsamkeit es weit genug gebracht hatte, und dessen ungeachtet die Führung keines Rechtshandels unternahm, so daß es den Anschein gewann, als wolle er seinen Lehrer um den rückständigen Lohn kürzen, faßte dieser den vermeintlich schlauen Plan, seinen Schüler um den bedungnen Lohn zu verklagen. Als er, um den Prozeß einzuleiten, sich mit ihm vor Ge-

richt gestellt hatte, hub er also an: „Wisse, thörichter Jüngling! daß du mir in beiden Fällen das, was ich verlange, zu geben verbindlich bist, das Urtel mag für oder wider dich ausfallen; denn im erstern Falle bist du mir es kraft des Urtelsspruches schuldig, weil ich gewonnen habe; im andern Falle aber vertragsmäßig, weil du gewonnen hast." Hierauf entgegnete Euathlus: „Deinem doppelgehörnten Angriff hätt' ich ausweichen können, wenn ich die Führung meiner Sache nicht selbst übernommen hätte; aber es macht mir mehr Spaß, wenn ich dich auch in der Beweisführung abtrumpfen kann. Wisse daher auch du, altkluger Lehrer! daß in keinem von beiden Fällen du, was du verlangst, von mir erhalten wirst; denn entweder wird die richterliche Entscheidung zu meinen Gunsten ausfallen und dann bin ich dir nichts schuldig, weil das Recht mir zuerkannt ist: oder es wird die Entscheidung wider mich ausfallen und dann bin ich dir wieder nichts schuldig, weil ich nicht vertraggemäß gewonnen habe." Die Richter verschoben in der Verlegenheit die Entscheidung auf ewige Zeiten. Noch besser verstand sich des Protagoras Schüler **Prodicus** auf die Beutelschneiderei. Dieser nahm von jedem seiner Jünger 2250 Thlr. und für eine Prunkrede von jedem seiner Zuhörer 11 Thlr. 6 Gr. Ingleichen soll, wie Aristophanes in den Wolken anführt, Hyperbolus für den Unterricht in den Rechts Ausflüchten sammt der hohlen Beschwatzungskunst 1350 Thlr. in Golde bezahlt haben. Doch wie änderten sich die Zeiten auch hierin! Die lateinischen und griechischen Rhetoren erhielten zuerst einen 3338 Thlr. betragenden Jahrgehalt vom Kaiser Vespasianus; und nachher ertheilte Antoninus der Fromme in allen Landen seines Reiches den Rhetoren Aemter und einen Gehalt von 2000 Thlr. Die Rhetoren wurden nemlich von jener Zeit an wahrscheinlich deßhalb besoldet, weil schon seit einiger Zeit die filzigen Aeltern der Schuljugend ihnen den sauerverdienten Lohn schmälerten. Denn vertrauten jene, im bessern Falle, ja einem der angesehensten Rhetoren, z. B. dem **Quintilianus** (s. d. Art.), ihre Lieblinge an; so glaubten sie, daß dieser mit einem Schulgelde von höchstens hundert Gulden für das ganze Jahr überflüssig bezahlt sey, wovon der überbringende Sclav noch etwas abzwackte. Die Rhetoren hatten entweder irgend wo eine bleibende Stätte, oder sie waren unstät. Man hielt es nämlich für einträglich und rühmlich, nach dem Vorgang der alten Barden auf seine Kunst zu reisen und sie in vielen Städten und Gegenden zur Schau auszustellen. So trieben es die ersten Sophisten, von denen die Kunst der neuerfundnen Beredsamkeit zum größten Ansehen gebracht wurde, **Protagoras**, **Gorgias**, **Prodicus**, **Hippias** aus Elis, **Thrasymachus** u. A., die, wo sie ihre Ankunft ankündigten, daselbst die Jünglinge den einheimischen Lehrern, deren Unterricht jene unentgeitlich haben konnten, abspenstig machten. Zuerst durchzog **Prodicus** von Julis auf dem Eiland Ceos, blühend um das 86ste olympische Schaltjahr, mit zur Bewunderung ausgearbeiteten Prunkreden die Städte und setzte Aller Gemüther durch den Zauber der Rede in Erstaunen. Viele wurden zur Nachahmung durch Ruhmsucht angetrieben, um durch die Kunst übertriebener Beredsamkeit Bewunderung auf sich zu ziehen. Sie beeiferten sich, ihre Reden mit den ausgesuchtesten Bildern zu verzieren und überall die feinsten Wendungen anzubringen. Mit dergleichen Prunkreden durchzog **Theopompus** alle Städte Griechenlands und **Dio der Goldmund** (*Χρυσόστομος*) wetteiferte an vielen Orten in Italien und Asien als Prunkredner um den Vor-

rang. Auch Apollinius von Tyana sammelte in allen Städten, die er durchzog, Zuhörer um sich. Dagegen wurden minder kunstfertige Redekünstler bloß durch Gewinnsucht von Ort zu Ort gelockt, wo sie durch die unverschämteste Marktschreierei und Großsprecherei mit Kunstgeschicklichkeit, dergleichen noch unerhört sey, leichtgläubige Thoren um sich sammelten. (Mehr über die Prunkredner s. im Art. v. den Sophisten.) Bisweilen trugen auch die, welche öffenlich Rednerversuche anstellten, fremde Reden vor, z. B. Aeschines zu Rhodus eine Rede des Demosthenes. Noch ein Geschäft der Rhetoren finde hier Erwähnung, nämlich, daß sie auch Reden für Andere schrieben. Antiphon war der Erste, der zu Anderer Gebrauch gerichtliche Reden verfaßte. Mit einer Rede des Lysias errang Iphikrates sehr oft über seine Gegner den Vortheil. Anytus bewirkte, durch eine für Lohn bestellte Rede des Sophisten Polykrates zur Anklage ausgerüstet, die Verurtheilung des Sokrates, der es verschmäht hatte, eine ihm von Lysias angebotene Rede zu gebrauchen. Dinarchus bereicherte sich durch Verfertigung bestellter Reden; denn man trieb damit einen einträglichen Erwerb, und Manche standen damit so in Ruf, daß sie vollauf zu thun hatten. Endlich verfiel dies Wuchergewerbe in verdiente Verachtung und viele große Männer scheuten sich, Reden schriftlich zu hinterlassen, weil sie sich des Schimpfnamens Sophist schämten. B—r.

Rhetorik, s. den vorigen Art. und die Art. Redekunst und Redende Künste.

Rheuma, Rheumatismus, ist eine sehr schmerzhafte Krankheit, die so große Aehnlichkeit mit der Gicht hat, daß sie von mehreren Aerzten für gar nicht verschieden von ihr gehalten worden ist. Indessen läßt sich ein Unterschied zwischen beiden wohl erweisen. (S. den Art. Arthritisch.) Man unterscheidet einen acuten und chronischen Rheumatismus. Jener dauert eine kurze Zeit, wird bald in diesem, bald in jenem Theile, dem Kopfe, der Hand, den Füßen rc. empfunden und wird von dem gemeinen Mann der Fluß genannt; oder er setzt sich in einem Theile fest und kann dann leicht in den chronischen übergehen, wenn nicht bei Zeiten dienliche Mittel angewendet werden; bisweilen kommt auch wohl Fieber hinzu, oder er findet sich in dem Gefolge andrer Fieber vorzüglich im Anfange ein. Diese Zusammensetzung von Fieber und Rheumatismus wird rheumatisches Fieber genannt und von einigen Aerzten als eigenthümliche Fieberart aufgestellt. Es wird dasselbe zu den leichtern, wenigstens gefahrlosern Fiebern gerechnet, so lange es nicht in ein schlimmeres übergeht; bisweilen aber scheint es auch nur den Anfang oder das erste Stadium eines Nervenfiebers auszumachen. — In manchem Frühlinge und Herbste, oder auch im kühlen, nassen, sehr veränderlichen Sommer und Winter, wo die Gelegenheit zur Erkältung besonders leicht und häufig ist, mischen sich solche rheumatische Schmerzen beinahe allen acuten Krankheiten bei und man sagt sodann in der ärztlichen Kunstsprache, man habe es mit einer rheumatischen Constitution zu thun. Finden sich zu einer und derselben Zeit sehr viele, die an rheumatischen Uebeln leiden; so sagt man wohl auch, diese Krankheit herrscht epidemisch. — Der chronische Rheumatismus, der aus dem acuten bei Vernachlässigung desselben und den alten fortwirkenden oder neu hinzukommenden Ursachen zu entstehen pflegt, nähert sich der Gicht, und man kann sogar zugeben, daß derselbe bisweilen in sie übergehe. Anhaltender, heftiger, bald ein wenig nachlassender, oder bald wieder

in derselben Heftigkeit zurückkehrender Schmerz, wodurch die Verrichtung des leidenden Theils nicht nur für den Augenblick gestört, sondern bisweilen gänzlich gehemmt wird, ohne alles Fieber oder sonstige Zufälle, auch ohne die in der Gicht so gewöhnlichen Verdauungsbeschwerden, — dies ist das Auszeichnende dieses Uebels, das oft Jahre lang anhält, ja wohl bisweilen, wie die Gicht, habituell wird und schwer wieder ganz gehoben werden kann. — Zwar setzt man den Rheumatismus gewöhnlich nur auf die äußern muskulösen Organe; indessen hat man bisweilen bemerkt, daß durch denselben auch einige innere Theile, insbesondre die serösen Häute, die Pleura, das Peritonäum, die Hirnhäute ergriffen wurden; und es kommen solche Beobachtungen beim epidemischen Rheumatismus und der rheumatischen Constitution nicht selten vor; es werden diese Krankheiten gewöhnlich falsche Entzündungen genannt, weil sie sich auf eine ähnliche Weise wie die Entzündungen der ergriffenen Theile äußern und auch wohl in der That bisweilen in dieselben übergehen. — Die Heilung des acuten Rheumatismus ist bei zweckmäßigem Verhalten gewöhnlich leicht zu bewerkstelligen. Schwerer ist die des chronischen, welcher oft allen Mitteln widersteht. Warme Bäder, vorzüglich die mineralischen zu Töplitz, Aachen ꝛc., die künstlichen Geschwüre, als die Fontanellen, die durch Seidelbast oder ein Haarseil unterhaltenen, bewiesen sich oft noch am wirksamsten. B. P.

Rhinoceros, s. Nashorn.

Rhodus, heutiges Tages Rhodis, eine Insel zwischen Candia und Cypern, zwei Meilen von der südlichen Küste Kleinasiens, im mittelländischen Meere, ist 40 engliche Meilen lang und 15 breit. Die Luft ist gut, der Boden sehr fruchtbar, aber unbebauet. Sie war im Alterthum eine beträchtliche Seemacht. Die Seegesetze der Rhodier galten wegen ihrer Zweckmäßigkeit an allen Küsten und in allen Gewässern des mittelländischen Meeres als Grundlage des Völkerrechts und werden noch heute zur Entscheidung benutzt (lex Rhodia de jactu). 1309, nach dem Verlust von Palästina, wählten die Johanniterritter diese Insel zu ihrem Wohnsitz, und wurden deßhalb Rhodiserritter genannt. Obgleich sie 1480 einen Angriff der Türken glücklich abwehrten, so wurde doch 1522 ihr Großmeister Viliers von dem Sultan Soliman II. gezwungen, ihm die Insel zu übergeben, und die Ritter ließen sich hierauf auf der Insel Malta nieder. Rhodus gehört noch jetzt den Türken. Sie steht unter dem Kapudan Pascha, oder dem Gouverneur der Inseln des weißen Meers, und wird von einem Pascha regiert. Die Zahl ihrer Einwohner beträgt 37,000 Menschen. Die Einkünfte des Sultans von der ganzen Insel werden auf 90,000 Piaster geschätzt. Die Hauptstadt, und überhaupt die einzige Stadt der Insel heißt gleichfalls Rhodus oder Rhodis. Die Türken betrachten sie als eine unüberwindliche Festung, da sie mit einem dreifachen Wall und einem doppelten Graben umgeben ist. Sie wird von Türken und Juden bewohnt, denn die in den Vorstädten wohnenden Christen werden nur bis Sonnenuntergang in der Stadt geduldet. Noch sieht man übrigens die Wappen und Namen der ehemaligen Rhodiserritter über den Thüren vieler Häuser und eine Straße heißt noch die Ritterstraße. Die Stadt hat einen guten Hafen, und hier stand wahrscheinlich der berühmte Coloß, (S. d. Art.) Im Alterthum war diese Insel sehr berühmt wegen ihres heitern Himmels, ihrer vortrefflichen Früchte und ihrer Seemacht. Lange waren die Einwohner unab-

hängig, und Handel und Schifffahrt blühten. In den Kriegen der Römer spielten sie, zum Theil als Verbündete, eine bedeutende Rolle. Erst Vespasian machte Rhodus zur Provinz. Merkwürdig sind noch die Rhodier wegen ihrer Liebe zu den edlern Künsten und Wissenschaften, weshalb Rhodus von den Römern viel besucht wurde.

Rhombus (Raute), heißt in der Mathematik ein geschobenes Quadrat, das zwei stumpfe und zwei spitze Winkel hat. Durch die Diagonale wird ein Rhombus stets in zwei gleiche Theile getheilt, sein Inhalt aber wie beim regelmäßigen Viereck durch Multiplicirung der Höhe und der Grundlinie gefunden. Rhomboide ist ein länglicher Rhombus von zwei längern und zwei kürzern Seiten. Rhomboidal, rautenförmig.

Rhone, ein Hauptfluß von Frankreich. Sie entspringt im helvetischen Canton Wallis aus einem Gletscher am Furkaberge, nicht weit von dem St. Gotthardsberge und zwei starke Stunden von den Quellen des Rheins. Die erste und höchste Quelle derselben entsteht aus drei Bächen, die am Saßberg sich vereinigen. Sie liegen 4266 Fuß höher als der Genfersee. Auf ihrem reißenden westlichen Laufe durch Wallis wird sie durch viele Bäche und Flüßchen verstärkt. Sie durchströmet dann den Genfersee und tritt, als ein bereits schiffbarer Strom in das Gebiet von Frankreich, wo sie sich südwärts wendet und eine Strecke die Gränze zwischen Frankreich und Savoyen bildet. Unterhalb La Cluse verschwindet der schon sehr mächtige Strom fast gänzlich dem Auge, indem er sich mit furchtbarem Getöse in einen Felsentrichter ergießt, der so eng ist, daß die einander gegenüberstehenden Klippen nur zwei Fuß Entfernung haben. Einige tausend Schritt unterhalb dieses Trichters läuft die Rhone fast 60 Schritt weit völlig unter dem Felsen weg. Nach einem Laufe von ohngefähr 90 Meilen ergießt sie sich durch drei Mündungen in den Meerbusen von Lyon, einen Theil des mittelländischen Meeres, wo ihre Arme die 9 Quadratmeilen große Insel Camargue bilden. Sie hat überhaupt einen heftigen und ungestümen Lauf, führt vielen Sand mit sich und verändert oft ihr Bette, so daß die Schifffahrt auf derselben, die besonders von Lyon aus sehr lebhaft ist, dadurch ziemlich gefährlich wird. Ihre vornehmsten Nebenflüsse sind: die Arve, der Ain, die Saone, welche sich bei Lyon mit ihr vereinigt, die Isère, Drôme, Ardeche, Durance und der Gard oder Gardon. Die wichtigsten an der Rhone liegenden Städte sind: Genf, Lyon, Vienne, Valence, Avignon, Beaucaire, Tarascon und Arles, neun Stunden unterhalb welcher Stadt sich ihr Lauf endigt.

Rhoneweine sind Franzweine, die an beiden Ufern der Rhone in Provence, Dauphiné u. s. w. erbaut werden, und sich durch ihre Vortrefflichkeit auszeichnen. Zu den besten Sorten gehört der Hermitagewein, welcher zwischen Valence und St. Valiere wächst, und von dem es rothen und weißen giebt; ferner der Calcernier von Chateau-neuf, la Nerthe, Cote de St. André u. A. Sie werden in erste und zweite Sorte Hermitage, und erste und zweite Sorte Cote-rotie unterschieden. Wir ziehen sie über Avignon, Cette und Montpellier.

Rhöngebirge, ein Gebirge, welches sich von Kaltennordheim bis über Bischofsheim, in einer Ausdehnung von fünf bis sechs Meilen und in einer Breite von einer Meile erstreckt. Es läuft an

der westlichen Seite des vormaligen Großherzogthums Würzburg hin, und gehört theils zu dem Fürstenthum Eisenach, theils zu dem Untermainkreise des Königreichs Baiern. Nördlich nähert sich das Rhöngebirge dem Thüringerwalde und südlich dem Spessart. Dieses Gebirge bietet viele hohe Basaltfelsen dar, und ist wenig bewaldet; nur die Abhänge desselben enthalten einige Waldung. Die höchste Spitze desselben ist der 2800 Fuß hohe Kreuzberg, unweit Bischofsheim gelegen. Zu dem Rhöngebirge gehört die sogenannte lange Rhön, auf deren Höhe man viele Basaltsäulen und Lavablöcke, aber wenig Wald findet. Viel Heu wird darauf gewonnen. Merkwürdig sind die drei Torfmoore, das rothe, weiße und schwarze Moor. Auf dem rothen Moore, welches an 1000 Morgen faßt, soll vormals ein Dorf gestanden haben, aber versunken seyn. Noch wasserreicher ist das schwarze Moor, das bei 500 Morgen einnimmt. Die Kälte ist auf diesem Gebirge im Winter groß und der Schnee meistens so hoch, daß deshalb die Fußwege durch Stangen bezeichnet sind. Metalle enthält dies Gebirge nicht. Oft rechnet man auch zum Rhöngebirge die im Fuldaischen befindlichen Vorberge, als den Dammersfeld, die Milzeburg oder das Heufuder, welche sich durch ihre groteske Form auszeichnen, Basaltgebirge sind, und eine Höhe von 2500 bis 2800 Fuß erreichen.

Rhythmus ist ein aus dem Griechischen (ῥυθμος, rhythmos) angenommenes Wort, dessen Bedeutung durch den etwas unbestimmten Gebrauch unsicher und schwankend geworden ist. Wollte man vermuthen, in jenen alten Zeiten des ersten Gebrauches sey der eigenthümliche Sinn des Wortes am sichersten zu finden, so würde man irren. Die erste Bezeichnung einer Sache begreift gewöhnlich einige Zufälligkeiten, die man nicht mit bezeichnen wollte, neben dem Wesentlichen, dem die Bezeichnung gilt. Die spätere Zeit, welche das Wort nicht erfand, sondern empfing, ist in dem üblichen Gebrauch befangen, und es gehört fast ein neuer Erfinder dazu, um einem üblichen Wort seine wahre Bedeutung anzueignen, die nämlich, welche der Erfinder bezeichnen wollte, aber, weil er das Zufällige nicht hinlänglich sonderte, nur unvollkommen wirklich bezeichnete. Wenn man zwei verschiedene Verse hört, z. B.

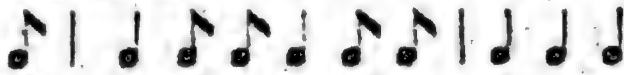
Eilende Wolken, Segler der Lüfte,

und:

Mahadöh, der Herr der Erde,

und man fragt, worin, abgesehen vom Inhalt, ihr Unterschied bestehe, so hört man richtig antworten: im **Rhythmus**. Einige, das fremde Wort vermeidend, sagen wohl: im Sylbenmaß, allein mit einer sehr unrichtigen Uebertragung. Denn **Sylbenmaß** ist die Vergleichung des Zeitgehaltes einer Sylbe mit dem einer andern. Ist im Vers das Maß einer Sylbe unrichtig, so widerstreitet das Sylbenmaß dem Rhythmus, von welchem es also ganz verschieden ist. Eben so wenig ist **Versmaß** eine hinlängliche Verdeutschung von Rhythmus, denn Maß ist die bestimmte Ausdehnung oder Länge, wonach andre Längen geschätzt und bestimmt werden. Man könnte also vielmehr den **Fuß** (z. B. Daktylus) ein Versmaß nennen, denn nach dessen öfterer Wiederkehr werden manche Versarten ihrer Länge nach gemessen und benannt, z. B. der Hexameter. Die Gelehrten haben mancherlei sehr gründliche Definitionen von **Rhythmus** gegeben. So sagt z. B. der berühmte Philolog **Hermann**: der Rhythmus sey die, durch bloße Zeit dargestellte Form der durch

Wechselwirkung bestimmten Causalität, was ohne Zweifel sehr deutlich seyn mag, wenn man schon weiß, was man bei Rhythmus zu denken hat. Ist es mehr um Erläuterung der Sache, als um eine schulgerechte Definition zu thun, so findet man vielleicht am besten den wahren Sinn des Wortes, indem man ähnliche Dinge damit vergleicht, von welchen man schon deutliche Vorstellungen hat. Wer etwas Kenntniß von Musik besitzt, der weiß, was man einen musikalischen Gedanken nennt. Man behält eine solche kurze Melodie leicht, und erkennt sie im Tonstück wieder, der Tonsetzer mag sie in derselben Harmonie oder in einer andern, in der ersten Bewegung oder in der Gegenbewegung, ja sogar auf einem eintönigen Instrumente, der Pauke oder Trommel, wiederholen lassen. Was in einem solchen musikalischen Gedanken nicht der Harmonie angehört, sondern sogar in eintönigen Klängen noch den Gedanken darstellt, so daß der Hörer ihn überall wiedererkennt, das ist der Rhythmus. Denken wir uns z. B. die bekannte Melodie des wallensteinschen Reiterliedes, so ist ihr bloßer Rhythmus, abgesehen von dem harmonischen Verhältniß der Töne:



der sich durch die üblichen Notenzeichen außer dem Liniensystem sehr bequem anschaulich machen läßt. Auf dieselbe Art versinnlicht sich leicht der abgesonderte Rhythmus aus jeder Melodie, und daß man einen Rhythmus vornehmen und aufzeichnen kann, wenn er auch nicht zuvor aus einer musikalischen Melodie abgesondert wird, zeigen die Trommelmelodien, welche bloße Rhythmen ohne Tonverhältniß sind, und die man dennoch vernimmt und unterscheidet. Hiermit wäre für die Verständlichkeit des Wortes hinlänglich gesorgt. Wer etwas tiefer in die Sachen eingehen will, der kann sich den Rhythmus recht schicklich als eine Figur in der Zeit, oder eine Zeitfigur, denken. Wie man nämlich zusammengehörige, zu einem Ganzen verbundene Theile räumlicher Anschauungen eine Figur nennt, so nennt man die zu einem Ganzen verbundnen Theile, welche nicht im Raum, sondern in der Zeit (in der Succession) aufgefaßt und vernommen werden, einen Rhythmus. Vergleicht man das Auffassen der Figur mit dem des Rhythmus, so wird man sich der Aehnlichkeit beider leicht bewußt werden, und zugeben, daß der bildliche Ausdruck: Zeitfigur, zwar weniger gewöhnlich, aber nicht weniger schicklich sey, als wenn man von Tiefe und Höhe des Tones, von der Farbe, von Tonfiguren, oder andern verschiedenen und dennoch verglichenen Dingen spricht. Wer die Sache noch gründlicher erörtert wünscht, der versteht es ohne Zweifel, durch Vorkenntnisse vorbereitet, ohne weitere Erklärung, wenn wir sagen: Rhythmus sey sinnliche Anschauung der Einheit in einer Reihe von Momenten, oder mit weniger Worten: Rhythmus ist Form der Evolution, oder im Gegensatz von Harmonie: Rhythmus ist sinnliche Erscheinung der Einheit in der Succession, Harmonie dasselbe im Simultanen. Jede Erklärung sagt dasselbe, nur für einen verschiedenen Gesichtspunkt, aus. Am anschaulichsten ohne Zweifel wird die Vorstellung vom Rhythmus, durch die oben erwähnte Verzeichnung desselben in Noten. Man denkt das Liniensystem von den Noten weg und der reine Rhythmus steht jedermann vernehmlich und unzweideutig vor Augen. Es ist ein Glück für uns, daß wir eine so leicht faßliche und brauchbare Ver-

zeichnungsweise der Tonrhythmen in unserer Notirung haben. So gut hatte man es vor Alters nicht, und wir selbst besitzen diese Vortheile kaum seit ein Paar Jahrhunderten. Denn es gehört nicht wenig dazu, etwas, das der Sinn vernimmt, so gänzlich in Begriff aufzulösen und auf den Verstand überzutragen, daß es dieser durch vollständige Zeichen ganz unzweideutig, wieder durch Vermittlung des Verstandes, an den Sinn eines Andern bringen kann; und gewöhnlich führen erst viel unvollkommene Versuche und eben so viel Verirrungen zum Ziel. Kaiser Karl d. Gr. ließ die geschicktesten Sänger zu dem kirchlichen Gottesdienst berufen, gleichwohl war es unmöglich, was bei uns leicht ist, ihnen die Melodien der römischen Kirche durch Verzeichnung deutlich zu machen. Sie mußten selbst nach Rom, um dort zu hören. Was man ebenfalls in alten Zeiten von rhythmischen Verhältnissen bezeichnete, war das, was sich freilich zunächst darbietet: der allgemeine Unterschied von lang und kurz. Um das Lang zu bezeichnen, bediente man sich des Striches (—), für die Kürze des Häkchens (ᴗ), das weniger lang und mehr lang (z. B. ♪. und ♩.) fühlte man wohl dunkel, allein man erhob dieses Gefühl nicht zur Deutlichkeit und deßwegen gelangte man nicht dahin, diesen Unterschied der Längen und Kürzen zu bezeichnen, so wie wir jezt in einem ähnlichen Falle die feinern Unterschiede der Farben nicht mit Bestimmtheit bezeichnen, weil uns eine feststehende sichere Skale dafür fehlt. Wie wir diese Farbenunterschiede bloß durch den Augenschein auffassen, so mußten die Sänger damals die Unterschiede unter den Längen und unter den Kürzen durch eignes Hören auffinden. In vielen Melodien trifft es nun allerdings, daß nur eine Art von Längen und nur eine Art von Kürzen darin vorkommt, und diese bezeichneten sich am leichtesten mit den angenommenen Zeichen der Länge und Kürze, wie denn auch ihr Rhythmus im Gesang um wenigsten zu verfehlen war. Der Rhythmus z. B.

– ᴗ – ᴗ | – ᴗ – ᴗ | – ᴗ – ᴗ | – ᴗ –

Frommer Stab, ach hätt' ich nimmer mit dem Schwerte dich vertauscht.

gehört zu dieser Gattung. Man fand in solchen Rhythmen die Dauer der Länge zwei Kürzen gleich, dasselbe Verhältniß ließ sich auf den Rhythmus:

– ᴗ ᴗ | – ᴗ ᴗ | –

♩ ♪ ♪ | ♩ ♪ ♪ | ♩

anwenden und, da diese Gattungen der Rhythmen die üblichsten waren, so sezte sich bei den Theoretikern die Meinung als ein Grundsatz fest: Jede Länge sey gleich zweien Kürzen. Wo nun in einem Rhythmus eine Länge zu bezeichnen war, da bezeichnete man sie mit dem üblichen Zeichen (–) und schrieb ihr in allen Fällen den Gehalt von zwei Kürzen zu. Eben so rechnete man von allen Kürzen ohne Unterschied zwei auf eine Länge. Die Musiker, welche wohl fühlten, daß die Längen in der Tonfigur ♩. ♪. ♬ ♪ | ♪. ganz andern Gehalt hatten als in dieser ♩ ♩ ♪ ♩ | ♩. wiewohl beide metrisch auf dieselbe Art (– – ᴗ ᴗ | –) bezeichnet wurden, behaupteten zuweilen, man müsse zwischen Lang und Lang unterscheiden, und zwischen Kürzen sey auch ein Unterschied zu machen; allein weil man damals keine Notengehaltzeichen hatte, sondern den Gehalt der Töne aus den Sylben der Verse schließen mußte, so glaubten sie ihren Satz so zu erweisen, daß sie auf den verschiedenen Zeitgehalt der Sylben

aufmerksam machten, die wenig Consonanten haben, z. B. Kuh, und in welchen deren viel sich vereinigten, z. B. Strumpf. So verfahen sie es freilich im Beweis ihrer Behauptung, und die Metriker (oder Grammatiker), die mit jenen oft darüber, nach Marius Victorinus Versicherung, stritten, machten ihren Satz immer mehr geltend: jede Länge sey gleich zweien Kürzen. Man darf sich über diese Beharrlichkeit der alten Metriker nicht wundern, denn wiewohl wir jetzt, seit länger als einem Jahrhundert, in unsrer Notirung eine sehr passende Bezeichnung für die Dauer der Zeitmomente im Rhythmus haben, so beharren dennoch unsre neuen Metriker so unverrückt auf ihren Strichen und Häkchen und auf dem Satz von der zweizeitigen Länge, als ob eine Erfindung wie unsre Musiknoten gar nicht in der Welt, und Rhythmen von andern als zweizeitigen Längen noch nie erhörte Dinge wären. Betrachtet man alte Verse nach dem Satz von der bloß zweizeitigen Länge, so bekommt man Rhythmen zu sehn, gegen welche unser Gehör sich etwas empört, z. B.

◡ – – ◡ | ◡ – ◡

d. i. in Musikzeichen übersetzt:



und ähnliche, noch unglaublichere. Die Metriker verwerfen aber das Gehör der Neuern als verwöhnt durch die moderne Erfindung des Tactes, welcher die ganze Musik verderbt habe, indem er sie eintönig und langweilig mache. Ganz anders — meinen sie — sey es mit der alten Musik bestellt gewesen. Durch ihre Tactlosigkeit habe sie sich in schöner Freiheit bewegt, und dadurch die Wunder bewirkt, welche alte Schriftsteller mit Entzücken von ihr berichten. Der gelehrte Meibom hoffte, diese Wunder der Tactlosigkeit wiederholen, und der neuen Welt den Effect alter Musik zeigen zu können. Sein griechisches Concert, das er der Königin Christina gab, that auch wirklich ungewöhnlichen Effect, wiewohl von anderer Art, als der gelehrte und übrigens sehr verdiente Unternehmer gehofft hatte. Sieht ein Unbefangener einen solchen, angeblich tactlosen Vers, z. B. den eben erwähnten



Im grünlaubi · gen Buchhain,

so fällt es ihm sogleich auf, daß der Vers selbst ganz unverkennbaren Tact habe:



und daß er nur durch die wunderliche Bezeichnung und durch das unvollkommene Hören der verschiedenartigen Längen und Kürzen das krause Ansehn erhalte. Allein, die Metriker glauben dieses noch nicht, denn die Länge ist nun einmal bei ihnen zweien Kürzen gleich, und so streiten sie dem Euripides seine Persönlichkeit ab, weil er der Büste nicht ähnlich sieht, die einer aus ihrem Mittel von ihm verfertigt hat. Wenn einem unserer Musiker eine Stelle vorgelegt würde:



so würde er den Schreiber ausschelten und die Stelle sogleich auf diese Weise:



berichtigen, jedermann würde ihm auch hierin beistimmen. Wenn man nun den Sylbengehalt eines Verses findet

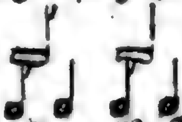
– – ◡ ◡ | – ◡ ◡ – ◡ | – ◡ – ◡ ◡ |

ist es nicht natürlich, ihn eben so zu verstehen, wie der Musiker, und nicht gleich dem weniger unterrichteten Schreiber, besonders wenn der Vers z. B.

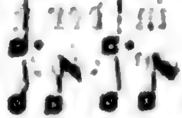
Schon waren die goldnen Träume, freudenlos das Erwachen,

die Meinung des Musikers rechtfertigt? Wir werden uns mithin an die bessere Einsicht halten müssen, welche durch die genauere Musikbezeichnung befördert worden ist, wenn wir über Rhythmus, sowohl der neuern als der alten Zeit, urtheilen wollen. Die alten Verse zeigen uns, was die Alten hörten, ihre Zeichen müssen wir verstehen, wie sie von ihnen gehört, wie sie von den Metrikern gedeutet wurden. Oder wollten wir auch den russischen Nestor, Hektor lesen, weil seine Zeichen einen lateinischen Schriftkundigen auf die Vermuthung einer solchen Aussprache leiten würden? Daß unsere Zeitmessung übrigens nicht neuere Einrichtung sey, sondern in der Natur selbst beruhe, begreift sich leicht, wenn man auf die Natur des rhythmischen Zeitmaßes, was man **Metrum** nennt, achtet. **Metrum** verwechselt sich allerdings leicht mit Rhythmus, und fast alle Theorien verwechseln es, indem sie sich bemühen, einen Unterschied anzugeben, den ihre Verfasser nicht deutlich fühlen. Der berühmte Metriker und Philolog **Hermann** lehrt: Metrum ist das Verhältniß der Zeitabtheilungen gegen einander, ohne allen Rhythmus. So ist es allerdings vom Rhythmus gesondert, und nicht allein vom Rhythmus, sondern sogar von seinem eignen Begriff, denn ein **Verhältniß** der Zeitabtheilungen **gegen einander** ist nur im Rhythmus denkbar; wie es also außer der Bedingung seiner Möglichkeit zum Metrum werden könne, gehört unter die Geheimnisse der Wissenschaft, und unter die vielen Räthsel der Hermannschen Theorie. Wenn ein Architekt lehrte: Symmetrie besteht in dem Verhältnisse der Theile (z. B. eines Gebäudes) ohne alle Figur, so hätte er die Parallelstelle zu jener Erklärung des Metrum geliefert. Kunstverständige würden sich darüber eben so verwundern, wie Männer von Gelehrsamkeit jene Erklärung des Metrum bewundern und hier hört die Parallele auf. Nimmt man die Ansicht des Rhythmus als Zeitfigur auf, so charakterisirt sich jeder Rhythmus, wie jede Figur überhaupt, durch den Umriß und durch das Verhältniß der Theile unter einander. Umriß ist bei der Raumfigur die Gränze, welche sie vom übrigen Raum absondert, bei dem Rhythmus die Gränze, welche ihn von der Zeitreihe absondert, also sein Anfang und Ende. Verhältniß der Theile in der Raumfigur wird durch ein innres, aus der Figur selbst entlehntes Maß (z. B. Model) bestimmt, eben so bei der Zeitfigur, und dieses innere, aus dem Rhythmus selbst entlehnte Maß seiner Theile ist das **Metrum**, welches also nicht, wie jene Grunddefinition der wissenschaftlichen Metrik will, ohne allen Rhythmus, sondern gerade umgekehrt, bloß im Rhythmus statt findet. Ein einzelner Klang gibt noch keinen Rhythmus, so wenig als ein Punkt eine Figur ausmacht. Zwei Klänge können einen Rhythmus geben, wenn sie so vernommen werden, daß sie zusammenzugehören scheinen, als ob der eine den andern hervorgebracht hätte. Die Musik erläutert dieses besser und geschwinder als eine ausführliche Ableitung. Den hervorbringenden Theil nämlich nennen die Musiker den **guten** Tacttheil und den hervorgebrachten den **schlechten**. Jenen nennen die Metriker (der Musiksprache entgegen) **Arsis** und diesen **Thesis**. Die Arsis bezeichnet man mit

einem Accent (ʹ), wo es nöthig ist. Das Zeitverhältniß der Arsis zu der Thesis wird nun durch das Metrum bestimmt. Ist die Thesis der Arsis an Zeitgehalt gleich (𝅗𝅥 𝅗𝅥), so entsteht ein *gleiches* Metrum (gerader Tact); ist hingegen die Thesis der Arsis ungleich, und also kleiner (denn ein Größeres könnte nicht aus dem Kleinern hervorgegangen scheinen), z. B. 𝅗𝅥 ♩, so entsteht das *ungleiche* Metrum (ungerader Tact). Wer die Ansichten tiefer aufzufassen liebt, der denke sich das Hervorgehen der Thesis aus der Arsis als das Setzen eines Gegensatzes. Der Charakter der Thesis gegen die Arsis ist auch in der That antithetisch, und man nennt sie richtiger Antithesis und die Arsis Thesis, welches letztere die Musiker thun. Die Antithesis ist aber der Thesis gleich, und nur durch den Charakter der Abhängigkeit von ihr verschieden. So entsteht die Gleichheit des Metrums. Läßt aber die thetische Kraft außer der Antithese noch eine neue Thesis ohne weitere Antithese aus sich hervorgehen, so vereinigt sich in diesem dritten Erzeugniß thetischer und antithetischer Charakter. Es ist antithetisch in Beziehung auf die erste Thesis (Arsis) und thetisch (arsisch) in Beziehung auf die ihm unmittelbar vorhergehende Antithese. Anschaulicher wird vielleicht die Sache hierdurch: man denke sich die gewöhnliche Ansicht eines ungeraden Tactes: 𝅗𝅥 ♩ Die Viertelsnote ist hier die Antithesis der halben; nun löse man aber diese in Viertel auf, (♩ ♩ ♩): so ist die zweite Note Antithesis der ersten, und die dritte zeigt den erwähnten doppelten Charakter in ihrer doppelten Beziehung. Dieses Hervorbringen der dritten Note zeigt, warum nur die Zahl *drei* den ungeraden Tact ausfüllt, nicht eine andere der ungeraden Zahlen. Denn wollte man fünf entstehen lassen, so würden sich diese fünf in zwei Reihen theilen, wo die Zwei und die Drei, also die beiden ersten Verhältnisse, wiederkehrten. Im geraden Metrum ist Arsis und Thesis sich gleich. Man kann diese beiden rhythmischen Bestandtheile *Hauptmomente* nennen. Jedes dieser Hauptmomente kann sich nun nochmals in Satz und Gegensatz zerlegen:



und wir nennen diese rhythmischen Bestandtheile *Momente zweiter Ordnung*. Da die Hauptmomente sich gleich sind, und die Momente zweiter Ordnung ebenfalls unter sich, so findet unter Momenten derselben Ordnung kein Unterschied der Länge und Kürze Statt. Erst, wenn Momente beider Ordnungen vermischt werden (𝅗𝅥 ♩ ♩), bemerkt man diesen Unterschied. Rhythmen, welche sich in Momenten *derselben* Ordnung bewegen, unterscheiden also ihre Arsis und Thesis nicht nach Länge und Kürze, sondern bloß durch den *Accent*, der auf das gute Tacttheil (Arsis) fällt. Man nennt sie daher *accentuirte* Rhythmen, dahin gehören z. B. unsre Kirchenchoräle. Rhythmen hingegen, welche sich in Momenten verschiedener Ordnung bewegen, unterscheiden ihre Momente zugleich nach Längen und Kürzen (nach *Quantität*). Diese heißen deßwegen *quantitirende* Rhythmen, und zu diesen gehört der größte Theil der alten Verse. Die beiden Hauptmomente des geraden Metrums können sich auch ungleich zerlegen:



und so entsteht ein gemischtes Metrum (der Sechsachteltact). Daß diese Zerlegung auch in lauter Achtel geschehen könne, begreift sich leicht, und eben so, daß das erste Achtel durch stärkere Markirung leicht in ein punktirtes ( ) übergeht. Mischen sich nun beide Ordnungen der Momente, so entstehen mancherlei Formen des Rhythmus, welche hier zu bemerken sind, wegen ihrer sonderbaren Verkennung von den Metrikern:

die bacchische Form, bei den Metrikern – – ◡
die erste päonische Form . . . . – ◡ ◡ ◡
die ionische Form . . . . – – ◡ ◡
die kretische Form . . . – ◡ –
die vierte päonische Form . . . . ◡ ◡ ◡ –
die choriambische Form . . . . – ◡ ◡ –

Kam z. B. der aus solchen Formen bestehende Vers vor:

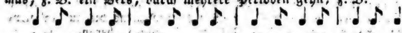
Hell schimmert im Mondesstrahl sanft wal-len-de Meerfluth,

so bezeichnen die Metriker sie nach ihrer zweizeitigen Länge so:

– – ◡ ◡ | – ◡ – – | – ◡ ◡ – ◡

und behaupten, die Alten haben sie auf diese Art vernommen, denn die Großmutter werde nicht von der Enkelin tanzen gelernt haben. Dieser gelehrten Behauptungen wegen war es nothwendig, zu zeigen, daß die Formen, nach welchen wir Rhythmen messen, nicht der neuen Musik angehören, sondern im Wesen alles Rhythmus gegründet seyen, daß mithin — um bei dem beliebten Gleichniß zu bleiben — Großmutter und Enkelin dieselbe Lehrerin hatten: die Natur. Das ungerade Metrum hat drei Hauptmomente: ( ), welche, in zwei Untermomente zerlegt, das molossische Metrum geben, in der Musik den Dreivierteltact. In drei Momente zweiter Ordnung zerlegt bildet es ein Metrum, welches wir das tripodische nennen, und das dem Neunachteltact gleich ist. Zieht man die beiden ersten Momente zusammen, ( ), so entsteht das trochäische Metrum, oder der Dreiachteltact. Welches Maß irgend einem Rhythmus eigenthümlich sey, kann natürlich nicht eher bestimmt vernommen werden, als bis in seinem Verlauf die Hauptarsis zurückgekehrt ist. Die Hauptarsis aber kann sich erst nach mehrmaliger regelmäßiger Rückkehr als Hauptarsis bewähren, denn die Arsis, welche wiederkehrend vernommen wird, könnte auch den Momenten späterer Ordnung angehören. Die Hauptarsis kehrt nach einer gewissen Zahl von Hauptmomenten zurück, und die Regel, nach welcher sie wiederkehrt, heißt in der Musik der Tact. Es zeigt sich also, daß der Tact ebenfalls in dem Wesen des Metrums gegründet, und keinesweges, wie die gelehrten Metriker meinen, eine Erfindung neuerer Zeit ist, um mehrere Stimmen ohne Verwirrung zugleich hören lassen zu können. Vermuthlich ist der abwechselnde Gebrauch beider Füße beim Gehen auch eine Erfindung neuer Zeit, um ohne Verwirrung mehrere Soldaten neben einander marschiren lassen zu können. Die Abtheilung von einer Hauptarsis zu der andern, nennt man in der Musik bekanntlich einen Tact, wir nennen sie im Allgemeinen eine metrische Periode. Wie

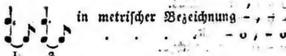
eine Melodie durch mehrere Tacte gehen kann, so kann ein Rhythmus, z. B. ein Vers, durch mehrere Perioden gehn, z. B.



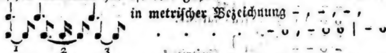
– ∪ – ∪ | – ∪ – ∪ | – ∪ – ∪ | – ∪ –

Ar·mes Herz, von na·men·lo·ser Küm·mer·niß ge·pei·ni·get,

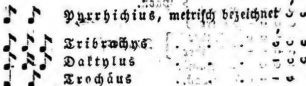
und so wird also die metrische Periode zum Versmaß (s. d. Art). Die Abtheilung von einer Unterarsis bis zu der andern nennt man in der Metrik einen Fuß, wenigstens ist dieses der ursprüngliche reine Begriff davon. Anschaulicher erklärt man sich den metrischen Fuß als die Form, nicht der ganzen Periode, sondern eines einzelnen Hauptmomentes derselben. So hat die Periode des gemischten Metrums in der trochäischen Form zwei Füße:



und heißt deßwegen Dipodie (Doppelfuß). Die Periode des tripodischen Metrums hat oft drei Füße:



und heißt deßwegen Tripodie. Ursprünglich, wie gesagt, war dieses die wahre Bedeutung des Wortes Fuß, und in diesem Sinne gibt es nur folgende Füße:



welche als wahres Maß der Periode und als Formen dieses Maßes gelten können. Das unaufgelös'te Moment (𝅗𝅥.) kann man nur uneigentlich zu den Füßen rechnen und eben so folgende:

Spondeus, metrisch bezeichnet – –

Molossus . . . . – – –

Daktylus (der schwere) . – ∪ ∪

welche die ganze Periode in Hauptmomenten erfüllen. Allein diese wahre eigenthümliche Bedeutung des metrischen Fußes, wiewohl sie noch jetzt die eigentlich-metrisch anwendbare ist, ward schon seit langen Zeiten durch eine Nebenansicht des Fußes verdunkelt und hierdurch Verwirrung in eine, an sich ganz klare Sache gebracht. Man beachtete nämlich die Zusammensetzung der Füße aus kurzen und langen Sylben mehr, als den Gebrauch des Fußes zum Maß, und erweiterte nun die Zahl der Füße fast in das Unbestimmte, indem man alle möglichen Zusammensetzungen verzeichnete und nach besondern Namen unterschied. Man setzte diese Verzeichnungen bis zu sechs

und noch mehr Sylben fort, und wer nur einigermaßen selbst die gemeinfaßlichen Schriften von Klopstock, Voß und Andern über diese Gegenstände beurtheilen will, muß sich wenigstens bis zu den viersylbigen Füßen mit diesen Zusammensetzungen bekannt machen.

Zweisylbige Füße sind vier:

◡ ◡ Pyrrhichius.
– – Spondeus.
– ◡ Trochäus.
◡ – Jambus.

Dreisylbige Füße sind acht:

◡ ◡ ◡ Tribrachys.
– – – Moloß.
– – ◡ Bacchius.
◡ – – Antibacchius.
– ◡ – Kretikus.
◡ ◡ – Anapäst.
◡ – ◡ Amphibrachys.
– ◡ ◡ Daktylus.

Viersylbige Füße sind sechzehn:

– – – – Dispondeus.
◡ ◡ ◡ ◡ Proceleusmatikus.
◡ – – – erster
– ◡ – – zweiter
– – ◡ – dritter
– – – ◡ vierter
} Epitritus.
– ◡ ◡ ◡ erster
◡ – ◡ ◡ zweiter
◡ ◡ – ◡ dritter
◡ ◡ ◡ – vierter
} Päon.
– – ◡ ◡ sinkender
◡ ◡ – – steigender
} Joniker.
– ◡ ◡ – Choriamb.
◡ – – ◡ Antispast.
– ◡ – ◡ Ditrochäus.
◡ – ◡ – Dijambus.

Die größte Verwirrung entstand nun daher, daß man diese, nach einer ganz verschiedenen Ansicht zusammengesetzten Füße, der ursprünglichen Bedeutung nach, auch als Versmaße brauchen wollte. So zerriß man die Rhythmen zur Unkennbarkeit durch Abtheilung und falschen Sylbengehalt. Der Rhythmus z. B.



über dessen Gesang kein Zweifel entstehen kann, theilen die gelehrten Metriker so:

◡ – – ◡ | ◡ – ◡ –

und jede Länge ist ihnen zweizeitig, wodurch sie die Wundermelodie



erhalten, von welcher das Alterthum sich entzückt gefühlt haben soll. Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß die Gelehrten einstimmig von der Bewunderung wiederhallen, mit welcher das Alterthum die damaligen Rhythmen gehört habe, gleichwohl sind eben diese Gelehrten über nichts uneiniger, als über diese Rhythmen selbst, die jeder an-

ders aufstellt, alle aber so, daß, wie sie selbst bekennen, unser verwöhntes Ohr die Schönheiten nicht vernimmt. Es wäre einer Untersuchung werth, wie man von der Schönheit einer Melodie entzückt werden kann, deren Gesang der einen Classe der Hörer unvernehmlich, und von der andern unvernommen ist. Diese zusammengesetzten Füße haben in Beziehung auf Rhythmus wenig Sinn und wenig Brauchbarkeit. Läßt man aber diese Beziehung ganz weg, und betrachtet diese Art Füße als prosodische Compositionen, so bekommen sie ihre wahre, ihre eigenthümliche Bedeutung. Der prosodische Gehalt einer Sylbe nämlich ist von dem metrischen durchaus zu unterscheiden. Der metrische Gehalt einer Sylbe ist genau bestimmt durch ihre Stelle im Rhythmus. Die Sylbe Schön z. B. ist im Rhythmus

Schönglü - hen - der Morgen - strahl

dreizeitig: bei

Schön ergluht der goldne Morgen

ist sie zweizeitig, und in

Schön, wie des Morgens er - glü - hen - de Pracht

ist sie unvollkommmen. Anders ist es mit dem prosodischen Gehalt. Dieser zeigt kein bestimmtes Maß einer Sylbe, er betrachtet die Sylbe außer dem Rhythmus und ohne Verhältniß. So bestimmt er bloß Länge und Kürze im Allgemeinen. Die Sylbe Schön z. B. ist prosodisch nur lang überhaupt: wie lang, bestimmt nicht die Prosodie, sondern das Metrum. Diese zusammengesetzten Füße kann man also als prosodische Wortformen (Wortfüße) betrachten, welche durch die rhythmische Bedeutung ihrer Sylben zu Wortrhythmen werden. Dabei geschieht es nicht selten, daß die prosodische Form eines Wortes einen andern Namen haben kann als dessen metrische; so ist z. B. die prosodische Form des Wortes: fortwanderten, ionisch (– – ◡ ◡), am Schluß des iambischen Verses hingegen:

◡ – ◡ – | ◡ – ◡ – | ◡ – ◡ –

Aus theurer Heimath Vaterhaus fortwanderten,

ist die metrische Form die iambische (– ◡ / ◡ – ◡ –). Die geschickte Stellung der Wortfüße in einem Vers ist eine der Hauptbedingungen zu dessen Schönheit, und man kann die Wortfüße nicht unschicklich den Notenfiguren vergleichen, welche der Componist in einem Bogenstrich verbunden haben will. Schon vor alten Zeiten haben die Theoretiker rhythmische Verse von metrischen unterscheiden wollen. Indessen blieben ihre Erklärungen dunkel, was gewöhnlich der Fall ist, wenn man von dunkeln Gefühlen redet, denen kein reeller Gegenstand entspricht. Es ist unmöglich, einige zusammenhängende Sylben zu sprechen, ohne einen Rhythmus hören zu lassen, jedes mehrsylbige Wort ist ein Rhythmus, jede Prosa besteht also aus rhythmischen Sätzen, deren jeder sein Metrum hat. Der Unterschied des Verses ist nur dieser, daß die rhythmischen Sätze im Verse durch ein und dasselbe Metrum verbunden sind. z. B. im Vers:

Mit dem Zwilling - ton des Waldhorns wechselte fröhlicher Doppelgesang,

sind die Rhythmen durch das fortgehende gemischte Metrum verbunden; im prosaischen Satz:

Zwei Waldhörner wurden abwechselnd von zwei Singstimmen unterbrochen,

sind ebenfalls Rhythmen, aber kein ununterbrochen gleichförmiges Metrum, welches sie verbindet, und darum ist der Satz kein Vers. So kann eine Declamation höchst wohllautend seyn, aber so lange sie, nach Gebühr, nicht aus der declamatorischen Scale in die harmonische Scale tritt, ist sie kein Gesang. Wenn im Verse das Metrum wechselt, so kann es wenigstens nicht eher geschehen, als bis der Vers das nun geendete Metrum fixirt hatte, im prosaischen Styl hingegen soll das Metrum nie so lange gleichförmig fortgehen, daß es sich fixiren könnte. Welcher reeller Begriff kann nun wohl jenen sogenannten rhythmischen Versen zum Grunde liegen, deren Schatten neuerlich wieder zur Rettung mancher Theorien heraufbeschworen werden? Das einzige Reelle dabei ist die Unbekanntschaft der Theoretiker mit dem Gesang der von ihnen als rhythmisch proclamirten Verse. So sollten vor einiger Zeit die Galliamben dergleichen gesetzlose Rhythmen seyn, weil aus ihrer krausen metrischen Bezeichnung:

– – ◡ | ◡ ◡ – | ◡ – | – ◡ ◡ | – ◡ ◡ | ◡ ◡ –

kein Metrum und kein Gesang zu vernehmen war, wovon indessen, wer den galliambischen Vers



Ein strö-men-der Quell von Wohllaut in Be-geisternder Melo-die,

hört, keins von beiden vermißt. Auf ähnliche Art werden sich alle sogenannten rhythmischen Verse entweder in ein bekanntes Metrum, oder in Prosa auflösen. Will man accentirte Verse unter rhythmischen verstehn, so hat die Sache Sinn, allein der accentirte Vers hat Metrum, wie jeder, nur nicht durch Quantität, sondern durch Accent bestimmt. Hat man sich von dem wahren Wesen des Rhythmus überzeugt, so sieht man leicht, daß die alten Metriker, oder wie man sie auch nennt, Grammatiker, einen falschen Weg einschlugen, indem sie Rhythmen und Verse durch Füße messen wollten, welche nicht durch Zerfällung rhythmischer Momente, sondern durch Sylbenzusammensetzungen entstanden waren. Unter diesen Grammatikern waren vorzüglich berühmt der Grieche Hephästion, und unter den Lateinern Marius Victorinus, Diomedes, Priscian, andrer Schriftsteller, wie Dionysius, Aristides, Quintilianus, nicht zu erwähnen, welche durch andre Schriften ebenfalls bekannt sind. Nach manchen Vorarbeiten, besonders der Engländer Bentley und Dawes, erwarb sich der schon erwähnte leipziger Philolog Hermann das Verdienst, mehrere Irrthümer jener Grammatiker aufzudecken und die Metrik wissenschaftlich zu behandeln. Seine vorzüglichsten Werke sind: De Metris, Leipzig 1796, Handbuch der Metrik, Leipzig 1799 und Elementa doctrinae metricae, Leipzig, 1816. Er wollte ein Grundgesetz des Rhythmus aufstellen und in den Versen der alten Dichter nachweisen, diese aber nach jenem Gesetz aus ihrer Verderbtheit wieder herstellen. Allein so rühmenswerth auch sein Fleiß hierbei ist, so wenig gelang es ihm, in das wahre Wesen des Rhythmus einzudringen, weil er durch das Vorurtheil, die neue Musik sey von der alten wesentlich verschieden und durch die Einführung des Tactes verderbt, von dem wahren Weg abgeleitet wurde. Seine Bücher zeigen, zu welchen unbegreiflichen Irrthümern man sich verirrt, wenn man Dinge, die vor Allem mit dem Sinn ergriffen seyn wollen, durch hergebrachte unverstan-

bene Formeln aufzufassen unternimmt. Zu diesen hergebrachten Formeln gehört vorzüglich der Satz von der bloß zweideutigen Länge. Seit einigen Jahren ist die, oben im Wesentlichen auszugsweis gegebne Theorie des Rhythmus bekannt worden, nach welcher der Tact, wie in der neuen Musik, so auch in den alten Versrhythmen, als nothwendig und unzweifelhaft vorhanden nachgewiesen wird. Die Hauptschriften darüber sind: Ueber Rhythmus und Metrum, von A. Apel (in der Allgemeinen musikal. Zeitung 1807 und 1808.) und: Metrik von demselben Verfasser, Leipzig 1814. Dem hier aufgestellten Begriff des Rhythmus als einer Zeitfigur widerspricht es nicht, daß man die Worte: Rhythmus und Eurhythmie auch von Eigenschaften der Dinge braucht, welche im Raume sich zeigen. Einige, z. B. Hermann in seiner Metrik, meinen, man verstehe dann unter Rhythmus ein regelmäßiges Verhältniß überhaupt, allein wer auf den Ausdruck seiner Gedanken aufmerksam ist, wird Symmetrie mit Eurhythmie nicht verwechseln, beiden liegt zwar Regelmäßigkeit zum Grunde, jedoch in verschiedner Beziehung. In einer schönen Pflanzengestalt kann man Eurhythmie bewundern, ohne eben Symmetrie zu bemerken, eben so können Verzierungen symmetrisch angebracht seyn, ohne daß man versucht wird, von Eurhythmie zu sprechen. Wer die Natur zu beobachten, und auf die Bedeutung ihrer Erscheinung zu merken gewohnt ist, der findet oft den Charakter einer zeitlichen Erscheinung durch eine Gattung von Gestalten ausgedrückt, so daß in der Zeit gleichsam das Wort, und im Raum der körperliche Gegenstand dazu sich zu finden scheint. Es ist unmöglich, hier diesen Satz anders auszuführen, als in seiner unmittelbaren Beziehung auf Rhythmus. Der Charakter des Rhythmus ist das Entstehen der Thesis aus der Arsis, überhaupt also das Werden, die Evolution, welche im Rhythmus als beschlossen vom Anfang bis zum Ende sinnlich erscheint. Ein sinnliches Bild der Evolution im Raume kann also ein räumlicher Rhythmus genannt werden, das, was man auch Eurythmie nennt. In der Natur ist es besonders die Pflanze, welche dieses räumliche Bild der Evolution zeigt, wie denn überhaupt die Zeit in der ganzen Vegetation ihr räumliches Gegenbild, und in der Causalität ihren entsprechenden Begriff findet. Den sinnlichen Ausdruck der Gesetzlichkeit im Raum, auf Rhythmus oder Evolution bezogen, nennen wir daher Eurhythmie, so wie wir unter Symmetrie den sinnlichen Ausdruck der Gesetzlichkeit in Beziehung auf Harmonie verstehn. Im symmetrischen Verhältnisse werden die Gegensätze als von einander unabhängig, und nur von einer gemeinschaftlichen Thesis (Einheit) abhängig gedacht, daher stehn sie unter sich nicht in dem einseitigen Abhängigkeitsverhältniß der Causalität, sondern in dem, die Abhängigkeit durch Gegenseitigkeit derselben compensirenden Verhältniß der Wechselwirkung. Im Verhältniß der Eurhythmie hingegen wird der Gegensatz von seiner Thesis als abhängig gedacht, und steht also unter ihm in dem Abhängigkeitsverhältnisse der Causalität ohne positive Zurückwirkung. Hermann, der den Begriff des Rhythmus durch das Gesetz der Wechselwirkung bestimmen wollte, zeigte, daß ihm Kants Lehre von den Categorien, durch welche er seine Theorie zu begründen suchte, ihrem Geist nach unbekannt war, und schon dieser Mißgriff in den ersten Elementen hätte seine Theorie umgestoßen, wenn überhaupt die philosophischen und mathematischen Propyläen vor seinem Gebäude mehr zum Eingang, als zur Verzierung gedient hätten. Was in der Musik Harmonie und Rhythmus ist,

das zeigt sich also im Raum als Symmetrie und Eurythmie. Erinnert man sich, daß die erste Dimension des Raumes (Länge: Linie) ebenfalls der Zeit und der Succession angehört; die zweite hingegen (Breite: Fläche) dem Raume, also dem Zugleichseyn (die dritte gehört nicht dem Sinne, sondern der Reflexion), so begreift sich, daß bei Längenverhältnissen (z. B. Höhen, Säulen) von Eurhythmie, bei Breitenverhältnissen hingegen von Symmetrie die Rede ist. Will man nun sagen: Eurhythmie sey der im Raume fixirte Rhythmus, Symmetrie die zur Gestalt gewordene Harmonie, so sagt man etwas noch weniger fremdartiges, als wenn man von Aufklärung eines dunkeln Gegenstandes spricht, wo nicht bloß die Zeit in den Raum, sondern gar ein sinnlicher Gegenstand, Licht, in einen intellectuellen eingreift, und wer sich an den Ausdruck stößt, Architektur sey die Musik des Raumes (weil sie die Harmonie und die Rhythmen des Raumes ordnet), der hüte sich wenigstens, wenn er consequent bleiben will, jenen Ausdruck eine frostige Metapher zu nennen, sonst vereinigt er in seinem Tadel zwei in noch entfernteren Sphären liegende Begriffe. **Al.**

Rialtobrücke, s. Venedig.

Riccoboni (Lodovico), zu Modena aus gutem Geschlecht 1677 geboren, hatte früh schon eine besondere Neigung und Vorliebe für das Theater. Was er damals vorfand, war ursprünglich und volksthümlich, wenn auch ein mehrseitig gebildeter Geschmack es roh und geschmacklos zu nennen versucht ward. Die künstliche Poesie vermochte auch hier, wie überall, nichts, als das eigene, volksthümliche Leben, wie es durch seine Verhältnisse nach innen und außen sich entwickelt und gestaltet hatte, zurückzuspiegeln, wie verhältnißmäßig zu andern beschränkt es auch immer in seiner Eigenthümlichkeit ausfallen mochte. Jene Eigenthümlichkeit nun des italienischen Theaters bestand damals aus Entwürfen, wie die zu unsern echten Marionettenspielen bis in die Hälfte des vorigen Jahrhunderts, aus improvisirten Possen, stereotypischen Lazzi, d. i. mimischen Episoden, welche die Haupthandlung heben und gleichsam durch Widerspruch reizen sollten, aus robe generiche, d. i. mimisch-rhetorischen Gemeinplätzen, und dies alles früher schon von geistreichen und witzigen Schauspielern, um der Schaulust des Volks zu entsprechen, um eine mangelnde dramatische Literatur einigermaßen zu ersetzen, erfunden und überlieferungsmäßig fortgepflanzt, je mehr es der Unbildung und Rohheit späterer Schauspieler Vorschub that. Da es nun noch dazu mit den atellanischen Fabeln der Römer vermuthlich sehr verwandt war, so konnten nur allmählig, so wie die Nation vielseitiger wurde und eine bestimmter ausgesprochene Richtung nahm, Versuche der künstlichen Poesie Platz gewinnen. Geselligkeit, die Aufgabe der modernen Zeit, nachdem das antike öffentliche und Staatsleben untergegangen war, blieb auch hier der Mittelpunkt, von welchem alles ausging, und um welchen alles spielte. Das Theater wurde eine Schicklichkeits- und Anstandsbühne und Schule, das Widerspiel derselben seine komische Seite. Die Ariostos, Tassos, Rucellais, Alamannis, Cintios, Machiavellis und Andere hatten lange bereits griechische und römische Lebensform, oder doch ihre eigenen Ansichten davon dramatisch sich entwickeln lassen, oder auch das Leben ihrer Zeit unter jenen Maßstab gestellt; Andre hatten ein arkadisches Idyllenleben vorgeführt — aber sie waren wie vergessen. Das Derbsinnliche, Unreine, Unzüchtige, was zum Theil auch noch in jenen ziemlich laut wurde,

stach gar sehr ab gegen die höfische Feinheit und geregelte Zierlichkeit der benachbarten Franzosen. Es klang auch wohl noch zuweilen etwas Idyllisches, oder auch Heroisches aus der früheren Mythenzeit hinein; aber auch dies mußte immer mehr und mehr weichen. Geselligkeit, Sitte, Schicklichkeit, Ton wurde und blieb die nähere Aufgabe des Drama, welche Mittelglieder es auch hatte durchgehen müssen. So war denn auch zu Riccoboni's Zeit die Gesellschaft eines gewissen Francesco Calderoni, der sich nach damaligem Brauch den Namen Silvio beilegte, die Bewahrerin jener Anstands- und Schicklichkeitsbühne, auf welcher sich ein junger Römer, Pietro Cotta, zubenamt Celio, ausbildete. Dieser übernahm, als Calderoni in Diensten des Churfürsten von Bayern mit seiner Gesellschaft Italien verließ, eine Gesellschaft, und brachte, obwohl mit manchem Widerspruch, Guarini's treuen Schäfer, Tasso's Aminta und französische Tragödien auf sein Repertoir. Als aber auch er endlich sich zur Ruhe begab, gingen mehrere Schauspieler den damals zweiundzwanzigjährigen talentvollen Riccoboni an, die Gesellschaft zu übernehmen. Er that es, und ging mit beharrlichem Eifer, ja noch kühner, wie es scheint, auf dem von Celio betretenen Wege fort. Dabei ging ihm der gelehrte Alterthumsforscher Scipione Maffei mit gutem Rath zur Hand, und so wurden die nach dem Vorbild der Alten ausgearbeiteten Tragödien italienischer Dramatiker auf die Bühne gebracht, z. B. Trissino's Sophonisbe, Manfredi's Semiramis, der Sophokleische Oedipus von Orsato Giustiniano, die Iphigenia auf Tauris von Ruccellai, Torrismondo von Tasso, Cleopatra von Delfino und andre der frühern Zeit. Aber auch bis zu den hierdurch entstandenen Erzeugnisse seiner Zeit ging er herauf, und gab die Iphigenia auf Tauris und die Rahel, beide von Martelli, die Merope von Maffei, alles mit ungemeinem Beifall. Kurz, in zehn Jahren hatte er in der Lombardei und in Venedig das Theater auf eine seltne Höhe erhoben, zumal da er die Klugheit hatte, auch dem eigenthümlichen verwilderten, oder roheren Volksgeschmack durch Aufführung damals gangbarer Possen nicht alle Nahrung zu entziehen, noch ihn gegen sich aufzureizen. Hatten aber jene Strebungen hauptsächlich der Tragödie gegolten, so versuchte er nun auch mit mählichen Umbildungen der beibehaltenen vier komischen Nationalmasken die gesunkene, oder vielmehr noch nicht erhobene Komödie hinaufzuläutern. Natürlich diente ihm auch hier das französische Theater zum Vorbild, da ja eben das italienische noch nichts dieser Art, wenn auch anderes hatte. Er arbeitete die französischen Stücke mit Rücksicht auf die Foderungen des volksthümlichen Geschmacks um, machte aus mehreren Komödien Eine, ließ einzelne Auftritte wörtlich beibehalten, andere improvisiren, gab auch manche Komödien vollständig übersetzt und hatte, schon weil er die Neugier in Anspruch nahm, stets volle Häuser. Diese Beschäftigung reizte ihn denn nach und nach, mit eignen Erzeugnissen, wie der eifersüchtigen Frau, aufzutreten. Ja er wurde so kühn, den Arlecchino zu verbannen, zu welchem Ende er die Scolastica des Ariost mit einigen Abänderungen wählte und auf das Theater zu Venedig brachte. Aber dieser Versuch schien doch, dem Erfolg nach, übereilt; denn unter lautem Murren des Publicums konnten nur vier Acte aufgeführt werden, zu nicht geringem Verdruß des redlichen, eifrigen Mannes. Willkommen war ihm daher die Gelegenheit, die sich ihm durch einen italienischen Fürsten bot, eine Schauspielergesellschaft für den Herzog von Orleans in Paris zu errichten,

und sein minder empfängliches Vaterland zu verlassen. Am 18ten Mai 1716 trat er mit seiner Gesellschaft auf dem Theater Hotel de Bourgogne auf. Er und seine Familie, von seinen beiden Frauen besonders die zweite, Elena Baletti, und später sein Sohn Franz, genossen durch die Feinheit, Gewandtheit und Lebendigkeit ihrer Darstellungen allgemeinen Beifall. Sein erster Aufenthalt in Paris dauerte zwölf Jahre bis zum Monat März 1729. In diesen zwölf Jahren war Riccoboni unermüdet. In Gesellschaft mit Domenique und Romagnesi, auch seinem Sohne, bearbeitete er selbst seinen Ansichten und Zwecken gemäße Comödien. Es waren meist bloße erste Entwürfe, die auch deßhalb canevas hießen, dem Stoffe nach zum Theil altitalische dramatische Uebersetzungen, deren weitere Ausführung und eigentlich mimische Behandlung und Belebung den Schauspielern, wie in der sogenannten comedia dell' arte, vorbehalten gewesen zu seyn scheint. Sie sind nicht eigens gedruckt, aber durch den Mercure bekannt gemacht. Außer dem immer unter mancherlei Gestalten mit mancherlei Schicksalen wiederkehrenden und durchleuchtenden Arlechino, der sich doch nicht ganz bannen ließ, waren es auch meist in das Burleske gezogene Charakterschilderungen, wie: die eifersüchtige Frau, der Freigebige wider Willen, der französirte Italiener, der Betrüger wider Willen, der unzeitig Aufrichtige, der parteiische Vater, der Spieler, der Argwöhnische, der Nachlässige u. s. w. Lessing hat in seiner theatralischen Bibliothek mehrere mitgetheilt. Dazu schrieb Riccoboni auch eine Geschichte des italienischen Theaters vom Verfall der lateinischen Komödie an, mit einem Verzeichniß der von 1500 bis 1660 gedruckten italienischen Tragödien und Komödien. Seine historisch-kritischen Bemerkungen über die verschiedenen Theater Europa's enthalten, wie es von einem so fleißigen und gebildeten Schauspieler zu erwarten war, viel eingestreute gute Bemerkungen und theoretische Winke über seine Kunst. Auch sechs Kapitel über die Darstellungskunst gab er in seiner Muttersprache heraus, so wie sein Sohn später l'Art du Théatre. Er machte sich also gewiß um die Bühne sehr verdient. Im Jahre 1729 bat er um seine Entlassung, die er mit einem Jahrgehalt von 1000 Livres erhielt, und lebte hierauf in Parma. Aber wenn ihn vielleicht die diesem Geschäft eignen Verdrießlichkeiten vom Theater entfernt hatten, so zog ihn seine Liebe dazu doch noch stärker zurück, und so ging er nach ungefähr zwei Jahren wieder nach Paris, mit allgemeinem Beifall, wie er ihn früher genossen, empfangen. Im Jahre 1736 machte er mit seiner Familie wieder einen kleinen Ausflug in die Provinz, wir wissen nicht, ob um etwa Gastrollen zu geben, oder zur Erholung und zum Vergnügen. Im März 1737 kam er wieder nach Paris. Wie lange sie dort geblieben, ist nicht ganz auszumitteln. Der Sohn verließ im Jahre 1750 das Theater gänzlich, und lebte 1753 in Italien im Schooße seiner Familie. — Erwägt man die gleichzeitigen und spätern Strebungen bis auf unsere Zeiten herauf im Verhältniß zu der Theilnahme des Publikums, so sieht man wohl, daß Riccoboni nach manchen Schwankungen, welche aus seiner Eigenthümlichkeit im Streit mit der Volksthümlichkeit hervorgingen, durch den Gang der Zeit doch eine Richtung einschlug, welche wieder durch manches Auf und Ab hindurch die herrschende geblieben ist. Freilich aber zeigt der durchgängige Geschmack an diesen flachen Sittengemählden, an dem rührenden Drama und dem bürgerlichen Trauerspiele, daß auch hier

wie vielleicht im übrigen Europa, die eigentliche Poesie ganz vorüber ist, und nur in einzelnen Gemüthern nachklingt. Wa.

Richard I., König von England, war ein Sohn Heinrichs II. und Eleonorens von Poitou. Wegen seiner Tapferkeit und Kühnheit erhielt Richard den Beinamen Löwenherz. Bald nach seiner Thronbesteigung (1189) vereinigte er sich mit König Philipp von Frankreich zu einem Kreuzzuge gegen Saladin. Ehe Richard noch das gelobte Land erreichte, führte er noch manche That aus; er befreite seine Schwester Mathilde aus der Gefangenschaft des Königs Tancred von Sicilien, und eroberte die Insel Cypern, deren König, Isaac Comnenus, in silberne Fesseln geschlagen wurde. Hierauf in Palästina angelangt, bewährte er seinen Heldenmuth durch die Eroberung von Ptolemais in Syrien, und manche ritterliche That. Da aber bald Uneinigkeit zwischen ihm und Philipp ausbrach, und hier, wie immer, sich die Nationaleifersucht der Engländer und Franzosen zeigte, so begab sich Richard auf den Heimweg (1192). Durch Sturm an die Küste von Dalmatien verschlagen, wurde er hier von seinem persönlichen Feinde, dem Herzog Leopold von Oesterreich, gefangen genommen, und an Kaiser Heinrich VI. ausgeliefert, der Richard so lange fest hielt, bis er sich mit 100,000 Mark Silbers löste. (Vergl. d. Art. Blondel.) Bei seiner Zurückkehr nach England fand er seinen Bruder Johann auf dem Thron, den er jedoch wieder verdrängte, worauf er sich gegen Frankreich rüstete, welches die Normandie angegriffen hatte. In der Schlucht bei Gisons besiegte er die Franzosen, wurde aber bald darauf bei der Belagerung von Limosin durch einen Pfeilschuß verwundet und starb (1199). Die ritterlichen Thaten und Abenteuer dieses Königs haben Dichtern und Romanziers reichen Stoff zu vielen Erzählungen und Liedern gegeben. Sein in Deutschland ihm widerfahrendes Mißgeschick hatte er sich durch Stolz und Uebermuth gegen die Deutschen in Palästina und durch die Unterstützung der Unruhen in Sicilien gegen Heinrich VI. zugezogen. Seiner Verordnung nach wurde sein Leichnam zu Fontevraut, zu Füßen des Sarges seines Vaters, beigesetzt, um dadurch seine Reue über das pflichtwidrige Betragen anzuzeigen, das er sich bei Lebzeiten gegen ihn erlaubt hatte; jedoch wurden seine Eingeweide, gleichfalls auf seinen Befehl, zu Charonne, sein Herz zu Rouen beerdigt, weil, wie er sagte, die Bewohner des ersten Orts durch ihre Treulosigkeit nichts bessers von ihm verdienten, die des letztern aber durch ihre Anhänglichkeit sein Herz sich auf immer erworben hatten.

Richard II., König von England, Sohn des schwarzen Prinzen und Enkel Eduards III., geboren 1366, bestieg (1377) in seinem 11ten Jahr bei dem Tode seines Großvaters den Thron zur allgemeinen Zufriedenheit des englischen Volks, welches das Andenken des heldenmüthigen Vaters des jungen Königs verehrte, und von ihm selbst ähnliche Tugenden erwartete. Die oberste Staatsgewalt war damals in den Händen der drei Oheime des jungen Königs, nämlich Johanns von Gaunt, Herzogs von Lancaster, Edmunds, Grafen von Cambridge, nachmaligen Herzogs von York, und des Thomas von Woodstock, nachherigen Herzogs von Gloucester. Die frühern Jahre der Minderjährigkeit Richards II. verflossen unter Kriegen mit Frankreich und Schottland, deren Folge ein fürchterlicher innerer Aufruhr war, welcher durch die zum öffentlichen Dienst erforderlichen Auflagen veranlaßt wurde, wobei der junge, erst funfzehn-

jährige König eine außerordentliche, von seinem Alter nicht zu erwartende Entschlossenheit zeigte. Indessen wurden, als gewöhnliche Folge von Empörungen, die begangenen Gewaltthaten ein Entschuldigungsgrund für die Aufhebung gerechter und vernünftiger Bewilligungen, und der Zustand des Volks wurde durch die gegen dasselbe verhängten Strafen noch schlimmer als vorher. So sehr das Verfahren des Königs bei diesen Ereignissen von Klugheit zeugen mochte, so wenig entsprach er im reifern Alter den erregten Erwartungen. Eine vernachlässigte Erziehung und ausschweifende Gesellschaften wirkten sehr nachtheilig auf ihn, zumal da ein schwacher Verstand und ein lenksames Gemüth ihn den Verführungen seiner Lieblinge Preis gaben. In seinem sechzehnten Jahre verheirathete er sich mit Anna, Tochter Kaiser Carl IV. Ein Krieg mit Frankreich und Schottland, und die ehrgeizigen Entwürfe des Herzogs von Lancaster beunruhigten mehrere nachfolgende Jahre von Richards Regierung. Als der Waffenstillstand mit den beiden feindlichen Königreichen verflossen war, ging Richard mit einer großen Armee nach Schottland, und verwüstete ohne Widerstand die Gegenden um Edinburg und Perth. Unterdessen machte eine schottische Armee einen verheerenden Einfall in England, und wechselseitige Verwüstungen waren die einzige Frucht dieser Feldzüge. In England selbst entstand ein heftiger Kampf gegen den König und seine übermüthigen Günstlinge. Das Parlament nahm Antheil daran gegen den König, und beraubte diesen eine Zeit lang seines Ansehens und seiner Macht. Doch behielt Richard II. zuletzt die Oberhand, vertrieb seinen mächtigsten Gegner, den Herzog von Gloucester, mit dessen Anhängern, und besetzte die von ihnen verwalteten Stellen mit andern Personen. Zugleich machte er eine allgemeine Amnestie und die Erlassung aller durch das letzte Parlament gemachten Auflagen bekannt. Einige Jahre später bildete sich unter dem Herzog von Lancaster eine der Gloucesterschen entgegengesetzte Partei, mit welcher Richard sehr klüglich auf dem besten Fuße lebte. Der Krieg mit Frankreich ward nachlässig und von häufigen Waffenstillständen unterbrochen geführt; dagegen besuchte der König an der Spitze eines Kriegsheers 1394 Irland, um die Angelegenheiten dieses Landes auf einen festen Stand zu setzen. Er ließ sich von den ersten Großen jener Insel huldigen, und kehrte darauf nach England, wo sein Onkel, der Herzog von York, die Regentschaft führte, zurück. Da seine Gemahlin gestorben war, heirathete er die Tochter Carls VI. von Frankreich, Isabelle, und schloß mit diesem Reiche einen 15jährigen Waffenstillstand. Richard hatte sich durch seinen Privatcharakter und seine Lebensart bei dem Volke verächtlich gemacht, denn er war nachlässig, verbrachte seine Zeit bei Gastmählern und Vergnügungen, schenkte Leuten gemeinen Standes seine Vertraulichkeit und vergaß ganz seines königlichen Ranges. Seine Lieblinge spendeten Aemter und Würden aus, und er war Nichts. Der unruhige Herzog von Gloucester machte sich dies zu Nutze, entflammte durch lauten Tadel, besonders der französischen Heirath und des langen Waffenstillstands, die Gemüther des Volks. Die Entwürfe des Herzogs fürchtend, ließ der König auf den Rath seiner Günstlinge den Herzog und zwei von dessen Vertrauten, die Grafen von Arundel und von Warwick, gefangen nehmen. Der Graf von Arundel wurde des Hochverraths schuldig erkannt, und 1397 hingerichtet, der Graf von Warwick und sein Bruder, der Erzbischof von Canterbury, wurden gleichfalls schuldig befunden, zu ewiger Verbannung verurtheilt, und der Herzog von Gloucester ward nach Calais ins Gefängniß ge-

schickt, wo er bald nachher eines grausamen Todes starb. Ein Streit zwischen den Herzogen von Hereford und Norfolk wegen verächtlicher Reden, die der letztere von Richard geführt haben sollte, wurde die Veranlassung von Richards gänzlichem Fall. Die beiden Herzoge foderten sich, mit Bewilligung des Königs, zum Zweikampfe, aber Richard nahm seine Erlaubniß zurück, verbannte die beiden Streitenden, und zwar Norfolk auf Lebenszeit, und Hereford auf sechs Jahr. Johann von Gaunt, Herzog von Lancaster, dessen Sohn und Erbe der Herzog von Hereford war, starb 1399. Richards Begierde, die großen Güter desselben einzuziehn, veranlaßte den Herzog von Hereford, während der König gerade einen Feldzug in Irland unternommen hatte, von Frankreich aus in Yorkshire zu landen. Es verbanden sich mit ihm die Grafen von Northumberland, Westmoreland und Andere, und er foderte nun an der Spitze von 60,000 Mann das Herzogthum Lancaster. Der Regent des Königreichs, der Herzog von York, schlug sich, statt Widerstand zu leisten, zu Herefords Partei. Der König, hievon benachrichtigt, landete in England, sah sich aber bald fast von Allen verlassen. Zu einer Zusammenkunft mit Heinrich von Hereford eingeladen, ward er auf dem Wege dahin von Bewaffneten Leuten überfallen, und nach Flint-Castle gebracht. Von dort führte ihn Hereford nach London, wo niemand sich des unglücklichen Richards annahm. Seine Entthronung war beschlossen, und ihr voraus ging die erzwungene Entsagung seiner Krone. Fünfunddreißig Anklageartikel waren gegen ihn aufgesetzt, von denen viele übertrieben, falsch und läppisch waren, obgleich andre wirkliche Beschuldigungen von Grausamkeit und übler Regierung enthielten. Der einzige, der für Richard sprach, war der Bischof von Carlisle; doch der edle Mann mußte dafür im Gefängniß büßen, und Richard wurde (30sten September 1399) feierlich entsetzt. Heinrich trat sodann auf, verlangte die Krone, die ihm zugestanden ward, und erklärte, das Leben des unglücklichen Fürsten, den er des Thrones beraubt hatte, zu schonen. Hierauf ward Richard nach Pamfort in Schottland zu sicherer Verwahrung geschickt; allein das gewöhnliche Schicksal der in ältern Zeiten entsetzten Könige erwartete ihn. Man hat keine gewisse Kunde von der Art seines Todes, aber nach der gemeinen Meinung ward er von seinen Wächtern mit Hellebarden erstochen. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß man ihn hatte verhungern lassen, denn als man seine Leiche zur Schau ausstellte, waren keine Spuren einer Gewaltthat an ihm bemerkbar. Er starb ohne Nachkommen im 34sten Jahr seines Alters, und im 23ten seiner Regierung. N. P.

Richard III., König von England, geboren 1450, war der jüngere Sohn Richards, Herzogs von York, der im Streite mit dem Hause Lancaster um die Thronfolge (Streit der rothen und weißen Rose — s. d. Art. Großbritannien) in der Schlacht bei Wackefield blieb. Als Richards älterer Bruder, Eduard IV., den englischen Thron bestieg, (1471) wurde er zum Herzoge von Gloucester ernannt. Während der Unruhen in der frühern Regierung Eduards hing er fest an ihm, und diente ihm mit großer Treue und vielem Muth. Er theilte die wilde Gemüthsart seines Geschlechts, und man beschuldigt ihn, Theil an der Ermordung des entthronten Königs Heinrich VI. und seines eignen Bruders, des Herzogs von Clarence, gehabt zu haben. Nach mehreren ruhmvollen Kriegsthaten in Schottland ward Richard bei Eduards IV. Tode 1483 zum Protector von England ernannt. Er ließ sogleich seinen Neffen, den jungen Eduard V., zum Könige erklären,

und schwur ihm den Eid der Treue. Die Nation wurde gerade jetzt durch zwei große Factionen getheilt, von welchen die eine aus den Anhängern der Witwe Eduards IV. unter Leitung ihres Bruders, des Grafen Rivers, und ihrer Söhne erster Ehe, des Marquis von Dorset und des Lords Richard Grey, bestand. An der Spitze der andern befanden sich der Herzog von Buckingham und Lord Hastings. Beiden schmeichelte der Herzog von Gloucester, so lange er die geheimen Plane seiner Ehrsucht verfolgte. Sein Vorsatz war, sich von allen, welche durch Bande des Bluts mit dem jungen Könige verbunden waren, zu befreien, und deßhalb ließ er die Anhänger der Königin unvermuthet gefangen nehmen, und ohne Verhör hinrichten. Auch Lord Hastings wurde bald nachher auf gleiche Art hingerichtet. Nach diesem kühnen und blutigen Anfange war der Protector dem Ziele seiner Wünsche nahe. Der nächste Schritt hiezu war die Erklärung, daß Eduards IV. Kinder unehelich wären. Da nun hiedurch, wenn es auch bewiesen war, die Kinder von Richards älterm Bruder, dem Herzoge von Clarence, ihrer vorzüglichern Rechte zum Thron nicht beraubt werden konnten, so machte er einen Angriff auf die Ehre seiner eignen Mutter, gab vor, daß sie Eduard IV. und den Herzog von Clarence mit Andern gezeugt hätte, und ihrem Gemahl bloß bei Richards Erzeugung treu gewesen wäre. Diese Beschuldigungen wurden sogar auf der Kanzel vorgetragen, und der Herzog von Buckingham hielt nachher eine Rede vor dem Stadtrath und den Bürgern von London, rühmte ihnen die Ansprüche und Tugenden des Protectors, und fragte sie: ob sie den Herzog von Gloucester zum Könige wählen wollten? Niemand antwortete, und Buckingham wiederholte voll Verdruß seine Frage nochmal. Da riefen zuletzt einige bestochene Stimmen: Gott segne den König Richard. Dies wurde als allgemeine Volksstimme angenommen. Buckingham und der Lordmayor gingen zum Protector, und boten ihm die Krone an. Erst stellte er sich erschrocken und besorgt, dann schützte er seine Anhänglichkeit an seinen Neffen und seine Abneigung, eine solche Last auf sich zu nehmen, vor, schloß endlich mit der Annahme des Dargebotenen, und ward den 27sten Juni 1483 als Richard III. zum Könige erklärt. Der junge abgesetzte König, Eduard V., und sein Bruder, der Herzog von York, wurden nachher auf Richards Befehl im Tower umgebracht. Richard fing seine Regierung mit Belohnungen derer an, die er zu seinen Werkzeugen gebraucht hatte, und mit Bemühungen, sich die Volksgunst zu erwerben. Mit einem glänzenden Gefolge besuchte er mehrere Städte des Reichs, ließ sich zu York noch einmal krönen, und ernannte hier seinen einzigen Sohn zum Prinzen von Wales. Aber die ganze Nation war voll Abscheu gegen seine Tyrannei, und bald wurden Entwürfe gemacht, ihn wieder von dem Throne, dessen er sich angemaßt hatte, zu stürzen. Sein vorzüglichster Gegner war Heinrich, Graf von Richmond, (nachmals König Heinrich VII.) aus dem Hause Lancaster; er wurde jedoch genöthiget, aus England zu entfliehen. Eine Verschwörung, welche der Herzog von Buckingham, durch dessen Hülfe Richard die Krone erlangt hatte, gegen diesen unternahm, endigte bald durch Buckinghams Gefangennehmung und Hinrichtung. Eine gleichzeitige Landung des Grafen Richmond an der englischen Küste mislang ebenfalls. Hiedurch schien nun Richard mehr auf dem Throne befestigt, und er benutzte seinen Vortheil, indem er ein Parlament zusammenrief, in welchem mehrere heilsame Gesetze gegeben, die Nachkommenschaft Eduards IV. für unehelich erklärt, und Richarden nebst seinen Nachkommen die Krone bei-

stätigt ward. Zugleich unterhandelte er mit dem Hofe von Bretagne wegen Auslieferung des Grafen von Richmond; aber dieser entging der Gefahr durch die Flucht in das Gebiet des französischen Königs. Der Tod seines Sohnes, des Prinzen von Wales, war mitten in seinem Glück ein harter Schlag für ihn. Seine Gemahlin folgte ihrem Sohne bald, und der allgemeine Unwille gegen Richard schrieb diesen Todesfall einer Vergiftung zu. Um die Heirath zwischen Elisabeth, der ältesten Tochter seines Bruders Eduard, und dem Grafen von Richmond zu verhindern, entschloß er sich, selbst diese Prinzessin zu heirathen. Ihn an dieser Verbindung zu hindern, eilte der Graf Richmond aus Frankreich mit einem kleinen Heere nach England, fand hier mächtigen Beistand, und erhielt bei Bosworth (d. 23. August 1485) einen vollständigen Sieg über den König. Richard stürzte im Gefechte voll Verzweiflung sich gegen seinen Mitbewerber, erschlug den Fähndrich desselben, und wollte Richmond selbst anfallen, als er der Menge der Angreifenden unterlag. Mit dem Tode ihres Heerführers waren seine Truppen gänzlich geschlagen. Sein Leichnam wurde entkleidet auf dem Felde gefunden, und nach Leicester gebracht, wo er begraben wurde. So fiel dieser gehaßte Fürst im 35sten Lebensjahre, nachdem er zwei Jahre und zwei Monate den Thron, den er durch eine Menge Verbrechen erworben, nur mit vieler Mühe und Sorgen behauptet hatte. Er besaß Muth, Beredsamkeit und Talente, welche einen rechtmäßigen König geziert hätten; aber diese Eigenschaften wurden durch Grausamkeit, Verstellung, Treulosigkeit, und durch eine verderbliche, unbegränzte Ehrsucht befleckt. Sein Körper war klein, mißgestaltet, von abschreckendem Aeußern; aber vielleicht hat auch der Unwille gegen seine Gemüthsart seine körperlichen Fehler vergrößert. Sein Andenken lebt in den Sagen des Volks als dasjenige des abscheulichsten Tyrannen, der je auf dem englischen Throne saß.

Richardson (Samuel) war der Sohn eines Pächters in der Grafschaft Derby, und wurde 1689 geboren. Da seine beschränkten Vermögensumstände ihm nicht erlaubten zu studiren, so widmete er sich der Buchdruckerkunst, um dadurch seinen Hang zur Lectüre zu befriedigen. Er ist der Schöpfer einer Art moralischer Romane, die in seinem Vaterlande sowohl, als im Auslande bald großes Aufsehn erregten, und ihrem Verfasser ein bedeutendes Einkommen verschaften. Durch letzteres sah sich Richardson in Stand gesetzt, selbst eine ansehnliche Druckerei zu errichten, und durch die Herausgabe und den Druck mehrerer periodischen Schriften sich nach und nach ein ansehnliches Vermögen zu erwerben. Die vorzüglichsten seiner Werke: Pamela, Clarissa und Grandison, sind mehrfach ins Deutsche und Französische übersetzt worden, und wenn die Kritik an diesen Romanen mit Recht eine zu große Breite tadelt, so darf sie doch auch nicht unterlassen, mit wohlverdientem und rühmlichem Lobe der darin enthaltenen Menschenkenntniß, und höchst richtigen Charakter- und Situationszeichnung zu gedenken. Unter den mehrern deutschen Uebersetzungen, die Richardsons Werke erlebt haben, gehört die des vollendetsten, der Clarissa von Kosegarten in acht Bänden, zu den besten; unter dem Heer von Nachahmungen, die gewöhnlich nach dem Erscheinen irgend eines bedeutenden Werks in der schönen Literatur ans Licht zu treten pflegen, verdient die von Musäus unter dem Titel: Grandison der Zweite, am meisten Erwähnung. Richardson starb 1761 am Schlage, und hinterließ

den Ruf eines rechtschaffenen, wohlthätigen und arbeitsamen Mannes.

Richelieu (Armand du Plessis, Cardinal, Herzog von), einer der größten Staatsmänner Frankreichs, wurde 1584 zu Paris geboren, und erhielt im 22. Jahre das Bisthum Luçon. Sein Vaterland war durch Heinrich IV. und dessen Minister Sully aus langer Verwirrung endlich wieder zu Ruhe, Wohlstand und Ordnung gekommen. Nach Heinrichs Ermordung 1610 ward sein noch unmündiger Sohn Ludwig XIII. König, und dessen Mutter, Maria von Medicis, Vormünderin. Bei dieser wußte Richelieu sich bald so in Gunst zu setzen, daß sie ihn 1616 zum Großalmosenier und Staatssecretär erhob. Allein die Verwirrungen, die sich Maria zu Schulden kommen ließ, ihr Anneigen an das österreichische Haus, und der Einfluß Concinis (Marschall d'Ancre) erbitterten die Großen und das Volk so, daß der König die Fremden dem öffentlichen Hasse Preis gab. Der Marschall d'Ancre wurde ermordet, seine Frau, Galigai, enthauptet, und die Königin nach Blois verwiesen (1617.). Auch die von Richelieu 1619 gestiftete Versöhnung zwischen Maria Medicis und ihrem Sohne Ludwig XIII. dauerte nicht lange, da sich Maria in Verbindungen gegen den Günstling des Königs, den Connetable Luines und einige Große (1620) einließ. Richelieu, der zwischen die streitenden Parteien hingestellt, von keiner eigentlich geliebt, von beiden aber als höchst brauchbar betrachtet wurde, hatte einen schweren Stand, und es war die ganze Klugheit eines Kopfes, wie des seinigen, erfoderlich, um in so mißlicher Lage nicht allein sich halten, sondern auch steigen zu können. Als durch seine Vermittelung die Versöhnung zwischen Mutter und Sohn erfolgt war, führte Maria Richelieu, der durch ihre Verwendung 1623 Cardinal geworden war, nachdem der Connetable Luines schon 1621 gestorben, und der bisherige Minister Marquis von Vieuville gestürzt war, 1624 in den Staatsrath ein, und bald stand Richelieu an der Spitze der Verwaltung. Jetzt glaubte der Premierminister, die bisher getragene Maske gegen die Königin, die er gleichsam nur als das Mittel zu seiner Erhaltung betrachtete, abnehmen zu können, und zu spät bereute Marie von Medicis den Schutz, den sie ihm hatte angedeihen lassen. Das Anschließen dieser Fürstin an das System der Häuser Habsburg war dem Interesse Frankreichs ganz entgegen. Fast alle Könige von Frankreich, auch Heinrich IV., hatten den Grundsatz eines steten Entgegenstrebens wider jenen mächtigen Herrscherstamm befolgt. Richelieu war daher kaum zu seinem hohen Posten gelangt, als er in der innern und äußern Verwaltung des Reichs unerschütterlich folgerecht den Plan zu befolgen anfing, die Macht der französischen Könige durch völlige Unterdrückung der Vorrechte der Vasallen im Innern und durch Untergrabung der Macht des Hauses Habsburg, jenseit der Pyrenäen sowohl als in Deutschland, zu unumschränkter Höhe zu erheben. Ludwig XIII. erkannte die Kraft seines Ministers, und begünstigte diesen Plan, während er selbst mit stetem Widerwillen den Mann betrachtete, den er gern vernichtet hätte, wenn er ohne ihn hätte regieren können. Der erste Schritt, den Richelieu that, war, die Königin vom Hofe zu entfernen. Er brachte mit Hülfe seines Rathgebers, des Capuziners Joseph, den König dahin, daß die Königin Mutter 1631 nach Compiegne verwiesen, ihre Anhänger aber theils ihrer Stellen beraubt, theils in die Bastille gesetzt wurden. Dieses und die fast gänzliche Vernichtung der Vorrechte des Parla-

ments und der Geistlichkeit erbitterten nicht minder Hohe als Niedre gegen die despotische Verwaltung des Cardinals, und der Unwille brach in mannichfache Empörungen und Verschwörungen aus, die aber, durch die energischen und klugberechneten Maßregeln des Cardinals nicht nur immer wieder gedämpft wurden, sondern selbst zur Beförderung seines Plans mit halfen, und nach und nach die Macht des Königs zu einer völlig uneingeschränkten machten. Insbesondre war die Partei der Reformirten (Hugenotten) in Frankreich seit lange ein der königlichen Gewalt mächtig widerstrebender Körper gewesen, und die blutigen Auftritte unter mehreren vorübergehenden Regierungen waren sämmtlich aus dem Kampfe dieser für bürgerliche und Gewissensfreiheit streitenden Menge gegen die herrschende weltliche und kirchliche Macht entstanden. Zwar hatte Heinrichs IV. Weisheit und Milde die erbitterten Gemüther vereint, aber zu kurz war des guten Königs Regierung, um den unter der Asche fortglimmenden Funken ganz zu ersticken. Nur zu oft war der Kampf um Religionsfreiheit für die Großen, und selbst für die Prinzen des königlichen Hauses das Schiboleth ehrgeiziger oder anderer politischer Absichten gewesen, und die eine oder andre Partei des Reichs, Catholiken sowohl als Reformirte, waren immer, je nach dem sie ergriffen wurden, eine mächtige Gegenstrebe gegen den Despotismus der Herrscher. Richelieu suchte daher die minder mächtige, nur geduldete, durch die größere Partei völlig zu unterdrücken, und dadurch denen, die seinen Absichten sich widersetzen konnten, die Hauptstütze zu rauben. Durch das Edict von Nantes war den Hugenotten eine fast gleiche Freiheit mit den andern Unterthanen des Königreichs gesichert worden; es gab ganze Districte, in denen sie fast ausschließend herrschten, und die Waffenmacht, die sie besaßen, war hinreichend, den Thron zu erschüttern, wenn sie gegen ihn erhoben wurde. Sie hatte ihren Mittelpunkt in Rochelle; Richelieu säumte daher nicht, jedes Mittel anzuwenden, diese Stadt ihnen zu entreißen. In der so berühmten Belagerung von Rochelle commandirte Richelieu selbst die Armee. Angriff sowohl als Vertheidigung dieses Platzes werden als ein Muster von Kriegskunst, Tapferkeit und Beharrlichkeit in der Geschichte betrachtet. Von England unterstützt, das der belagerten Seestadt immer neue Hülfsquellen eröffnete, widerstand Rochelle lange Zeit den Bemühungen des Cardinals, und schon verschwand die Hoffnung, es zu erobern, als Richelieu durch einen ins Meer hinausgebauten Damm den Bewohnern der Stadt die Hülfe von der Seeseite abschnitt, und endlich durch Hunger sie zwang, sich zu ergeben (1629). Bald nach dem Fall von Rochelle unterdrückten die Waffen der königlichen Partei, geleitet durch Richelieu, den Aufstand, den die Herzoge von Orleans und Montmorency, als Anhänger der verbannten Königin, erregten; Montmorency endete auf dem Schaffot, obgleich alle Großen des Reichs, und selbst die königliche Familie sich für ihn verwendeten. Nicht minder glücklich unterdrückte Richelieu die Unternehmungen der Herzoge von Lothringen, Guise, Bouillon und mehrerer anderen, und selbst die, denen der König im Geheim wohlwollte, und die er sogar unterstützte, mußten vor der Macht des allgewaltigen Ministers sich beugen, und mitunter mit dem Leben das Unterfangen büßen, sich ihm widersetzt zu haben, wie das Beispiel von Cinqmars zeigt, der kurz vor Richelieu's Tode (1642) eine Verschwörung anzettelte, von der man nicht ohne Grund glaubt, daß Ludwig XIII. sie begünstigt habe. Indem der Minister auf solche

Art die Macht seines Königs, der, sonderbar genug, ihn inniglich haßte, und doch nicht entbehren konnte, ja gleichsam vor seinem Diener in steter Furcht lebte — im Innern des Reichs aufs Höchste hob, war er auch bemüht, sie außerhalb auszubreiten. Dazu gab ihm der dreißigjährige Krieg Gelegenheit. Der Mann, der in Frankreich die Protestanten aufs bitterste verfolgte, gebrauchte alle Künste der Politik und selbst die Macht der Waffen zu ihrem Schutz in Deutschland, bloß um das so gefürchtete Haus Oesterreich zu demüthigen. Von ihm empfing der schwedische König, der Vertheidiger der bedrohten Gewissensfreiheit in Deutschland, jede Art von Unterstützung so lange, als er selbst nicht gefährlich für Frankreich dastand: als aber die glänzenden Siege Gustav Adolphs den Cardinal in ihm eine noch gefährlichere Macht als die des Hauses Habsburg fürchten ließen, da entzog er dem nordischen König mitten im Laufe seiner Siege die Unterstützung. Der von ihm unternommene Krieg gegen Spanien, der bis 1659 fortdauerte, setzte Frankreich in den Besitz von Catalonien und Roussillon, und die Losreißung Portugals von Spanien war mit sein Werk. Aber nicht allein in Deutschland und der pyrenäischen Halbinsel, auch in Italien suchte Richelieu die Macht des Hauses Oesterreich zu schwächen, und das Herzogthum Mantua kam durch ihn an den Herzog von Nevers. Fassen wir den Charakter Richelieu's ins Auge, so wird daraus hervorgehn, daß er eben so verwerflich als Mensch war, wie er als Staatsmann für sein Land groß da steht, und, während man ihm den Ruhm nicht versagen kann, die monarchische Macht Frankreichs auf den höchsten Gipfel gebracht zu haben, sieht man sich genöthigt, den eiteln, stolzen, unversöhnlich rachsüchtigen, und sehr oft ohne alles moralische Gefühl handelnden Mann zu verabscheuen, und nicht vermag der Schutz und die Aufmunterung, die er den Künsten und Wissenschaften mitunter angedeihen ließ, z. B. die Stiftung der Académie Française 1635 und die Anlegung des Jardin des plantes, so wie die Machtvergrößerung seines Landes und Königs, das aufzuwiegen, was als Mensch er verschuldete. Richelieu starb am 4. Dec. 1642. Seine größte Feindin, die Königin Marie, war wenige Monate vor ihm zu Cöln in unwürdiger Dürftigkeit gestorben. Er hatte zu seinem Nachfolger im Ministerium Mazarin vorgeschlagen. Kaum ein halbes Jahr nach Richelieu's Tode trat auch Ludwig XIII. von der Bühne, und unter seines Nachfolgers langer Regierung entwickelten sich erst alle Keime, die Richelieu gesät hatte.

Richelieu (Louis François Armand du Plessis, Herzog von), Marschall von Frankreich, Mitglied der franz. Academie und der Academie der Wissenschaften, wurde zu Paris den 13. März 1696 (zu früh, im 7. Monate der Schwangerschaft) geboren. Durch seine schöne Gestalt, durch die Lebhaftigkeit seines Geistes, und durch seine witzigen Einfälle wußte er sich bei Hofe, besonders bei der Herzogin von Bourgogne (seit 1711), sehr einzuschmeicheln. Indessen wurden doch seine Kindereien, wie man seine Thorheiten und vielleicht auch die der Herzogin nannte, von boshaften Leuten übel gedeutet, und das liebenswürdige Kind, so hieß der Herzog von Richelieu bei seinem Hofnamen, ward in die Bastille gesetzt. Nach seiner Befreiung wurde er Adjutant des Marschalls von Villars. Diesem gefielen Richelieu's einnehmende Lebhaftigkeit, seine freien, kecken Manieren, und eine gewisse großsprecherische Kühnheit, Eigenschaften, welche Villars selbst besaß. Nach dem Tode Ludwigs XIV. kam Richelieu an den Hof des Herzog

Regenten, wo er an den Vergnügungen desselben Theil nahm. Wegen eines Duells mit einem Grafen von Gacé, worin er noch dazu verwundet ward, wurde er nach der Bastille gebracht. Kaum war er wieder frei, so mußte er abermals dahin zurück, weil er beschuldigt ward, an den Planen des spanischen Gesandten Dellamare gegen den Regenten Theil genommen zu haben. Um ihn aus dieser dritten Gefangenschaft zu befreien, vereinigten sich zwei Prinzessinnen, die sonst Nebenbuhlerinnen waren, nämlich Mademoiselle de Charolois und Mademoiselle de Valois, die Tochter des Herzogs von Orleans. Indessen hinterließ diese letzte Gefangenschaft einen tiefen Eindruck auf Richelieu's Gemüth; er gab seine Vergnügungen und kleinen Intriguen zwar nicht auf, aber er bemühte sich doch von jetzt an, auch in größern Verhältnissen sich zu zeigen. In seinem 24. Jahre ernannte ihn die französische Academie zu ihrem Mitgliede. Er hatte damals noch nichts weiter als Liebesbriefchen geschrieben, und verstand keine Sylbe von Orthographie. Fontenelle, Campistron und Destouches machten ihm jeder eine Antrittsrede, woraus er sich das Beste aussuchte, und sich damit hören ließ. Dagegen zeichnete er sich bei der Belagerung von Philippsburg (1734), und in der Schlacht von Fontenoy 1745, durch Muth und Geistesgegenwart desto mehr aus. Wegen der Vermählung des Dauphins mit der Prinzessin von Sachsen wurde er 1746 zum Ambassadeur an dem dresdener Hofe ernannt, wo er einen außerordentlichen Aufwand machte. Nichts glich aber wohl der verschwenderischen Pracht seines Einzugs als Gesandter in Wien, wo er nicht bloß seine, sondern auch die Pferde seines Gefolges mit Silber so beschlagen ließ, daß diese Hufeisen während des Zuges in der Kaiserstadt abfallen mußten, um dem Volke zu Theil zu werden. Eben so prachtliebend und verschwenderisch betrug er sich nachmals als Gouverneur zu Bordeaux. Als Bevollmächtigter und General zu Genua erwarb er sich bei der Regierung dieses Staats eine so hohe Achtung, daß ihm sogar eine Bildsäule in dem Saal des Senats errichtet wurde. — Im J. 1756 ward er zum Marschall erhoben und befehligte die Belagerung von Mahon, welches von den Engländern besetzt war. Er zeigte hier viel Muth, kriegerische Einsicht, ein feines abgeschliffenes Betragen gegen die feindlichen Befehlshaber, und große Sorgfalt für das Wohl seiner Gefangenen. Nach der Eroberung von Mahon, den 28. Juni 1756, erhielt Richelieu den Oberbefehl über die Franzosen in Deutschland. Er hatte sich aber den Unwillen der Marquise von Pompadour zugezogen; denn als diese ihm ihre Tochter zur Gemahlin für seinen Sohn vorschlug, antwortete ihr der Herzog, diese Verbindung würde ihm überaus viel Ehre machen, weil aber sein Sohn mit dem kaiserlichen Hofe verwandt wäre, so glaubte er, nicht darein willigen zu dürfen. Der Abschluß einer anscheinend vortheilhaften, aber im Grunde nachtheiligen Convention für Frankreich mit den combinirten Hülfstruppen des Königs von Preußen, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Cumberland (Kloster Seven d. 8. Sept. 1757), gab den Hauptvorwand zu seiner Zurückberufung. Der nachmals von ihm erbaute Pavillon von Hannover war ein Denkmal der Bedrückungen und Gelderpressungen, die er sich in jenem Lande erlaubt hatte. Auch seinen Soldaten erlaubte er nach französischer Sitte, in Deutschland Plünderungen und Untugenden aller Art. Eines der größten Verdienste Richelieu's mag es immer seyn, daß er Ludwig XV. eine Verfolgung der Protestanten, die der Minister Saint Florentin angerathen hatte, widerrieth. Uebrigens war das ganze Leben dieses Höflings, wie der Anfang desselben, eine

Kinderei, ohne ein festes Streben nach einem andern Ziel, als zu gefallen und zu genießen. Durch sein Beispiel wurde die Sittenlosigkeit in Paris und ganz Frankreich befördert, da er zu seiner Zeit der Tonangeber war. Bis in sein höchstes Alter verstand und übte er die Kunst, Weiber zu verführen, und sie liebten ihn dennoch, wenn sie sich auch von ihm betrogen sahen. Unter der Regierung Ludwigs XVI. stand er freilich in keinem bedeutenden Ansehn, aber sein hohes Alter und sein Witz schützten ihn doch immer vor der Verachtung. Er verheirathete sich drei Mal, zuerst 1713 mit einer Herzogin Noailles, das zweite Mal (1734) mit einer Prinzessin von Lothringen-Guise, und zuletzt in seinem 84sten Jahre mit einer Frau von Roth. Die Mémoires du Maréchal de Richelieu sind unter seiner Aufsicht von Soulavie zusammengetragen. Mit Voltaire stand er in einem vertrauten Briefwechsel. Er besaß die Tapferkeit, das Glück und die Talente eines großen Generals, den Geist, die Gewandtheit und Menschenkenntniß eines großen Staatsmannes, aber mit allen diesen und manchen andern liebenswürdigen Eigenschaften konnte und wollte Richelieu nichts weiter als ein gewöhnlicher Höfling seyn. Bis zum letzten Augenblick seines Lebens bestrebte er sich, dem schönen Geschlechte zu gefallen. Als eine Dame zwei Tage vor seinem Tode ihm sagte: sein Gesicht wäre noch recht hübsch, antwortete er ihr: daß sie sein Gesicht für ihren Spiegel hielte. Er starb d. 8. August 1788, im 93. Jahre seines Alters. N. P.

Richelieu (Armand Duplessis, Herzog von), Enkel des Marschalls dieses Namens und Sohn des Herzogs von Fronsac, emigrirte zu Anfang der Revolution sehr jung aus Frankreich. Er hieß damals Herzog von Chinon, ging nach Rußland und wurde von Catharina wohl aufgenommen. In russische Kriegsdienste getreten machte er unter Suwarow seinen ersten Feldzug, zeichnete sich 1790 bey der Belagerung und dem Sturm von Ismail aus und wurde schnell zu dem Range eines General-Lieutenants erhoben. 1792 ging er als Abgeordneter der ausgewanderten französischen Prinzen nach Berlin und Wien, dann machte er mehrere Feldzüge gegen sein Vaterland unter dem Emigranten-Corps mit, das gegen die Republikaner focht, kehrte aber am Ende nach Rußland zurück, wo er von Paul manches zu leiden hatte, aber nachher von Alexander sehr ausgezeichnet wurde. 1801 kam er nach Paris, um zu bewirken, daß er von der Emigranten-Liste gestrichen würde. Bonaparte wollte sein Gesuch unter der Bedingung zugestehn, daß er die russischen Dienste verließe. Richelieu verweigerte dies und reisete nach Rußland zurück, wo er 1803 zum General-Gouverneur des Gouvernements von Odessa, welchen Posten unter Catharina Potemkin bekleidet hatte, ernannt wurde. Er hat sich auf diesem Posten, den er bis 1814 ununterbrochen bekleidete, die größten Verdienste erworben, und unter seiner Leitung ist das vor kurzem noch unbedeutende Odessa, das 1805 kaum 4000 Seelen zählte, zu einer der wichtigsten Handelsstädte des russischen Reichs emporgestiegen. Richelieu trennte sich 1814 nach der ersten Restauration ungern von einer Stadt und Gegend, die er mit Recht als seine Schöpfung betrachten konnte. Er kam im Oct. 1814 nach Paris zurück, und wurde zum Pair von Frankreich und zum premier Gentilhomme de la chambre du Roi ernannt. Während der hundert Tage folgte er dem König nach Gent. Nach der zweiten Restauration und der Entfernung Talleyrands wurde Richelieu erster Minister und erhielt zugleich die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Ihm wurde die schwierige Aufgabe, den Tractat vom 20. Nov. 1815 mit den auswärtigen Mächten abzu-

schließen; indessen entledigte er sich dieses Auftrags auf eine seines Charakters und seines Talents gleich würdige Weise. — Im Innern benahm er sich mit Mäßigung und mit Anhänglichkeit an die Charte, ob er gleich den royalistischen Ansichten derselben geneigter seyn mußte, als denen der Liberalen. Er war der königlichen Ordonnanz vom 5. Sept. 1816 (wodurch die Ultra-Royalisten-Kammer von 1815 aufgelös't wurde) und dem Wahlgesetze, das den Triumph der Liberalen begründet hat, wenigstens nicht entgegen. Um den Rückzug der verbündeten Armeen aus Frankreich zu bewirken, oder vielmehr, da dieser von den fremden Mächten unstreitig schon beschlossen war, die näheren Bestimmungen deßhalb, so wie die rückständigen Zahlungen Frankreichs, gehörig zu reguliren, begab er sich auf den Congreß zu Aachen (1818), erlangte Nachlaß und Gestundung in Ansehung der letztern, und unterzeichnete daselbst den Zutritt Frankreichs zu dem großen Bunde der europäischen Hauptmächte, so wie die feierliche Erklärung dieser Aachner Quintuple-Allianz vom 15. Nov. 1818, daß forthin nur das Völkerrecht der leitende Grundsatz der Staatskunst in der Erfüllung der Pflichten der Regenten gegen ihre Völker seyn solle. Dessen ungeachtet gewann er daselbst andre Ansichten von der innern Verwaltung Frankreichs, und trat nach seiner Rückkehr ganz entschieden auf die Seite der Ultras, für welche sich auch der Minister des Innern Lainé und der Minister Molé erklärten. Sie beabsichtigten eine Abänderung des nach der Ordonnanz vom 5. Sept. 1816 gegebenen Wahlgesetzes, sie wollten dagegen zwei Wahlgrade und eine Veränderung in der Zahl und dem Alter der Deputirten, mit einem Worte: ein die Aristokratie begünstigendes Wahlgesetz, im Geiste der Ordonnanz vom 13. Juli 1815 einführen. Allein de Cazes und Gouvion St. Cyr widersetzten sich im Minister-Conseil jenen Vorschlägen, und der erstere erklärte, daß er nicht für die öffentliche Ruhe stehen könne, wenn man sich im Geringsten von der Charte entferne. In Folge des darüber entstandenen Streites verließen beide nebst Pasquier das Conseil. Die Ultras schienen gesiegt zu haben, und Richelieu dachte an die Bildung eines neuen ganz ultraroyalistischen Ministeriums. Darüber entstand eine allgemeine Bestürzung. Die meisten Staatsräthe und Directoren der einzelnen Verwaltungszweige gaben ihre Entlassung. Die Mehrzahl der Deputirten mißbilligten Richelieu's Plane. Das Zutrauen verschwand und die Renten fielen sehr bedeutend. Dieß öffnete dem Könige die Augen. De Cazes wurde eingeladen, das Portefeuille wieder zu übernehmen. Er that dieß, und sogleich stiegen die Renten bis auf 63. Als hierauf de Cazes und Richelieu sich über die Bildung eines neuen Ministeriums nicht vereinigen konnten, so gab Richelieu seine Entlassung, und nach langem Schwanken entschied sich der König d. 29. Dec. 1818 für die von de Cazes vorgeschlagene Bildung des jetzt bestehenden Ministeriums, das ganz im Geiste der Constitutionellen zusammengesetzt ist, und wodurch der Sieg der Liberalen über die Ultras völlig entschieden wurde. An Richelieu's Stelle trat der Marquis Dessolle, General, ehemals Chef von Moreau's Generalstab, und Pair von Frankreich, an Lainé's Stelle kam de Cazes für das Departement des Innern, mit welchem das aufgehobene Polizei-Ministerium vereinigt wurde; de Serre (welchem die Ultras die Ernennung zum Präsidenten der Kammer der Deputirten zu entreißen gewußt hatten) trat als Siegelbewahrer und Justizminister an Pasquiers Stelle: Gouvion St. Cyr blieb Kriegsminister; Baron Louis wurde Finanz- und Baron Portal (ein Protestant) Seeminister. Der Kö-

nig entließ den Herzog von Richelieu mit den Zeichen der höchsten Achtung, und in der Pairskammer machte der Graf de Lally-Tolendal den Vorschlag, dem Herzoge als eine Nationalbelohnung ein Majorat von 50000 Fr. jährl. Einkünfte aus den Domänen der Krone zu bewilligen. Dasselbe geschah auch in der Kammer der Deputirten, und es ist dieser Vorschlag auch mit einigen ermäßigenden Zusätzen durchgegangen. Richelieu, der anfangs geäußert hatte, er wünsche nicht, daß seinetwegen etwas zu den Lasten der Nation hinzugefügt würde, war zwar genöthigt, das Geschenk anzunehmen, bestimmte aber den ganzen Betrag milden Stiftungen zu Bordeaux; eine Handlung der Großmuth und Uneigennützigkeit, welche die rühmlichste Auszeichnung verdient. Er begab sich hierauf nach Courteil, einem Landgute seiner Gemahlin, und will einem Gerücht zufolge wieder nach Odessa gehen. — Richelieu ist auch Mitglied der französischen Academie und seit dem 23. Sept. 1818 deren Präsident.

Richter (Jean Paul Friedrich), dieser berühmte deutsche Schriftsteller, ist den 21. März 1763 zu Wunsiedel im Bayreuth'schen geboren, studirte Theologie und lebt seit einer Reihe von Jahren zu Baireuth. Er ist mit Caroline Mayer aus Berlin verheirathet und hat aus dieser Ehe 2 Kinder. Wir wünschten uns einen Theil des herrlichen Humors, der über diesem wahrhaft genialen Dichter von dem ersten Blitz seiner geistigen Fulgurationen an geschwebt hat, indem wir von ihm zu sprechen gedenken. Denn das Gleiche wird überall am besten vom Gleichen erkannt. Aber da uns diese Gabe, die man (im Vorbeigehn gesagt) so wenig kennt, daß man sie an unserm Dichter selbst hin und wieder geläugnet hat, ganz abgeht, so glauben wir, den besten Ausweg gefunden zu haben, wenn wir den genialen Humoristen nöthigen, in einem freilich gar nicht in dieser Absicht ausgesprochenen Worte selbst den Standpunkt zu bestimmen, von welchem wir sein Bild in dem richtigsten Lichte erblicken. Zuerst geben wir von dem Unsrigen mit kurzen, dürren Worten seine äußere Lebensgeschichte. — Wir sind in Verlegenheit (um wenigstens mit echt diplomatischer Genauigkeit zu Werke zu gehn), die richtige Chronologie für seine Namen zu finden, aber sehr ungesucht können wir füglich in dieser Hinsicht die beiden Stände, den der Erniedrigung und Erhöhung, unterscheiden. Denn nachdem er zuerst zu der Abbreviatur des Jean Paul, die nur einmal hinter der Vorrede zu den Teufelspapieren in J. P. F. Hasus verlängert worden war, sich erniedrigt hatte, ist er zuerst im Quintus Fixlein zum völligen Gebrauch seines Tauf- und Familiennamens wieder erhöht worden. Mit diesem vollständigen Namen war er unstreitig bald nach dem 21. März, seinem Geburtstag, im J. 1763 in dem freundlichen Wunsiedel, am Fuß der herrlichen Luxburg, der Krone des Fichtelgebirges, getauft worden, der Sohn des damaligen Rectors daselbst, und nachmaligen Pfarrers zu Schwarzebach an der Saale. Das Gymnasium zu Hof gab ihm 1779 eine Stelle in seiner obersten Classe, und 1580 zog er schon, unter der Flagge der besten Zeugnisse nach Leipzig, um Theologie zu studiren. Sein Sinn für die glückseligen Inseln der Poesie wurde indeß sehr bald reif; er entsagte der ernsten Theologie, und lebte eine Zeit lang, seinem süßen Hange folgend, in Schwarzebach, gleichsam brütend über den schönen Früchten seiner Zukunft. Von da wandte er sich bald genug nach Hof, und sandte hier seine zündenden Blitze in ganz Deutschland aus, so daß er schon von Ostern 1798 an als ein sehr gefeier-

ter Name unter den privatisirenden Gelehrten Leipzigs glänzen, und wohl alle überglänzen konnte. Er ging von da nach Weimar, Berlin, Meinungen, Coburg u. s. w., wie die Paradiesvögel im Fliegen so auf den Fittigen seiner pitoresken Wanderungen seine Jungen ziehend — und fixirte sich endlich in Bayreuth, vom Herzog von Sachsen-Hildburghausen aus eigner Bewegung mit dem Titel eines Legationsraths, und vom damaligen Fürsten Primas mit einer ansehnlichen Besoldung ausgestattet, welche leztere ihm nach den öffentlichen Blättern der edelmüthige König von Bayern zu gewähren sich anheischig gemacht hat. Hier in Bayreuth, der von ihm in seinen Schriften nicht selten verherrlichten Hauptstadt seines Geburtslandes, mag er in einem von dem Zauber der Liebe mit lauter Rosenketten umsponnenen Ehestande mit einer Gattin, die mehr ist als alle Lianen und Thienetten, die beste Gelegenheit finden, die Probe zu machen, ob das Exempel, das er in seiner Levana berechnete, ein richtiges Facit gibt oder nicht. Mehr wissen wir nicht über sein äußeres Leben zu sagen, und da wir nirgends angemerkt finden, ob und welche academische Lehrer unser Autor in Leipzig gehört habe, so müssen wir auch diese interessante Notiz vorenthalten, können auch, weil wir überhaupt gar nichts von seinem academischen Leben weiter vernommen haben, nicht bestimmen, welchen hymettischen Honig diese Biene des herrlichen Fichtelgebirges von der Heide der leipziger Ebne eingesammelt habe. Vielleicht ist jedoch gerade hier ein passendes Plätzchen, um wenigstens die wichtigsten seiner Schriften zu nennen, wobei wir seiner zahllosen Aufsätze in den fliegenden Blättern unsrer Zeitschriften gar nicht gedenken wollen. Sein erster humeristischer Ausflug waren die grönländischen Prozesse (Berlin 1783), dann folgte die Auswahl aus den Teufelspapieren (1788), ferner die unsichtbare Loge (1793), Hesperus (1795), Quintus Fixlein (1796 und 1800), biographische Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin, Blumen-, Frucht- und Dornenstücke (1796), der Jubelsenior, das treffliche Campanerthal mit seinem satirischen Anhang (1797), Palingenesien (1798), seine Briefe und bevorstehender Lebenslauf (1799), Titan (1800-1805), seine Flegeljahre (1803-1805) u. s. w. Im Jahr 1804 trat er mit dem ersten bedeutenden Werke von philosophischer Tendenz, der Vorschule der Aesthetik, (2te Aufl. 1809) auf. Zu ihm gesellte sich (1807) die freundliche Levana, ein rechtes Buch für Mütter, und, nachdem er sich aufs neue an dem schönen Stillleben seines Fibels erquickt, hat er, außer seiner Friedenspredigt, noch in Mars und Phöbus Thronwechsel im Jahr 1814 im Felde der politischen Zeitgeschichte mit dem gewohnten Glücke sich versucht. — Ueber unsern trefflichen Jean Paul ist viel gesprochen und geschrieben worden, und wenn wir mit dem breslauer Museum deutscher Künstler und Gelehrten anfangen, wo er im V. Stück, wenigstens in dem vorgesetzten Portrait, nicht getroffen ist, wie wir aus eigner Ansicht versichern können, so möchten wir eine hübsche Gallerie Schriften und Aufsätze über ihn namhaft zu machen im Stande seyn, wenn wir auch die mannichfaltigen Recensionen seiner Schriften in unsern verschiednen Literaturzeitungen mit ihrem Aprilwetter voll Sonnenschein und Regen nicht erwähnen wollten. Wir haben versprochen, den trefflichen Autor sich selbst Recht und Urtheil sprechen zu lassen, um allen Schein der Partheilichkeit zu vermeiden, und so wählen wir die merkwürdige Stelle aus „dem Billet an meine Freunde statt der Vorrede,“ vor

den Zettelkästen des Quintus Fixlein S. 7, die wir mit einer andern gleichen Inhalts in Titan vertauschen würden, wenn wir diesen gerade bei der Hand hätten. Zu Nutz und Frommen derer, denen vielleicht gerade der arme Schulmann abgeht, setzen wir sie ganz her. „Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. — Der zweite ist: — gerade herabzufallen ins Gärtchen, und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum, und ein Sonnen- und Regenschirm ist. — Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden andern zu wechseln.“ In dieser Stufenleiter oder den drei gradibus comparationis der Geister und Charaktere weis't sich unser Schriftsteller nicht undeutlich seine Stelle an, und wir dürfen nur zu den letzten Worten noch das setzen, was er S. 15 sagt, so ist es wohl außer allem Zweifel, daß es die zuletzt bestimmte sey. Denn hier hat er uns offenbar einmal einen Blick hinter die Gardinen seiner sonstigen selbst biographischen Scherze thun lassen. „Kann er (der siegende Dictator) so schön aus dem Wege des genialen Glücks in den des häuslichen einbeugen, so ist er wenig verschieden von mir selbst, der ich jetzt (wiewohl mir die Bescheidenheit verbieten sollte, es merken zu lassen), der ich jetzt, sag' ich, mitten unter der Schöpfung dieses Billets doch im Stande war, daran zu denken, daß wenn es fertig ist, die gebacknen Rosen und Hollundertrauben auch fertig werden, die man für den Verfasser dieses in Butter siedet.“ — Wir halten es für einen großen Fehler unsrer gelehrten Deutschlande, unsrer Charakteristiken noch lebender Gelehrten u. s. w., daß man das aufgespannte Charakterbild, wie der Mahler das vom Liebenden bestellte Porträt der Geliebten, mit gewissen gangbaren und gleichsam stehenden Schönheitszügen zu verschönern gewohnt ist, und darüber die Treue versäumt. Wir wollen uns vor dieser Charybdis hüten, sollten wir auch darüber in die Scylla der allzugroßen Strenge gerathen, und so wünschen wir uns für unsre wenigen Worte über jenes herrliche Wort Jean Pauls zwar durchaus gerechte, aber doch vor allem aufmerksame Leser. Wir haben vielfältig gehört, daß uns der wahre Humor deutscher Kunst und Art erst in Jean Paul vollständig erschienen sey, und daß selbst Hippel nur Vorspiel und einleitendes Wetterleuchten zu dem humoristischen Gewitter war, das mit unserm Autor befruchtend über dem 18ten Jahrhundert aufgegangen ist. Und wie? wenn denn gerade Humor das Mittlere zwischen den beiden Aeußersten wäre, das unser Held oben nach Ort und Stelle deutlich genug bezeichnet hat? „Unter allen Gästen,“ schreibt der tolle Friedrich im Wilhelm Meister, „soll ein guter Humor der angenehmste Gast seyn,“ und wenn auch der Humor, der hier gemeint wird, eine andre Species ist, so gilt dies doch auch von dem herrlichen Humor unsers Autors. Der Humor ist uns eine von den mannichfaltigen Weltansichten, die wir aber sehr gern zum Range jener höchsten und vornehmsten erheben möchten, deren es nach unserm Helden vornehmlich drei gibt. Wir

fahren, obiges Bruchstück des Billets für unsern Zweck commentirend und anwendend, fort: wenn es eine helle, sonnenreiche Region am Parnaß gibt, in welcher wir auf den Eisgipfeln der höchsten Gletscher um die Zeit des längsten Tags, noch ehe der Schimmer des Abendroths verglommen ist, schon das Morgengold des neuen Tags wieder aufliegt, und alles in einem reinen, klaren, ewigen Lichtäther schwimmt, so gibt es eine mittlere Region, wo Lichter und Schatten in geschiedenen Massen einander gegenüber stehn, und sich an einander nur ein desto grelleres Daseyn erschaffen, bis in der untersten Region, in den dumpfigen Thälern, endlich der mühsame Werkeltag mit seinen Schatten selbst in den lichtesten Tag hereinfällt, und die Sonne, wo sie erscheint, fast beständig nur im Aufgehn und Untergehn begriffen ist. Die mittlere Region ist uns der Humor, und wir verstehn, dünkt uns, die Erklärung der Vorschule der Aesthetik vom Humor, daß er die Anwendung des Endlichen aufs Unendliche, des Verstandes auf die Idee sey, hier am besten. Der Humor schwebt wie ein singender Vogel zwischen Himmel und Erde, und wenn er das eine Auge zum Himmel wendet, so ruht das andre mit Wohlgefallen und nicht ohne Lüsternheit auf der Erde (die Nachtigall unterbricht ihre schmelzendsten Töne, um den Wurm, der unter den gefallenen Blättern rauscht, zu haschen). Unter seinem Hohlglase wird alles zu solchen beidlebigen Gestalten und der Heitere steigt nach jeder Sprosse, die ihn dem Himmel näher brachte, auf einer andern auch wieder eben so weit zur Erde herunter. Der Himmel ist der Correctionswinkel der Erde, aber die Erde streckt auch ihre Arme aus, um den Himmel zu umfassen, und sein Bild in dem Wasser ihrer Thränen feucht und verklärt zurückzuwerfen. Er macht das Größte zum Kleinsten, und erhebt wieder das Kleinste zum Größten und aus diesem scharfen Lichte und Schattengegensatz, der alles durchdringt und erfüllt, erklärt sich Inneres und Aeußeres, Form und Inhalt des Humoristischen (seine Schlaglichter und Schlagschatten) all seine Ecken und Spitzen und wunderlichen Combinationen, (unter welchen ja doch die des Himmels und der Erde selbst am Ende die allerwunderlichste ist) die Neigung desselben zum Satirischen wie zum Komischen u. s. w. — Dieser Geist des Humors, unverkennbar ist er der herrschende Planet, unter dessen Einfluß jede Jean-Paulsche wissenschaftliche Pflanze emporgewachsen ist, und der Form und Inhalt, vom himmelanstrebenden Titan bis zum „warmen Lerchennest" des Fixlein oder seines nicht unwürdigen Nachbruders Fibel bestimmt. Unser Autor stellt sich, wie angeführt, selbst dem siegenden Dictator an die Seite, der sein Kriegstheater zum Haustheater umzustellen weiß, worauf seine Kinder einige gute Stücke aus dem Kinderfreund aufführen. — Wir wüßten hiernach gar nicht, wie nur die „Hundsposttage" und „Extrablätter" und „Haubenmuster" und „Appendix" — so manchem Orthodoxen ein großes Aergerniß, mit der ganzen utopischen Geographie von Haarhaar und Flachsenfingen u. s. w. fehlen konnten, und wie man diese Arabeskenverzierung für etwas anders als für die natürlichste Einfassung des Humoristischen ansehen möchte. — Eben so ist es nun ganz in der Ordnung, daß der Flug dieses freundlichen Vogels oft aus der höchsten Höhe der Empfindsamkeit, wo in Aetherduft und Sehnen alles zu verrinnen schien, auf einmal in die Niedrigkeit des gemein Komischen herabfällt, wie der letzte Sphärenton einer Lerche auf der schmutzigen Scholle endet, wo sie sich niederläßt. — Die Anekdoten-

sammlungen kennen wohl kaum eine echt humoristischere als jene von Thales, der, die Augen zu den Sternen gerichtet, immitten in die Grube fällt, die schon längst seinen Tritten entgegengeklafft hatte. — Wenn unser Autor, eben als er sein Billet schrieb, an seine Rosen und Hollundertrauben denken und (was noch wichtiger ist) es nicht einmal für sich behalten konnte, so ist dies das Eigenthümliche aller Jean-Paulschen Schriften, daß sie im höchsten Fluge doch immer die Erde nicht aus den Augen verlieren, und sich, wie mit vieler Behaglichkeit und Wollust der freundlichen Gabe der Erde zu freuen, so an ihren Dornen mit nicht weniger Empfindlichkeit zu stechen wissen. Daher jenes genaue Detail von allen auch den geringfügigsten Dingen des gemeinen Lebens, jener berechnende und bis ins Innerste scheidende Verstand in der Nähe eines oft gar sehr überschwenglichen Gefühls (jene Schweintreiber im Heidenvorhof der Vorschule der Aesthetik), jene ausgelernte, raffinirte Sinnlichkeit neben der reinsten, kindlichsten Unschuld und Unbefangenheit, jene vorzügliche Neigung und Fähigkeit, Stillleben und Miniaturbilder zu zeichnen, und mit niederländischer Genauigkeit ins kleinste Detail auszuspinnen, die offenbar in dem ausgedehnten und höhere Ansprüche machenden Titan, nicht ohne gestraft zu werden, verletzt wurde. — Ein humoristischer Genius kann seine Fittige über alles ausbreiten, was unter den Horizont des menschlichen Wissens und Schauens gehört, und so möchten wir dem Humor beinahe so viel Prädicate geben, als die Natur in den Orphischen Hymnen hat, und wenigstens ein gut Theil mehr, als ihm unser Autor selbst in seiner Aesthetik gegeben hat. Dieser letztere hat wirklich auch zum Beweis unsrer Behauptung mit wahrer Polyhistorie in unendlichen Formen sich versucht, und wir mögen ihm leichter mit den Xenien den Vorwurf der Verschwendung machen, als mit manchen andern, die gern in ihrer Ueberfüllung an allem Ekel empfinden, die Wiederholung der lieblichen Perlenschnur seiner Männer und Frauen in verschiedenen Gewändern vorrücken. Es ist merkwürdig, wie Jean Paul in dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft seinen humoristischen Einstand mit einer königlichen Freigebigkeit bezahlt hat, und von seiner Friedenspredigt bis zu seiner philosophischen Levana und der Vorschule der Aesthetik und seinen Teufelspapieren und Blumen-, Frucht- und Dornenstücken — welch eine große Bahn auf dem Felde der Autorschaft hat er nicht schon zurückgelegt! Er begann in dem herrlichen Frühling der Jugend mit dem heitern Spiele der Kunst, und das männliche Alter sah ihn im Gebiete der Wissenschaft, selbst der Politik, seine schimmernden Flügel schlagen, aber doch auch immer wieder zu den heitern Regionen der Kunst zurückkehren. Seine Levana ist ein Strauß der herrlichsten Erziehungsblumen, und (wenn wir auch zugeben, daß sich da und dort manche Wiesen, wohl auch schädliche Blumen eingemischt haben) wenn uns überhaupt jedes philosophische Werk unsers Jean Paul mehr ein mussivisches Stück Arbeit als ein von einer Idee getragenes und gebornes Ganzes ist, so wird der Billige darin nichts weiter sehn, als die natürliche Schranke des Humoristischen, und es eben nie vergessen, daß gerade hier der Erdgeist sich nothwendig eindrängt, und die Flügel der Psyche mit seinem lastenden Staube niederzieht. — Die Natur versucht jedesmal verschiedne Würfe, ehe sie den rechten trifft, und wir wollen uns freuen, es noch erlebt zu haben, daß sie uns in J. P. einen Humoristen gab, um den uns selbst die Ausländer beneiden

müssen. Wenn wir bedenken, wie sein glücklicher, immer neuer Witz selbst unter der Last der vielseitigsten Gelehrsamkeit nicht erlahmt, sondern gerade aus allen Fächern des menschlichen Wissens sich Honig für seine Zellen zu sammeln weiß, auch zugegeben, daß manches auf diesem Weg gefundene nur Futterbrei ist, und nie zum hellen, durchsichtigen Honig sich aufklären kann, so müssen wir einen Genius bewundern, der nun schon beinahe ein Drittel Jahrhundert mit dem größten Rechte die Aufmerksamkeit des Publicums erregt hat, und können wir anders als mit dem echt humoristischen Wunsche schließen, daß ihm der Himmel noch lange seinen Himmel auf Erden gönnen möge, ehe er ihn aus diesem Wolken- und Sternenhimmel in das Empyreum des himmlischen Lichts hinüberruft?

M–i–r.

Richteramt. Der Inbegriff derjenigen Personen, welche von der Staatsgewalt zur Ausübung der Gerichtsbarkeit niedergesetzt sind, bildet das **Gericht**: die das Gericht bildenden Individuen heißen **Gerichtspersonen**. Man kann diese schicklich in Haupt- und Nebenpersonen eintheilen, je nach dem ihr Daseyn entweder als wesentlich zur richterlichen Thätigkeit gedacht werden muß (Richter), oder durch dasselbe nur die ordentliche und zweckmäßige Leitung der Geschäfte erleichtert und befördert wird (Secretarien, Actuarien, Registratoren, Copisten, Boten u. s. w.). Ist der **Richter** eine juristische Person, so ist das **Gericht** ein Collegium, in welchem unter dem Vorsitze eines Directors die Geschäfte des Richters nach vorheriger gemeinschaftlichen Ueberlegung, und nach der Stimmenmehrheit gefaßten Beschlüssen, vorgenommen werden. — Da der, welcher das Richteramt ausüben will, nur in so fern dazu befugt ist, als er innerhalb der Gränzen einer erhaltenen Gerichtsbarkeit waltet, und zur Ausübung des Richteramts fähig ist, so müssen im System die zwei Fragen: wie entsteht, wie weit erstreckt sich, wie erlischt die Gerichtsbarkeit? und wer kann Richter seyn? unmittelbar nach einander beantwortet werden. Hier aber kann bloß von den Eigenschaften des Richters, abgesehen von dessen Competenz die Rede sein. — Das Richteramt ist ein hoher Beruf im Staate. Auf guter schleuniger Rechtspflege beruht der ganze Credit, sie ist die erste Bedingung aller Staatsoperationen. Eben deßwegen ist es aber auch heilige Pflicht der Regierung, dafür zu sorgen, daß nicht nur ein dazu gänzlich untaugliches Subject das Richteramt nicht ausübe, sondern, daß auch jegliches dann von den Verhandlungen entfernt werde, wann entweder aus den Verhältnissen desselben zu den Parteien oder aus andern Thatsachen ein bestimmtes Interesse dieses für eine ungleiche Justizverwaltung erhellen muß. Dadurch entsteht der Unterschied zwischen einem unfähigen und bloß verdächtigen Richter. Die Handlungen des erstern sind schlechthin ungültig. Dahin gehören nach der Natur der Sache und den für ganz Deutschland geltenden Gesetzen: 1) Verstandlose, Taube und Stumme; 2) Blinde, aber nur, wenn sie es bei der Uebertragung des Amts schon waren; 3) infamirte Personen; 4) Weiber und 5) alle, welche noch nicht das gehörige Alter haben. Ernennt ihn der Regent speciell, so kommt auf das Alter nichts an. Sonst aber muß er auf jeden Fall 20, oder wenn die Parteien zustimmen, wenigstens 18 Jahre alt seyn. Endlich 6) jeder in so fern, als er über seine eigne oder eine von ihm als Anwalt vertheidigte Sache zu erkennen hat. Aus diesem Grunde sollte man denn auch die Gerichtsbarkeit eines Justitiars, als eine abgetretene, in Sachen des Gerichtsherrn für incompetent halten. Allein fast überall ist das Gegentheil angenommen. Ist ein Richter nicht unfähig, aber

doch der Partei verdächtig, so sind seine Handlungen nicht ungültig, aber die Partei kann ihn verweigern. Selbst ein Collegium kann recusirt werden, wenn es sich als solches verdächtig gemacht hat. Uebrigens können die Verdachtsgründe mannichfaltig seyn. Ein Fall dieser Art ist, wenn der Richter in Sachen seiner Angehörigen erkennen will. — Faßt man nun die Gründe, aus welchen so eben unter gewissen Umständen Personen für zum Richteramte unfähig oder doch wenigstens als verdächtige Richter erklärt worden sind, zusammen, so bestehen sie darin, daß von ihnen der Staat annimmt, sie könnten und wollten nicht Recht sprechen. Hieraus folgt als erste Pflicht für den Richter, daß er sich von allen Vorurtheilen, die ihn etwa in Hinsicht der einen oder andern Partei eingenommen haben, frei mache, jedem ohne Menschenfurcht, ohne falsches Mitleid, gleiche Gerechtigkeit wiederfahren lasse, zugleich aber auch durch fortgesetztes Studium sich die beste Ueberzeugung von der Sache zu verschaffen strebe. Unbestechbarkeit, Fleiß und Gelehrsamkeit sind die Cardinaltugenden des Richters. Seine Gelehrsamkeit erstrecke sich über das Feld theoretischer und practischer Kenntnisse. Ohne jene sind seine Entscheidungen leer, ohne diese schief. Vorzüglich studire er den Geist des Prozesses, den er befolgen soll. Denn wie verschieden ist nicht die Function des Richteramts nach der preußischen Gerichtsordnung von der nach dem gemeinen deutschen Prozeß, und auch der sächsische Prozeß hat in dieser Hinsicht seine Eigenthümlichkeiten. Dies führt zu den besondern Pflichten eines Richters, die sich stets nur aus den Gerichtsordnungen ergeben. Eben so verhält es sich aber auch mit den Rechten eines Richters. Diese lassen sich nicht weniger in die allgemeinen und besondern eintheilen. Zu den allgemeinen gehört, daß, was der Richter innerhalb der Gränzen seines Amts und mit Beobachtung der gesetzlichen Form unternimmt, öffentlichen Glauben hat; daß die Parteien seinen Verfügungen gehorchen müssen, und er nöthigenfalls sich deßwegen Zwangsmittel bedienen kann; daß jeder, welcher seiner Gerichtsbarkeit untergeben ist, ihm Achtung zolle. Und zwar entscheidet hier kein Stand, keine Würde der Partei, kein Verhältniß, ob jemand Kläger oder Beklagter ist, als Partei ist jeglicher immer Privatperson, der hier zu einem Subjecte, welches Staatshoheitsrechte ausübt, im Subordinationsverhältniß steht, und die Achtung nie vergessen darf, welche sie jeder Staatsbehörde schuldig ist. Beleidigungen, welche dem Richter in seinen Amtsverrichtungen zugefügt wurden, kann er selbst bestrafen, sobald die Vorfrage, ob eine Handlung beleidigend sey, nicht aus höhern Gründen bloß von der Entscheidung des obern Richters abhängt. En.

Richtpfennig ist ein Gewicht, das beim Münzwesen und Probieren der Metalle gebraucht wird. Er wird aus capellirtem Silber in viereckiger Form gegossen. Eine Mark Silber von 8 Unzen oder 16 Loth enthält 65,536 Richtpfennigtheile oder 256 Richtpfennige.

Richtsteig. So heißt eine der ältesten Anweisungen zum Prozeß, die im vierzehnten Jahrhundert ausgefertigt wurde. Es gibt deren zwei, nämlich: den Richtsteig des Landrechts und den Richtsteig des Lehnrechts. Als Verfasser dieses Richtsteigs (dessen Benennung wohl von richten, weisen, zeigen herkommt) wird bald ein gewisser Gerken, bald Hermann von Oesfeld genannt. Der Richtsteig des Lehnrechts, der eine Sammlung von Gesetzen und Verordnungen Carls des Großen und Friedrichs I. über

diese Sache enthält, hat sich länger bei den Richterstühlen in Gebrauch erhalten, als der Richtsteig des Landrechts.

Ricochet, s. Rikoschettschuß.

Riedel (Friedrich Just), ein zu seiner Zeit auf die deutsche Literatur nicht unbedeutend einwirkender Schriftsteller, war 1742 zu Visselbach im Erfurtschen geboren. Nachdem er das Gymnasium zu Weimar besucht hatte, studirte er zu Jena Philosophie und Rechtswissenschaft. Er ging sodann nach Leipzig und Halle. Meyer und Klotz, deren Bekanntschaft er machte, gewannen ihn für die schönen Wissenschaften und deren Theorie. Bei seiner Zurückkunft nach Jena wurde er Magister, las und schrieb einige Jahre hindurch mit allgemeinem Beifall. Nach Wiederherstellung der erfurter Universität im J. 1768 wurde er dahin berufen. Da aber der Erfolg seinen Erwartungen nicht entsprach, und sein lebhafter Geist sich nach einem weitern Wirkungskreis sehnte, folgte er gern einem Rufe, den er 1772 nach Wien als Lehrer der schönen Künste und Wissenschaften an der kaiserlichen Kunstacademie erhielt. Er nährte die glänzendsten Hoffnungen. Aber nur zu bald sah er auch diese untergehn. Seine Sitten und sein Betragen stachen zu sehr gegen das ab, was man von ihm erwartet hatte. Ueberdies stellte man ihn der Kaiserin als einen vollkommenen Atheisten vor. Er wurde daher abgesetzt, und versank allmählig in Noth und Dürftigkeit. Seine Kraft war gebrochen; was er schrieb, verminderte nur seinen Ruhm, statt ihn zu vermehren. Wenige Edle unterstützten ihn. Später zwar bewilligte ihm Maria Theresia eine kleine Pension, und nach der Kaiserin Tode nahm der Fürst Kaunitz ihn als Vorleser in seine Dienste; aber seine durch früheres Studiren, nachherige Leiden, und ein wüstes Leben zerrüttete Gesundheit ließen ihn nur kurze Zeit dieses Glücks genießen. Seine Hypochondrie artete nach und nach in völligen Wahnsinn aus, an welchem er im St. Marcusspital 1785 starb. Von seinen Werken (5 Bände, Wien 1786, 87) ist seine Theorie der schönen Künste und Wissenschaften das wichtigste.

Riedinger (Johann Elias), geboren zu Ulm 1698, einer der berühmtesten Thiermaler und zugleich Kupferstecher. Er hatte die Jagd gelernt, bekam einigen Unterricht im Zeichnen von seinem Vater, der ein Schreiber war, späterhin auch im Malen von einem Maler Namens Rasch. Seine Thiergemälde, besonders seine Jagdstücke, sind vortrefflich. Den Charakter der Thiere, vorzüglich der wilden und reißenden, stellte er mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit dar. Seine Landschaften waren wild und romantisch, aber seine menschlichen Figuren nur selten geschmackvoll. Riedinger starb 1767. Die Engelbrecht'sche Kunsthandlung in Augsburg hat seine Werke an sich gekauft. Auch seine beiden Söhne, Johann Jacob und Martin Elias, haben sich als Mahler und Kupferstecher bekannt gemacht.

Rienzi, eigentlich Nicolaus Gabrini, verdient durch sein fast romantisches Unternehmen, das ausgeartete Rom wieder zu seiner altrepublikanischen Verfassung und Sitte zurückzuführen, Erwähnung. Von geringen Aeltern geboren (sein Vater soll der Inhaber eines Wirthshauses, die Mutter eine Wäscherin gewesen seyn), wußte er im Anfang des 14ten Jahrhunderts sich bald zu einem Mann des Volks zu machen, und auf kurze Zeit sich so bedeutenden Anhang und Einfluß zu verschaffen, daß nicht allein Rom seine Dictatur anerkannte, sondern auch mehrere Fürsten sich um seine Freundschaft und Bündniß bewarben. Mit lebhaftem und umfassendem Geist ausgestattet, erwarb sich Rienzi Geschicht- und Alterthumskunde, und der Druck, unter dem

sein Vaterland von den Großen und dem Adel gehalten wurde, erweckte in dem feurigen jungen Mann die Idee, einen Umschwung der Dinge herbeizuführen. Als öffentlicher Notarius angestellt, gewann er sich durch Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit und fast schwärmerische Beredsamkeit bald die Liebe der geringern Volksclassen so sehr, daß man ihn zum Sprecher der Gesandtschaft erwählte, die Roms Einwohner damals an Papst Clemens VI. nach Avignon schickten, ihn zu bitten, seinen Sitz wieder nach Rom zu verlegen, und den Bedrückungen einiger übermächtigen Großen ein Ende zu machen. Clemens, der selbst nichts mehr wünschte, als die seinem eignen Ansehn lästig fallende Anmaßung des römischen Adels zu beschränken, hörte mit Vergnügen den lebhaften Vortrag Rienzi's, und schenkte ihm seine Bewunderung und Zuneigung. Mit Versprechungen reichlich ausgestattet, kehrte die Gesandtschaft zurück, da aber Clemens keine derselben erfüllte, der Druck des Adels immer lästiger wurde, so äußerte sich die Volksstimme immer lauter. Rienzi wußte diesen günstigen Moment zu benutzen: durch mystische Reden und Bilder erhitzte er die Gemüther immer mehr, wobei er sich jedoch sehr in Acht nahm, unmittelbar den Adel anzugreifen, der in sorgloser Ruhe das Treiben Gabrini's als das eines närrischen Menschen betrachtete. Endlich glaubte dieser, daß der Zeitpunkt gekommen sey, der zur Ausführung seines Unternehmens am schicklichsten wäre. Die Vornehmsten der adeligen Familien waren theils in ruhige Sicherheit gewiegt, theils mit ihrer zahlreichen Dienerschaft außerhalb Roms auf ihren Gütern; da versammelte (1346) er das ganze Volk, exaltirte es durch eine gewaltige Anrede, ließ sich zum Volkstribun ausrufen, und vertrieb die erschrockenen Adeligen, die seine Würde nicht anerkennen wollten, und auf keinen Widerstand gefaßt waren, aus Rom. Herr der neuen Repubik, die er unter Oberherrschaft des Papstes zu verwalten vorgab, beschäftigte sich Rienzi, Gesetze zu geben, seine Verwaltung einzurichten, und alles so wohl zu ordnen, daß nicht allein die Bewohner Roms mit ihrem Tribun aufs äußerste zufrieden waren, sondern auch Clemens VI., ja selbst mehrere auswärtige Fürsten den glücklichen Emporkömmling ihres Beifalls und ihrer Freundschaft versicherten, einige sogar Bündnisse mit ihm schlossen. Die Weisheit und Gerechtigkeit, mit der Rienzi dies alles betrieb, erwarb ihm auch bald im Auslande solchen Ruf, daß wichtige Streitsachen von mehreren entfernten Orten ihm zur Entscheidung vorgelegt wurden, und es eine kurze Zeit schien, als wolle die alte Siebenhügelstadt durch die Leitung eines einzigen Mannes sich wieder zu ihrem alten Glanz emporschwingen. Aber bald berauscht von dem Glück, das aus dem Staube niedriger Abkunft zu solcher Höhe ihn emporgehoben, vergaß Rienzi die Mäßigung und Klugheit, mit der er sein Werk begonnen. Statt wie bisher, den nicht unbedeutenden Anhang des Papstes mit schonender Rücksicht zu beachten, fing er an, ihn zurückzusetzen; mancherlei Bedrückungen, die er sich gegen das Volk erlaubte, entzogen ihm dessen Liebe, am mehrsten trug hierzu bei eine Trabantenschaar, mit der er anfing, sich zu umgeben. Sein steigender Uebermuth brachte die auswärtigen Höfe gegen ihn auf, sein Stolz wiegte ihn in Sicherheit. So geschah es, daß nach kurzer Herrschaft die vertriebenen Adeligen ihre Kräfte sammelten, und eine Gegenrevolution bewerkstelligten, die mit Rienzi's Verjagung aus Rom endigte. Bei Kaiser Carl IV. in Deutschland suchte Rienzi Schutz, obgleich dieser Fürst sich ihm stets entgegen bewiesen hatte. Durch die Vorspiegelung, den Streit beizulegen, der zwi-

schen dem Kaiser und Papst damals herrschte, trachtete er, sich die Gunst des erstern zu erwerben; Carl ließ sich jedoch auf nichts ein, sondern schickte ihn unter Bedeckung an Clemens. Wahrscheinlich dürfte ein ewiges Gefängniß hier seiner gewartet haben, hätten nicht die erneuerten Anmaßungen des Adels in Rom sein Geschick gewendet. Clemens VI. war gestorben, sein Nachfolger Innocenz VI. glaubte am besten die Großen in Rom zu demüthigen, wenn er Rienzi gegen sie schickte. Von dem Papst unterstützt, von einer noch immer großen Anzahl der römischen Einwohner willig aufgenommen, vertrieb Rienzi noch einmal die Adeligen, und wurde zum römischen Senator ernannt. Da er aber durch das erfahrne Mißgeschick nicht weiser geworden war, und durch übertriebenen Aufwand und Druck sich die Gemüther des Volks immer mehr entfremdete, so dauerte diese neue Herrschaft abermals nicht lange, und kurz nachdem er Rom der Oberherrschaft des Papstes wieder unterworfen hatte, entstand auf Anstiften des Adels eine neue Empörung, an die sich diesmal das Volk anschloß. Aus mehreren Quartieren der Stadt vertrieben, verfolgt von dem wüthenden Pöbel, der jetzt in ihm nur einen Unterdrücker sah, floh Rienzi in Bettlertracht, wurde aber endlich eingeholt, und von der bewaffneten Menge umgeben. Da schien es, als wolle noch einmal sein Gestirn ihn beschützen. Fast eine Stunde lang sprach er zu dem Haufen, der, staunend zwischen Haß und Bewunderung, ihn umstand, nicht wissend, solle er aufs neue ihm gehorchen, oder ihn vernichten; aber auf einmal trat ein Diener des Hauses Colonna, der mächtigsten unter den römischen Patriziern und der gefährlichsten Gegner des Senators hervor, und durchstach den Unglücklichen, dessen Leichnam nun eine Beute der aufgebrachten Menge wurde, die ihn auf das schrecklichste zerfleischte und an den Galgen hing. Dies war das Ende eines Mannes (1353), den das Geschick so wunderbar gehoben und begünstigt hatte, und der, bei größerer Behutsamkeit, einen glänzendern Abgang würde genommen haben von einer Bühne, auf der, gleich einem vorübergehenden Meteor, er kurze Zeit leuchtete.

Riesen heißen Menschen, deren Größe die gewöhnliche weit überragt. Es ist ein Gesetz in der Natur, daß ein jedes organische Wesen gewisse Schranken der Bildung hat, über die es nicht hinausgeht. Die gewöhnliche Statur eines Mannes in gemäßigten Klimaten ist zwischen fünf und sechs Fuß. Indeß kommen unläugbare Zeugnisse, besonders in England und in der Schweiz vor, daß es Menschen von sieben und acht Fuß gegeben habe. Wir berufen uns vorzüglich auf die Nachrichten, die Stöller in seinem Buch vom Wachsthum des Menschen angeführt hat. Es gab eine Zeit, wo man wirklich im Ernst glaubte, daß es in der alten Welt Menschen von einer ungewöhnlichen Länge gegeben habe. Nach der heiligen Sage der Juden gab es unmittelbar vor der Sündfluth Riesen, die die Söhne Gottes genannt werden. Und als die Israeliten, um das ihnen verheißene Land zu eroberen, Kundschafter hineinsandten, berichteten diese von den Söhnen Enak in Hebron, daß sie lauter Kolosse gewesen, und daß sie sich selbst wie Heuschrecken in ihrer Gegenwart vorgekommen seyn. Der letzte aus diesem Stamm, Og, König von Basan, der von Moses besiegt wurde, soll eine Bettstelle von neun Ellen Länge und vier Ellen Breite gehabt haben. Nahe bei Jerusalem zeigte man noch in späteren Zeiten ein Grabmal, mit der Inschrift: Hier liegt der Riese Og. In diesem Grabe

wollte man um das Jahr 1670 einen Zahn gefunden haben, der $4\frac{1}{2}$ Pf. wog. Man bot ihn dem Kaiser Leopold für 2000 Rtlr. an, allein dieser lehnte den Kauf ab. Auch der berüchtigte Goliath wird als ein fürchterlicher Riese beschrieben, und die jüdischen Ausleger geben ihm elf Fuß Länge. Aber die profane Geschichte ist noch reicher an Sagen von Riesen. Um nur etwas anzuführen, so erzählt Strabo von dem Geripp des fabelhaften Antäus, welches in Mauritanien gefunden, und 60 Ellen lang gewesen sey. Wem sind die Giganten, die Söhne der Erde, unbekannt, die nach blutigen Kämpfen mit den seligen Göttern endlich unter vulcanische Inseln begraben wurden und Feuer ausspien! Plinius spricht von einem Riesen-Geripp, welches, 46 Ellen lang, bei einem Erdbeben in Kreta gefunden worden. Bei der Schlacht, die Marius den Teutonen bei Aquä Sextiä 105 Jahre vor Christo lieferte, erschien der König der letzteren, Teutobocus, als ein ganz außerordentlicher Riese. Die Gebeine dieses Teutonenkönigs will man in Hochburgund im Jahr 1613 gefunden haben. Man entdeckte nämlich ein Grab, von Ziegelsteinen gemauert, 30 Fuß lang, 12 Fuß breit und 8 Fuß tief, worauf man noch die Inschrift: Teutobocus rex, wollte gelesen haben. Hierin lag ein Gerippe, der Sage nach, von $25\frac{1}{2}$ Fuß Länge, 10 Fuß Breite in den Schultern, und 5 Fuß Tiefe vom Brustbein bis zu den Rückenwirbeln. Die Schenkelknochen sollen 4 Fuß lang gewesen seyn. Diese Knochen galten eine Zeit lang wirklich für die Gebeine des Teutonenkönigs. Sie wurden endlich nach England gebracht, und man weiß nicht, wo sie weiter hingekommen sind. Aus dem sechzehnten Jahrhundert kommen mehrere ähnliche Nachrichten vor. So will Dalechamp das Geripp eines Riesen von 18 Fuß, Felix Plater bey Lucern die Gebeine eines Menschen von 19 Fuß, und Licetus in Sicilien ein Riesengerippe von 30 Fuß gefunden haben. Allein es ist jetzt keinem Zweifel unterworfen, daß alle diese Gerippe keinem menschlichen Körper, sondern Thieren aus der Vorwelt angehörten. Das Megatherium, der Elephant und das Paläotherium der Vorwelt waren Riesenthiere, deren Gebeine noch häufig, besonders in Nordamerika und Sibirien, gefunden und ehemals, aus Unkunde in der Anatomie, für menschliche Knochen gehalten wurden. Es gab sogar eine Zeit, als die Zergliederungskunst sich erst zu bilden anfing, wo man die Natur den Aussagen des Galen, der nur Affen secirt hatte, widersprechend fand, und daher auf den Ausweg kam, zu behaupten: die Natur der Menschen habe sich allmälig verkleinert, und das jetzige Zwerggeschlecht könne freilich weder die physische noch moralische Größe der Alten begreifen. Ein berühmter pariser Anatom, Sylvius, stellte diesen Satz alles Ernstes gegen Vesalius auf. Auch von den Guanchen, den früheren Einwohnern der Canarien, hat ein leichtgläubiger Reisender behauptet, daß, nach den Mumien zu schließen, sie 15 Fuß lang gewesen seyen. Damit es uns nicht an Riesen in der jetzigen Welt fehle, hat man die Patagonier, als man sie zuerst kennen lernte, wie unförmliche Giganten beschrieben. Indeß hat sich bei näherer Untersuchung ergeben, daß diese Nation allerdings eine ungewöhnliche Größe habe: denn Capitain Carteret, der mehrere Patagonier im Jahr 1766 gemessen, fand, daß die meisten 6 Fuß bis 6 Fuß 5 Zoll maßen. Noch spätere Berichte, besonders von Clarke und Wallis, bezeugen, daß es unter ihnen mehrere giebt, die bis 7 Fuß lang sind. Hierdurch wird nun das höchste Maß der menschlichen Statur, welche wir

oben angegeben, bestätigt. Wenn unter uns Riesen vorkommen, so muß man dieß immer als eine Unregelmäßigkeit betrachten, welche der Gesundheit und Stärke nachtheilig ist. Die meisten Riesen haben einen matten Puls, sind schwächlich, und leben in der Regel nicht lange.

Riesenbetten werden mitunter die Grabhügel genannt, die man noch hin und wieder in Deutschland, besonders an den Ostseeküsten und auf der Insel **Rügen** findet. Sie sind gemeiniglich mit Fels- und Steinstücken ringsum eingefaßt, und man findet oft in ihnen irdene Töpfe mit metallenen Spangen, Ringen, steinernen Opfermessern, Streitbeilen und dergleichen Dingen. Schreiber dieses war an den pommerschen Küsten und auf Rügen mehrmals bei Aufgrabung solcher Riesenbetten gegenwärtig, die dort richtiger **Hünengräber** heißen, und erstaunte über die Nettigkeit und Zierlichkeit der Arbeit der aus Feuerstein gemachten Opfermesser und Streitbeile, die in manchen dieser alten Grabhügel sich fanden. Nicht immer finden sich jedoch solche irdene Töpfe oder Urnen in den Riesenbetten, häufig sind sie ganz leer, und, so viel uns bekannt, hat man niemals eiserne Waffen darin gefunden; ein Umstand, der auf das hohe Alter dieser Grabmäler schließen läßt.

Riesendamm und Riesenweg auf der Insel Staffa. Die merkwürdigsten Säulen sind auf der Südwestseite derselben; das ganze Ende der Insel ruht auf Reihen von natürlichen Pfeilern, die größtentheils über funfzig Fuß hoch sind, und in natürlichen Säulengängen stehen, die sich nach dem Laufe der Buchten oder Landspitzen richten. Sie ruhen auf einem festen Grunde von unförmlichen Felsen. Ueber ihnen ist die Lage, die an den Boden oder die Oberfläche der Insel reicht, von ungleicher Dicke, so wie das Land in Hügel aufsteigt oder in Thäler abfällt. Jeder Hügel, der unten über die Säulen herabhängt, bildet einen großen Fronton. Verschiedene davon sind über sechzig Fuß von der Grundfläche bis an die Spitze dick, und erhalten durch den Abfall des Hügels an den Seiten fast die völlige Gestalt der Frontons. Man geht längs des Ufers auf einem zweiten Riesenwege fort, von dem jeder Stein völlig regelmäßig aus einer gewissen Anzahl von Seiten und Winkeln bestand, bis man auf die Oeffnung einer Höhle zukommt, die vermuthlich die prächtigste ist, die je von einem Reisenden beschrieben ward. Die Wegweiser nennen sie die Höhle des Fhinn oder Fhinn-mac-coul, den der Uebersetzer des Ossians Fingal nennt. So findet man hier das Andenken des Helden erhalten, an dessen Daseyn, wie an der Echtheit des ganzen Gedichtes man in England selbst zweifeln wollte. — (S. **Fingalshöhle**.)

Riesengebirge, ein bekanntes und oft von Reisenden besuchtes deutsches Gebirge. Von dem ausgedehnten Gebirge nämlich, das sich unter dem Namen der Sudeten, von der Oberlausitz an, zwischen Schlesien und Böhmen, dann zwischen Schlesien und Mähren hinzieht, bei Jablunka mit den Karpathen zusammenhängt, und in dieser Ausdehnung verschiedene Namen erhält, ist das Riesengebirge nur ein kleiner Theil, welches aber das höchste Gebirge des nördlichen Deutschlands bildet, indem es den Harz, das Erzgebirge, das Fichtelgebirge, den Thüringer- und den Böhmer-Wald an Höhe übertrifft, jedoch nicht, gleich den Alpen im südlichsten Deutschland, die Schneelinie erreicht. Das eigentliche Riesengebirge befindet sich vorzüglich in dem hirschberger Kreise des zur preußischen Provinz Schlesien gehörigen reichenbacher Regierungsbezirkes, und erstreckt

sich an der Ostseite Böhmens und der Westseite Schlesiens von dem Badeorte Flinsberg bis zur Stadt Schmiedeberg, wo es seine höchste Höhe zwischen der letztern Stadt und der böhmischen Stadt Hohenelbe erreicht. Hier ragt nämlich der Seiffenberg, und als dessen höchster Gipfel, und zugleich als die größte Höhe im ganzen preußischen Staate, die Schneekoppe hervor, welche 4950 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist. Außer dieser höchsten Spitze hat das Riesengebirge noch zwanzig bis dreißig Berge, welche zu 4000 bis 4500 Fuß hinansteigen, und worunter das große Rad 4700 Fuß, die Sturmhaube 4540 und der Reifträger 4280 Fuß hoch ist. Ueberhaupt liegt der höchste Theil des Riesengebirges auf der schlesischen Seite, wo der hohe lange Gebirgsrücken sich steil aus der Tiefe erhebt, während das Gebirge von böhmischer Seite her erst durch mehrere Abstufungen zu seiner völligen Höhe hinansteigt. Der eigentliche Körper des Riesengebirges ist Granit, der in der niedern Region überall mit mehr oder weniger fruchtbarer Dammerde bedeckt ist. Aber je höher, desto dünner wird dieser Ueberzug, der auf den obern Höhen des Gebirges ganz in Torfmoor übergeht. Am Fuße des Gebirges bestehen die Waldungen meist aus Buchen, Birken, Ulmen, Erlen 2c., auf dem Abhange aus Fichten und Tannen. Aber in den höhern Regionen findet man nichts als Knieholz, und wo auch dieses aufhört, da erstrecken sich über den hohen Rücken weite Wiesen hin, voller bruchiger Stellen, Tümpel, Moräste, Sümpfe und selbst ganze Wasseransammlungen, welche mehreren Flüssen, als der Elbe, Iser, Aupe, Bober, Queiß 2c. den Ursprung geben. Da die Schneekoppe gewöhnlich das vornehmste Ziel der das Riesengebirge besuchenden Reisenden ist, so verweilen wir hierbei etwas länger. Es gibt von Schmiedeberg aus, von wo man sie am öftersten besteigt, verschiedene und mannichfaltige Wege, unter denen aber vier die frequentesten sind. Der eine, welcher über Steinseiffen, Krumhübel, über die Seifenlehne und den Seifenbach nach der Hampelsbaude führt, ist darum der empfehlungswertheste, weil von den Gebrüdern Hampel die steile Seifenlehne seit einigen Jahren durch angelegte Treppen und Sitze sehr bequem zum besteigen gemacht worden ist. In der Hampelsbaude (Bauden nennt man die im Riesengebirge befindlichen einzelnen Wohnungen), welche 4140 Fuß hoch liegt, pflegen gewöhnlich die Reisenden, um zum Sonnenaufgange die Koppe erreichen zu können, zu übernachten. Von da steigt man hinauf auf den Kamm des Gebirges, wo die Gränze zwischen Böhmen und Schlesien hinläuft, und dann gelangt man über den Koppenplan an die eigentliche Koppe, einen hohen, steilen, meistens in Wolken und Nebel eingehüllten Felsen, auf den ein schmaler und steiler Fußweg hinaufführt, und auf dessen abgestumpftem Gipfel eine dem heiligen Lorenz gewidmete Kapelle steht, deren Inneres seit einigen Jahren zerstört ist. Hier findet man die bekannten Veilchensteine, die, wenn man sie reibt, einen angenehmen den blauen Veilchen gleichen Geruch von sich geben, der von dem feinen Veilchenmoos kommt, womit sie überzogen sind. Die Aussicht auf dieser Höhe ist weit und entzückend. Oestlich sieht man von hier über Schlesiens Fluren bis an die Gränze des Großherzogthums Posen, und westlich nach Böhmen blickt man mit Schaudern in einen schroff hinablaufenden 1500 Fuß tiefen Thalgrund, Riesen- oder Teufelsgrund genannt.

Riga, die befestigte Hauptstadt des russischen Gouvernements Liefland, an der Düna, über welche eine Schiffbrücke geht, liegt in einer sandigen an sich nicht reizenden Gegend, die aber durch viele Lusthäuser und Gärten der Bürger belebt und angenehm gemacht wird. Sie besteht aus der Stadt und den Vorstädten, welche bei der Belagerung 1812 in Asche gelegt wurden, und größer als die eigentliche Stadt waren. Jetzt sind sie größtentheils wieder aufgebaut worden. Riga zählt über 30,000 Einwohner, und hat viele Kirchen, ein Lyceum, ein Gymnasium, eine Stadtbibliothek mit einem Naturalienkabinete und zahlreiche milde Stiftungen zur Unterhaltung und Verpflegung der leidenden Menschheit. Unter den Gebäuden zeichnen sich besonders aus: das prächtige Rathhaus mit seinem zierlichen Thurme, der kaiserliche Palast, das alte Schloß, die Residenz des Gouverneurs, das große prächtige Ritterhaus der liefländischen Ritterschaft 2c. Die Einwohner sind großen Theils Deutsche oder deutsche Abkömmlinge, und es herrscht viel Reichthum, guter Ton und feine Lebensart unter denselben. Sie betreiben Zucker-, Stärke-, Puder-, Spiegel-, Spielkarten-, Strumpf- und Nadelfabriken; wichtiger aber ist der Handel, und Riga ist nach St. Petersburg eine der wichtigsten Seehandelsstädte des russischen Reiches. Aus dem hiesigen Hafen wird der bei weitem größere Theil des russischen Getreides ausgeführt, eben so wichtig ist die Ausfuhr des Flachses und Hanfs. Jährlich laufen in den Hafen an tausend Schiffe aus und ein. Der Werth der Ausfuhr betrug (1815) über 24 Millionen Rubel. Zum Andenken der Jahre 1812, 13 und 14 ist auf Kosten der Kaufmannschaft eine eiserne Denksäule errichtet, deren Schwere 142,568 Pfund beträgt. Auf der einen Seite des Würfels, auf welchem sie ruhet, enthält sie zwischen zwei mit Lorbeeren behängten Schwertern folgende Inschrift: die Mächte von zwanzig Reichen und Völkern drangen mit Schwert und Feuer in Rußland ein, und fielen in Tod und Gefangenschaft. Rußland besiegte die Zerstörer, zerbrach die Fesseln von Europa. Alexander der erste befestigte durch seine siegreiche Hand und gab wieder den Königen ihre Reiche, den Völkern ihre Gesetze. — Riga hat mancherlei Schicksale gehabt. Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts gehörte die Stadt dem deutschen Orden; gegen das Ende desselben Jahrhunderts kam sie unter polnische Herrschaft, 1621 eroberte sie Schwedens großer König, Gustav Adolph; endlich im Anfange des 18ten Jahrhunderts kam sie nach Carls XII. unglücklichem Kriege unter den russischen Scepter, unter welchem sie seitdem geblieben ist. 1812 wurde sie von den vereinigten Franzosen und Preußen belagert, ohne eingenommen zu werden. 1814 litt die Stadt durch Eisgang einen sehr bedeutenden Verlust, indem über 400 Häuser zu Grunde gingen.

Rigaudon ist ein kleines Tanzstück in ganzem oder vier Vierteltact, von lebhafter Bewegung, das gewöhnlich aus zwei Theilen besteht. Ein Tanzmeister Rigaud soll Erfinder dieses Tanzes gewesen seyn, der bei Balletten häufig angewendet wird. Bekannt ist, daß in den gewöhnlichen französischen Contretänzen das Pas de Rigaudon auch vorkommt.

Righini (Vincenzo), einer der ersten unter den neuern italienischen Componisten. Er war zu Bologna im Jahre 1760 nach andern 1758 geboren, und aus einer ehrbaren, aber verarmten Familie. Die ausgezeichnete Stimme, welche der Knabe besaß, be-

wog seine Aeltern, ihn in das Conservatorium seiner Vaterstadt, welches damals, besonders im Gesange, vortreffliche Lehrer besaß, aufnehmen zu lassen. Hier wuchs seine Lust an der Gesangsmusik, so wie sein Talent für dieselbe frühzeitig ausgebildet wurde. Weil man ihn aber zu lange Sopran singen ließ, so verlor seine Stimme ihre Schönheit, und der Tenor, in welchen sie übersprang, erhielt etwas Heiseres und Dumpfes, so daß er als Sänger in Wien, wohin er sich einige Zeit darauf begab, ungeachtet seiner vortrefflichen Schule, nur mäßigen Beifall fand. Desto größern Beifall erhielt seine Gesangsmethode, so daß er bald einer der gesuchtesten Singmeister in der musikliebenden Kaiserstadt war. Zum Lehrer in der Composition soll er den berühmten Pater Martini gehabt haben, wovon sich jedoch in seinen Werken keine besondere Spur zeigt. Als Componist hatte er außer einigen kleinen Gesängen und Concertarien nur zwei komische Opern bekannt werden lassen, als ihn der letzte Churfürst von Mainz 1788 zu seinem Capellmeister berief. Jene wurden sehr beliebt, in diesen (il Convito di pietra und la Vedova scaltra, beide gegen 1782 geschrieben) erkannte man zwar den geistreichen Meister, und besonders den trefflichen Sänger; das Ganze gefiel jedoch nicht ausgezeichnet, was auch natürlich war, da das Komische nie sein Fach war, und er dafür weder Erfindung noch die gehörige Laune, Kürze und Raschheit besaß. Seine opera semiseria, die er zwar noch in Wien geschrieben, aber erst in Mainz vollendet zu haben scheint, il Demorgone, ovvero il Filosofo confuso, zeigt schon die ernste Richtung, die sein Geist genommen, die würdige Gattung, für welche er von Natur bestimmt war, und in welcher er einem großen deutschen Vorbild (Mozart, dessen Werke in Wien den tiefsten Eindruck auf ihn machten) mit eigenthümlichem Talent, und mit beharrlicher Liebe und Sorgsamkeit nachstrebte. Diesem folgte seine Armida (1788) und seine Composition zu Metastasio's Alcide al bivio (1789), welche von ihm damals und später in Coblenz, Wien, Leipzig rc. mit vielem und verdientem Beifall aufgeführt wurde. Hier zeigt er sich in der Gattung und Weise, welcher er von nun an immer treu blieb, mit größerer Meisterschaft. Wir lassen einen Kunstkenner über diese Art und Gattung sprechen: „Righini's Opern, wie er sie von der Zeit seiner Reife an schrieb, mithin Armida, Alcide, Arianna, Atalanta, sein Enea nel Lazio, Tigrane, la Selva incantata, und Gerusalemme liberata sind eigentlich keine Opern, sondern Conzertmusik. Die größern und ausgeführtern Stücke derselben gehören zu dem Herrlichsten, was jemals von Gesang für Concerte geschrieben worden ist. Vor allem ist das Terzett, Quattett, Quintett, kaum von einigen, die recht eigentliche Baßarie aber von keinem einzigen Componisten trefflicher bearbeitet worden als von ihm. (Er setzte letztere für den berühmten und damals blühenden ersten Bassisten des königlichen Theaters zu Berlin, Fischer den Vater.) Für die Bühne haben seine Charaktere zu wenig Bestimmtheit, Begränzung und Individualität, seine ganze Schreibart geht zu sehr in die Breite, er mußte sich überall, wo er etwas Gutes zu sagen hatte, ganz ausreden; auch haben die an sich trefflichen Ausführungen bedeutender Scenen und Situationen zu wenig Verschiedenheit gegen einander, und überhaupt zu wenig von dem, was sie einander unterordnen und erst als Hauptgruppen eines theatralischen Ganzen vereinigen sollte. Aber als Concertmusik betrachtet, und von Or-

chestern und Sängern gut ausgeführt, gewähren seine Operncompositionen einen unbeschreiblichen Genuß, und werden als Lieblingswerke gebildeter Kunstfreunde und als Fundgruben für Concertdirectoren und vorzügliche Sänger noch lange bestehen, bilden und erfreuen. Vereinigen doch ihre Hauptstücke alles in sich, was man von dieser Gattung nur wünschen kann: einen fließenden, und doch kunstreichen, glänzenden und doch natürlichen, schön verflochtenen und doch stets klaren Gesang; meisterhafte Behandlung der Instrumente — immer reich und nie überladen, immer obligat, nie zerstreut oder die Hauptsache verdunkelnd, immer effectvoll und nie den Gesang überbietend; dabei überall Ordnung, schönes Verhältniß der Ideen gegen einander, und eine stets anständige, edle und großartige Harmonie, erbaut auf das sichere Fundament bedeutender und energischer Bässe; überall auch Ausführlichkeit und Genüge, überall Benutzung der größten und natürlichsten Reize sowohl jeder gebildeten Menschenstimme, als jedes gut behandelten Instruments." Dem Charakter nach gehören seine Compositionen mehr der deutschen als der italienischen Musik an; kein Italiener hat wie er den gediegenen Ernst und die Harmonienfülle der Deutschen mit dem Flusse der italienischen Melodie vermählt, keiner steht Mozart so nahe als er, keiner besitzt diese Solidität und Gründlichkeit der Ausführung. Nächstdem hat er sich das größte Verdienst um den Gesang in Deutschland erworben, nicht nur durch seinen bis zum Ende seines Lebens ertheilten trefflichen Gesangsunterricht, sondern auch durch seine Uebungsstücke für den Gesang, und seine herrlichen Liedercompositionen. Von der ausgezeichneten Schule Righini's zeigt seine berühmteste Schülerin, die Tochter des vorhin genannten Bassisten, jetzt Madame Fischer-Vernier, ungeachtet sie in ihrer Stimme sehr verloren hat. Seine Solfeggien (1803) dürfen keinem unbekannt seyn, welcher sich zu einem guten Sänger ausbilden will; sie sind gründlich, lehrreich und doch sehr geschmackvoll, sie vereinigen das Solide der alten Meister mit der Anmuth und dem guten Geschmacke unseres Zeitalters. Seine zahlreichen Lieder, Canzonetten, Duetten ꝛc. mit Begleitung des Pianoforte sind durch eine stets ausdrucksvolle, anmuthige und gesangreiche Melodie, welche durch fließende Harmonie getragen wird, ausgezeichnet, einfach und ungesucht, ohne trocken und flach zu seyn, und für eine von der Natur begünstigte und gebildete Stimme ungemein anziehend. Auch in ihnen erblickt man die innigste Verschmelzung des deutschen und italienischen Charakters, und man kann sagen, Righini habe in ihnen die italienische Anmuth auf den Boden deutscher Gemüthlichkeit, die im deutschen Liedergesang vorzüglich herrscht, mit großem Glück verpflanzt, und sey in dieser Hinsicht unübertroffen. "In den deutschen Liedern, sagt jener Kunstkenner, wird man es ihm, der die Conversationssprache seines zweiten Vaterlandes zwar verstand und allenfalls sprach, in der poetischen aber nie heimisch werden konnte, nicht zu hoch anrechnen, daß er das Einzelne in seinen Texten oft fallen ließ, und sich nur an das Allgemeine, an die im ganzen Gedicht herrschende Empfindung hielt, zumal da er diese fast nirgends verfehlte, und nicht selten meisterlich auszudrücken wußte. Für die Kirche hat Righini nur zwei Werke geliefert: die Missa, welche er bei der letzten deutschen Kaiserkrönung als mainzischer Capellmeister in Frankfurt 1790 aufführte, und 1810 das Te deum zum Geburtstage der Königin Luise von Preußen. Jene ist kurz, glän-

zend und populär, wie es der Zweck erfoderte. Letzteres ist mit allgemeinem Beifall und mit der überreichen Besetzung (von mehr als 500 Personen), die der Meister allerdings zu glänzenden Effecten zu benutzen wußte, auf dem Schlosse in Berlin aufgeführt worden. Doch behauptet man, daß er schwerlich im eigentlichen Kirchenstyl etwas Eminentes würde geleistet, und ihm seinen Ruhm verdankt haben. Seine Direction musikalischer Aufführungen war musterhaft, sie war ruhig, präcis und scharf, ohne pedantisch, kleinlich und affectirt zu seyn. Von seinen Lebensumständen bemerken wir noch, daß Righini im Jahr 1793 Capellmeister des Königs von Preußen wurde, in welchem Posten er die schönsten seiner angeführten Werke schrieb. Er führte übrigens in Berlin ein stilles, eingezogenes Leben, und hat wissentlich wohl niemals jemanden wehgethan. Im Jahr 1812 machte er eine Reise, um sein Vaterland noch einmal wieder zu sehn. Hier wurde er, und zwar in seiner Vaterstadt, am 19ten August durch die Folgen einer Operation der Tonwelt entrissen. Mit dankbarer Trauer feierte die Capelle zu Berlin im October des genannten Jahres durch ein feierliches Requiem in der catholischen Kirche seinen Tod. T.

Rigiberg, einer der höchsten Berge in der Schweiz. Er liegt im Canton Schweiz am Zuger See. Seine höchste Spitze ist 5676 Fuß, also 2148 Fuß höher als der Brocken, und 7024 niedriger als der Montblanc über der Meeresfläche erhaben. An seinem Fuße liegen 10 bis 11 Dörfer umher, und auf seinen Höhen sind über 150 Sennenhütten verstreut, wohin die Einwohner der Flecken und Dörfer am Fuße des Berges ihr Vieh zur Weide treiben. Die Anhöhen gegen den Zuger See hin sind kalt, öde und steil; die südlichen Anhöhen hingegen sind nicht so steil, und man trifft auf dieser Seite zahme Kastanien, und sogar Mandeln und Feigenbäume. Rigikulm ist der berühmteste Gipfel des Berges, und gewährt eine der herrlichsten Aussichten. Man lese die Beschreibung von Joh. Meyer, Zürich 1807. Wenn man bis zur Mitte des Rigi hinauf kommt, findet man nur kahle Weiden, kurzes struppichtes Gebüsch, und viel Farrenkraut. Der Name dieses Berges soll von Regina montium (Königin der Berge) herkommen.

Rikoschettschuß ist ein Bogenschuß, bei welchem die Kugel nach dem ersten Aufprallen auf die Erde sich wieder hebt, und so in immer kleinern und längern Bogen ihr Ziel durchläuft. Diese Art zu schießen wird bei der Artillerie sehr häufig gebraucht, um eine große Fläche zu bestreichen. Das Rikoschettiren selbst geschieht nach den Regeln der Mechanik, der zu Folge ein elastischer Körper, wenn er auf eine harte Fläche trifft, unter eben dem Winkel, und mit eben der Schnelle zurückgeworfen wird, mit der er fiel, abgerechnet natürlich den Widerstand der Luft und den Einfluß der Schwere des geworfenen Körpers. Die Pulverladung ist bei einem solchen Bogen- oder Rikoschettschuß bedeutend schwächer als bei dem gewöhnlichen Kernschuß der Kanonen, die niederschmetternde Gewalt der Kugel daher aber auch nicht so groß, als bei diesem.

Rimesse, s. Remesse.

Rimini (lat. Areminum), eine sehr alte, große, volkreiche päpstliche Stadt, liegt am adriatischen Meer am Flusse Marecchia. Dieser bildet an seiner Mündung einen Hafen, welcher aber durch den Sand und die Steine, die das Wasser von den Bergen mit sich führt, ganz unbrauchbar geworden und jetzt nur von Fischerkähnen besucht ist.

Das Meer hat sich über eine halbe Meile vom ehemaligen Leuchtthurme zurückgezogen, den jetzt Gärten umgeben; nur wenig Spuren des alten Hafens sind noch übrig. Am Thore S. Giuliano kommt man über eine herrliche, schön verzierte Brücke in die Stadt. Sie wurde unter den Kaisern Augustus und Tiberius an dem Orte, wo sich die beiden Consularstraßen, Via Flaminia und Aemilia, vereinigen, aus dem schönsten weißen Marmor der Apenninen erbaut und ist unstreitig das erhaltenste Denkmal dieser Art aus dem ganzen Alterthume. Vor einem andern Thore, durch welches man Rimini verläßt, steht noch ein alter, zu Ehren des Augustus errichteter Triumphbogen. Der Dom, der auf den Ruinen eines Tempels des Kastor und Pollux steht, ist, wie mehrere andere Kirchen, aus der Marmoreinfassung des alten Hafens erbaut. Die Kirche S. Francesco, in der Mitte des 15ten Jahrhunderts erbaut, zeichnet sich durch ihre edle und prächtige Architektur vortheilhaft aus. Sie wurde von Pandolfo Malatesta gestiftet, dessen Familie im Mittelalter lange über Rimini geherrscht und die Stadt mit mehreren öffentlichen Gebäuden geschmückt hat. Auf der Piazza del Commune befindet sich ein schöner Spingbrunnen und die eherne Statue des Papstes Paul V., und auf dem Marktplatze ein Piedestal, von welchem herab Cäsar sein Heer nach dem Uebergange über den Rubikon angeredet und entflammt haben soll. Neun Arkaden im Kapuzinerkloster hält man für Ueberreste eines vom Consul Pub. Sempronius erbauten Amphitheaters. Endlich verdienen die Bibliothek des Grafen Gambalonga und die vom Doctor Bianchi gestiftete Sammlung von Inschriften und andern merkwürdigen Alterthümern noch eine rühmliche Erwähnung. xx.

Rinde, s. Baum.

Rindviehzucht findet man auf der ganzen Erde verbreitet, da das Rindvieh zu den nützlichsten Hausthieren gehört, und in jedem Clima ausdauert, wo noch Gras, seine gewöhnliche Nahrung, wächst. Die Rindviehzucht bezeichnet eine der ersten Stufen der Cultur, und beginnt, wenn der rohe Naturmensch von der Fischerei und Jagd in den Hirtenstand übergeht, eine Stufe auf welcher heut zu Tage noch viele Völker stehn. Wäre auf dem großen Continent des fünften Welttheils, in Neuseeland z. B., eine dergleichen Thiergattung vorhanden, so ist kein Zweifel, daß, da aus gleichen Ursachen gleiche Wirkung erfolgt, die Neuseeländer längst in das Nomadenleben übergegangen seyn würden, statt daß sie jetzt noch rohe Naturmenschen sind. Daß die zahmen Hausthiere von den wilden Arten abstammen, ist eben so gewiß, als sie so leicht wieder in ihren natürlichen wilden Zustand zurücktreten, wie die großen Sennen (Steppen, große Landstriche mit Gras bewachsen) in Südamerika beweisen, wo sich eine ungeheure Menge wilden Rindviehes befindet, das bloß von dem zahmen Vieh abstammt, welches nach der Entdeckung von Amerika dahin gebracht worden, und sich jetzt in der Wildheit bei günstigem Clima und überflüssigem Futter so erstaunlich vermehrt hat, daß es größtentheils bloß um der Häute willen gejagt und getödtet wird, da das Fleisch in so großer Menge nicht benutzt werden kann. Unter den wilden Racen unterscheiden sich besonders der Auerochse und der Büffel als die beiden Extreme, zwischen denen die andern Racen mitten inne stehn. Unser zahmes Rindvieh gleicht mehr der ersten Gattung, denn ob es schon auch zahmes Büffel-Rindvieh gibt, so ist doch dieses von unserm gewöhnlichen überall verbreiteten Rindvieh sehr verschieden, besonders verlangt diese Büffelart durchaus ein

warmes Clima, wie in Ungarn und Italien ist. Der verstorbne sächsische Minister, Graf Einsiedel, ließ vor 20 Jahren dergleichen Büffelvieh aus jenen Gegenden auf sein Gut Wolkenburg kommen, wo viele Versuche, dasselbe einheimisch zu machen, und vielleicht eine vorzüglichere Gattung Rindvieh durch Vermischung zu erzeugen, gemacht worden, der Erfolg aber nicht günstig gewesen ist. Die zahme Rindviehzucht, durch so viele Länder unter alle Himmelsstriche verbreitet, mußte natürlich eine große mannichfaltige Verschiedenheit der Racen erzeugen, je nach dem Futter, Clima und Lebensart der ursprünglichen Natur dieser Thiere zuträglich war oder nicht. So ist beinahe in jedem Lande eine besondre Race entstanden. In Europa besonders hat man polnisches, ungarisches, ukrainer, moldauer, schweizer, tyroler, holsteiner, friesisches, vogtländisches und eine Menge andrer Racen. Das in jeder Provinz von alten Zeiten her einheimische Rindvieh nennt man Landvieh. Wenn also von Landvieh gesprochen wird, so fragt sich's, von welcher Provinz die Rede ist. Da natürlich immer eine Race vor der andern Vorzüge hat, so suchen die nach Verbesserung strebenden Landwirthe Zuchtvieh von diesen vorzüglichern Racen zu erhalten; allein da hier größtentheils die Ursachen nicht vorhanden sind, die diese Racen nach und nach erzeugt haben, so sind diese Versuche im Anfange oft von keinem günstigen Erfolge. So z. B. war das schweizer Vieh vor vierzig Jahren diejenige Race, nach welcher so viele Landwirthe in Deutschland strebten. Da dieses Rindvieh aber seine gewohnten fetten Alpenweiden hier nicht vorfand, so war der Nutzen dieses schweizer Viehes anfangs geringer und schlechter als der vom Landvieh, und es wurde zum Sprichwort: „Wer schweizer Vieh haben will, muß auch schweizer Futter haben." Da aber mehrere den Versuch nicht sogleich aufgaben, so gewöhnte sich nach und nach das von der ersten und den folgenden Generationen gezogene Vieh immer mehr und mehr an die hier gewöhnliche Fütterung und Lebensart, und so ist die davon abstammende Race jetzt viel vorzüglicher und geschätzter als das ehemalige Landvieh; der Beweis davon ist, daß man überall unter den wohlhabenden Landwirthen diese bessere Rindviehrace antrifft, was sonst der Fall nicht seyn würde. Besonders hat sich gezeigt, daß die Bastardrace, welche durch Begattung der Landkühe mit Schweizer-Ochsen entstand, in der dritten und vierten Generation bei uns die nutzbarste Rindviehrace geworden ist. Da nicht jeder Landwirth im Stande war, schweizer Kühe kommen zu lassen, so konnte er doch von denjenigen, die dergleichen angeschafft, Ochsenkälber erhalten, und damit das Landvieh veredeln. Neuerlich hat man in mehreren Gegenden die friesische Rindviehrace dem schweizer Vieh vorgezogen, weil dieses von noch ansehnlicherer Größe und Schönheit ist; bis jetzt ist aber die Acclimatisirung damit noch nicht so weit vorgeschritten, daß man einen höhern Ertrag gegen Landvieh behaupten könnte; wiewohl nach einigen Generationen und besonders Bastardzeugungen es derselbe Fall wie bei dem eingeführten schweizer Vieh seyn wird. So findet man jetzt in den meisten deutschen Provinzen kaum noch einige Ueberbleibsel von dem alten Landviehstamm, als etwa im Vogtlande, und alles ist eine durchkreuzte gemischte Race von schweizer, friesischem und Landvieh; daher die so vielfältigen Farben dieser Viehheerden, die aber unstreitig einen höhern Ertrag als das ehemalige Landvieh gewähren, so daß die neuere Landesökonomie auch in diesem Zweige beträchtliche Fortschritte gemacht hat. — Die Rindviehzucht ist in der

deutschen Landwirthschaft Mittel und Zweck zugleich; Mittel zum Betriebe des Ackerbaues, um das Gras und übrige Futter in Düngung zu verwandeln, ohne welche der Ackerbau nicht bestehen könnte, und das sonst auf keine andre Weise in solche kräftige Düngung verwandelt werden kann, als wenn es, durch die Leiber der Thiere gegangen, einen chemischen Prozeß erlitten hat, den keine Kunst nachzuahmen im Stande ist. Zwar pflügt man jetzt noch Klee, Wicken und andre Futterkräuter unter, und rechnet diese verfaulenden Futterkräuter dem Acker als Düngung an. Das sind sie zwar auch, aber lange nicht in dem Maße, als wenn sie durch den Verdauungsprozeß in Düngung verwandelt worden. Um deß so nöthigen Dünger zu gewinnen, ist die Stallfütterung des Rindviehes entstanden, eine Erfindung der Deutschen, die nach und nach von allen Nationen angenommen werden wird, die nach Verbesserung des Ackerbaues streben. Nur da, wo der Ackerbau mit zu vielen natürlichen Hindernissen zu kämpfen hat, und deßhalb kaum die Kosten trägt, wie in allen hoch liegenden gebirgigen Gegenden, wo nur eine sehr geringe Oberfläche vorhanden ist, dessenungeachtet aber noch Gras zu guter Viehweide wächst, wäre es zweckwidrig und unvortheilhaft, das Vieh nicht auf die Weide zu treiben, da dieses Gras, worunter vorzüglich viele aromatische Kräuter sind, die nur auf Bergen wachsen, sonst weiter nicht benutzt werden kann. Hier wird die Rindviehzucht Zweck, wie in der Schweiz und andern gebirgigen Ländern. In flachen ebenen Ländern aber, wo der größte Theil der Oberfläche zum Ackerbau benutzt werden kann, und wegen der Bevölkerung benutzt werden muß, kann die Rindviehzucht nur Mittel des Ackerbaues seyn; sie ist diesem untergeordnet. Man sieht leicht ein, daß wenn der Acker bloß als Rindviehweide benutzt würde, dieses die schlechteste Benutzung desselben wäre, so wie überhaupt Weide die schlechteste Benutzung der Oberfläche ist, aus dem sehr einfachen Grunde, weil alle Pflanzen, die unaufhörlich im Wachsthume gestört, täglich abgebissen und beschädigt werden, nur einen geringen Ertrag geben können. Eben aus dem Grunde erhält man viel mehr Futter, und kann den Viehstamm beträchtlich vermehren, wenn die Viehweiden in Ackerland verwandelt, mit Futterkräutern bebaut oder als Wiesen benutzt werden und das Vieh im Stalle gefüttert wird. Die Stallfütterung gewährt also nicht nur mehrere Düngung, weil alle Excremente des Viehes zur Düngung erhalten werden und nicht auf der Weide verloren gehn, sondern auch noch besonders, weil bei ihr eine größere Anzahl Vieh gehalten und ausgefüttert werden kann. Die Stallfütterung unterscheidet man in ganze und halbe. Wenn das Getraide eingeerntet ist, bleibt noch eine Menge Gras auf dem Stoppelfelde, das sonst nicht benutzt werden kann; eben so wenn die Wiesen das letzte Mal gemäht sind, bleibt noch ein großer Theil Grasstoppeln, so wie junger Nachwuchs des Grases; dieses läßt man abweiden, und das Vieh vom Monat August bis Eintritt des Winters dahin treiben, und dieses nennt man die halbe Stallfütterung; die ganze findet statt, wenn das Vieh das ganze Jahr nicht auf die Weide getrieben wird. Die halbe Stallfütterung hat überall den Vorzug vor der ganzen, es geht zwar einige Düngung dabei verloren, allein man benutzt eine Menge Weidefutter, das sonst ganz verloren ginge, man kann also mehr Vieh halten, wenn man diese Weide benutzt, und gewinnt dadurch mehr Düngung als bei der ganzen Stallfütterung; auch ist die Düngung nicht ganz verloren, die auf den Acker und die Wiese fällt,

sondern kommt diesen doch einigermaßen zu gute. Hierzu noch den größern Nutzen von mehrerm Rindvieh genommen, das man bei der halben Stallfütterung halten kann, so dürfte es wohl nur wenige Ausnahmen geben, wo die ganze Stallfütterung der halben vorzuziehen wäre. Thaer, in den „Grundsätzen des rationellen Ackerbaues" im 4ten Theil, S. 224 sagt: „Die halbe Stallfütterung sey, wobei das Vieh einen Theil des Tages zugleich weidet." Dieses ist irrig, denn dadurch wäre aller Unterschied zwischen Weidegang und Stallfütterung aufgehoben. Ehe die Stallfütterung erfunden wurde, trieb man das Vieh ebenfalls auf die Weide, und fütterte es hernach, wenn es nach Hause kam, im Stalle; und so ist es noch überall, wo keine Stallfütterung eingeführt ist. Stallfütterung ist der Weide entgegengesetzt; ganze und halbe Stallfütterung unterscheidet sich aber in Ansehung der Zeit. Bei dem Weidegange wird das Vieh vom Monat April bis Eintritt des Winters ausgetrieben; bei der halben Stallfütterung wird es nur diese halbe Zeit, vom Monat April bis zur Ernte, wo das Stoppelgras die erste Weide wird, nicht ausgetrieben, sondern diese halbe Zeit ganz im Stalle gefüttert; bei der ganzen Stallfütterung wird das Vieh aber das ganze Jahr nicht ausgetrieben. Dieses ist der Unterschied und der Begriff, den jeder Oekonom mit ganzer und halber Stallfütterung verbindet. — Bei der Rindviehzucht wird entweder das Vieh selbst zugezogen, oder es werden gleich melkende Kühe gekauft. Wo man die Melkkühe sehr hoch benutzen kann, wie in der Nähe volkreicher Städte, da ist Verlust bei der Zuzucht des jungen Viehes; denn wenn dasselbe Futter, das für das junge Vieh erfoderlich ist, in Melkkühe verfüttert wird, so gibt es einen viel höhern Ertrag, und so ist es wieder umgekehrt auf dem Lande der entgegengesetzte Fall. Wenn man statt eines schlechten Viehstammes einen bessern anschaffen will, so ist es viel vorzüglicher, sogleich gute veredelte Kühe zu kaufen, die, weil die Rindviehzucht überall so verbreitet ist, leicht zu haben sind. Will man hingegen den schlechten Viehstamm durch gute Zuchtochsen selbst veredeln, so sind dazu eine Reihe von Jahren erfoderlich, indem diese Veredlung doch nur erst in der zweiten, dritten Generation völlig zu Stande kommt. Im Durchschnitt gilt eine veredelte Kuh so viel als zwei schlechte Landkühe. Die veredelte Kuh gibt eben so viel Nutzung und auch Düngung, als jene zwei. In der Fütterung aber liegt der Unterschied, die veredelte Kuh verlangt etwas mehr, und besonders besseres Futter; Stroh, womit man zur Noth Landkühe füttert, kann man hier nur als zum Ueberfluß gegeben anrechnen, sonst fällt der Nutzen von den veredelten Kühen ganz weg, und bleibt noch hinter dem der Landkühe zurück. Dieses bessere Futter erlangt man aber bei der Stallfütterung, und wer den Gang der Veredlung beobachtet hat, wird gefunden haben, daß man erst seit Einführung der Stallfütterung eifrig nach der Veredlung gestrebt hat. Bei der Stallfütterung ist das erste, eine Menge Futterkräuter anzubauen, die man sonst nicht gebaut hat, und eben diese Futterkräuter sind das bessere Futter, das zur Veredlung des Viehes unumgänglich nothwendig ist. Unter allen am vorzüglichsten ist der Klee, dessen Anbau sich überall verbreitet hat, und der in so großer Menge gebaut wird, daß man füglich auf drei bis vier Monate vollauf Futter für die ganze Wirthschaft erhält. Der Anbau des Klees im Felde verdient um deßwillen den Vorzug vor andern Futterkräutern, weil derselbe den nachfolgenden Getraidefrüchten am wenigsten nachtheilig ist, und sein

Ertrag einen reinen Gewinn des Brachfeldes gibt. Ist man nun hiedurch zu mehrerem und besserem Futter gelangt, so kann die Anzahl des Viehes vermehrt und veredelt werden. So gibt mehr Futter mehr Vieh, mehr Vieh mehr Düngung, mehr Düngung mehr Ertrag des Ackerbaues. Dieses sind die neuern Grundsätze der Landwirthschaft, von denen der Futterbau und die Viehzucht die Grundlage sind, und diese Grundsätze sind von großem Erfolge in der Ausführung gewesen. Man hat berechnet, daß nur allein in dem ehemaligen Chursachsen, vor den Verwüstungen des französischen Krieges, 70,000 Stück Rindvieh mehr gehalten worden sind, als vor der ausgebreiteten Einführung des Kleebaues, um welchen sich besonders Schubart von Kleefeld so ungemein verdient gemacht hat. Das schönste Rindvieh findet man übrigens, wo Flüsse und Auen, und daher eine große Menge der schönsten Wiesen sind, wo also vorzügliches Futter aller Art in größtem Ueberfluß vorhanden ist. Daher sagt man auch von vorzüglichem Vieh: Es ist Elbvieh, Oderviech, Weichselvieh u. s. w. — Aus dem Angeführten erhellet, daß eine genaue Bestimmung der Benutzung der Rindviehzucht nicht möglich ist. So verschieden das Futter, so verschieden die Viehracen sind, so verschieden ist auch die Benutzung; ja zwei Kühe von einerlei Race und Größe, an demselben Orte gezogen, mit gleichem Futter gefüttert, geben nicht gleichen Ertrag; die eine Kuh legt mehr auf das Fleisch, die andre mehr auf die Milch, die fettesten Kühe unter der Heerde sind daher nicht diejenigen, die den größten Nutzen geben. Den größten Unterschied in dem Geldertrage gibt jedoch eine Kuh in einer volkreichen Stadt und auf dem Lande. Bei Verpachtungen auf dem Lande wird für eine Kuh jährlich 8, 10, 12 bis 15 Thaler gerechnet, nachdem die Viehrace ist, und hinlängliches und gutes Futter dazu gegeben wird. In großen Städten hingegen gibt dieselbe Kuh im Durchschnitt wöchentlich einen Thaler, jährlich also 40 bis 50 Thaler Ertrag, und dieser Unterschied liegt bloß in dem verschiedenen Preise und Verkaufe der Milch. In Thaers „Grundsätzen des rationellen Ackerbaues" 4ter Theil, Seite 227, wird der Geldertrag von einer mittlern Kuh nach dem Preise der Butter bestimmt. Es wird angenommen, die Kuh wäre 40 Wochen im Jahre melkend, gäbe im Durchschnitt 14 Seidel Milch, betrüge 3808 Seidel, 40 Seidel Milch gäben ein Pfund Butter, folglich wären 84 Pfund Butter der jährliche Ertrag. (Hier ist ein beträchtlicher Rechnungsfehler, denn nach diesen Vordersätzen sind 98 Pfund Butter das Resultat des Ertrages.) Dann werden noch 22 Fl. für Käse und Molkenwerk gerechnet, hingegen 20 Fl. 24 Xr. für sämmtliche Wartungskosten abgezogen, und hieraus der Satz aufgestellt: daß 67 Fl. 16 Xr. der Pachtpreis einer Kuh sey. Ferner heißt es daselbst: „In Wirthschaften jedoch, welche sich durch ihre Weide und Kuhhaltung auszeichnen, kann der Bruttoertrag einer Kuh, selbst nach Abzug der Wartungs- und aller Nebenkosten, wohl auf 98 Fl. 25 Xr. bei oben angenommenem Butterpreise (das Pfund 21⅞ Xr.) getrieben werden." Man findet hierbei weiter nichts zu erinnern, als daß, wenn dieses zum Maßstabe bei Rindviehverpachtungen genommen würde, man zuverlässig keinen Pachter finden würde. Der höchste Ertrag einer Kuh ist in großen, volkreichen Städten beim Verkaufe der Milch, so daß in diesen Wirthschaften die benöthigte Butter nicht selbst geschlagen, sondern zugekauft wird. Wo der Milchverkauf wegfällt, und Butter geschlagen wird, kann der Ertrag nie so hoch seyn, und da ist keine Wirth-

schaft auf dem Lande bekannt, wo der Pacht einer mittlern Kuh (denn von diesem ist hier bloß die Rede) jemals über 15 Thaler gewesen wäre; das ist aber doch in der That ein sehr großer Abstand von 98 Fl. 25 Xr. — Die Fütterung einer Kuh wird allemal viel höher kommen, als der Nutzen, selbst beim höchsten Ertrage, beim Milchverkauf in Städten, sonst würden sich mehrere Personen Kühe halten, die kein Landeigenthum besitzen, und das benöthigte Futter kaufen. Wie kommt es also, daß man nicht lieber das Futter verkauft? Wo die Rindviehzucht nur Mittel des Ackerbaues ist, da ist sie zur Gewinnung der benöthigten Düngung unentbehrlich. Wenn dieselbe also auch lange nicht den Ertrag gibt, den das Futter kostet, so muß man das Fehlende auf den Ertrag des Ackerbaues rechnen. Ist aber die Rindviehzucht der Zweck, wie in gebirgigen Gegenden, so wird das Vieh die ganze Zeit auf die Weide getrieben, und bedarf nur des Winterfutters, das Futter auf der Weide kann man aber nicht wie andres Futter zu Markte bringen und verkaufen, auch sonst weiter nicht benutzen. So gibt es auch außer der Weide in jeder Landwirthschaft noch eine Menge Abgänge, als Ueberkehr und Spreu vom Getreide u. d. m., die ebenfalls keine verkäufliche Waare sind, die man aber zur Fütterung des Rindviehes sehr gut anwenden kann. Aus diesen Gründen ist der Preis der Rindviehproducte viel geringer als der Preis des Futters, was sonst, wie in andern Dingen, im Gleichgewichte mit einander stehen müßte. Mehrere Landwirthe, auch Thaer, haben den Widerspruch, daß der Productionspreis bei der Rindviehzucht stets höher ist, als der Marktpreis, mithin Milch und Butter vom Rindvieh zu produciren mehr kostet, als wofür man sie auf dem Markte kaufen kann, dadurch lösen wollen, daß sie zwei verschiedne Preise des Futters angenommen haben, den Marktpreis und den Productionspreis, und behaupten, man solle, statt das Futter nach dem Marktpreise anzurechnen, es nach dem Productionspreise berechnen. Allein dies ist im Grunde nichts gesagt, denn der Marktpreis und Productionspreis eines jeden Dinges setzen sich stets ins Gleichgewicht, sind also ein und derselbe; der Marktpreis wird jederzeit nach dem Productionspreis steigen oder fallen, bis sie im Gleichgewicht sind. (Von außerordentlichen Fällen, Mißwachs und dergl. ist nicht die Rede, denn sie sind nur vorübergehend.) Warum nun eine solche Verschiedenheit? Wir wollen nicht, um diese schwierige Aufgabe zu lösen, eine neue größere aufstellen. Der eigentliche wahre Grund liegt bloß darin, daß die Rindviehzucht ein unentbehrliches Mittel zum Ackerbau ist. Wenn sie auch an und für sich nichts einträgt, das Futter höher verkauft werden könnte, als Milch und Butter eintragen, so ist sie doch zu Gewinnung der Düngung unentbehrlich, und eben weil man dieses Mittel so hoch als möglich treibt, so viel Rindvieh als möglich hält, so wird dadurch die Concurrenz der als nebenbei gewonnenen Rindviehproducte so groß, daß ihr Productionspreis über den Marktpreis zu stehen kommt. Wst.

Rinforzando, abbrevirt rf. oder rinf., bezeichnet in der musikalischen Notenschrift das allmählige Anwachsen, oder Verstärken eines und desselben Tones, dahingegen crescendo sich auf eine ganze Reihe oder Folge von Tönen bezieht.

Ringelgedicht, auch Rondeau, ist eine Art lyrischen Gedichts, das dem Sonett verwandt ist, aber gewöhnlich aus dreizehn Zeilen besteht, deren neunte und dreizehnte das erste Wort, oder die Hälfte des ersten Verses, den sogenannten Refrain, wiederho-

len. Es kommen darin fünf männliche und acht weibliche Reime, oder umgekehrt, vor. Ms.

Ringelrennen (Carousſel). Die ſtrengen Verbote gegen das Fauſtrecht und die öftere Verkündigung des allgemeinen Landfriedens entwöhnten die Ritter von der Luſt des Lanzenbrechens. Das feine, welſche Weſen aus Italien und Frankreich verdrängte die ſtrenge heimiſche Sitte, und die Frauen vornehmlich achteten fremden Flitterſtaat höher, als den einfachen vaterländiſchen Schmuck. Frauenliebe hatte zu aller Zeit eine hohe Gewalt über das Leben der Männer; da die Männer aber ſahen, daß ſie nur auf dem Tanzſaal oder bei feſtlichen Gelagen von ihren Schönen erhört wurden, und den Minneſold nicht mehr in den Schranken, noch in den Wagniſſen und Gefahren der Fehden, verdienen konnten, ließen ſie in den Hallen die Waffen raſten und roſten, und die geſtrengen feſten Ritter ſind endlich verwandelt worden in ſüße, milde Schäfer. — Die Turniere gehörten zu den ſchönſten Feſten des Mittelalters, ſie verſammelten die Ritter aus allen Gauen, ein jeder war geladen, der ebenbürtig und guten Rufes war; ſo wurden ſie Schule der Tugend und Tapferkeit, und Hans Sachs ſingt davon alſo:

„Der Turnier war des Adels Schul,
„Der ſie behielt in ſtrenger Zucht.
„Ganz Deutſchland bekam daraus Frucht,
„Wann es ſtund überall deſto baß,
„Weil der Adel ſo redlich was!"

Doch hörte auf den Burgen und an den fürſtlichen Höfen mit der Kampfluſt die Schauluſt nicht auf. Weil aber ſelbſt die Päpſte, die an ritterlicher Tugend keine Freude hatten, und ihr Wort gern überall geltend machen wollten, dem, der im Turnier fiel, kein Grab in geweihter Erde geſtatteten, führte man Spiele ein, wo man nicht fürchten durfte, daß es blutig enden würde; und ſo entſtanden die Ringelrennen. — Wie man ſonſt Mann gegen Mann eine Lanze brach, ſo übte man jetzt ſeine Kraft an Bäumen und Säulen. Um dieſem Spiel noch mehr Unterhaltung zu geben, ſtellte man einen hölzernen Ritter auf, nach dieſem wurde im vollen Lauf des Pferdes mit eingelegter Lanze gerennt. Wurde die Bruſt getroffen, ſo brach die Lanze, ohne daß der hölzerne Mann wankte; wurde er aber nur von der Seite geſtreift, ſo wendete er ſich, und gab dem ungeſchickten Ritter einen Schlag mit einem hölzernen Säbel. — Ein anderes Spiel des Carouſſel war das Ringſtechen. Ueber der Bahn waren an einem Querbalken ein oder mehrere Ringe loſe befeſtigt; hier galt es, dieſe Ringe mit der Lanze behend herunterzuholen, doch ſo, daß ſie nicht auf die Erde fallen durften. — Die dritte Art des Ringelrennens war die, wo man einen Kopf als Ziel für die Lanze oder das Schwert aufſtellte. Dieſe Beluſtigung verdankt ihre Entſtehung den Türkenkriegen: man wollte ſich an den furchtbaren Anblick der Muſelmänner gewöhnen, oder durch dies entehrende Spiel ſich an dem armen Feind der Chriſtenheit rächen, und freute ſich, ſie verderben zu können, ohne ſie fürchten zu müſſen. ff.

Rinnleiſten, ſoviel als Karnieß. S. Säule.

Rinteln, die Hauptſtadt des churheſſiſchen Antheils an der Grafſchaft Schauenburg, an der Weſer, welche hier die Exter aufnimmt, in einer bergigen Gegend. Sie iſt jetzt ohne Feſtungswerke und ziemlich gut gebaut, mit geraden Straßen, und hat 440 Häuſer und 2500 Einwohner, welche einigen Handel und Schifffahrt treiben. Man ſin-

det hier ein Gymnasium mit einer Bibliothek und Sammlung von mathematischen und physikalischen Instrumenten, und eine Glashütte. Ueber die Weser führt eine Schiffbrücke. Die von dem Fürsten Ernst III., Grafen zu Holstein und Schauenburg 1619 zu Stadthagen gestiftete und 1621 hieher verlegte Universität, bei welcher bloß lutherische Professoren der Theologie angestellt wurden, ist den 10ten December 1809 vom vormaligen Könige von Westphalen aufgehoben worden. Die Stadt ist der Sitz eines Consistoriums und einer Regierung des hessencasselschen Landesantheils von Schauenburg.

Rio Janeiro, die Hauptstadt Brasiliens und der ganzen portugiesischen Monarchie, jetzt die Residenzstadt des Königs der vereinigten Königreiche Portugal, Brasilien und Algarvien, liegt in der Capitania (Provinz) Rio Janeiro, an der Mündung des Flusses Janeiro. Wenn man von der See aus nach dieser Hauptstadt kommt, so fährt man durch eine schmale Oeffnung, die von zwei nackten Felsen eingefaßt wird. Dies ist der Eingang des Hafens, längs desselben erheben sich Forts und Batterien. Man gelangt hier in ein zweites Wasserbecken mit einer Menge Boote, Schiffe und Inseln bedeckt. Amphitheatralisch steigen die malerischen Berge in den blauen Himmel empor, an den Abhängen Kirchen und Klöster, Festungswerke und ländliche Wohnungen und dazwischen liebliche Thäler voll Pomeranzenhaine und begrünter Buchten. So durchschneidet man diese reizende Bai und erblickt endlich die Stadt San Sebastian de Rio Janeiro (dies ist der vollständige Name) mit ihren zahlreichen Thürmen vor sich. Die Stadt liegt auf einer ebenen, erhabenen Landzunge, ungefähr drei Viertelstunden von dem Eingange des Hafens entfernt. Sie wird auf der Nordseite von der Bai, auf den drei übrigen Seiten von hohen waldigen Bergen begränzt. Eine regelmäßige Festung auf der einen Spitze der Landzunge und ein wohlbefestigtes Benedictinerkloster auf der andern dienen zur Vertheidigung. Beide beherrschen die Stadt und den Ankerplatz. Dieser befindet sich bei der Schlangeninsel, die gerade davor liegt, und gleichfalls mit einem Fort versehen ist. Die Bevölkerung von Rio Janeiro beträgt jetzt mit Inbegriff der Neger, jedoch mit Ausschluß der Besatzung, 100,000 Seelen. Fast alle Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln, und laufen vollkommen gerade aus, sind aber fast alle schmal. Eine der breitesten und schönsten ist die Hauptstraße, Rua de Dereito genannt, in gleicher Breite mit der Bai. Sämmtliche Straßen sind mit Granit gepflastert, auch mit Erhöhungen für die Fußgänger versehen. Die Beleuchtung ist noch keineswegs allgemein, wird aber einigermaßen durch die Lampen vor den Marienbildern ersetzt. Die Häuser haben in der Regel nur zwei Geschosse; doch giebt es auch sehr ansehnliche. Die häßlichen Altane von den obern Stockwerken sind jetzt gänzlich abgeschafft. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich die meisten Kirchen und Klöster, besonders die neue prächtige Domkirche aus. Auch sind die königliche Kapelle und die Münze, die beide einen Theil des Pallastes ausmachen, sehenswerth. Die Marktplätze sind mit schönen Springbrunnen geziert. Das Wasser erhält die Stadt durch eine aus 80 Doppelbogen bestehende und an einigen Stellen über 150 Fuß hohe Wasserleitung, welche es in einer Entfernung von fast zwei Stunden herbeiführt. Seit der Versetzung des Hofes nach Rio Janeiro hat sich die Industrie vermehrt. Bereits bestehen in der Nähe der Stadt Leder-, Seiden-, Steingut-, Glasfabriken &c. Eben so befinden sich in der Stadt mehrere Segeltuchfabriken, Baumwollenspinnereien, Zuckersiedereien. Am ausgedehntesten

sind in dieser Hinsicht die Fabriken von groben und mittlern Baumwollenzeugen, aus welchen sich ein großer Theil des ganzen Landes nebst den Provinzen von Rio de la Plata versieht. Wegen besonderer Geschicklichkeit sind vorzüglich die hiesigen Steinschneider und Juweliere berühmt. Seit 1814 ist auch eine bedeutende Anzahl französischer Baumeister, Uhrmacher, Goldschmiede rc. hier angekommen. Besondere Aufmerksamkeit verdient auch noch die neuangelegte Reißmühle und die große Wallfischthransiederei. In jener wird der Reiß vermittelst einer sehr sinnreichen Einrichtung enthülset und so zur Verführung geschickt gemacht. In dieser werden jährlich an 150,000 Tonnen Thran aus dem Specke des Wallfisches gesotten, und mit bedeutendem Gewinne an der ganzen Küste verführt. Der Handel ist sehr wichtig. Rio Janeiro ist für ganz Brasilien der Hauptmarkt. Der lebhafteste Verkehr findet zwischen den Bergwerksgegenden und Rio Janeiro, oft in Entfernungen von drei bis vierhundert Stunden Statt. Häufig passiren an einem Tage achthundert bis tausend Maulthiere aus und ein. Außer diesem Handel mit dem Innern Brasiliens zu Lande findet auch ein ansehnlicher Verkehr mit den südlichen und nördlichen Häfen durch Küstenfahrer Statt. Aber auch der äußere Handel gewinnt von Jahr zu Jahr an Wichtigkeit und Umfang. In der That ist Rio Janeiro der bestgelegene Hafen für die ganze Welt. Er ist ein Mittelpunkt, wo der Handel von Europa und Afrika, von Amerika und Ostindien, von China, wie von den Südseeinseln am bequemsten zusammentreffen kann. Die bedeutendsten Ausfuhrartikel sind Zucker, Rum, Baumwolle, Häute, Talg, Indigo, feine Tischlerhölzer, grobe Baumwollenzeuge, Gold, Diamanten, farbige Edelsteine und kostbare Juwelierarbeit. Was das Klima anbetrifft, so herrscht bei Tage, besonders in den Sommermonaten eine sehr große Hitze, des Nachts hingegen merkliche Kühle und Feuchtigkeit. Am empfindlichsten ist das letztere gerade in der heißen Jahreszeit. Hier fällt der Thau Morgens und besonders Abends häufig als feiner Staubregen herab. Daher sind Fieber und Hautkrankheiten in Rio Janeiro nicht selten. Eingeborene leiden indessen nur wenig davon, Fremde hingegen außerordentlich. Nach einem halben oder ganzen Jahre aber werden auch diese davon verschont. Lebensmittel aller Art giebt es in Ueberfluß. Kleidung und Hausmiethen sind sehr theuer, letztere beinahe so theuer wie in London. Schenken, Garküchen giebt es in Menge, große Wirthshäuser nach europäischer Art hingegen werden noch immer vermißt. Die kirchlichen Feierlichkeiten werden mit außerordentlicher Pracht begangen. Die Bildsäulen der Heiligen sind dann im eigentlichen Sinne mit Diamanten bedeckt. Dabei finden Abends große Feuerwerke Statt. Oft brennen dann große Kreuze in bengalischem Feuer. Die Umgebungen von Rio Janeiro sind sehr angenehm, und bieten mancherlei Spaziergänge dar. Schon die neuen Vorstädte mit ihren Gärten und Grasplätzen sind sehr einladend, und gewähren eine Art städtischen Landaufenthalt. Rio Janeiro, vorher schon als Handelsstadt sehr wichtig, erhielt in der neuern Zeit dadurch einen größern Glanz und politischen Werth, daß die königliche Familie von Portugal sich dahin begab. Es war nämlich dem ehemaligen Kaiser von Frankreich darum zu thun, den Engländern alle diejenigen Länder des Continents zu entreißen, welche unter ihrem Einflusse standen. Nach den Principien des dadurch entstandenen Continentalsystems unterlag auch Portugal diesem Schicksal. Obgleich der Prinz-Regent Johann sich früher diesem Systeme angeschlossen hatte, so sah Napoleon dennoch ein, daß Portugal, so lange es unab-

hängig wäre, dem Handel mit England nie ganz würde entsagen können. Seine bekannte Consequenz ließ ihn daher, ohne Rücksicht auf seine Tractaten zu nehmen, Portugal erobern, indem Junot am 30sten November 1807 Lissabon besetzte. Drei Tage vorher, am 27sten November Vormittags um 11 Uhr, schiffte sich die königliche Familie von Portugal im Hafen von Lissabon ein, und fuhr mit allen Schätzen, vom Hofe und von vielen Privatpersonen, besonders Brasilianern, welche in Lissabon gewohnt hatten, begleitet, auf acht Linienschiffen (598 Kanonen) drei Fregatten und vier Briggs (178 Kanonen) nach Brasilien, um für die Folge ihre Residenz in Rio Janeiro zu nehmen. Die Vortheile, welche daraus für Brasilien überhaupt, sonst nur eine Colonie von Portugal, jetzt das Hauptland der Monarchie, und für Rio Janeiro besonders entstehn mußten, konnten kaum berechnet werden. Abgesehn von der größern Volksmenge (Rio Janeiro hatte vorher nur 40,000 Einwohner), von dem lebendigern Verkehr, welchen die Anwesenheit des Hofes dort erzeugen mußte, so mußte der Wohlstand und die Bildung bedeutend gewinnen. Zölle und Monopole, so drückend für die Colonien der Europäer, und doch so allgemein eingeführt, hören nun auf, da der Regierung an der Beschränkung des Handels von Brasilien jetzt nicht mehr gelegen seyn kann. Die Regierung braucht nun nicht mehr zu fürchten, daß ihre Colonie durch größere Handelsfreiheit reicher und mächtiger werde, und dadurch einst auf den Gedanken der Unabhängigkeit kommen könnte; denn Brasilien ist jetzt Hauptland und Sitz der Regierung, und sein wachsender Reichthum muß dem Interesse derselben jetzt völlig entsprechen. Wie ganz anders werden sich jetzt nicht die politischen Verhältnisse in Amerika gestalten. Es muß Brasilien angenehm seyn, wenn Spanien, sein gefürchteter Nachbar, seine Colonien hier verliert, und dieselben in einzelne, kleinere und größere Freistaaten verwandelt sieht. Mit der nordamerikanischen Republik tritt nun eine Monarchie, welche alle ihre Vorurtheile und frühere Mißgriffe abzulegen hier lernen wird, in die Schranken des politischen Weltkampfs. Und wenn auch vor der Hand Brasilien sich fest an England anschließen möchte, so wird diese Macht, welche noch sehr übermächtig in Amerika ist, einst vielleicht Gefahren für ihre Colonien daraus entstehen sehn; wenigstens wird Nordamerika in Brasilien einen neuen Stützpunkt gegen England finden. Auch die Bildung wird zunehmen; denn die Hindernisse derselben fallen weg, die Beispiele, und noch mehr die Erfahrungen, welche das Haus Braganza in Portugal gemacht hat, werden dieselbe gewiß befördern. Man wird wohl, wo man sich aus Portugal nicht mehr rekrutiren kann, dem würdigen Bischof von Fernambuck, Cotinho, folgen, und die Urbewohner Brasiliens nicht nur freier machen, sondern ihnen auch bei ihren vielseitigen Talenten Gelegenheit zu höherer Bildung geben, um so aus Colonisten und Brasilianern nach und nach eine Nation werden zu lassen. Selbst Europa wird dadurch gewinnen, und hat es schon, indem Brasilien, sonst mißtrauisch verschlossen, gegenwärtig reisenden Engländern willig geöffnet worden ist, wodurch wir bedeutende Fortschritte in der Kenntniß dieses Landes gethan haben. Freilich haben sich die Zeitumstände sehr verändert; Napoleons Reich ist gestürzt, das Continentalsystem zerstört, Portugal wieder befreit, und das Haus Braganza kann seine alte Residenz wieder beziehn; armes Brasilien, du sahest erst die Morgenröthe deines Glücks, und schon wieder soll dir die Nacht einer gedrückten Colonie hereinbrechen? — Jedoch scheint dieser Zeitpunkt noch nicht so nahe zu seyn, als man wohl glauben könnte,

indem nach allem Anschein das Haus Braganza es gewiß für die Zukunft vorziehen wird, in Rio Janeiro unabhängig zu seyn, da es in Europa nur abhängig seyn könnte; überdieß wird der noch immer nicht gänzlich beigelegte Streit mit Spanien, der Tadel der brasilianischen Regierung über die Einrichtungen der portugiesischen Cortes, undso manches andre neu entstandene Verhältniß jenen für Rio Janeiro und Brasilien unglücklichen Zeitpunkt wohl noch länger verzögern. Wst.

Ripienstimme und Ripienist kommt von dem italienischen ripieno, die Ausfüllung. Die Ripienstimme wird der Solostimme oder Prinzipalstimme entgegengesetzt, in wie fern sie bloß untergeordnet und begleitend ist. Ripienist heißt der Musicus (Sänger oder Spieler) im Orchester, welcher nicht Solo spielt, sondern bloß die Stimme verstärkt. Der Ripienist nimmt also immer eine untergeordnete Stelle ein, und muß sich ganz nach dem Anführer oder Vorspieler richten, ohne im Spiel sich willkürliche Verzierungen und dergl. zu erlauben.

Ripperda (Johann Wilhelm, Baron von), ein merkwürdiger politischer Abenteurer, wurde in der Provinz Gröningen 1680 von adeligen Aeltern geboren, und als Catholik von den Jesuiten in Cöln erzogen, heirathete aber eine Protestantin und ging zur protestantischen Kirche über. Einige Zeit stand er im Dienste der Generalstaaten als Obecster bei der Infanterie; diese Stelle erhielt er, als er 1715 von den Staaten zur Abschließung eines Handlungstractats nach Spanien geschickt worden war. Als er sich aber bei dem Könige Philipp V. in Gunst gesetzt hatte, trat er wieder zur catholischen Religion zurück, und blieb zu Madrid. Er ließ aus Holland Weber kommen, und legte auf königliche Kosten, jedoch mit großem Verluste, eine Tuchmanufactur an. Nach dem Tode seiner ersten Frau verheirathete er sich 1721 mit einer castilischen Dame von hoher Geburt, mit welcher er zwei Söhne zeugte. Er stieg schnell im Vertrauen des Königs, und wurde 1725 nach Wien gesandt, um eine Ausgleichung mit dem kaiserlichen Hofe zu vermitteln. In eben diesem Jahre unterzeichnete er mit den Bevollmächtigten des Kaisers den Tractat von Larenburg, und wurde bei seiner Rückkehr nach Madrid für seine Dienste dadurch belohnt, daß er zum Herzog von Ripperda und zum Grand der dritten Classe ernannt ward. Er wurde auch zum Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten befördert. Nachher wurden ihm noch das Kriegs-, Marine- und Finanzwesen anvertraut, so daß er alle Macht eines Premierministers, nur nicht den Titel, hatte. Doch schon im Mai 1726 ward er aller seiner Würden entsetzt, und in das Schloß Segovia eingesperrt. Dort blieb er über zwei Jahre, fand Mittel zu entkommen, und ging nach Portugal und von da nach England, wo er bis 1730 blieb. Hierauf kam er nach dem Haag, nahm die protestantische Religion wieder an, und schien seine übrigen Tage in Ruhe verleben zu wollen. Sein unruhiges, ehrsüchtiges Gemüth aber veranlaßte ihn, mit dem maroccanischen Gesandten in Verbindung zu treten, zu Folge deren er sich wirklich zu Ende des J. 1731 nach Marocco, wo damals Muley Abdallah herrschte, begab. Er wurde günstig aufgenommen, und that diesem Fürsten den Vorschlag, ein Bündniß der barbarischen Staaten gegen Spanien zu errichten, die Festungen dieser Krone in Afrika wegzunehmen, und dann Spanien selbst anzufallen. Er hatte Einfluß genug, die Barbaren zur Belagerung von Ceuta zu bewe-

gen, nahm, nachdem er zum Mohammedanischen Glauben übergetreten war, den Namen Osman an, und wurde zum Befehlshaber der zu diesem Kriege bestimmten Armee ernannt. Der König von Spanien, von seinen Unternehmungen benachrichtigt, widerrief das Patent, wodurch er Ripperda zum Grand und Herzog ernannt hatte. Dieser flößte jedoch durch seine kriegerischen Talente den Mauren die Hoffnung eines glücklichen Ausganges ein; aber die Ankunft einer spanischen Armee in Afrika, welche Oran belagerte, zerstörte seine Entwürfe. Zwar beharrte er bei der Belagerung von Ceuta, und brachte auch der Besatzung, welche, nachdem sie verstärkt war, einen Ausfall gewagt hatte, eine bedeutende Niederlage bei; allein ein bald nachher von spanischer Seite erfolgter Ueberfall der Mauren in den Laufgräben zwang ihn, die Belagerung gänzlich aufzuheben und die Flucht zu ergreifen. Im Hemde kam er nach Tetuan, und wurde vom Hofe so kalt empfangen, daß er schon darauf bedacht war nach einem andern Lande zu fliehen, als sein Vorsatz entdeckt und er vor den Kaiser gebracht wurde. Von der Grausamkeit des fürstlichen Barbaren durfte der unglückliche Abenteurer nichts Geringeres als den Tod erwarten. Er vertheidigte sich indessen so gewandt und klug, daß er nach einer kurzen Gefängnißstrafe wieder in Freiheit gesetzt wurde. Hierauf lebte er ruhig zu Marocco, und zeigte einen großen Eifer für seine neue Religion. Um sich wieder in Ansehn zu bringen, entwarf er den Plan einer Vereinigung der jüdischen und Mohammedanischen Religion, die er dadurch, daß er auf einer Seite den Mohammed für den größten Propheten gelten ließ, auf der andern aber den Glauben an einen künftigen Messias gestattete, zu bewirken hoffte. Er soll zu seinen wirklichen oder vorgeblichen Meinungen Viele bekehrt, und der Kaiser von Marocco selbst soll sich das Vergnügen gemacht haben, dies Bekehrungsgeschäft mit ihm gemeinschaftlich zu betreiben. Endlich muß er aber doch in Ungnade gefallen seyn, denn er zog sich nach Tetuan zurück, wo er von den Zinsen der Gelder lebte, die er in verschiedenen Banken von Europa untergebracht, und wahrscheinlich nicht durch die ehrenvollsten Mittel erworben hatte. Besonders soll er durch eine falsche Münze, die er zur Zeit seines Ansehens zu Marocco anlegte, große Reichthümer erworben haben. Bis ans Ende seines Lebens behielt er den unternehmenden Geist, der ihn auf so manche Abwege geleitet hatte, und starb (1737) zu Tetuan, nachdem er noch vorher den König Theodor von Neuhof, zur Erlangung der Krone von Corsica, mit bedeutenden Geldsummen unterstützt hatte.

Risalit, Risalita, Vorsprung, wird in der Baukunst der Theil eines Gebäudes genannt, der durch alle Stockwerke hindurch vor dem übrigen etwas hervortritt, und gewöhnlich mit einem Fronton oder niedrigen italienischen Dache bedeckt ist. Man findet solche Risalite nicht allein in der Mitte der Gebäude, sondern auch an den Ecken oder Enden; treten sie daselbst aber so weit hervor, daß sie wieder zu Wohnungen benutzt werden, so heißen sie alsdann **Flügel**.

Riß, nennt man vornemlich die Zeichnung zu einem Gebäude nach verjüngtem Maaßstabe, woraus man die Form, Anordnung und Einrichtung des Ganzen und aller Theile desselben sieht und wonach ein Gebäude errichtet wird. Der Durchschnitt oder das Profil zeigt die innern Theile eines Gebäudes, die Verbindung des Dachs u. dergl. Ueber **Aufriß** und **Grundriß** s. die eignen Art.

Ritornell (Ritornello). Hiermit bezeichnet man in der Musik die Perioden, die, während die Hauptstimme pausirt, von den andern Instrumenten gespielt und wiederholt werden; öfter aber versteht man darunter noch den Eingang einer Arie oder sonst eines Tonstücks, der von den begleitenden Instrumenten gespielt wird, ehe noch die concertirende Stimme einfällt, und der meist die Hauptgedanken und Sätze des nachfolgenden Stücks enthält. Dieses Ritornell wird dann, nachdem die Singstimme ihre Partie geendet, gewöhnlich wiederholt. Bei Opern, besonders denen im italienischen Styl, sind die Ritornell's sehr häufig, oft bis zur Ungebühr ausgedehnt, wodurch allerdings zwischen dem der Arie vorangehenden Recitativ und der Arie selbst ein zu großer Zwischenraum entsteht, der oft höchst störend ist; sie ganz wegzulassen, thut dagegen auch selten gute Wirkung, wie dies z. B. bei mehreren Arien in dem von Himmel gesetzten Singspiele Fanchon der Fall ist. Die Anwendung oder Weglassung des Ritornells muß dem Genius des Tonsetzers überlassen bleiben, weil ein Eingang öfters an einem Ort von großer Wirkung ist, der dagegen an einem andern schaden würde. Ein allzulanges Ritornell aber macht selten einen guten Effect.

Rittenhouse (David), Astronom, Präsident der nordamerikanischen Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Kenntnisse. Wie der treffliche Franklin, ein Zögling der Natur, aufgewachsen unter demselben Himmel, gehoben durch eignes Talent zu nicht geringer Vollendung in Kunst und Wissenschaft. Seine Vorfahren waren Holländer. Sie ließen sich zu Anfang des 17ten Jahrhunderts in Nordamerika nieder, und trieben meist geringes Gewerbe. Er selbst war geboren am 8ten April 1732 in der Provinz Pensylvanien in der kleinen Stadt Germantown, ward von seinen Aeltern zum Landbau bestimmt, und genoß daher nur nothdürftigen Unterricht. Aber schon als Knabe verrieth er einen denkenden Geist und große Anlagen zur Mathematik und Mechanik. Er zeichnete als Ackerknecht mathematische Figuren auf seinen Pflug, und verfertigte bei der Feldarbeit hölzerne Uhren und künstliches Schnitzwerk. Seine immer mehr hervortretende Neigung zu mechanischen Wissenschaften und die Rücksicht auf seinen schwächlichen Körper vermochte endlich die Aeltern, ihn zu einem Uhrmacher in die Lehre zu thun. Auf den rechten Boden verpflanzt, entwickelte sich sein Talent bewunderswürdig schnell. Bald hatte er das Handwerksmäßige seines Gewerbes begriffen, und dürstete nach edlerer Nahrung. In freien Augenblicken und in den Stunden der Nacht las er mathematische Schriften (namentlich Newtons Principien) und drang, ohne Beihülfe, in die höhere Meßkunst und Analysis ein. Der Sternenhimmel und ein Buch wurden seine Lehrer in der Astronomie, die für den ernsten Jüngling einen unwiderstehlichen Reiz hatte. Ganz nach eigner Erfahrung verfertigte er ein Orrery oder Planetarium, das die Bewunderung der Kenner erregte. Ein zweites, von ihm erbaut, wird noch jetzt in dem mathematisch-physikalischen Cabinet der Universität von Pensylvanien aufbewahrt. So ward allmählig der Werth des jungen Künstlers bekannt, und Männer, wie Dr. Smith, der Naturhistoriker Barton, der Generallandmesser von Pensilvanien, John Lukens, selbst Dr. Benjamin Franklin wurden seine Freunde, und trugen zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung nicht wenig bei. Dabei bewahrte er, durch keine Regel der gewöhnlichen Schullaufbahn gebunden, die Eigenthümlichkeit seines Geistes, und schritt auf den selbsterprobten Wegen

des Denkens und Forschens vorwärts, auf welchen er sich, außer seinem Hauptfache, gründliche Kenntnisse in der Philosophie, Theologie, Physik, in der französischen, holländischen und deutschen Sprache erwarb. Auch seine dichterischen Anlagen und Talente für Musik blieben nicht ganz unausgebildet. Nur nach oft wiederholten Vorstellungen ließ er sich endlich von seinen vornehmen Gönnern und Freunden überreden, aus der ländlichen Stille heraus, und auf einem größeren Schauplatze aufzutreten. Er zog im J. 1770 nach Philadelphia, wo er sein Gewerbe als Uhrmacher und Verfertiger mathematischer Instrumente fortsetzte, und bald die Mitgliedschaft der amerikanischen Societät der Wissenschaften erhielt. Er ward im J. 1769 von der philosophischen Gesellschaft in Philadelphia, deren Präsident damals Franklin war, nach Norriton in der Grafschaft Montgomery gesandt, um dort den merkwürdigen Vorübergang der Venus vor der Sonne zu beobachten. Die Resultate davon, und andre astronomische Bestimmungen, die er auf der selbsterbauten Sternwarte zu machen Gelegenheit fand, leisteten volle Genüge, und wurden vom D. Smith (in den amerikanischen philosophischen Transactionen Bd. I.) umständlich und mit ungemeinem Beifall beschrieben. Auch in seinen ferneren Beobachtungen auf der Sternwarte des Stadthauses zu Philadelphia zeigte er sich als einen gewandten practischen Astronomen. Mehrmals wurde er in den nordamerikanischen Provinzen zur Berichtigung der politischen Gränzen gebraucht. Besonders setzte er die Gränzen von Pensylvanien fest, und endete dadurch manchen langen und heftigen Streit mit den benachbarten Staaten und Landeigenthümern, wobei er eben so viel Uneigennützigkeit, als Friedensliebe bewies. Das Vertrauen seiner Mitbürger übertrug ihm 1777 die wichtige Stelle eines Schatzmeisters von Pensylvanien, die er zwölf Jahre hindurch mit seltener Gewissenhaftigkeit und mathematischer Ordnung verwaltete. Selbst die höchste Direction des Münzwesens in den vereinigten Staaten wurde ihm 1792 übertragen; allein seine zunehmende Schwäche nöthigte ihn, dies Amt nach drei Jahren niederzulegen. Im J. 1791 wiederfuhr ihm die hohe Auszeichnung, an des verstorbenen Franklins Stelle zum Präsidenten der nordamerikanischen Gesellschaft der Wissenschaften gewählt zu werden. Eine kurze, aber heftige Krankheit endete zu allgemeiner Trauer sein verdienstvolles Leben am 20sten Juni 1796, in einem Alter von 64 Jahren. —

Ritter, s. Ritterwesen.

Ritter (Joh. Wilh.), war einer der geistreichsten Physiker des neunzehnten Jahrhunderts. Ihm verdanken wir zunächst die eigentliche Einsicht in das Wesen des Galvanismus, der vorher nur als eine geheime, sonderbare Erscheinung angegafft wurde. Er hat ihn zuerst in die organische Welt eingeführt, und gezeigt, daß „den Lebensprozeß ein beständiger Galvanismus begleite," wodurch dem Physiologen mit einem Schlage das Thor einer neuen Welt weit aufgerissen worden. Wir halten diesen Ausspruch für eine Entdeckung, zu der sich unser Jahrhundert Glück wünschen kann. Zu solch tiefer Einsicht in den Geist der Natur kam Ritter nur durch rastloses Untersuchen ihres Leibes. Es hat wohl niemand mehr Voltaische Säulen erbaut, niemand mehr Frösche getödtet, niemand mehr Stoffe und organische Theile in die Säule gebracht, als er. Zu seinen Versuchen hat er von je einem Paar Sinnorgane eines bestimmt aufzuopfern. So ein Auge für Lichtversuche, ein Ohr, eine Nasen=

hälfte, die Zungenspitze für Galvanische Versuche. Nur er konnte ein System der electrischen Körper entwerfen. Wenn sein Buch hierüber nicht die gewünschte Abrundung hat, so muß man bedenken, daß dessen Druck einige Jahre dauerte, während deß er unaufhaltsam weiter arbeitete. Seine Beiträge zur nähern Kenntniß des Galvanismus enthalten einen Schatz von Versuchen und Erfahrungen, die in alle Zweige der Natur eingreifen. In Gilberts Annalen der Physik, in Voigts Magazin der Naturkunde hat er Wichtiges über Electricität, Wasserzersetzung, Magnetismus verschiedener Metalle, über Meteore, Meteorsteine u. s. w. niedergelegt. Endlich stieg er in immer höhere Gegenden, nahm den von ihm sogenannten Siderismus, oder das Vermögen, besonders Metalle und Wasser unter der Erde zu empfinden, und auf kleinere Metallmassen selbst geistig zu wirken, wissenschaftlich mit dem bekannten Metallfühler Campetti vor. Kaum im Begriff, uns seine Versuche und Theorien über diesen Gegenstand, der so wesentlich mit dem Mesmerismus verschwistert (oder vielmehr mit ihm eins) ist, mitzutheilen, hörte sein durch physikalische und chemische Versuche halb zerstörter Leib auf, einer nichts berücksichtigenden Lebensart zu fröhnen. — Er war geboren den 16ten December 1776 zu Samitz bei Hainau in Schlesien. Er studirte Medicin, lebte gegen das Ende der Neunziger in Jena, wo er sich vorzüglich mit seinen Galvanischen Arbeiten beschäftigte, übrigens in ziemlich kümmerlichen Umständen, wie solche Gelehrte pflegen; doch gab es eine Zeit, wo er vom Herzog von Gotha Unterstützung erhielt. Daselbst blieb er bis 1805, wo er einen Ruf als Mitglied der Academie zu München erhielt, und nun erst hätte anfangen können, ohne Sorgen zu leben. Allein ein vorher aus Noth regellos geführtes Leben, wenn dazu noch eine unkluge Heirath mit einer ungebildeten Person kommt, ist nicht wieder ins Geleis zu bringen. Noth und Verdruß wütheten daher fort mit ihrem gewöhnlichen Verscheucher, der Uebertäubung mit geistigen Getränken; andrer Seits nagten Versuche Sinne und Glieder ab, tiefes Nachdenken und geniale Bücher mit ihren gewöhnlichen Begleitern, dem Unverstand, dem Neid und der Verfolgungssucht, schwächten das Nervensystem so, daß kein Organ mehr für das andre arbeitete, und sie aus einander fielen in einem Alter, das dem Manne das kräftigste ist. Er starb am 23sten Januar 1810 zu München. Unter den münchner Academikern war er der fleißigste, unter den Physikern von ganz Europa der tüchtigste, unter den Lebensmenschen der unnachahmungswürdigste. — Möge seinen Kindern vergolten werden, was er der Welt geleistet hat, ohne den Lohn dafür empfangen zu haben! Ou.

Rittergüter sind diejenigen Landgrundstücke, welche als Lehn von dem Adel besessen werden, und die vermöge der Lehnsverfassung nur unter das Besitzthum eines Adeligen kommen können. In manchen Gegenden Deutschlands, z. B. in Sachsen, giebt es unter den Rittergütern noch die Verschiedenheit der schrift- und amtssässigen (s. d. Art. Schriftsässig). Die Vorrechte der Rittergüter in den verschiedenen Ländern Europa's und selbst Deutschlands sind sehr von einander abweichend. Ueber die Entstehung ihrer Freiheiten und besondern Rechte vergleiche den Art Ritterwesen und Lehnswesen.

Ritterorden, s. Orden (Ritter-) und Ritterwesen.

Ritterpferde. Als im Mittelalter die Ritterschaft des Reichs und die freien Vasallen, vermöge der Lehnsverfassung, gehalten waren, dem Reichsoberhaupte, oder wenn sie Lehnleute eines Reichsvasallen waren, diesem Heerfolge zu leisten, wurde die Anzahl der von ihnen zu stellenden Kriegsmannschaft bestimmt, und solches unter dem Ausdruck Ritterpferde begriffen. Diese Obliegenheit der Lehnsträger gegen die Lehnsherren blieb, als in der Folge die Einrichtung des Kriegswesens sich änderte; die sonst aber wirklich unter dem Namen Ritterpferde gestellte Kriegshülfe wurde in eine Geldleistung verwandelt, die den einmal eingeführten Namen behielt, da sie für die erst persönliche Leistung der Kriegsdienste erhoben wurde; in Sachsen heißen sie auch Donativgelder.

Ritterschaft, s. d. Art. Ritterwesen.

Ritterschlag war diejenige feierliche Handlung, durch welche vermittelst eines kreuzweis geführten Schlages auf den Rücken ein Individuum zum Ritter erhoben wurde. Der, welcher diese Handlung verrichtete, mußte mit der ritterlichen Würde bekleidet seyn, — so wie der, an dem sie vollzogen wurde, das Alter von 21 Jahr haben, von edler Abkunft seyn, und durch Kriegsthaten sich ausgezeichnet haben mußte.

Ritterspiele, s. Turniere.

Rittersprung (Vorritt). Unter die besondern Rechte und Freiheiten der Oberlausitz gehört das Recht des Vorritts, das dieser Provinz vom Kaiser Ferdinand I. im Jahr 1544 zugetheilt wurde, und das darin besteht, daß ein adlicher Vasall dieses Landes, wenn er keine männlichen Leibeserben hat und daher sein Lehn- und Rittergut auf den Fall kommt, er dasselbe ohne weitere Anfrage beim Lehnsherrn und ohne dessen Genehmigung auf seine weiblichen Nachkommen vererben oder veräußern dürfe. Nach dem Gesetz darf dies aber nur geschehen, wenn der Vasall noch so bei Leibeskräften ist, daß er in voller ritterlicher Rüstung von der Erde einen Streithengst besteigen, und vor den von dem Lehnsherrn abgeschickten Commissarien herumreiten kann. Wenn ein solcher Fall eintrat, so wurden zu diesem Rittersprung oder Vorritt mancherlei Veranstaltungen getroffen. Eine völlig neue Rüstung wurde angefertigt, diese sowohl als das zu besteigende Pferd vorher von den Commissarien gehörig geprüft und untersucht, und darauf den folgenden Tag unter Vorausreitung von vier Trompetern das Probestück von dem Vasallen abgelegt. Diese Ceremonie muß auf dem Schlosse Ortenburg zu Bautzen — wo auch die dabei gebrauchten Rüstungen aufbewahrt werden — geschehen. Dieser Vorritt geschah zum erstenmale 1626. Nach langem Zwischenraume machte ihn 1777 ein Graf, Hoym, und im J. 1778 ein andrer adlicher Vasall.

Ritterwesen, Ritterpoesie, Ritterepopöe, Ritterromane. Ritterwesen, oder wie wohl würdiger gesagt werden sollte, Ritterthum schränken wir hier auf seine alterthümliche Bedeutung ein, und unterscheiden es von dem, was allerdings wohl als Fortsetzung jenes anzusehen ist, aber zu ihm sich auch nur verhält, wie so manches Spätere zu seinem Frühern. Wir haben auch jezt noch eine Ritterschaft, noch ein Ritterthum in mancherlei Form und Gestalt. Nicht nur über das Theater sehen wir von Zeit zu Zeit den Geist des alten Ritterthums in mancherlei Miniaturbildern, zürnend seiner Erniedrigung, schreiten. Auch außerdem nach hören wir von Ritterpferden, die aber schon längst zu todtem Metall erstarrt sind;

von einer Ritterschaft, die, statt dem fahrenden Kaufmann am Wege aufzulauern, friedlicher gesinnt und policirter, selbst bürgerliche Nahrung und Handthierung treibt; von Burgen und Schlössern, die auf nichts weniger eingerichtet sind, als vor dem Feind zu verbergen und zu verschließen. Allein diese Ritterschaft, in ihrem wunderlichen Aufzuge, mit mancher Masche des alten Harnisches auf ihrem modernen Gewande, und ihre bestäubten, halbzerfressenen Pergamente in die sentimentale Brieftasche eines zeitgemäßen Stutzers gepackt, näher zu bezeichnen und zu charakterisiren, überlassen wir dem Diplomatiker, dem geistreichen neuen Staatsrechtsgelehrten und — kommen vielleicht hin und wieder nur des Contrasts wegen darauf zurück, doch — uns verwahrend gegen die Beschuldigung, als hätten wir hierbei die Vergleichung, die Hamlet zwischen dem alten und dem neuen König anstellt, vor Augen gehabt. Wir gehen in jene schöne, alterthümliche Zeit, die wunderreiche Blüthenzeit der christlichen Aera, zurück, wo das Leben noch nicht hinter der Kunst zurückblieb, und die Kunst bloß die Natur zu copiren brauchte, um ihre Ideale schön und vollendet hinzustellen. — Wie die Zeiten und Länder im Geist und Charakter der Kunst und Poesie sich abdrücken, so spiegeln sie sich nicht weniger im Leben, im Thun und Bestreben der Menschen ab, und um die edeln Geister einer Zeit und ihr Leben und ihre Individualität zu begreifen, muß man die gemeimnißvoll bildenden Kräfte der äußern Zeitverhältnisse kennen und genau in Anschlag bringen. Den Schlüssel, um den lieblichen Zauber, der das Ritterthum so verherrlichend umgibt, ganz vor uns aufzuschließen, gibt darum jene merkwürdige Zeit, die vielleicht fast zwei Jahrhunderte nach der völligen Auflösung der weströmischen Weltherrschaft im 5ten Jahrhundert — dem eigentlichen Schlußpunkt der alten Zeit —, sich entfaltend, bis zu dem Licht, aber Kälte bringenden 16ten Jahrhunderte dauerte, und unter dem Namen des Mittelalters hinlänglich bekannt ist, verbunden mit der Rücksicht auf Charakter und Art der dabei interessirten Länder, um darnach die einzelnen Schattirungen im Ritterthume bestimmen zu können. Ritterthum ist die Blüthe, die der Baum der Menschheit im Thun und Wirken in dieser Zeit getragen hat, und darum die schönste, bezeichnendste Eigenthümlichkeit des Mittelalters. Denn der Geist eines Zeitalters wird doch vornehmlich nach dem Treiben und Thun der höher Gestellten und Vornehmern in ihm geschätzt, und jede Periode hat ihren repräsentirenden Adel. — In den Zeiten des Heidenthums, dessen Tendenz zum sinnlichen Genuß und zur irdischen Liebe unverkennbar ist, konnte die Menschheit in ihren ersten Repräsentanten keine höheren Helden aufstellen, als die, mächtig durch die Tapferkeit ihres Arms oder die Gewandtheit des Geistes, nicht ohne eine gewisse natürliche Unschuld, die jener Jugend der Welt eigenthümlich seyn mußte, sich zu Herrschern emporschwangen, um von der Mitwelt genannt und geehrt, von Ueberfluß und Pracht umgeben, ein heiteres, genußreiches Leben zu führen; und, wenn der schönste Kampf des Ritterthums das Grab des Heilands galt, so opferten sich die edelsten und gefeiertsten Helden Griechenlands für das Brautbett des schönsten Weibes auf. Daher jene Rücksichtslosigkeit, mit welcher der Sieger das Weib nur als den Gegenstand seiner Lüste betrachtete, und die Helden Homers die schönste Gefangene für bestimmt hielten, das Bett des Mächtigsten zu schmücken. Daher jene Ausartung des alten Gei-

stes in der spätern abgeblühten Zeit in sinnliche Wollust und Ausschweifung. Daher, daß alles geistige Leben, wo es öffentlich erschien, nur in Kunst und Poesie sich aussprechen konnte, sonst aber in Mysterien und in den Geheimnissen der Philosophie sich verbergen mußte. Wir geben es gern zu, daß das Heidenthum ein nothwendiges Product jener Jugend der Welt war, und daß selbst in dieser Sinnlichkeit der alten Welt jene Kindlichkeit, die in der schönsten Periode damit sich zu verbinden wußte, ein köstlicher, reizender Zug ist. Aber eben so nothwendig war es auch, daß das Heidenthum solche Früchte im Leben bringen mußte, die unter dem griechischen Himmel am schönsten reifen, aber unter den nachbetenden Römern, selbst da, wo sie als Patriotismus und Selbstaufopferung für die weltbeherrschende Stadt erschienen, nicht zu jener heitern Ausbildung gelangen konnten. Die fast in Caricatur ausgeartete Weichlichkeit und Herrschergröße Persiens und des übrigen Morgenlands können wir nur als Rahmen oder Arabeskenverzierung dieses großen Zeitgemähldes gelten lassen. — Mit der neuen Aera, die durch das wunderbare Zusammentreffen der durchs Christenthum in geistiger Hinsicht so geheimnißvoll bewirkten Revolution und jenes völligen Umsturzes der alten Thronen und Herrschaften durch das Einströmen germanischer Völker stark und unverkennbar bezeichnet ist, entwickelte sich ein völlig neuer Charakter der Menschheit, ein neues, völlig verschiednes Leben, im reinen Gegensatze zu jenem der alten Zeit, und wir wissen nicht, ob wir sagen sollen, dieser Geist sey bereits in unsern Tagen von dem staatsklugen, halb innerlichen, halb äußerlichen, höchst verständigen Menschen- und Zeitgeist, der für die Sinnlichkeit des griechischen Heidenthums zu unnatürlich, und für den heiligen Enthusiasmus des Mittelalters viel zu kalt und gemein ist, abgelös't worden oder nicht. So viel ist gewiß, daß wir im Bejahungsfalle eben nicht Ursache haben würden, uns des Tausches zu erfreuen, indem hier augenscheinlich alles auf Erstorbenheit und Reife mit allen Gebrechen des hohen, sich selbst vergessenden Alters hindeutet. Im andern Falle müssen wir wenigstens bekennen, jener Geist der alten christlichen Aera sey für uns nicht viel besser als ein verlornes Paradies, und das ritterliche Thun und Wesen unsrer Zeit nur ein leeres Spiel, wo nicht gar ein castrum doloris des schon längst zu den Seligen übergegangenen. — Das Christenthum hatte die Mysterien aufgeschlossen, der Tempel der Mythologie stürzte zusammen, der delphische Dreifuß verstummte, und das, was vorher nur als geheime Lehre und Glaube von wenigen Eingeweihten mehr geahnet als erkannt worden war, wurde nun öffentliche Volkslehre, Volksglaube. Dies entschied über Sinnes- und Denkart der Menschheit in der folgenden Periode, und gibt ihr eine ideale, höhere Richtung, die freilich eben so oft in Ueberspannung und Schwärmerei ausartete, als die Sinnlichkeit des Heidenthums in Wollust und Sybaritismus. Es war dem Gemüthe der Sinn für den Himmel aufgegangen. Die heilige Geschichte stellte in einer Reihe der idealsten Bilder das innere Leben der Welt und Gottes, so zu sagen, sinnlicher dar. Die Zeit der Symbole und der Dichtung war vorüber; das in so manchen lieblichen Anklängen der alten Zeit Angedeutete war wirklich erschienen, und der Sohn Gottes hatte selbst auf Erden gewandelt, nicht wie in den Theophanien der alten Zeit nur symbolisch und sinnbildlich, sondern in wunderbarer, eigentlicher, wesentlicher Vereinigung mit einer menschlichen

Natur, mehr um zu wirken, als um zu lehren, mehr um zu seyn, als um geahnet zu werden. Der Sinn für einen anfänglichen seligen Zustand des Menschen, aus welchem er nur durch eine höchst traurige Verblendung gefallen war, ging wieder auf. Was die alte Welt in der Gegenwart und in der gemeinen irdischen Wirklichkeit gesucht, oft künstlich nachgebildet, und so sich immer weiter von ihrem Ursprunge entfernt hatte, das suchte man nun da, wo es doch allein zu finden ist, in der Zukunft und im Idealen; und wenn der Heiland das flammende Schwert des Cherubs, der das Paradies bewachte, zerbrochen hatte, so war die Eroberung der heiligen Stadt und des Landes, das die Füße des Göttlichen geweiht hatten, die schönste Offenbarung des zur Seele der Menschheit gewordenen Glaubens; und die Kirche stand da als der eigentliche Vorhof des Himmels, durch den allein der Weg in die Heimath möglich war, das schönste Kleinod der Zeit und das wahre Palladium des Lebens; nicht Vorbild, sondern wirkliche Vorhalle, durch die schon das Licht des Paradieses hereinleuchtete. Diese neue, ideale Ansicht, die als eigentliche Erfüllung eben so nothwendig auf die reale der alten Welt folgen mußte, wie das Symbol ohne den Gegenstand seiner Bedeutung ein leeres, trauriges Nichts ist, konnte sich nur langsam durch die Finsternisse der entfliehenden Geister der alten Welt hindurcharbeiten. Endlich mußte ihr das römische Reich, diese größte und kühnste Ausgeburt des alten Geistes, Zeugniß geben, in der gewiß nicht ohne Wunder erfolgten Bekehrung seines größten Kaisers; und nun zu einem universellen Daseyn gelangt, wuchs sie groß und herrlich, bis sie in den Kreuzzügen ihren Culminationspunkt erreicht hatte, und von da allmählig wieder sank, vielleicht zur Vollendung und als Schlußstein des Ganzen nichts weiter fodernd, als daß eine verständige, prosaische Aera lehre, die oft genug verletzte Harmonie des Himmels und der Erde in einem allgemeinen Staaten- und Geister-Gleichgewicht herzustellen, wozu in unsern Tagen Anstalt gemacht zu werden scheint. — Sehen wir nun Ritterthum, wie wir oben bemerkten, als die Blüthe an, welche die That und Kraft der Menschheit in dem Zeitalter desselben getrieben hat, so darf es uns nicht wundern, daß, was das allgemeine Element war, Glaube, Ehrfurcht gegen die Kirche, ein lebendiges Ringen nach einer unsichtbaren Welt, ein schöner, idealischer Schwung, der erste Charakterzug des Ritterthums war. Fürst und Unterthan, Hohe und Niedrige ergriffen mit Begierde das Wort vom Himmel. Die Kirche war das Licht, das Allgemeinmenschliche in dieser Zeit, und so konnte auch der Rittergeist in nichts anderm sich vorzüglicher und bezeichnender aussprechen, als in Ehrfurcht gegen die Kirche, in heiliger Scheu vor diesem wunderbaren Heiligthum, dem vom Himmel gefallenen Bilde der pessinuntischen Göttin, in Schutz und treuem Dienste, der Kirche in allen Nöthen, Gefahren und Anliegen geleistet. Wir sehen dies als den ersten, hervorstechenden Zug des Ritterthums an, und wenn Geistliche überall das ganze Institut leiteten, und Schwert und Roß des Ritters erst weihen mußten, so war dies der natürlichste Zoll, der der Kirche entrichtet werden mußte. Daß die Kirche, als sie ausartete, nicht mehr das belebende Princip für das Ritterthum seyn konnte, wie vorher; daß überhaupt dann die Elemente, die zur schönsten harmonischen Vereinigung bestimmt waren, aus einander gingen, und sich feindlich

theilten, ist bekannt; und wenn die Kirche ihre heilige Bestimmung vergaß, so setzten die Ritter nicht weniger ihre Pflichten aus den Augen, und so kams zuletzt, daß Kirche und Ritterthum, durch tausend Beziehungen geschwisterlich vereinigt, jetzt in dem unseligsten Zwiste befangen sind, und gerade niemand die Kirche weniger schätzt und ehrt, als unser Adel. — Aber um nun dem Ritterthum gerade die eigenthümliche Gestalt zu geben, die es hatte; es gerade in der Gestalt erscheinen zu lassen, in welcher es erschien, dazu wirkten so viele besondre Umstände mit, und selbst diese Gestalt war nach den verschiedenen Himmelsstrichen und Gegenden, unter welchen das Ritterthum auftrat, höchst verschieden und mannichfaltig. — Das Ritterwesen, als dieses besondere, individuelle Zeitproduct, verdankte seinen Ursprung der eigenthümlichen Bildung und Weise germanischer Völker, von welchen überhaupt die äußere Form aller öffentlichen Einrichtungen in der christlichen Zeit ausgegangen ist. Vielleicht ist der Ursprung davon schon in der Eigenthümlichkeit der alten germanischen Kriege zu suchen, von welcher auch das Lehnswesen und der Erbadel sich ableitet. Schon Hermanns Kämpfe waren mehr Ritter- als eigentliche Kriegszüge. Wen Geist und fröhlicher Muth trieb, der zog aus, den Schwächern zu bekämpfen. Ihm schloß sich eine Schaar an, die dem Ruf des Führenden folgte, und die Natur deutscher Biederkeit und Treue mochte es nicht über sich gewinnen, von dem, dem einmal das Wort gegeben war, sich so bald loszusagen; so wie es eben aus dieser Weise des deutschen Geistes folgt, daß jene Freien, die solche Ritterzüge führten, bei aller Verschiedenheit und Abstufung, sich unter einander als ebenbürtig ansahen, und den Dienenden entgegensetzten. So entstanden bei dem tiefen Gefühl für Freundschaft und Bundestreue, das dem Germanen Charakter war, bald überall einzelne Verhältnisse und Verbindungen mit engern und weitern Abstufungen und, wie die Funken des freien Geistes da und dort aufleuchteten, so bildeten sie auch sogleich einen Kreis um sich, den sie erhellten. Das alte Homerische Wort: Einer sey Herr! bewährt sich vom Anfang an in der deutschen Nation auf eine sehr bestimmte Weise, und der Gegensatz des herrschenden Geistes und der dienenden Beschränktheit trat wohl in keinem andern Volke schärfer und durchgreifender und in mannichfaltigern Gestalten hervor. Durch die hohe, uralte Ehrfurcht für Stämme und Familien kam man bald zu dem Glauben an Erblichkeit des Geistes, und dieser Glaube rechtfertigte sich wieder in dem edeln Feuer der Nacheiferung, mit welchem der Sohn den Tugenden eines berühmten Vaters nachstrebte, so daß sich frühzeitig die Nation in Herren und Knechte mit mancherlei Schattirungen, vom Herzog bis zum freien Mann mit seinen Leuten herab, theilte, und schon Carls des Großen Kaiserwürde war nichts anders als der größte Ring, der die zahllosen Ringe der Herzoge, der Grafen, der adeligen Freien u. s. w. zusammenfaßte, alles Eins in dem ehrenden Namen der Ritter. Wie dieser eigenthümliche Geist germanischen Volksthums sich überallhin ausbreitete, wohin der Strom der großen Völkerwanderung sich ergoß, so wiederholte sich auch in Spanien, im südlichen Frankreich, in Italien das nämliche, und mit dem Lehnswesen und dem Vasallenverhältniß fand auch der Gattungsbegriff davon, das Ritterwesen, überall Eingang. — Daß nun, was jeder weiß, der Name Ritter vom Reiten herkomme, und daß man, wie pünktliche Chronikenschreiber angemerkt, in

Deutschland erst in den Kriegen mit den leichtberittenen Ungarn, Avaren, besser mit dem Pferde bekannt worden sey, daß die, welche ihre leichtbeweglichen Feinde mit gleichen Waffen, nämlich zu Pferde, angriffen, nun Caballarie, Chevaliers, Cavaliers und zu deutsch Ritter genannt worden seyen, das möge der Vollständigkeit wegen noch hier stehn. Lieber bemerken wir noch, daß der Ritterstand, wie die Natur selbst ihn als ein Ganzes hinlänglich ausgezeichnet hatte, das sich in allen seinen Theilen, so verschieden an Größe und Bedeutung und Rang sie seyn mochten, in dem Begriff des Herrschens gleich war, nun auch sich selbst äußerlich als ein Ganzes constituirte, und dazu vielleicht manches aus einer niedrigern Sphäre, z. B. den Handwerkszünften und Mönchsorden, borgte, und, früh vorbereitet, als abgeschlossenes Institut erst seit dem 11ten Jahrhundert bestand, und bis zu seiner Vollendung fortdauerte. Jede Seite des Menschengeistes arbeitet sich durch die herrlichen Epochen eines freien Ergusses zu bestimmten Formen hinan, und so nothwendig und unvermeidlich ihm dies ist, so gewiß bereitet er sich auch allemal in diesen Formen sein Grab, und über dem Abgeschlossenen und Fertigen wölbt sich die Puppenhülle des Todes. So wurden jene natürlichen Scheidungen der Mündigkeit und Unmündigkeit, der Echtheit und Unechtheit, der Unbescholtenheit und Befleckung, die den Stand schändete, im Ritterthum nach und nach auf bestimmte Formen und Gesetze zurückgebracht. Der gewöhnliche Gang der Ritterbildung fing mit dem Buben oder Pagen an, der am Hof eines andern Ritters die Anfangsgründe ritterlicher Tugenden erlernte. Im 14ten Lebensjahre wurde der Bube zum Knappen, und wartete der Pferde und Waffen seines Meisters, ihn selbst zu Pferde begleitend, und im 21sten Lebensjahre ward der Knappe gewöhnlich unter Feierlichkeiten zum Ritter geschlagen. — Der Zweikampf, dasjenige Gottesurtheil, das das ehrenvollste und ritterlichste schien, entschied über ihre Streitigkeiten; Wappen kamen auf, die Ahnenprobe wurde auf sehr genau bestimmte Gesetze zurückgeführt u. s. w. — Hier aber müssen wir noch einmal auf eine frühere, damals mehr im Vorbeigehn gemachte Bemerkung zurückkommen. Der Ritterstand war der herrschende, und darum repräsentirende Stand. Ihm gebührte also auch das Beste, das die Länder trugen, und in seinen Schlössern, die mit ihren Pflegen und Besitzungen der Ahnherr als seinen Antheil an der Beute, statt des entehrenden Soldes, ritterlich erworben hatte, mußten Pracht, Reichthum, heiterer Lebensgenuß nicht weniger als die schönsten Blumen der Kunst und Liebe zu finden seyn. So war der Ritter auf seinem Schlosse unumschränkter Herr; so führte er, ein Kaiser im Kleinen, mit seinen Nachbarn blutige Fehden; so artete, vom Bewußtseyn der Unbeschränktheit zu weit verführt, mancher Ritter zum Raubritter aus, der dem fahrenden Kaufmann am Wege auflauerte und manches wehrlose Kloster ängstigte, bis es mit großen Summen sich löste, — besonders in Deutschland, wo, der Natur der genialen Reichsverfassung gemäß, die Freiheit des Einzelnen noch unbeschränkter war als in andern Ländern, und oft unter schwachen Kaisern zu wahrer Zügellosigkeit wurde. — Aber eben, weil er der Herrschende war, so zog nun freilich auch der Ritter alles das in seinen Kreis, was ihn als den Herrn bezeichnen und schmücken konnte. Nicht nur die glänzendsten Waffenrüstungen bedeckten ihn, wenn er auszog. Fern von der Arbeit der Knechte,

ergötzte ihn, wenn er auf seiner Burg haus'te, die ritterliche Lust der Jagd; oder die genußreiche Betrachtung seiner blühenden, üppigen Fluren; oder ein heiteres Bankett, wo der Wein in reichen Strömen floß, und der Gesang des Minnesängers fröhlich hindurchklang. — Dann aber zog er wieder aus mit seinen Reisigen, jetzt in den Kampf mit den Feinden seines Lehnsherrn oder den eigenen, jetzt zum festlichen Turniere, wo alles, was Pracht der Erde geben kann, vereinigt war, Feste auf Feste sich drängten, und der Dank, aus den Händen der schönsten Dame empfangen, die zarteste aber eben deßwegen köstlichste Belohnung des Siegers war. — So erscheint uns der Ritterstand als der natürliche Verweser der irdischen Herrlichkeit, als der Repräsentant des glänzenden Lebensgenusses, der feinen Lebensart seiner Zeit; und wenn überall nur der Freie besitzen und genießen soll, und Genuß und Heiterkeit nicht in gemeiner Weise, sondern mit zartem Sinn und echt menschlicher Bedeutung, der natürliche und unentbehrliche Schmuck des Besitzes ist, so sehen wir im Ritter die Blume der irdischen Macht und Schönheit seiner Zeit, die ja im Kreise eines Volks eben so nothwendig ist, wie im Reichthum der Wiese der bunte Farbenschmelz der Blumen. — Nehmen wir nun aber diese Eigenthümlichkeit des Ritterthums zu jenem Einfluß, den die durchs Christenthum völlig umgekehrte Lebensansicht auf dasselbe äußern mußte, so sehen wir ganz natürlich jene herrlichen, bedeutungsvollen Züge des Ritterthums hervorgehn, die ihm einen unwiderstehlichen Reiz ertheilen. Hieraus erklärt sich jene sogenannte Chevalerie, die vielleicht aus Courtoisie (curialis facetia, Höflichkeit) und edler Galanterie bestand. Die irdische Liebe durfte im Kreise eines solchen Lebens nicht fehlen, denn sie ist ja das Höchste, was die Erde bringen mag. Aber nun war es nicht mehr jene gemeine, sinnliche Liebe des Heidenthums; nun war sie durch die christliche Ansicht sublimirt, und so entstand jene zarte Minne, wo der Ritter nur durch Treue und seiner Thaten gefeierte Größe des Wohlgefallens seiner Dame sich zu versichern strebte; wo er Gott und seiner Dame sich empfahl, wenn er ins Gefecht zog, und mit züchtiger Sitte und kindlicher Scheu von jedem unreinen Beginnen sich zurückhielt. — Dies der eigenthümliche Geist der so weit verbreiteten Chevalerie. — Nahe hiermit hing jenes zweite Hauptgesetz alles Ritterthums zusammen: Schützer des schwächern Geschlechts zu seyn, und die Frauen, selbst unbewehrt, in dem Arm des Ritters Wehr und Waffe zu jeder Zeit finden zu lassen, Galanterie. — Eben daher erklärt sich auch der eigenthümliche Geist der Ritterabenteuer. Abenteuer sucht überall der Held, der Mächtige, der Herrschende. So zogen die Helden der Argo dem goldnen Vließe nach, und die des Homer kämpften vor Ilium. Aber der christliche Ritter zog für das Kreuz oder für die züchtige Liebe seiner Dame, oder für den lieblichen Weihrauch des Ruhms, immer mit Glauben im Herzen, aus in ferne Lande. Es zog sich durch seine erbittertsten Kämpfe ein Strahl von Höflichkeit und Rechtlichkeit, und er befleckte sein Schwert, wenn er von dieser Scheidelinie abwich, etwa im Vortheil der Waffen gegen seinen Feind, er zu Pferd, dieser zu Fuß war u. s. w. — Endlich fällt nicht weniger hier in die Augen, wie gerade Turniere mit ihrer unendlichen Pracht und ihren feinen zarten Bestimmungen die eigentlichen Ritterfeste seyn mußten, und wie die einzelnen Gesetze derselben, die eben so sinnreich als unverletzlich waren,

meistens nur aus diesem Geiste des Instituts erklärt werden können. (S. d. Art. Turniere) — Alles dies wurde durch den romantischen Geist des Zeitalters (s. d. Art. Romantisch) noch bestimmter ausgebildet, und bekam dadurch unstreitig jenes bunte, reiche, farbige Gewand, das im Ganzen des Ritterwesens nicht verkannt werden mag, so wie gerade diese bunte Mannichfaltigkeit der Charakter der Romantik ist. Indeß gilt dies doch zunächst und hauptsächlich von den romantischen Ländern, und z. B. in dem nordischen Ritterthum stört uns die erwähnte Mannichfaltigkeit weit weniger. — Erblicken wir hiernach im Institut des Ritterthums ein großes, bedeutendes Glied in der Kette des menschlichen Seyns und Thuns in der christlichen Aera, so glauben wir wenigstens keinen Hauptpunkt ganz unberührt gelassen zu haben. Es ist noch übrig, einiges über die Geschichte des Ritterwesens im Allgemeinen zu bemerken, und dann in einem kurzen Anhang Andeutungen über einige Gegenstände mitzutheilen, die nicht zum Wesen des Ritterthums gehören, aber doch aus demselben hervorgegangen, und durch dasselbe vielfältig bestimmt worden sind, Einfluß des Ritterthums auf die angränzenden Sphären der Poesie und Kunst. — Wie alle Keime nicht sogleich zu Blüthen, und alle Blüthen nicht sogleich zu Früchten werden, sondern der Kreis des Jahrs in bestimmten Abstufungen vom jungen Grün des Frühlings bis zum fahlen Gelb des Herbstes die mannichfaltigsten Zustände durchläuft; wie dieselbe Pflanze im Süden anders gedeiht als im Norden, und im fruchtbaren Erdreiche üppiger emporwächst als unter Dornen und auf Felsen; so sehen wir auch das Ritterthum, von einer schönen kraftvollen Kindheit beginnend, eine herrliche Reife und Vollendung späterhin erlangen, bis es nach durchlaufenem Ringe, wie alles Zeitliche, wieder seine Endschaft erreichte, und dabei eigenthümliche Farben und Gestaltung annehmen von den verschiedenen Ländern und Verfassungen, unter und in welchen es blühte. — Ritterromane nicht nur, sondern die Geschichte selbst führt uns in die Zeiten Carls des Großen zurück, um die ersten blühenden Zeiten des Ritterthums, vielleicht sein fabelhaftes Heldenzeitalter zu sehen. In allen alten Ritterepopöen erscheint Carl der Große mit seinen zwölf Pairs als das Haupt des Ritterwesens, und an ihn schließt sich die Geschichte des fabelhaften Arthus mit der Tafelrunde, so wie der eigenthümliche Fabelkreis der Amadisse an. Allein überall ist es offenbar, daß man sich noch auf fabelhaftem Boden, in der Zeit, da die Geschichte noch ungewiß ist, befindet — vergleichbar der Ungewißheit griechischer Geschichte vor der Rückkehr der Herakliden. Aber wer mag die Rolande, die Ferragus, die Rinalde von Montalban u. s. w. für durchaus unhistorische Personen halten? oder den armen Erzbischof Turpin, sey er oder ein anderer der Verfasser der Chronik, die seinen Namen trägt und die einzige Quelle für diesen Kreis ritterlicher Poesie aus Carls des Großen Geschichte ist, beschuldigen, nicht einmal das, was die Sage erhalten hatte, wiedergegeben zu haben? — Dasselbe gilt von den Rittern des heiligen Graals und dem König Arthus; dasselbe von den Amadissen, die, ohne an Carl den Großen oder Arthus sich anzuschließen, mehr die Ritter einzelner Abenteuer als großer Zeitbegebenheiten gewesen zu seyn scheinen. In der Dämmerung des Morgenroths wollen wir nicht verlangen, die Gestalten genau unterscheiden zu können, und so sind wir zufrieden, in den Sagen von Carl dem Großen die erste jugendliche Regung des Ritter-

geistes im Kampf gegen die einbrechenden Araber, ein Vorspiel des viel höhern Kampfes gegen die Sarazenen im heiligen Lande, in den Sagen von Arthus dieselbe im Kampf gegen die einbrechende Uebermacht des nordischen Heldengeistes, durch welchen diesem seine Gränze angewiesen wurde; in den Dichtungen des Nibelungenlieds dieselben im großen, ernsten Gemüthe des Nordländers, dem der deutsche Ritter sich anschließt; und in den Amadissen die ersten Spuren abenteuerlichen Ritterlebens in einzelnen Unternehmungen zu erblicken. — Lange mochte der Uebergang von der fabelhaften Zeit, diesem Ausdruck der Kindheit des Ritterwesens, bis zur ebnen, sichern, bestimmten Geschichte der schönen, ausgebildeten Blüthenzeit des reifen Alters dauern. Da mochten manche Großthaten geschehen, und die Ritterkämpfe in Deutschland, in den Kriegen der Kaiser, in Frankreich unter den Großen des Reichs, die bürgerlichen Kriege in Spanien mit den Mauren waren herrliche Vorübungen des viel Größern, das da kommen sollte. Da that sich (vom Jahre 1095 bis gegen 1270) ein Lichtquell in Osten auf, und der Ruf des Kreuzes rief den Ritter aus Süd und West und Nord zu einem würdigen Schauplatz seiner Thaten. Das heilige Land zu erobern, die heilige Stadt zu gewinnen, das war ja für Ritterwesen und Bestimmung ein herrliches Ziel; und mag es immer scheinen, als sey alle diese kostbare Kraft an eine Chimäre verschwendet worden, so war doch die Idee, welcher gehuldigt ward, die höchste und schönste. Sehen wir ja doch auch nach dem wunderbaren Willen des Verhängnisses aller Helden, die Troja erobern halfen, die Früchte ihrer Anstrengungen in darauf folgenden Abenteuern wieder verlieren (einer ernsten Nemesis den unverweigerlichen Tribut bezahlend), und so scheint überall die Menschheit hier nur bestimmt zu seyn, die höchste Sprosse wohl zu ersteigen, ohne sie jedoch behaupten zu können. Idee soll und muß Idee bleiben, aber nichts desto weniger soll der Mensch sein Alles an sie wagen. — Hier in den Kreuzzügen wurden aus allen Ländern der Erde die ritterlichen Helden auf einem kleinen geweihten Plan zusammen beschworen, hier nahmen sich Kaiser und Könige das Kreuz, und schmachteten zum Theil, vom Unglück des Kriegs verfolgt, in jahrelanger, schimpflicher Gefangenschaft; hier geschahen Thaten, wie sie ein Tasso nur treu nachzubilden brauchte, um das Höchste zu zeichnen; hier wurden im Kampf und in der Waffenruhe alle ritterlichen Tugenden, Glaube, Gehorsam, Selbstbeherrschung, reine Minne rc. in ihrem höchsten Glanz geübt, und wenn das heitere Reich der Fabel, der Zauberei und Feerei verschwunden war, so stand hier die klare, helle Wirklichkeit, der Kampf der ganzen christlichen Ritterwelt für Glauben und das Grab des Herrn, den blöden Augen unserer ungläubigen Zeit in Dämmerung gehüllt und unbegreiflich, dem Reiche des Wunderbaren und Unglaublichen nahe. — Hier können wir nun die Behauptung nicht zurückhalten, daß uns als die schönste, ritterlichste Blüthe der Kreuzzüge, die Ritterorden erscheinen, gleichsam das Allerheiligste des Ritterthums, in welchem sich der Geist des Ritterwesens recht idealisch offenbarte. Ihrer entstanden theils vor, theils während der Kreuzzüge vier in dem heiligen Lande, unter welchen die drei frühsten, der Johanniter-, der Tempelherren- und der deutsche Orden (s. d. bes. Art.) am berühmtesten wurden. Pilgernde Ritter, sich unter festen, strengen, idealisch-reinen Gesetzen verbindend zur Pflege kranker Glaubensbrüder, und

zum Schutze der vom Sarazenenübermuth Gedrückten; mit den Dienern der Kirche in Bruderbündniß getreten, nur Schritt vor Schritt der wachsenden Uebermacht des Islams weichend, und noch im Weichen mit ungebeugtem Muthe Wunder der Tapferkeit verrichtend — der hohe Muth des kühnen, zum Herrschen bestimmten Ritters, gemildert durch das sanfte Licht des Glaubens, der christlichen Demuth, des alles verläugnenden Gehorsams gegen des Ordens Gesetze, und nun von Kaisern und Königen mit Liebe gepflegt, beliehen mit weiten Herrschaften und Ländern; ja als im Osten das Feuer des heiligen Kampfes schier verlöscht war, in den kalten Norden wandernd, um das Kreuz mit dem Schwerte zu verkündigen, gewiß, dies ist die Krone des Ritterthums, und noch jetzt ehrt die Mitwelt diese hohe Stiftung, indem sie ihre Helden nicht besser belohnen zu können glaubt, als wenn sie, diesen Instituten nachgebildet, Orden stiftet und die Kreuze derselben ihren Kämpfern als Ehrenzeichen ertheilt, ob auch die Sache vergangen ist, doch im Namen noch das Untergegangene ehrend. — Vor den Kreuzzügen war indeß der Geist des Ritterwesens in den verschiedenen Ländern höchst einseitig gewesen. Anders der französische Ritter in seiner Leichtigkeit und Gewandtheit, in echt romantisches Gewand sich kleidend, oft so des Halts und der rechten Kraft entbehrend. Anders der spanische Ritter mit seinem heißen Blut und seiner ernsten Beharrlichkeit, oft in der Glut der Eifersucht und Rache das Ziel überschreitend. — Der deutsche Ritter mit seiner Rohheit und Ungeschliffenheit, aber im Besitz der schönsten Rittertugenden, einer festen, unerschütterlichen Treue, einer hohen Tapferkeit und Glaubensinnigkeit, konnte leicht seinen Nachbarn mehr mittheilen, als von ihnen annehmen. Wie lieblich schmolzen nun nicht in den Kreuzzügen diese einzelnen Elemente in einander, und wie theilten sich nicht im Wechseltausch die Nationen gegenseitig mit, so daß jeder bereichert mit den Vorzügen Aller überallhin nur das Vortreffliche und Höchste brachte. Selbst die hohe Cultur des Morgenlandes und die sinnliche Verfeinerung der Sarazenen theilte sich den christlichen Rittern mit, und glättete manche rauhe Seite an ihnen ab, und gesellte zum Guten auch die gefällige Form, so daß die feine Sitte und Lebensart im Ritterstand, und die ausgebildetste Chevalerie erst von den Kreuzzügen an datirt werden muß. Nur freilich trägt nicht nur die schönste Knospe oft den Wurm in sich, der das Herzblatt zernagt hat, ehe sie sich noch ganz aufschließen konnte, sondern die brennendste Farbe der Rose steht doch schon der bleichen Todtenfarbe des Verwelkens näher, als das schöne frische Grün des jungen Blattes. Und so sehen wir bald nach den Kreuzzügen das Ritterwesen sinken, und vielleicht durch jene Verschmelzung der Individualitäten zu einem schönen harmonischen Bild in der ersten Zeit den Grund gelegt zu jener allmählig wachsenden Gemeinheit und Plattheit im Ritterwesen, die schon in dem baroken Treiben der fahrenden, d. i. Abenteuer suchenden, Ritter sich aussprach und bald nach den Zeiten der Reformation, nicht ohne Mitwirkung des unlängst erst erfundenen, Muth und Tapferkeit des Arms leicht ersetzenden Schießpulvers immer weiter überhand nahm, bis jetzt wohl nur der Name des alten Ritterthums noch übrig, der Geist aber längst entflohen ist. Hehr und im Geist der alten Zeit, gleichsam ein trauernder Riesenschatten über dem Grabe des eingesunkenen Ritterwesens, steht der edle Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand im 16ten Jahrhundert da, und diese Erinnerung an ihn sey ein würdiger Schlußstein unsers redlich gemeinten Worts über

Ritterthum, nicht ohne nächste Veranlassung des herrlichen Denkmals, das der Dichter der Deutschen dem großen, unbesiegten Ritter für alle Zeiten in seinem herrlichen Trauerspiele gesetzt hat. — Machen wir nun noch in einem kurzen Anhang von dem Gesagten Anwendung, um den Geist der Ritterpoesie zu bestimmen. Wo das Ganze und der Geist der Zeiten so viel gethan hat, um einen Stand zu erheben, und ihn mit dem Köstlichsten der Erde, gleich als das geliebte Schoßkind und den Erstgebornen auszustatten, da darf auch die holde Gabe der Poesie nicht zurückbleiben, und ein Achilles soll auch seinen Homer finden, der ihn auf den Flügeln des Gesangs auf die Nachwelt trägt. Daß nun der Geist der Poesie in der Periode des Ritterthums größtentheils romantisch war, und nur im Norden einen eigenthümlichen Geist aus der alten Zeit mit herübergenommen hatte, glauben wir unter dem Artikel Romantisch zu zeigen. Wir bemerken hier nur noch, daß die Troubadouren im südlichen, die Trouveren im nördlichen Frankreich, und die Minstrels (Ministriers, ministeriales, Hofleute) in England keinen würdigern Gegenstand ihrer Lieder finden konnten, als die Thaten der Ritter, auf deren Schlössern sie die gastlichste Aufnahme fanden. Ja wie Ritter in allen heitern Künsten des Lebens die Palme zu ersiegen wußten, so nahmen sie selbst Harfe und Zither, und sangen dazu von ihrer Minne und ihren Thaten. In der Provence entstand ein Cour d'amour, der bei den poetischen Wettkämpfen der Ritter entschied, und in Spanien ließ der Ritter, der im Kampf mit gewaltiger Rechte das Schwert zu schwingen wußte, die zarten Saiten der Liebe unter dem Fenster der Geliebten ertönen. Hier erging sich die Poesie in echtromantischem Gewande, und liebliche Wechselgesänge (tensons), Schäferidyllen (pastourelles), poetische Gespräche (sirventes), Sonette und dergleichen, waren nur Variationen der Liebe und Ritterlichkeit athmenden Romanzen, flatternde Blüthen und Blumensträuße am herrlichen Baume der Romantik. Ernster und größer war die Ritterpoesie Englands, Deutschlands und besonders der Nordländer. Im Nibelungenlied, der Ilias und Odyssee des Nordens, weht ein Geist, geheimnißvoll, heroisch, erhaben, grotesk, wie die Berge und Thäler des Norden selbst mit ihrem unendlichen Schnee und gefahrvollen Wildbahnen. Aber immer ist es nur Ritterthum, besonders Ritterthaten und Abenteuer, die darin besungen werden. — Doch eine merkwürdige Eigenthümlichkeit erhielt die Ritterpoesie durch das Fabelhafte, Wunderbare, das die Kindheit des Ritterwesens, wie wir oben bemerkten, auszeichnete, und Poesie that auch hier wie überall das Ihrige, um die Ungewißheit noch größer zu machen, und das Geschichtliche noch weiter hinein in die Dämmerung des Fabelhaften und Wunderbaren zu rücken. So kamen die abenteuerlichen Dichtungen von Riesen und Zwergen, von Feen und Zauberern und Zauberinnen in den Kreis der Ritterpoesie, und wir mögen wohl zugeben, daß die äußere Veranlassung zu den Feenmährchen von den Arabern kam, aber wir behaupten dessen ungeachtet, daß, wenn auch dies nicht gewesen wäre, die Ritterpoesie sich selbst diese Dichtungen geschaffen haben würde. Ja mögen auch Provenzalen und Spanier, und die südlichen Deutschen ihre morgenländischen Feenpaläste von den Arabern entlehnt haben, so dünkt uns, sind doch die Dichtungen vom Zauberer Merlin, von den Riesen und Zauberinnen des Nordens ꝛc. gewiß unabhängig von dieser Quelle aus dem eigenen Boden hervorgetrieben. Der Geist des Christenthums zu dem Wunderbaren der Zeiten konnte wohl nun für Poesie ein andres Resultat geben, und gewiß, diese Mytho-

logie war die einzig mögliche in einer christlichen Ritterpoesie, offenbar anders unter den nordischen anders unter den südlichen Völkern ausgebildet. Hierdurch aber begründet sich zugleich ein auffallender Unterschied zwischen der Ritterpoesie der frühern Jahrhunderte und der der Kreuzzüge, wobei jedoch nicht zu übersehen ist, daß dem sinnvollen Dichtergemüth auch der reingeschichtliche Grund dieser letztern nicht genügt und darum, dem Geist einer sehr gläubigen Zeit angemessen, das schöne Fabelspiel jener Mythologie auch in die poetischen Darstellungen der Kreuzzüge herübergenommen wurde, wenn, wie sich von selbst versteht, in die Epopöie der Kreuzzüge, so auch sogar in den, seiner Natur nach nie über eine idealisirte Wirklichkeit sich erhebenden Roman. — Wir unterscheiden als die beiden Hauptarme der Ritterpoesie, Epopöie und Roman, und wir zeigen in dem Artikel Roman, daß wir Epopöie überhaupt als schönen, phantasiereichen Traum des Möglichen, Roman aber als die idealisirte Abspiegelung des Wirklichen, jene darum vorzugsweise als die Dichtung von dem jugendlich aufblühenden Leben eines Zeitalters, das, wie das Kindesalter nach Göthe, immer mehr verspricht als es hält, diesen aber zunächst als das dichterische Bild von dem Fertiggewordenen, in seiner Art Vollendeten anzusehen haben. Was nun aber Ritterepopöie und Ritterroman im Allgemeinen betrifft, so stehe hier in Beziehung auf die vorhin gemachte Bemerkung die ernstlich gemeinte Behauptung, daß alle eigentlichen Ritterromane wohl nur a potiori diese Benennung erhalten haben, und sie in der That nichts weiter sind, als früherhin in poetischem und später in prosaischem Gewande ausgeführte Epopöien, vielfältig an die Ilias und Odyssee und die damit zusammenhängenden cyklischen Dichter erinnernd. Die Ritterromane sämmtlich, einige von den Kreuzzügen ausgenommen, die festern Grund und Boden haben, aber dafür auch der poetischen Bedeutung ermangeln, schweben auf der schmalen Gränze zwischen Fabel und Dichtung, zwischen Wunder und Wirklichkeit, und nehmen überall einen cyklischen Charakter an, so daß in der That nur die Form entscheidet, ob man Epopöie oder Roman anzunehmen habe. Was sonst Roman war, hat die neuere, fruchtbare Allerweltspoesie in Epopöie verwandelt (man denke an Alringers Doolin von Mainz, den Huon de Villeneuve im 13ten Jahrhunderte als Roman gab), und das Merkwürdigste dabei bleibt immer, daß noch kein Aesthetiker, von Blankenburgs Versuch über den Roman an bis auf unsre Zeiten, im Stande gewesen ist, dem Ritterroman seine rechte Stelle anzuweisen. Dies rechtfertigt unsre Behauptung, und zerhauen wir also nur den Knoten und sagen: über die jugendliche Periode des Ritterwesens floß Roman und Epopöie in Eins zusammen; allein über die Blüthenzeit desselben in den Kreuzzügen schied sich zwar Epos und Roman etwas genauer, indeß, wenn jenes allein in Tasso's unsterblichem Werke die Palme ersiegte, so konnte der Roman, ein dichterisches Bild der selbst höchst wundervollen Geschichte der Kreuzzüge, doch auch hier kaum ein selbstständiges Seyn erringen, und mußte durch Fabel und Mährchen sehr nahe an die Sphäre wie des Epos so der alten Romane rühren. Schwerlich haben uns die neuern, zum Glück nun vergessenen Ritterromane mit ihren gefüllten Humpen und klirrenden Sporen, dröhnenden Fußtritten und schauerlichen Vehmgerichten eine Idee von einem Ritterromane aus der Wirklichkeit gegeben, wenn wir das dem Roman Angehörige in Göthe's Götz von Berlichingen, und die wohl zu früh vergessenen Ritterstücke von F. A. Müller („Richard Löwenherz, Alfonso, Adelbert der Wilde," Heldengedicht in

12 Gesängen) ausnehmen wollen. — Wir kennen, wie gesagt, nur eine Epopöie über das herrliche Ritterthum der Kreuzzüge, die alle andern Versuche in diesem Felde weit hinter sich zurückgelassen hat; wir meinen das schon gedachte befreite Jerusalem von Torquato Tasso, dies Meisterstück, das den Namen seines Verfassers selbst in dem Munde des italischen Volks unsterblich gemacht hat. Was es aber sonst von Ritterepopöien gibt, deren Zahl Legion ist, das gehört mit sammt den Oberons und Gliomberis und Doolins der Neuern dem zwischen Roman und Epopöie schwebenden Gefilde der Dichtung von den alten, jugendlichen Zeiten des Ritterthums an, und alle diese Dichtungen waren wirklich ursprünglich in poetischem Gewande gegeben, aber bildeten nachher, in Prosa übersetzt, die zahllosen Schaaren der Ritterromane. Hier ist also die Geschichte der Epopöie zugleich die Geschichte des Romans, und wir bemerken, ehe wir dieselbe berühren, daß auch in dieser Sphäre der italische Gesang in dem Meisterstück seines Ariosto, dem weitgefeierten „rasenden Roland," allen andern Völkern den Rang abgewonnen habe. Daß wir indeß hier die nordische Poesie, die freilich auch Ritterpoesie war, ausschließen und übergehn, darüber wird uns manche Bemerkung in den Artikeln Romantisch und Romanze rechtfertigen. Wir bemerkten oben, daß die Dichtungen über die frühste Periode des Ritterwesens sämmtlich einen cyklischen Charakter hätten. — Der Beweis dafür wird wohl am besten gegeben, wenn wir den Fabelkreis der alten Ritterromane ungefähr geschichtlich zu bestimmen suchen. — Nach Abzug der nordischen Sagen bleibt uns für den Ritterroman ein dreifacher Mythenkreis übrig, der vom König Arthus, von Carl dem Großen, und von den Amadissen. Wir können nicht mit Sicherheit bestimmen, welchen wir als den ersten anzusehen haben. Vielleicht waren sie so ziemlich gleichzeitig. Aber das ist gewiß, daß sie drei wirklich von einander verschiedne Fabelkreise darstellen, und wohl auch jeder einem andern Volke angehört, obgleich sie in der Folge noch wunderlicher als die Bahnen der neuentdeckten Planeten in einander verschlungen wurden. Wir können mit Recht behaupten, daß wenigstens die ersten beiden Cyklen sich an etwas Historisches anschließen; und in dieser Hinsicht gebührt der Dichtung vom König Arthus, der Tafelrunde und dem Seher Merlin der Vorzug des Alters. Sie verherrlicht die Thaten Arthus, eines Sohns Uterpendragons, und die seiner Ritter, des Lanzelot vom See, des königlichen Neffen Gawein u. A., die sämmtlich wieder durch ihre Abenteuer besondern Romanen den Stoff gegeben haben. Das, was vielleicht das einzige Historische in diesem ganzen Mythenkreise ist, kommt ungefähr darauf zurück, daß in jenem Kampf zwischen den Britanniern und Angelsachsen (von 455 bis 582) um den Besitz Englands Arthus der Befehlshaber der Britannier und der Letzte war, der siegreich das Land seiner Väter, das bald nach ihm den Sachsen zu Theil wurde, behauptete. Merkwürdig bleiben in diesem Fabelcyklus die völlig eigenthümlichen Dichtungen vom Zauberer Merlin, dem Stammvater der Feen und Zauberer von einer andern Bedeutung, als der bei den südlichern Ländern, einem Sohne des Teufels von einer schuldlosen, christlichfrommen Jungfrau, und vom heiligen Graal, eigentlich dem Becher, aus welchem der Erlöser vor seiner Kreuzigung trank, nachher aber, weil er in den Besitz der Ritter von der Tafelrunde gekommen war, mit dieser gleichbedeutend, wodurch sich diese Dichtung an die biblische Geschichte anknüpfte. Die älteste Chronik von diesem Fabelkreis datirt sich vom Jahre 1155 in dem Roman des

Brut von Meister Gasse; und sehen wir auf den Schauplatz, auf welchem er spielt, und nehmen dazu die nordischen Farben, die dem Ganzen bei weitem den südlichromantischen Anstrich nicht geben, den Dichtungen aus der Provence haben, so werden wir nicht anstehn, ihn als das Eigenthum der Normandie und Englands, und als den nächsten Ring nach den nordischen und deutschen Sagen zu betrachten. — Der zweite Cyklus faßt die Ritterromane von Carl dem Großen und seinen Paladinen, seinen zwölf Pairs; und wenn er sich an historische Data wirklich anschließt, nämlich an Carls des Großen Geschichte, diesen Lichtpunkt in der Geschichte des Mittelalters, so hat die Dichtung nichts gespart, was Feerei, ritterlicher Heldenmuth und Abenteuer zur Verherrlichung dieser Zeit beitragen konnten, und durchhin leuchten einzelne historische Sterne, z. B. die Schlacht von Ronceval, in welcher Roland blieb, durch den lieblichen Zauber einer südlichen, (besonders nach den Kreuzzügen) mit des Morgenlands üppigen, schwellenden Bildern bereicherten Phantasie gehoben. Die älteste Quelle dieser Dichtungen ist Turpins fabelhafte Chronik, als deren Verfasser der Zeitgenosse Carls des Großen, der Erzbischof zu Rheims, Turpin, angegeben wird, die aber höchst wahrscheinlich noch später als im 10. Jahrhundert, wohin sie von vielen verlegt worden ist, zusammengestoppelt wurde. Allein aus dieser Quelle schöpfte man erst seine Ritterromane, als die Kreuzzüge schon beendigt worden waren, gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts, und nun folgten die sinnreichen Romane von Bertha mit dem großen Fuß; von Ogier dem Dänen; der Rinald von Montalban; die vier Haimonskinder, Huon von Bordeaux, Doolin von Mainz, Morgante der Riese u. s. w., in welchen allen der üppige Geist des Orients und die mildere Feerei der Araber eine bedeutende Rolle spielt. Kaum darf bemerkt werden, daß Frankreich der Schauplatz dieses Romanenkreises ist, und die provenzalische Dichtung gerade in ihm den würdigsten Stoff fand, da Meister Ariosto in seinem rasenden Roland ihn so glänzend verherrlicht hat. — Noch viel fabelhafter und historisch wohl völlig unbestimmbar ist der Fabelkreis der Amadisse, der vielleicht den Spaniern ausschließend gehört, und wenn ja die französische Einbildung sich die erste Bearbeitung des Amadis von Gallien im 13ten Jahrhundert nicht nehmen lassen will, so sind doch die folgenden Nachahmungen, der Amadis von Griechenland, der Florismart von Hirkanien, der Galaor, der Florestan, der Esplandian, wohl jedem aus Cervantes Don Quixote und dem hochnothpeinlichen Halsgerichte darin erinnerlich, rein spanischen Ursprungs. In diesem Fabelkreis ist, wie gesagt, alles unhistorisch, fabelhafte Könige in Frankreich, Schottland, Bretagne u. s. w. Man kann kein großes Ereigniß in der Geschichte finden, an welches diese Dichtungen sich anschlössen, und fast scheint hier die Romanendichtung mehr ins Individuelle, in Familiengeschichten und Privatabenteuer herabgestiegen zu seyn, wo eine erdichtete politische Geschichte und Verfassung nur als Hintergrund oder Einfassung diente. — Wir wollen nicht vergessen, daß außer diesen Romanen die Ritterpoesie der Spanier ihre herrlichen Romanzen vom großen Cid, ihre Guerras civiles u. s. w., daß Deutschland seine den nordischen Sagen verwandten: Chriemhildens Rache, Parcival, Theuerdank u. s. w. hatte, die gleichsam die verbindenden Zwischenblüthen zwischen jenen großen Blumengewinden bilden. Aber wir müssen hier schließen, um nicht zu weitläuftig zu werden, den gerechten Wunsch nur noch beifügend: möge in unsern

Zeiten, wo ein ernstes Streben die Bedeutung des Nordens uns aufgeschlossen hat, auch die herrliche Blume des Ritterthums uns zurückgegeben werden, die in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, wo die Spieß- und Cramer- und Schlenkertschen Ritterstücke florirten, entstellt, und darum verachtet wurde, und seitdem noch immer unter dem Banne dieser gewiß unverdienten Schmach beschlossen liegt. M-i-r.

Rituale ist die römische Kirchenagende, die die vorgeschriebenen Ceremonien enthält, die beim catholischen Gottesdienst beobachtet werden. Mehrere Mönchsorden hatten und haben noch zum Theil ihr eignes Rituale. — Dann überhaupt soviel als Ceremoniell, und schriftliche Anordnung desselben.

Rivarol (Antoine), wurde 1757 zu Bagnols in Languedoc geboren, wo sein Vater Gastwirth war. Anfänglich Soldat, änderte er bald Stand und Namen, und trat unter der Benennung: Abbé Parcieux, als Hofmeister auf; allein ein Verwandter der Familie Parcieux zwang ihn, diesen angenommenen Namen wieder abzulegen. Der Zufall führte ihn endlich nach Paris; hier gab er einen versifizirten, gegen des Abts de Lille Gedicht die Gärten, gerichteten Dialog heraus, der Kohl und die Rübe betitelt. Dieses, nebst noch mehrern andern kleinen Sachen, verhalf ihm zur Mitredaction an dem berühmten Mercure de France. Als die Revolution ausbrach, verließ Rivarol 1790 sein Vaterland, und ging erst nach Hamburg, dann nach Berlin, wo König Friedrich Wilhelm II. und Prinz Heinrich (Bruder Friedrichs II.) ihn mit besonderer Güte aufnahmen. Nichts desto weniger bedauerte er doch oft die Entfernung vom Vaterlande, und mehrere seiner an Freunde gerichteten Briefe zeigen die Sehnsucht, die er darnach empfand, die aber ungestillt blieb, indem er 1801 zu Berlin starb. Rivarols Charakter gehörte übrigens nicht zu den sehr lobenswerthen; Eitelkeit und Eigenliebe waren hervorstechende Züge desselben, und seine Satire artete nur zu oft in Bosheit aus, wie unter andern die von ihm verfaßte Parodie von Athaliens Traum bezeugt, ein Werk, in welchem er mehr hämisch als witzig die bekanntesten und berühmtesten Schriftsteller und Schriftstellerinnen seiner Nation angreist. Die wichtigsten seiner Werke sind: 1) eine Uebersetzung von Dante's Hölle, die jedoch nur in sehr wenigen einzelnen Theilen den großen Italiener wiedergibt; 2) Brief an Necker, über die Wichtigkeit religiöser Meinungen und Moral, und 3) sein Almanach großer Männer, worin er gleichfalls mehrmals seiner giftig beißenden Satire freien Zügel läßt. Eine Abhandlung von ihm: Sur l'Universalité de la langue Française, welche einem französischen Wörterbuche, wozu er den Plan entworfen hatte, zur Einleitung dienen sollte, wurde 1784 von der berliner Academie gekrönt. F. G.

Rivaz (Pierre Joseph von), geboren in Saint-Gingoux im walliser Land der schweizer Republik den 29sten März 1711, zeigte von Jugend an viel Neigung zur Mathematik und Mechanik, aber ganz den Wünschen des Vaters entgegen, welcher eine obrigkeitliche Stelle im walliser Land bekleidete. Als er sein eigner Herr geworden war, widmete er sich dem Studium der Mathematik und Geschichte. Seine ersten Untersuchungen enthielten neue Ideen über die Theorie der Uhrmacherkunst. Seit 1740 hatte er dem berühmten Physiker Daniel Bernoulli eine Uhr übergeben, die sich ohne

fremde Beihülfe jeden Tag von selbst aufzog. Dieser Gelehrte fand den Mechanismus eben so sinnreich als einfach und gründlich, und stellte ihm darüber ein Zeugniß vom 13ten December desselben Jahrs aus. Acht Jahre darauf kam Rivaz nach Paris, und legte der Academie der Wissenschaften nach seinen Grundsätzen gearbeitete Uhren vor. Der darüber erstattete Bericht vom 16ten August 1749 meldet, daß Rivaz in seinen Penduluhren Alles vereinigt habe, was zur Genauigkeit der Zeiteintheilung beitragen könne. Diese Genauigkeit beruhte auf einer Erfindung, wodurch der Pendul mit der möglichst geringsten Reibung geführt wurde. In einem Memoire machte er seine ganze Theorie öffentlich bekannt. Im J. 1752 ging er auf Bitten der Madame Danican, Eigenthümerin der Bergwerke von Pontpeau, nach Bretagne, und erfand eine sehr einfache Maschine zur Austrocknung des Wassers in denselben. Als er nach Paris zurückgekommen war, beschäftigte er sich mit einem Werkzeug, die Kunst des Gravirens zu vereinfachen und abzukürzen. Diese Erfindung machte im J. 1758 zu Paris großes Aufsehn. Durch sie kann man schnell die schönsten Modelle in den treuesten Umrissen, vertieft oder im Basrelief u. s. f. auf dem härtesten Stoffe nachbilden. Er vereinigte sich zu solchen Darstellungen, deren Mechanismus er geheim hielt, mit dem königlichen Bildhauer Bassé, welcher in einem Werke den Triumph Ludwigs XV. nach der Schlacht bei Fontenoy vorstellte, und führte dies Modell in einem Griessteine (einer olivengrünlichen Steinart, welche viel härter als Porphyr, Agat und Jaspis ist, und nur mit dem Diamant geschnitten werden kann,) vollkommen aus. Zu Anfange des J. 1760 ging er in die Schweiz zurück. In Bern kam er bei der Untersuchung der Salinen von Bex auf Ideen, die gewöhnliche Art der Salzbereitung zu vervollkommnen, und der Hof von Turin machte von seinen Einsichten bei den Salinen von Moutiers in Tarantaise Gebrauch. Hier brachte er die letzten Lebensjahre zu, und starb am 6ten August 1772. Neben seinen mathematischen Studien hatte er sich besonders der Geschichte gewidmet. So hat er in einer nach seinem Tode im J. 1779 zu Paris von seinem Sohne herausgegebenen Schrift (Eclaircissemens sur le martyre de la légion thébéenne etc.) die Niedermetzelung der thebanischen Legion auf Befehl des Kaisers Maximilian, mit dem Beifall einiger Gelehrten und der Benedictiner in ihrer Gallia Christiana, behauptet. Im Manuscript hinterließ er eine historisch-kritische Abhandlung über den Ursprung des Hauses Savoyen. An derselben befindet sich auch ein Recueil des fastes vom 7ten bis zum 13ten Jahrhundert, als Beitrag zur Geschichte des ehemaligen Königreichs Burgund. Ms.

Rivière (Marquis de la), Pair von Frankreich und (1819) franz. Gesandter in Constantinopel, insbesondere dadurch berühmt, daß er sich im Juni 1804 mit Georges und Pichegru in der Absicht nach Paris begab, durch die Ermordung des ersten Consuls die Regierung zu stürzen. Auch er wurde arretirt und zum Tode verurtheilt, durch die Verwendung Josephinens aber begnadigt, und die Todesstrafe in Deportation verwandelt. Früher hatte er sich als einen der eifrigsten Anhänger der Bourbons gezeigt; er war beständig im innigsten Vertrauen des Grafen von Artois gewesen, hatte diesen stets auf allen seinen Reisen begleitet und war immer zu den wichtigsten Geschäften gebraucht worden. Nach der Restauration wurde er zum Pair von Fr. und zum Gesandten in Constantinopel ernannt.

Rizzio (David). Dieser berühmte Vertraute der schottischen Königin Maria Stuart war der Sohn eines armen Tonkünstlers in Turin. Von seinem Vater zur Musik erzogen, zeichnete Rizzio sich bald vortheilhaft in dieser Kunst aus, und begab sich bei reifern Jahren nach Nizza, der damaligen Residenz des Herzogs von Savoyen. Hier aber ging es ihm bald so schlecht, daß Rizzio genöthigt war, als Bedienter bei dem Grafen Moretto, der damals vom Hofe zu Nizza als Gesandter nach Schottland gesendet wurde, Dienste zu nehmen. Anfänglich schien auch in Schottland des Italieners Glück nicht zu blühn; sein Herr, durch manche Umstände bewogen sich einzuschränken, verabschiedete ihn, empfahl ihn aber als geschickten Tonkünstler der musikliebenden Königin Maria, die ihn auch in ihre Dienste nahm und bei ihrer Capelle anstellte. Bald gelang es dem von Natur schlauen und gewandten Italiener, sich die besondere Gewogenheit seiner Monarchin zu erwerben, die, wie die Feinde Mariens behaupteten, sich bis auf die höchste Gunst erstreckt haben soll. Doch ist dies um so mehr zu bezweifeln, da Rizzio's Aeußeres nichts weniger als liebenswürdig gewesen seyn soll. Allein so viel ist gewiß, täglich stieg der Italiener in dem Vertrauen der Monarchin, und die Reichthümer, mit denen sie ihn überhäufte, brachten die mißvergnügten Schotten um so mehr gegen den Fremdling auf, da Rizzio in seinem Uebermuthe zuletzt so weit ging, daß er sogar des äußern Anstandes gegen die Monarchin, selbst in den Versammlungen des Hofes, vergaß. Maria hatte damals ihre Hand dem Grafen Darnley, vielleicht selbst nicht ohne Rizzio's Zuthun, geschenkt, der durch die Wahl der Königin hoffen durfte, in seinem Einflusse nicht gefährdet zu werden. Da er aber auch gegen diesen sonst schwachen und gutmüthigen Monarchen seinen Anmaßungen keine Gränzen zu setzen wußte, so erwachte endlich Darnley's Stolz und Eifersucht, so daß dieser, durch die gegen Rizzio aufgebrachten schottischen Großen immer mehr aufgereizt, den Gehaßten aus der Welt zu schaffen beschloß. Mit schonungsloser Barbarei war der Augenblick zur Ausführung der That gewählt, da Rizzio in Gesellschaft einer Hofdame mit der Königin in ihrem Zimmer speiste. König Darnley, umgeben von einigen bewaffneten Vertrauten, unter denen ein gewisser Rethmin sich befand, der für seine Person die Ausführung übernommen hatte, trat in das Zimmer; Rizzio wurde, ungeachtet die Königin ihn zu beschützen bemüht war, herausgerissen und im Vorsaal niedergestoßen, während Darnley die vor Schreck und Zorn ganz außer sich gesetzte Maria in seinen Armen festhielt, damit sie dem Unglücklichen nicht beispringen konnte. So endete dieser im Sonnenschein des Glücks schnell emporgekommene Günstling, dessen vor ihren Augen verübte Ermordung Marien in der Folge mit antrieb, dem unwürdigen Gemahl ein gleiches Schicksal zu bereiten.

F. G.

Robert I., König von Schottland, verdient unter den früheren Regenten dieses Landes als tapferer Wiederhersteller der Unabhängigkeit desselben bemerkt zu werden. Er stammte aus dem alten, berühmten Geschlechte Bruce, und schon sein Großvater hatte nach Schottlands Königskrone gestrebt. Robert wurde 1275 geboren, wahrscheinlich diente er in seiner Jugend unter dem Heere Eduards I. von England, dem sein Vater, gleichfalls Robert Bruce genannt, ergeben war. Der Tod seines Vaters, wodurch er Erbe der Güter und Ansprüche desselben wurde, beseelte ihn mit kühnen Entwürfen

für seines Vaterlandes Wohl. Er verließ den Hof Eduards I., dem Schottland unterworfen, und seine Entwürfe schon verrathen waren, und ging 1305 mit dem Entschlusse nach Schottland, hier seine Plane zu erklären. Mehrere Schriftsteller nennen den Grafen Comyn oder Cumming von Badenoch als denjenigen, der dem Könige Eduard von Roberts Planen Nachricht gab. Mag nun dies oder sonst etwas die Veranlassung zum Streit gegeben haben, kurz Robert durchbohrte mit seinem Dolch bei einer Zusammenkunft zu Dumfries im Februar 1306 den Grafen von Badenoch, der von einem Begleiter Bruce's noch völlig getödtet wurde, belagerte sogleich das Schloß Dumfries, verhaftete die englischen Gerichtspersonen, die dort versammelt waren, behauptete seine Ansprüche an Schottlands Krone, und foderte alle Freunde seines Hauses zu seinem Beistande auf. Er stand bald an der Spitze einer Heeresmacht, mit der er bis Perth vordrang; denn die Engländer flohen allenthalben vor ihm. Zu Scoon in March wurde er in Gegenwart mehrerer Bischöfe, Edeln und Standespersonen feierlich gekrönt. Der König von England, höchlich über diese Begebenheiten entrüstet, befahl allen Truppen der nördlichen Grafschaften Englands, in Schottland einzufallen und sich mit den Anhängern Cummings von Badenoch zu verbinden, um diesen an dem Rebellen (so nannte er Robert) zu rächen. Deßhalb ging der General Aymar von Valence, Graf von Pembroke, nach Perthshire, wo er im Junius Bruce's Truppen bei Methren überfiel und so gänzlich schlug, daß kaum der Anführer selbst entkommen konnte. Die Ueberbleibsel seines Heeres wurden von Lord Lorn, dem Neffen Cummings, völlig geworfen. Bruce mußte sein geringes Gefolge entlassen, und nach einer unbewohnten hebridischen Insel flüchten. Seine Familie theilte sein unglückliches Loos. Drei seiner Brüder und mehrere seiner vornehmsten Anhänger wurden als Verräther hingerichtet. Seine Gemahlin, seine Tochter und zwei Schwestern wurden gefangen und in den Kerker geworfen. Weder Freunde noch Feinde wußten von seinem weitern Schicksale etwas, als er plötzlich an der Spitze einer kleinen, aber äußerst entschlossenen Mannschaft auf seinem Gute Carrick erschien. Hier nahm er einen englischen Großen gefangen, der mit dieser Besitzung beschenkt worden war; aber bei der Annäherung eines Commando's englischer Truppen zog er sich wieder in das Hochland zurück. Zugleich bereitete sich Eduard zu einem Heereszuge nach Schottland, um dies Land sich völlig zu unterwerfen, und der an seinem Hofe befindliche Cardinal-Legat that Robert und seine Anhänger feierlich in den Bann. Aber schon im Frühling 1307 kam der unerschrockne Robert mit verstärkter Macht aus seinen Gebirgen hervor, schlug den General Aymar von Valence, und belagerte den Grafen von Gloucester in der Festung Ayr. Bald darauf wurde er von seinem gefährlichsten Feinde durch den Tod Eduards I. befreiet, der schon an der Spitze einer großen Heeresmacht im Begriff stand, in Schottland einzurükken, und dessen schwacher Sohn Eduard II. den Krieg gegen Schottland mit wenig Nachdruck fortsetzte. Robert hatte sich die westlichen Landschaften unterworfen; er vertraute sie der Obhut seines tapfern Freundes James Douglas, und drang weiter im Norden gegen seine Feinde vor; aber eine lange Krankheit hinderte seine Fortschritte, und er wurde von den Cummings in einer seiner Festungen belagert. Sein Bruder Eduard erhielt indessen mehrere Vortheile gegen den Feind. Als Robert wieder in Thätigkeit kam, schlug er seine Wi-

dersacher bei Old Melbrum, bemächtigte sich der Festung Inverneß und der nördlichen Gegenden, und als er endlich auch die Stadt Perth und die Festung Forfar eingenommen hatte, mußte ganz Schottland, mit Ausschluß weniger Festungen, seine Oberherrschaft anerkennen. Im Herbste 1310 hielt Eduard II. es für seinen Kriegsruhm nöthig, einen Feldzug nach Schottland zu machen, und drang, da Robert weislich eine Schlacht vermied, ohne Widerstand bis Linlinthgow vor. Aber die Unmöglichkeit, für seine Armee Lebensmittel zu schaffen, zwang den König von England nach Berwick zurückzugehen, wo er den Winter blieb, und im folgenden Frühling seinem unwürdigen Lieblinge Gaveston den Oberbefehl übergab. Aber Gaveston kehrte zurück, ohne größere Thaten vollbracht zu haben, als sein Gebieter. Die Unruhen in England nöthigten den letztern, mit Schottland einen Waffenstillstand zu schließen. Robert benutzte diese Unterbrechung der Feindseligkeiten, um seine Macht zu befestigen und seine innern Angelegenheiten zu ordnen. Zu Anfange des J. 1314 waren nur noch die Festungen Dunkar, Stirling und Berwick in den Händen der Engländer. Eduard hatte sich nach Gavestons Tode mit seinen Reichsbaronen versöhnt, und so ward beschlossen, an der Spitze eines Heeres, gegen welches gar kein Widerstand möglich seyn würde, einen Angriff auf Schottland zu machen, um dieses Land zu erobern. Wirklich kam Eduard im Juni 1314 mit einer so großen Armee, wie noch niemals eine von England aus Schottlands Gränzen überschritten hatte. Er ging zuerst nach Stirling, welches Robert belagerte, um es zu entsetzen. Das schottische Heer, viel geringer an Zahl, aber aus alten geübten Truppen bestehend, erwartete den Feind an den Ufern des Bannock auf der Straße von Stirling. In einem Reitergefechte, welches der Schlacht vorausging, zeigte Robert seine Stärke, da er einem feindlichen Anführer aus dem Hause der Bohuns den Kopf bis auf das Kinn mit der Streitaxt spaltete. Dies diente den Seinigen zum glücklichen Vorzeichen der großen Schlacht von Bannockburn, in welcher durch Roberts weise Leitung die Schotten den entscheidendsten Sieg über die Engländer erfochten, und ihre Unabhängigkeit befestigten. Eduard selbst entkam nur mit Mühe. Die Zahl der vornehmen Gefangenen war so groß, daß Robert seine Gemahlin, seine Tochter, seine Schwester nebst andern hohen Personen, die in Eduards I. Gefangenschaft gerathen waren, auswechseln konnte. Der König von Schottland verfolgte seine Vortheile durch einen Einfall in England, wobey er die nördlichen Grafschaften ohne Widerstand verwüstete. 1315 sandte er auch seinen Bruder Eduard mit einer Armee nach Irland den Einwohnern zu Hülfe, um sich von Englands Herrschaft zu befreien. Robert folgte ihm, aber ward durch eine Hungersnoth gezwungen, sich zurückzuziehen: sein Bruder mußte, nachdem er geschlagen war, gleichfalls wieder nach Schottland gehen. Englands innere Zwistigkeiten verhinderten einen kräftigen Versuch, sich wegen des Verlustes bei Bannockburn zu rächen, und der Papst wollte selbst einen Frieden zwischen den beiden Königreichen vermitteln. Weil aber die päpstlichen Legaten Roberten nicht den königlichen Titel geben wollten, so verwarf er mit Unwillen ihre Vermittelung, bewilligte nicht einmal einen Waffenstillstand, sondern belagerte (1318) Berwick, und machte einen verheerenden Einfall bis nach Yorkshire in England. 1323 wurde freilich ein dreizehnjähriger Waffenstillstand mit diesem Reiche geschlossen, Robert aber nicht als rechtmäßiger König anerkannt. Nach Eduards II. Tode brach er (1327) selbst den Waffenstill-

stand und fiel in England ein, richtete große Verwüstungen an, und schloß in dem nämlichen Jahre mit Eduard III. einen Frieden, wodurch der König von England allen Ansprüchen und Rechten auf Schottland entsagte, und die Unabhängigkeit dieses Reichs und seiner Könige anerkannte. Zugleich wurde Roberts Sohn, David, mit Eduards Schwester verlobt; aber schon zwei Jahre nachher (1329) starb Robert 54 Jahre alt, nachdem er 24 Jahre regiert hatte. Er hinterließ einen unsterblichen Namen in der Geschichte seines Vaterlandes, welches er durch Weisheit und Tapferkeit von fremdem Joche befreiet, und wieder zu einem Range unter den Nationen erhoben hatte.

Robert von Arbrissel, s. Fontevraud.

Robertson (William), der berühmte englische Geschichtschreiber, wurde zu Berwick 1721 geboren, und widmete sich anfangs der Theologie. Sein Hang zu den Wissenschaften zog bald die Aufmerksamkeit Anderer auf sich, und schon der von ihm als Jüngling gewählte Wahlspruch: Vita sine litteris mors est, den er in alle seine Hefte schrieb, bewies seine Ehrfurcht für die Wissenschaften. Noch sehr jung erwarb er sich durch seine, nachher im Druck erschienenen Predigten vielen Beifall; das Feld der Geschichte war es aber besonders, auf dem Robertson sich auszeichnete, und die Unparteilichkeit und Umsicht, die in seinen Werken herrscht, die feine und treffende Charakteristik des moralischen und politischen Zustandes der Nationen und die gediegene kräftige Diction weisen ihm einen der ehrenvollsten Plätze unter den Historikern neuerer Zeit an. Seine Geschichte Carls V. (im Original Lond. 1769 3 Voll. 4., deutsch mit Anmerkungen von Remer 1778 und 1792 — 95 3 Bde. 8.) ist ein Werk, das die Kenntnisse seines Verfassers sehr ehrenvoll darthut, und den damaligen politischen Zustand von Europa mit kritischem Scharfsinn schildert. Ein gleiches Lob verdient mit Recht seine Geschichte von Schottland unter der Regierung der unglücklichen Maria Stuart und ihres Sohns Jacob (im Original Lond. 1759 2 Voll. 4 Zusätze 1787 8 und mehrmals). Noch hat man von ihm eine Geschichte von Amerika (im Original Lond. 1777 2 Voll. 4. Zusätze 1788. 8.) und Untersuchungen über die Geschichte von Indien, die so wie seine andern Werke den ausgezeichnetsten und verdientesten Beifall fanden. Robertson starb am 11ten Juni 1793 als Doctor der Theologie und Principal der Universität Edinburg, welche letztere Stelle er 32 Jahre bekleidet hatte. 1806 erschien eine aus dem Englischen übersetzte Biographie Robertsons in Frankreich von Ymbert.

Robespierre (Maximilien Joseph), geboren zu Arras im Jahr 1759, war der Sohn eines Advocaten, der ein unordentliches Leben führte, sein Vermögen durchbrachte und dann in der Welt herumwanderte. Man hat nun erfahren, daß er sich in Amerika niedergelassen hat. Da der junge Robespierre auch seine Mutter verloren hatte, so nahm sich der Bischof von Arras, von Gonzié, seiner an, und bewirkte, daß er ins Collegium Louis-le-grand zu Paris aufgenommen wurde. Auch hier noch unterstützte er ihn ferner, indem er ihm durch den Abbé Proyart Gelder zukommen ließ; der Canonicus Aimé gab ihm den Tisch. Eben diesen Geistlichen verfolgte Robespierre während der Revolution. Schon in seiner Jugend zeigte Robespierre einen verschlossenen Charakter, studirte aber gut, und einer seiner Lehrer, ein enthusiastischer Bewunderer der Römer-

größe, lobte seinen Hang zur Unabhängigkeit und Gleichheit. Robespierre studirte hernach die Rechte, ward Advocat, und ließ sich in seiner Vaterstadt nieder, um zu practiciren. Hier bekam er einen sonderbaren Prozeß unter die Hände. Die Schöffen der Stadt St. Omer hielten aus altem Wahne die Blitzableiter für schädlich, und wollten sie nicht dulden. Robespierre ergriff die Partei dieser Erfindung, und gewann seinen Prozeß (1783). Merkwürdig ist in seiner Vertheidigungsschrift das große Lob Ludwigs XVI. Im folgenden Jahre trug er zu Amiens den Preis für die beste Beantwortung der Frage davon, woher es komme, daß die Schande der Strafe eines Verbrechers auf seine Familie zurückfällt. Allmählig wurde seine Sprache entschiedener, er griff verschiedne Mißbräuche an, sein Charakter und sein eifriger Republikanismus sprach sich aus. Er wurde daher zum Deputirten der Amtmannschaft Arras bei den Generalstaaten ernannt (1789). Während der ersten Session des gesetzgebenden Corps gelang es Robespierre nicht, der Nation eine günstige Meinung von sich beizubringen. Zwar zog er die Aufmerksamkeit durch mehrere Reden auf sich, z. B. über das Erbrechen der Briefe, über die Druckfreiheit, über vorgebliche Verschwörungen (ein Thema, über welches er beständig sprach), über das Bekleiden der Stellen, über das Recht Krieg anzukündigen und Frieden zu schließen, u. s. w. Auch widersetzte er sich dem Grundsatze der Unverletzlichkeit der Person des Monarchen; dennoch behauptete er damals, die monarchische Regierung sey die einzige, die einem so großen Staate wie Frankreich zukomme. In einem kritischen Werke, das zu jener Zeit unter dem Titel: Les grands hommes du jour erschien, wird er geschildert als ein petit homme roide et apprêté, petit esprit sec et pointu, petit caractère inquisitionnaire et acariâtre, folglich als ein bloß kleinlicher Mensch, der keine Feinde, aber auch keine Bewunderer habe, und wenn er etwas Auffallendes sagte, andern nachredete. Sogar Mirabeau, dem er sich gern anschloß, soll ihn damals noch verkannt und wenig geachtet haben. Zu bemerken ist es auch noch, daß er in jener Session auf die Abschaffung der Todesstrafe drang, also als ein Philanthropist erschien. Auch betrug er sich im J. 1791, und zum Theil im J. 1792 noch sehr mäßig. Man wollte ihn zum öffentlichen Ankläger beim Criminalgerichte ernennen. Robespierre schlug diese wichtige Stelle aus. Aber damals schon hatte er sich mit Marat und Danton verbunden, nahm lebhaften Antheil an der Jacobinergesellschaft, und gab ein Journal unter dem Titel: Der Vertheidiger der monarchischen Constitution, heraus. Er ward nun zum Mitgliede des Convents ernannt, und hier fing sein fürchterliches Leben eigentlich an. Sobald er im Convente saß, behauptete er keine Mäßigung mehr, äußerte sich als der ärgste Republikaner, verfolgte den König auf die wüthendste Art, drang auf seine Hinrichtung, und verwarf allen Aufschub. Es sey, schrie er, ein großes Beispiel für die Welt, eine Handlung der Vorsehung! Nach der Hinrichtung des Königs schlug er vor, man solle die sämmtliche königliche Familie und die Girondisten vor das Revolutionsgericht bringen. Die Girondisten hatten seine Herrschsucht schon geahnet, und ihn im Convente des Anschlages der Alleinherrschaft beschuldigt. Daher ruhte Robespierre auch nicht, bis er sie aufs Blutgerüst gebracht hatte. Von nun an beherrschte er wirklich den Nationalconvent. Die pariser Gemeine war ihm ergeben. Es wurde unter seiner Leitung ein Ausschuß für die öffentliche Wohl-

fahrt, nebst 12 Commissionen errichtet, und somit die Schreckensregierung begründet. Anklagen und Verurtheilungen wurden in Frankreich allgemein. Robespierre's Helfershelfer errichteten Tribunäle in den Provinzen, welche, wie der Wohlfahrtsausschuß in Paris, die unerhörtesten Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten verübten. Die Hebertisten und Dantonisten, die ihm anfangs sehr behülflich gewesen waren, wurden ihm späterhin verdächtig, und auch sie wurden die Schlachtopfer seiner Blutgier. Den Nationalconvent konnte er nun mit Recht seine Decretsmaschine nennen. Er herrschte ganz unbeschränkt, er sprach wie der Gebieter Frankreichs, und ließ sich als solchen ehren. Indessen merkte er, daß er allein stände, und um sich dem Volke wieder zu nähern, beschloß er, einen Schatten von Religion wieder einzuführen, worauf dann das berüchtigte Decret erschien, worin die Republik ein höheres Wesen anerkannte. Dieser kluge Einfall that große Wirkung, und das Fest des höhern Wesens wurde in der That mit vieler Feierlichkeit begangen, wobei Robespierre eine Rede hielt, die seine eben nicht sehr religiösen Absichten ziemlich deutlich angab. Man hatte ihm auch gerathen, sich zuweilen zu Pferde zu zeigen, besonders der Truppen wegen. Er versuchte deßhalb reiten zu lernen, allein es wollte damit nicht gehen, da er sich vor den Pferden scheute. Feig war er überhaupt in einem hohen Grade; daher auch zum Glück seine Tyrannei nicht lange dauerte. Da sich seine Grausamkeit über alle Parteien erstreckte, und er ohne Unterschied Freunde und Feinde würgte, jene, weil er neidisch auf sie war, und diese, weil er sie fürchtete; so hatte er auch bald alle Parteien gegen sich, und so groß auch der Schrecken war, den sein Name und seine Macht einflößten, so war doch das Elend zu groß, und die Unterdrückung der Freiheit und Gerechtigkeit zu heftig, als daß die Seufzer und Klagen nicht hätten laut werden sollen. Bald ward das Murren wider den Tyrannen allgemein, und der Convent, der bisher geschwiegen hatte, war nun auch aufgeregt, und beschloß laut zu werden. Am 27sten Juli 1796 entspann sich zufolge eines geheimen Einverständnisses zwischen mehreren Mitgliedern der Versammlung eine unerwartete Verhandlung, worin das Verfahren des Wohlfahrtsausschusses heftig gerügt wurde. Robespierre und seine beiden Collegen, Couthon und St. Just, waren überrascht. Sie wollten zwar sprechen, allein man überschrie sie, besonders Tallien. Robespierre wollte die Bühne besteigen. Sogleich erscholl im Saale das fürchterliche Geschrei: Herunter mit dem Tyrannen! Er stieß einige Drohungen aus, allein sie wurden nicht mehr gefürchtet. Sogleich wurde ein Anklagedecret gegen ihn ausgefertigt, und er mußte sich mit seinen beiden Gefährten, Couthon und St. Just, mit seinem jüngern Bruder und Lebas vor die Schranken begeben. Schon am vorigen Tage soll etwas von dieser heimlichen Verabredung im Convente laut geworden seyn, und Couthon seinem Oberherrn gerathen haben, gleich zur Verhaftung und Hinrichtung der Verdächtigen zu schreiten. Dies hatte Robespierre nicht gewollt, und dies scheint seinen Untergang beschleunigt zu haben. Uebrigens konnten Verschwörungen unter solch einer unausstehlichen Tyrannei nicht fehlen. Einige Zeit vorher ward ein Mädchen, Namens Cecilia Regnault, in Robespierre's Wohnung ergriffen, die, wie man vorgab, ihn ermorden wollte, und zwei Messer bei sich hatte. Robespierre hatte die Grausamkeit, sie mit ihrer ganzen Familie hinrichten zu lassen. Indessen ist diese Verschwörung sehr zweifelhaft, und verständige Leute vermu-

then, Robespierre habe den Umstand, daß man ein unbekanntes Mädchen, die ihn aufsuchte, in seiner Wohnung ergriffen hatte, dazu benutzt, um sich das Ansehn eines verfolgten Staatsmannes zu geben, und sich dadurch zur Dictatur emporzuschwingen. — Das Gerücht von Robespierre's Anklage im Nationalconvent verbreitete sich in Paris, noch ehe die Sitzung zu Ende war. Die Gemeine der Stadt, die ihm ergeben war, begab sich aufs Rathhaus, ließ die Sturmglocke läuten, und versammelte eine Menge Bewaffneter auf dem Greveplatze. Henriot, der die Nationalgarde befehligte, rückte mit derselben gegen den Convent an; allein der Haß gegen den Tyrannen äußerte sich so laut, daß er nichts that, um denselben zu retten. Robespierre wurde also im Conventssaale verhaftet, wobei er ausrief: Die Gauner triumphiren; die Republik ist verlohren! Man führte ihn zum luxemburger Gefängnisse; allein hier weigerte sich der Aufseher aus Angst oder Vorsicht, ihn aufzunehmen. Nun wurde er von seinem Anhange weggenommen und zum Rathhause geführt. Da die Gemeine daselbst ihren Sitz hatte, so wurde geschworen, man wolle ihn gegen den Convent vertheidigen. Allein unterdessen erklärte ihn der Convent in die Acht, und Barras bekam Befehl, ihn zu arretiren. Hier soll sich Robespierre mit einem Pistolenschuß eine Kinnlade zerschmettert haben. Prudhomme erzählt hingegen in dem von ihm herausgegebenen Dictionnaire historique, ein Gendarme, Namens Meda, habe sich in dem Getümmel hinzugedrängt, und da er Robespierre in einer Ecke bemerkt habe, auf denselben geschossen. Von da wurde der nun ohnmächtige Tyrann zum Wohlfahrtsausschuß im Conventshause gebracht, und hier auf einen Tisch gelegt, und mußte in der peinlichsten Lage, die sich nur denken läßt, bis zum andern Tage liegen bleiben. Zu den Schmerzen seiner Wunde und dem daraus erfolgten Fieber gesellten sich, ihn zu quälen, die Schmähungen der Umstehenden und die Verhöre seiner vorigen Collegen und Untergebenen. Am folgenden Tage, als den 28sten Juli, um 4 Uhr Nachmittags wurde er mit 22 seiner Mitschuldigen zum Blutgerüste geführt. Sein Gesicht war ganz entstellt und seine Augen fast zugeschlossen. Da der Zug vor seinem Hause vorbeiging, so ließ das Volk den Karren daselbst stille halten. Ein Weib tanzte vor demselben her, und rief: Dein Tod macht mich vor Freude trunken; herunter mit dir in die Hölle, der du von allen Gattinnen und von allen Müttern verflucht bist! Auf dem Richtplatze riß der Henker ihm mit Gewalt die Binde ab, die seine Wunde bedeckte, wodurch das scheußliche Gesicht Robespierre's ganz sichtbar wurde. Dieser stieß einen Schrei aus. Darauf fiel sein Haupt unter dem Beile der schrecklichen Maschine, die während seiner Tyrannei so entsetzlich in Frankreich gewüthet hatte. Er war 35 Jahre alt, 5 Fuß 2 Zoll hoch, hatte immer eine bleiche Gesichtsfarbe und verloschne Augen. In seinem Anzuge war er stets sehr sauber und sogar geputzt, ein merkwürdiger Umstand, da zu eben der Zeit Schmutz und Nachlässigkeit im Anzuge zur Charakteristik eines Patrioten gehörten. Die Reizbarkeit seiner Nerven war so groß, daß sich dieselben oft von den Fingerspitzen an bis zu dem Nacken krampfartig zusammenzogen. Er hatte von Natur eine kreischende Stimme, deren Rauhheit er aber durch Bemühung sehr gemildert hatte. Er declamirte gut, besaß aber übrigens keine Beredsamkeit. Was er über Tugend, Laster und Verschwörungen oft vorbrachte, war eitles Geschwätz. Ueberhaupt war er ein mittelmäßiger Redner, wenn er Zeit

hatte, sich vorzubereiten. Extemporiren konnte er fast gar nicht. Die Ironie war seine Lieblingsfigur, auch widerlegte er oft mit vieler Geschicklichkeit die Gründe seiner Gegner; übrigens war sein Ideenkreis sehr beschränkt. Robespierre muß weder als ein Ungeheuer ohne Talent und Charakter, noch als ein geschickter Usurpator angesehen werden. Er war keins von beiden. Daß er kein stumpfsinniger Wütherich war, beweis't sein kühnes Unternehmen, in einer eben durch Blut erkauften Republik den fürchterlichsten Despotismus einzuführen, welches ihm auch bis zu einem gewissen Grade gelang. „Niemand," sagt ein Geschichtschreiber, der ihn gekannt hat, „hat besser die Kunst verstanden, die Gesinnung des Volks zu lenken, und sich eine so außerordentliche Popularität zu erwerben. Mit Hülfe dieser Popularität bewirkte er alle die Begebenheiten seiner despotischen Regierung, lenkte die Schritte des Municipalraths, zog den unbeständigen und aufrührerischen Pöbel an sich, machte das Gesetz geltend, um die Tyrannei zu gründen, und verhinderte die Weisen laut zu werden, indem er ihnen die Gesinnung der Bösen zeigte. Schon als bloßer Municipalrath spricht er vor den Schranken der gesetzgebenden Versammlung, als ob er der Abgeordnete einer obern Macht sey. Sobald er im Convente sitzt, wird er gleich der Brennpunkt der Demagogie, und zerstört, was zum Königthum gehört. Die Royalisten schickt er mit den Republikanern, deren Energie ihm Furcht einjagt, aufs nämliche Blutgerüste. Hier zündet er den Fanatismus des gröbsten Pöbels an, dort schmeichelt er der Trägheit und der brutalen Unmäßigkeit mit der Aussicht auf die Gütertheilung. Er braucht die Heberte, die Clootse, die Chaumette, um alles zu desorganisiren, um alles zu zerstören, Sitten, Gesetze und Religion, und ihr Lohn ist — Schande und Tod! Er wird plötzlich ihr Ankläger, ihr Richter, und fast ihr Henker, erklärt sich für den Vertheidiger des Gottesdienstes und der Moral. Er versammelt um sich her die zerstreuten Reste der von ihm zerstörten Parteien, und bestimmt die gefälligen Diener seiner Tyrannei zur Todesstrafe!" Man erzählt, zwei genfer Bürger hätten Nachricht von einer geheimen Unterhandlung Robespierre's mit England gehabt, und den französischen Residenten zu Genf beschworen, diese Verrätherei in Frankreich bekannt zu machen. Mittelst jener Unterhandlung sollte Robespierre als das Oberhaupt Frankreichs anerkannt werden, wofern er die Religion, den Handel, die Ruhe u. s. w. wieder herstellte. Was an dieser Aussage wahr ist, läßt sich schwer entscheiden. Robespierre's jüngerer Bruder hatte zwar seine Kühnheit nicht, war aber nicht minder zum Despotismus geneigt, half ihm seine Grausamkeiten vollziehen, ward mit ihm gefangen, sprang aus einem Fenster des Rathhauses hinaus, brach ein Bein, und wurde verletzt wie sein Bruder zum Richtplatz geschleppt.

Robinson. Unter diesem Titel erschienen in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts eine Menge Romane, welche Erzählungen seltsamer Abenteuer zu Wasser und zu Lande enthielten. Zu der ersten Schrift dieser Art gab folgende Begebenheit Veranlassung: Alexander Selkirk, aus Largo in Schottland, geboren um das Jahr 1680, diente von Jugend auf zur See, begleitete als Oberbootsmann den berühmten englischen Seefahrer Dampier nach der Südsee, gerieth mit seinem Schiffscapitän in Streit, und wurde 1705 auf der damals unbewohnten Insel Juan Fernandez, hinter Chili, zurückgelassen, nach einem einsamen und kümmerlichen Aufenthalte von vier Jahren

und vier Monaten im Jahre 1709 vom Capitän Woodes Roger, bei dessen Reise um die Welt, wieder an Bord genommen und nach zwei Jahren nach England zurückgebracht. Selkirk beschrieb hierauf seine Begebenheiten und übergab die Papiere einem damaligen bekannten Schriftsteller, Daniel de Foe (s. d. Art. Foe) zur Durchsicht, um sie zum Druck zu befördern. Dieser entwendete aber daraus die Materialien zu einem Romane, und gab dem betrogenen Seefahrer seine Papiere zurück. Er änderte nur Zeit, Ort und Namen, verlegte die Scene auf eine der Karaiben beim Ausflusse des Oronoko, nannte seinen Abenteurer Robinson, ließ ihn durch Sturm und Schiffbruch dahin verschlagen werden, verlängerte seinen Aufenthalt bis auf 28 Jahre, versetzte die Geschichte rückwärts in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, woraus denn die bekannte und in unzähligen Robinsonaden nachgeahmte Geschichte des Robinson Crusoe entstand. Rousseau fand dieses Buch besonders empfehlenswerth für seinen Aemil. Wirklich ist es auch vorzüglich geschickt, dem jugendlichen Alter die Nothwendigkeit einer frühen Gewöhnung zu Fleiß und Aufmerksamkeit auf häusliche und bürgerliche Geschäfte, zur Unabhängigkeit von äußerer Bequemlichkeit, zur Würdigung der wahren Güter des Lebens, zum Gebet und Vertrauen auf eine Vorsehung, zur Uebung des Erfindungsgeistes, zur Schätzung mancher unerkannten Wohlthaten des gesellschaftlichen Lebens, und viele heilsame Erziehungsregeln anschaulich zu machen. Nur waren Schreibart und Einkleidung zu sehr veraltet, als daß es ohne Widerwillen gelesen werden konnte. Wezel fing damals an, diesen englischen Robinson zusammengezogen und umgearbeitet in den „zweiten Jahrgang des dessauischen philanthropischen Lehrbuchs" theilweis einzurücken. Campe hatte zu gleicher Zeit den nämlichen Gedanken, und ließ sich durch das Zuvorkommen Wezels nicht irre machen, sondern kündigte sein Vorhaben unter einem neuen Gesichtspunkte an. Beide ließen ihre Arbeiten neben einander, der eine zu Leipzig, der andere zu Hamburg erscheinen. Aber Campe's Umschmelzung der alten gedehnten Schreibart in einen leichten unterhaltenden Erzählungston, die Einkleidung in Gespräche, die, besonders für Kinder, so lehrreichen Bemerkungen aus dem menschlichen Leben, der Naturgeschichte, der Geographie, der Schifffahrt, erheben dieses Buch nicht nur unendlich weit über das Original, sondern machen selbst der sonst guten, aber dem Fassungskreise der Kinder weniger angemessenen Umarbeitung Wezels den Rang streitig.

Rochambeau (Jean Baptiste Donatien de Vimeur de), aus einer adeligen französischen Familie, geb. den 1sten Juli 1725, trat im sechzehnten Jahr als Cornet in das Cavalerieregiment St. Simon, machte die Feldzüge in Böhmen und Bayern (1741 — 1742) unter dem Marschall Broglio, und im Elsaß (1744) als Hauptmann einer Compagnie mit. Er wurde sehr bald Generaladjutant des Duc d'Orleans und des Grafen Clermont, und befand sich mit dem letztern in der Schlacht von Raucour. In seinem 22sten Jahre war er bereits Oberster eines Infanterieregiments, führte es in der Schlacht von Laffeld an, und erhielt zwei schwere Wunden. Bei der Belagerung von Mastricht wurde ihm die Berennung dieses Orts am linken Ufer der Maas mit 14 Grenadiercompagnien aufgetragen. Als Brigadier der Infanterie belagerte er Mahon unter dem Marschall Richelieu (1756) und stieg, trotz des englischen Artilleriefeuers, in die Gräben. Mit 4000 Mann im J. 1757 ins Halberstädtische beordert, nahm er

die kleine Festung Regenstein ein und die preußische Garnison gefangen. In der Schlacht von Crevelt führte er eine Brigade an, welche nebst zwei andern der französischen Armee dem Heere des Prinzen Ferdinand Widerstand leistete. Die Jahre 1758, 59 und 60 waren Zeugen neuer Thaten der Tapferkeit und tactischen Klugheit dieses Feldherrn. Als Oberster des Regiments d'Auvergne zwang er, an der Spitze der Grenadiere der Armee, den General Luckner, sich in die engen Pässe von Saalmünster zurückzuziehen, und drängte den Nachtrab des Prinzen Ferdinand bei dem Rückzuge desselben von Sachsenhausen nach Cassel. Er vereinigte sich mit dem Corps von Stainville, und umringte und schlug durch einen vereinten Angriff eine Division von 10,000 Mann, deren Anführer, Graf Fersen, getödtet und die Artillerie erobert ward. In der Schlacht bei Klostercampen (1760) unterstützte er die Bewegungen, die den glücklichen Ausgang entschieden. In der Schlacht bei Villingshausen (d. 15ten Juli 1761) befehligte er den rechten Flügel der Armee, machte seinen Rückzug in Ordnung und ohne Verlust, und wußte sich während des ganzen Feldzugs einer an Macht überlegenen Armee furchtbar zu machen. Im J. 1780 commandirte er als Generallieutenant die Hülfstruppen, die Frankreich nach Nordamerica schickte, landete mit 6000 Mann bei Rhode-Island und nahm eine feste Stellung, die der englische General Clinton nicht anzugreifen wagte. Nachdem er die aus Frankreich lang erwartete Verstärkung erhalten, stieß er vor Neuyork zum General Washington, beförderte die Uebergabe dieser und der Stadt Glocester, und nöthigte, mit der Armee der Americaner, 7000 Engländer unter Cornwallis das Gewehr zu strecken und 22 Fahnen und 180 Kanonen auszuliefern. Dieser Sieg entschied die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich ward er vom König zum Ritter des heil. Geist-Ordens und zum Oberbefehlshaber der Provinz Picardie ernannt. Im J. 1789 commandirte er in dem durch Volksunruhen bewegten Elsaß, stellte die Ruhe wieder her, und schützte die Städte vor den Plünderungen des Pöbels. Als Commandeur der Nordarmee stellte er im J. 1790 alle Befestigungen dieser Gränzlinie her, und bildete zu Dünkirchen, Maubeuge und Sedan drei verschanzte Lager, die vom Feinde respectirt wurden. Ludwig XVI. erhob ihn damals zum Marschall von Frankreich. Bald darauf erklärte die Nationalversammlung dem deutschen Kaiser den Krieg, ohne auf eine solche Unternehmung vorbereitet zu seyn. Rochambeau fand in allen seinen Planen Widerspruch; man machte ihm andere, die er als völlig abgeschmackt erkannte, aber doch anzunehmen sich genöthigt sah. Dumouriez, der ins Ministerium gekommen war, fand in seinem Entwurf des Feldzugs Mittel, Rochambeau zu Lille zu lassen, während er alle andre Generale in Thätigkeit setzte. Durchdrungen von Mißmuth, legte nun Rochambeau das Commando nieder. Im J. 1804 ernannte ihn der Kaiser Napoleon zum Mitglied der Ehrenlegion. Nach 50 Dienstjahren zog er sich in seine Heimath zurück, wo er 1804 starb. Ms.

Roche Jacquelin, s. La Roche Jacquelin.

Roche (Maria Sophia la), geborne von Gutermann, eine der geistreichsten Schriftstellerinnen der Deutschen. Sie war am 6ten Dec. 1731 zu Kaufbeuern geboren. Ihr Vater Gutermann, Edler von Gutershofen, ein sehr gelehrter Arzt, erzog sie mit zärtlicher Sorgfalt. Ihre frühe Lesekunst benutzte er nur für die Bibel, wel-

che Sophie schon als fünfjähriges Kind zum ersten Male durchgelesen hatte. Sophiens Vater war von Kaufbeuern nach Augsburg als Stadtphysicus und Decan der medicinischen Facultät versetzt worden; hier fand sie im siebzehnten Jahr ihres Alters Gelegenheit zu höherer wissenschaftlicher Ausbildung; denn hier war es, wo sie den Dr. Bianconi aus Bologna, damaligen Leibarzt des Fürst-Bischofs von Augsburg aus dem Hause Hessen-Darmstadt, kennen lernte. Dieser, damals in einem Alter von 32 Jahren, begehrte Sophien zur Gattin. Er nahm den thätigsten Antheil an dem Geschäfte ihrer Bildung, indem er sie mit den besten Dichtern seiner Nation und mit den Kunstwerken Griechenlands und Roms durch die besten Kupferstiche bekannt machte. Nach dem Tode der Mutter wünschte der Vater die Verbindung seiner Tochter mit Bianconi im nächsten Jahre vollzogen zu sehen. Sie kam aber leider nicht zu Stande, da Bianconi, als Italiener ein eifriger Catholik, in Dresden, wo er unterdessen Leibarzt des chursächsischen Königs von Polen geworden war, zwar seiner künftigen Gattin selbst Religionsfreiheit zusicherte, aber fest darauf bestand, daß alle Kinder catholisch werden sollten, Sophiens harter Vater hingegen die Töchter durchaus lutherisch haben wollte. Ziemlich offen gab sie den Schmerz, den sie wegen der Trennung von diesem Manne empfand, durch den Entschluß zu erkennen, ihr künftiges Leben in der Einsamkeit eines Klosters zu verleben. Dieser Entschluß konnte jedoch, wahrscheinlich auf Veranstaltung ihres Vaters, nicht ausgeführt werden. — Ein stilles, zurückgezogenes, nur den Wissenschaften und der Lectüre gewidmetes Leben wurde nun ihr Loos. Mit zwei ihrer Schwestern und ihrem einzigen Bruder kam Sophie nach Biberach in das Haus ihres Großvaters Gutermann, Senators und Hospitalmeisters daselbst. Nach dem Tode desselben führte sie mit den genannten Geschwistern ihre eigne Oekonomie eine Zeit lang und bezog dann das Haus Wielands, der damals Prediger zu St. Maria Magdalena daselbst war, später aber Senior des dortigen Ministeriums wurde. Auf welche Veranlassung sie in dieses Haus kam, ist nicht bekannt; doch kann man die ziemlich nahe Verwandtschaft des Gutermannschen und Wielandischen Hauses als hinreichenden Grund annehmen, da Wielands Gattin und Sophiens Vater Geschwisterkinder waren. In diesem Hause nahte eine neue Epoche für Sophiens Bildung heran. Denn hier war es, wo sie den jungen Wieland kennen lernte. Dieser machte sie mit den besten Erzeugnissen der deutschen Literatur bekannt. Natürlich war es, daß bei diesen gemeinschaftlichen Beschäftigungen beider Herzen sich finden mußten, sie schlossen ein schönes Freundschaftsbündniß, das um so dauerhafter seyn mußte, da es auf gegenseitige Liebe und Dankbarkeit, Hochachtung und Verehrung gegründet war. Sophie sollte Wielands Gattin werden. Mit diesem Entschlusse verließ sie Wieland im Herbste des Jahres 1750. Sehnsucht nach der Geliebten trieb ihn im Juni 1752 nach seiner Vaterstadt zurück. Aber hier zeigte sich kein Nahrungszweig für ihn. Er war also gezwungen, seine Geliebte abermals zu verlassen und reis'te im October 1752 nach der Schweiz zu Bodmern, wo er acht Jahre lebte. Während dieser Zeit trennten Mißverständnisse aus den edelsten Beweggründen diese Liebe, und als Wieland im Jahre 1760 nach Biberach zurückkam, um dort die Stelle eines Raths der Stadt anzutreten, fand er das Ideal seiner platonisirenden Phantasie als die Gattin eines andern. Ihre Liebe war getrennt, nicht so ihr Freundschaftsbund, der, in der Ju-

gend geschlossen, noch im hohen Alter beider Freude war; er dauerte 56 Jahre hindurch. Das Schicksal hatte Sophiens Hand dem Herrn von la Roche bestimmt, den sie während Wielands Abwesenheit kennen lernte, und aus Verdruß, Gehorsam und Verehrung heirathete. Als er Sophien ehelichte, war er mainzischer Hofrath und führte die Oberdirection über alle Besitzungen der gräflich Stadionschen Familie in Schwaben, Böhmen und Wirtemberg. Er war ein edel und frei denkender Mann, und zugleich ein ausgezeichneter Geschäftsmann, der aber vielleicht darin zu weit ging, daß er nur auf Staatsgeschäfte Werth legte und sich dabei, wenigstens dem Scheine nach, gegen alles, was Empfindung hieß, auflehnte. Dennoch entstand dadurch zwischen ihm und seiner zart fühlenden Gattin kein Mißverhältniß, sondern stets herrschte in ihrem Cirkel Eintracht und Freude, obgleich jedes seinen eignen Gang wählte. Sophie kam durch la Roche in die Familien des deutschen Adels, und erhielt Gelegenheit, die Angelegenheiten der großen Welt, wie des gemeinen Mannes kennen zu lernen. Dabei setzte sie ihre Studien mit ununterbrochenem Eifer fort. Nach dem Tode seines großen und edlen Beschützers, des Grafen Stadion, wurde la Roche in churtriersche Dienste als Staatsrath nach Coblenz berufen. Während zehn Jahre, die Sophie hier an den Ufern des herrlichen Rheins verlebte, bekam sie Gelegenheit, auch den Fürstenstand näher zu betrachten; hier knüpfte sie Freundschaftsbündnisse mit vielen bedeutenden und vortrefflichen Menschen. Aber das Schicksal wollte, daß ihre Familie sich von diesem hohen Standpunkte zurückziehen mußte. Noch liegen die Gründe hiervon im Dunkeln; so viel aber ist gewiß, daß die von ihrem Gemal verfaßten Briefe über das Mönchswesen dessen Sturz beförderten. Von nun an lebte Sophie mit ihrem Gatten ein stilles Privatleben, anfangs zu Speier, dann zu Offenbach. Hier starb ihr geliebter Gatte im J. 1789. Noch größern Schmerz empfand sie über den Tod ihres Sohnes Franz, der im J. 1791 früh dahinstarb. Seit dem Tode beider war innere und äußere Trauer ihr eigen; nur das Glück, noch einen Sohn, Carl von l. R. (Geheimer Bergrath zu Berlin) zu besitzen, erheiterte sie zuweilen einige Augenblicke. Am 18. Febr. des Jahres 1807 ging sie, nach einer zehntägigen Krankheit, ein in die Wohnungen des ewigen Friedens. — Ueber Sophiens Charakter und Lebenswandel ist bei allen, die sie sahen und näher kennen lernten, nur eine Stimme. Die seltensten körperlichen und geistigen Vorzüge fanden sich in ihr vereinigt. Sie war die zärtlichste Mutter ihrer Kinder, die gefühlvollste Gattin, und eine warme aufopfernde Menschenfreundin. Gegen Höhere bescheiden, aber nie kriechend, gegen Niedere leutselig, gütig und gefällig, flößte sie jenen Achtung und Bewunderung, diesen mit der Bewunderung zugleich Liebe und Verehrung ein. Ihre Unterhaltung war angenehm und belehrend. Der Verlust eines großen Theils ihres Vermögens konnte sie nicht niederschlagen; selten äußerte sie ihren Schmerz darüber, so wie sie überhaupt in Freud und Leid mäßig war; nur der Verlust ihrer Lieben beugte sie heftig darnieder. — Wir fügen noch einige Bemerkungen über sie als Schriftstellerin bei. Sie hat eine bedeutende Anzahl von Werken geschrieben, und einer Frau von ihrem Geiste, ihrer Kenntniß und Erfahrung, konnte es an Stoff zu zahlreichen, unterhaltenden und belehrenden Arbeiten nicht fehlen. Ihre Lieblingsstudien waren Naturgeschichte und Naturlehre, Geschichte der Künste, Völker- und Staatengeschichte, schö-

ne Wissenschaften, Moral und Erziehungswissenschaft, die sie sorgfältig studirte, um bei Erziehung ihrer eignen Kinder davon Gebrauch zu machen. So wie nun diese Wissenschaften zur Ausschmückung ihrer Werke dienten, so waren auch die in denselben gezeichneten Charaktere meist aus ihren eigenen Lebensverhältnissen entlehnt. Vorzüglich gelangen ihr Romane und Familiengeschichten in Briefform, oder in der durch Joh. Timoth. Hermes in Deutschland mit Glück eingeführten Richardsonschen Manier. Fast in allen sind die Charaktere gut und mit Kenntniß des menschlichen Herzens gehalten. Poetische Kraft und Fülle der Phantasie wird man nur selten in ihren Schriften vermissen und sich gern in die idealische Welt der Schriftstellerin hineinversetzen. Ton und Styl sind edel, einfach, lebhaft, und eine unmittelbare Folge ihrer durch Natur, Erziehung und Lebensumstände bestimmten, individuellen Art zu empfinden und zu denken. — Ihre erste Arbeit war: die Geschichte des Fräuleins von Sternheim (1771). Sie entstand, indem sie sich durch diese schriftstellerische Beschäftigung über die Trennung von ihren Töchtern zu trösten suchte. Sie that dies auf Anrathen eines ihrer würdigsten Freunde, des Predigers Brechter, den Sophie sich nachher bei der Schilderung von wackern Geistlichen oft zum Muster nahm. Wieland begleitete dies Werk mit einer Vorrede (Leip. 1771 2 Thl. 8.). Hierauf folgten dann mehrere Werke, von denen die vorzüglichsten folgende sind: Rosaliens Briefe, mein Schreibetisch, Pomona, Rosalie und Cleeberg, Briefe an Lina, Briefe über Mannheim, Geschichte der Miß Loni, Erscheinungen am See Oneida, moralische Erzählungen, (Speier 1785, 2 Thle.) neue Erzählungen, Fanny und Julie, Freunde und Freundinnen von zwei sehr verschiedenen Jahrhunderten und die Badebekanntschaft, das schöne Bild der Resignation, Liebehütten, Herbsttage, mehrere Reisebeschreibungen u. a. Das letzte, was sie herausgab, führt den Titel: Melusinens Sommerabende (1806). Richtig ahnend, schloß sie mit dieser Schrift ihr Schreibepult und überlebte sich als Schriftstellerin nicht. Merkwürdig ist Wielands Vorrede zu diesem Werke. Er, der sie vor 35 Jahren in die Schranken der literarischen Laufbahn durch Herausgabe ihrer Sternheim geführt hatte, begleitete sie im J. 1806 auch wieder hinweg vom literarischen Schauplatz. — κ. μ. δ.

Rochechouart (Françoise Athenais de), eine der Geliebten Ludwigs XIV., aus einer fürstlichen Familie, anfangs bekannt unter dem Namen Madame de Tonnay-Charante. Ihre Schönheit zeichnete sie weniger aus, als ihre angenehme, heitere und natürliche Gemüthsart. Sie wurde an den Marquis de Montespan verheirathet, welcher ihr ansehnliche Partien aufopferte, aber mit Undank belohnt wurde. Die Duchesse de la Valliere, Geliebte Ludwigs XIV., nahm sie in ihre Gesellschaft auf, und der König betrachtete sie anfangs als eine liebenswürdige Unbesonnene. Sie suchte unaufhörlich diesen Monarchen zu locken, welcher spöttisch zu Madame de la Valliere sagte: Sie möchte gern, daß ich sie liebte; aber ich werde es nicht thun. Er täuschte sich und wurde bald von ihren Reizen gefesselt. Um damals den Verdacht der Königin, deren Ehrendame sie war, schlau zu entfernen und ihr eine hohe Meinung von ihrer Tugendhaftigkeit einzuflößen, communicirte sie alle acht Tage in ihrer Gegenwart und besuchte die Hospitäler. In der Folge herrschte sie über den König gebieterisch. Denn sie genoß damals solches Vertrauen, daß sie bei Be-

forderung der Marschälle von Frankreich (1679) in die Taschen des Königs griff, um die Liste zu sehen, und als sie den Namen des Duc de Biconne, ihres Bruders, nicht darauf fand, in Vorwürfe ausbrach und nicht eher abließ, bis ihm der König den Marschallstab verlieh. Sie liebte den König nach Launen, aber noch mehr das Geld. Ihre Phantasien veranlaßten ihn zu großen und unnützen Ausgaben. Aber allmählig entfernten ihre herrschsüchtigen und eigensinnigen Launen sie von ihm. „Sie hatte," sagt Madame de Genlis, „Falschheit im Charakter und Natürlichkeit im Verstande. Frei von Empfindsamkeit, aber der Begeisterung unterworfen, liebte sie mit Leidenschaft, oder sie liebte gar nicht; Alles, was glänzte, schien ihr groß; Ehrenbezeigungen nahm sie für Ruhm; sie hatte tiefe Entwürfe und kindische Beweggründe; zugleich unersättlich und leichtsinnig in ihren Wünschen, wollte sie herrschen, nicht um wirklich zu leiten und zu regieren, sondern nur um sich sehen zu lassen." Mad. de Montespan hatte die La Valliere verdrängt, und erfuhr erst von der Duchesse de Fontanges und dann von der Marquise de Maintenon dasselbe Schicksal. Ludwig XIV. befahl ihr 1680 den Hof zu verlassen; sie starb 1707, 66 Jahr alt, zu Bourbon, wo sie die Bäder gebrauchen wollte. In den letzten Jahren ihres Lebens sah sie auf den Verlust ihrer Gunst standhaft hin. Die Religion flößte ihr Empfindungen der Reue und selbst der Demuth ein. Als ihre niedrigsten Dienstboten ihr die schuldige Ehrerbietung versagten, bezeigte sie eine Art von Freude, und empfing diese kleinen Demüthigungen als eine Abbüßung für ihre großen Verirrungen mit Vergnügen. Der Marquis de Montespan, an welchen sie auf Verlangen ihres Beichtvaters des Pater de la Tour schrieb, wollte nichts von ihr wissen; indeß trauerte sie dennoch um seinen Tod wie eine Witwe. Nach und nach widmete sie sich ganz den Armen, arbeitete für sie mehrere Stunden des Tages an groben Stücken, und ließ die sie umgebenden Weiber für sie arbeiten. Ihre ehemals mit Delicatessen und Ueberfluß versehene Tafel ward einfacher; sie vermehrte ihre Fasten und Gebete. Ihre Büßungen waren anhaltend. Ihre Hemden und Bettücher waren von grober, ungebleichter Leinwand, aber unter gewöhnlichen Hemden und Tüchern verborgen. Sie trug beständig Armbänder, Kniebänder, und einen Gürtel mit eisernen Stacheln, und ihre Sprache war gleichfalls die einer Büßenden. Die Schrecken des Todes quälten sie so, daß mehrere Frauen des Nachts bei ihr wachten. Sie legte sich bei offnen Vorhängen und bei vielen brennenden Wachskerzen nieder, und hieß ihre Wächterinnen plaudern, essen oder spielen, um sich wach zu erhalten. Mitten unter ihren Büßungen und Beängstigungen konnte sie doch nicht das Aeußere einer Königin verleugnen, dessen sie sich zur Zeit ihres Glücks angemaßt hatte. Sie hatte in ihrem Zimmer einen einzigen Armstuhl, wo sie die Huldigungen der Großen, der Prinzen und Prinzessinnen empfing, ohne sich stören zu lassen, und ohne ihnen das Geleite zu geben. Reize, die ihr eigen waren, und erhöht durch feine Höflichkeit und treffende Spiele des Witzes, milderten, was ihr Hochmuth Hartes haben konnte. Sie erhielt ihre Schönheit und Gesundheit bis zu den letzten Tagen; indeß hielt sie sich immer für krank, und einige Mal bis zum Sterben. Diese Unruhe unterhielt in ihr den Geschmack am Reisen. Auf diese Reisen nahm sie sieben bis acht Personen mit sich, um ihr die Zeit zu vertreiben. Das letzte Mal, als sie nach Bourbon ging, bezahlte sie auf zwei Jahre die Pensionen der Mildthätigkeit, die sie zu geben pflegte, weil sie überzeugt war, daß sie nicht zurückkommen würde; und sie hatte sich nicht

getäuscht. Sie hatte von ihrem Gemahl einen Sohn, der unter dem Namen Duc d'Antin bekannt ist, dessen Nachkommenschaft 1757 in seinem Enkel endigte. Ms.

Rochefoucauld. Die schon im 11ten Jahrhundert in der Geschichte Frankreichs vorkommende Familie der Rochefoucauld hat eine Reihe sich in Kriegs- und Staatsdiensten, so wie im gelehrten und im geistlichen Stande auszeichnender Mitglieder aufzuweisen. Da der beschränkte Raum unsers Werks nicht erlaubt, sie sämmtlich aufzuführen, so begnügen wir uns, zwey aus ihrer Mitte hier aufzunehmen: den durch seine Maximes bekannten Herzog François von La Rochefoucauld und den (1819) noch lebenden Herzog von L. R. Liancourt I. Franz VI. Herzog von La Rochefoucauld, Prinz von Marsillac, war 1603 geboren. Durch Geist und Tapferkeit gleich ausgezeichnet wurde er als eine Zierde des französischen Hofs betrachtet. Er war mit der berühmten Herzogin von Longueville verbunden, auf deren Antrieb er sich auch in die Streitigkeiten der Fronde mischte, wobei er in einem Gefechte beinahe für immer das Gesicht verlohren hätte. Bei dieser Gelegenheit recitirte er die Verse aus Ryers Alcyonée:

Pour mériter son coeur, pour plaire à ses beaux yeux,
J'ai fait la guerre aux rois, je l'aurois faite aux dieux.

Nachdem er sich aber mit seiner Geliebten veruneint hatte, parodirte er dieselben Verse:

Pour ce coeur inconstant qu'enfin je connois mieux,
J'ai fait la guerre aux rois, j'en ai perdu les yeux.

Nach den beendigten Unruhen der Fronde dachte Rochefoucauld nur daran, sich den sanften Freuden der Literatur und der Gesellschaft hinzugeben. Sein Haus wurde der Vereinigungspunkt der ausgezeichnetsten Köpfe jener Zeit, und hier fanden sich Racine, Boileau, Mad. de Sevigné, Mad. de la Fayette zusammen. Was in dem Zeitalter Ludwigs XV. die Häuser der Mad. Geoffrin, der Mll. Lespinasse, der Mad. d'Epinay waren, das war ein Jahrhundert früher das Haus des Herzogs. Er starb 1680. Man hat von ihm: Mémoires de la régence d'Anne d'Autriche, und die ihn unsterblich machenden, unzählige Mal neu gedruckten, und in alle Sprachen, (ins Deutsche von Friedrich Schulz und Bar. v. Maltiz) übersetzten Réflexions et Maximes. Der Hauptgedanke, der sich durch alle einzelnen Reflexionen und Grundsätze hinzieht, ist, daß Eigenliebe die Triebfeder aller menschlichen Handlungen sey; aber dieser Satz ist auf eine höchst geist- und sinnreiche Art so mannichfaltig gewendet und dargestellt, und das Ganze wie alles Einzelne zeigt von einer so feinen Menschenbeobachtung, daß man diese Sammlung immer mit neuem Interesse lesen wird, wenn man auch das Grundprincip derselben nicht annehmen sollte. II. Frz. Al. Fred. Herzog de la Rochefoucauld, Pair von Frankreich, geb. 1747, ist besonders mit dem Zunamen Liancourt, den er von Besitzungen in Beauvais führt, bekannt. Seit der Restauration aber nennt er sich blos mit dem Familiennamen. Als Mitglied der constituirenden Versammlung zeigte La Rochefoucauld sich besonders Reformen, welche die innere Administration, die Finanzen und die polizeiliche Verfassung betrafen, geneigt. An dem wichtigen Beschlusse in der Nacht vom 4. Aug., wodurch das Feudalsystem in Frankreich aufgehoben wurde, hatte er den größten Antheil. Späterhin suchte er besonders philanthropische Ideen in Anregung und zur Ausführung zu bringen. Er machte in dieser Hinsicht im Namen der competirenden Ausschüsse viele offizielle Berichte über Hospitäler, Armenwesen u. dergl. Gegenstände. Nach dem 10. August

(1792) entfloh er nach England und ging dann nach America, wo er sich bis zum Jahr 1799 aufhielt, viele Reisen in das Innere dieser Länder anstellte und sich mit allem, was den Ackerbau, die Manufakturen, den Kunstfleiß und die politischen und wohlthätigen Institutionen derselben auszeichnet, auf das genaueste bekannt machte. (Seine Reisen und Beobachtungen in America hat er in 6 Bänden beschrieben.) Nach dem 18. Brûmaire kehrte er nach Frankreich zurück, lehnte aber alle Anträge Napoleons, der ihn in seine Nähe ziehen wollte, ab, nahm von ihm blos die Decoration der Ehrenlegion an und beschäftigte sich ausschließlich mit der Ausführung von Planen, wozu sein langer Aufenthalt in England und America ihm die Ideen gegeben hatte. Seine eignen Güter fand er zwar verkauft, nicht aber die Güter seiner Gemahlin, welche sich zum Schein von ihm getrennt hatte. Auf diesen legte er nun große Spinnereien von Baumwollengarn, ganz nach englischer Art, an und erwarb sich dadurch große Verdienste um die französische Industrie. Wir übergehen hier viele andere Entwürfe, die er aus England und America nach Frankreich verpflanzte, und führen nur noch an, daß man in Frankreich ihm vorzüglich die Einführung der Jennerschen großen Entdeckung, der Kuhpockenimpfung, verdankt.

Rochelle, eine berühmte Handels- und Seestadt im Departement der untern Charente in Frankreich, am Atlantischen Meere gelegen, ist stark befestigt und gut gebaut. Der Schloßplatz ist einer der schönsten öffentlichen Plätze in Frankreich. Sie hat sechs Kirchen, mehrere wissenschaftliche Anstalten, eine Schifffahrtsschule; ein Naturalienkabinet, 2200 Häuser und 17,500 Einwohner, welche außer einer Zuckerraffinerie, einer Fayence- und Glasfabrik, lebhaften Seehandel betreiben. Der Hafen, welcher durch zwei starke Thürme vertheidigt wird, ist sicher und bequem, aber nur bei der Fluth zugänglich. In der Geschichte der bürgerlichen Unruhen in Frankreich, herbeigeführt durch Religionsstreitigkeiten, zu den Zeiten der Könige aus dem Hause der Valois, so wie unter den nachfolgenden Bourbons, spielte diese Stadt als Haupt- und Waffenplatz der Hugenotten eine bedeutende Rolle, bis endlich unter der Verwaltung Richelieu's (s. d. Art.) sie nach einer merkwürdigen dreizehn Monate dauernden Belagerung im Jahre 1628 in die Hände der Catholiken kam, wodurch der Untergang der reformirten Partei in Frankreich entschieden ward. Ein großer Theil der damaligen Bewohner von Rochelle flüchtete nach der Einnahme der Stadt übers Meer nach America.

Rochester (John Wilmot, Graf von), einer der witzigsten englischen Satiriker, und zugleich der zügellosesten Wüstlinge, welche den Hof Carls II. umgaben, geb. 1648, gestorben 1680. Sein Lehrer war so glücklich, die Fähigkeiten desselben schnell zu Tage zu fördern. Er verließ England, durchreis'te Frankreich und Italien, kam zurück, nahm Dienste bei der Armee und führte die Waffen nicht ohne Auszeichnung. Er überließ sich nun der entehrendsten Lebensweise, und schwächte dadurch seine Gesundheit so sehr, daß er in der Blüthe seines Lebens dahin sank. Das beste, was er geschrieben hat, sind seine jedoch nicht musterhaften Satiren, welche 1714 in London herauskamen; seine Gedichte sind zu voll von Obscönitäten, als daß sie des Lesens dürften gewürdigt werden. Kurz vor seinem Tode ließ er den Bischof von Salisbury, Burnet, kommen, um als reuiger Sünder ersterben zu können; seine Bekehrung wurde

in der Folge durch eine Schrift von demselben Bischofe öffentlich bekannt gemacht.

Rochlitz (Friedrich), großherzoglich sachsen-weimarscher Hofrath und privatisirender Gelehrter zu Leipzig, daselbst geboren 1770, vortheilhaft bekannt als erzählender Schriftsteller in der Gattung des Charakteristischen und Gemüthlichen, das aus dem wirklichen Leben in seinen edlern Verhältnissen gegriffen ist. Er zeigte, wie er selbst behauptet, schon in seinen Kinderjahren viel Neigung für Musik, und der entschiedene Hang zu dieser Kunst gab seinen Blicken in das Gebiet der Künste und der practischen Philosophie ihr Daseyn. Die bei Härtel in Leipzig erscheinende allgemeine musikalische Zeitung, welche er seit ihrem Beginn bis 1819 redigirt hat, verdankt ihm ihren Ursprung. Er lebt in vertrauten Umgange mit Kunst und Poesie, denen er noch manches freundliche Opfer bringt.

Rochow (Friedrich Eberhard von), auf Rekahn. Dieser um die Jugendbildung so verdiente Mann war 1734 den 11ten October zu Berlin geboren, und genoß einen Theil seiner Erziehung auf der Ritteracademie zu Brandenburg. Schon im 15ten Jahr trat er in Kriegsdienste, und folgte, bei der Garde angestellt, seinem König in den 7jährigen Krieg. Mit der preußischen Armee kam er 1754 in die Winterquartiere nach Leipzig. Ein Schuß hatte ihm in diesem Feldzuge einen Arm gelähmt. In Leipzig lernte er Gellert kennen, und wurde von diesem, der die Wißbegierde des jungen Kriegers schätzte, mit mehrern der dasigen Gelehrten bekannt gemacht. Das folgende Jahr rief Rochow wieder ins Feld; da aber eine zweite Verwundung ihn des Gebrauchs der rechten Hand völlig beraubte, so mußte er die Kriegsdienste verlassen, und begab sich nun auf seine Güter, wo er fortan dem Landleben und der Verbesserung des ländlichen Schulunterrichts lebte, der damals noch sehr vernachlässigt war. Er schrieb selbst ein Werk: Versuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute (Berlin 1772), in dem er eine bessere Unterrichtsmethode aufzustellen suchte. Da das Werkchen vielen Beifall fand, so suchte er seine Vorschläge nunmehr auch practisch anzuwenden, und ließ sich die Verbesserungen der Schulen auf seinen Gütern aufs äußerste angelegen seyn, welches ruhmwürdige Beginnen auch von dem besten Erfolge gekrönt wurde. Denn nicht allein offenbarte sich gar bald der wohlthätige Einfluß seines Wirkens auf die Jugend seiner Güter, sondern die Nachahmung desselben trug auch außerhalb Früchte, so daß die erfolgende Landschulenverbesserung in den preußischen und andern Staaten größtentheils mit als sein Werk betrachtet werden kann. Als Kinderschriftsteller zeichnet er sich gleichfalls aus und sein 1776 erschienener Kinderfreund (Berlin 1776 und ff.) fand verdienten Beifall. Ueberhaupt war Rochow in allen seinen Verhältnissen ein sehr braver Mann und seine Bestrebungen für die Aufnahme des Landbau's in den Marken sind gleichfalls höchst lobenswerth. Mit Gellert blieb er stets in der freundschaftlichsten Beziehung, auch stand seine würdige Gattin, eine geborne von Bose, mit Gellert, von dem sie sehr geschätzt wurde, in Briefwechsel. Als warmer Anhänger seines Königshauses und Bewunderer der Heldenthaten der Brandenburger, ließ Rochow bei Hakenberg unweit Fehrbellin ein Monument errichten, zum Andenken der einst auf diesen Feldern geschlagenen Schlacht zwischen dem großen Churfürsten und den Schweden. Er starb am 16ten Mai 1805, betrauert von allen, die ihn kannten, und hinterließ den

Ruhm eines nützlichen und rechtschaffenen Mannes, der sein Leben dem Wohl der Menschheit gewidmet hatte.

Rode (Bernhard), welcher am 14ten Junius 1797 als Director der berliner Academie der bildenden Künste starb, war 1725 zu Berlin geboren, und verrieth früh eine lebhafte Neigung zu den Wissenschaften, welche aber in der Folge durch die Liebe zur Malerkunst überwogen wurde. Anfangs war Müller aus Siebenbürgen, dann fast vier Jahre hindurch der berühmte Anton Pesne sein Lehrer. Im J. 1750 besuchte er Paris, nutzte anderthalb Jahre Carl Vanlo's Unterricht, kam nach Berlin zurück, und trat von da seine Reise nach Italien an. Hier verlebte er zwei Jahre theils in Rom, theils in Venedig, und verfertigte ein großes Gemälde, den Alexander vorstellend, welcher weinend den Leichnam des Darius mit seinem Purpurmantel bedeckt. Nach seiner Rückkunft nach Berlin veranlaßte ihn der Tod seines Vaters im Jahr 1756 zu zwei großen allegorischen Gemälden, welche er nebst einem großen Altarblatte der Marienkirche zu Berlin schenkte. Aehnliche Geschenke erhielten auch andre Kirchen, namentlich die Garnisonkirche vier allegorische Gemälde von vier im siebenjährigen Kriege gebliebnen Helden. Diese Arbeiten machten seinen Namen auch im Auslande bekannt, woher ihm häufige Aufträge zukamen; so malte er z. B. vier Bilder für eine griechische Kirche in der Ukraine. Sein rastloser Fleiß und seine Manier, welche die mühsame Vollendung aller Details verschmähte, machten es ihm möglich, eine sehr große Menge von Gemälden zu fertigen; die meisten derselben sind von ihm selbst in Kupfer radirt worden. Von diesen Blättern gibt es ein Verzeichniß nebst drei Beilagen, worin jedes Stück ausführlich beschrieben ist. Mit besondrer Liebe malte er als ein wahrer Patriot die merkwürdigsten Epochen aus der brandenburgischen Geschichte. Auch aus seines Freundes Geßner Idyllen hat er einige schöne Stücke gemalt, und zu allen Fabeln Gellerts Blätter radirt. Biblische Gegenstände waren ihm jedoch unter allen die liebsten. Er selbst legte einen besondern Werth auf einen Christuskopf, der noch 1799 in seinem Hause war, und ihm zum Muster für alle seine Christusköpfe gedient hatte; eben so wenig war er zu bewegen gewesen, eine Auferweckung der Todten zu veräußern, ein treffliches Werk, das Rode's Meisterschaft als Geschichtsmaler vollgültig beweis't. Unter den auferstehenden Frommen hatte er eine Gruppe seiner eignen Verwandten angebracht. In den Schlössern zu Potsdam u. s. w. sieht man mehrere von ihm ausgeführte Deckengemälde.

Röderer (P. L. Graf), hat in dem ganzen Laufe der franz. Revolution eine bedeutende Rolle gespielt. Er war Mitglied der constituirenden Versammlung, und so schwer es bei der Menge großer Talente, welche dieselbe in sich faßte, auch wurde, sich in ihr bemerkbar zu machen, so gelang es ihm doch in einem hohen Grade. Eine große Zahl wichtiger Berichte im Finanz- und Verwaltungsfache in dieser Versammlung rühren von ihm her. Nach Auflösung derselben wurde er zum Procureur-Syndic der pariser Gemeine ernannt. Als solcher verwendete er sich am 10. August insbesondere dafür, die königl. Familie zu bewegen, die Tuilerien zu verlassen und sich in die Nationalversammlung zu begeben. Obgleich die Königin zu Anfang erklärte, sie wolle sich eher an die Wände des Palasts annageln lassen, als ihn verlassen, so gelang es Röderer doch am Ende, auch sie zu bewegen, und gewiß kam er damals dadurch dem Verbrechen der Ermordung der königl. Familie zuvor, das vom Volke in seiner Raserei

würde begangen worden seyn. Während der Schreckensregierung hielt er sich verborgen. Nach dem 9. Thermidor trat er wieder hervor und nahm insbesondere an der Redaction des Journal de Paris Theil, dessen Miteigenthümer er wurde. Bei der Rückkehr Napoleons aus Aegypten war Röderer der Mittelsmann zwischen ihm und Sieyes, und an der Umwälzung des 18. Brümaire nahm er den lebhaftesten Antheil. Napoleon gebrauchte Röderer zu wichtigen Verwaltungsarbeiten, z. B. der Organisation des Präfektursystems, auch zu diplomatischen Verhandlungen, wie z. B. bei der Einführung der schweizerischen Vermittlungsacte. Hierauf trat Röderer in den Senat, wurde Joseph Bonaparten als Könige von Neapel zugeordnet und erhielt 1810 die wichtige Stelle eines Minister-Staatssecretairs des Großherzogthums Berg. Bei der Restauration blieb Röderer ohne Anstellung, und er lebt seitdem als Privatmann. Man hat von ihm eine Menge kleiner Schriften, deren Schreibart man, was die Franzosen Marivandage (gezierte Spitzfündigkeit) nennen, vorwirft. Daher Chenier's Vers:

Je lisois Röderer, et baillais en silence.

Rodney (George Brydges), ein berühmter englischer Seeheld, wurde 1718 geboren, widmete sich schon früh dem Seedienste, und zeichnete sich durch Muth und Eifer bald sehr vortheilhaft aus. 1751 ward er Commodore, und 1759 Admiral. In diesem Jahre commandirte er die Unternehmung gegen Havre de Grace, welches er im Angesicht der französischen Flotte bombardirte. 1761 wurde er nach Martinique gesandt, das er im folgenden Jahre einnahm. Zwar hatte ihn die Regierung in Betreff seiner Dienste mit dem Bathorden geschmückt, dennoch wurde er nach Abschluß des Friedens 1763 nicht sonderlich belohnt, und erhielt bloß die Stelle eines Gouverneurs des Invalidenhospitals zu Greenwich. Sein leidenschaftlicher Hang zum Spiel aber hatte sein kleines Vermögen verzehrt, und ihn in Schulden gestürzt. Da er nicht bezahlen konnte, entzog er sich den Verfolgungen seiner Gläubiger durch eine Flucht nach Frankreich. Die traurige Lage, in welcher er sich hier befand, wurde durch die Unterstützung des Marschalls Biron erleichtert, der edelmüthig genug war, obgleich Rodney alle Anerbietungen, in die Dienste der Krone Frankreich zu treten, verwarf, seine Schulden zu bezahlen, und ihm so den Rückweg ins Vaterland zu bahnen. Dem Könige von England jetzt durch den Herzog von Chatois empfohlen, erhielt er das Obercommando der westindischen Flotte, mit der er dem belagerten Gibraltar zu Hülfe eilen sollte. Im Januar 1780 eroberte er eine bedeutende Anzahl spanischer Transportschiffe, acht Tage hernach schlug er die spanische Flotte, befehligt von Don Langara, der selbst gefangen wurde. Das edelmüthige Betragen, das Rodney gegen die gefangenen Spanier bewies, hatte zur Folge, daß seitdem auch die gefangnen Engländer sich eines bessern Looses in Spanien zu erfreuen hatten. Der Sieg über Don Langara verschaffte aber dem bedrängten Gibraltar reichen Zufluß an Proviant und Kriegsbedürfnissen. Er eilte nach Westindien. Noch in demselben Jahre (im Mai) lieferte er der französischen Flotte unter dem Befehl des Grafen von Guichen auf der Höhe von Martinique drei Gefechte, die zwar den Ruhm der beiderseitigen Anführer erhöhten, durch keinen Sieg aber entscheidend waren. Bei Rhode-Island traf er noch einmal auf die französische Flotte, griff sie aber nicht an, da sie eine zu vortheilhafte Stellung hatte. Sein Unternehmen im December 1780 gegen die Insel St.

Vincent mißlang zwar, desto glänzender fiel der Angriff auf die Inseln St. Eustach, Martin und Saba aus, die er im Februar 1781 eroberte, wobei 159 Kauffahrteischiffe, eine Convoi von 30 Schiffen und mehrere Kriegsfahrzeuge in die Hände der Engländer fielen. Auf diesen Sieg folgte die Uebergabe der holländischen Colonien Essequebo, Demerary und Barbice, so wie im März der Insel St. Barthelemy. Sein glänzendster Sieg war jedoch der im folgenden Jahr (1782) am 12ten April über die französische Flotte unter Commando des Grafen von Grasse erfochtene auf der Höhe zwischen St. Domingo und den heiligen Inseln. Die Franzosen verloren fünf Linienschiffe erster Größe, darunter das Admiralschiff Ville de Paris, und Grasse selbst wurde gefangen. Für diesen Sieg, welcher Jamaica den Engländern rettete, ernannte ihn sein König zum Pair und Baron des Reichs mit dem Titel: Rodney von Rodney=Stokke, das Parlament aber gewährte ihm eine lebenslängliche Pension von 2000 Pfund Sterl. Von da an lebte Rodney in Ruhe, und starb gerade als der Krieg zwischen England und Frankreich aufs neue ausbrach 1792.

Rogniat (Baron), einer der ersten Ingenieuroffiziere der franz. Armee, ist 1767 geb. und machte seine ersten Studien in Lyon. Der Krieg in Spanien gab ihm, der bis dahin in den untern Graden gedient hatte, insbesondere Gelegenheit, seine großen Talente zu entwickeln. Er leitete mit seltener Geschicklichkeit die Belagerungen von Saragossa, Tortosa und Valencia. Den beiden erstern widmete er ein eigenes Werk, das auch ins Deutsche übersetzt worden ist. In dem Feldzuge von 1813 machte Rogniat sich vorzüglich durch seine Angaben zur Befestigung Dresdens berühmt. Nach der Restauration wurde er Generalinspecteur des franz. Ingenieurcorps und auch außerdem zu wichtigen Geschäften gebraucht. Man hat von ihm ein als classisch betrachtetes Werk: Considérations sur l'art de la guerre (1817), das mit Erläuterungen bereichert vom Major v. Decker im preuß. Generalstab ins Deutsche übersetzt worden ist.

Rohan=Guémené (Louis René Eduard), Cardinal, geb. den 23sten September 1734, war anfangs bekannt unter dem Namen Prinz Louis, und wurde nach und nach Bischof von Canople und Straßburg, Großalmosenier von Frankreich, und Mitglied der französischen Academie. Sein Hang zum Vergnügen hielt ihn weder von den Studien noch vom Streben des Ehrgeizes zurück. Als Ambassadeur zu Wien zeichnete er sich durch sein gefälliges Benehmen und seine Pracht aus. Mit einer schönen Gestalt und einem behenden Verstande wurde er weniger berühmt durch seine Talente, als durch die berüchtigte Halsbandsgeschichte. Am 15ten August 1785, als dem Geburtstage der Königin, sah diese zwei Juweliere bei ihr eintreten, welche für ein demantenes Halsband sechzehnhunderttausend Livres als Preis sich von ihr ausbaten. Sie erklärte sogleich, daß sie dies Halsband nie gesehen, noch zu haben gewünscht hätte. Die Juweliere erwiederten, daß sie es dem Cardinal übergeben hätten, der darum für sie zu handeln beauftragt gewesen. Aufgebracht über den Mißbrauch ihres Namens beklagte sich die Königin bei ihrem Gemahl, und foderte Gerechtigkeit. Der Monarch fragte die Siegelbewahrer und von Breteuil um Rath, welche der Meinung waren, man sollte den Cardinal verhaften; aber die Königin verlangte, daß er vorher verhört werde. Gestehen Sie, sagte sie zu ihm, daß es seit vier Jahren das erste Mal ist, daß ich Sie spreche. Der Cardinal bejahte es, und erklärte, daß er durch Betrug einer

gewissen La Mothe hintergangen sey. Als er aus des Königs Cabinet kam, ward er verhaftet und in die Bastille gesetzt. Auf das erste Gerücht von dieser Verhaftung glaubte das Publicum, der Cardinal habe dem Kaiser Mittel zu einem plötzlichen Einfall in Lothringen an die Hand gegeben; allein es wurde bald besser belehrt. Der König ließ dem Gefangnen sagen, er möchte selbst über sein Loos entscheiden. Dieser erklärte den Wunsch, vom Parlament gerichtet zu werden. Das Parlament sprach den Prälaten von aller Anklage frei. Trotz dieses Ausspruchs konnten Ludwig und seine Gemahlin denjenigen nicht mit freundlichem Blicke um sich sehen, der ihre Namen in einer so verdrießlichen Sache Preis gegeben hatte. Der Cardinal wurde der Großalmoseniers würde entsetzt und in die Abtei La Chaise-Dieu in Auvergne, und nachher in sein Bisthum zu Straßburg verwiesen. Im J. 1789 ward er zum Deputirten der Geistlichkeit des Amtes Hagenau bei den Generalstaaten ernannt, wo er im September seinen Sitz nahm. Die Anführer der Volkspartei hofften, daß er aus Rache gegen den Hof die Neuerungen wider die Geistlichkeit begünstigen würde; aber der Cardinal entfernte sich von ihnen, und verließ die Versammlung. Kurze Zeit nachher, da er als Urheber der in dem Rheindepartement entstandenen Unruhen gerichtlich angeklagt war, zog er sich in den in Deutschland gelegenen Theil seiner Besitzungen zurück. Er zeigte sich hier frei von Bitterkeit und wohlthätig gegen Unglückliche, die er unterstützte. Er starb zu Ettenheim den 17ten Februar 1802. Als aufgeklärter Beschützer der Gelehrten hatte er den Abbé Le Batteux an sich gezogen. Seine Unterhaltung war lebhaft und aufgeweckt; er sprach über Alles mit Anmuth, und wenn seine Jugend durch einige Verirrungen bezeichnet war, so hatte das Unglück und das Alter seinen Geist zur Reife gebracht, und sein Herz sanft, wohlwollend und edelmüthig gestimmt.

Ms.

Rohr (spanisches), ist ursprünglich aus Indien, Spanien und Italien zu uns gekommen. In den beiden letztgenannten Ländern, vornehmlich in den feuchten Weinbergen, wird es gepflanzt, und treibt dicke, hohle und gleiche Stengel, die gegen zehn Ellen hoch werden, und Stäbe, Pfähle, Pfeifen u. dgl. abgeben. Auch die Stuhlmacher, Weber und andre Handwerker verbrauchen das Packrohr in großer Menge. Die Stockröhre werden stück- oder bundweise verkauft. Die von der ersten Größe, welche vollkommen wohl proportionirt sind, kosten selbst in Holland 50, 100 und mehr Gulden das Stück.

Roland (Rutland), ein in alten Ritterbüchern und Gesängen eine große Rolle spielender fabelhafter Held, angeblich Schwestersohn Kaiser Carls des Großen. So wie König Arthur mit seinen Rittern von der Tafelrunde, so spielt auch Carl mit den zwölf Palladinen in den alten Romanzen und der Ritterpoesie eine Hauptrolle. Roland gehört zu jenen Palladinen, und soll bei einem Rückzug Carls aus Spanien in den Pyrenäen, in Ronceval, von den Basken erschlagen worden seyn. Die berühmtesten Gedichte, welche die Thaten des Roland (wiewohl nicht ausschließend, selbst nicht hauptsächlich) besingen, sind Bojardo's Orlando innamorato und Ariosts Orlando furioso.

Roland (Jean Baptiste de la Platière), ein in der Revolution berühmt gewordner Mann, geb. zu Villefranche bei Lion, verließ im 19ten Jahr das väterliche Haus und begab sich nach Nantes, um dort die Handlung zu erlernen, und einmal nach Indien zu ge-

hen. Seine schwächliche Gesundheit erlaubte ihm jedoch nicht seinen Plan auszuführen. Bei dem Manufacturwesen in Rouen angestellt, bereis'te er in kaufmännischen Geschäften mehrere auswärtige Länder, und wurde bei seiner Zurückkunft als Aufseher des Handels und der Fabriken in Lion angestellt. Als beim Anfang der Staatsumwälzung in Frankreich die verschiedenen Städte Deputirte zu der Nationalversammlung sendeten, ging er für Lion als solcher nach Paris. Hier begann er bald eine größere Laufbahn. Seine Kenntniß des Handels und Verkehrs, so wie die Liebe, in der er beim Volk stand, empfahlen ihm Ludwig XVI., der damals die Stellen im Ministerio mit talentvollen Männern zu besetzen suchte. So ward Roland dem Ministerium der innern Angelegenheiten vorgesetzt, welchem Posten er rühmlich vorstand, sich aber nicht scheute, durch Bitterkeit die Stimmung gegen den unglücklichen König noch immer zu verschlimmern. Dies hatte zur Folge, daß der König ihn bald darauf aus dem Ministerio entließ, in welches er jedoch wieder aufgenommen wurde, als Ludwig entthront ward. Sein Bemühen, die durch die Jacobiner herbeigeführte Anarchie zu unterdrücken, so wie die Bekanntmachung mehrerer von ihm vorgeblich in den Tuilerien gefundenen Papiere, wodurch viele ins Unglück geriethen, machte ihn aber bald sehr verhaßt, und er wurde mit den Girondisten zugleich geächtet. Vorher schon, gleich nach der Hinrichtung des Königs, hatte er seine Ministerstelle niedergelegt. Den Verfolgungen der Bergpartei zu entgehn, entfloh er nach Rouen, wo er erfuhr, daß seine Gattin, die ruhig in Paris geblieben war, das Schaffot bestiegen habe (vergl. den folgenden Art.). In verzweifelndem Schmerze erstach er sich den 15ten November 1793 mit einem Stockdegen auf der Landstraße unweit Rouen. Man fand bei ihm einen Zettel, worin er sich als einen Mann schildert, der sein Leben dem allgemeinen Besten gewidmet habe, und tugendhaft gestorben sey, wie er gelebt. Mehrere von ihm verfaßte Schriften, in das Fabrik- und Handelswesen einschlagend, zeugen von den Kenntnissen ihres Verfassers.

Roland (Marie Jeanne Philippon), die Gattin des Vorigen, war die Tochter eines Kupferstechers zu Paris, der zwar als Künstler sich auszeichnete, durch Verschwendung aber seine Vermögensumstände zerrüttete. Sie war im Jahr 1754 geboren, von schöner Gestalt, und erhielt eine ausgezeichnete Erziehung. Das Studium der griechischen und römischen Geschichte hatte ihr eine große Neigung zum Republikanismus beigebracht, und sie fühlte sich mächtig ergriffen, als die Staatsveränderung in ihrem Vaterlande ausbrach. Ungeachtet sie schon mehrere Heirathsanträge abgelehnt hatte, so entschloß sie sich doch endlich, den Bewerbungen Rolands nachzugeben, der durch die an sie gerichtete Dedication seiner **Briefe über Italien** ihre Hochachtung gewonnen hatte. Sie fuhr nun gemeinschaftlich mit ihrem Gatten fort, verschiedne Gegenstände des gelehrten Wissens zu bearbeiten. Als Roland nach Paris kam, und die Stelle eines Ministers erhielt, eröffnete sich für sie die lang gewünschte politische Laufbahn. Mit unermüdetem Eifer stand sie ihrem Gatten in den Geschäften seines Departements bei, fertigte Aufsätze, schrieb Adressen und versammelte wöchentlich um sich einen Cirkel von Gelehrten und Staatsmännern, von denen die wichtigsten Vorfälle der Zeit discutirt wurden. In diesem Treiben scheint sie einigermaßen die ihrem Geschlecht gebührende Zurückhaltung vergessen

zu haben, denn ihre Anmaßung ging bald so weit, daß mehrere Staatsmänner und Generale deßwegen mit ihrem Gatten zerfielen, z. B. Dumburiez. Als endlich Roland gestürzt wurde, fiel auch sie als ein Opfer der Gegenpartei am 18ten November 1793 unter der Guillotine im 39sten Jahre ihres Alters. Der königlichen Familie, am meisten der unglücklichen Marie Antoinette, hatte sich Madame Roland immer sehr abgeneigt gezeigt, und der Brief, den sie im Namen des Convents an den Papst schrieb, beweis't, mit wie weniger Zurückhaltung sie ihre Anmaßungen geltend machte. Uebrigens bleibt dieser geistreichen Frau der Ruhm umfassender wissenschaftlicher Kenntnisse, von denen ihre vielfachen Schriften und Aufsätze ein rühmliches Zeugniß geben. Von der Anhänglichkeit ihres Gatten war sie so fest überzeugt, daß, als sie das Schaffot bestieg, sie den Umstehenden versicherte: „ihr Gatte würde sie nicht überleben." Der Erfolg bewährte ihr Vertrauen. Noch im Kerker, wenige Tage vor ihrem Tode, schrieb sie ihr Leben nieder, so wie mehrere die Revolution betreffende Aufsätze. Die Standhaftigkeit, mit der sie das Blutgerüst bestieg, machte sie selbst ihren Gegnern achtungswerth.

Rolandssäulen, Rulandssäulen, Rutlandsbilder, sind steinerne, größtentheils roh und übel geformte Bildsäulen, die man hin und wieder in deutschen Städten auf freien Plätzen, Märkten u. dergl. aufgerichtet antrift, und die gewöhnlich einen gewappneten Mann, ein Schwert in der Hand tragend, vorstellen. Der Sage nach sollen die Säulen ihren Namen von dem oben erwähnten Helden Carls, Roland, tragen, dem zu Ehren sie errichtet worden waren; doch ist dies nur Sage, und die Deutschen, besonders die Sachsen, werden wohl eben nicht gesonnen gewesen seyn, einem Feldherrn ihres großen Drängers Carl Denksäulen zu errichten, der, wenn er je existirte, seine Thaten in Frankreich und Spanien verrichtete. Wahrscheinlicher ist, daß diese Bildsäulen, deren Entstehung überdem noch aus späterer als des großen Carl Zeit, sich herschreibt, mit den Weichbildern einerlei Bedeutung haben, die man an den Gränzmarken verschiedener Städte findet. Ein solches Weichbild (von Weich, Wyk, d. h. Stadt oder Ort) ist nämlich ein Zeichen der Gerichtsbarkeit, und bedeutet, daß die Stadt ihre eigne Gerichtsbarkeit und Statuten habe, und wie weit sich solche örtlich erstrecke. Hieraus erklärt sich auch, warum jene Säulen mitunter die Reichsinsignien an sich tragen. Der Name Roland- oder Rutlandssäulen, rührt aber wohl von dem im Zeitenlauf mißverstandenen Wort: Ruge, Rüge her, welches ehedem so viel als Gericht bedeutete, daher der Name wohl Rügelandssäulen seyn muß, d. h. eine Säule, die einen besondern Gerichtsbezirk bezeichnet.

Rolle (Johann Heinrich), ein als Cantatencomponist verdienter Tonsetzer, war zu Quedlinburg 1718 geboren. Unter der Leitung seines Vaters, der in der Folge Musikdirector zu Magdeburg war, lernte er früh die Anfangsgründe der Musik. Schon in seinem 13ten Jahr componirte er, im 14ten erhielt er die Stelle eines Organisten in der Peterskirche in Magdeburg. 1736 ging er nach Leipzig, die Rechte zu studiren. Bei seinem nachherigen Aufenthalt in Berlin richtete sich sein Geschmack ausschließend auf die Musik und er trat als Kammermusikus in königliche Dienste. Ein bald darauf erhaltener Ruf nach Magdeburg führte ihn wieder in diese Stadt,

wo er in der Folge die Stelle seines Vaters als Musikdirektor erhielt, und im December 1785 starb. Die von ihm geschriebenen Oratorien, besonders sein Tod Abels, sein Abraham auf Moria, und andre Stücke, erwarben ihm einen gegründeten und ehrenvollen Ruf als Kirchencomponist. Besonders sind die Chöre derselben ausgezeichnet.

Rolle, Rollenfach. Rolle nennt man in der Schauspielkunst überhaupt den Antheil einer bestimmten Person an der mimisch darzustellenden Handlung, welcher einem einzelnen mimischen Künstler zur Ausführung übertragen wird, namentlich in so fern er dem Künstler schriftlich ausgezeichnet mitgetheilt, und seinem Studium überlassen wird; auch diese schriftliche Verzeichnung der einem Schauspieler zur Darstellung der Person eines Stücks übertragenen Reden oder Handlungen selbst. Nicht leicht aber wird man von der Rolle eines Statisten sprechen, wie nöthig es auch ist, selbst Statisten auf die Mitwirkung zum Ganzen vorzubereiten. Aus dem Begriffe der Rolle ergibt sich, daß der mimische Künstler, dem eine solche übertragen wird, sich nie als Ganzes, wenn auch in vielen Fällen als Hauptperson, ansehen darf, sondern sich stets dem Ganzen unterordnen und mit demselben in Harmonie treten muß. Dazu aber wird erfodert, daß er nicht bloß seine Rolle im buchstäblichen Sinne studire, sondern erst das Ganze aufzufassen und sich die Frage zu beantworten suche, welche Beziehung der ihm übertragene Antheil zum Ganzen habe. Die gewöhnlichen Lese- und Theaterproben möchten dazu nicht hinreichen, oft auch schon zu spät seyn. Jeder Schauspieler sollte daher zuerst das Schauspiel überlesen, in welchem er auftritt, und sich seine Rolle nach allen ihren Beziehungen vorstellen, um hiernach das Einzelne bilden zu können. — Mehrere nicht zusammentreffende Rollen in einem mimischen Werke können nur von einem sehr gewandten Mimen, oder wenn sie sehr unbedeutend sind, von einer Person übernommen werden. — Uebrigens ist jeder mimische Künstler durch sein Aeußeres, sein bestimmtes Lebensalter ꝛc. für eine besondre Gattung darzustellender Charaktere besonders geeignet, und zwar so, daß ihm eine andre durch dieselben Umstände von Natur versagt ist: dies ist sein Rollenfach, auf welches er selbst und die Direction seiner Bühne achten möge. Unzweckmäßig, und das Talent beschränkend ist es aber, wenn theatralische Directionen im Allgemeinen gewisse Rollenfächer festsetzen, und für dieselben einzelne Schauspieler engagiren. Beim Ausschreiben der Rollen, in dem oben zuletzt angegebnen Sinne, gibt man die letztern Worte des Vorhersprechenden (Stichworte) zur Unterstützung des Gedächtnisses, gewöhnlich mit farbiger Dinte unterstrichen, und alles was sich auf mimisches Spiel und Scene bezieht, im Schreiben besonders ausgezeichnet, und von den Reden abgesondert an. Die übrigen Erfodernisse einer Rolle: Reinlichkeit, Leserlichkeit u. s. w. verstehen sich von selbst. T.

Rollenhagen (Georg), wurde 1542 zu Bernau in der Churmark Brandenburg geboren, widmete sich der Theologie, und lebte nachher als Rector der Schule zu Magdeburg, woselbst er auch 1609 starb. Rollenhagen ist berühmt wegen eines von ihm verfaßten komisch-satirischen Heldengedichts, das den Titel führt: Der Froschmäuseler oder der Frösche und Mäuse wunderbare Hofhaltung; der frölichen, auch zur Weyßheit und Regimenten erzogenen Jugend zur anmuthigen,

aber sehr nützlichen Leer (Magdeburg 1595), in dem allegorisirend über den Zustand der Politik und Philosophie, der Theologie und Moralität jener Zeit gespottet wird. Dieses Gedicht ist eine Nachbildung der Batrachomyomachie (s. d. Art.), und nähert sich in seiner Anlage einem andern bekannten satirischen Heldengedicht altdeutscher Zeit, dem Reinicke Fuchs (s. d. Art.). Die neueste Ausgabe des Originalwerks ist von 1730. In der ersten, deren Titel oben angegeben ist, führt sich der Verfasser unter folgendem sonderbaren Namen auf: Mar Hupfinsholz von Mäuseloch, der jungen Frösche Vorsinger und Calmäuser. Eine Nachbildung dieses Werks hat von Stengel geliefert, unter dem Namen: Der neue Froschmäusler, Cöln bei Peter Hammer, 1796. Ein mit Rollenhagens Froschmäusler verwandtes gleichzeitiges Gedicht ist: Der Mücken- und Ameisenkrieg, beschrieben durch Balthasar Schnurrn von Landsidel. Straßburg 1612. Neu herausgegeben 1805 von Büsching. F. G.

Rollin (Charles), französischer Geschichtschreiber, wurde 1661 zu Paris geboren, wo sein Vater ein Handwerksmann war, zu welchem Stande auch der junge Rollin anfangs erzogen wurde. Ein Benedictinermönch entdeckte in dem heranwachsenden Knaben Anlage zu etwas Höherem, und verschaffte ihm durch seine Fürsprache Unterstützung, so daß er studiren konnte. Nachdem Rollin auf dem Collegium du Plessis unter dem damaligen Rector Gobinot seinen Cursus vollendet hatte, studirte er drei Jahre Theologie in der Sorbonne, erhielt bald darauf die Stelle eines Lehrers der Beredsamkeit, und im Jahr 1694 das Rectorat der Universität zu Paris. In dieser Stelle, die er zwei Jahre nach einander bekleidete, bewies sich Rollin für die Aufnahme der griechischen Sprachkunde und des Bibelstudiums sehr thätig. Als hierauf der Abt Vittement seine Stelle als Vorsteher des Collegiums zu Beauvais niederlegte, wurde dieselbe Rollin übertragen, der sie bis 1712 verwaltete, in welchem Jahr er aber gezwungen war, sie niederzulegen, da die Jesuiten ihn der Anhänglichkeit an die Lehre des Jansenius beschuldigten. Von jetzt an widmete sich Rollin der Ausarbeitung seiner geschichtlichen Werke, die seinen Ruf hauptsächlich gegründet haben. Rollin starb zu Paris den 14ten September 1741. In welcher Achtung er nicht allein bei seinen Landsleuten, sondern auch im Auslande und bei den vornehmsten Personen seiner Zeit stand, beweis't sein vertrauter Briefwechsel mit Friedrich II. von Preußen. Die Werke, die ihn als historischen Schriftsteller berühmt machten, sind eine Geschichte der alten Aegypter, Carthager, Assyrier und Babylonier, (Histoire ancienne &c. Paris 1730—38 13 Voll. 12.) und seine römische Geschichte von der Gründung der Stadt bis auf die Schlacht bei Actium. Letzteres Werk ist durch seinen Schüler Crevier, und später durch de Beau fortgesetzt worden. (Amstd. 1742—50 16 Voll. 8.) Auch von Rollins alter Geschichte ist eine Fortsetzung unter dem Titel: Neuere Geschichte, in Frankreich erschienen, welche die Begebenheiten der neuern Völker mit Ausschluß des größten Theils der europäischen enthält. Außer diesen beiden Werken verdient noch eine Abhandlung Erwähnung, die er unter dem Titel: Anweisung zum Studium der schönen Wissenschaften, in 4 Bänden 12. schrieb. Bastien gab zuletzt eine vollständige Sammlung aller Schriften von Rollin mit ihren Fortsetzungen von Crevier und de Beau in 60 Bänden 8. heraus.

Wenn auch Rollin nicht alle Foderungen befriedigt, die an einen classischen Geschichtschreiber gemacht werden können, indem er besonders zu declamatorisch ist, so verdient er doch durch sein mehrentheils richtiges Quellenstudium und durch die Anmuth und Correctheit seines Vortrags, zu den besten Historikern seiner Zeit und seines Volks gezählt zu werden.

Rom, Römisches Reich, Römer. Rom, diese ewige Stadt, wie sie so oft von Dichtern und Rednern genannt wird, an die fast alles Große und Denkwürdige, das seit drittehalb Jahrtausenden geschehen, sich knüpft, und die erst mit dem Schwerte, dann mit den mächtigern Waffen des Glaubens lange Jahrhunderte hindurch den Erdkreis beherrschte, und vor ihrer Majestät die Völker aller Zonen sich beugen sah — ist jetzt nur das Schattenbild ihrer ehemaligen Größe und Herrlichkeit; und zwischen den Riesentrümmern des alten Roms weht uns mehr als irgendwo der Gedanke an die Vergänglichkeit irdischer Hoheit an. — Das alte Rom lag ungefähr auf der Stelle des heutigen, in Latium, am Tiberflusse, unfern dem Einfluß desselben ins mittelländische Meer. Sie thronte auf mehrern Hügeln (daher die Siebenhügelstadt) zu beiden Seiten des Flusses, doch lag der Hauptheil der Stadt auf der Ostseite desselben. Hier befanden sich zuoberst der pincische Berg, und am Strome hin das Marsfeld, der capitolinische Berg, das Forum Romanum und der aventinische Berg. Eine zweite Bergreihe, östlich von der vorigen, bildeten von Norden gegen Süden die Berge Quirinalis, Palatinus und Cölius; eine dritte endlich der viminalische und esquilinische Berg. Jenseit der Tiber lagen die Berge Vaticanus und Janiculus. Schon vor Roms Gründung war diese Gegend angebaut. Die auf dem capitolinischen Berge von griechischen Colonisten erbaute Stadt Pallantium stand vielleicht noch, als Romulus und Remus eine Colonie aus Alba longa dahin führten, so daß sie nur erweitert und das eigentliche Rom nicht gänzlich neu angelegt wurde. Die neue Stadt erhielt den Namen Rom, wahrscheinlich nicht von ihrem Erbauer, der wohl erst nach ihr Romulus benannt wurde, sondern nach dem Flusse, der, wie Servius anführt, vormals Rumon hieß. Die Ableitung von dem griechischen ρωμη (die Starke, Mächtige) ist eine spätere Spielerei. Zwei Zeitrechnungen geben uns das Erbauungsjahr Roms an; nach der Catonischen fällt es in das 752ste, nach der Varronischen in das 754ste Jahr vor Chr. Geb. Letztere ist die allgemein angenommene. Die Gründung der Stadt geschah nach etruscischer Sitte dadurch, daß Romulus mit einem von zwei weißen Rindern gezognen Pflug um den palatinischen Berg im Viereck eine Furche zog, und nach dieser Furche einen Erdwall rings herum aufwerfen ließ. Armselige Hütten füllten den innern Raum. Wie aber die Stadt sich erweiterte, die Einwohnerzahl zunahm, und Macht und Ansehn, und mit ihnen Reichthum und Luxus wuchsen, verschönerte sich die Bauart. Tempel, öffentliche Gebäude aller Art, Paläste und kostbare Privatwohnungen erhoben sich, und verliehen Rom einen Glanz und eine Pracht, von denen es nach und nach wieder herabsank, als allmählig die Quellen seiner Größe versiegten. — Wir setzen die erste Periode der Stadt bis zu ihrer gänzlichen Zerstörung durch die Gallier, oder bis zum J. 365, die zweite bis zum Ende des zweiten punischen Kriegs oder dem J. 553, die dritte bis zur Schlacht von Actium oder dem J. 723, die vierte bis zur theil-

weisen Abbrennung der Stadt durch Nero und ihrem regelmäßigern Wiederaufbau oder dem J. 818, die fünfte, von allen die glänzendste, bis zum Tode Mark Aurels oder dem J. 933 der Stadt, die sechste bis zum Regierungsantritt Kaisers Constantin des Großen oder dem Jahr der Stadt 1059, endlich die siebente bis zur Wiederauflebung der Künste und Wissenschaften in Europa. — Nach dieser flüchtigen Andeutung eilen wir zur Geschichte Roms fort, bei der wir uns aber ebenfalls auf einen kurzen Abriß beschränken müssen. Ihrer Natur nach zerfällt Roms Geschichte in drei große Zeiträume; in dem ersten ist Rom Königthum, in dem zweiten Republik, im dritten Kaiserthum; die Unterabtheilungen werden wir in der Folge angeben. Erster Zeitraum, von Erbauung bis zum J. 245 der Stadt Rom als Königthum. Romulus ward erster König der neuen Stadt durch Wahl. Er nahm das etruscische Regierungszeichen an, zwölf Lictoren, die mit Beilen bewaffnete Ruthenbündel trugen. Aber seine und seiner Nachfolger Gewalt war so beschränkt, daß Rom schon damals eigentlich ein Freistaat war. Es bildete sich eine Art von Municipalverfassung, wahrscheinlich nach der Verfassung der Mutterstadt. Die Hauptmomente dieser Verfassung sind: die Entstehung und innere Einrichtung des Senats; die Entstehung und Fortbildung des Patriciats oder Erbadels; die Organisation des Volks und die darauf gegründeten Arten der Volksversammlungen (Comitien); die religiösen Institute; endlich die gesetzlichen Verhältnisse des Privatlebens, der Clientel, der Ehe, und besonders der väterlichen Gewalt. Die Reihe der römischen Könige ist: Romulus, von 1-37, der die Colonie gründete und die Zahl der Bürger durch Errichtung eines Asyls und die Vereinigung mit einem Theile der Sabiner vermehrte; Numa Pompilius (39-82), der Stifter der römischen Staatsreligion; Tullus Hostilius (82-114), der Alba besiegte, und den Grund zu Roms Herrschaft über Latium legte; Ancus Martius (114-138), welcher die Colonie und den Hafen von Ostia anlegte; Tarquinius Priscus (138-176), der sich bereits mit den verbündeten Etruskern maß; Servius Tullius (176-220), der merkwürdigste von allen, der Rom an die Spitze des latinischen Bundes stellte, und das Volk nach dem Vermögen in sechs Classen eintheilte, worauf die wichtigen Institute, der Census und die Comitia centuriata, gebaut wurden; endlich der siebente und letzte, Tarquinius Superbus (220-245), der nach Unumschränktheit strebend durch seine Tyrannei Volk und Patricier erbitterte und vertrieben wurde, worauf man die Verfassung (509 v. Ch.) umgestaltete. (Vergl. d. Art. Romulus, Numa und Tarquinius.) Schon in dieser Periode erkennt man in den Römern ein männlich, frei und kühn emporstrebendes Volk. Ackerbau und Krieg waren ihre Hauptbeschäftigungen. Einfalt der Sitte und Frugalität herrschten im Privatleben. Zweiter Zeitraum, Rom als Freistaat, von 245 bis 727 der Stadt. Erster Abschnitt. Die königliche Gewalt wurde zunächst in eben der Unbestimmtheit, wie die Könige sie ausgeübt hatten, zwei jährlich gewählten Consuln übertragen. Gleich im Anfange der neuen Regierung hatte Rom einen Kampf für seine Freiheit mit Etruskern und Lateinern zu bestehen. Die harten Bedrückungen der Patricier, welche alle Gewalt an sich rissen, empörten das Volk und hatten im J. Roms 261 die Einführung von Volkstribunen (tribuni plebis) zur Folge, welche seine Rechte und Freiheiten gegen den Adel schützen sollten. Seit dem ent-

spann sich ein langwieriger Streit zwischen den Volksvorstehern und den Patriciern, dessen Hauptmomente folgende waren: 1) die Tribunen usurpiren bei dem Prozesse des Coriolan das Recht, einzelne Patricier vor das Gericht des Volks zu ziehen, wodurch die dem Adel so nachtheiligen Comitia tributa entstehen; 2) sie verlangen, daß die den Nachbarn entrissenen Ländereien unter das ärmere Volk vertheilt werden, wodurch die Ackergesetze (leges agrariae) in Anregung kommen; 3) der Tribun Publius Volero erweitert die Comitia tributa, und setzt die Wahl der Tribunen in denselben durch; 4) der Tribun C. Terentius Arsa sucht die consularische Gewalt dadurch zu beschränken, daß er auf die Abfassung eines bestimmten Gesetzbuches dringt. Nach langem Widerstande der Patricier werden im J. der Stadt 352 wirklich Gesandte nach Griechenland geschickt, um die dortigen Gesetze zu copiren, und zehn Männer (Decemviri), aus den Patriciern gewählt und mit dictatorischer Gewalt bekleidet, erhalten die Vollmacht, daraus eine allgemeine Gesetzgebung für Rom zusammenzutragen, welche unter dem Namen der Gesetze der zwölf Tafeln (leges duodecim tabularum) bekannt sind. Wiewohl die neuen Gesetze die rechtlichen Verhältnisse aller Bürger gleich bestimmten, so blieb doch die Staatsverwaltung in den Händen der Aristokraten, die von den Plebejern durch das Verbot der Heirathen streng geschieden blieben. Daraus erhoben sich neue Kämpfe, die zunächst die Abschaffung jenes Heirathsverbots zur Folge hatten; erst nach achtzig Jahren erlangten die Plebejer auch Antheil am Consulate. Während dieser Unruhen entstand das Censoramt. Inzwischen befand sich Rom in unaufhörlichen kleinen Kriegen mit den Nachbarvölkern. Um die Bevölkerung nicht sinken zu lassen, nahm man die Freigelassenen, oft auch die Besiegten in die Zahl der Bürger auf. Der Staat ward völlig kriegerisch; man führte den Sold bei der römischen Miliz ein, wodurch höhere Abgaben nöthig wurden. Durch die sennonischen Gallier gerieth Rom an den Abgrund des Verderbens. Es ward erobert und eingeäschert, im J. der Stadt 365. Camillus ward Roms Retter, und setzte den Wiederaufbau der Stadt durch. Im Jahr 388 wurde endlich der erste plebejische Consul gewählt, und bald nahm das Volk an allen Magistraturen Theil, nämlich an der Dictatur 398, an der Censur 403, an der Prätur 417, und an dem Priesterthume 454. So fand am Ende dieses Zeitraums eine völlige politische Gleichheit des Adels und des Bürgerstandes Statt, die innern Unruhen ließen nach, und in gleichem Maße wuchsen die Kräfte des Staats nach außen, der jetzt die glänzende Periode seiner Eroberungen begann. In dieser ganzen Zeit hatten die Sitten der Römer noch ganz die alte Einfachheit und Rohheit; eigentliche Cultur, schöne Künste und Wissenschaften waren ihnen noch fremd, ob sie gleich schon bürgerliche Künste und Geschicklichkeiten, Handlung, Schifffahrt und Handwerke besaßen. Der Ackerbau war noch die Hauptquelle des Volksreichthums. Zweiter Abschnitt. Die ersten Jahre dieses Abschnitts waren noch mit Unruhen zwischen den Plebejern und Patriciern bezeichnet. Auch ward Rom von der Pest heimgesucht, welches die Einführung der scenischen Spiele aus Etrurien veranlaßte. Ueber die Gallier erfochten die Römer mehrere Siege, wobei T. Manlius Torquatus (s. Manlius) sich hervorthat. Zwei Gesetze bestimmten die Zinsen zum Vortheil der Schuldner. Im J. 409 wurde ein zweiter Handelsvertrag mit Carthago geschlossen. Aus dem einige Jahre früher mit den Samnitern (s. d. Art.) geschlossenen Bündniß entstand bald ein fürchterli-

cher Krieg zwischen beiden Nationen, welcher von 411 bis 464 dauerte, Rom den Weg zur Unterjochung Italiens bahnte, und dadurch den ersten Hauptgrundstein zu seiner künftigen Macht legte. Dieser Krieg war die wahre Heldenperiode der Römer. Er lehrte die Römer zuerst die eigentliche Tactik, bestimmte ihre Verhältnisse mit den Nachbarn, den Lateinern und Etruskern, indem jene gänzlich besiegt, diese aber wiederholt gedemüthigt wurden, und brachte die Römer auch mit den entferntern Lucanern, Apuliern und Umbrern in bald freundschaftliche, bald feindselige Berührung. In dieser Periode bildeten sich die Hauptideen über die politischen Verhältnisse, in welche sie besiegte Völker mit sich setzten, weiter aus. Als nach Unterjochung der Samniter die Römer ihre Macht in Unteritalien befestigen wollten, riefen die Tarentiner (im J. Roms 473) den epirischen König Pyrrhus gegen sie zu Hülfe, welcher troz seiner macedonischen Kriegskunst zulezt unterlag, und im J. Roms 479 Italien räumen mußte (s. Pyrrhus). Rom beherrschte jezt ganz Italien, da 482 auch Tarent in seine Gewalt gefallen war. Sein Ruhm drang schon bis nach Aegypten, dessen König (481) eine Gesandtschaft dahin schickte, und um seine Freundschaft ansuchte. Das Hauptmittel, wodurch Rom seine Herrschaft über die besiegten Völker gründete und befestigte, war die Anlegung von Colonien römischer Bürger, die den eingenommenen Städten zugleich zur Besatzung dienten. Jede Colonie hatte ihre eigne, der römischen ähnliche Verfassung. Dies Colonialsystem umfaßte allmählig ganz Italien. Zur Erleichterung der Verbindung wurden große Heerstraßen angelegt. Die Verhältnisse der Völker Italiens zu Rom waren mannichfach; einige hatten das volle römische Bürgerrecht (municipia), andre hatten das Recht der Colonien (jus coloniarum); die übrigen waren entweder Verbündete (socii) oder Unterthanen (dedititii). Leztere wurden durch abgeschickte Präfecten regiert. Schon hielt Rom auf dem Meere eine Kriegsflotte, und errichtete das Amt der Duumviri navales, welche die Aufsicht über das Seewesen führten. Die Gerichtsverwaltung gewann sehr durch die Einsetzung der Prätoren, so wie die Polizei durch die curulischen Aedilen und die Triumviri capitales. Die Geistescultur begann allmählig. Fabius Pictor führte die Malerkunst in Rom ein, L. Papirius Cursor brachte (461) den ersten Sonnenzeiger dahin, und Sp. Carvilius ließ eine Bildsäule Jupiters gießen. Mit dem Aesculapdienst kam die Arzneikunde nach Rom; die Werke des Appius und der Concordientempel des Camillus beweisen die Fortschritte der Baukunst. Neben den schönsten Proben von Sittlichkeit, Mäßigkeit, Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe kommen auch schon einzelne Beispiele von Luxus, Weichlichkeit und Entartung vor. Dritter Abschnitt. In diesem Zeitraum thut Rom den ersten Schritt zur Weltherrschaft; es besteht in drei Kriegen den furchtbaren Kampf mit Carthago, und vertilgt seine Nebenbuhlerin. Das Wesentliche davon ist unter den Artikeln Carthago, Hannibal, Fabius, Scipio, Masinissa u. s. w. berührt, worauf wir verweisen. Der erste Krieg mit Carthago wurde um den Besitz Siciliens und die Herrschaft des Meeres geführt, währte 23 Jahre (von 490 bis 513 der Stadt) und endigte mit der Vertreibung der Carthaginienser aus Sicilien. Rom, durch den Sieg übermüthig gemacht, entriß ihnen 517 mitten im Frieden Sardinien. Durch seine Uebermacht im adriatischen Meere demüthigte es den illyrischen Seeräuberstaat, und erschien dadurch den Griechen rettend und hülfreich.

Corcyra, Apollonia und andre griechische Städte begaben sich förmlich unter römischen Schutz, und die Achäer, Aetolier und Athener wetteiferten in Bezeigung ihrer Dankbarkeit. Während Carthago sich in Spanien zu entschädigen suchte, und von Rom zu dem Versprechen genöthigt wurde, den Iberus nicht zu überschreiten, führte dieses einen neuen blutigen Krieg mit den Galliern, der mit der Gründung seiner Herrschaft in Norditalien sich endigte. Kaum war dieser sechsjährige Kampf beendigt, als der zweite punische Krieg seinen Anfang nahm. Carthago, dessen Heere der große Hannibal anführte, griff an und versetzte den Schauplatz des Krieges nach Italien. Er dauerte von 536 bis 543. Nach großen Siegen unterlag endlich Carthago; Rom aber stand, ungeachtet seines Menschenverlustes und der Verwüstung Italiens, zu Ende des Krieges viel mächtiger da als zu Anfang; seine Macht in Italien war befestigt, große auswärtige Länder waren erobert, und die Herrschaft auf dem Meere gesichert. Ohne daß die Form der innern Verfassung geändert worden, hatte der Senat eine fast unumschränkte Gewalt erlangt. Der Geist der Regierung hatte Rom zu einem nach der Weltherrschaft strebenden Staate gemacht. Sie erreichte dieses Ziel durch die Vortrefflichkeit ihrer Heere und Feldherren, und durch die Festigkeit und Schlauheit ihrer Staatskunst. Am Ende des zweiten punischen Krieges waren Sicilien, Sardinien, Corsica und Spanien, wenigstens das diesseitige, wie auch das diesseitige Gallien, römische Provinzen; Carthago war ganz von Rom abhängig. Dagegen bildeten im Osten die macedonischen Reiche nebst den griechischen Republiken ein Staatensystem, dessen Verhältnisse in sich selbst sehr verwickelt, mit Rom aber erst seit dem illyrischen Kriege und Philipps Verbindung mit Hannibal entstanden waren. Von drei Mächten vom ersten Range, Macedonien, Syrien und Aegypten, waren die beiden ersten gegen die letztere verbunden, welche aber mit Rom in gutem Vernehmen stand. Die Mächte vom zweiten Rang, der ätolische Bund, die Könige von Pergamus, die Republik Rhodus und andre kleinere, wie Athen, waren bereits seit dem Bündnisse gegen Philipp (543) Verbündete Roms; der achäische Bund hingegen hing dem macedonischen Interesse an. Kaum war mit Carthago Frieden geschlossen, als schon der Krieg mit Philipp von Macedonien anfing. Anfangs waren die Römer unglücklich, bis T. Quinctius Flaminius durch Staatskunst und Feldherrntalent Roms Macht im Osten begründete. Nach der letzten entscheidenden Schlacht bei Cynoskephalä (557) verlor Philipp seine Seemacht und seinen Einfluß auf Griechenland, dessen Abhängigkeit von Rom gerade durch das Geschenk der Freiheit, welches Quinctius den Griechen machte, am meisten gesichert ward. Römische Gesandtschaften, dergleichen Carthago und Numidien in Unterwürfigkeit erhielten, führten jetzt auch in Griechenland und Macedonien die Aufsicht, und mischten sich in die innern Angelegenheiten. Den Griechen, besonders den trotzigen Aetoliern, wurde dies um so lästiger, da das römische Heer noch drei Jahre bei ihnen verweilte. Der Friede mit Philipp enthielt den Keim zu einem größern Kriege mit Antiochus, indem Rom von ihm die griechischen Städte zurückfoderte, welche Philipp in Asien besessen und Antiochus besetzt hatte. Der Streit begann bereits 558, als Antiochus sich des thrazischen Chersones bemächtigte; er ward lebhafter durch Hannibals Flucht zu diesem Fürsten im J. 559, und brach bald in einen förmlichen Krieg aus, da Antiochus

und Hannibal sich nicht verstanden, und erstrer nur halbe Maßregeln ergriff. Antiochus wurde zur See und zu Lande besiegt, und sah sich nach der Schlacht bei Magnesia (564) zu einem Frieden genöthigt, der ihn aus Vorderasien drängte und gänzlich von Rom abhängig machte. Zu gleicher Zeit dauerten die blutigen Kriege in Spanien und Oberitalien fort. Im J. 569 fingen die Händel mit Philipp wieder an, weil er einige kleine Eroberungen gemacht hatte; aber der Plan, den man mit seinem Sohne Demetrius hatte, und Philipps Tod 575 verzögerten den Ausbruch des Krieges bis 582. Der Krieg mit Perseus von Macedonien, Philipps Sohn, regte Roms ganze Thätigkeit an, und endigte durch den Sieg des Paulus Aemilius bei Pydna mit dem gänzlichen Untergang des Reichs (s. Macedonien). Die Eroberung Aegyptens durch Antiochus Epiphanes hatte Rom durch ein Machtwort seines Gesandten Popilius gehemmt. Nach Macedoniens Eroberung verfolgte es offen seinen Plan zur Weltbeherrschung, und verschmähte dazu keine Mittel. Durch Intriguen bewirkte es, daß Aegypten getheilt wurde; es bemächtigte sich der Vormundschaft von Syrien, und machte es wehrlos. Jetzt sollte nach beispiellosen Mißhandlungen auch Carthago vernichtet werden. Dies geschah in dem dritten punischen Krieg, welcher von 604 bis 608 dauerte. Das stolze Carthago wurde 608 d. St. erobert. Gleichzeitig mit diesem wurde ein neuer Krieg in Macedonien gegen Andriscus geführt, der sich an die Spitze der Mißvergnügten gestellt hatte, aber schon 606 dem Metellus unterlag. Gleich darauf nahm der achäische Krieg seinen Anfang, dessen Zweck die Auflösung des achäischen Bundes war. Mummius (s. d. Art.) endigte ihn mit der Zerstörung Corinths im J. 608, und Griechenland und Macedonien wurden römische Provinzen. — So hatte sich Rom in dem kurzen Zeitraum von 118 Jahren zur Beherrscherin der Welt emporgeschwungen. Seine Kriegskunst war jetzt so ausgebildet, daß es sich darin mit jedem messen konnte. Den Seekrieg aber verstanden die Römer nur unvollkommen, und die Belagerungskunst brachte erst der jüngere Africanus zu einiger Höhe. Außer Italien besaß Rom unter dem Namen Provinzen: das diesseitige und jenseitige Spanien (beides aber noch bestritten), Afrika (das Gebiet von Carthago), Sicilien, Sardinien, Corsica, Ligurien, das cisalpinische Gallien, Macedonien und Achaja. Nicht nur der Privatreichthum, sondern auch die Staatseinkünfte stiegen ansehnlich. Ueberhaupt herrschte in Roms Finanzsystem der Geist der strengsten Ordnung. Mit dem Reichthum nahm auch die Bildung und Verfeinerung der Bürger zu. Man sah unter ihnen die ersten Dichter auftreten, und die ersten regelmäßigen Schauspiele geben. Noch mehr erhoben sich die Wissenschaften nach den Kriegen in Griechenland und Asien. Lucilius schrieb Satiren, Fabius Pictor und Cato Annalen der römischen Geschichte. Die Sprache ward ausgebildet. Man lernte Sonnen- und Mondsfinsternisse berechnen, und führte Wasseruhren und vollkommnere Sonnenuhren ein. In den Künsten waren die Römer noch Barbaren, wie das Beispiel des Mummius zeigt. Die Sitten verloren nach dem zweiten punischen Kriege immer mehr die alte Reinheit und Einfachheit. Man gab bei Leichenbegängnissen grausame Fechterspiele, wandte ungeheure Summen auf die öffentlichen Spiele, und schweifte auf mancherlei Weise aus. Schon mußten Gesetze gegen den Aufwand gegeben werden. Die schändlichen Bacchanalien mußten 568 durch ein Verbot

verhindert werden. — **Vierter Abschnitt.** Die Kriege in Spanien wurden mit Wuth und Heftigkeit fortgesetzt. In dem Landmann Viriathus erhielt das mächtige Rom einen Gegner, dessen es sich erst nach einem vieljährigen Kampfe durch Meuchelmord entledigen konnte. Die Celtiberer und Lusitaner waren die mächtigsten Gegner Roms. Sie waren abwechselnd besiegt und siegend. Der Geiz des Proconsuls Licinius Lucullus (603) und des Prätors Sulpicius Galba (604) war Ursach, daß unter Viriathus Anführung der Krieg mit erneuerter Wuth losbrach. Nach der Ermordung dieses berühmten Mannes (614) wurde zwar Lusitanien unterjocht, dagegen aber nöthigten die Numantiner den Consul Mancinus zu einem nachtheiligen Vergleich (s. **Numantia**). Zwar beendigte 621 Scipio diesen Krieg, aber das nördliche Spanien blieb noch ununterworfen. In dem nämlichen Jahre ererbten die Römer vom **Attalus** das schöne Königreich **Pergamus** in Asien, und behaupteten sich im Besitz desselben gegen den Aristonicus. Mit dieser Besitznahme endigten auf einige Zeit die auswärtigen Kriege; dagegen litt Rom an innern Unruhen, die sich mit gewissen Unterbrechungen äußerten, und endlich in heftige Bürgerkriege übergingen. Die unbegränzte Macht des Senats hatte eine höchst gehässige Familienaristokratie zur Folge, welche die Volkstribunen bekämpften, und woraus ein verderblicherer Streit zwischen den aristokratischen und demokratischen Factionen hervorging, als jener frühere zwischen Patriciern und Plebejern. Der Streit begann unter **Sempronius Gracchus** (s. d. Art.), der zur Erleichterung der niedrigern Volksclassen auf eine bessere Vertheilung der Staatsländereien drang. Er fiel in einem Volksaufstand, aber das durchgegangne Ackergesetz blieb in seiner Kraft, und die Unruhen dauerten fort. Obgleich durch die Rückkehr des Scipio Aemilianus die Aristokraten eine neue Stütze erhielten, so kam doch den Demokraten der große Sclavenaufstand in Sicilien (620-23) so wohl zu Statten, daß sie nicht unterdrückt werden konnten. Die Volkstribunen suchten ihre Macht noch zu erweitern; sie erlangten Sitz und Stimme im Senat, und wollten auch ihre Erneuerung gesetzmäßig machen. Es gelang, den Unruhen auf einige Zeit vorzubeugen, indem man die Häupter der Volkspartei ehrenvoll entfernte. Während dessen wurde 626 durch M. Fulvius Flaccus die römische Macht im transalpinischen Gallien begründet, und schon 632 war der südliche Theil desselben römische Provinz. Im J. 631 trat **Cajus Gracchus** als Volkstribun auf, erneuerte das Ackergesetz noch geschärft, und erregte noch gefährlichere Gährungen als sein Bruder. Er wollte den Richterstand zum Gegengewicht des Senats machen, und suchte seine Partei dadurch zu vergrößern, daß er vorschlug, den italischen Völkern das römische Bürgerrecht zu ertheilen. Der Senat aber wußte ihn um die Gunst des Volks zu bringen, und seinen Fall zu bewirken. Im J. 633 ward auch er in einem großen Volksaufstande ermordet, und die Aristokraten benutzten ihren Sieg zu einer gänzlichen Aufhebung des Ackergesetzes. Dagegen begannen von jetzt an Unruhen mit den italischen Bundesgenossen, welche Antheil am Bürgerrecht foderten, und nur zufällig wurde noch der Ausbruch des Krieges verhindert. Auf die Sitten hatte der Factionsgeist einen sehr nachtheiligen Einfluß, dem weder die Strenge der Censur, noch die Aufwandsgesetze, noch die jetzt schon nöthigen Gesetze gegen das Cölibat steuern konnten. Bei den Großen herrschte Habsucht, im großen Haufen Zügel-

losigkeit. Durch die übermäßige Bereicherung des öffentlichen Schatzes entstand zunächst ein öffentlicher Luxus, welchem bald auch Privatluxus folgte, der reichliche Mittel zu seiner Befriedigung in den Erpressungen der Statthalter und in den Geschenken auswärtiger Fürsten fand. Die Bestechlichkeit zeigte sich auffallend in dem Kriege mit Jugurtha (636 = 648), der ebendadurch so verlängert wurde. Das Ende dieses blutigen Krieges bahnte einem Plebejer, dem C. Marius, den Weg zu den höchsten Staatswürden, wodurch die Aristokratie einen empfindlichen Stoß erlitt. Ihm gelang, die Verfassung zu stürzen, da die Kriege mit den Cimbern, während in Sicilien ein neuer furchtbarerer Sclavenkrieg wüthete, ihn unentbehrlich machten. Vier Jahre hinter einander verwaltete er das Consulat. Endlich im J. 654 brach der Sturm gegen ihn los, und nach vielen Kämpfen entfernte er sich nach Asien. (Vergl. Marius.) Von 656 bis 663 herrschte Ruhe; die Provinzen athmeten ein wenig auf. Aber die Macht des Ritterstandes ward eine neue Quelle von Mißbräuchen; er hielt den Senat in Abhängigkeit, und konnte sich leicht den nöthigen Reformen in den Provinzen widersetzen, da er nicht nur im Besitz der Gerichte, sondern auch der Pachtungen der Staatseinkünfte war. Der Streit, welcher sich zwischen ihm und dem Senat über die Gerichte erhob, war sehr verderblich für den Staat. Zwar verloren die Ritter durch den Tribunen Livius Drusus dieselben zur Hälfte, aber durch die Art, wie dies geschah, wurde das Feuer des gefährlichen Bundesgenossenkrieges angeschürt. Er trug nämlich darauf an, den Bundesgenossen das Bürgerrecht zu ertheilen, erregte aber dadurch so großes Mißvergnügen, daß er verrätherischer Weise ermordet wurde. Jetzt griffen alle Völker Italiens vom Liris bis zum adriatischen Meerbusen zu den Waffen, um sich von Rom unabhängig zu machen. Die Gefahr war groß und dringend. Die Fasces wurden dem L. Julius Cäsar und P. Rutilius Lupus anvertraut, und unter diesen Consuln traten die größten Feldherren der damaligen Zeit auf. Cn. Pompejus, C. Marius, Q. Cäpio, C. Perpenna, Valerius, Messala, Corn. Sylla, T. Didius, P. Lentulus, P. Licinius und M. Marcellus. Aber auch auf der Gegenseite standen Männer von großem Talent, und nachdem der Krieg von 653 bis 656 mit abwechselndem Glück und größter Erbitterung geführt worden, konnte Rom ihn doch nur dadurch endigen, daß es die Foderungen der Bundesgenossen bewilligte, wodurch es aufhörte, ausschließend Oberhaupt des Staats zu seyn. Zu dieser Nachgiebigkeit nöthigten des Mithridates Rüstungen und die Zwistigkeiten zwischen Sylla und Marius. Diese brachen zu Anfang des ersten pontischen Krieges aus. (Man vergl. hierüber die Art. Marius, Mithridates und Sylla.) Der Senat hatte dem Sylla das Commando übertragen, Marius verband sich (656) mit dem Tribunen Sulpicius, um es ihm zu entreißen. Sylla aber vertrieb ihn an der Spitze seines Heers aus Rom, stellte das Ansehn des Senats wieder her, und eilte seiner Bestimmung zu, nachdem er, um populär zu scheinen, seinen Gegner Cinna zum Consulat erhoben hatte. Die Folge davon war, daß während dieses Kriegs, der von 656 = 659 dauerte, eine neue Pöbelanarchie in Rom ausbrach, die nach des Marius Tode nur noch ärger wurde. Im J. 671 kehrte der geächtete Sylla nach Rom zurück; ein schrecklicher Bürgerkrieg entstand, der erst 673 durch Sylla's Erhebung zur Dictatur beendigt wurde. Sylla suchte die

demokratische Partei zu erdrücken, und gab in dieser Absicht die Cornelischen Gesetze. Des Aemilius Lepidus Versuch, ihm entgegenzuwirken, wurde vereitelt. Wichtiger war der durch den Demokraten Sertorius in Spanien angefachte Krieg, welcher 682 mit dessen Ermordung endigte. Zugleich brach in Italien selbst der furchtbare Krieg der Gladiatoren und Sclaven, und in Asien ein neuer gefährlicher Krieg mit Mithridates aus. Dazu kam, daß die Seeräuber mit großen Flotten die Meere beunruhigten, und Rom eine Hungersnoth drohte. Pompejus (s. d.) rettete den Staat, indem er die Seeräuber und dann den Mithridat besiegte. Kleinasien, Syrien und Creta wurden römische Provinzen, Armenien, Cappadocien, der Bosporus und Judäa wurden gänzlich von Rom abhängig; die Macht der thrazischen Völker war gebrochen. Jetzt konnte kein äußerer Feind mehr Rom gefährlich werden, aber im Innern waren wieder neue Veränderungen vorgegangen. Einige Versuche, die Constitution des Sylla umzustoßen, waren zwar mißlungen, aber schon 679 setzte Opimius durch, daß das Tribunat nicht von höhern Ehrenstellen ausschloß, und daß den Rittern die Gerichte wiedergegeben wurden; und Pompejus und Crassus vernichteten sie während ihres Consulats 684 fast ganz, indem sie die tribunicische Gewalt völlig wieder herstellten. Durch diesen Sieg der demokratischen Partei wurde eine Art von Oligarchie eingeführt; einzelne übermächtige Männer traten an die Spitze des Staats. Die Catilinarische Verschwörung (s. Catilina) wollte die damaligen Gewalthaber stürzen, und eine aus der Hefe des Volks bestehende Faction erheben. Cicero schlug sie nieder und stellte die innere Ruhe dadurch her. Dennoch ging der Staat unaufhaltsam seinem Untergange entgegen. Luxus, durch die aus Asien gezognen ungeheuern Reichthümer erzeugt, hatte die alte Tugend verderbt. Eigennutz und Ehrsucht waren die herrschenden Leidenschaften der Großen. Pompejus, der jetzt aus Asien zurückkehrte, fand in dem strengen Cato einen überlegnen Gegner; er schlug sich daher zur Volkspartei, um mit ihrer Hülfe seine Plane durchzusetzen. Cäsars Rückkehr aus Lusitanien aber (694) gab der Sache eine andre Wendung. Dieser bildete mit Pompejus und Crassus das sogenannte erste Triumvirat, und gelangte dadurch 695 zum Consulat, welches ihm den Weg zur Dictatur bahnte. Er ließ sich die Provinz Gallien auf fünf Jahre ertheilen, um dadurch Gelegenheit zu erhalten, Eroberungen zu machen, und ein Heer zu bilden. Noch vor seiner Abreise wurden durch den Tribun Clodius die Häupter des Senats, Cato und Cicero, entfernt; aber die Triumvirn ließen durch den Tribun Milo Cicero zurückberufen, ohne dadurch die Macht des Clodius brechen zu können. Cäsar vollendete während seiner Verwaltung Galliens die Eroberung dieser Provinz (von 696-704). Die Streitigkeiten, welche während seiner Abwesenheit zwischen ihm und Pompejus und Crassus entstanden waren, wurden 698 durch den Vergleich zu Lucca dahin beigelegt, daß Cäsar seine Provinz auf neue fünf Jahre behalten, Pompejus und Crassus das folgende Consulat, und demnächst jener Spanien und Afrika, dieser Syrien als Provinz bekommen solle. Trotz Cato's Widerstand ging dieser Plan durch. Als aber Crassus gegen die Parther geblieben war, und Pompejus, statt in seine Provinz abzugehn, als alleiniger Consul mit fast dictatorischer Gewalt an die Spitze der Republik trat, war der Bürgerkrieg unvermeidlich. (S. Cäsar und Pompejus.) Statt dem Decret des Se-

nats zu gehorchen, ging Cäsar über den Rubicon und nöthigte Pompejus zur Flucht aus Rom. Der Bürgerkrieg begann, und wurde 706 bei Pharsalus entschieden. Jetzt ward Cäsar Dictator mit den ausgedehntesten Vorrechten. Sein nächstes Bestreben war, die Partei des Pompejus gänzlich zu besiegen und die Ordnung in dem zerrütteten Italien wieder herzustellen. Er fand 710 seinen Tod, aber seine Gegner konnten die Republik nicht retten. Schon 711 bildete sich ein neues Triumvirat zwischen Octavius, Antonius und Lepidus, dessen Zweck die Vertilgung der republikanischen Partei war. Wie sie diesen Zweck durch Proscriptionen und Willkürlichkeiten aller Art verfolgten, sich dann unter einander selbst entzweiten, und aufs neue Bürgerblut floß, bis endlich die Schlacht von Actium den Octavius zum Oberhaupte des römischen Reichs machte, ist unter den Artikeln Antonius und Augustus erzählt worden. Rom hörte auf, eine Republik zu seyn. Die Hauptveränderungen, welche in diesem Zeitabschnitt die römische Verfassung erfuhr, sind schon in der Geschichte desselben mit angeführt worden. Bestechung und Privatinteresse leiteten die Volksversammlungen, in denen seit 622 in allen Fällen mit Täfelchen votirt wurde; Eigennutz und Ehrsucht rissen die Staatsämter an sich. Der Ritterstand bildete sich und gewann große Macht und ungeheure Reichthümer. Das Kriegswesen erweiterte Marius, aber die Kriegszucht verfiel. Die Heere fochten mehr für den Feldherrn als für den Staat. Sie standen dem zu Gebote, der sie bezahlte. Große Fortschritte aber machten die Wissenschaften. In diesen Zeitraum gehören die Dichter M. Pacuvius, C. Lucilius, Plautus, Terentius, Lucretius und Catullus, die Historiker Calpurnius Piso, Porc. Cato, Rutilius Rufus, Claudius Quadrigarius, vornehmlich Cäsar, Sallustius, Cornelius Nepos, Hirtius Pansa u. A., als Redner und Philosoph Cicero, als Grammatiker Terentius Varro, der auch über den Landbau schrieb. Mit dem Ende dieser Periode begann das goldne Zeitalter der römischen Literatur und Kunst. Man ahmte die Griechen mit Geschmack und Glück nach. Nicht nur gingen die vornehmen römischen Jünglinge nach Griechenland, um ihre Bildung zu vollenden, sondern auch zahlreiche griechische Gelehrte strömten nach Rom, und besorgten dort die Erziehung und den Unterricht. Die Sprache erreichte ihre höchste Ausbildung, die Bühne erhielt Meisterstücke. Von den philosophischen Secten der Griechen fanden die Schulen des Epicur und des Zeno den meisten Beifall. Griechische Künstler brachten die Künste empor. Durch sie wurde Rom mit prächtigen Gebäuden und Meisterstücken der Bildhauerkunst angefüllt. Zur Zeit des Cäsar und Pompejus lebten zu Rom die griechischen Künstler Arcesilaus, Pasiteles, Zopyrus, Kriton, Nicolaus Strongylion und der große Steinschneider Dioscorides. Aber das Sittenverderbniß stieg mit dem Luxus bald ins Ungeheure; der größte Theil des Volks, besonders der Vornehmern, war in Wollüste und Laster aller Art versunken. Gesetze dagegen fruchteten wenig. Der Ackerbau und die Handwerke waren Sclaven überlassen, die man grausam behandelte. Das gemeine Volk lebte trotz seiner Armuth im Müßiggang, und war um so williger, sich von denen leiten zu lassen, die ihm Geschenke und Spenden zukommen ließen. Durch Geld war alles zu erreichen. Dritter Zeitraum, Rom als ungetheiltes Kaiserthum, oder als Monarchie unter den Cäsaren, vom Jahre der Stadt 727 bis 1148 (oder 395 nach Chr. Geb.). Wir theilen diesen Zeitraum in fünf Ab-

schnitte. Erster Abschnitt. Octavian war 725 als Sieger nach Rom zurückgekehrt, und stand jetzt 43 Jahre an der Spitze des Staats. Er war Roms erster Monarch, ohne diesen Namen zu führen. Zufrieden mit dem Beinamen Augustus (s. d. Art.), welcher ihm 727 ertheilt wurde, herrschte er mild und mit Beibehaltung der republikanischen Formen. Die Aemter, welche er in sich vereinigte, waren: das Consulat, die tribunicische Gewalt, die Imperatorstelle und das Imperium proconsulare in allen Provinzen, endlich das Amt eines Magister morum und des Pontifex maximus. Den Schein der Usurpation zu vermeiden, ließ er sich die höchste Gewalt von Zeit zu Zeit neu bestätigen. Der Senat bestand als Staatsrath fort. Die republikanischen Magistraturen wurden beibehalten, verloren aber ihre Wirksamkeit, dagegen wurden die Präfectur der Stadt und der Lebensmittel die ersten und wichtigsten Stellen, weil von ihnen die öffentliche Ruhe abhing. Es wurde eine Stamiliz (cohortes urbanae) und eine Leibwache (cohortes praetorianae) errichtet. Die Statthalter der Provinzen wurden besoldet und in ihrer Macht beschränkt. Im Finanzwesen wurden Verbesserungen gemacht. Der Unterschied zwischen der Staats- und Privatcasse des Kaisers ergab sich von selbst; in der Folge wurden beide eins. Die Gränzen des Reichs wurden erweitert, vornemlich durch die Einnahme Aegyptens 724, Pannoniens 719, Mösiens 725, Rhätiens, Vindeliciens und Noricums 739, und durch die völlige Unterwerfung des nördlichen Spaniens und westlichen Galliens 729. Dagegen kriegten die Römer unglücklich gegen die Deutschen. Augusts Nachfolger war sein Stiefsohn Tiberius (s. d.), welcher von 767 - 790 regierte. Unter ihm wurde durch die Judicia majestatis der Despotismus gegründet. Daran war eben so sehr die Feigheit und Niederträchtigkeit des Senats, oft der tyrannische Charakter des Fürsten Schuld, der sich überdies von 776 bis 784 von dem Bösewicht Sejan leiten ließ. Seine Nachfolger Caligula (bis 794) und Claudius (bis 807) waren, jener ein wahnsinniger Tyrann, dieser ein Schwächling. Unter letzterm fingen seit 796 die Eroberungen in Britannien an, und zu Provinzen wurden gemacht: Mauritanien 795, Lycien 796, Judäa 797, und Thrazien 800. Sein Nachfolger Nero (von 807 bis 821), ein heuchlerischer, zur Schwelgerei und Grausamkeit geneigter Tyrann, war der letzte Kaiser aus dem Hause Augusts. Unter ihm wurde der größte Theil von Britannien römische Provinz, und der Krieg in Armenien und gegen die Juden glücklich geführt. Auf Nero's Tod folgten so heftige Stürme, daß in nicht vollen zwei Jahren drei Regenten sich gewaltsam des Throns bemächtigten, Galba, Otho und Vitellius, auf deren besondre Artikel wir verweisen. — Für die römische Literatur und Kunst war dieser Zeitraum, besonders die Regierung Augusts, das goldne Alter. Statt der Politik beschäftigten sich die Vornehmen mit den Wissenschaften, besonders den schönen, oder gewährten ihnen doch Schutz und Beförderung, wie Mäcen und Agrippa. August und Asinius Pollio legten große öffentliche Bibliotheken an. In der Dichtkunst glänzten Virgil, Ovid, Cornelius Gallus, Cornelius Severus, Tibull, Properz, Gratius Faliscus, Manilius, Horaz, Phädrus, und eine Menge von Epigrammendichtern. In der Geschichte lieferten Livius und Dionysius von Halicarnaß allgemein geschätzte Werke. Die Beredsamkeit mußte sinken, aber die Philosophie und Mathematik fanden noch Verehrer und Bearbeiter; dahin gehört Vitruv wegen

seiner Baukunst und Hygin wegen seines Astronomicons. Als Grammatiker verdient M. Verrius Flaccus erwähnt zu werden; die Geographie hatte einen Strabo, die Rechtsgelehrsamkeit einen Q. Antistius Labeo, C. Antejus Capito und C. Trebatius Testa. Unter den bildenden Künsten blühten besonders die Baukunst, die Bildhauerkunst und die Steinschneidekunst. Nach Augusts Tode sank die Literatur, und Schreibart und Sprache arteten aus. Doch zeichneten sich noch aus als Dichter M. Annäus Lucanus, Valerius Flaccus, Persius Flaccus; als Geschichtschreiber Vellejus Paterculus, Diodorus von Sicilien, und Valerius Maximus; als Rhetoren und Philosophen M. und L. Annäus Seneca, als Arzt Aurelius Cornelius Celsus. Ueber die Reden des Cicero commentirte Asconius Pedianus, und in der Rechtsgelehrsamkeit zeichnete sich aus Masuvius Sabinus, M. Coccejus Nerva, Cassius Longinus und Sempronius Proculus. Die Künste geriethen ebenfalls in Verfall. Immer mehr nahm das Sittenverderbniß überhand durch Schwelgerei und unnatürliche Wollüste. Ausländer und Freigelassene wurden die Vertrauten der Kaiser; die Soldaten bildeten einen eignen Stand, und dienten nicht dem Staate, sondern dem Despoten, den sie hinwieder abhängig von sich machten. Zweiter Abschnitt. Nach des Vitellius Sturz bestieg 823 Flavius Vespasianus den Thron. Er stellte das Reich her, indem er die Finanzen ordnete, für den öffentlichen Unterricht sorgte, die Kriegszucht erneuerte, und die Judicia Majestatis aufhob. Unter seine Regierung fällt der wichtige Krieg mit dem Bataver Civilis und die gänzliche Eroberung Britanniens durch Agricola. Vespasian regierte bis 832, sein trefflicher Sohn Titus bis 834, dessen Bruder und Nachfolger Domitian, der vollendetste Despot, bis 849. Unter ihm entstand der Krieg mit dem Könige der Dacier, Decebalus, welcher die für Rom so unglücklichen Kriege mit den Marcomannen, Quaden und Jazygen von 839-843 veranlaßte. Er wurde ermordet, und nun folgten die rühmlichen Regierungen des Nerva (bis 851), Trajan (bis 870), Hadrian (bis 891), Antoninus Pius (bis 914), und Marc Aurel oder Antoninus der Philosoph (bis 933). Nerva hob die Schreckensregierung auf, minderte die Abgaben, und weckte die Industrie wieder; Trajan stellte eine möglichst freie Verfassung her, und vergrößerte das Reich durch glückliche Kriege mit den Daciern, Armeniern und Parthern. Hadrian verbesserte vornehmlich das Innere des Reichs, und schärfte die Kriegszucht des Heeres. Am glücklichsten war Rom unter der friedlichen Regierung des Antoninus Pius; unter Marc Aurel beunruhigten große Unfälle und blutige Kriege mit den Catten, Parthern, und vornehmlich mit den Marcomannen das Reich, aber seine Weisheit wußte die Wunden zu heilen. Mit ihm endet das blühende Zeitalter Roms. Die Staatsverfassung hatte den Charakter einer gemäßigten, auf bürgerliche Freiheit gegründeten Monarchie. Die Staatswürden wurden zum Theil zu leeren Ehrentiteln, und dagegen eine Menge von Hofstellen eingeführt, die immer mehr Macht an sich rissen. Italien ward in vier Provinzen getheilt, denen Consularen vorstanden. Große Veränderungen bewirkte im Gerichtswesen das Edictum perpetuum; die kaiserlichen Befehle verdrängten immer mehr die Senatsconsulte. Auch im Kriegswesen fanden mehrere Veränderungen Statt, namentlich eine andre Eintheilung der Truppen. Die Literatur, besonders die Dichtkunst und Beredsamkeit, waren zwar im Sinken, aber die Kaiser bemühten sich,

durch Anlegung von Bibliotheken und Versammlungssälen, und durch Besoldung von Lehrern der geistigen Cultur aufzuhelfen. Dichter aus diesem Zeitraume sind Silius Italicus, Statius Papinianus, Juvenal, Martial; Geschichtschreiber Tacitus, Appian, Florus, Justinus, Curtius, Arrian, Sueton, Plutarch; Redner Plinius der Jüngere; Philosophen Epictet, Marc Aurel als Stoiker, und mehrere Neuplatoniker; Aerzte, Galenus und Scribonius Largus. Ueber die Wasserbaukunst schrieb Frontinus, über Producte der Natur und Kunst Plinius der Aeltere, über die Oekonomie Columella, über die Kriegslisten Polyän und Frontin; in der Alterthumswissenschaft machte sich Gellius berühmt, in der Geographie Ptolemäus und durch sein Reisebuch nach Britannien Antonin; in der Rhetorik Quintilian. Große Rechtsgelehrte waren Salvius Julianus, Aburnus Valens, Sextus Cäcilius Africanus, Terentius Clemens, Vinidius Verus, Junius Mauricianus, und noch berühmtere juristische Schriftsteller, Sextus Pomponius, C. Velusius Mäcianus, Q. Cervidius Scävola, Ulpius Marcellus. Dritter Abschnitt. Von jetzt an beginnt der immer zunehmende Verfall des römischen Reichs. Commodus, Marc Aurels Sohn (von 933-945), war ein tyrannisches Ungeheuer. Von den Marcomannen erkaufte er den Frieden; in Dacien und Britannien kriegten seine Feldherrn glücklich. Nach seinem Tode erfolgten große Erschütterungen. Pertinax regierte nur zwei Monate, und M. Didius Julianus, der das Reich meistbietend erstand, nur zwei Monate, worauf das Heer in Illyrien den Septimius Severus, das Heer in Syrien den Pescennius Niger zum Kaiser wählte. Ersterer behauptete sich, und herrschte bis 965. Er bekämpfte die Parther und Britanner. Caracalla (bis 970) war ein Tyrann; ihm folgte bis 971 sein Mörder Macrinus; Heliogabalus, ein schamloser Wollüstling (bis 975); Alexander Severus (bis 988), ein trefflicher Fürst. Nach ihm herrschte sein Mörder, der Thrazier Maximinus (bis 991), der den militärischen Despotismus aufs höchste trieb. Während er mit Glück in Deutschland kriegte, wählte der Senat den alten Gordian zum Kaiser, und nach dessen Tode den Maximus Pupienus und Clodius Balbinus. Die Prätorianer ermordeten sie, und riefen den jungen Gordian zum Kaiser aus, der bis 997, so wie M. Julius Philippus bis 1002 regierte. Dann regierten Trajanus Decius (1004 von den Gothen erschlagen); Trebonianus Gallus (bis 1006); Aemilius Aemilianus (drei Monat); P. Licinius Valerianus (bis 1011); P. Licinius Gallianus (bis 1021), unter dem sich fast alle Statthalter zu Kaisern aufwarfen, und die Deutschen und Perser über die Römer siegten; M. Aurelius Claudius (bis 1023), der die Allemannen und Gothen schlug; Domitius Aurelianus (bis 1028), der alle verlornen Länder wieder ans Reich brachte, die Zenobia gefangen nahm, und Dacien freiwillig räumte; M. Claudius Tacitus (bis 1029), Probus (bis 1035), ein kriegerischer und guter Fürst; M. Aurelius Carus (bis 1036); M. Aurelius Numerianus (bis 1037), ein gebildeter und sanfter Fürst. Ihm folgte Diocletian (bis 1058), welcher den M. Valerius Maximianus zum Mitregenten erwählte; außerdem nahm er noch den C. Galerius, so wie Maximian den Flavius Constantius Chlorus zum Gehülfen an. Diese theilten das Reich unbeschadet seiner Einheit, und

widerstanden nicht nur den Barbaren, sondern erweiterten noch das Reich im Osten bis an den Tigris. Beide Kaiser legten 1058 die Regierung nieder, worauf Galerius in den Morgenländern, Constantius in den Abendländern folgte. Galerius ernannte zwei Gehülfen (Cäsares), den Flavius Severus und Maximinus. Constantius starb 1059, und hinterließ seine Länder seinem Sohne Constantin, der durch eine Reihe von Treulosigkeiten im J. 1076 die Alleinherrschaft gewann. In diesem Zeitraum war zwar die Staatsverfassung dieselbe geblieben, aber überall herrschte Militärdespotismus. Der Soldat setzte Kaiser ein und ab. In Rechtssachen entschieden die Kaiser durch ihre Constitutionen. Immer mehr stiegen das Sittenverderbniß, die Ohnmacht des Reichs, die drückenden Abgaben, die Armuth des Volks, die Tyrannei der Regenten, der Andrang der Barbaren. Die Literatur und der Geschmack kamen gänzlich in Verfall. Sprache und Schreibart arteten aus, und geriethen in Verderbniß. Einzelne Männer studirten die Alten und nahmen sie zu Mustern. Unter den Dichtern sind zu bemerken Terentianus Maurus und Nemesianus; unter den Geschichtschreibern sind von anerkanntem Werth Dio Cassius und Herodian; ferner sind zu bemerken die Verfasser der Kaisergeschichte (Scriptores Historiae Augustae) Spartianus, Capitolinus, Trebellius Pollio, Vopiscus, Lampridius und Vulcatius Gallicanus. Apulejus schrieb Romane, Aelian Anekdoten. Rednerische Werke verfaßten die Panegyriker der Kaiser, Mamertinus, Nagarius, Magnus Ausonius, u. A. Latinus Drepanius, Eumenius und Pacatus. Der Grammatiker Latinus Solinus lieferte einen Auszug aus Plinius Naturgeschichte unter dem Titel Polyhistor, Serenus Samonicus ein Lehrgedicht über die Arzneikunde, Palladius ein Werk über den Landbau, der Grammatiker Censorinus ein gelehrtes chronologisches Werk de die natali. Große Rechtsgelehrte waren Papinianus, Ulpianus, Julius Paulus und Herennius Modestinus. Die Kunst erlosch ganz. Schon war die christliche Religion allgemein verbreitet. Vierter Abschnitt. Constantin der Große (bis 1090) nahm aus Politik 1064 das Christenthum an, welches dadurch herrschende Religion wurde. Der militärische Despotismus hörte auf. Die Residenz wurde nach Constantinopel verlegt, das Reich neu eingetheilt, Civil- und Militärgewalt getrennt. Nach Constantins Tode theilten seine drei Söhne, Constantin, Constantius und Constans, das Reich, bis nach zwölfjährigen Kriegen 1106 Constantius das ganze Reich an sich brachte. Er regierte zuerst mit dem Cäsar Constantius Gallus, dann mit dem Cäsar Julianus, bis 1114 unter beständigen Kriegen mit den Barbaren. Sein Nachfolger war Julian, der Apostat oder Abtrünnige genannt, (bis 1116) ein talentvoller, lasterfreier Fürst, der aber zum Heidenthum zurücktrat. Nach ihm regierte Jovian bis 1117, Valentinian I. im Occident bis 1128, Valens im Orient bis 1131, unter dem die Hunnen nach Europa kamen, Gratian und Valentinian II. im Occident, ersterer bis 1136, letzterer bis 1145, dann Theodosius bis 1147 im Orient, bis 1148 über das ganze Reich. Er theilte das Reich, das fortan in dem morgenländischen oder oströmischen und in dem abendländischen oder weströmischen Kaiserthum getrennt blieb: man sehe die Geschichte des erstern unter Byzantiner, die Geschichte des letztern unter occidentalisches Kaiserthum. Aus diesem Zeitraum nennen wir noch folgende Schriftsteller: Claudian als Dichter; Ammianus Marcellinus, Aurelius Victor, Eu-

tropius und Zosimus als Geschichtschreiber. Als Redner war Symmachus, als Sophist Themistius berühmt. Vegetius schrieb vom Kriegswesen, und Macrobius ward ein glücklicher Nachfolger des Varro und Gellius. Victor und Sextus Rufus schrieben Topographien von Rom. Von jetzt an artete die römische Sprache durch Vermischung und Barbarei immer mehr aus, bis sie endlich ganz in den romanischen Sprachen verschwand, und eben so sank die Geistescultur.

Rom, die Stadt, ist noch jetzt, obschon nicht mehr im Besitze der Weltherrschaft, und seit Jahrtausenden durch mancherlei feindselige Schicksale heimgesucht, die herrlichste aller Städte und verdient mit allem Rechte den Beinamen der „ewigen Stadt." Alles in ihr athmet Größe und Erhabenheit; die Ruinen des alten, wie die Prachtgebäude des neuen Roms umschwebt der Zauber heiliger Schönheit und Würde, und glänzende Erinnerungen aus allen Zeiten sind an die Denkmale geknüpft, die bei jedem Schritte des Wanderers sich häufen. Das Leben der Vorzeit und der Gegenwart erscheint nirgend in so verklärter Gestalt, wie innerhalb der Mauern Roms; jenes classisch in aller seiner nach außen gekehrten Kraftfülle, dieses in seinem mehr nach innen gerichteten, beschaulichen Treiben voll romantischen Reizes. Daher der tiefe, unauslöschliche Eindruck, den Rom auf jeden sinnigen, unbefangenen Gast macht, daher die Sehnsucht so vieler, die dort gewesen, dahin zurückzukehren. Wir begnügen uns in diesen Blättern, deren Raum keine völlig ausgeführte Schilderung gestattet, einen Umriß zu liefern und eine Andeutung aller Schätze der ewigen Roma, nebst einem flüchtigen Bilde dessen, was sie war und jetzt ist. — Das alte Rom war, wie wir schon im vorigen Artikel angeführt haben, auf mehrern Hügeln gebaut, die jetzt wegen des vielen Schutts, womit die Thäler ausgefüllt sind, kaum mehr bemerkbar sind. Das Gebirge der Apenninen befand sich ihm gegen Nordwesten, die Tiber, welche 190 Stadien davon sich ins tyrrhenische Meer ergoß, größtentheils gegen Westen. Die niedrigen Ostufer des Stroms gaben die Stadt häufigen Ueberschwemmungen preis. Der Umfang und die Volksmenge Roms waren natürlich zu verschiednen Zeiten sehr verschieden. Wir sprechen hier von der blühendsten Periode. Vopiscus im Leben Aurelians setzt den Umfang der Stadt nach ihrer letzten Erweiterung durch diesen Kaiser auf 50,000 Schritt ($8\frac{1}{3}$ Meile), wofür wir jedoch 15000 Schritt lesen zu müssen glauben, da Plinius den Umfang in den Zeiten vor Aurelian auf 13,000 Schritt ($2\frac{1}{6}$ Meile) angibt. Damit stimmen auch die Angaben neuerer Reisenden überein. Die Bevölkerung mag damals gegen drei Millionen Menschen betragen haben; die Zahl der Bürger war nie über 300,000. Schon Romulus hatte die Stadt mit einer Mauer, oder vielmehr einem Erdwall umgeben. Von den vier Thoren, die er anlegte, dem carmentalischen, pandanischen oder saturnischen, romanischen und mugonischen, erhielt sich nur das carmentalische. Diese Mauer lief vom palatinischen Berge unter dem aventinischen hinweg bis an die Tiber; dann füllte ein Stück derselben den Abstand zwischen der Tiber und dem capitolinischen Berge aus, schnitt auf der andern Seite den Palatinus von den Bergen Cölius, Esquilinus, Viminalis und Quirinalis ab, und endigte sich abermals bei dem Capitol. Die zweite, die servische Mauer, war ungleich weitläuftiger, und schloß die genannten Berge insgesammt von der Morgen- und Mittagsseite ein, lief unter dem aventinischen Berg herum nach der

Tiber zu, ging dann über den Fluß auf die Abendseite desselben, wo sie, im Triangel bis auf die südliche Spitze des Janiculus fortgeführt, diese von dem übrigen Berge abschnitt, und dann in einer geraden, nach dem südlichen Ende der Tiberinsel zugehenden Richtung die ganze Masse der Wohnungen jenseit der Tiber umfaßte. Auf der Nordseite der Stadt wurde größtentheils die alte Mauer des Romulus beibehalten. Wo aber an der Spitze des Quirinalis die alte Mauer geendigt hatte, da lief die servische bis ans äußerste östliche Ende des Quirinalis fort, und zog sich dann um die übrigen Berge gegen Morgen herum. Der pincische Hügel, das Marsfeld und der vaticanische Berg lagen also ganz außerhalb derselben, und Rom begriff daher nur sieben Hügel in sich, und wurde davon die siebenhüglichte (septicollis) genannt. Alle diese Theile umschloß auch die dritte, die aurelianische Mauer; indem sie aber vom nordöstlichen Ende des Quirinalis noch weiter nach Norden fortging, begriff sie auch das Marsfeld von den pincischen Hügel in sich, zog sich außerhalb des letztern bis an die Tiber, umfaßte jenseit derselben in einem großen Bogen den vaticanischen Berg, und schloß sich dann an die alte bis auf die Spitze des Janiculus geführte Mauer an, so daß die Tiberinsel nun mit zur Stadt gehörte. Bei einem so großen Umfange mußte die Zahl der Thore beträchtlich seyn. Plinius zählt 37, von denen noch mehrere jetzt unter verändertem Namen bestehen. Das alte Rom hatte mehrere **Brücken**, von denen einige noch gangbar sind. Die unterste und älteste Brücke war der Pons sublicius, welcher vom Aventinus in das Thal unterhalb des Janiculus führte und jetzt nicht mehr vorhanden ist. Die zweite Brücke führte vom Markte nach dem Janiculus, und hieß Pons senatorius, weil der feierliche Aufzug des Senats darüber ging, wenn die sibyllinischen Bücher vom Janiculus geholt werden sollten. Sie war die erste steinerne Brücke Roms, und liegt jetzt unter dem Namen der Marienbrücke in Trümmern (Ponte rotto). Auf die Tiberinsel führten zwei Brücken, die eine von der Ost- die andre von der Westseite, jene Pons Fabricius (jetzt Ponte di quattro capi), diese Pons Cestius (jetzt Bartholomäusbrücke) genannt. Eine vierte Brücke, Pons Janiculensis (jetzt Ponte Sisto) führte vom Marsfelde beim Theater des Marcellus nach dem Janiculus. Von der fünften Brücke, Pons vaticanus oder triumphalis, welche vom Marsfelde nach dem Vatican führte, sieht man noch Ruinen bei dem Heiligengeisthospitale. Die älische Brücke, Pons aelius, die jetzige schöne Engelsbrücke, führte eben dahin nach der Moles Hadriani. Außerhalb der Mauer, oberhalb des pincischen Hügels, lag die siebente Brücke, Pons Milvius (jetzt Ponte molle), von M. Aemilius Scaurus nach des Sylla Zeiten erbaut. Die **Straßen** Roms waren selbst nach dem Wiederaufbau der Stadt unter Nero sehr unregelmäßig; die öffentlichen Plätze, deren es eine große Menge gab, unterschied man in areae, Vorplätze von Palästen und Tempeln, campi, freie mit Rasen bewachsene Plätze, die theils zu Berathschlagungen des Volks, theils zu öffentlichen Aufzügen, theils zu Waffenübungen der Jugend und zum Verbrennen der Leichen dienten, und in fora, welche gepflastert waren, und entweder zu Zusammenkünften des Volks, zum Abthun mancherlei bürgerlicher Geschäfte oder zum Verkauf verschiedner Waaren oder zur Zierde dienten. Unter letztern waren das **Forum romanum** (s. dessen besondern Artikel) und das **Marsfeld** die vornehmsten. Die älteste Eintheilung Roms machte Servius Tullius; er theilte es in vier Quartiere, welche er Tribus urbanae nannte; sie hießen Tribus suburrana, collina, esquilina und

palatina. Sie blieb bis auf August, welcher die Stadt in vierzehn Regionen theilte, deren Namen wir hersetzen, weil die Beschreibung des alten Roms gewöhnlich danach abgehandelt wird: 1. Porta Capena, 2. Coeli montium, 3. Isis et Serapis oder Moneta, 4. Via sacra, nachher Templum pacis, 5. Esquilina cum colle et turri Viminali, 6. Alta semita, 7. Via lata, 8. Forum Romanum, 9. Circus Flamminius, 10. Palatium, 11. Circus maximus, 12. Piscina publica, 13. Aventinus, 14. Trans Tiberim. Wir wollen bei dem Wenigen, worauf wir uns beschränken müssen, dieser Eintheilung nicht weiter folgen, sondern uns begnügen, die merkwürdigsten öffentlichen Gebäude und Denkmäler anzuführen. Zu diesen gehören die Tempel, Theater, Amphitheater, Circus, Naumachien, Porticus, Basilicä, Bäder, Gärten, Triumphbogen, Ehrensäulen, Cloaken, Wasserleitungen, Grabmäler u. s. w. Wir beginnen mit den Tempeln. Von dem Capitol, der Burg und dem Haupttempel Roms, das dem Jupiter Capitolinus geheiligt war, so wie von dem Pantheon ist in eignen Artikeln geredet, weßhalb es genug ist, sie hier genannt zu haben. Nächstdem waren die merkwürdigsten: der Tempel des Aesculap, auf der dem Gotte geweihten Tiberinsel, jetzt die St. Bartholomäuskirche; der Tempel des Antoninus und der Faustina in der Via sacra, jetzt die Kirche S. Lorenzo in Miranda; der kostbare Apollotempel, welchen August mitten im Palatium von weißem Marmor erbaute, um darin die Sibyllinischen Bücher aufzubewahren; er enthielt außer vielen Kostbarkeiten eine schöne Bibliothek, und diente den Dichtern zum Versammlungsort, welche darin ihre Werke vorlasen; der Tempel aller Kaiser (Templum Caesarum), der die sämmtlichen Bildsäulen der Kaiser enthielt, denen allen einst ein Blitz die Köpfe abschlug; der Tempel der Dioscuren auf dem Forum romanum unter dem palatinischen Berge, der Kirche S. Maria Liberatrice gegenüber; den beiden Jünglingen zu Ehren erbaut, die in der Schlacht am See Regillus den Römern den Sieg erfechten halfen, und die man für Castor und Pollux hielt; der Tempel der Göttin Seja (der Saat) unter dem Palatinus, den Servius Tullius erbaute, Nero aber in seinen goldnen Pallast zog, und mit durchsichtigem cappadocischen Marmor belegen ließ; der unter dem Namen Templum Dianae commune berühmte Bundestempel, den auf Servius Tullius Veranlassung die gesammten lateinischen Städte erbauten, und auf dessen einer Säule die Bedingungen jenes Bundes eingegraben waren, gelegen auf dem aventinischen Berg bei der Kirche S. Priscä; der Tempel des Janus auf der Tiberinsel bei der heutigen Sixtusbrücke, einer der schönsten des alten Roms; der Tempel des Flavischen Geschlechts, in welchem Domitian begraben liegt, auf der heutigen Piazza Grimana noch vorhanden; der Tempel des Hercules und der Musen, erbaut in der neunten Region vom M. Fulvius Nobilior, der hier die aus Ambracia mitgebrachten Musen aufstellte; der Tempel der Ehre und Tugend in der ersten Region, vom M. Marcellus erbaut, und von den Marcellern mit den Denkmälern ihres Geschlechts verziert; der Tempel des Jupiter Stator, vom Romulus angelobt, als einst die Seinigen schon zu fliehen anfingen, aber erst nachher am Abhange des Palatinus erbaut; der Tempel des Jupiter tonans, von August mit vieler Pracht auf dem ersten Absatz des capitolinischen Berges erbaut; der Tempel des Jupiter Lycaonius, ein schöner Tempel auf der Tiberinsel, von dem später die ganze Insel Lycaonia hieß; zwei Tempel der Isis und des Serapis; der Tempel der Juno Moneta, an der Stelle

des niedergerißnen Hauses des Manlius auf der Burg des capitolinischen Berges erbaut, weil der Göttin die Erweckung der Besatzung bei dem Ueberfall der Gallier zugeschrieben wurde; der Tempel der Libertas, vom Gracchus in der 13ten Region erbaut und von Asinius Pollio wieder hergestellt, der in seinem Atrium die erste öffentliche Bibliothek anlegte; der Tempel des Mars auf der Ostseite des Appischen Weges vor der Porta Capena in der ersten Region, in welchem der Senat den Feldherren, die um die Ehre des Triumphs ansuchten, und den feindlichen Gesandten Audienz gab, und auf dessen Trümmern die Kirche delle Palme steht; der Tempel des Mars Ultor, von August mit großer Pracht erbaut, als er die von den Parthern eroberten Legionsadler zurückerhielt; der kostbare Minerventempel, den Domitian auf dem Forum des Nerva erbaute; ein andrer Tempel derselben Göttin, den Pompejus auf dem Marsfelde erbaute, August aber mit Erz überziehen ließ; der Tempel des Friedens, einst der schönste und reichste Tempel Roms, von Vespasian auf der Via sacra in der vierten Region erbaut, der die Schätze des jerusalemitischen Tempels, eine schöne Bibliothek und viele andre Kostbarkeiten enthielt, unter Commodus aber in einer Nacht abbrannte; der Tempel der Göttin Salus, den Roms erster Maler, Fabius Pictor, ausmalte; der Tempel des Saturn, von dem jüngern Tarquin erbaut, der nachher die Schatzkammer und das Staatsarchiv Roms ward; der Tempel der Sonne, den Aurelian mit größtem Aufwande anlegte, und von dem noch viele Ruinen da sind; mehrere Venustempel, und unter diesen besonders der prächtige Tempel der Venus Genitrix, den Cäsar der Stammmutter seines Geschlechts, und der Tempel der Venus und Roma, den Hadrian nach einem selbstgefertigten Riß erbauen ließ; der Tempel der Vesta, einer der wichtigsten und ältesten, von Numa an der Südspitze des Palatinus erbaut, in welchem die Staatsheiligthümer, die Ancilien, das Palladium, das heilige Feuer aufbewahrt wurden, und viele andre. Von den eigentlichen Palästen Roms führen wir bloß den kaiserlichen als den vornehmsten an. Er war von August auf dem palatinischen Berge erbaut, und gab der zehnten Region der Stadt den Namen. Die Hauptseite war nach der Via sacra gekehrt, und Eichen davor gepflanzt. Im Bezirke des Palastes selbst lag der Tempel der Vesta und der ungleich vorzüglichere des Apollo, den August zum Haupttempel von Rom zu erheben suchte. Die folgenden Kaiser erweiterten und verschönerten diesen Palast, bis Nero ihn abbrannte. Dieser erbaute ihn wieder, aber so weitläuftig, daß er nicht nur den ganzen palatinischen Berg, sondern auch die Ebnen zwischen diesem und dem cölischen und esquilinischen Berge, ja selbst einen Theil von diesem einnahm. Dabei war er mit Edelsteinen, Gold, Silber, Statuen, Gemählden und Kostbarkeiten aller Art so reich ausgeschmückt, daß er den Namen domus aurea mit Recht führte. Die folgenden Kaiser beraubten ihn aber nicht nur dieser Kostbarkeiten, sondern Vespasian und Titus ließen auch viele Nebengebäude abtragen. Den Hauptpalast verschönerte darauf Domitian; unter Commodus brannte ein großer Theil nieder, er wurde aber von diesem und den folgenden Kaisern wieder hergestellt. Zur Zeit Theodorichs bedurfte er neuer Reparaturen, später aber stürzte der ungeheure Bau unter seiner eignen Last zusammen, und jetzt stehen auf seiner Stelle der Farnesische Palast und Garten und die Villa Spada. Unter den Theatern waren das Theater des Pompejus, des Cornelius Balbus und

des Marcellus die vorzüglichsten. Pompejus erbaute sein Theater nach seiner Rückkehr aus Griechenland, und schmückte es mit den vorzüglichsten und berühmtesten griechischen Statuen. Eine Wasserleitung brachte Wasser in alle Theile desselben. Um es vor dem Niederreißen zu bewahren, baute er in seinem Bezirk einen prächtigen Tempel der Venus Victrix, und heiligte dadurch das ganze Gebäude. Es faßte 40,000 Menschen. Erst Caligula endigte den Bau; schon früher hatte Tiberius die Scene erneuert; ein gleiches that später Claudius; der Gothenkönig Theodorich ließ es wieder aufbauen. Jetzt sieht man noch wenige Ueberreste bei dem Palaste Ursini. Das Theater des Balbus, dieses Lieblings des August, lag auf dem Marsfelde; das Theater des Marcellus endlich ließ August seinem Neffen Marcellus zu Ehren erbauen; es faßte 22,000 Menschen, und wurde von Vespasian erneuert. Noch sind schöne Ruinen davon zu sehen. Auch **Amphitheater** hatte Rom mehrere, unter denen das Amphitheater des Titus das merkwürdigste war. Wir haben von diesem Riesenbau in dem eignen Artikel **Coliseum** gesprochen. Eben so ist von dem Circus maximus und dem Circus des Caracalla schon in dem Artikel **Circus** die Rede gewesen. Außerdem aber hatte Rom noch viele andre Circi; unter diesen verdienen genannt zu werden: der Circus agonalis in der neunten Region, der Circus Aurelius in den Gärten des Heliogabalus in der fünften Region, der Circus Flaminius in der neunten Region, einer der größten und ansehnlichsten, auf dessen Ruinen jetzt die Kirche S. Caterina de' Funari und der Palast Maffei stehen; der Circus der Flora in der sechsten Region, auf der jetzigen Piazza Grimana, wo die zügellosen Floralien gehalten wurden, endlich der Circus des Nero, in der vierzehnten Region, in der Nähe der jetzigen Peterskirche, und der Circus des Sallust, von dem man beim collinischen Thore noch Ueberreste sieht. Ohne bei den Naumachien zu verweilen, die einen eignen Artikel haben, gehen wir zu den **Porticus** oder Säulenhallen weiter, unter denen folgende die vornehmsten waren: der porticus Argonautarum, auch Neptuni, Agrippae oder Vipsanii genannt den M. Vipsanius Agrippa im Jahr 729 erbaute, und mit der Geschichte der Argonauten ausmahlen ließ. Er stand auf dem Marsfelde, von einem Lorbeerhain umgeben, und wahrscheinlich rühren von ihm die Marmorsäulen her, die man noch jetzt auf der Piazza di Pietra sieht; der prächtige Porticus der Europa auf dem Marsfelde, wahrscheinlich von August erbaut, und mit der Geschichte der Europa ausgemalt; der Porticus Hecatonstylon in der neunten Region, von seinen hundert Säulen so genannt; der Porticus der Livia in der dritten Region, den August erbauen, Nero aber niederreißen ließ; der Porticus des Metellus, von Metell, dem Macedonier, zwischen den von ihm erbauten Tempeln des Apollo und der Juno in der neunten Region angelegt, und mit den aus Macedonien mitgebrachten Statuen geziert; der Porticus Milliarensis, der tausendsäulige, von dem noch Spuren in dem Garten des Herzogs Muti zu sehen sind; der Porticus der Octavia, von August, und der Porticus Polá, von M. Vipsanius Agrippa erbaut; der Porticus des Pompejus, von seinen Säulen auch der corinthische genannt; Pompejus ließ ihn bei seinem Theater anlegen, und schmückte ihn mit goldgewirkten Tapeten; endlich der Porticus der Sonne (P. Solis), welchen Aurelian erbauen ließ. Unter den **Basiliken** (s. d. Art.) war eine der schönsten die Aemilische, auf der Nordseite des Forum romanum, von Paulus Aemilius erbaut; außerdem nennen wir die Basilica Caji, oder Lucii auf dem Esquilin, die prachtvolle Ba-

25*

silica Julia auf der Südseite des Forum romanum von Julius Cäsar, und die Basilica Portia, die älteste, von Cato Censorinus erbaut. Die Zahl der öffentlichen Bäder, die zum Theil großen und weitläufigen Palästen glichen, und mit großer Pracht ausgestattet waren, war in Rom ungemein groß. Einige zählen 22 warme und 856 kalte Bäder, außer 880 Privatbädern. Mäcen und nach ihm Agrippa legten die ersten öffentlichen Bäder an, die aber später von denen des Caracalla und diese wieder von den Diocletianischen, deren Ueberreste noch vorhanden sind, übertroffen wurden. Auch an prächtigen Gärten war Rom reich. Den ersten Platz nahmen die Gärten des Lucullus in der neunten Region ein; nächst diesen waren berühmt die Gärten des Asinius Pollio, des Julius Cäsar, des Mäcenas, des Heliogabalus und andre. Von den Triumphbogen sind die berühmtesten der Triumphbogen des Constantin in der vierten Region, von dem noch Ruinen vorhanden sind; der Triumphbogen des Drusus auf der Appischen Straße, aus welchem das jetzige Thor S. Sebastian erbaut seyn soll; der Triumphbogen des Gallienus, und die noch wohl erhaltenen Triumphbogen des Severus und Titus, jener auf dem Forum, dieser im Vicus Sandalarius. Unter den Ehrensäulen war die schönste die Trajanische, von 118 Fuß Höhe, welche sich erhalten hat. Statt der Bildsäule des Kaisers, welche sie sonst trug, ließ Sixtus V. die 23 Fuß hohe metallne Statue des heiligen Petrus darauf setzen. Die Basreliefs, womit die Säule von außen schneckenförmig bekleidet ist, stellen die Thaten Trajans dar, und enthalten gegen dritthalbtausend halbe und ganze Menschenfiguren. Von innen führt eine Treppe bis zur Spitze. Außerdem ist bekannt die Schiffschnäbelsäule, welche Duillius zum Andenken eines Sieges über die carthaginiensische Flotte errichten ließ, und die wie die Antonische und Aurelianische Ehrensäule noch vorhanden ist. Die Cloaken, mittelst welcher der Unflath und das überflüssige Wasser aus der Stadt in die Tiber geführt wurde, gehören zu den merkwürdigsten Bauwerken des alten Roms; es sind unterirdische Canäle von 10 bis 16 Fuß Tiefe und 12 bis 14 Fuß Weite, und wiewohl ihre Erbauung in die ältesten Zeiten der Stadt fällt, so sind sie doch von so unzerstörbarer Festigkeit, daß mehrere Erschütterungen ihnen wenig geschadet haben, und sie noch jetzt zum Theil unversehrt sind. Von den Wasserleitungen Roms, deren man gegen zwanzig zählte, ist unter dem Artikel Aquäduct einiges angeführt worden; eben so ist von den prächtigen Grabmälern schon die Rede gewesen. Unter diesen glänzten vor allen das Mausoleum Augusts und das Septizonium des Septimius Severus. Noch eine Menge von Denkmälern aller Art hätten wir anführen können, wenn wir auch nur bei solchen hätten stehen bleiben wollen, von denen noch Ruinen übrig sind; immer aber würden wir dadurch kein angemessenes Bild der alten Völkerbeherrscherin Roms, dieses Mittelpunkts der alten Welt hervorbringen, denn unermeßlich war der Reichthum dieser Stadt auch an den prachtvollsten Privatgebäuden, und an Kunstschätzen, womit nicht nur die öffentlichen Plätze und Gassen, sondern auch die Wohnungen und Gärten der Vornehmen geschmückt waren, und wovon verhältnißmäßig nur wenige Ueberreste durch alle Stürme der Zeit bis auf uns gekommen sind. — Wir gehen zu einer kurzen Beschreibung des heutigen Roms über. Rom, die Hauptstadt des Kirchenstaats, die Residenz des Papstes, und dadurch Jahrhunderte lang die Hauptstadt der Christenheit, und noch gegenwärtig die Haupt-

stadt der Kunstwelt, hat jetzt einen Umfang von 13 italienischen Meilen, und nach einer im J. 1816 angestellten Zählung 128,997 Einwohner. Sie wird von der Tiber in zwei Theile getheilt. Die Kirchen, Paläste, Landhäuser, Plätze, Straßen, Springbrunnen, Wasserleitungen, Alterthümer, Ruinen, alles verkündigt in dieser Stadt ihre alte Herrlichkeit und ihre jetzige Größe. Wir beschränken uns darauf, die merkwürdigsten Denkmäler kurz anzuzeigen. Unter den Kirchen nimmt den ersten Platz die bewundernswürdige Peterskirche ein, vielleicht das schönste Gebäude der Welt. Bramante begann den Bau; ihm folgten Sangallo und Peruzzi; aber den größten Theil der Zeichnungen lieferte Michel Angelo, der die ungeheure Kuppel darauf setzte, die bis zur Spitze des Kreuzes 68 Toisen hoch ist. Später arbeiteten mehrere andre Architekten daran; Maderni endlich vollendete die Vorderseite und die beiden Thürme. Der ganze Bau währte über ein Jahrhundert, und kostete 45 Millionen römische Thaler. Ehe man zu diesem prächtigen Tempel gelangt, bietet sich dem Auge der wunderschöne Vorplatz dar, den Bernini's kreisförmiger Porticus umgiebt und ein ägyptischer Obelisk mit zwei herrlichen Springbrunnen schmückt. Beim Eintritt in die Vorhalle zeigt sich das Mosaikbild Giotto's, la Navicella; unter dem Porticus, dem größten Thor gegenüber, das große Basrelief Bernini's, Christus vorstellend, welcher Petrus befiehlt, seine Heerde zu hüten, endlich die beiden Ritterstatuen an den beiden Enden des Porticus, Constantin von Bernini und Carl der Große von Cornachini. Der Verein dieser verschiednen Meisterwerke macht auf das Gemüth einen unaussprechlichen Eindruck. Die Harmonie und die Verhältnisse, welche im Innern des erhabnen Tempels herrschen, sind von der Art, daß, so ungeheuer er auch ist, das Auge doch alle Theile ohne Verwirrung und Mühe unterscheidet. Erst wenn man sie einzeln genauer untersucht, erstaunt man über ihre Dimensionen, indem man alle Gegenstände unendlich größer findet, als sie zu Anfang geschienen hatten. Besonders zieht die Aufmerksamkeit des Beobachters der ungeheure Baldachin des Hochaltars auf sich, der von vier bronznen Säulen von 122 Fuß Höhe gehalten wird. Die Kuppel ist das kühnste und erstaunlichste Werk, das die neuere Baukunst gewagt hat. Das Kreuz auf derselben ist 487 Fuß über dem Estrich erhaben, und folglich noch um 39 Fuß höher, als die große ägyptische Pyramide. Man hat auf derselben eine der schönsten Aussichten; das Auge schwebt über der Hauptstadt der alten Welt und ihre Umgegenden. Die herrlichen Mosaikarbeiten, die Grabmäler, die Gemälde, die Frescobilder, die köstlichen Marmorwerke, die vergoldeten Bronzen und Stuckarbeiten, die neue Sacristei, ein prächtiges, aber mit dem Ganzen nicht übereinstimmendes Gebäude, verdienen einzeln betrachtet und bewundert zu werden. Nächst St. Peter sind die beiden schönsten Kirchen Roms die Kirche St. Johann vom Lateran und die Kirche di Santa Maria Maggiore. Erstere, von Constantin dem Großen erbaut, ist die Pfarrkirche des Papstes; sie geht daher im Range allen andern vor, und nennt sich Omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput. In ihr werden die Päpste gekrönt. Man sieht hier mehrere Säulen von Granit, Verde Antico und vergoldeter Bronze, die zwölf Apostel von Rusconi und Legros; am meisten aber bewundert man die in ihren Verhältnissen unvergleichlich schöne Capelle Corsini. Die Architektur derselben ist von Alexander Galilei, das Altargemälde ist eine nach einem Gemälde von Guido verfer-

tigte Mosaik, und der schöne Porphyrsarkophag, welchen man unter der Statue Clemens XII. sieht, ward im Pantheon gefunden, und enthielt, wie man vermuthet, die Asche des M. Agrippa. Das Schiff der Kirche S. Maria Maggiore wird von vierzig ionischen Säulen aus griechischem Marmor getragen, die aus einem Tempel der Juno Lucina genommen worden; die Decke ward mit dem ersten Golde aus Peru vergoldet. Man bewundert hier noch verschiedne Mosaiken, den aus einem antiken Porphyrsarkophag bestehenden Hochaltar, die nach Fontana's Zeichnung gebaute und bizarr verzierte Capelle Sixtus V.; die mit Marmor und Edelsteinen geschmückte Capelle Paulus V., die Capelle Sforza von Michel Angelo, und die Grabmäler Wilhelms de la Porta und Algardi's. Auf dem Platz vor der Hauptseite erblickt man eine corinthische Marmorsäule, die man für ein Muster in ihrer Art hält. Die größte Kirche in Rom nach St. Peter ist die Basilica di S. Paolo fuori delle mura, auf dem Wege nach Ostia. Sie ist merkwürdig wegen ihres Alters, das bis zu Theodosius hinaufsteigt, und enthält eine Menge prächtiger Säulen, einen schönen Fußboden, Mosaiken, kostbare Marmore, Inschriften, die Bildnisse aller Päpste, von Petrus bis auf Pius VI., und uralte bronzne Thüren. Die St. Laurenzkirche außerhalb der Stadt besitzt seltne Denkmäler des Alterthums. Die Kirche di S. Pietro in Vincola enthält die berühmte Statue Mosis, von Michel Angelo. Die St. Agneskirche auf dem Platz Navona, angefangen von Rainaldi und vollendet von Borromini, ist eine der geschmücktesten, besonders mit neuern Bildhauerwerken. Man bemerkt vornehmlich ein wunderbares Relief von Algardi, welches die heilige Agnes, ihrer Gewänder beraubt, und bloß von ihrem Hauptzhaar bedeckt, vorstellt. Die Basilica des heiligen Sebastian vor der Porta Capena enthält die Statue des tödtlich verwundeten Heiligen von Giorgetti, einem Schüler Algardi's und Bernini's Lehrer. Unter dieser Kirche befinden sich die Catacomben, die einst zu Begräbnissen dienten. In der St. Agneskirche vor der Porta Pia sieht man unter vielen schönen Säulen vier porphyrne als Stützpfeiler des Hochaltars, welche für die schönsten Säulen Roms angesehen werden. In einer kleinen Capelle befindet sich eine Büste des Erlösers von Michel Angelo, ein wahres Meisterstück. In der St. Augustinkirche bewundert man ein schönes Bild von Raphael, den Propheten Isaias vorstellend, und eine Himmelfahrt von Lanfranchi. Das Kloster besitzt eine reiche Bibliothek, bekannt unter dem Namen l'Angelica, und vermehrt durch die Bibliothek des Cardinals Passionei. Außerdem verdienen ihrer schönen Bauart und ihrer Kunstwerke wegen ausgezeichnet zu werden: die Kirchen St. Ignaz, St. Cäcilia, S. Andrea della Valle, S. Andrea del Noviziato, das Panthean, La Rotonda genannt, in welcher Raphael, Hannibal Caracci und Mengs begraben liegen, und viele andre, deren trockne Aufzählung wir hier um so mehr unterlassen, als alle Kirchen Roms, deren man 343 zählt, Merkwürdigkeiten der Kunst oder des Alterthums enthalten. Unter den vielen Palästen Roms ist der vornehmste der Vatikan, ein ungeheures Gebäude, in welchem die kostbarsten Denkmäler des Alterthums und die Werke der größten neuern Meister aufbewahrt werden. Hier befindet sich das Museum Pio-Clementinum, von Clemens XIV. angelegt und Pius VI. erweitert und vermehrt, und die berühmte vaticanische Bibliothek, welche 70,000 Bände und

unter diesen 40,000 Handschriften enthält. Die von den Franzosen entführten Schätze sind dahin zurückgekehrt, dagegen aber die heidelberger deutschen Handschriften (etwa 700) vom Papste zurückgegeben worden. Unter den Gemälden, welche diesen Palast zieren, bewundert man vor allen die Frescogemählde der Stanzen und Logen, in welchen die Kunst Raphaels den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erreicht hat. In der Sixtinischen Capelle bewundert man das jüngste Gericht von Michel Angelo. Den Palast von Monte Cavallo oder den quirinalischen Palast mit weitläuftigen und schönen Gärten haben wegen seiner gesunden Luft und schönen Aussicht die Päpste zu ihrer gewöhnlichen Residenz gewählt. Der lateranische Palast, den Sixtus V. durch den berühmten Fontana neu hatte aufbauen lassen, ist seit 1693 in ein Armenhaus verwandelt worden. Ueberdies sind von öffentlichen Gebäuden auszuzeichnen: der Palast der apostolischen Kanzlei, der Palast der Conservatoren, der St. Marcuspalast, das Academiegebäude u. s. w. Unter den Privatpalästen ist der Barberinische der größte. Er ist von Bernini in einem schönen Styl erbaut. Man sieht hier die Magdalene des Guido, eins der schönsten Werke des Caravagio, die Malereien des großen Saals, ein Meisterwerk Peters von Crotona, und mehrere andre kostbare Gemälde. Unter vielen Bildhauerwerken bewunderte man sonst den schlafenden Faun, jetzt im Besitz des Kronprinzen von Baiern, so wie die herrliche Gruppe der Atalante und des Meleager; eine Juno, einen kranken Satyr von Bernini, die Büste des Cardinals Barberini von demselben, und die Büsten des Marius, Sylla und Scipio Africanus; die Bibliothek soll 60,000 gedruckte Bände und 9000 Handschriften enthalten; dabei ist ein Cabinet von Medaillen, Bronzen und edeln Steinen. Der Palast Borghese, von Bramante erbaut, ist weitläuftig und von schöner Architektur; der Säulengang des Hofes ist prächtig. Dieser Palast enthält eine zahlreiche Sammlung von Gemälden, seltnen Bildhauerwerken, kostbaren Tischen und Geräthen von schöner Arbeit, aus rothem Porphyr, blumichtem Alabaster u. s. w. Der obere Saal ist unvergleichlich; die großen Landschaften von Vernet, womit er geziert ist, sind von solcher Wahrheit, daß man beim Eintritt sich in die freie Natur versetzt glaubt. Der Palast Albani, dessen Lage eine der angenehmsten ist, besitzt eine ansehnliche Bibliothek, eine große Menge von Gemälden, und eine Sammlung von Zeichnungen von Caracci, Polidoro, Lanfranchi, Spagnoletto, Cignani u. s. w. Der Palast Altieri, einer der größten in Rom, ist von ganz einfacher Architektur, und enthält mehrere seltne Handschriften, Medaillen, Gemälde u. s. w. und ein kostbares Mobiliar. Im Palast Colonna findet man eine reiche Sammlung von Gemälden der ersten Meister; alle Zimmer sind damit geziert, aber vornehmlich die Gallerie, die zu den schönsten von Europa gehört. In dem Garten sieht man die Ruinen der Bäder des Constantin und des Tempels des Sonnengottes. Der Palast Aldobrandini besitzt das schönste Denkmal der alten Malerkunst, bekannt unter dem Namen der Aldobrandinischen Hochzeit, ein herrliches Frescogemählde, in welchem die Zeichnung bewundernswürdig ist. Der große Palast Farnese, nach der Zeichnung des Sangallo begonnen und unter der Leitung Mich. Angelo's vollendet, ist eben so sehr durch seine Schönheit als durch seine Kunstschätze berühmt. Die Caracci und Dominichino haben in seiner Gallerie sich durch ihre Fres-

coarbeiten verewigt. Den Hof zierten sonst der Farnesische Herkules, die herrliche Flora und die Urne der Cäcilia Metella; im Palast selbst bewunderte man die herrliche Gruppe des Farnesischen Stieres. Als aber die Farnesische Erbschaft dem Könige von Neapel zufiel, wurden jene Statuen nebst andern Seltenheiten nach Neapel gebracht, wo sie gegenwärtig den Palast der Studi schmücken. — Nicht weit davon liegt der Palast Corsini, wo die Königin Christine wohnte, und 1689 starb. Er enthält eine ansehnliche Bibliothek und Gallerie. Der Palast Giustiniani besaß auch eine mit verschiednen sehr geschätzten Statuen und Bildhauerarbeiten gezierte Gallerie; ihre Hauptzierden waren die berühmte Statue der Minerva, die schönste, welche von dieser Göttin vorhanden ist, und das Basrelief der Amalthea, welche den Jupiter säugt. Diese Schätze sind von Napoleon durch einen Scheinkauf erworben worden, und auch in Paris geblieben. Die Gemälde sind großentheils in den Besitz des Königs von Preußen gekommen. Im Palast Spada sieht man die Bildsäule des Pompejus, an deren Fuß Cäsar unter den Dolchen seiner Mörder fiel. Noch sind auszuzeichnen: der Palast Costaguti wegen seiner schönen Frescogemälde; Chigi, wegen seiner schönen Architektur, seiner Gemälde und Bibliothek; Mattei wegen seiner vielen Statuen, Reliefs und alten Inschriften; der weitläuftige Palast Pamfili, von Borromini erbaut, wegen seiner herrlichen Gemälde und innern Pracht; Pamfili auf dem Platze Navona, mit einer Bibliothek und Gallerie; Rospigliosi auf dem Quirinal u. s. w. Unter den Palästen Roms, welche den Namen Villa führen, bemerken wir die Villa Medici, auf dem Monte Pincio, wo einst die Gärten des Lucull prangten; sie enthielt eine Menge von Meisterwerken aller Art, aber die Großherzoge Leopold und Ferdinand ließen die schönsten Stücke, unter andern die Gruppe der Niobe von Scopas, nach Florenz bringen. Dennoch bleibt dieser Palast sehr sehenswerth. Unter dem Porticus der Villa Negroni sind die beiden schönen Statuen des Sylla und Marius, sitzend auf der Sella curulis. In dem weitläuftigen Garten, der drei Miglien im Umfang hat, sind unter den Ruinen einiger Häuser sehr schöne Frescogemälde gefunden worden. Die Villa Mattei auf dem Monte Celio, jetzt dem Herzog von Alcudia gehörig, besitzt außer andern Sehenswürdigkeiten eine herrliche Sammlung von Statuen. Die Villa Ludovisi auf dem Monte Pincio, unfern den Ruinen des Circus und den Gärten des Sallust, hat anderthalb Miglien im Umfang, und besitzt kostbare Kunstdenkmäler, unter andern die Aurora von Guercino, eine alte Gruppe des Senators Papirius und seiner Mutter (oder vielmehr der Phädra und des Hippolyt), eine andre der Arria und des Pätus, und den Raub der Proserpina von Bernini. Die Villa Borghese bei Rom hat eine herrliche, aber ungesunde Lage. Man übersieht von ihr den größten Theil der Stadt und der Gegend bis nach Frascati und Tivoli. Sie hat einen Garten mit einem sehr ausgedehnten Park, welcher drei Miglien im Umfang hält. Der Palast war in seinem Innern mit so viel Reichthum und Eleganz verziert und meublirt, daß man ihn als das erste Gebäude von Rom, nach dem Capitol, besonders wegen seiner reichen Sammlung von Statuen ansehen konnte. Die merkwürdigsten unter diesen waren: der kämpfende Gladiator, Silen und ein Faun, Seneca in schwarzem Marmor, oder vielmehr ein Sclave bei den Bädern, Camillus, der Hermaphrodit, der Cen-

taur und Cupido, zwei Faunen, welche die Flöte spielen, Ceres, ein Aegyptier, eine Statue des jungen Nero, die Büsten des Lucius Verus, Alexander, der Faustina, des Verus; verschiedne Reliefs, unter denen eins den Curtius darstellt; eine Urne, deren Bildwerk Bachusfeste vorstellt; eine andre von den drei Grazien getragne Urne; zwei Füllhörner u. s. w. der größte Theil davon ist aus Paris nicht zurückgekehrt. Die Außenseiten sind mit alten Reliefs bedeckt. Die Villa Pamfili vor der Porta di S. Pancrazio, auch Belrespiro genannt, hat eine angenehme Lage und sieben Miglien im Umfang. Die Architektur ist von Algardi, wird aber von Kennern getadelt. Im Innern sieht man einige gute Bildhauerarbeiten. Sowohl von dieser als von der Villa Borghese gibt es weitläuftige Beschreibungen. Die Villa Albani auf einer Anhöhe, welche Tivoli und die Sabina beherrscht, ist ein Tempel des Geschmacks und der Pracht. Der Cardinal Alexander Albani, ein tiefer Kenner und gründlicher Beurtheiler der Schönheiten des Alterthums, hat ungeheure Summen darauf verwendet, und binnen funfzig Jahren die herrliche Sammlung zusammengebracht, welche man hier findet. Das Gewölbe der Gallerie ist von Mengs gemalt, und ein Muster von Eleganz. Wegen ihrer herrlichen Aussicht verdienen die Villa Lante und die Villa Corsini genannt zu werden; in der Villa Doria, sonst Algiati, welche Raphael bewohnte, sieht man drei Frescogemälde dieses großen Meisters. Die Villa Farnese enthält die Ueberreste des Palastes der römischen Kaiser. Das Capitolium (s. d. Art.) besitzt so viele und große Merkwürdigkeiten aller Art, daß es unmöglich ist, sie hier anzugeben. Wir begnügen uns anzuführen: die Reiterstatue Marc Aurels vor dem Palast, die gefangnen Könige im Hofe, die Schiffsschnäbelsäule, und im Innern die colossale Statue des Pyrrhus, das Grabmal des Severus, die Centauren von Basalt, die schöne Alabastersäule, endlich das Meisterwerk in Mosaikarbeit, das vormals dem Cardinal Furetti gehörte: die drei Tauben auf dem Rande eines mit Wasser angefüllten Schiffes, welche Plinius beschreibt. Eine Hauptzierde der öffentlichen Plätze Roms sind die Springbrunnen. Man bewundert vornehmlich die Fontaine auf der Piazza Navona, die prachtvollste von allen; sie wird von einem Obelisk überragt, und ist mit vier colossalen Statuen geziert, welche die vier Hauptflüsse der Welt darstellen. Die Fontaine Pauls V. bei der Kirche di S. Pietro in Montorio ist zwar in einem schlechten Geschmack, liefert aber eine solche Wassermasse, daß mehrere Mühlen davon getrieben werden. Die Fontaine del Termine ist mit drei Reliefs, welche Moses, der Wasser aus einem Felsen schlägt, darstellen, und mit einer colossalen Statue Moses, und zwei ägyptischen Löwen aus Basalt geziert. Die prächtige Fontaine von Trevi liefert von allen das beste Wasser, welches sie durch eine alte Wasserleitung erhält. Unter den Straßen zeichnet man die Strada felice und die Strada pia, welche sich schneiden, aus; unter den Brücken die Engelsbrücke, (sonst Pons Aelius), von 300 Fuß Länge; unter den Thoren die Porta del Popolo (sonst Porta Flaminia). Da von den alten Denkmälern zum Theil schon die Rede gewesen, so begnügen wir uns, die vorzüglichsten der noch vorhandenen nur namhaft zu machen. Diese sind das Pantheon, das Coliseum, die Colonna Trajana, die Colonna Antoniniana, das Amphitheater des Vespasian, das Mausoleum des Hadrian (heutiges Tags die Engelsburg, s. d.), das Mausoleum des Augustus, die Triumphbogen des Severus, Titus, Constantin, Janus, Nero, Drusus; die Ruinen der Tempel

des Jupiter Stator, des Jupiter Tonans, der Concordia, der Pax, des Antonin und der Faustina, des Sol und der Luna, des Romulus, des Romulus und Remus, der Pallas, der Fortuna Virilis, der Fortuna Muliebris, der Virtus, des Bacchus, der Vesta, der Minerva Medica, der Venus und des Cupido; die Ueberreste von den Bädern des Diocletian, des Caracalla und Titus, und verschiedner Andern; die Ruinen von dem Theater des Pompejus bei der Curia Pompeji, wo Cäsar ermordet wurde, und von dem Theater des Marcellus; die gesammten Ruinen des alten Forums, jetzt Campo Vaccino genannt, die Ueberreste verschiedner alten Brücken, des großen Circus, des Circus des Caracalla, des Hauses des Cicero, der Curia hostilia, der Trophäen des Marius, des Porticus des Philippus und des Octavius, des Landhauses und Thurms des Mäcenas, der Claudianischen Wasserleitung; die Grabmäler der Arunzischen Familie, der Scipionen, der Metella (Capo di bove genannt), das Gefängniß des Jugurtha (Carcere mamertino), in welchem auch St. Peter gefangen gesessen; das noch ganz unversehrt erhaltene Grabmal des Cajus Cestius, in Gestalt einer Pyramide, neben welcher die Protestanten begraben werden; die von Tarquin erbaute Cloaca maxima u. s. w. Außer den Obelisken bei der Porta del Popolo verdient der unter Pius VI. auf dem Monte Cavallo errichtete die Aufmerksamkeit des Beschauers. Die vornehmsten literarischen und Kunstsammlungen haben wir bereits genannt, noch verdient erwähnt zu werden das Museum Kircherianum; auch gibt es noch viele Privatsammlungen und Klosterbibliotheken, die manches Wichtige enthalten. So große Schätze, besonders der Kunst, machen Rom zur Hauptschule für Maler, Bildhauer und Baumeister und zum Wallfahrtsort der Kunstfreunde. Man sieht daselbst unzählige Werkstätten der Malerei und Bildnerei, welche beweisen, daß auch noch jetzt hier die schönen Künste mit Erfolg betrieben werden. Ja es scheint, daß das römische Künstlerleben und Wirken von einem neuen, glücklichen Schwunge mehr als jemals ergriffen sey. Für die Malerkunst besteht die eigne Academie di San Luca. Gelehrte Institute hat Rom mehrere. Das Hauptcollegium der Universität, welches die Päpste Innocenz IV. 1245, Bonifaz VIII. 1303, und Clemens IV. 1311 angebaut haben, heißt della Sapienza, von seiner Ueberschrift Initium Sapientiae timor Domini. Es ist ein prachtvolles Gebäude, in welchem acht Professoren die Theologie, sechs die Rechte, acht die Medicin, fünf die Philosophie, einer die schönen Wissenschaften, und vier die hebräische, griechische, syrische und arabische Sprache lehren. Von andern Collegien, wo wissenschaftlicher und Sprachunterricht ertheilt wird, ist besonders merkwürdig das Collegium de propaganda fide mit seiner reichen Bibliothek und seiner sehenswerthen Buchdruckerei, in welcher die Schriften von 30 verschiednen alten und neuen Sprachen, (von den Franzosen geraubt, aber wieder zurückgegeben) gefunden werden, ferner das Collegium Clementinum, das Collegium Romanum und das Collegium Nazarenum, verschiedne Anstalten für den Unterricht in den morgenländischen Sprachen, das ungarische und das deutsche Collegium u. s. w. Unter den Academien und gelehrten Gesellschaften Roms sind die wichtigsten die Academie der römischen Geschichte, der Geographie, der Kirchengeschichte, der römischen Alterthümer, der Arkadier u. s. w. Die beiden ersten Theater sind das Theater Aliberti und Argentina, auf welchen heroische Opern mit

Baletts gegeben werden; den zweiten Rang nehmen die Theater della Valle und di Capranica ein, auf welchen man komische Opern, Lustspiele, und zuweilen Trauerspiele gibt. Im lezten Range stehen La Pace und La Palla corda, wo Opere-buffe und Possenspiele für das Volk gegeben werden. Aber nur kurze Zeit im Jahre sind sie geöffnet. Wir fügen dieser Skizze eine Angabe der sehenswürdigsten religiösen und andern Feste hinzu, bei denen in Rom ein größerer Glanz als irgendwo Statt findet. Dahin gehören die große Prozession am Fronleichnamsfest und die Ceremonien der heiligen Woche, in der Sixtinischen Kapelle, namentlich die Aufführung des unsterblichen Miserere von Leo Allegri, dann die Kreuzeserleuchtung in St. Peter, die Erleuchtung der Paulinischen Capelle u. s. w.; ferner sind merkwürdig die Erleuchtung der ungeheuren Kuppel von St. Peter am Tage dieses Heiligen, die große Feuersonne oder Girandola von 4500 Racketen, welche am Jahrestage der Papsteskrönung auf der Engelsburg angebrannt wird, und wegen der Nähe des Flusses, in dessen Wassern die ungeheure Feuermasse sich unzählige Mal abspiegelt, von unbeschreiblicher Wirkung ist. Das Carneval übergehen wir, da wir davon in einem eignen Artikel gesprochen haben, worauf wir, wie auf Göthe's meisterhafte Schilderung desselben verweisen. Wir schließen mit einigen vermischten Bemerkungen. Die Luft Roms ist vom Julius bis zum October sehr ungesund; der Fremde zumal ist gefährlichen Fiebern ausgesetzt, denen er leicht unterliegt. Diese aria cattiva macht, daß während der genannten Monate ganze Quartiere der Stadt unbewohnt stehen; ja sie scheint sich immer mehr zu verbreiten und vollen Besitz von der ewigen Roma nehmen zu wollen. (Vgl. d. Art. Campagna di Roma und Pontinische Sümpfe.) Der unter dem Namen Sirocco bekannte Südwind lähmt die Spannkraft der Muskeln, ohne jedoch weiter gefährlich zu seyn. Die Schwindsucht hat in Rom einen bösartigen Charakter, indem sie sich dem Gesunden nicht allein durch den Gebrauch der Kleidungsstücke und Möbeln, sondern auch durch die Wohnung mittheilt. Selbst durch die Bücher kann sie fortgepflanzt werden. Das Wasser ist von sehr verschiedner Güte. Die Fontaine von Trevi gibt das gesundeste Wasser; dagegen ist das Wasser aus den Thermen des Diocletian und aus der Fontaine des Gianicolo schädlich, und von allen Tischen verbannt. Man zählt in Rom die Stunden bis 24, wie in mehreren italienischen Städten. Der besuchteste Spaziergang ist der Corso. Von 22 bis 24 Uhr ist er mit Fußgängern und Equipagen bedeckt. So viel von dem heutigen Rom, das zwar nicht mehr das alte in sich faßt, aber dennoch den Beschauer bei jedem Schritte mit Bewunderung und Staunen erfüllt. Alles spricht dort auf eigene Weise an; die Luft, die man athmet, der Anblick der erhabenen Trümmer, die feierliche Größe der Kirchen und Paläste, das Andenken an die Vergangenheit, die religiösen Gebräuche, die magische, fast schwermüthige Ruhe in den prächtigen Villen, der Genuß der unendlichen Kunstschätze, — alles dies versetzt die Seele in eine unbeschreibliche, über das Irdische erhabene Stimmung. Klarer als sonst irgendwo erkennt sie hier, wo die Vergänglichkeit thront, das Ewige und Unsterbliche, und gewinnt aus dieser Erkenntniß Frieden und Befestigung für das ganze Leben. Wir schließen mit den Worten A. W. Schlegels:

Mit gleichmüthigem Sinne der Dinge Beschluß zu erwarten,
Kein unwürdiger Ort wäre die ewige Stadt!

Roman. Indem wir diesen wichtigen Artikel beginnen, möchten wir fast mit dem Dichter der Griechen vor dem Anfang der großen Heerschau, die er über Hellas Krieger vor Troja hält, zur himmlischen Muse beten, daß sie uns leite durch die zahllosen Schaaren dieser Dichtungen, und den Faden der Einheit finden lasse, der unter dem Panier des Romans so verschiedne Elemente aus Himmel und Hölle, aus Bäotia und Athene, von dem castalischen Quell und aus den trüben, sumpfigen Gewässern eines verbrannten Gehirns oder einer ans Gemeinste weggeworfenen Phantasie vereinigt. Wir kennen keine Gegend der Dichtung, die so vielfältig angebaut, so höchst verschiedne Früchte getragen hätte; und eine Charakteristik derselben, wie sie hier gefodert wird, kann höchstens nur in einer Generalkarte bestehn, in welcher des großen Umfangs wegen manches Einzelne übergangen werden muß. Doch wollen wir keineswegs den niedrigsten Maßstab anlegen, sondern gedenken unsre Foderungen hoch genug zu spannen, und schon dadurch die Masse des in dies Gebiet Gehörigen ziemlich beschneiden zu können. — Wir bemerken vor allen Dingen, daß wir den Roman durchaus dem Gebiete der Poesie vindiciren, Poesie und Kunst aber keineswegs als eine Dienerin der Laune und der sogenannten Unterhaltung oder Zeitverkürzung angesehn wissen wollen, sondern sie als die zweite Hälfte des idealen Lebens betrachten, so daß sie mit der Wissenschaft schwesterlich vereinigt ist. Die Poesie breitet den Zauber der Schönheit über das Leben aus, und so gewiß der geheimnißvolle Weltgeist die Grundzüge einer ewigen Wahrheit den Dingen aufgeprägt hat, so nothwendig mußte er ihm auch ein Verlangen nach Schönheit der Form und Gestalt einpflanzen. Ein ernster Beruf ist der des Dichters, und nur jener frivole Geist, der so oft die Wissenschaft als Handwerkszeug zu irdischem Erwerb erblickt, hat auch Poesie bloß als eine freundliche Gauklerin und ein geliebtes Freudenmädchen geduldet. Der Dichter ist so gut ein nothwendiges Glied der Menschheit als der Philosoph, und beide üben den herrlichen Gottesdienst des innern, geistigen Lebens, und dienen am unsichtbaren Altar des höhern, göttlichen Menschen, der Licht und Freude in das Dunkel des Irdischen trägt. — Wir halten hiernach jene ekelhafte Romanenlectüre, die ohne mit Form und Inhalt es sonderlich genau zu nehmen, nur immer nach dem neusten greift, und keine andern Foderungen macht, als daß nur das Herz gekitzelt (gerührt, wie sie es nennen), und mit einem Wechsel von Gestalten überschüttet werde, um ihn wieder zu vergessen, für eine Art geistiger Unzucht und Wollust, und können unsern Abscheu gegen die sowohl, welche für diesen Zweck ihre Federn in Bewegung setzen, als gegen jene, die mit Begierde nach dieser dargebotenen Speise langen, nicht stark genug aussprechen. Wir haben die traurige Erfahrung erleben müssen, daß ein Zeitalter durch solche Ausschweifung sich so entnerven und entkräften konnte, daß es am Ende an Vermögen fehlt, selbst dies Spiel noch fortzusetzen, und nur noch Kraft übrig geblieben ist, die mühsamen Nachfrüchte einer Wochenschrift, eines Tagblatts mit seinen Zugromanen in verjüngtem Maßstabe und seinen Heldengedichten von drei bis vier Seiten zu genießen. So lange Romanenlectüre nicht ernster genommen, so lange der echte Roman nicht mit Liebe studirt wird, so

lange halten wir jene Romanenfluth mit ihrer wässerigen Unterhaltung für eine wahre Giftmischung, die das edelste Blut der Menschheit verderbt und unter allen Triebfedern zur Entnervung und Verweichlichung der Menschheit wohl die gefährlichste und verderblichste ist. — Doch wir kehren zu unserm eigentlichen Zweck zurück. Daß der Roman dem Gebiete der Poesie angehöre, wird jetzt allgemein zugegeben. Ja es ist allgemein angenommen, daß jene romanhaften Darstellungen wirklicher Charaktere aus der Geschichte, wie sie Feßler und Andere geliefert haben, mit Recht nur als Halbromane, und mithin als sich selbst vernichtende Versuche anzusehen seyen. Denn wo die Geschichte als solche sich noch immer der Dichtung gegenüberstellt und nicht ganz in den Aether dieser aufgeklärt und aufgelös't ist, da wird weder dieser, noch jener Gnüge geleistet, und statt Licht herrscht eine unerfreuliche Nebeldämmerung, in welcher weder für Wahrheit, noch für Schönheit ein reines Resultat gewonnen werden kann. — Fragen wir nun aber, welchem Gebiete der Poesie der Roman angehöre, so ist auch darauf bald geantwortet, nämlich dem epischen. Roman gehört sonach in die Sphäre der eigentlich erzählenden Poesie, d. h. derjenigen Dichtungsart, welche die Begebenheiten als geschehen und vollendet darstellt. Und dieses große Gebiet können wir nun in die zwei Hälften: Heldengedicht und Roman mit ihren kleinern Geschwistern, dem Mährchen, der Novelle, der Romanze, der erzählenden Idylle u. s. w., abtheilen. Das leuchtet wohl auf den ersten Anblick ein, daß ein großer Unterschied zwischen Heldengedicht und Roman ist, daß ein Roman in Versen oder ein Heldengedicht in Prosa Undinge sind, und daß es also wohl einen tiefern Grund haben muß, warum die Dichtersprache diesem, und die Prosa jenem unentbehrlich ist. Aber uns däucht, wenn auch der Unterschied zwischen Epik und Dramatik als völlig ins Reine gebracht anzusehen ist, so hat man doch Heldengedicht und Roman bei weitem noch nicht gehörig abgesondert und in ihrer Verschiedenheit dargestellt. Es seyen uns darum einige Worte als Friedens- und Entscheidungspräliminarien darüber vergönnt. — Poesie, und insbesondre epische Poesie (auf sie schränken wir uns hier ein) ist nichts anders als der verklärende Spiegel, in welchem sich die Menschheit in den verschiedenen Epochen ihrer Geschichte abdrückt, so daß dadurch nicht eine eigentliche Geschichte derselben geliefert wird, sondern der Dichter als Schöpfer (ποιητης) gleichsam über der Menschheit steht und ihr das Ideal vorhält, das sie anstrebte, und hinter welchem sie freilich in der Wirklichkeit zurückblieb. Selbst wenn der epische Dichter (und es mag dies beim Heldengedicht das Gewöhnliche seyn) einen geschichtlichen Stoff zum Grunde liegen hat, so ist die Treue und Wahrheit, die von ihm gefodert wird, nicht äußere, actenmäßige, sondern jene viel höhere, die dem Besondern nachweis't, wo es im Allgemeinen eingewachsen ist, oder vielmehr in Kraft prästabilirter Harmonie aus dem eignen Boden das nämliche ins Leben ruft, was der Geist der Geschichte vielleicht nur etwas roher und unausgearbeiteter in seiner Sphäre völlig unabhängig hervorgebracht hat. Es heißt ein Gedicht, ein Mährchen, ein Drama sehr gemein ansehn, wenn man dabei fragt: ist's wahr? ist's wirklich geschehen? Selbst bei dem eigentlich historischen Stück ist dieses Historische immer nur etwas Zufälliges. Aber dagegen muß Poesie treues Bild des menschlichen Thuns und Treibens in den Farben und Zügen der Zeiten und Völker, welchen

sie angehört, seyn, und, was in ihren Kreis gehört, muß, wenn es seine Basis nicht in der Wirklichkeit hat, sie doch darin haben können, in der herrlichen, idealischen Ausbildung dieser Basis aber die Wirklichkeit zwar übersliegen, jedoch so, daß jeder einzelne Zug immer noch die Farbe und Eigenthümlichkeit des Bodens trägt, dem er entwachsen ist. Dies erklärt jene merkwürdige und wohl nicht immer gehörig beurtheilte Erfahrung, daß alle alte Geschichte der Völker mit Poesie zusammenfällt, die spätere Geschichte aber sich überall beinahe feindlich derselben gegenüberstellt, so wie es den richtigsten Maßstab für den Einfluß der Poesie auf die Geschichte an die Hand gibt, der wenigstens in nichts Geringerm besteht, als daß Poesie jedesmal ein lebenvolles, treffendes Porträt der Menschheit in ihren verschiedenen Epochen, gleichsam als das Resultat der verschiedenen Bestrebungen derselben, aufstellt. Wir sind darum auch überzeugt, der allerrichtigste Eintheilungsgrund für die verschiedenen Fächer der Poesie, so wenig er bisher noch jemanden in den Sinn gekommen ist, könne nur von den verschiedenen Bestrebungen der Menschheit in den verschiedenen Perioden ihres Seyns hergenommen werden. Leid thut es uns, hier diese Gedanken nicht weiter ausführen und so vor Mißdeutungen sichern zu können. Andre Blumen trägt der Frühling, andre Blumen der Herbst, und eine andre ist die Idee des göttlichen Kindes im Schooße seiner Mutter, und eine andre die des sterbenden Erlösers. In der Geschichte eines jeden Volks oder Zeitalters, das einen bestimmten Cyklus der Cultur durchlaufen hat, scheiden sich vorzüglich zwei Hauptperioden aus: die erste, von der Kindheit bis zur Blüthenhöhe, die Zeit des jugendlichen Strebens, der lebendigen Thätigkeit und Kraftäußerung, der gedrängten Ereignisse und Begebenheiten — die zweite, von diesem höchsten Punkt bis zu dem allmähligen Untergang und Ende der Periode, die Zeit des Besitzes und Genusses des Errungenen, die Zeit der Ruhe, wo mehr die Kräfte und Elemente der Handlungen als die Handlungen selbst zum Vorschein kommen und sich ausscheiden; wo die Menschheit im Glanz erkämpften Besitzes und errungener Sicherheit ein heitres Leben der Kunst und der Wissenschaft, der Freude und des Vergnügens lebt und allmählig in dem verweichlichenden Strom dieses Lebens selbst zerfließt und zerfällt. Jener ersten Periode gehört, behaupten wir, das Heldengedicht mit der Idylle, der Romanze, dem Mährchen rc an. Dieser letztern vindiciren wir den Roman mit der Novelle. — Von der lieblichen Kindheit frommer Unschuld und einer tändelnden Phantasie, wo der Mensch mit kindlichem Herzen in dem Paradies der Natürlichkeit sinnvoll umherwandelt und statt schon handeln zu können, wozu die Kräfte noch fehlen, erst von künftigen Tagen wundervoll träumt, und in der Beschränktheit kindlicher Wünsche und Aussichten mit Blumen und Thieren spielt — davon geht jene erste Hälfte einer Umlaufszeit der Menschheit jedesmal aus. Dies Quelle und Gegenstand des Mährchens und der Idylle. Bald nach diesem goldnen Zeitalter kindlicher Unschuld regt sich Thatendurst und öffentliche Wirksamkeit. Der Jüngling fühlt die Kraft in sich frei werden; das Ziel, nach welchem er ringen soll, ist ihm deutlicher geworden. Kämpfe finden sich von selbst, und nun bereitet sich allmählig fortschreitend das Heldenzeitalter, mehr durch Handlungen als durch eigentlichen Charakter ausgezeichnet. Hier steigen die Götter vom Olymp auf die Erde nieder. Das Reich der Geister und Wunder thut sich in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit auf, und der Traum der Kindheit geht in eine schöne, große

Erfüllung. Dies ist die eigentliche Fabel des Heldengedichts, und daraus lassen sich die Eigenthümlichkeiten desselben am besten erklären. Ohne die Maschinerie des Wunderbaren kann es gar nicht gedacht werden. Der Gang der Begebenheiten muß gedrungen und wenn auch nicht so rasch wie im Drama, doch viel reicher und mannichfaltiger als im Roman seyn, wenigstens müssen die Charaktere nicht eigentlich psychologisch, sondern historisch, nur in Thaten und Handlungen entwickelt werden. Nicht das Leben, die stufenweise Bildung der Menschheit, denn diese verschwindet selbst in dieser Epoche über dem Handeln, sondern das Thun, das Wirken und Leiden derselben (in dieser Epoche die Eigenthümlichkeit derselben) ist seine Sphäre. So wird das Heldengedicht der idealisirende Spiegel der Heldenperiode eines Volks; so erscheint in ihm die Menschheit in ihrer lebensvollen, herrlichen Thätigkeit, in ihrem nach dem Größten strebenden Ringen; so kann das Heldengedicht nur in der schönen Sprache der Jugend und Phantasie, der poetischen, gedacht werden. — Die Kämpfe sind aber geendigt. Das Wetterleuchten der Jugend hat den Himmel gereinigt. Ein heiterer Tag geht auf, und die Menschheit erlebt ihr Salomonisches Zeitalter der Ruhe. Der Besitz ist gesichert; im Schutz desselben entfalten sich ungestört die Keime und Knospen zu schönen bestimmten Blüthen und Früchten. Hier entwickelt sich nun erst der Charakter der Menschheit. Die Verhältnisse der Stände scheiden sich ab, ohne sich feindlich gegenüberzustehen. Zur Ruhe gelangt, kann nun das Verwandte sich anziehen, und eine fast chemische Scheidung der Elemente zu Stande bringen. Der Verstand wird allmählig mächtig über die Phantasie; „die alte Schwiegermutter Weisheit beleidigt nicht selten das zarte Seelchen;" die Wunder hören auf; die Orakel schweigen; die Götter und Geister gehen in den Olymp zurück, weil ihr Werk auf Erden vollbracht ist, und nun sich selbst überlassen werden kann; die Wirklichkeit, der kalte Ernst einer strengen Causalität, der höchstens mannichmal dem Zufall seine Rolle überläßt, macht sich geltend; die Poesie darf sich gar nicht an das, was geschieht, wagen, weil es standhaft dem Zauber der Phantasie widerstrebt; sie muß sich ganz in ihr eignes Gebiet flüchten, und da einen eignen Garten sich erziehen, in welchen sie nun die Blumen der Wirklichkeit verpflanzt und zur Blüthe bringt. — Dies ist das Gebiet des, nothwendig prosaischen (absit invidia verbo), Romans, und wenn hiernach der Roman durchaus keine aus der Wirklichkeit entlehnte Fabel haben darf, so ist sein Hauptgeschäft: Charakterzeichnung der Menschheit. Jetzt gilts nicht mehr die Darstellung einer allgemein menschlichen Begebenheit, sondern die dichterische Verherrlichung der Menschheit selbst. Individuelle Bildungsgeschichte derselben, Leben und Schicksale eines Einzelnen von seiner Geburt bis zu seiner vollendeten Bildung, an und mit welchem aber der ganze Baum der Menschheit nach seinen mannichfaltigen Verzweigungen in der schönen Stillstandszeit seiner Reife und Vollendung deducirt wird, Lehrjahre des Jüngers, bis er zum Meister erhoben ist, das ist der Roman. Das Wunderbare ist ganz aus seinem Gebiete verbannt, und darum haben wir gewiß nicht mit Unrecht die Ritterromane (s. d. Art. Ritterthum) in die Region des Heldengedichts, wenigstens auf, wenn nicht über die Gränze verwiesen. Die Darstellung muß oft sehr nahe an das Gebiet der Reflexion streifen. Er ist Copie des Gewordenen mit der Erklärung der Art und Weise, wie es geworden ist, indeß das Heldengedicht Bild der werdenden Menschheit ist. In ihm müssen also mit Vollständig-

keit alle Data zur Erklärung der einzelnen Ereignisse und Begebenheiten gegeben seyn. An der Stelle des Wunderbaren steht in ihm höchstens Zufall. Ihm kommt darum eine gewisse Breite, eine Gedehntheit mit Recht zu, so wie er eben deßhalb von viel größerm Umfang ist, als das Heldengedicht. Er ist ja der Reflex der Menschheit in der Ruhe, in dem heitern Stillstand eines zur Vollendung und dadurch zu einem gewissen üppigen Reichthum des Lebens gelangten Zeitalters. — Wir erklären eben hieraus die meisten übrigen Eigenthümlichkeiten des Romans. Wie die Menschheit, die er copirt, selbst über das poetische Leben hinweg ist und alle Künste der Prosa mit Macht hervorbrechen, bis endlich alle Poesie in derselben untergegangen ist, so kann der Roman durchaus nur in der Sprache der Prosa gegeben seyn, und liebt wohl überhaupt vor allen jene ruhig fließende, edle, nicht ungeschmückte, aber höchst durchsichtige und biegsame Sprache, die wohl keiner vollendeter und unübertroffner gebraucht hat als derjenige, dem es überhaupt vorbehalten war, im Roman die Palme zu ersiegen, dem unsterblichen Göthe in seinem Wilhelm Meister. — Eben so kann es nicht schwer seyn, von hier aus die mannichfaltigen Formen des Romans (Briefform, Dialog u. s. w.) zu rechtfertigen, da Freiheit der Form und der Gestaltung das Eigenthümliche dieser Sphäre ist. — Wir glauben ferner hierin den besten Schlüssel zum richtigen Verständniß jenes gehaltvollen Worts, das im Wilhelm Meister im 3ten Theil über Roman, dem Drama gegenüber, gesagt wird, und das wir uns nicht versagen können, hieher zu setzen: „Im Roman sollen vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten vorgestellt werden; im Drama Charakter und Thaten. Der Roman muß langsam gehen, und die Gesinnungen müssen, es sey auf welche Weise es wolle, das Vordringen des Ganzen zur Entwicklung aufhalten. Das Drama soll eilen, und der Charakter der Hauptfigur muß sich nach dem Ende drängen und nur aufgehalten werden. Der Romanenheld muß leidend, wenigstens nicht im hohen Grade wirkend seyn; von dem Dramatischen verlangt man Wirkung und That. Grandison, Clarisse, Pamela, der Landpriester von Wakefield, Tom Jones selbst sind, wo nicht leidende, doch retardirende Personen, und alle Begebenheiten werden gewissermaßen nach ihren Gesinnungen gemodelt. Im Drama modelt der Held nichts nach sich, alles widersteht ihm, und er räumt und rückt die Hindernisse aus dem Wege, oder unterliegt ihnen." — Nichts ist endlich natürlicher nach unsrer Ansicht, als daß die mannichfaltigsten Episoden den Roman durchkreuzen; daß selbst Belehrung und tiefgehende Betrachtung den Gang der Begebenheiten unterbrechen; daß es philosophische und Kunstromane geben kann. Nehmen wir noch hinzu, daß bei dem Roman auch alle jene negativen Eigenschaften vorkommen müssen, die einem jeden Dichterwerk unentbehrlich sind, wie z. B. Anlegung des Plans nicht nach menschlichem Willen und Bestimmungen, sondern den geheimen Büchern des Schicksals gleichsam entwendet; Einheit des Plans, so daß sich alle die mannichfaltigen Elemente zu einem schönen, harmonischen Ganzen runden; Schönheit der Phantasie; richtig durchgeführte Individualität u. s. w.: so weisen wir in der That dem Roman eine sehr wichtige Stelle im Gebiet der Kunst an, und glauben darum nicht wenig Ursache zu haben, stolz zu seyn, daß es unserm Zeitalter und Volk vorbehalten war, einen Göthe hervorzubringen, nachdem die Griechen ihres Homers und die Engländer ihres Shakspeare's sich rüh-

men konnten. Aber freilich müssen wir auch hier, und könnte unser Wort doch die Gewalt eines kräftig bannenden Zaubers haben, um das profanum volgus abzuhalten, freimüthig bekennen, daß wir es für eine der schwersten Aufgaben halten, einen guten Roman zu liefern. Es liegt am Tage, daß es dazu nicht genug ist, eine Reihe abenteuerlicher Begebenheiten, zum Schrecken und zur Erschütterung schwacher Nerven, erfunden zu haben, so wenig als eine moralische Erzählung in sentimentaler Manier a la Lafontaine u. A. den Namen eines Romans verdienen. Eben so ruht gewiß nicht bloß moralischer, sondern selbst poetischer Fluch auf jenen süßlichen, empfindsamen Gemälden, die mit einer gewissen Lüsternheit gerade die Tugend hinführen, um die aufgedeckte Scham des Lasters zuzudecken, auf jenen verunglückten, sich selbst mißverstehenden Dichtungen, die, statt ein ideales Bild der Menschheit zu geben, mit all ihrem Ringen es nur zur Darstellung jenes Glanzes und bunten, derben Farbenspiels bringen können, das nur dem gemeinen Trosse behagt. Der wahre Romandichter muß nicht nur die innersten Falten der Menschennatur erforscht haben, sondern auch ein helles, lebendiges Bild von der wahren Reinheit und naturgemäßen Vollendung menschlicher Charaktere in ihren verschiedenen Abstufungen vom Greise bis zum Kinde, und von dem Vornehmen bis zu dem Gemeinen, von dem Gemüthe wie von dem Geistvollen in der Seele tragen. — Wir wissen es wohl, daß es auch jene bunten Farbenbilder gemeiner Jahrmarktsmaler geben muß, die den Pöbel ergötzen, indeß er an den bedeutungsreichen, kunstvollen Gemälden des göttlichen Künstlers vorübergeht. Wir wissen es, daß der Geist des Ungeschmacks nur zu geschäftig ist, und in der Gemeinheit des größten Theils der Menschen ein allzuweites Feld findet, um mit seinen verschrobenen, durch die Höllenkünste der Abenteuerlichkeit und Buntheit, so wie der versteckten und im Gewand der Unschuld desto gefährlichern Lüsternheit so leicht anziehenden Bildern, die sich Romane nennen (die wahren Paradiesesäpfel der verbotenen Lust mit der verführenden Schlange), das Gift einer höchst gefährlichen geistigen Selbstbefleckung und Wollust auszustreuen. Aber wir finden für sie in unsrer Theorie keinen Platz, und sie sind uns nichts weiter, als was nach den Theorien einiger Gnostiker das vom bösen Aeon dem göttlichen Menschen nachgebildete Schemen eines Trug- und Scheinmenschen war. — Nichts desto weniger geben wir die größte Mannichfaltigkeit der Romane zu, und wie zwischen dem Thersites und Achilles des Homers die schönste Mannichfaltigkeit der Heldenindividualitäten in der Mitte liegt; wie vom Ernst zum Scherz, vom Großen zum Kleinen die zahllosesten Abstufungen führen, so gibt es der Prädicate unendlich viele, durch welche dem einzelnen Roman seine Individualität, die er als Kunstwerk nothwendig haben muß, bestimmt wird. Die Verhältnisse der Menschheit sind überdies in der Periode, welche wir dem Roman zur Sphäre angewiesen haben, noch viel zahlreicher und mannichfaltiger als in jeder andern. Wir sehen da die Gewerbe in der wunderlichsten Mannichfaltigkeit in ihrer den Witz nur zu leicht reizenden Beschränktheit mit den Künsten Hand in Hand gehn. Die vornehmen Stände erheben sich unter der Aegide des Reichthums und der übrigen Vortheile der Zeit gar bald zu einer freien, edeln Bildungsstufe, so wie zu einem glänzenden, idealischen und dabei oft das Ziel überfliegenden Lebensgenuß empor. Die Wissenschaften wandeln eine freie, lebendige Bahn, ohne jedoch, zumal wo sie zugleich dem Amt und

dem Brote dienen, jenes Pedantische ganz abzulegen, das sich so leicht mit ihnen verbindet. Die Liebe schlingt ihre Bande in wunderlichen und höchst verschiedenen Farben durch alle Stände hindurch — oft höchst tragisch, eben so oft komisch und mit der heitersten Laune. Die freie, ungestörte, dem Stand der Zeiten ganz angemessene Lust, alles recht rein und doch erschöpfend zu genießen, weiß den Wechsel des Stadt- und Landlebens gar gut zu ihren Zwecken zu benutzen. Die Völker der Erde reichen sich friedlich die Hand, um gegenseitig das Gute, das jedes hat, umzutauschen und einzuwechseln. Die Lieblichkeit der Reisen in fremde Länder führt den für seine reinmenschliche Bildung Bemühten in neue Situationen, so wie diese friedlichen Wanderungen der Edelsten der Zeit dem Ganzen ein eigenthümlich idealisches Colorit mittheilen. Und so entstehen denn freilich ganz natürlich die mannichfaltigen Branchen der Kunst-, der philosophischen, der sentimentalen, der humoristischen, der satirischen, der Reiseromane rc. und wieder in jedem einzelnen wechseln die einzelnen Farben höchst verschiedentlich, so wie es von den kleinsten Handblättern bis zu den größten Panorama's an der wunderlichsten Abwechselung in Rücksicht der Größe und des Umfangs nicht fehlen kann. Wenn Jean Paul uns mit seinem Stillleben im Quintus Fixlein und Fibel in einen kleinen, engen, aber herrlichen Menschenkreis einführt, so läßt uns dagegen ein Göthe die ganze höhere Menschheit in ihrem schönsten Glanze und von der heitersten Höhe aus in einem großen, lieblich edeln und sanften Bilde überschauen. Wenn eben dieser uns in seinem Meisterwerk deutschen Geist und Leben zur schönsten Idealität durchgearbeitet aufstellt, so können wir stolz seyn, von einem Deutschen (Heinse) die südliche Glut und üppige Lebensfülle der italischen Menschheit im Ardinghello in ihrer höchsten Vollendung erreicht und in den brennendsten Farben einer südlichen Phantasie ausgeprägt zu sehn. — Um noch einiges über die Geschichte des Romans und die wichtigsten Erscheinungen in seinem Gebiete bei Deutschen und Fremden zu bemerken, bahnen wir uns den Weg durch einige allgemeine Bemerkungen, die wir zum Theil schon oben angedeutet haben. Merkwürdig ist es, daß wir bei dem herrlichen Volke der Griechen, das unstreitig in der alten Zeit im Gebiet der Poesie das tonangebende war, kaum eine Spur von Roman antreffen, obwohl zugleich auch so viel am Tage liegt, daß, zur Bestätigung unsrer Theorie, ganz in der natürlichen Ordnung, nach welcher der Roman dem Heldengedichte folgen muß, die wenigen unbedeutenden Anklänge des Romans, die bei ihnen ja noch sich hören ließen, zu einer Zeit sich fanden, wo das Heldengedicht unter ihnen schon längst seine höchste Stufe erreicht hatte. Offenbar ist es Ordnung des ewigen Weltgeistes, der überall mit seinen köstlichsten Gaben nicht verschwenderisch umgeht, daß nicht alle Blüthen in einer Periode zur Vollendung kommen sollten, und das griechische Volk hatte in seinem Heroenalter ein solch herrliches, jugendliches Leben geführt, daß es selbst in die zweite Hälfte seiner Periode noch viel von diesem Feuer mit hinübernahm, und darum nie zu jener schönen Prosa des gesetztern Alters gelangen konnte, die das eigentliche Gebiet des Romans ist, dabei aber Ursache genug hatte, mit dem Kleinod seines Homers sich zu begnügen. Wollen wir Xenophons verunglückten Gedanken einer Theorie der Prinzenerziehung in seiner Cyropädie wegrechnen, so fallen die sogenannten milesischen

Mährchen in eine Zeit, wo vom griechischen Volke kein Schatten mehr übrig war, und nach dem für den besten gehaltenen dieser Romane, dem Schäfergedicht des Longus von der Liebe des Daphnis und der Chloe, zu urtheilen (dem einzigen, den der Verf. dieses aus eigne Ansicht kennt), so kann es kaum etwas Geschmackloseres und Erbärmlicheres geben, als diese Dichtungen voll jader, bis zum Ekel gemeiner sinnlicher Liebe. — Daß bei den Römern noch weniger davon zu finden seyn werde, versteht sich von selbst bei der völligen Unbedeutenheit dieses Volks für Kunst und Poesie überhaupt, und des Apulejus goldner Esel mag wohl nicht einmal mit dem goldnen Kalbe der Deutschen eine Vergleichung aushalten. — Dagegen in der christlichen Aera war offenbar das Verhältniß der beiden Hälften das umgekehrte, und wenn das schöne Heroenalter der Ritterzeiten und Kreuzzüge seine ehrenwerthen Epopöien und Rittergedichte und Romanzen gefunden hat, so sollte doch die Menschheit in der nachfolgenden Periode erst jene reinmenschliche und allgemeine Bildung erhalten, wo in dem schönen Elemente einer genußreichen Ruhe die Individualität menschlicher Charaktere sich ungehindert entfalten sollte. Von keiner Zeit paßt doch jenes Gemälde, das wir oben entworfen haben, mehr und eigentlicher, als von der neusten Zeit, und erst im 18ten Jahrhundert hat die Menschheit jene Ruhe und jenen Frieden erhalten, wo der Mensch als Mensch, und nicht bloß seine That und äußeres Schicksal Hauptsache ist, und die Phantasie des Dichters zu derjenigen Idealität, die das Eigenthum des Romans ist, veranlassen kann. Ja wir glauben nicht mit zu großer Vorliebe für unser Vaterland zu sprechen, wenn wir behaupten, gerade in dem so idealisch organisirten Deutschland mit der schönen wirklich eigenthümlichen Empfänglichkeit seiner Bewohner für reine Ausbildung des Menschen an sich, ohne andre entehrende und beschränkende Rücksichten, sey dieser Geist der Zeit in seiner schönsten Blüthe aufgegangen. Mussen wir nicht aus diesem allen schließen, daß auch wirklich unsre Zeit erst im Stande gewesen sey, die Blüthe des Romans zur völligen Entwickelung zu bringen, und daß diese Dichtung gerade die Palme war, die von uns in dem Gebiete der Poesie errungen werden sollte, und so herrlich in der unsterblichen Schöpfung unsers Göthe errungen worden ist? — Nicht auf einmal bringt die Natur die köstlichste Blüthe hervor, sondern sie macht in der Regel verschiedne Versuche, bis ihr endlich der eine gelingt. So auch mit dem Roman. Wir setzen die Ritterromane bei Seite und gestehen nun sehr gern den edelmüthigen Britten die Ehre zu, den ersten nicht unbedeutenden Versuch im Roman gemacht zu haben. Es wäre ungerecht, wenn wir hier das klare, herrliche, in sich vollendete Meisterwerk des großen Spaniers, Miguel de Cervantes Saavedra vergessen wollten, seinen scharfsinnigen Edlen, Don Quixote von la Mancha, der in den ersten Jahren des 17ten Jahrhunderts erschien. Wir können ihm auch durchaus nicht das Charakteristische des Romans absprechen, so wie das herrliche Leben, das über das Ganze ausgegossen ist, die mit der Klarheit jeden Bogen des Werks hindurch Hand in Hand geht, es zu einem höchst würdigen und in seiner Art wohl unübertroffenen Kunstwerke erhebt. Indeß der objective Zweck, auf den es gerichtet und aus welchem es auch unstreitig erst hervorgegangen ist, der Zweck, den Halbdichtungen der Ritterromane den Todesstreich zu versetzen, macht es zum Cherub, der nicht von der Thür des zugeschlossenen Para-

dieses des Heldengedichts weichen darf, damit jene Mißgeburten nicht zurückkehren; und so konnte es freilich nicht in die eigentliche Sphäre des Romans eintreten. Indem der mannhafte Ritter zum Schutz seines Phantoms redlich und unermüdet Wache hält, muß er unwillkürlich den Absichten seines großen Schöpfers dienen, und — eben dadurch seinen eignen Schützling aufs schmählichste zu Grabe bringen; und er steht nun als die schöne, wunderliebliche Brücke da, auf welcher man in das Gebiet des wahren Romans eintreten kann, als der Vorläufer, der den Weg reinigt, damit das Bessere Raum und Bequemlichkeit finde. — Auf diesem gereinigten Wege wandelten nun zuerst die Engländer, und auch diese erst in der Mitte des 18ten Jahrhunderts, von wo also eigentlich die Geburtszeit des Romans zu datiren ist. Samuel Richardson, ein Buchdrucker, trat mit seiner Pamela hervor; ihr folgte die so allgemein gefeierte Clarissa, und zum Schluß wollte er das Höchste in seinem Grandison erstreben, ohne jedoch nur sein vorhergehendes Werk erreicht zu haben. Noch steht er aber auf dem Standpunkt einer beschränkten, sittlichen Lebensansicht und über den derben Farben der moralischen Erzählung geht ihm die echte Treue und Wahrheit ab, und seine Charaktere sind am Ende nichts als abstracte Tugenden und Laster. Neben diesen Romanen, die der ernstern Gattung angehören, erschienen nicht ohne die Absicht, den gefeierten Ruhm Richardsons zu beeinträchtigen, die höchst sinnlichen, komischen Familiengemälde des Wüstlings Heinrich Fielding, sein Tom Jones (4 Bände), Amelia (2 Bände), und Joseph Andrews, kleine mit vieler Kenntniß des menschlichen Herzens verfaßte Miniaturgemälde des häuslichen Lebens. Zu ihm gesellte sich der launige, humoristische Sterne in seinem Life and Opinions of Tristram Shandy (9 Bände), der als Yorik in seinen empfindsamen Reisen nicht weniger Beifall fand. Würdig aber erfüllte Oliver Goldsmith den Kreis der englischen Romandichter durch seinen Landpriester zu Wakefield, in welchem ein schönes Leben der Darstellung und Vorfälle, mit löblicher, beinahe idyllischer Charakterzeichnung sich regt, und dessen Sphäre überhaupt nur zu klein und in der That bloß Miniatur ist, um dem Höchsten im Gebiet dieser Dichtung sich gleichzustellen. — Die Franzosen mochten wohl die Mühe scheuen, sich den Ernst zu verschaffen, den die höhere Romanendichtung fodert, und besser gefielen ihnen ihre Mille et une nuits, ihre leichtfertigen Erzählungen, ihre Mährchen der Mutter Gans, ja gewiß gab auch ihr Volk mit seiner glänzenden Oberfläche ohne Tiefe kaum Stoff und Gehalt zu einer schönen, gediegenen, seelenvollen Charakterzeichnung. Mußte doch selbst le Sage zu spanischen Helden seine Zuflucht nehmen, um seinen Gilblas de Santillane, seinen Estevanille Gonzalez geben zu können. Dem Himmel sey Dank, daß bei den Bessern wenigstens Voltaire's Candide, Zadig, Mikromegas u. s. w. wieder vergessen sind. Marmontels und Florians Erzählungen sind doch für uns nichts weiter als Bücher, aus welchen wir ein recht leichtes und gewandtes Französisch erlernen können. Rousseau in seiner Heloise, so wie in seinem Emil, ist am Ende etwas ganz anders als Romandichter, ist Philosoph, und die Zeit, die auf die Rousseau'sche Philosophie schon den Staub der Vergessenheit geworfen hat, ist wohl Beweis genug, daß diese Philosophie wenigstens nicht die höchste ist. Wir kennen die Romandichtungen der trefflichen Frau von Staël; wir ehren manches aus den Erzählungen der Frau von

Genlis. Aber sind wir ungerecht oder einseitig patriotisch, wenn wir behaupten, jene vorzügliche Schriftstellerin, die wir zuerst nannten, verdanke doch das Bessere ihrer Romane dem deutschen Genius, und ihre Corinne sey doch vollendeter und reiner als ihre Delphine? — Von Italien und Spanien (dies letztere hat, wie gesagt, seine Schuld durch seinen Cervantes auf eine Art abgetragen, wie es nur eine so poetische Nation thun mochte) konnte aus dem höhern Grund der eigentlich poetischen Bestimmung dieser Völker für den Roman nichts weiter erwartet werden, obwohl auch Italien in den Novellen seines Boccaccio geleistet hat, was man nur verlangen konnte. Aber mit edlem Stolze wenden wir uns zu unserm Volke, dem es in seiner herrlichen Bescheidenheit und bei seiner oft ängstlichen Sorgfalt für innere harmonische Ausbildung des Reinmenschlichen gelungen ist, den Roman zu vollenden und in seiner ganzen Herrlichkeit darzustellen. — Das Beispiel und der Vorgang der Engländer in ihrem Richardson, Fielding u. s. w. regte zuerst in Deutschland den Sinn für den bessern Roman an. Im 17ten Jahrhundert, nachdem man aus der Fluth der Ritterromane erlös't worden war, konnte man bei dem ohnehin schwachen Leben der Poesie und der Verschrobenheit des Geschmacks, die durch Lohenstein und Hofmannswaldau aufgekommen war, und fast sechzig Jahre herrschte, im Roman es nicht höher bringen, als zu Volksmährchen, Schäferspielereien und hochtrabenden, noch in dem Nebel des Wunderbaren begrabenen Heldenromanen, am Ende eine bloße Namensveränderung der Ritterromane. Wir finden auf der einen Seite die Volksbücher von Dr. Faust, von Till Eulenspiegel, von der schönen Melusine, vom hörnernen Siegfried, und auf der andern Zieglers asiatische Banise, Lohensteins Arminius u. s. w. Wir können diesen Zustand höchstens als chaotisch bezeichnen, wo wenigstens alles in der Fluth der Wasser des Anfangs untergegangen war, damit sich eine neue Schöpfung daraus erheben möchte. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts nun lernte man auch in Deutschland die Richardsonschen Romane kennen, und da begann denn die erste Regung des schlummernden Funken. Freilich mußten auch hier die ersten Versuche noch sehr unvollkommen ausfallen, und das Licht hatte lange mit der Finsterniß zu kämpfen. Musäus verpflanzte den Grandison in einer nicht unglücklichen Nachahmung auf deutschen Grund und Boden, und in Sophiens Reisen von Hermes muß man bei allen Schattenpartien des bändereichen Werks doch wenigstens in vielen einzelnen Stellen die Ahnung des eigentlichen Romans anerkennen. Wenigstens bleibt ihnen doch das Verdienst, der erste deutsche Originalroman zu seyn. Von da an ergoß sich nun der Quell des Romans bei unserm Volk in der That in vollen Strömen, und man mag über diese Romanenfluth sich vielleicht damit trösten können, daß man nicht vergißt, wo die Natur beschlossen hat, das Höchste hervorzubringen, da müssen die vorhergehenden Versuche ins Unendliche vervielfältigt werden. Es folgten die größtentheils mit Recht vergessenen Familiengeschichten von Dusch, Gottwerth Müller, Starke, Lafontaine u. A., die wir gewiß nicht ungerecht in die Reihe jener Geist und Gemüth entnervenden Verunstaltungen des Romans setzen, die unserm Volke eine so tiefe geistige Wunde geschlagen haben, daß es noch immer nicht davon heilen will. Neben diesen kam wohl manches Bessere in Deutschland zum Vorschein. Wir rechnen dahin des humoristischen

von Hippel Lebensläufe in aufsteigender Linie, seine Kreuz- und Querzüge des Ritters A — Z., ferner die Klingerschen Romane, die Arbeiten des Grafen von Benzel Sternau, des Verfassers des goldnen Kalbs, die Romane von Heinse, von Friedrich Schlegel, Tieck, Novalis (Hardenberg), Ernst Wagner, Anton Wall, und dem herrlichen Jean Paul (Friedrich Richter) u. A. Allein zugleich gabs auch wieder Siegwarts und von ihm abstammende ähnliche, süßliche, weinerliche Liebesgeschichten; es gab Rinaldo's und bayersche Hiesels, Weiber und Männer, wie sie seyn sollten, mit ihrem langen Anhang; kurz der Geist des Romans schien nach allen Richtungen hin sich versuchen zu wollen, bis er endlich das Rechte treffen möchte. — Vielleicht ist es uns schon von manchem Leser verübelt worden, daß wir noch nicht mit einem Worte des eine Zeit lang allgemein gefeierten Wielands gedacht haben. Wir ehren in der That die seltnen Verdienste dieses wahrhaft großen Mannes um die deutsche Poesie. Eine innige, lebendige Kenntniß des menschlichen Herzens und der Leidenschaften ist ihm durchaus nicht abzusprechen. Aber wir wollen es auch nicht verhehlen, daß, nach unsrer Ueberzeugung, ein Wielandscher Agathon unendlich mehr Sinnlichkeit und Lüsternheit angeregt hat, als er zu besiegen und zu beherrschen im Stande war, und wenn er der Zeit ein Ideal der Menschheit vorgehalten hat, so war es Ideal der kunstmäßig ausgebildeten Wollüstigkeit eines untergehenden Zeitalters. Von Wielands Wirksamkeit an datirt sich unverkennbar die Weichlichkeit und französische Wollüstigkeit der vornehmern Stände Deutschlands, bei der wir nicht entscheiden wollen, wie großen Antheil Wieland an ihrem Entstehen und Ausbreitung hatte, die uns aber gewiß in Schmach und Schande begraben hätte, wenn wir nicht durch den Posaunenton des Kriegs wieder aufgeweckt worden wären. Wir mögen es also wohl leicht verantworten, wenn wir Wieland von der Concurrenz um den Preis ausschließen. Aber desto hehrer und herrlicher strahlt noch im Silber des Alters der große Dichter, der nun fast ein halbes Jahrhundert die Zierde des deutschen Parnasses ist. Er gab zuerst in Werthers Leiden, in einem Miniaturgemälde (fast nur eine Novelle), die erste wahre Idee von einem Roman. Hier ist schon Charakterschilderung in hoher Ausbildung. Darauf folgte nun das, was wir mit inniger Ueberzeugung das Höchste im Gebiete des Romans nennen, Wilhelm Meisters Lehrjahre, in welchem der Dichter, wie jeder sinnige Leser ahnete, noch ehe die geniale Selbstbiographie es bestimmt aussprach, ein treues aber im eigentlichen Sinne dichterisches Bild des Edelsten und Besten seiner Zeit aufgestellt hat. Dies Werk umfaßt wirklich alle Stände und Alter und Verhältnisse der Menschheit, in das Rosenlicht der schönsten individuellen und naturgetreuen Ideale getaucht, und (was es uns ungemein theuer machen muß) es gibt deutsches Leben in der höchsten Vollendung, die es nur haben kann. Solche Männer, solche Frauen, solche Kinder hat kein Roman weiter aufzuweisen und (die wahre Apotheose des Dichters) es sind nicht abstracte Tugenden und Laster, sondern alles ist concret, individuell, voll Leben und Selbstständigkeit — Charakterschilderung, die Seele des Romans, und der höchste Triumph dieses Werks. Hätte man die Bedeutung des Lebens, das Göthe hier darstellt, und das er in dem Helden, im Wilhelm Meister, gerade von der schönsten Seite individualisirt hat, begriffen; so würde man nicht auf

den traurigen Irrwahn gekommen seyn, der den Schluß des Werks nicht schließend findet, ein Irrwahn, der, wie gesagt, deutlich beweis't, daß man die Absicht des Ganzen gar nicht geahnet hat, denn dies gerade kann keinen andern Schluß haben, als einen solchen, der noch eine unendliche Perspective des Strebens und Sichbildens eröffnet. Um nun aber nach der Ilias auch noch eine Odyssee zu geben, gefiel es dem Dichter, seine Wahlverwandtschaften hervortreten zu lassen, ein geglättetes Meisterstück! Und wenn wir im Meister die lieblichste Frühlings- und Sonnenblume erhalten haben, so sind jene eine Herbstblume, in ihrer Weise nicht weniger schön als dieser. Die den Wahlverwandtschaften so oft vorgerückte Unsittlichkeit wird, unsers Erachtens, dadurch widerlegt, daß es kaum eine größere und durchgreifendere Vertheidigung der Ehe geben kann, als gerade dies Buch und sein ganzer Inhalt. Denn die Heiligkeit der Ehe kann ja selbst die Bande der Natur überwältigen, und ihr werden alle Helden und Heldinnen des Stücks zum Opfer gebracht. Wir können nicht umständlicher über diese höchsten Zierden unsrer Romanliteratur sprechen, deren Zahl durch die herrliche Selbstbiographie, die der Verfasser sinnvoll Wahrheit und Dichtung nannte, noch vermehrt worden ist, weil uns der Raum mangelt. Wir trennen uns ungern. Doch, gilt unsre Theorie, und wir glauben sehr fest daran, so wird es keinem schwer fallen, unserer Meinung zu seyn, und dann, sind wir überzeugt, wird ein großer Theil der Mißurtheile über Göthe's Romane von selbst wegfallen. Es gab eine Zeit, wo der Flug der Göthe'schen Dichtung noch weniger erkannt wurde als jetzt; aber es wird eine Zeit kommen, wo der Genius derselben frei und herrlich sich aufschwingen, und, wie es ihm gebührt, im Gebiete der Kunst unumschränkt herrschen wird. Im Ganzen indeß hat doch das Zeitalter die Größe der Göthe'schen Meisterwerke, wenn auch mehr durch That als Wort, anerkannt. Ernst Wagner hat in seiner gelungensten Schrift, „Wilibalds Ansichten des Lebens," ihn vor Augen gehabt. In Tiecks Sternbalds Wanderungen ist der Einfluß des Göthe'schen Originals nicht zu verkennen; und noch haben wir einen Torso, „Florentin von Fr. Schlegel," wovon nur der erste Theil erschienen ist, der wohl das Nachbild ist, das seinem Vorbilde am nächsten steht. Möchte der geistreiche Dichter die Wünsche einer großen achtenswerthen Lesewelt erfüllen und das Werk vollenden, das nur seine Hand vollenden kann. Es wäre sehr schade, wenn der kräftige Florentin kein Ziel seines herrlichen Strebens finden, und also unvollendet auf die Nachwelt kommen sollte. — Ernst aber und warnend steht die Unerreichbarkeit des vollendeten Musters da, und scheint eben dadurch am meisten mitgewirkt zu haben, daß der Schwarm der Nachäffer nicht allzugroß wurde. M–i–r.

Romana (Marquis de la), einer der berühmtesten spanischen Feldherrn in dem Kriege, welchen die Spanier seit 1808 gegen Napoleon Bonaparte führten. Dieser, seine Plane gegen die Bourbons in Spanien vorbereitend, hatte ein spanisches Armeecorps von 10 bis 12,000 Mann nach Deutschland gezogen, an dessen Spitze der General Romana stand. Er war wieder dem Oberbefehl des Marschalls Bernadotte untergeordnet, und erklärte diesem in seinem und seines ganzen Corps Namen ihre Anhänglichkeit an Joseph Napoleon. Aber diese Erklärung war nur eine durch die Noth abgedrungne, durch die Umstände gerechtfertigte Täuschung. Voll Haß gegen die Unterdrücker

seines Vaterlandes trat Romana, seine Stellung auf der Insel Fühnen benutzend, zu derselben Zeit mit dem Befehlshaber der dort stationirten englischen Seemacht in geheime Unterhandlung, und verlangte englische Transportschiffe, um sich mit seinem ganzen Corps einzuschiffen. Als diese erschienen, schiffte Romana seine gesammte Mannschaft mit Zurücklassung weniger Detaschements, die wegen der zu weiten Entfernungen, in denen sie gestanden, nicht schnell genug hatten herbeigezogen werden können, am 9ten August glücklich zu Nyborg und Svendborg ein, und langte, wirkungslos von Napoleons Acht verfolgt, nach einer günstigen Fahrt zu Corunna an. Seitdem war Romana unermüdlich beschäftigt, die Spanier gegen ihre verhaßten Unterdrücker anzuführen. Er gab zuerst die Idee an, die Bauern zu bewaffnen, und die unter dem Namen Guerillas so bekannten Banden zu organisiren, um mit ihnen alle Heerstraßen zu beunruhigen, und die Verbindungen der Franzosen zu erschweren. Sein Scharfblick erkannte, daß auf diese Weise ein leicht zu entflammendes Volk, und neue Soldaten, die an den Krieg nicht gewöhnt, schlecht disciplinirt und schlecht befehligt waren, und die gegen die kriegsgeübtesten Truppen Europa's kämpfen sollten, mit dem besten Erfolg benutzt werden konnten. Unläugbar hat Romana sowohl dadurch, als durch seine persönlichen Dienste, einen wichtigen Antheil an der Behauptung der Unabhängigkeit Spaniens gehabt. Weniger in der Gunst der Junta, (die nur zu oft von Privatrücksichten geleitet wurde), als im vollen Vertrauen der Engländer, führte Romana zwar nie ein zahlreiches Armeecorps an, aber auch so machten ihn sein unversöhnlicher Franzosenhaß und die unbegränzte Anhänglichkeit der Seinigen furchtbar. Er war eben im Begriff, im Anfang des J. 1811 aus Portugal gegen die Franzosen, die neue Vortheile errungen hatten, zu marschiren, als er, von den unaufhörlichen Strapazen erschöpft, starb. Er war nicht nur ein tapfrer, umsichtiger, patriotischer Feldherr, sondern auch ein sehr gebildeter Mann, der mit einem einfachen Aeußern Feinheit des Geistes und ausgebreitete Kenntnisse verband. Er hatte zwei Jahre in Leipzig studirt, und war mit der Literatur, namentlich der alten, mehr als oberflächlich bekannt.

Romanische Sprachen heißen diejenigen, welche sich in den zum römischen Reiche gehörigen Ländern Europa's, wo die lateinische Sprache eingeführt war, zur Zeit des Verfalls und Untergangs des weströmischen Kaiserthums in dem Munde der Landesbewohner und einwandernden Barbaren bildeten. Sie sind ein Gemisch der lateinischen Sprache und der verschiednen Sprachen der Barbaren, jedoch erscheint in allen das Lateinische als Grundlage und Haupttheil, nur nach Verschiedenheit der Völker verschieden gestaltet. Diese Sprachen sind die italienische, portugiesische, spanische, französische (im Norden Langue d'Oui, im Süden Langue d'Oc) und die rhätische oder romanische im engern Sinn.

Romano (Giulio), s. **Julius Romanus**.

Romantisch. Romantische Poesie. Das Wort selbst deutet offenbar auf südlichen Ursprung und auf jene wunderbare Zeit hin, in welcher die neuere Geschichte der südlichen Völker ihr schönes idealisches Jugendalter gelebt hat. Wie Roman den Namen erhielt von der romanischen Sprache (Romanzo), jener Entstellung der lateinischen Sprache durch Wörter aus den Sprachen der eingewanderten Völker, die den Uebergang bildete zu den neuern südlichen Sprachschwestern, so ist unstreitig auch dieses Wort demselben Grunde entwachsen, wenn auch die Sache selbst schon vorher da war. Der Name

einer Sache entsteht immer da erst, wo der damit bezeichnete Gegenstand zu seiner Blüthe gelangt; und so wird die Bedeutung des Romantischen auch am besten durch Betrachtung jener schönen, wundervollen Zeit gefunden werden, in welcher im Süden von Europa mit den neuen Sprachen der Geist und das Wesen einer neuen Aera sich entwickelte, und ziemlich schnell eine Blüthe entfaltete, die nun auch schon längst wieder untergegangen ist. Doch ehe wir uns zu diesem Geschäfte wenden, wollen wir einen Mißbrauch rügen, der mit dem Worte romantisch, das überhaupt eins der Lieblings- und Modewörter unsrer Zeit ist, getrieben wird. — Mit romanhaft wird es oft verwechselt, und so soll und muß es denn oft im guten, größtentheils aber im schlimmen Sinne alles vom Gewöhnlichen abweichende, das Idealische, das Phantastische, Seltsame, Verschrobene bezeichnen. So gebraucht man es von Begebenheiten und Handlungen, Charakteren, von Physiognomien, und meint ihnen damit nicht allemal etwas Schmeichelhaftes nachgesagt zu haben. — Wir eignen aber dies Wort der Kunst, zunächst der Poesie zu, und meinen, daß damit, nach der ersten und ursprünglichsten Bedeutung, eine jener schönen Formen bezeichnet werde, in welchen die Kunst zu den verschiednen Zeiten der Geschichte aufgetreten ist und geblüht hat. Sind auch die Formen und besondern Gestalten, in welchen die Kunst, und vornehmlich die Dichtkunst, im Gang der Geschichte sich zu offenbaren pflegen, nach Völkern, Zeiten und Individuen unendlich mannichfaltig, so daß sie Bäumen verglichen werden können, die alle Frühjahre schön und lieblich aufblühen, aber stets anders und bald in dieser, bald in jener Eigenthümlichkeit: so dürfte es doch nicht schwer seyn, auch in dieser Mannichfaltigkeit ein Gesetz der Einheit zu finden, und jene Verschiedenheiten auf zwei oder drei Hauptarten zurückzuführen, welchen dann die einzelnen Schattirungen mehr oder weniger nahe verwandt sind. In der Geschichte der Kunst (und wiederum beziehen wir uns zunächst auf die Poesie) sind, dünkt uns, wenn wir uns zumal auf die europäische Geschichte einschränken, sehr bestimmte Anzeigen davon gegeben. Hier scheint der Gang der Bildung zwischen schöner Einfachheit (dem Edeln) und erhabener Mannichfaltigkeit (dem Großen) noch ein drittes, schöne Mannichfaltigkeit, berührt und in seinen Kreis mit aufgenommen zu haben. Jede dieser drei Arten der Poesie ist in dem großen Tableau der Geschichte durch einen besondern Cyclus bezeichnet, und wenn die erste unter den idealischen Griechen ihre erste Blüthe erreichte, so gehört die zweite unstreitig der ersten großen Dichtung des Nordens und der damit verwandten des alten Deutschlands an; und die dritte hat sich augenscheinlich in dem schönen Blumengarten geoffenbart, den sich die Poesie in und nach dem Mittelalter in dem herrlichen Süden von Europa erzogen hatte. Diese letztere ist uns romantische Kunst. Schön in ihrer herrlichen Einfachheit, wie die Natur selbst unter dem weiten, immer reinen Himmel Joniens, ist die griechische Poesie. Nicht das Gigantische, das Ungeheure ist der vorherrschende Charakter derselben, sondern das Edle, das Große, doch nur in einem schönen, hellen, durchsichtigen Gewande. Dagegen wie die ewigen Berge und Wälder und stürmischen Meere, und der düstere geheimnißvolle Nebelhimmel des Nordens, so ist die Poesie desselben, die erst die neuere Zeit in ihrer wahren Größe zu würdigen gelernt hat, gigantisch, voller Riesen und allmächtiger Helden, weithinausschreitend über die Engen menschlicher Niedrigkeit und selbst der Form nach mit großem, ernsten, furchtbaren

Tritte einherschreitend. Und nun, wie freundlich und doch auch wieder nicht griechisch ist die südliche, die romantische Dichtung! recht eigentlich das verbindende Mittelglied zwischen beiden, wie die Länder, in welchen sie blühte, selbst die Brücke waren, auf welcher der Norden mit dem Lande und den Kunstschätzen der Griechen späterhin in Berührung kam. — Ein schönes, liebliches, wunderlich bewegtes Gemälde thut sich unsern Blicken auf, wenn wir im Geist unter dem milden, südlichen Himmel der Provence in die blinkenden Schlösser der gewaltigen Herzoge und Grafen eintreten. Versammelt ist ein glänzendes Hoflager in Gärten und Hainen, die die Natur selbst gemacht hat, das Turnier geendigt, die Preise unter die siegenden Ritter vertheilt von den Händen der schönsten Dame des Festes, das prächtige Mahl wird gehalten, süße Minne würzet den Becher und regt unnennbar Wohl und Weh wie mit Zaubergewalt im Herzen auf. — Siehe, da erscheint der Troubadour, die lieblichklingende Harfe in der Hand, Ritter und Damen begrüßen mit stiller Freude den lieben Gast, er stimmt die Saiten, alles lauscht seinen Tönen, und nun strömen von seinem Munde die Thaten des großen Carls, des unbesiegten Rolands, des Königs Arthur, der gefeierten Tafelrunde. — Wie die Frühlingssonne zaubert sein Lied einen bunten, duftenden Blumengarten hervor. — Feen baden sich in crystallhellen Seen, Zaubersprüche schaffen im kalten, unwirthbaren Norden freundliche Auen und Gärten, von Drachen und Ungeheuern bewacht, aber jeden, der in ihre lockenden Labyrinthengänge eingegangen ist, mit unauslöschlichem Liebreiz festhaltend in den Zauberbanden Armidens. Auch der Schooß der Erde und der Gewässer thut sich auf, in ihm leuchtet eine andre geheimnißvolle Sonne, Gold und Edelgesteine wachsen da in herrlichem Glanze. — Doch jetzt führt den Ritter sein schützender Zauber ins dichteste Schlachtgewühl, Riesen stürzen vor seinem Schwerte, die gedrängtesten Schaaren durchbricht sein unbesiegter Degen, er verfolgt den furchtbarsten der Feinde. Der Eifer zieht sie in entlegene Wüsten und Wälder. — Hier Ritter dem Ritter gegenüber, erhebt sich der schrecklichste Zweikampf, den die Sonne beschien. Schon wollen beide ermatten, und ermattend noch kämpfen, da erscheint die Geliebte, von beiden in gleicher zauberhaften Liebe verehrt, der Haft entflohn. Ihr Anblick vereinigt die erhitzten Kämpfer in dem einen Wunsch, die Fliehende zu ereilen und festzuhalten, und wie reißt nun das abenteuerliche Schicksal die Suchenden so weit auseinander, daß sie wohl nie wieder zusammenkommen werden! Neue Kämpfe, neue Verwickelungen, England und Welschland, Aethiopien und Spanien, Arabien und Deutschland, überall hin trägt der Hippogriph der Dichtung mit Windeseile, und reich und unerschöpflich mannichfach verschlingen die Fäden des Gewebes sich, wie die Blumen eines bunten Wiesenteppichs im Frühling, unzählbar dem Auge des Beschauers, bis das Auge, nimmer müde des bunten Farbenspiels, sich gewöhnt hat, in dem ewigen Wechsel der Gestalten selbst Einheit zu finden. — Merkwürdiger Geist der romantischen Dichtung, hervorgegangen aus dem Geist der Zeiten und Länder, da sie blühte. Mannichfaltigkeit, aber im Zaubergewande des Schönen, sind unverkennbar die Züge desselben. — Das Abenteuerliche, das Sentimentale im guten Sinn, es ist das Romantische nicht selbst, aber es liegt im Kreis desselben; dieses aber ist die natürliche Rückwirkung auf den Menschengeist von den Bergen, Thälern, Flüssen, Bäumen und Blu-

men des Süden. — Wie jede Jahreszeit, so hat auch jede Gegend, jede Landschaft der Erde, von der stillen Höhe des Olympos, von den schönen, einfachen Flächen Joniens, bis zu dem ewigen Eise der nordischen Wälder und den schneebedeckten Ebenen Sibiriens, ihr eigenthümlich Schönes, ihren ästhetischen Charakter voll eigenthümlichen Reizes, und dieser Charakter hat sich immer auch in Kunst und Poesie solcher Länder abgedrückt, so wie auch nur die Gewächse, die einer Landschaft angehören, in den Eisblumen des Winters sich nachbilden. Aber welch eine schöne, liebliche, bunte Mannichfaltigkeit ist nicht der Charakter jener südlichen Gegenden Frankreichs und Spaniens, welchen die romantische Dichtung eigenthümlich ist! Welch eine Ueppigkeit und Fülle, die weit über die Einfachheit Griechenlands und die brennenden Flächen des untern Italiens (denn die Lombardei gehört mit in den Länderkreis des Romantischen) sich erhebt, und von dem Wilden, Grotesken des Nordens mit seinen Schrecken und düstern Nebeln und ewigem Schnee eben so weit entfernt ist. Wenn im Norden die Flur gleichsam nichts weiter ist als eine große Wildbahn, wo der kühne Jäger gelockt wird, mit dem Ur und dem Elen sich zu messen; wenn griechische Landschaft in ihrer edeln, herrlichen, alles schimmernden Reizes entkleideten Einfachheit von selbst zur idealischen Lebensansicht hinleitet, und Veranlassung wird, das Leben geistiger zu nehmen: so sind die schönen, freundlichen Gegenden der Provence, Gasconiens (das alte Königreich Aquitanien), die reichen, mit allen Gaben der Flora und Pomona gesegneten Küsten Spaniens, so sind selbst manche Gegenden im südlichen Deutschland liebliche Gärten, in welchen das Leben von selbst zum Spiel und Genuß wird. Eine milde, warme Luft das ganze Jahr hindurch, in den heißen Monden von der Nähe des Oceans, oder von den plätschernden Silberbächen der nahen Gebirge abgekühlt, unter einem fast immer heitern Himmel, die Aepfel der Hesperiden prangend in duftenden, schattengebenden Wäldern, die Erde, ohne viele Bearbeitung zu erfodern, in Ueberfluß gewährend nicht nur was der Leib bedarf, sondern auch was ihn erquickt und ergötzt, bunte, zerstreuende, reizende Abwechslung überall, zahllos wie die bunten Blumen der Wiese, kann da Lebensgenuß und Lebensansicht anders als romantisch, d. h. sinnlich weich, reinlich und zierlich in einem schönen, bunten Farbenspiel des Genusses werden? — Gesang und Saitenspiel zu dem Geläute der weidenden Heerden, die zu hüten und zu warten, statt Mühe, selbst Spiel und Unterhaltung gewährt, Uebungen in ritterlichen Kämpfen zum Scherz und im Ernst, Minnelust und Sinn für eine Poesie, die so bunt, lieblich und sinnlich ist, wie die Landschaft selbst, ein fast wollüstiges Spielen mit Glauben und Christenthum, das sind die natürlichen Accorde aus der Menschenwelt zu dem harmonischen Spiele der Natur. Das ernste Schicksal der griechischen Tragödie, die düstere, nebelige Norne und Walküre der Nordländer wird hier zur Zauberei und Feerei, die Liebe zum Minnedienst. Die schönste Blume des Lebens ist ein Ritterthum, abenteuerlich, bunt und mannichfach im Gemisch des Geistigen und Sinnlichen, und mehr ein liebliches Spiel als düstrer, schneidender Ernst. — Wir finden in jeder Poesie romantische Partien. So ist die Odyssee, der Ilias gegenüber, mit den Abenteuern ihres Helden, mit ihrer Kirke und Kalypso in gewissem Grade *romantisch*; so sind die mythologischen Dichtungen von den Cyclopen, den Arimaspen, den Gräen, den Hesperiden (nur mit vorherrschendem griechischen Geiste) *romantisch*.

So fehlt es dem nordischen Fabelkreis gar nicht an den reizendsten romantischen Einzelnheiten. Aber eigenthümlicher, vorherrschender Charakter ist das Romantische in den provenzalischen Dichtern und in dem Mythenkreise der eigentlichen alten Ritterromane, der unstreitig dem Süden von Europa eigenthümlich ist, und von da erst sich weiter ausgebreitet hat. Dieser romantische Geist herrschte von Italiens Alpen, von Limosiniens Rebenhügeln, über die Pyrenäen hinüber bis an die Meeresgränzen des von den Mauren besetzten Spaniens; Christ und Araber lebt in ritterlichen Spielen und Thaten, Herzog und Ritter in lauter Festen; ein König zieht, vom Thron verstoßen, wie zum Fest, mit Rittern und Damen und Dichtern hinaus ins freie Feld, in den grünen Wald, wohnt unter Zelten, und vergißt unter Spiel und Gesang, unter dem herrlichen Laubdache schützender Bäume, den Verlust der Krone, und kehrt nur mit Wehmuth auf den dornenvollen Königsstuhl zurück. — Ueber die Geschichte dieser Romantik können wir uns hier nur in wenigen Andeutungen erklären, da vieles hierher Gehörige schon unter den Artikeln: Mittelalter, deutsche Poesie und ähnlichen, bereits angeführt worden ist. — Nach den Zeiten Carls des Großen, unter seinen schwachen Nachfolgern, machten sich die Großen des Reichs immer unabhängiger. Die schönen burgundischen Königreiche entstanden. Die Grafen von Provence, von Toulouse galten oft mehr als der König, den sie wohl auch befehdeten. Die Hofhaltung in der Provence war eine Zeit lang die sorgfältigste Pflegerin alles ritterlichen Thuns und Wesens. Ganz Frankreich, besonders im Süden, ein buntes Blumenbeet voll der schönsten und mannichfaltigsten Herrscherblumen. — Die Kreuzzüge, die gerade in jenen Ländern die meiste Theilnahme fanden, (selbst das romantischste Gemälde in der ganzen Geschichte) kamen hinzu, und so finden wir in Frankreich die schönen Dichtungen von Carl dem Großen, seinen Pärs, seinen Kämpfen mit den Mauren, erfunden und ausgebildet. Wie lieblich ist dies schöne Blumengewinde von Meister Ariosto in seinem rasenden Roland mit allem Reichthum und Zauber der Romantik ausgestattet! — In Spanien verschaffte der Kampf der Christen mit den Mohren, das allmählige Aufkommen christlicher Königreiche, der romantischen Poesie Zunder und Nahrung. Selbst die ganze Geschichte dieses Kampfes ist, wie es das ritterliche Volk, das ihn bestand, immer bis in die neueste Zeit herab gewesen ist, im höchsten Grade romantisch. — Aber nun ging Romantik auch nach England, nach Deutschland über. Dort (in England) wurde doch noch (aber offenbar, weil England durch die Normandie mit Frankreich so nahe verbunden war,) der Mythus vom fabelhaften König Uterpendragon, dem Erneuerer des heiligen Graals, von Arthus, echt romantisch ausgebildet, und gab selbst der südlichern Romantik seine Dichtung vom Zauberer Merlin ab. Aber in Deutschland konnte, und auch dieß bloß im südlichen, in Schwaben, durch die Minnesänger, die einem andern Clima gehörige Pflanze des Romantischen kaum noch zu einer echt nationellen Ausbildung gelangen. War doch Deutschland schon im Besitz einer besondern Sprache, so wie einer eigenthümlichen Poesie, der herrlichen nordischen. — Unsre Zeit nun gleicht in Bezug auf Poesie einem großen Stapelplatz, einer bunten Messe, auf der man Griechen und Franzosen und Engländer und Scandinavier, jeden in seiner eigenthümlichen Tracht und Weise umherwandeln sieht. Wir haben kaum ein anderes Verdienst um Poesie, als daß wir das, was in dem Gange der Zeit allmählig

und periodenweis sich entwickelte, in eine Periode vereinigt, die zerstreuten Strahlen in einen Focus gesammelt, und so, ohne etwas Eigenthümliches zu besitzen, die Geister der Vorwelt heraufbeschworen haben. So sehen wir denn neben der Griechheit, neben dem mit dröhnendem Schritte auftretenden Riesengeist nordischer und damit gewiß verwandter echt germanischer Poesie, auch die heitere, frische, üppige Romantik lieblich verschwistert mit jener umherwandeln. Daß wir auf diese Weise wohl am besten geeignet sind, Aristotelesse nach den Homeren zu seyn, Kunstkritiken zu machen, und den Geist der Waaren als kluge Kaufleute besser zu verstehn, als mancher Künstler selbst, liegt am Tage. Aber möchte sich nicht auch sehr natürlich daraus beweisen lassen, daß unsre Kunst bloß liebliche Nachblüthe sey, und wenigstens der Originalität entbehre, wie groß auch das Haschen nach und das Reden von Originalität unter uns seyn möge? — Wir brechen hier ab, um zur Romanze überzugehn, aber bringen erst noch unserm sinnvollen L. Tieck unsern herzlichen Dank für die Reinheit und Lieblichkeit, mit welcher er die Romantik, die seinem Gemüthe, wie keinem in unsern Tagen, aufgegangen ist, unter uns eingeführt hat. M–i–r.

Romanze, die eigentliche Dichtungsart der romantischen Poesie, fast gleichbedeutend mit Ballade, wie schon oben unter diesem Worte bemerkt ist. Ehe wir in das Besondre dieses Artikels eingehen, sey es erlaubt, eine Art genetische Eintheilung der verschiedenen Dichtungsarten zu versuchen, und überhaupt unsre Ansicht von Kunst mit wenigen Zügen anzudeuten. Wenn lyrische Poesie auf die Darstellung eines Zustandes beschränkt ist, epische und dramatische aber Begebenheiten, Handlungen zeichnet, so ist jene erstere nothwendig beinahe nur plastisch, diese beiden hingegen producirend und organisch bildend. Hieraus ist es nun wohl leicht erklärt, aus welchem Grunde lyrische Poesie gerade in der Blüthenzeit, und besonders in der ersten Epoche eines Kunstzeitalters vor der Musik, der sie noch ganz nahe steht, wenig emporkommen kann, und erst gegen das Ende eines Kunstcyclus mehr Breite und Land gewinnt, wogegen fast alle Poesie in ihrem Beginnen episch-dramatisch ist, denn hier kann weder Musik noch Malerei nach oder auch nur nahe kommen. Sagen, Mährchen, Heldengeschichten sind darum unter allen Völkern der Anfang, und größtentheils auch die höchste Blüthe der Poesie gewesen. Aber freilich nach der Individualität jedes Erdtheils, in welchem die Blume der Dichtkunst aufblühte, hat sich auch dies individuell und mit besondern Eigenthümlichkeiten entwickelt. — Nehmen wir Epos hier als das Gattungswort für alle Dichtungsarten, welchen geschichtlicher Stoff zum Grunde liegt, so ist es erlaubt, epische Poesie im engern Sinne, und dramatische als die beiden nothwendigen und allgemeinsten Arten desselben zu betrachten; sie sind nämlich entweder wirkliche Darstellung der Begebenheit (Drama) oder Erzählung (Heldengedicht) u. s. w., und zwischen diesen beiden Polen bewegt sich der ganze Kreis der historischen Dichtung, entweder dem einen oder dem andern näher tretend, und zugleich dadurch unendliche Mannichfaltigkeit der Dichtungsarten begründend. Wir haben wohl kein Drama, das in allen seinen Theilen Drama wäre, und kein Heldengedicht, das nicht in einzelnen Partien selbst wieder dramatisch würde. — Das Epos (nach der engern Bedeutung) in seinem ruhigern, edlern, hellen Gange war dem griechischen Boden eigenthümlich, und Aeschylus nannte mit Recht seine Dramen das

Nachessen Homers. Weit dramatischer, größtentheils tragisch, ist die nordische Poesie, und der glückliche Versuch, den unser Fouqué mit den Sigurdssagen gemacht hat, sie zu dramatisiren, ist ein Beweis für unsre Behauptung. Wie vollendet dramatisch ist das Nibelungenlied! und was zum Verständniß des göttlichen Gedichts nöthig ist, liegt auch schon alles im Kreise desselben, und geht wirklich vor unsern Augen vor. — Wie nun das Romantische zwischen griechischem und nordischem Geiste nach unsrer obigen Ansicht in der Mitte steht, so scheint die Romanze (um nun zu unserm Vorhaben wieder zurückzukehren) die Frucht zu seyn, welche epische Poesie in dem südlichen Europa im schönen Zeitalter des Ritterthums allein bringen konnte und wirklich gebracht hat. — Wenn nordische Poesie in einzelne große, ungeheure Sagen zusammengeht, wenn das griechische Epos fast einzig in dem großen aber einfachen Cyclus des trojanischen Kriegs sich bewegt, und überall eine edle, würdige Simplicität im Rath der Olymposbewohner wie im Schlachtgewühl der Helden vor Troja offenbart: so ist die romantische Epik in unzählige kleine Blüthen und Blumen aufgegangen, durchgängig mit lyrischem Ausdruck, und das der Grund des unendlichen Reichthums an Romanzen. Der größte Epos des Süden bleibt immer des Ariosto herrlicher Blumengarten; aber ist er etwas anders als eine köstliche Perlenschnur der lieblichsten Romanzen, sinnvoll und künstlich angereiht? Und selbst des Tasso göttliches Gedicht von Jerusalems Eroberung löſ't sich in eine Reihe schöner kleiner epischen Dichtungen auf, durch welche sich nur der rothe Faden der Verehrung für das herzogliche Haus, das ihn beschützte, hindurchzieht. — Dies gibt uns, glauben wir, die beste Theorie der Romanze. Sie ist episch (im weitern Sinne des Worts), aber zwischen dem Heldengedicht Homers und den nordischen Sagendramen in der Mitte liegend. Sie verhält sich auf der einen Seite zu dem Heldengedicht, wie die Novelle zum Romane, auf der andern Seite hat sie das Gedrängte, Rasche der dramatischen Darstellung, und ist ganz aus der Individualität der romantischen Bildung hervorgegangen, mit welcher sie auch den Ursprung ihrer Benennung gemeinschaftlich hat. Zu rein und hell, zu licht und fröhlich ist die Romantik, als daß sie zu dem Ernst und dem Ungeheuern der nordischen Poesie sich erheben könnte; aber auch zu sehr auf Genuß berechnet, zu sinnlich, zu bunt und gaukelnd, als daß sie die idealische Einfachheit und Dauer, den ruhigen, stillen Fluß des griechischen Heldengedichts sich aneignen könnte. So entstanden jene lieblichen Gedichtsblumen, deren Knoten schnell sich knüpft, oft plötzlich in eine unerwartete Verschlingung hineingeht, aber eben so schnell ist er auch wieder gelöſ't und die leichte Welle des Gesangs hüpft zu einem neuen Gegenstand über. — Unter dem Fenster seiner Dame, zur sanften, wollüstigen Guitarre singt der Dichter sein Lied; seine Liebe, wie sein ganzes Leben, ist ein lieblicher Wechsel von Weh und Lust, von Genuß und Ruhe, ein heiliger, milder Abend um ihn, und ein kindlichlüstern Herz in ihm, so wird die Klage der Liebe zum leichtbewegten, in sanften Krümmungen hinströmenden Gesange von des Ritters Treue bis in den Tod, von dem Blümlein Wunderschön, und wir haben eine Romanze in ihrer schönsten und natürlichsten Aeußerung, aus der Classe der zartesten und rührendsten, eine Romanze der Liebe. — Leichtigkeit, Gedrängtheit, Mannichfaltigkeit, und über dies alles das schöne, schwellende Licht des Südens ausgebreitet, das sind die Haupteigenschaften der Romanze. Sie ist Er-

zählung einer **Begebenheit** und in Form und Inhalt romantisch, durch die lieblichen Reim- und Assonanz- und Consonanzgewinde und die Zaubergärten abenteuerlicher Gegenstände sich hindurchschlingend. In dieses Gewand kleidet sich hier alles, jede Empfindung, die angeregt, jedes Gefühl, das ausgesprochen werden soll, vom Gräßlichen bis zum süßen Zauberspiel der Liebe herab. — So verschieden jedoch das Heldengedicht, das Drama seyn kann, so verschieden kann auch die Romanze seyn, komisch, tragisch; selbst die Satire und die Ironie ist nicht ganz davon ausgeschlossen, aber alles im Geist des Romantischen, schön in bunter Mannichfaltigkeit. — Ohne dies näher zu erörtern, da es leicht von der Theorie des Heldengedichts und des Drama's abstrahirt werden kann, und zu weit führen möchte, indem hierin auch der Aufschluß über den verschiednen Geist der Romanze bei den verschiednen Völkern, die sie ausbildeten, zu suchen ist, sagen wir nur noch weniges über die Geschichte. Spanien ist das Hauptland der Romanze, und in dem Kampfe mit den Mohren, der Jahrhunderte lang dauerte, und statt das Bild eines allgemeinen, zusammenhängenden Streits zu gewähren, selbst höchst romantisch an die Guerillas der neuern Zeit erinnert, und in einzelne Ritterzüge zerfällt, mochte der reichste und schönste Stoff zu zahllosen Romanzen gegeben werden. Der einzige Alonso de Fuentes, welch einen Reichthum herrlicher Romanzen hat er nicht geliefert! In dem alten Frankreich fehlte es nicht an ähnlichen Gesängen, wenn gleich nicht unter dem Namen der Romanze. In dem ältern und neuern England floß der Strom dieser Dichtung ebenfalls sehr reichlich. So bei jeder Nation aus dem Kreise der Romantik. Aber in der neusten Zeit, wo allmählig die Schätze aller Nationen allen gemeinschaftlich geworden sind, und selbst die Orangengärten des Süden im Norden aufblühen, wo der Geist der Poesie höchstens durch das ganz allgemeine Beiwort **modern** bezeichnet zu werden verdient, und ohne ein eigenthümlicher zu seyn in der Nachbildung der Dichtungsarten aller Zeiten und Länder eine gewiß nicht zu verachtende Universalität sich erworben hat, in der neusten Zeit, und zwar besonders in derjenigen Nation, die ohne Zweifel jetzt allen übrigen die Dichterpalme entrissen hat, in der **deutschen**, ist kaum eine Dichtungsart schöner ausgebildet und sorgfältiger und mannichfaltiger geübt worden als die Romanze. Unübertreffen stehen **Schiller**, und noch höher der Stolz des deutschen Parnasses, **Göthe**, in ihren Balladen und Romanzen da, obgleich nicht zu verkennen ist, daß, wenn der Erstere eigentlich romantischer ist, der Letztere auch in der Behandlung dieser Dichtungsart jene griechische Einfachheit und Idealität offenbart, die so unverkennbar der Hauptzug in dem ganzen geistigen Wirken dieses großen Mannes ist. — Und wem sind neben den ältern Romanzen eines **Bürger**, **Stollberg**, **Maler Müller** u. A. die köstlichen Gaben eines **Tieck**, **Fr. Schlegel**, **A. W. Schlegel** unbekannt? — worüber dann leicht die Unzahl schlechter Romanzen aus den Federn des neuern Dichterschwarms vergessen werden mag. **M–i–r.**

Romanzow (Graf Nicolaus), russischer Kanzler und vorher Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ist der Sohn des Feldmarschalls Peter **Romanzow**, der die Regierung **Catharinens** durch seine Siege über die Türken so glänzend verherrlichte. Früher Minister des Handels, hat er durch die einsichtsvollsten Maasregeln die großen Ideen **Alexanders** zur Beförderung des in- und ausländischen Verkehrs, namentlich in Beziehung auf Odessa, thätig befördert. Uebri-

gens galt er für einen Anhänger Napoleons, und 1807, als Graf Kotschubey das Portefeuille des Departements der auswärtigen Angelegenheiten abgegeben hatte, wurde Graf Romanzow an dessen Stelle ernannt. Er behielt diesen Posten, so lange das gute Verhältniß Rußlands mit Frankreichs fortdauerte, blieb seitdem ohne höhere Anstellung und lebt den Wissenschaften. — Sein Bruder Michael Paul, Graf Romanzow eröffnete seine diplomatische Laufbahn als Gesandter am berliner Hofe. 1808 begleitete er den Kaiser Alexander zu der berüchtigten Zusammenkunft in Erfurt, übernahm nach derselben zur Einleitung des Friedens mit England eine Sendung nach Paris, wo er mehrere Noten mit dem englischen Cabinet im Charakter der Diplomatik jener unglücklichen und verwirrten Zeit wechselte, und kehrte im März des nächsten Jahrs ohne Erfolg von Paris zurück. Er wurde hierauf zu den Friedensunterhandlungen mit Schweden gebraucht und schloß am 5. Sept. desselben Jahrs (1809) den Frieden von Friedrichsham ab, durch welchen Rußland Finnland und die Alandschen Inseln erwarb. Während der Feldzüge von 1813 — 1814 blieb er in Petersburg und an der Spitze des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, die jedoch im Feldlager des Kaisers von diesem selbst geleitet wurden. Nach der Rückkehr desselben gab er das Portefeuille an den Grafen Nesselrode ab. Seitdem lebt Graf Romanzow von den öffentlichen Angelegenheiten entfernt und widmet sein Leben und seine großen Reichthümer patriotischen und wissenschaftlichen Unternehmungen. Namentlich hat er großen Theil an der Einführung des Bell-Lancasterschen Unterrichts; auf seine Kosten wurde die Reise um die Welt durch Moritz von Kotzebue ausgeführt. Canova verfertigte für ihn 1817 eine Colossalstatue des Friedens, in der einen Hand einen Oelzweig haltend und mit der andern sich auf eine Säule stützend, welche die Inschrift hat: Frieden zu Abo 1743; Frieden zu Rudschuck-Kaiuardji 1774; Frieden zu Friedrichsham 1809, und an den seltenen Umstand erinnert, daß drei der wichtigsten Friedensschlüsse Rußlands von Großvater, Vater und Sohn geschlossen wurden.

Romberg. Aus dieser berühmten Tonkünstlerfamilie, welche von zwei Brüdern, Anton (dem ältern), Virtuosen auf dem Fagot, und Heinrich Romberg, Musikdirector zu Münster und Virtuosen auf der Clarinette, abstammt, und noch 1792 zu Bonn verbunden der Tonkunst huldigte, sind vorzüglich Bernhard und Andreas Romberg, Bruderskinder, berühmt geworden; Bernhard Romberg, Sohn Antons, als der erste jetzt lebende Virtuos auf dem Violoncell (geb. 1770); Andreas, Heinrichs Sohn, vorzüglich als Tonsetzer und Violinist. Beide theilten ihre Jugendschicksale; beide waren Mitglieder der trefflichen churcölnischen Hofcapelle in Bonn, als der Ausbruch der französischen Revolution sie nöthigte, mit ihrem Fürsten zu entfliehen. Beide gingen im October 1793 nach Hamburg, wo sie beim Orchester des Schröderschen Theaters angestellt wurden, und bis 1795 blieben. In diesem Jahre traten sie eine Kunstreise über Deutschland nach Italien an, von welcher sie im J. 1797 nach Hamburg zurückkamen. Sie trennten sich zuerst, als Bernhard 1799 Hamburg zum zweiten Mal verließ, und über England und Spanien nach Lissabon reis'te, und dann 1801 als Professor des Violoncells an dem Conservatorium zu Paris angestellt wurde. Von da kam er zwar 1803 wieder nach Hamburg zurück, nahm aber im J. 1805 eine Stelle in der königlichen Capelle zu Berlin an, wo er noch jetzt sich wesentlich aufhält. Ueberall ward des liebenswürdigen Bernhards geniale Leichtig-

keit auf dem Violoncell gepriesen, und eben sowohl die Fertigkeit seiner Hand, als der geschmack- und gefühlvolle Ausdruck des Künstlers bewundert, der keine Schwierigkeit scheut, aber auch keine sucht, und überall sein Instrument als ausgebildeter Meister mit der bewunderungswürdigsten Mannichfaltigkeit beherrscht. Uebrigens ist er auch Componist, und hat selbst mehreres mit seinem Vetter Andreas zusammen gearbeitet. Von seiner Composition sind mehrere Concerte, Quartetten und Duetten, und einige weniger berühmte Opern, Ulysses und Circe, Rittertreue 2c. bekannt, welche wenig Beifall gefunden haben. Andreas hat dagegen durch seine gründlich gearbeiteten Instrumentalstücke, besonders durch seine Simphonien, Quatuors und Quintetten, voll des reizendsten Melodienflusses und der interessantesten Modulation, das musikalische Publikum in Deutschland eben so, wie sein Vetter durch sein Violoncellspiel bezaubert. Am meisten nähert er sich hier dem großen Haydn. Weniger allgemeinen Beifall hat er als Gesangscomponist (namentlich durch die Composition Schillerscher Gedichte, z. B. der Glocke, der Macht des Gesangs 2c., mit Begleitung des Orchesters, und einiger Opern z. B. d. Ruinen von Palnucci) erhalten; hier hört man nur zu oft den Instrumentalcomponisten, und seine Declamation ist mitunter sehr fehlerhaft. Im Jahr 1809 übersandte ihm die Universität zu Kiel das Diplom eines Doctors der freien Künste, insbesondre der Musik, mit einem sehr schmeichelhaften Schreiben. Auch er hat sich auf mehreren Reisen als Violinspieler von der gediegensten Ausbildung bekannt gemacht, und ist kürzlich an Spohrs Stelle als Musikdirector nach Gotha gegangen. Außerdem ist aus jener Familie noch ein jüngerer Bruder Bernhards Anton (geb. 1777) als braver Virtuos auf dem Fagott bekannt. Er gehört der K. Wirtembergischen Capelle an, reiste im J. 1817 und ließ sich besonders in Berlin und Leipzig mit großem Beifall hören. Er hat eine treffliche Höhe und Gleichheit der Töne, Zartheit, Kraft, Sicherheit und große Fertigkeit.

Romelien, Rum-Ili, das ehemalige Thrazien, jetzt eine bedeutende Statthalterschaft des türkischen Reichs, der ein Beglerbeg (Fürst der Fürsten) vorsteht, welcher zu Sophia Hof hält. Romelien ist von hohen, schroffen Gebirgen (Hämus, Rhodope)) durchschnitten, und stößt an das schwarze Meer und den Archipelagus. Constantinopel liegt innerhalb des Bezirks von Romelien.

Römer ist die Benennung des Rathhauses der Stadt Frankfurt am Main. Der Name schreibt sich her von den ehemaligen Besitzern dieses Gebäudes, einer Familie Römer, die im Jahr 1405 das Gebäude an den Stadtmagistrat verkaufte, der es zum Rathhause einrichtete. Bedeutung erhielt in der Geschichte der Römer dadurch, daß, als noch des alten deutschen Reichs Verfassung bestand, in ihm die Conferenzen über die Wahl der deutschen Kaiser und Könige gehalten wurden, und der gekrönte Kaiser hier die Huldigung annahm, zu welchem Endzweck verschiedne eigends dazu eingerichtete Gemächer und Säle daselbst befindlich sind. (Die eigentliche feierliche Wahl am dazu festgesetzten Wahltage fand in der sogenannten Wahlcapelle in der St. Bartholomäuskirche Statt.) Hier waren auch die Brustbilder aller römischen Kaiser aufgestellt. In Fabers topographischer Beschreibung von Frankfurt am Main findet sich eine genaue Beschreibung des Römers; Göthe gibt in dem ersten Theile seiner Autobiographie eine dichterisch schöne Beschreibung dieses Gebäudes.

Römermonate, s. Reich (deutsches).

Römerzinszahl oder Indiction, s. Periode.

Römerzug, s. Reich (deutsches).

Romilly (Sir Samuel), einer der ausgezeichnetsten und größten Redner, der gründlichsten Kenner der brittischen Verfassung, so wie der uneigennützigsten Vertheidiger der Rechte und Freiheiten des Volks, dessen trauriges Ende im J. 1818 in ganz England und selbst im Auslande den größten Eindruck machte, war 1757 in London geboren und stammte aus einer französischen Familie ab, die sich in Folge des Edicts von Nantes in England angesiedelt hatte. Sir Samuel erhielt die sorgfältigste Erziehung und widmete sich der in England so ehrenvollen juristischen Laufbahn, in der er sich bis zu seinem Tode in einem solchen Grade auszeichnete, daß sein Einkommen in der spätern Zeit die Summe von 18,000 Pfund (über 100,000 Rthl.) betrug. Er war in seinem Privat-Leben insbesondre mit dem trefflichen Marquis von Landsdown, ehemaligem Lord Shelburne, enge verbunden, lernte auch in dessen Hause seine Gattin, die Tochter des Herrn Francis Garbett, kennen, die er in seinem 40sten Jahre heirathete, und kam durch ihn nach Pitts Tode in das Fox-Grenville'sche Ministerium. Bald nachher wurde er ins Haus der Gemeinen gewählt. Er zeichnete sich hier wie allenthalben aus und bey der berühmten Untersuchung gegen Lord Melville war er einer der Commissarien des Unterhauses und am Ende der Berichterstatter der Comité. In den Verhandlungen über den Sklavenhandel machte sich Sir Samuel vor allen andern Rednern bemerkbar. Nach Fox Tode verlor er seine Stelle im Ministerio und nun trat er auf die Seite der Opposition, deren vorzüglichster Führer er wurde. Bei der neuesten Parlamentswahl wurde er für Westminster gewählt, wodurch sein Ansehn noch höher stieg. Sir Samuel liebte seine Gattin auf das zärtlichste und ihre immer wachsende Kränklichkeit bewog ihn, sie nach der Insel Wight zu bringen, wo man sich eines bessern Climas erfreut. Hier aber starb sie. Sein Schmerz darüber war gränzenlos, und er machte Verfügungen, aus denen hervorgeht, daß er befürchtete, er werde seinem Schmerz unterliegen. Diese Besorgniß traf auch ein. Er kehrte nach London zurück, fiel in tiefe Schwermuth und in einem Augenblick, wo er unbeobachtet war, ergriff er ein Messer, und schnitt sich damit so gefährlich in die Gurgel, daß er nach wenigen Stunden seinen Geist aufgab (2. Nov. 1818).

Römische Curie ist die gemeinschaftliche Benennung der mit Handhabung der Gerechtsame und Oberaufsicht des Papstes über die catholische Christenheit beschäftigten Regierungsbehörden zu Rom. Das einträgliche Recht der Verleihung und Bestätigung geistlicher Aemter und Pfründen wird durch die Dataria verwaltet, welche die Bittschriften der Competenten annimmt, die Bescheide des Papstes abfaßt, und die Einkünfte des Papstes für Pallien, Spolien, Präbenden, Annaten u. s. w. beitreibt. Durch die Geschenke, Sporteln und Gebühren, welche das Heer der Officianten bei dieser Behörde ernähren müssen, gehen Millionen nach Rom, von denen ein Theil der apostolischen Kammer zufließt. Davon, daß der Cardinal-Prodatarius als Chef der Dataria auf die Verleihungs- und Confirmationsbullen das Datum schreibt, hat diese Behörde den Namen. Schwieriger und mannichfaltiger sind die Geschäfte der Rota, d. h. des Oberappellationstribunals, welches über alle die Rechtssachen und Händel erkennt, die nach dem canonischen Rechte vor den Gerichtshof des päpstlichen Stuhls gehören. (Vergl. Rota.) Einen sehr ausgebreiteten Einfluß hatte in gläubigern Zeiten das Amt des Cardi-

nal-Großpönitentiarius als Präsidenten der Pönitenzeria, welcher in Ansehung aller der Gewissensfälle, Gelübde, Büßungen, Fasten und verbotenen Verwandtschaftsgrade in Ehesachen absolvirt und dispensirt, bei denen der Papst sich das Recht der Absolution und Dispensation vorbehalten hat (daher Reservationen). Außer diesen Behörden, deren Wirkungskreis sich über die ganze catholische Christenheit erstreckt, gibt es zu Rom noch mehrere zunächst bloß mit der Regierung des Kirchenstaats beschäftigte Behörden, wie die Sagra consulta oder das peinliche Obergericht, in dem der Cardinal-Staatssecretär präsidirt; die Signatura di giustizia, ein für Civilsachen niedergesetztes Justizcollegium von zwölf stimmfähigen Prälaten, an dessen Spitze der Cardinal-Provditore oder Justizminister des Papstes steht und mit dem die Signatura di grazia concurrirt; die apostolische Kammer, in der zwölf Prälaten unter dem Vorsitze des Cardinalkämmerlings arbeiten, das Vermögen der Kirchen und die Domainen des Papstes verwalten und alle die Einkünfte einnehmen, welche der Papst als Landesherr und oberster Bischof des Kirchenstaats, wie auch von Kirchen und Ländereien, die außer diesem Staate unmittelbar unter ihm stehen, und Lehn von ihm nehmen, erhalten muß, beziehen; und eine Menge von Gouvernatoren, Präfecten, Procuratoren u. s. w., in deren Händen die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung sind. Die Ausfertigung der Bullen, Bescheide und Decrete, welche vom Papste unmittelbar oder von diesen Behörden erlassen werden, nur die Breven, welche der Cardinal-Secretär der Breven expedirt, ausgenommen, geschieht durch die päpstliche Kanzlei, deren Geschäfte unter dem Vicekanzler von 12 Referendaren, welche Abbreviatores heißen, und mehreren hundert Schreibern besorgt werden. Alle diese Stellen und Aemter werden von Clerikern verwaltet, und sind großentheils Pfründen, die der Papst um einen nach Verhältniß ihrer jährlichen Einkünfte bestimmten Preis förmlich verkauft. Bei dem Tode Sixtus V. gab es 4000 verkäufliche Aemter; diese Zahl ist aber späterhin herabgesetzt, und der damit getriebene Mißbrauch etwas eingeschränkt worden. Der oberste Staats- und Kirchenrath des Papstes ist das Collegium der Cardinäle, welche er, wenn es ihm gut dünkt, zusammenberuft, um sich mit ihnen über die innern und äußern Angelegenheiten seines Staats und der catholischen Kirche zu berathen. Die Sitzungen dieses höchsten Senats, unter dem alle übrigen Regierungsbehörden zu Rom stehen, werden Consistorien genannt, und sind von dreifacher Art. Geheimes Consistorium hält der Papst gewöhnlich in jedem Monate zwei Mal, nachdem er vorher jedem beisitzenden Cardinale Privataudienz gegeben hat. In diesen Sitzungen werden Bischöfe gewählt, Pallien verwilligt, kirchliche und politische Angelegenheiten von Wichtigkeit verhandelt, und über die Vorträge und Berichte der vom Consistorium delegirten Congregationen Beschlüsse gefaßt; auch gehen von hier die Selig- und Heiligsprechungen aus. Verschieden von den geheimen Consistorien sind die halb geheimen dadurch, daß ihre Verhandlungen hauptsächlich auswärtige Angelegenheiten betreffen, und zur Kenntniß der fremden Gesandten kommen. Die öffentlichen Consistorien dagegen werden selten gehalten, und sind nur Ceremonialversammlungen, in denen der Papst Gesandtschaften empfängt, und wichtige Beschlüsse, z. B. Canonisationen, Ordensstiftungen u. s. w., feierlich proclamiren läßt. In der Regel nehmen alle zu Rom residirenden Cardinäle an den Consistorien Theil, doch darf

keiner dabei erscheinen, den der Papst nicht jedesmal ausdrücklich dazu einladen läßt. Der Papst präsidirt bei diesen Sitzungen stets in eigner Person, und gegenwärtig sind allemal der Cardinal-Staatssecretär, welcher päpstlicher Minister des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten ist, und die Cardinal-Präsidenten der zur römischen Curie gehörigen Behörden. Gegenwärtig bestehen 22 Congregationen der Cardinäle zu Rom, 1. heil. römische und allgemeine Inquisition oder Santo officio. 2. Visita apostolica. 3. Consistoriale. 4. Vescovi-Regolari. 5. del Concilio (tridentino). 6. Residenza di Vescovi. 7. Immunita ecclesiastica. 8. Propaganda. 9. Indici (verbotene Bücher). 10. Sagri Riti (der heil. Gebräuche.) 11. Ceremoniale. 12. Disciplina regolare (Mönchsorden). 13. Indulgenze e sagre Reliquie. 14. Examen dei Vescovi. 15 Correzione dei libri della chiesa orientale. 16. Fabrica di S. Pietro (Erhaltung der Peterskirche). 17. Consulta. 18. Buongoverno. 19. Loreto. 20. Wasserbau und pontinische Sümpfe. 21. Economica. 22. Außerordentliche geistliche Angelegenheiten. Die wenigsten dieser Behörden sind vollständig besetzt, da jetzt nur gegen 30 Cardinäle sich wirklich in Rom aufhalten. E.

Römischer Kaiser, s. **Reich** (deutsches).

Römisch-catholiche Kirche heißt diejenige christliche Religionspartei, welche den Bischof von Rom als ihr sichtbares Oberhaupt anerkennt, zum Unterschiede vor der griechischen Kirche, die sich auch eine catholische, d. h. allgemeingeltende, nennt, aber keine Befehle vom Papste annimmt. An Ansehn und Umfang übertrifft die römisch-catholische Kirche, welche, Rußland und die Türkei ausgenommen, bis zur Reformation die allein herrschende in Europa war, noch jetzt alle übrigen. Sie hat mehr Bekenner als die protestantischen Kirchen zusammengenommen, und ihr beständiges Bemühen, sich auch auf Kosten der griechischen Kirche zu vergrößern, hat nach und nach beinahe zwei Millionen Anhänger des griechischen Ritus in Europa unter die geistliche Oberherrschaft des Papstes gebracht. Vergl. d. Art. **Unirte Griechen**. Nicht geringern Eifer verwendet sie, weil nach ihrem Lehrbegriffe außer ihrem Schooße kein Heil ist, auf die Bekehrung der Protestanten, welche die Hauptaufgabe der Jesuiten war. Doch hat der Geist unsrer Zeit diesem Zwecke des Papstthums so kräftig entgegengewirkt, daß nicht nur die Catholiken, welche in protestantischen Ländern leben, gelernt haben, sich der verhaßten Proselytenmacherei zu enthalten, sondern auch die freieren Ansichten der Protestanten von Religion und Kirchenthum das stille Bekenntniß unzähliger Catholiken geworden sind. Dies zeigt sich besonders in Deutschland, wo der Einfluß Josephs II., das Schwanken der Episcopalverhältnisse, die aufgeklärte Denkungsart einiger Erzbischöfe, und hauptsächlich der lebhaftere literärische Verkehr unter den Catholiken selbst eine Opposition gegen das römische Wesen gebildet hat, und in Frankreich, wo der Papismus durch die während der Revolution in Umlauf gekommenen politischen und religiösen Meinungen einen harten Stoß erhielt. Ueber die Lehre, Verfassung und Geschichte der römisch-catholischen Kirche ist das Nöthige in den Artikeln **Catholicismus** und **Papst** gesagt. E.

Römischer König, s. **Reich** (deutsches).

Römische Kunst, s. **Baukunst** (Geschichte der), **Bildhauerkunst** (Geschichte der), **Mahlerei** und **Musik** (Geschichte der)

Römische Literatur. Sie zerfällt in vier Epochen: 1. vom zweiten punischen Krieg bis auf Cicero; 2. von da an bis zum Tode Augustus, das sogenannte goldne Zeitalter, wiewohl schon einige frühere Autoren dazu gerechnet werden; 3. von da an bis zu Trajans Tode, das silberne Zeitalter; 4. von diesem Zeitpunkte an bis auf Roms Ueberwältigung durch die Gothen, das eherne Zeitalter. Wir umfassen zuerst die poetische Literatur der Römer, da die Poesie, wie in allen Sprachen, auch hier der Prosa voranging. Ursprünglich war die Poesie in Rom nicht einheimisch; sie war eine künstliche Pflanze, die größtentheils griechischen Mustern, späterhin auch der Rhetorik und der Schule ihr Daseyn verdankt. Die ersten Versuche in der Poesie waren die Atellanen (fabulae Atellanae), ursprünglich von den Oskern entlehnte Schauspiele, die bald in Possenspiele ausarteten, welche die jungen Römer nicht in die Hände der Schauspieler kommen ließen, sondern selbst aufführten. Sie hatten einige Aehnlichkeit mit den Satyrspielen der Griechen. Auch die folgenden Versuche waren mit wenigen Ausnahmen dramatisch. Livius Andronicus, ein gefangner Grieche aus Tarent, gab zuerst über 500 J. nach Roms Erbauung den Römern die Odyssee, und machte sie durch lateinische, aus dem Griechischen übersetzte oder nachgebildete Trauerspiele und Lustspiele mit dem dramatischen Reichthume der Griechen bekannt. Ihm folgten Nävius, der auch ein historisches Gedicht über den ersten punischen Krieg schrieb, die beiden Tragiker Pacuvius und Attius, vorzüglich aber Ennius, der erste epische Dichter und Gründer der römischen Poesie, den auch spätere Schriftsteller, besonders Cicero und Virgil, hochschätzten. Er schrieb römische Annalen in achtzehn Gesängen, ein episches Gedicht, Scipio, sechs Bücher Satiren oder Saturen, mehrere Lustspiele und Trauerspiele 2c., von denen, wie von den vorigen, bloße Fragmente vorhanden sind. Ein Zeitgenosse des Ennius war Plautus, von welchem wir noch einundzwanzig Stücke besitzen. Seine Stärke ist im Niedrigkomischen; er hat glücklichen Witz, Laune und echtkomische Sprache, dabei verschmäht er nicht die derbsten Späße. Dann Cäcilius, von welchem wir aus Titeln und Fragmenten fünfundvierzig Stücke kennen, und Terenz, ein glücklicher Nachahmer Menanders und Anderer, welcher sich durch Wahrheit und Feinheit des Dialogs, durch eine gebildete Sprache, so wie durch planmäßige Anordnung seiner griechischen Charaktergemälde auszeichnet. Diese drei Komiker nahmen die neuere Komödie der Griechen zum Muster (Comoediae palliatae). Dagegen brachte Afranius nebst wenigen Andern römische Sitten auf das Theater (Comoediae togatae). Bald nach ihm zeigte Lucilius, ein Nachbildner der ältern griechischen Komödie, ein großes Talent zur Satire, deren Schöpfer er unter den Römern ward. Wir sehen aus dem Gesagten, daß die Römer keine ausgezeichnete Schaubühne hatten, und daß ihre Dramen meistens Uebersetzungen oder Nachbildungen griechischer Werke waren. Die Mimen (komische Monodramen) des Laberius und Syrus kennen wir zu wenig, um ihnen einen bedeutenden Rang anzuweisen; doch werden sie gerühmt. Auch die spätern Tragiker aus dem Augusteischen Zeitalter, um diese sogleich hier in ihrer natürlichen Ordnung aufzuführen, ein Asinius Pollio, ein Varius mit seinem Thyestes, ein Ovid mit seiner Medea, werden zwar gepriesen; allein die Ursachen sind leicht zu errathen, warum man glauben muß, daß die Tragödie auf römischem Boden nie gedeihen konnte. Wir dürfen

nur an die im Triumph aufgeführten Könige, die dann im Kerker verschmachteten, an die Gladiatorenspiele und Thiergefechte denken. Bei einem Volke, das hieran Gefallen fand, konnte man nie Aristotelische Reinigung der Leidenschaften, das Ziel der attischen Tragödie, erwarten. Das einzige Probestück der tragischen Poesie aus einer spätern Zeit ist uns in den zehn Trauerspielen des Annäus Seneca aufbehalten, die man aber, wohl nicht mit Unrecht, mehrern Verfassern zuschreibt. Sie sind vielmehr monströse Declamationen, die, ohne alle innere Wahrheit, aus den Schulen der Rhetoren herstammen, und mit ihrem Bombast nur den gröbsten Sinn bestechen können. Lucrez, welcher unter den frühern Dichtern Roms eine ganz neue Bahn betrat, schuf nach dem Systeme des Epikur ein philosophisches Gedicht über die Natur der Dinge in sechs Büchern, welches er mit poetischen Farben reichlich geschmückt hat. Auch er ging von dem Geiste aus, den mehrere wissenschaftliche Gedichte der Griechen athmen. Er ist allerdings ein begeisterter Darsteller der Natur, nicht ohne Originalität, aber auch nicht ohne Härten und Dunkelheit. In einer andern Gattung zeigte sich Catull, nämlich im leichten Liede und in der Elegie, auch in Epigrammen. Er hat viel eigenthümliche Feinheit der Empfindung, auch glückt ihm der gefällige Scherz. Indessen nimmt er es, wie die meisten erotischen und satirischen Dichter der Alten, mit der Sittlichkeit des Ausdrucks nicht zu genau, welches im Geiste der damaligen Zeit und in der herrschenden Ansicht vom zweiten Geschlechte seine Erklärung findet. Weit reiner und sanfter erscheint Tibull, welchem wir mit Quintilian den ersten Rang unter den Elegikern zuerkennen möchten. Er behandelt die Liebe am wenigsten roh, und zeigt überhaupt wahres Gefühl, ohne gesuchte Kunst. — Mit dem Zeitalter des Augustus, welches nun beginnt, offenbart sich in der römischen Literatur ein neuer Geist, da die Freiheit der Republik gänzlich verschwunden war. Augustus selbst und Mäcenas unterstützten die dichterischen Talente. Der erste dieser begünstigten Dichter ist Virgil, welcher in seiner Aeneide ein eigentliches Nationalepos, die Landung des Aeneas und die Gründung seiner Herrschaft in Latium, aufgestellt hat. Wiewohl der Dichter sein eignes Werk selbst vernichten wollte, so ist doch sein Streben zum Großen nicht zu verkennen, indem er seinen Zeitgenossen eine neue Ilias nach einem hohen Vorbilde erschaffen wollte, die freilich nicht so erzwungen werden konnte. Dennoch zeigt er in seiner Darstellung vaterländisches Gefühl, gebildeten Kunstsinn und reine poetische Sprache. Weit gelungener in seiner Art ist das Gedicht vom Landbau (Georgica). Hier hat er in der Form eines Lehrgedichts und in einer vollendeten Sprache seine Ansichten und Gefühle vom Landleben niedergelegt, nachdem er in einem frühern Versuche der Eclogen oder Hirtengedichte dieselbe Liebe zur Natur und zum Landleben ausgesprochen hatte; wiewohl er dabei oft allegorisirt, indem er, sich von seinem Muster, dem Theokrit, entfernend, bisweilen selbst die Person eines Hirten annimmt. Wenn wir im Virgil den vorzüglichsten epischen und didactischen Dichter der Römer anerkennen, so erscheint Horaz als ein Liebling der lyrischen Muse, als ein Priester der Musen selbst, wiewohl man über den größern oder geringern Grad seiner poetischen Selbstständigkeit bei dem Verluste seiner griechischen Vorbilder nicht sicher genug urtheilen kann. Doch bewegt sich seine Ode oft ganz frei im Gebiete der Lebenskunst; dann drückt er die edelsten Empfindungen, wie es einem Römer ge-

ziemt, kraftvoll aus. In manchen Oden ist er ganz Patriot; andre seiner Lieder athmen die höchste Anmuth. Eben so achtungswerth zeigt sich dieser Dichter in der Satire, einer den Römern eigenthümlichen Gattung, welche überhaupt den Charakter ihrer Literatur zu bestimmen scheint. Auch in den meisten Epoden und Episteln stellt er mit spielender Heiterkeit und gewandter Virtuosität mehr das Ungereimte, als das Schändliche dar, wiewohl auch dieses aus seinen Lebensgemälden nicht ausgeschlossen ist. In das Augusteische Zeitalter fallen noch unter den Elegikern, die wir besitzen, Properz und Ovid. Als erster Priester der griechischen Elegie betritt Properz den heiligen Hain des Callimachus und Philetas, um in hellenischen Chören italische Orgien zu feiern; er läßt unter der verzehrenden Gluth der Sinnlichkeit doch eine gewisse ernste Hoheit hervorstrahlen, wenn er auch in Gedanken und Ausdruck nicht selten gezwungen ist. Dem Ovid läßt sich das fruchtbarste poetische Talent und die größte Leichtigkeit der Versification nicht absprechen; nur cokettirt er zu sehr mit seinem Ueberfluß, und wird oft in seinen elegischen Klagen unmännlich. Das eigenthümlichste seiner Gedichte sind die Fasti, oder die poetische Beschreibung der römischen Feste und ihres Ursprungs; das mißlungenste sind wohl seine einundzwanzig Heroiden. Ovid ist der Schöpfer dieser verrufenen Dichtungsart. Diese sogenannten Briefe haben zu viele Einförmigkeit, und sind zu sehr mit verliebten Klagen angefüllt, um Würde und innere Wahrheit zu haben; sie sind mehr als rhetorische Spiele zu betrachten. Ueber die übrigen Werke dieses Dichters, namentlich über seine Metamorphosen und erotischen Poesien s. d. Art. Ovid. Von den andern Dichtern, die dieser Zeit angehören, ist wenig zu sagen. Einige geschätzte Elegiker, wie Pedo Albinovanus, oder Cornelius Gallus, sind uns fast gänzlich verloren gegangen. Ein Gedicht über den Aetna, welches dem vom Quintilian gelobten Cornelius Severus beigelegt wird, hat wenig schöpferische Kraft, und die Lehrgedichte des Gratius Faliscus über die Jagd (Cynegeticon), so wie des Manilius über die Astronomie behaupten bei gelungenen Einzelnheiten einen größern Werth durch ihren Stoff, als durch ihre Form, die, wiewohl nicht zu ihrem Vortheil, an den Alexandrinismus der griechischen Poesie erinnert. Das dritte Zeitalter nach dem Tode des Augustus beginnt mit dem Phädrus, einem Nachahmer des Aesop, welcher mehr seiner Sprache, als seiner Erfindung und Behandlung wegen gelobt zu werden verdient. In dem dunkeln Persius zeigt sich schon der entartete Geist der römischen Poesie. Er sowohl, als der spätere Juvenalis sprechen ihren Unwillen über die Schlechtigkeit ihrer Zeit mit unverhaltenem Grimm aus, haben aber in so fern mehr moralischen als ästhetischen Werth. Wenn wir bei den Häuptern dieser spätern Poesie verweilen, bei dem Lucan, welcher durch die Besingung des Bürgerkriegs zwischen Cäsar und Pompejus zum historischen Heldengedicht zurückkehrte, oder bei dem schwülstigprunkenden Statius, welcher eine Thebaide und den Anfang einer Achilleide dichtete, um von den kleinern Gedichten zu schweigen, so finden wir einen durchgängigen Mangel an schöpferischer Phantasie und eine Kälte, die sich und uns vergebens mit rhetorischen Feuerwerken zu erwärmen sucht. Dabei war diesen Dichtern die eigentliche poetische Welt und selbst der Sinn für republikanische Freiheit längst untergegangen. Bei so überspannten Naturen, wie die Römer waren, konnten nur Dichter, wie Statius, oder der Epigrammatiker Martialis (welchem wir übrigens Witz und Reich-

thum der Erfindung nicht absprechen können) ihr Glück machen. Indessen bewährt Lucan bei allen Fehlern der Anlage und bei einer oft unwürdigen Schmeichelei bisweilen einen überraschenden Adel der Gesinnung, Kraft des Ausdrucks und glückliche Darstellung der Charaktere. Valerius Flaccus, welcher den Argonautenzug nach dem Vorbilde des Apollonius Rhodius besang, zeigt mehr ein Streben, durch Gelehrsamkeit zu glänzen, als Originalität und Frischheit des Colorits, und Silius Italicus, ein großer Verehrer Virgils, welcher den zweiten punischen Krieg zum heroischen Stoff wählte, gilt bloß als historischer Dichter. — Mit der vierten Periode zeigte sich der Verfall der römischen Poesie immer mehr. Die vierundzwanzig Fabeln des Avienus oder Avianus sind in einem harten geschraubten Style; dagegen zeichnen sich das Gedicht des Nemesian über die Jagd, und die sieben Eclogen des Calpurn wenigstens durch ziemliche Reinheit und Leichtigkeit der Sprache aus. Auson macht in seinen Epigrammen und sogenannten Idyllen, besonders in seinem Gedichte auf die Mosel, gleichsam die Gränzscheide zwischen der alten und neuen Welt; nur Claudian erscheint in dieser ehernen Zeit fast wie ein Wunder. Wenn er auch von rhetorischen und epigrammatischen Auswüchsen, von der Sucht, durch Gelehrsamkeit zu schimmern, nicht frei ist, so steht er doch über seiner Zeit und neigt sich oft zu einem blühenden Kunststyl. Seine Gedichte haben zum Theil gelegentliche Veranlassungen; andre sind kleine Epopöien, unter denen der Raub der Proserpina und eine Gigantomachie, beide unvollendet, hervorragen. Auch zwei größere satirische Gedichte, 47 Epigramme und andre kleine Gedichte zeichnen ihn unter der Menge vortheilhaft aus. Wir schließen diese Reihe mit dem Rutilius Rumatianus, welcher seine Seereise nach Gallien in elegischem Versmaße nicht ganz verdienstlos besungen hat, und mit zwei christlichen Dichtern, dem Prudentius und Sedulius, in welchen wir fast nur moderne Klänge und die ersten Keime der Kirchengesänge finden. — In der prosaischen Literatur der Römer, die im Ganzen noch höher zu setzen ist als die poetische, möchten die Beredsamkeit, die Geschichte, die Philosophie und die Rechtsgelehrsamkeit die Hauptfächer seyn, in welchen sie sich ausgezeichnet haben. Nachdem die Römer als Eroberer in die griechische Welt eingetreten waren, nachdem sie den Wissenschaften überhaupt mehr Schutz gewährten und sich besonders von der politischen Wichtigkeit der Redekunst überzeugt hatten, wurden die Griechen, als Lehrer der Beredsamkeit (Rhetoren), als Lehrer der griechischen Sprache und Literatur überhaupt (Grammatiker) den Siegern unentbehrlich, wiewohl sie zwei Mal in dieser Periode aus Rom verbannt wurden. Bald aber kehrte man zu ihnen zurück; man verband die theoretische Anweisung mit frühen Vorübungen oder Declamationen, um sich auf öffentliche Reden vorzubereiten, da die gerichtliche Beredsamkeit immer der Brennpunkt bei den freien Römern blieb. Von ihren Rednern kennen wir Viele bloß dem Namen und dem Ruhme nach, welchen ihnen andre Schriftsteller ertheilen. Dahin gehören Cornelius Cethegus, Tiberius Gracchus, Cotta, Sulpicius, besonders aber Licinius Crassus, Antonius, Hortensius und Cäsar selbst. Das vorzüglichste Verdienst aber als Redner erwarb sich Cicero, von welchem wir nicht allein in neunundfunfzig noch vorhandenen Reden die schönsten Muster der Beredsamkeit besitzen, sondern welcher auch in gediegenen rhetorischen Werken als Leh-

ter auftrat, und überhaupt an der Gründung der prosaischen Literatur der Römer den entschiedensten Antheil hatte. Im Zeitalter des Augustus, nach dem Tode des letzten Verfechters der römischen Freiheit, mußte freilich die freie Beredsamkeit verstummen; doch waren auch die Werke dieser und der spätern Periode von jenem alten Geiste mehr oder minder durchdrungen. Als den letzten Hauch der römischen Beredsamkeit kann man die Lobrede auf den Trajan vom jüngern Plinius annehmen, welcher sich auch als gerichtlicher Redner zu Rom Ansehn erwarb. Die Schwäche der nun ganz daniedersinkenden Rednerkunst kann man am besten aus Fronto und manchen dem Plinius nachgeahmten panegyrischen Versuchen späterer Redner, namentlich des Claudius Mamertinus, des Eumenius, Nazarius und des Pacatus Drepanius beurtheilen. Noch ist Quintilian, ein Zeitgenosse jenes Plinius, als die letzte Stütze rednerischer Bildung, theils durch Unterricht, theils durch eignes Beispiel, zu nennen. Wir haben noch unter seinem Namen 19 größere und 145 kleinere Declamationen oder Uebungsreden. Größer aber ist sein Verdienst als Rhetor und Grammatiker. In seinen 12 Büchern de institutione oratoria verbindet er mit geschmackvoller gründlicher Anweisung zugleich die Anführung und Charakterisirung der besten Muster. Früher schon im blühendsten Zeitalter der römischen Literatur hatten, nächst dem Cicero, Cäsar und Terentius Varro durch ihre grammatischen Schriften mitgewirkt, eine wissenschaftliche Kenntniß der Sprache zu begründen, und ihr dadurch eine feste Gestalt zu geben. Varro, der gelehrteste Sprach- und Alterthumsforscher seiner Zeit, schrieb ein Werk über die lateinische Sprache, welches ursprünglich aus 24 Büchern bestand, von welchen aber nur noch sechs vollständig übrig sind. In rhetorischer Hinsicht sind noch die bürgerlichen Rechtshändel (Controversiae) und die Empfehlungsreden (Suasoriae) des Marcus Seneca zu nennen, vorzüglich aber ein schätzbarer Dialog über die Ursachen der gesunkenen Beredsamkeit, welcher von den Meisten dem Quintilian zugeschrieben wird. Spätere Grammatiker, d. h. Lehrer der Sprachkunst und der Literatur überhaupt, von den Zeiten der Antonine an sind Aulus Gellius, Censorinus, Nonius Marcellus, Pomponius Festus, Macrobius, Donatus, Priscianus, Diomedes und Charisius, die theils durch grammatische Belehrungen, theils durch Commentare über ältere Autoren und durch Erhaltung schätzbarer Fragmente aus denselben für den Gelehrten sehr wichtig sind. Mit der Literatur der römischen Sprache und Beredsamkeit läßt sich füglich die Literatur ihrer Geschichtschreibung verbinden, weil sich diese mit ihr und durch sie ausgebildet hat. Die ersten historischen Schriften waren bloß trockene Verzeichnisse wichtiger Vorfälle, welche durch die Annalen der Oberpriester (Pontifices Maximi) auf einer Tafel in ihrer Wohnung, und durch Verzeichnisse der Consuln nebst den merkwürdigen Vorfällen im Tempel der Moneta (libri lintei) aufbewahrt wurden. Fabius Pictor, Albinus Posthumius, der ältere Cato, Cölius Fannius, Valerius aus Antium und einige Andre, waren die ersten Geschichtschreiber der Römer, jedoch ohne alle historische Kunst. Erst in der herrlichsten Zeit Roms traten einige große Meister auf. Wer kennt nicht die Lebendigkeit, die schöne Einfachheit, die ganz zweckmäßige Schreibart des Julius Cäsar? Besonders merkwürdig erscheint er in den Nachrichten über den von ihm selbst geführten gallischen und bürgerlichen Krieg. In Sallusts Sprache findet man freilich hier und da

etwas Gezwungenes; indessen hat er eine große Sorgfalt auf die Erzählungen und auf die Schilderung der Charaktere verwendet, und zeigt überall Gedankenreichthum und tiefe Beurtheilungskraft, so daß er nicht zu seinem Nachtheile mit seinem Vorbilde, dem Thucydides, verglichen werden darf. Livius ist, wenn wir die verloren gegangene Universalgeschichte des Trogus Pompejus ausnehmen, der Historiker vom größten Umfang unter den Römern, und verdient in der Erzählung und rednerischen Form (lactea ubertas) vollkommen genannt zu werden, wiewohl ihm Asinius Pollio nach dem Quintilian eine gewisse Patavinität (das Fremdartige seiner Vaterstadt) vorwarf. Seine Geschichte ging von der Ankunft des Aeneas in Italien bis auf das J. 744 nach Roms Erbauung, von welcher aber verhältnißmäßig nur wenige Bücher noch übrig sind. Diesen drei Mustern der Geschichtschreibung zunächst steht mit seinen Biographien vorzüglicher Feldherren Cornelius Nepos, wenigstens durch die Reinheit des Ausdrucks. Es ist zu beklagen, daß ein geschichtliches Hauptwerk von ihm untergegangen ist. — Unter dem Drucke des Despotismus entartete jetzt selbst die Geschichte, die von den Römern so wohl angebaut war; dieß zeigt die geschraubte declamatorische Sprache des Vellejus, von dem wir einen kurzen Abriß der römischen Geschichte haben, in welchem er sich die niedrigsten Schmeicheleien erlaubt hat. Noch mehr zu tadeln ist Florus. Auch er brachte die römische Geschichte in einen Auszug; doch verirrte sich sein schwülstiger Styl oft zu weit über die Gränzen der Prosa, der unwürdigen Schmeichelei nicht zu gedenken. Valerius Maximus ist in seinen Erzählungen von denkwürdigen Männern mehr Compilator und Anekdotensammler; Sueton beschränkte sich bei seinen übrigen grammatischen und rhetorischen Arbeiten auf bloße Biographien der Kaiser, die übrigens durch innern Gehalt anziehend sind. Ueber diese verdorbene Zeit erhob sich Tacitus durch echtrömische Gesinnung, durch Geistestiefe, und durch jene Kraft des Ausdrucks, welche oft nachgeahmt, aber selten erreicht worden ist. Man kann mit Recht sagen, daß in ihm der Dichter, der Philosoph und der Geschichtschreiber vereinigt erscheinen. Nach dem Trajan verschwinden die bedeutenden Schriftsteller, da die griechische Literatur wieder ihre Rechte behauptete, und die römische Geschichte selbst von mehrern Griechen bearbeitet ward. Justin trägt vielleicht die Schuld, daß wir durch seinen Auszug die allgemeine Geschichte des Trogus Pompejus in 44 Büchern verloren haben. Die Unkunde der römischen Geschichte selbst war bei den Imperatoren so weit gekommen, daß Eutrop nach dem Befehl des Kaisers Valens einen kurzen Abriß der römischen Geschichte entwerfen mußte. Vom Aurelius Victor ist wenig zu sagen, und so dürfen wir den Verlust seines Hauptwerks vom Ursprunge des römischen Volks, welches nur bis auf das erste Jahr nach Roms Erbauung geht, nicht zu sehr bedauern. Weit höher steht Ammianus Marcellinus, welcher, freilich in einer barbarischen Schreibart, dem Forscher oft reizende Aussichten öffnet und durch gesundes Urtheil, so wie durch Mannichfaltigkeit des Stoffs, den Leser ergötzt. Desto weniger Lob verdienen die sechs sogenannten Schriftsteller der Kaisergeschichte (Scriptores historiae Augustae), der Spartianus, Capitolinus, Trebellius, Vopiscus, Gallicanus und Lampridius. — Wenn wir oben sagten, daß sich die Römer auch in der Philosophie ausgezeichnet hätten, so ist dieses Lob dahin einzu-

schränken, daß sie die von den Griechen gemachten Erfindungen zum Theil in einer populären Sprache verbreiteten, und daß die angesehensten Staatsmänner in der blühendsten Periode Roms Freunde und Verehrer der Philosophie waren. Unter den ältern Römern müssen auch in dieser Hinsicht besonders Lälius, der jüngere afrikanische Scipio und Lucullus rühmlich erwähnt werden. — Von der erhabenen Begeisterung des Lucrez, wiewohl er einem feindseligen System huldigte, von der Lebensphilosophie des Horaz, welcher übrigens den Epicurismus eine tolle Weisheit nannte, ist bereits an seinem Orte gesprochen worden; allein durch die Einführung der höhern sittlichen Philosophie der Griechen hat sich Cicero auch hier ein unsterbliches Verdienst um die Bildung seines Volks erworben. Er verlor sich zwar nicht in den labyrinthischen Gängen der Speculation, aber er kehrte zu ihr im Glück und Unglück stets zurück, und stellte sie in seiner classischen Sprache dar. Ursprünglich ein Platoniker, ging er doch oft zur Sittenlehre der Stoiker über, oder, wo ihm der zu strenge Ernst derselben mißfiel, zum Aristoteles. Nur Epikur mit seinem System war ihm zuwider, da er dessen Nachtheile für den Menschen, besonders für den Staatsbürger, vollkommen einsah. Zugleich findet man in seinen Werken viel Lehrreiches über die Geschichte der alten Philosophie, z. B. in seinen tusculanischen Untersuchungen. Die Philosophie, wiewohl bisweilen selbst von den Kaisern wie früher vom ältern Cato verfolgt, fand stets ihre Liebhaber in Rom, und fast jede ihrer Schulen zählte Anhänger daselbst; allein sie trat mehr in der mündlichen Unterhaltung, in der Schule und im Leben selbst, als in Schriften hervor. Früher hatte die ältere Academie und die Schule des Epikur die meisten Freunde gehabt; späterhin flüchteten die unterdrückten Geister zur Stoa, die mit ihren pomphaften Sentenzen selbst auf einige Dichter einwirkte, z. B. auf den Lucan. Der Philosoph Annäus Seneca aus dem Zeitalter des Nero, von welchem wir, außer andern Werken, zwölf philosophische Schriften besitzen, gefiel sich vor Allen in künstlich zugespitzten Sätzen und in blendenden Antithesen; doch finden sich bei ihm auch viele vortreffliche und schön ausgesprochene Gedanken. Aus der vierten Periode der römischen Literatur ist nur Apulejus zu nennen. Die bekannteste seiner Schriften ist seine Erzählung vom goldenen Esel. Er war Platoniker, und selbst in dem lieblich erzählten Mährchen von der Psyche finden wir einen Wiederschein Platonischer Ideen. — Der Briefstyl steht mit der Beredsamkeit in Verbindung, und so enthält die römische Literatur allerdings auch einige Sammlungen musterhafter Briefe. Die Briefe des Cicero, deren Zahl an das Ungeheure gränzt, sind größtentheils über wirkliche Vorfälle an die größten Männer der damaligen Zeit geschrieben, mit aller Reinheit und Eleganz, jedoch ohne Künstelei. Sie enthalten zuverlässige Materialien zur Geschichte seiner Zeit, und sind gleichsam die letzten Denkmale der Republik. Die Briefe des jüngern Plinius sind mit derselben Feinheit und Eleganz geschrieben, sie machen uns ein liebenswürdiges Bild von dem Verfasser. Doch sind sie fast zu elegant und scheinen weniger einer wirklichen Veranlassung, als einer gewissen Autoreitelkeit ihr Daseyn zu verdanken. Die 124 Briefe des Annäus Seneca an den Lucilius beziehen sich größtentheils auf die stoische Philosophie; sie sind mehr ihres Stoffs als ihrer Form wegen merkwürdig, welche die bekannten Fehler seiner Schreibart nicht verläugnet. Noch sind die

Briefe des Symmachus aus dem Ende des vierten Jahrhunderts und die des noch spätern Sidonius Apollinaris, der auch als Dichter nicht unbekannt ist, zu nennen. In den ersten erkennt man einen nicht unglücklichen Nachahmer des jüngern Plinius; die letzten dagegen tragen die Schuld ihres Zeitalters, wiewohl sie durch ihren Inhalt interessiren. — Mit den Dichtern berühren sich die mythologischen Schriftsteller der Römer. Der römische Götterdienst war dem griechischen zwar einigermaßen verwandt, aber keineswegs so völlig einerlei damit, wie Manche annehmen; aber die heroische Mythologie der Griechen war durch die Dichter in Rom eingeführt worden, und knüpfte sich durch nichts an die nationalen Erinnerungen an. So schöpften auch die römischen Mythographen meistens aus griechischen Quellen, und haben daher wenig Eigenthümlichkeit. Den einheimischen Götterdienst der Römer lernt man besser und vollständiger aus ihren antiquarischen und historischen Schriftstellern kennen. Hygin, dessen Zeitalter nicht sicher bestimmt werden kann, hat uns eine Sammlung von 277 mythologischen Erzählungen gegeben, die nicht unwahrscheinlich für Skizzen alter Trauerspiele gehalten werden. Ein Astronomikon Poetikon desselben Schriftstellers erläutert die dichterischen Sternbilder. Eben so ungewiß ist das Zeitalter des Fulgentius, von welchem wir drei Bücher mythologischer Fabeln haben. Und so wäre denn auch dieser Kreis geschlossen, wenn wir etwa den Albericus Philosophus und den Lactantius Placidus aus einem sehr späten Zeitalter hinzusetzen, welcher einen Auszug aus Ovids Metamorphosen geliefert hat. Am schicklichsten läßt sich hier noch Petron, ein Zeitgenosse des Nero, anführen, weil auch er durch sein Satyrikon, in welchem er das Sittenverderbniß seines Zeitalters mit Witz und Lebendigkeit darstellt, und durch eigene eingewebte poetische Versuche mit den Dichtern zusammenhängt. — Auch als Mathematiker, Geographen, Aerzte und Oekonomen empfahlen sich die Griechen den Römern. In der Mathematik hatten sie zu einer wissenschaftlichen Erdmessung und Sternkunde den Grund gelegt, und die Medicin gab ihrem Erfindungsgeiste einen weiten Spielraum. In allen diesen Gattungen, wenn man die ökonomischen Kenntnisse ausnimmt, erwarben sich die Römer kein eigenthümliches Verdienst. Unter den mathematischen Schriftstellern ist Vitruv der Zeit wie dem Werthe nach der Erste. Er war selbst Architekt, und so ist sein Werk über die Baukunst noch immer sehr schätzbar. Frontin behandelte die Wasserleitungen, Vegetius das Kriegswesen (da die Anwendung der Mathematik auf die Kriegskunst bei den Römern besonders Beifall finden mußte) und nach ihm schrieb Firmicus Maternus eine Mathesis in acht Büchern, die aber eigentlich Astrologie ist, wie ein Werk des Julius Obsequens über die Wunderzeichen. — Als Geographen sind Pomponius Mela und Vibius Sequester zu nennen. Der letzte lieferte ein nicht uninteressantes Namenverzeichniß der Flüsse, Seen, Berge, Wälder ꝛc. Auch Tacitus, der Beschreiber des alten Germaniens, bleibt hier Tacitus. — Die Aerzte wurden erst seit dem Cäsar und Augustus bei den Römern geachtet. Die acht Bücher des Celsus von der Medicin, welche nur den Theil einer großen Encyclopädie ausmachen, sind ihres Inhalts und ihrer Schreibart wegen sehr bedeutend. Aemilius Macer und Aulus Apulejus (von dem vorigen verschieden) schrieben über die Kräfte der Kräuter. Vom Scribonius Largus und Marcellus Empiricus besitzen wir unbedeutende

Schriften über die Arzneimittel, und vom Serenus Sammoniacus, einem Günstlinge des Kaisers Severus, sogar ein medicinisches Gedicht. — Mehrere ökonomische Werke der Römer sind uns verloren gegangen. Unter dem Namen des ältern Cato besitzen wir ein Werk vom Ackerbau. Wichtiger sind die drei Bücher des gelehrten Varro über die Landwirthschaft, die überhaupt viel Belehrendes enthalten. Auch die Werke des Columella und Palladius über die Landwirthschaft, die zum Theil eine dichterische Einkleidung gewählt haben, sind mit Ruhm zu nennen. Der berüchtigte Schwelger Apicius, welchem man ein schlechtgeschriebenes Werk über die Kochkunst beilegt, findet hier wohl am schicklichsten seinen Platz. — Noch sind einige Schriftsteller übrig, die man, wie jenen Varro, Polyhistoren nennen möchte. Außer dem Celsus schrieb der ältere Plinius eine Naturgeschichte, in welcher er zugleich die Kosmographie und Geographie, die Medicin und Kunst mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit, doch in gezwungener Schreibart, behandelt. Er hat uns an einem Beispiele gezeigt, was die Römer mit ihren unermeßlichen Hülfsmitteln für die Erweiterung menschlicher Kenntnisse hätten leisten können. Einen Auszug daraus machte Solinus. Endlich schrieb Marcianus Capella im 5ten Jahrhundert in einer barbarischen Sprache eine Art von Encyclopädie in neun Büchern unter dem Titel Satirikon (wegen ihres gemischten Inhalts), in welcher er mehrere Wissenschaften mit ihren vornehmsten Lehrsätzen behandelt. — Bei einer Uebersicht der römischen Literatur finden wir, daß die eigentliche Blüthe derselben nur kurz gedauert, nämlich vom Cicero an bis auf den Tod des Trajan, daß die Prosa eine höhere Stufe erreicht hat, als die Poesie, in welcher der Erfolg nach den Gattungen verschieden war, und daß bei allem Guten, was man von römischer Kunst und Wissenschaft sagen muß, die Griechen den Römern an Zahl sowohl als an innerer Vollendung überlegen sind. Vielleicht hätte ihre Literatur, wenigstens die Poesie, einen höhern Schwung genommen, wenn sie weniger Nachahmer gewesen und mehr in der ursprünglichen Idee von Rom einheimisch geblieben wären. Nur in der Rechtsgelehrsamkeit behauptet die römische Literatur zu ihrem Ruhme einen ganz eigenthümlichen Charakter, welcher sich auch bis in die spätesten Zeiten erhalten und sich allen gebildeten Nationen der modernen Welt mitgetheilt hat. Doch dieser Theil der römischen Literatur bleibt billig einem eignen Artikel vorbehalten. bb.

Römisches Recht. Bei der neuen Schöpfung germanischer Staaten wird den Regenten derselben gewiß das heilige Bestreben inwohnen, ein der Menschheit würdiges bürgerliches Recht zu schaffen. Ein solches kann bloß aus einer Amalgamation reiner practischer Vernunft mit Sätzen der Erfahrung hervorgehen. Die Stimme der erstern reicht so weit als es möglich ist, das Coexistenzialverhältniß mit Nothwendigkeit zu begründen; hier kann bloß deutsche Weisheit benutzt werden, denn keiner andern Nation ist es gelungen, die Synthesis des Vernunftrechtlichen so rein zu construiren, als den Philosophen Germaniens. Die hieran zu passende Erfahrungskenntniß hingegen besteht größtentheils in psychologischen Wahrnehmungen über die Handlungsweisen der Menschen, und findet sich in den Rechten des colossalen Römerreichs musterhaft logisch ausgebildet vor. Daher ist das Gesetzbuch von dieser Seite durch die Vorarbeiten der Römer zu ergänzen. Nicht also bloß für den Geschichtsforscher und practischen Juristen, sondern auch für

den Gesetzgeber, wiewohl für jeden nach seinem Berufe, muß das römische Recht ein hochwichtiger Gegenstand seyn. 1) Der Geschichtsforscher durchgeht die weite Zeit des Römerreichs, er zeigt, wie das Recht unter den Königen, in der Republik und unter den Kaisern beschaffen war; jede Periode hat für ihn gleiches Interesse. a) Unter den Königen zeichnet sich der Nationalcharakter der Römer durch Steifheit und Strenge aus, das Land derselben war eigentlich eine einzige Stadt, der rechtliche Zustand höchst particulär. Die Könige sprachen dem Volke das Recht, und ihre Aussprüche hatten Gesetzeskraft. b) Mit dem Beginnen der freien Republik änderte sich diese Lage der Dinge. An die Stelle der Könige traten Consuln, aus dem Gebiete der Stadt ward ein Orbis romanus, und aus dem rohen Volk ein verfeinertes, verderbtes. Das Privatrecht der Römer erhielt hier sein Fundament durch die zwölf Tafeln, an welche sich das durch die Edicte der Prätoren und die Theorien der Juristen begründete Gewohnheitsrecht anschloß. Die Comitialgesetze hingegen betrafen immer mehr das öffentliche Recht, und von den Zeiten des Tiberius gingen nur wenig Senatsschlüsse das Privatrecht an. c) Als im Römerreiche, zur Zeit, wo die Cultur den höchsten Gipfel erreicht, unter dem Namen eines Augustus oder Cäsar Monarchen auf lebenslang auftraten, da bildete sich in den Constitutionen allmählig eine neue Rechtsquelle aus. Vorzüglich zeichnen sich die erstern Jahrhunderte der kaiserlichen Regierung durch die reiche Ausbeute der Juristen aus, welche nunmehr den kräftigen Stoff des Rechts immer mehr und mehr wissenschaftlich zu verarbeiten anfingen; dahingegen man in den letzten Jahrhunderten sich mehr bemühte, die so fast bis über das Maß menschlicher Fassung angeschwollene Jurisprudenz zu fixiren. Der erste Versuch der Art geschah durch das Citirgesetz Valentinians III., worin bestimmt war, welche Schriften der ältern Juristen unter der großen Menge derselben in den Gerichten citirt und zur Entscheidung der vorkommenden Rechtsfälle den Gesetzen gleich gebraucht werden sollten. Ein zweiter bestand in Sammlungen von Constitutionen nach Gestalt eines Codex. Ein dritter waren zwei im sechsten Jahrhunderte nach Christus fast zu gleicher Zeit veranstaltete Compilationen des practischen römischen Rechts, die erste die der Westgothen in Toulouse (breviarium Alarici), die zweite die der Griechen in Neu-Rom oder Constantinopel unter Justinian I. Die Geschichte des römischen Rechts haben geschrieben J. A. Bach (Hist. jurisprudentiae romanae, ed. Stockmann Lpz. 1796 8.) und Hugo (Lehrbuch der Gesch. des röm. Rechts 2. Aufl. Berl. 1799. 8.). 2) Den practischen Juristen interessirt zunächst die Compilation Justinians, welche man gewöhnlich unter dem Ausdrucke römisches Recht im engern Sinne versteht, und die im dreizehnten Jahrhundert die Benennung Corpus juris civilis erhielt. (S. die Art. Civilrecht und Corpus juris.) Bei der Wiedereroberung Italiens hatte Justinian jene Sammlungen dahin geschickt, und sie durch ein Edict sowohl in den Gerichtsbrauch als in die Hörsäle der Rechtsschule zu Alt-Rom eingeführt, wo sich solche unter der Herrschaft der Longobarden und der fränkischen Könige erhielten. Als endlich im zwölften Jahrhundert die Wissenschaften in Italien wieder aufzublühen begannen, erwachte auch die Liebe für diesen Zweig alter Weisheit. Talentvolle Männer, von ihren Erläuterungen zu dunkeln Stellen Glossatoren genannt, trugen dieses Recht auf den neu gestifteten Universitäten vor und

fand, indem sie die practische Seite desselben herauszuheben wußten, viele Zuhörer, worunter auch Deutsche waren, welche, in ihr Vaterland zurückgekehrt, viel mit dazu beitrugen, daß dieses in Theilen daselbst schon bekannte Recht von den Schöffen in ihren Weisungen immer mehr und mehr benutzt wurde, bis endlich Kaiser und Reich 1495 bei Errichtung des Reichskammergerichts allen Beisitzern die Beobachtung des römischen Rechts zur Pflicht machten. 3) Der Gesetzgeber endlich, welchen das wirklich Geltende nicht binden darf, spürt in dem Schacht des römischen Rechts bloß dem Edlen und Echten nach. Wird dieser daher die neuesten in den Justinianischen Rechtssammlungen enthaltenen Verordnungen der christlichen Kaiser, als etwa die Zeitbestimmungen oder sonstigen mehrmals geänderten Schranken für Usucapion und Verjährung von Klagen und Einreden, die willkürlichen Zinsgränzen, über welche Justinian selbst zum Theil nicht mit sich einig werden konnte, die nicht gleichförmigen Festsetzungen über Emphyteuse, die mancherlei, oft mit so ausgesponnener Ruhmredigkeit angekündigten Privilegien der Bürger, des Fiscus und einiger Testamente, die neuertheilten Pfandrechte beim Concurse, die Justinianische Ordnung bei der gesetzlichen Erbfolge, die neuen Aftererbeseinsetzungen, die Verfällungen der Erbschaft auf Erben, die allgemeinen Eide der Gefährde, die Anstandsverträge, die Klage wegen Verletzung über die Hälfte, und manches andere diesen ähnliche seinem Werke einverleiben? gewiß nicht. Wohl aber wird er die Lehren vom Eigenthume, von den Dienstrechten, die Lehren von der Auslegung der Verträge, der Testamente, der Servituten, der Rechtssprüche, so wie von den Bedingungen und andern Nebenbestimmungen der Verträge und Testamente, die Lehre von der Ausübung der Rechte, vorzüglich des Eigenthums und der Dienstrechte oder vom Besitze u. s. w. mit wenigen Abweichungen zu dem Seinigen machen können. Denn auf diese hat eben so wenig gesetzgeberische Willkür als besondere politische oder sittliche Verfassung Einfluß gehabt. In ihnen weht der freimüthige Geist der Geschlechter eines Cato, Scipio, Cicero, Julius Cäsar u. A.; ein Geist, den sich die hierarchisch-feudalisch beherrschten deutschen Stämme nicht haben geben können. Nur dem Römer gelang es, von der heiligen Sphäre des Eigenthums die nachtwandelnde Polizei zu entfernen, die Freiheit des Handels und Wandels aufrecht zu erhalten. Hiermit sind die wilden Zweige, welche sich aus der Zeit der Barbarei in den deutschen Rechten fortgepflanzt haben, unvereinbar. Die deutschen Fürsten wissen dies. Schon ist durch den wiener Vertrag vom 8ten Juni 1815 die Nachsteuer durch ganz Deutschland aufgehoben. Andere Auswüchse wird die Bundesversammlung und die fortschreitende Gesetzgebung der einzelnen deutschen Länder vernichten. **Ce.**

Römische Schule, s. **Italienische Kunst.**

Römische Sprache. Die **altlateinische** und **römische** Sprache sind verschieden. Aus der ersten, deren Spuren man noch in den Gesetzen der zwölf Tafeln findet, und die bald so veraltet war, daß man zu Cicero's Zeiten die Gesänge der Salier (Priester des Mars) nicht mehr verstand, bildete sich nach der Einführung der zwölf Tafelgesetze, nicht ohne Einfluß der griechischen Sprache, die **römische**. In Rücksicht ihrer Mundarten theilte sie sich in den **sermo urbanus**, **rusticus** und **peregrinus**. Die erste Mundart war in Rom selbst, die zweite auf dem Lande, die dritte in den

Provinzen gewöhnlich. Wenn wir noch die Origines des ältern Cato besäßen, würden wir über die ältesten Bewohner Italiens, also auch über die Entstehung der lateinischen Muttersprache mit Gewißheit entscheiden können. Jetzt ergibt sich aus den zerstreuten Nachrichten der Alten nur so viel, daß die Oenotrer, die arkadischen, oder vielmehr pelasgischen Ursprungs gewesen seyn sollen, die Ausoner (unter diesen die Osker und Volsker), die Sabeller oder Sabiner, die Tyrrhener (Tusker, Hetrusker), von denen die Zeichendeuterei und das Priesterthum bei den Römern ausging, endlich die Umbrer als Hauptvölker Italiens anzunehmen sind, denen sich die alten Lateiner oder die sogenannten Aboriginer anschließen. Mit diesen verbanden sich die Trojaner unter dem Aeneas, deren Zahl aber zu unbedeutend war um einen entschiedenen Einfluß auf die lateinische Sprache zu gewinnen, wiewohl die Herrschaft an die Fremden kam. Wichtiger sind in dieser Hinsicht die griechischen Colonien von Achäern, Lokrern und Doriern, die im mittlern und untern Italien wohnten, und ihre Bildung, selbst den bürgerlichen Gebrauch ihrer Sprache, über ihre Gränzen hinaus in Italien verbreiteten. Nothwendig mußte Vieles davon in die lateinische Sprache übergehn. Außer der altlateinischen Sprache findet man das Etruskische, das Oskische und Volskische erwähnt, welches wohl nur verschiedne Dialecte gewesen seyn mögen. Das Oskische erhielt sich später noch in den sogenannten Atellanen. — Mit der Eroberung von Süditalien und Sicilien, von Macedonien und Achaja mußte die griechische Sprache den Römern immer bekannter, und so der Einfluß der griechischen Sprache auf die Bildung der römischen noch bedeutender werden. Auch finden wir in der Ableitung vieler Wörter sowohl, als in der Wortfügung dieser Sprache häufige Spuren griechischer Abkunft, und gerade die ältesten römischen Autoren, z. B. Plautus, Terenz, Lucrez, selbst Catull, haben viele Gräcismen. bb.

Romulus, der Gründer und Stifter Roms und dessen erster König. Wie bei allen großen Männern des weit entlegenen Alterthums, ist auch die Geburt und Abkunft des Stifters des Römerreichs mit dem Dunkel der Sage umgeben. Seine Mutter, Rhea Sylvia, war eine Tochter des Numitor, Königs von Alba, und eine von den Priesterinnen der Vesta, die, der Göttin heiliges Feuer unterhaltend, in strenger Keuschheit ihre Tage verleben mußten. Sie war von ihrem Oheim Amulius, der ihren Vater des Throns beraubt hatte, zum Dienst der Vesta bestimmt worden, damit keine unwillkommne Nachkommenschaft von ihr den Usurpator des geraubten Thrones wieder verlustig machen könne. Dennoch machte die Folge den Plan des ehrgeizigen Amulius zu Schanden. Die königliche Jungfrau vergaß des Gelübdes der Keuschheit, und ein Zwillingsbrüderpaar war die Frucht ihrer geheimen Liebe. Um der furchtbaren Ahndung zu entgehen, die das Gesetz über die ihre Pflicht vergessenden Vestalinnen aussprach, gab Rhea Sylvia vor, der Kriegsgott Mars sey Vater ihrer Kinder. Diese List rettete die Mutter, ein günstiges Geschick ihre Kinder. Auf Amulius Befehl wurden die Zwillinge in eine wilde Gegend an den Ufern der Tiber ausgesetzt, damit sie eine frühe Beute des Todes würden. Hier soll, der Sage nach, eine Wölfin sie gefunden und so lange gesäugt haben, bis der Zufall einen gutmüthigen Landmann, Faustulus mit Namen, herbeiführte, der die Kleinen aufnahm und erzog.

Bei ihm verlebten **Romulus** und **Remus** ihre Jugendzeit unter den Beschäftigungen der Jagd und wohl auch des Raubes. Als in der Folge der jüngere, **Remus**, einst von den Dienern des Amulius gefangen wurde, sammelte sein beherzter Bruder eine kleine Schaar unternehmender Gefährten, mit welcher er so glücklich war, (da unterdeß seine und seines Bruders vornehme Abstammung bekannt geworden) nicht allein seinen Bruder zu befreien, sondern auch dem Amulius den unrechtmäßig besessenen Thron zu entreißen, und seinen alten Großvater Numitor wieder einzusetzen. Nach Vollendung dieser That beschloß Romulus in Verbindung mit seinem Bruder, selbst eine Stadt zu gründen. Den Platz dazu sollen ihm bei einem feierlichen Opfer die Götter durch den Flug von sieben Adlern angezeigt haben. So ward Rom im J. 752 (nach Andern 755) vor Chr. Geb. erbaut. Die Einigkeit, die bisher unter beiden Brüdern geherrscht, endete bei diesem Unternehmen; aus Ehrgeiz oder Jähzorn befleckte Romulus seine Hand mit Bruderblut, und **Remus** fiel unter seinen Streichen, nach der Angabe der mehresten Geschichtsforscher; andere lassen den letztern vor dem Zorn des Bruders flüchten, über die Alpen gehen und den Stifter von **Rheims** werden. — Um seine Stadt zu bevölkern, reichte der kleine Haufen Getreuer, die Romulus bisher gefolgt waren, bei weitem nicht hin, und der Gründer der Jahrtausende lang weltbeherrschenden Roma sah sich daher genöthigt, seine Stadt zu einem Asyl für jeden heimathlosen Flüchtling zu machen. Männer wurden zwar dadurch gewonnen, an Frauen fehlte es aber bald den römischen Bürgern, und ihre freundlichen Bemühungen um die Töchter der Nachbarstädte wurden von den auf den Wachsthum der neuen Stadt eifersüchtigen Vätern der Verlangten zurückgewiesen. Da entschloß sich **Romulus** zu einem Gewaltstreich. Er veranstaltete ein religiöses Volksfest, und lud dazu die **Sabiner** (vergl. d. Art.) mit ihren Frauen und Töchtern ein. Sie kamen unbesorgt; aber mitten im Feste wurden die Unbewaffneten überfallen, und ihnen Frauen und Mädchen entrissen, und jeder Römer eilte, sich mit einer Hausgenossin zu versehen. Erbittert griffen die Sabiner zu den Waffen. Es kam zum Krieg zwischen beiden Völkerschaften, das Flehen der Entführten, die sich zwischen die streitenden Partheien warfen, stiftete aber endlich Friede, und Rom gewann durch die Vereinigung mit dem Volke der Sabiner bedeutenden Zuwachs. Mehrere glückliche Kriege, die stets mit Volks- und Länderanwachs für den jungen Staat endeten, befestigten seine Fortdauer, und in dem sieggekrönten Muth der ersten Römer verkündete sich bereits das Glück und das Gewicht, das diese Stadt einst erlangen sollte. Romulus herrschte als König streng und gewaltig, zu streng vielleicht für seine sich ihm freiwillig unterworfenen Unterthanen, und sein plötzliches Verschwinden erregt die nicht ungegründete Vermuthung, daß er durch die Hand eines Mißvergnügten fiel. Der Sage nach soll er gen Himmel zu der Schaar der Götter gestiegen seyn, nachdem er sein Werk vollendet, die ewige Stadt gegründet hatte; und bis zur Annahme der christlichen Religion verehrte das dankbare Rom in eignen Tempeln die Gottheit seines Gründers. Möglich ist auch, daß er vom Blitz erschlagen wurde, denn sein Verschwinden soll während eines Gewitters geschehen seyn, das heraufzog, als er sich außerhalb der Stadt bei den Sümpfen von Caprea befand, um sein Heer zu mustern. Romulus hatte ungefähr 37 Jahre regiert, einige 50 gelebt, und die zwar rohen, aber zur Zeit und Umstände passenden Verordnungen und Gesetze, die er seinem Volke gab, zeugen

von seiner Herrscherfähigkeit. Als Romulus starb, soll Rom nach einer kurz zuvor von ihm veranstalteten Zählung zwischen drei und viertausend wehrhafte Männer gehabt haben. (Vgl. d. Art. Rom.)

Rondeau, Rondo, s. Ringelgedicht. In der Musik ein Tonstück (oder Satz eines Conzerts, Quartetts, einer Symphonie oder Sonate), in welchem ein Hauptthema nach mehreren Abwechselungen der Modulation als Refrain wiederkehrt; — in der Vocalmusik besonders Rundgesang.

Ronsard, eigentlich Roussard (Pierre de), wurde geboren zu Poissonniere 1524 und war der erste französische Odendichter von Bedeutung. In seiner Jugend wurde er als Page von dem Herzog von Orleans an den König Jacob von Schottland übergeben. Als er nach einigen Jahren in sein Vaterland zurückkehrte, wurde er von seinem Beschützer (Orleans) angestellt und folgte bald darauf dem bekannten Lazarus Baif zum Reichstage nach Speier. Durch diesen wurde ihm auch der Geschmack an den schönen Wissenschaften mitgetheilt, und Ronsard studirte nun eifrig die alten Dichter, und wurde bald selbst von seinen Landsleuten als der Fürst der Dichter anerkannt. Die Könige Heinrich II., Franz II., Carl IX. und Heinrich III. erkannten und ehrten sein Verdienst, und die Stadt Toulouse schenkte ihm, hingerissen von Bewunderung, eine massive silberne Minerva von bedeutendem Gewicht, die der Dichter wieder seinem König Heinrich II. verehrte. Auch die schottische Maria ehrte und achtete Ronsard und beschenkte ihn mehrmals. Als er 1585 starb, begleitete seinen Leichnam das ganze Parlament, und der Cardinal Duperron sprach die Leichenrede. So sehr damals Ronsards Talent erhoben wurde, so sehr ist es von neuern französischen Kritikern, besonders von Malherbe, herabgesetzt worden; aber mit Unrecht, denn sie beachteten nicht die Zeit, in der Ronsard lebte, und die Rohheit der damaligen Sprache, mit welcher er zu kämpfen hatte. Doch hat seine Eitelkeit, die oft ins Lächerliche und Uebertriebene fiel, nicht wenig dazu beigetragen, seinen Nachruhm zu schmälern. Man hat von ihm Oden, Hymnen und Schäfergedichte. (Oeuvres Lyon 1592. 5 Voll. 8. und mehrmals.)

Roquelaure (Gaston Jean Baptiste, Marquis und Herzog von), war Pair von Frankreich und Ritter mehrerer königlichen Orden. Früh in Kriegsdienste getreten, wurde er 1642 in der Schlacht bei Honnecourt verwundet und gefangen. Nach seiner Auswechselung wohnte er als Maréchal de Camp den Belagerungen von Gravelines (1644) bei. Zum Generallieutenant erhoben ward er zum zweiten Mal bei Bordeaux verwundet. König Ludwig XIV. ernannte ihn hierauf zum Herzog und vertraute ihm das Gouvernement von Guienne an. Roquelaure war ein sehr geistreicher und witziger Mann, und eine Menge seiner oft scharfen Repliquen und Scherze haben seinen Namen in Frankreich fast berühmter gemacht, als die Dienste, die er seinem König widmete. Eine Sammlung seiner Einfälle erschien in der Folge unter dem Titel: Momus français ou les aventures du Duc de Roquelaure, aber sie enthält so vieles Platte und Gemeine, daß man ihr deutlich ansieht, sie sei aus anderen als der vorgeblichen Quelle entsprungen. Roquelaure starb 1683 zu Paris.

Rosa (Salvator), einer der berühmtesten Maler und Kupferstecher Italiens, zugleich auch ein geachteter satirischer Dichter, war der Sohn eines Landmessers, und zu Renella im Königreich Neapel 1615 geboren. Einen Theil seiner Jugend soll er unter Räubern

verlebt, und die rauhen, wilden Gegenden, die er mit seinen Genossen durchstreifte, sollen ihm den Stoff zu seinen schauerlich romanhaften Schilderungen gegeben haben. Doch ist dieses sehr unwahrscheinlich. Die grauenvollsten Wildnisse, vor denen auch der muthigste, kräftigste Mensch unwillkürlich zurückbebt, waren ihm die willkommensten, und er füllte sie mit Gruppen von Schäfern und Räubern, von Soldaten und Banditen aus, wodurch sie so charakteristisch und anziehend wurden. Wenn auch seine Zeichnungen nicht immer correct waren, so herrscht doch in ihnen viel Leben und eine bewundernswürdige Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit. Nicht das Liebliche und Sanfte, bloß das Schauerlichwilde, das Entsetzliche sprach ihn an, und nach seinen malerischen Darstellungen hätte man auf ein finsteres, melancholisches Gemüth schließen müssen. Aber Rosa war ein fröhlicher Mensch, reich an Witz und einer lustigen satirischen Laune. Die letztere offenbarte sich auch in zwei seiner Gemälde, von denen das eine die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens, das andere aber die Göttin des Glücks darstellt, wie sie ihre Gaben an Unwürdige vertheilt. Dadurch zog er sich wichtige Feinde zu, weßhalb er sich von Rom nach Florenz begab, wo er sich durch mehrere Werke den Beifall des damaligen Herzogs erwarb. Er kehrte nachmals wieder nach Rom zurück, aber seine bittern Spöttereien über mehrere seiner Kunstgenossen, besonders über Bernini, vermehrten die Anzahl seiner Gegner, wiewohl er auch durch seine geselligen Talente und manche liebenswürdigen Eigenschaften sich viele Freunde erwarb. Sehr übel empfand er es, als er wegen seines beißenden Witzes von der römischen Academie ausgeschlossen wurde. Als diese Academie nachher einen Künstler, der nebenher Chirurgie trieb, den Zutritt verweigert hatte, behauptete er, „das sei sehr unrecht, denn man bedürfe durchaus eines Wundarztes, um alle die Arme und Beine, welche die Mitglieder der Academie in ihren Gemälden verrenkt hätten, wieder einzurichten.“ Selbst auf seinem Todbette verließ ihn seine Schalkhaftigkeit nicht. Mit seiner Aufwärterin hatte er bis an sein Ende vertraut gelebt. Sein Beichtvater meinte, er müsse sie heirathen, wenn er anders ins Paradies kommen wolle. „Meinethalben,“ antwortete Rosa, „wenn man doch ohne Hörner nicht hineinkommen darf.“ Er starb 57 Jahre alt zu Rom 1673 und erhielt ein Denkmal in der Karthause. Von seinen Gemälden (die Landschaften sind den historischen Gemälden vorzuziehen) sind von englischen Künstlern sehr viele in Kupfer gestochen. Seine sechs Satiren sind die Musik, die Dichtkunst, die Malerei, der Krieg, die Babilonia und der Neid. Fiorillo hat die zweite nebst einer Biographie dieses Künstlers (Göttingen 1785., 8.) herausgegeben.

R o s a l i e nennt man in der Musik eine gewöhnliche Phrase, oder einen kleinen Satz von wenigen Tacten, der anstatt mit andern Gängen abzuwechseln, unmittelbar auf eine höhere oder tiefere Stufe versetzt wieder erscheint. Die Wiederholung in der Octave wird nicht dahin gezählt, weil hier keine wahre Transposition in andere Intervalle Statt findet, und die Harmonie und der ganze Satz im Grunde derselbe bleibt. Man darf auch mit den Rosalien nicht die contrapunktischen Nachahmungen verwechseln, wobei keine Versetzung aller, sondern nur einer und der andern Stimme Statt hat, und die harmonische Form immer verändert erscheint. Man missbilligt die Rosalien, zu deutsch S c h u s t e r f l e c k e (welche in ältern Musiken öfter vorkamen), weil sie Armuth an Erfindung verrathen, eine unangenehme Einförmigkeit mit sich führen, und einen auffallenden Sprung in

eine andere Tonart enthalten. Sie können nur in seltenen Fällen, wo etwas Komisches oder eine Steigerung der Empfindung oder ein scharfer Contrast auszudrücken ist, erlaubt werden.

Rosamunde, s. Alboin.

Roscellinus, s. Nominalisten.

Röschlaub (Andreas), ein berühmter Arzt, wurde zu Lichtenfels den 21sten Oct. 1768 geboren, erhielt den ersten wissenschaftlichen Unterricht in seinem Geburtsorte, kam 1779 auf das Gymnasium zu Bamberg und fing im Jahre 1787 im Herbste an, sich der Medicin zu widmen. Nachdem er auch die Universität besucht hatte, wurde er den 15. Juli 1795 in Bamberg zum Doctor promovirt. Im J. 1796 ward er außerordentlicher, im Jahre 1798 eben daselbst ordentlicher Professor der Therapie, so wie zweiter Lehrer am dasigen allgemeinen Krankenhause, und im Frühlinge 1802 ging er als ordentlicher Lehrer der Medicin, Hospitalarzt und Director der medicinisch klinischen Schule auf die neu errichtete Universität Landshut, wo er noch lebt. — Schon während seiner Studienjahre in Bamberg machten John Browns Elemente der Medicin einen so tiefen und bleibenden Eindruck auf ihn, daß er diese Lehre seit dieser Zeit nicht nur begünstigte und liebte, sondern recht eigentlich in ihr lebte. Ja man kann ihn als den rüstigsten Verfechter derselben ansehen. Er war einer der ersten, der sie in Hörsälen und Schriften predigte, aber freilich nicht rein, sondern an vielen Orten modificirt darlegte. In diesem Geiste hielt er seine academischen Vorträge, die sehr häufig besucht wurden; in diesem Geiste sind auch seine zahlreichen Schriften geschrieben. Der Fall der Erregungstheorie, die in wissenschaftlicher Hinsicht der bei weitem über ihr stehenden, vielseitigern naturphilosophischen Ansicht, und im practischen Wirken dem wieder auflebenden rationellen Empirismus Platz machen mußte; ferner die Streitigkeiten, in die er mit sehr geachteten Gelehrten gerieth, und die nicht immer mit würdiger Humanität geführt wurden; seine Hinneigung endlich zu mystischreligiösen Ansichten, die in einer empirischen Doctrin schlechterdings keine Ausbeute geben können: alle diese Umstände verdunkelten seinen Ruhm in der neuesten Zeit und hat ihn in der gelehrten Welt beinahe in Vergessenheit gebracht, als er in einer Vorrede zu Ringseis Tentamen de doctrina Hippocratica et Browniana und einem Sendschreiben an Dr. Marcus über den Typhus Werke versprach, die das Ganze der Medicin umfassen sollen. Von seinen bis jetzt erschienenen Schriften nennen wir seine Untersuchungen über die Pathogenie (2 Bde. 1797, 98, 2te unveränderte Aufl. 1800, 1801), sein Magazin zur Vervollkommnung der Medicin (10 Bde., 1798-1808), sein Lehrbuch der Nosologie (1801) u. s. w. Auch hat er Browns Leben, so wie dessen sämmtliche Werke übersetzt, herausgegeben.

Roscius (Quintus), von Geburt ein Gallier, war einer der größten Schauspieler des alten Roms und Zeitgenosse des Cicero, der ihn seiner Freundschaft würdigte und stets mit Bewunderung von ihm spricht. Wir haben noch eine Rede Cicero's, worin er diesen Künstler, der auch wegen seiner Sitten ausgezeichnet war, gegen Fannius vertheidigt. Nicht minder als Cicero schätzten ihn Sylla und Piso, und der Senat [illegible]ährte ihm einen Jahrgehalt von 20,000 Thlrn. Das entzückte [illegible]konnte nicht aufhören seine Kunst zu bewundern, die im Tragis[illegible]nd Komischen gleich groß war.

Sein Name wurde sprichwörtlich jedem Virtuosen beigelegt. Daß Roscius den Gebrauch der Masken auf dem Theater eingeführt habe, ist eine falsche Meinung; er fand sie bereits vor und bediente sich ihrer nach dem Gebrauche der Zeit. Er starb ungefähr 61 Jahre vor Christi Geburt.

Roscoe (William), ein berühmter englischer Schriftsteller, von niedriger Herkunft, verdankt seinem unermüdeten Fleiße und seinen glänzenden Talenten einen dauernden Ruhm. Nur durch Strenge konnten seine Aeltern ihn zuerst dahin bringen, etwas Schreiben und Rechnen zu lernen, aber desto eifriger las er alle Dichterwerke seiner Nation, die ihm nur in die Hände fielen. Später als Schreiber bei einem Advocaten in Liverpool angestellt, legt er sich auf das Studium der lateinischen Sprache, wobei er von einem zwar excentrischen, aber tüchtigen Gelehrten, Franz Holden, unterstützt wurde. Darauf fing er auch mit der französischen und italienischen Sprache an, und machte in der Kenntniß der letztern und ihrer Literatur außerordentliche Fortschritte. In seinem sechzehnten Jahre schrieb er ein malerisches Gedicht, betitelt: Mount Pleasant, welches von hohem Dichtertalent zeugt. Späterhin ward er wirklicher Gehülfe eines Advocaten in Liverpool, Namens Aspinall, und um diese Zeit entspann sich zwischen ihm und William Enfield, dem Verfasser der New Encyclopaedia (10 Voll. in 12. 1809–11), und dem berühmten Doctor Aikin eine innige Freundschaft. 1773 trug er hauptsächlich dazu bei, zu Liverpool eine Gesellschaft zur Ermunterung der Maler- und Zeichenkunst zu errichten. Mit großem Eifer und mit vieler Beredsamkeit nahm er sich auch der Abschaffung des Sclavenhandels an; besonders geschah dies von ihm in einem schönen Gedichte: die Grausamkeit in Afrika (the Wrongs in Africa, 2 parts. 1788, 8). Die französische Revolution fand in ihm einen eben so warmen Freund als Bewunderer, und er schrieb mehrere Volksgesänge und andere poetische Stücke zur Verbreitung des Freiheitssinnes. 1797 legte er seine Advocatur nieder, ward nachher Banquier zu Liverpool, darauf eine kurze Zeit lang Repräsentant dieser Stadt im Parlament, wo er mit der Foxischen Partei in Verbindung trat. Außer den angeführten und andern zum Theil bloß ein temporäres oder örtliches Interesse habenden Schriften hat sich Roscoe besonders durch seine Lebensbeschreibungen Lorenzo's von Medici und des Papstes Leo X. (The life of Lorenzo de Medici, called the Magnificent. Liverpool 2 Voll. 1795, 4. 2nd edition 1796, 8., deutsch von K. v. Sprengel 1797 Berlin, und The life and Pontificate of Leo X. 4 Vol. 1805, 4., deutsch von Henke mit reichhaltigen Anmerkungen) auf die ruhmvollste Weise als biographischer und historischer Schriftsteller hervorgethan.

Roscommon (Wentworth Dillon, Graf von), ein bekannter englischer Dichter aus einer irländischen Familie, geboren 1633. Er studirte zu Caen, machte eine Reise durch Italien, um dort die Kunstwerke des Alterthums zu studiren, ward hernach als Stallmeister bei der damaligen Herzogin von York angestellt, und starb den 17ten Jan. 1648. Er hat wenige, aber schätzbare Gedichte hinterlassen. Er ist, wie Pope von ihm rühmt, aus dem sonst dichterreichen Zeitalter Carls II. der einzige, der die züchtigen Musen liebte. Die Engländer verdanken ihm in der artistisch-didaktischen Dichtkunst das erste Meisterwerk (Essay on translating verses), worin er die Kunst zu übersetzen in einem edeln, correcten und männlichen

Styl und auf eine eindrucksvolle Weise vorträgt. An der Errichtung einer englischen Sprachacademie wurde er durch den Tod gehindert. Die bekannteste und neueste Ausgabe seiner Werke erschien zu Glasgow 1753 (Earl of Roscommons poetical Works. 8.).

Rose, ein Blumengeschlecht, welches zur fünften Ordnung der zwölften Classe (Icosandria Polygynia) gehört. Die Zahl der Gattungen, deren Willdenow 39 anführt, wird von Andern auf hundert und mehr angegeben; außerdem hat die Kunst eine Menge von Spielarten erzeugt, die sich mehr oder weniger von der Grundgattung entfernen und die Bestimmung der einzelnen Gattungen ungemein erschweren. Alle Gattungen bringt man unter zwei Familien, je nach dem die Früchte beinahe kugelrund oder eirund sind. Zur ersten gehört die pimpinellblättrige Rose, die Zimmt- oder Zuckerrose, die schwefelgelbe Rose, die gelbe Rose, die provenzer Rose, die weichhaarige Rose; zur zweiten die hundertblätterige oder gemeine Gartenrose (R. centifolia, die schönste von allen, welche, da man wegen ihrer starken Fülle keine Frucht von ihr erhält, durch die Wurzel vermehrt wird), die Zucker- oder Essigrose, die damascener Rose, die wohlriechende oder Weinrose, die Moosrose, die Bisamrose, die weiße Rose, die gemeine wilde Rose (Hagebutte). Ein Prachtwerk über die Rosen ist: Les Roses par I. P. Redouté; bekannt ist auch Rössigs Werk: die Rosen. Außerdem, daß die Rose zu den schönsten Zierden unsrer Gärten gehört, liefert sie das Rosenwasser und das Rosenöl, welches letztere zu den wohlriechendsten und kostbarsten Essenzen gehört, welche wir haben. Die Rosen sind daher ein bedeutender Handelsartikel. Mit Rosen von Provins (einer Stadt in Brie) wird in unserm Welttheile nach fremden Ländern am stärksten gehandelt. Man führt sie nach Indien, wo sie in manchen Gegenden mit Gold aufgewogen werden. Ueber die Rose von Jericho, s. Jericho.

Rose (George), ein berühmter englischer Staatsmann, Secretär des Parlaments, Schatzmeister des Seewesens und Vicepräsident des Handlungscollegiums. Er wird als ein Beispiel vollendeter Thätigkeit und Rechtlichkeit gerühmt. Seine erste Anstellung bei der Schatzkammer erhielt er durch Lord North. Auf eine sehr vortheilhafte Weise zeigte er sich als Gelehrten im Jahre 1777, da unter seiner obern Leitung die Tagebücher des Oberhauses (Journals of the House of Lords) in 31 Foliobänden erschienen. Von diesem Zeitpunkte an war er fast immer in öffentlichen Staatsämtern angestellt, und der verstorbene Minister Pitt hegte die höchste Achtung für ihn, wogegen auch Rose diesem berühmten Staatsmann eifrig ergeben war. Im Jahre 1794 wurde er Testamentsvollzieher des Grafen von Marchmont, der ihm eine große Sammlung von Büchern, Manuscripten und Münzen vermachte. Außer mehrern, hauptsächlich nur für sein Vaterland Interesse habenden Schriften hat Rose eine kurze Untersuchung des Wachsthums der Einkünfte, des Handels und der Manufacturen (A brief Examination into the Increase of the Revenue, Commerce and Manufactures of Great Britain, 1799, 8., eine neue Auflage mit Zusätzen 1806) und Bemerkungen über Foxens Geschichte von England (Observations on the historical Work of Mr. Fox. 1799. 4.) geliefert, die auch für das Ausland Wichtigkeit haben.

Rose (Krieg der rothen und weißen). Unter dieser Benennung werden in der Geschichte Englands die blutigen Kämpfe verstanden, welche die Häuser Lancaster und York über achtzig Jahre hin-

durch um den Thron führten, die zur Unterscheidung ihrer Partei, jenes eine rothe, dieses eine weiße Rose im Schilde führte. Diese Kriege, die nicht allein die Blüthe des englischen Adels, sondern auch mehr als einem halben Hundert Personen der königlichen Familie das Leben kosteten, greifen zu bedeutend in die Geschichte Englands ein, um hier nicht mit wenigen Zügen angedeutet zu werden. Nach manchen, aus der Geschichte Englands bekannten Unruhen und Kämpfen waren unter drei nach einander folgenden Eduarden, besonders unter dem letztern derselben, Ruhe, Ordnung und innerliche Macht gegründet worden. Die Freiheit der Bewohner Englands, so wie das Blühen ihres Handels stand in schönem Verhältniß mit der Macht ihrer Könige, die damals, wie bekannt, die schönsten Provinzen Frankreichs im Besitz hatten; aber bald nach dem Tode des letztern Eduard, der in so mancher Hinsicht ruhmwürdig in der Geschichte dasteht, gingen fast alle diese für England so herrlichen Vortheile verloren durch den wüthenden Kampf, der zwischen den Yorks und Lancasters sich erhob und in denen das Walten der Nemesis sich furchtbar offenbart. Beide Häuser waren in Eduard III. vereint, auf den Thron war aber das von York gekommen mit Richard II., Eduards Nachfolger. Als dieser Prinz, schwach und schwankend, durch Heinrich von Bolingbroke Thron und Leben verlor, kam das Haus Lancaster an die Regierung, und hierdurch entspann sich der oben erwähnte Kampf, der mit der blutgierigsten Wildheit geführt wurde. Heinrich von Lancaster wurde von seinem herrschsüchtigen Bruder Eduard VI., einem York, wieder vom Thron gestoßen und ermordet. Ein andrer Bruder, Richard III., vertilgte, die alte Schandthat durch eine neue rächend, Eduards Nachkommen, erfreute sich aber nicht lange des ungerechten Besitzes, sondern fand bald seinen Tod in einer Schlacht. Mit Richards II. Tode (1399) hatten diese Gräuelscenen ihren Anfang genommen, sie endeten sich erst in etwas, als Heinrich von Richmund, nachheriger König Heinrich VII., 1485 den grausamen Richard in der Schlacht bei Bosworth erschlug, und es ihm, einem Lancaster, glückte, durch eine Verbindung mit Elisabeth von York die beiden feindlich getrennten Häuser zu vereinen; doch zeigte sich auch hier, daß ein tief gewurzelter Haß nicht so leicht schwindet, denn gänzlich endete der Kampf der weißen und rothen Rose erst unter dieses Königs Nachfolger, Heinrich VIII., der, wie schon sein Vorfahr, unter der Benennung: aus dem Hause Tudor, einer Seitenlinie der Lancaster, den Thron besaß. Wie aber auch unter den Tudors sich bald darauf wieder der Same zu blutigen Zwistigkeiten entwickelte, ist aus der Geschichte der Nachfolger Heinrichs VIII., besonders der unglücklichen Maria von Schottland, hinlänglich bekannt. Aber nicht allein für die Glieder jener beiden nach der Königskrone strebenden Häuser York und Lancaster, und für die parteinehmenden Großen war dieser Kampf der beiden Rosen höchst traurig, sondern auch für das Allgemeine. In der wilden, fast ein Jahrhundert ausfüllenden Verwirrung ging der kaum erst aufblühende Wohlstand Englands wieder verloren, mit ihm die äußerliche Macht des Staats, und die reichen und schönen Besitzungen der Krone Englands in Frankreich waren in dieser betrübten Zeit fast bis zur Unbedeutenheit herabgesunken. Aber noch überwogen wurden diese Uebel von der Sittenverwilderung, worein die Gräuelscenen dieser Bürgerkriege die Nation gestürzt hatten, und die sich

nur durch die Kraft einiger folgenden Regierungen langsam wieder verwischen ließ.

Rosenberg. Das fürstl. Haus Orsini von oder Ursin-Rosenberg ist katholisch, stammt aus Italien von den Orsini ab, besitzt in Kärnthen das Oberst-Erb-Land-Hofmeisteramt und ansehnliche Herrschaften, führt seit 1466 den Grafen- und seit 1790 den Reichsfürstentitel. Diese Würde ging nach dem Aussterben der ältern Linie im J. 1796 auf die jüngere über, haftet jedoch nur auf dem jedesmaligen Besitzer des Majorats. Der jetzige Fürst Orsini von Rosenberg, Franz Seraphicus (geb. 1762) ist k. k. wirkl. geh. Rath, General der Cav. und wirkl. Hofkriegsrath rc. Er hat 6 Söhne und ist Witwer.

Rosenblüt (Hans), oder Rosenplüt, genannt der Schnepperer, d. h. der Zotendichter, oder der lose Schwätzer, welchen Beinamen er ohne Zweifel von der ungezügelten Freiheit erhielt, womit sich sein Witz und Scherz, bisweilen nicht auf die feinste Weise, ergoß, lebte in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, war seines Gewerbs ein Wappenmahler, berühmter jedoch als Meistersänger. Die Eigenschaften, welche seinen Beinamen veranlaßten, findet man vornehmlich in seinen Fastnachtsspielen, deren sechs ganz abgedruckt, andere im Auszug mitgetheilt sind in Gottscheds nöthigem Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst (Leipz. 1757). Das ganze Interesse derselben beruht in der kräftigen Darstellung und den kecken Spielen des Witzes; ein eigentlich dramatisches Interesse haben sie nicht, und bestehen nur aus locker an einander gereihten Scenen, die zu einem satirischen Resultate hinführen. Wie weit die Frechheit der Fastnachtsscherze zu jener Zeit getrieben wurde, kann man bei keinem Dichter derselben mehr kennen lernen, als bei Rosenblüt, dem man jedoch sehr Unrecht thun würde, wenn man ihn bloß danach beurtheilen wollte. Ehrbar erscheint er in andern Poesien, und muß überhaupt mehr nach seinen erzählenden Gedichten gewürdigt werden, die ihn auf einer weit höhern Stufe der Bildung, als einen geistreichen Mann, einen kräftigen Sittenmaler und Meister der Sprache zeigen. Komische novellenartige Erzählungen gelangen ihm vorzüglich. Nur einzelne davon sind bis jetzt in Canzlers und Meißners Quartalschrift, dem Bragner und a. O. gedruckt erschienen; es existiren aber noch an 40 in Handschriften und sie verdienen wohl, daß sie jemand sammelte und herausgäbe.

Rosenholz (Rhodiser Holz). Zwei Holzarten führen diesen Namen. Die eine kommt von den Antillen, sieht gelb oder braungelb aus, riecht wie Rosen und wird zu Tischler- und Ebenistenarbeiten angewandt. Die andre kommt aus der Levante, von Rhodus und Cypern, und scheint die Wurzel eines Baums zu seyn. Aus diesem Holze, welches wie Rosen riecht und bitter schmeckt, bereitet man das Rosenholzöl, auch braucht man es zu allerlei Wohlgerüchen.

Rosenkranz besteht aus einer Schnur, an der eine Anzahl Kügelchen von verschiedener Größe angereiht sind, die zur Abzählung der Gebete dienen. In der catholischen Kirche ist der Rosenkranz von Dominicus de Gusman, dem Stifter des Dominicanerordens, eingeführt, und nach dem Pater noster und Ave Maria eingerichtet worden. Es sind nämlich am Rosenkranz immer zehn

kleine und eine größere Kugel funfzehn Mal befindlich; bei den kleinern wird ein Ave Maria, bei den größern ein Pater noster (s. d. Art.) gebetet. Zu Ehren des 1571 bei Lepanto über die Türken erfochtenen Sieges stiftete Papst Gregor XIII. 1573 das Rosenkranzfest. Aber nicht allein die christliche Kirche hat den Gebrauch des Rosenkranzes, sondern auch die asiatischen Völker von der lamaischen Religion und die Türken bedienen sich einer solchen mit Kugeln versehenen Schnur zur Abzählung ihrer Gebete. Bei den Letztern sind die Kügelchen gewöhnlich aus heiliger Erde von Mecca oder Medina geformt.

Rosenkreuzer, der Name der Mitglieder einer geheimen Gesellschaft, deren Daseyn zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts unerwartet durch eine Menge Schriften bekannt wurde, die zum Theil die sonderbarsten und wunderlichsten Behauptungen enthielten. Zweck des geheimen Bundes war, dem Vorgeben nach, eine allgemeine Verbesserung der Kirche, so wie Gründung einer dauernden Wohlfahrt der Staaten und der Einzelnen. Diese prächtigen Worte waren aber nur leerer Schall, das Aushängeschild gleichsam, um die zu allen Zeiten leichtgläubige Menge anzulocken. Bei genauerer Untersuchung fand sich, daß die seit langen Jahren schon in den Köpfen der Menschen spukende Manie der Auffindung des Steins der Weisen, der alles Heil über die Erde bringen sollte, die wenigstens in der Folgezeit untergeschobene schimärische Tendenz des Ordens war, zu dessen Stifter man, gleichfalls fälschlich, einen gewissen Christian Rosenkreuz machte, der einen großen Theil seines Lebens unter den Brahmanen, in den Pyramiden von Aegypten, und Gott weiß wo sonst im Orient, zugebracht, und dort fast göttliche Weisheit und Kunst erlernt haben sollte, die er dann bei seiner Rückkehr einigen Auserwählten wieder mitgetheilt; und so habe der Orden oder Bund der Rosenkreuzer schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts begonnen. Der eigentliche Schöpfer oder Stifter der Rosenkreuzer dürfte Valentin Andreä (s. d. Art.) gewesen seyn, ein Gelehrter, der im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts im Würtembergischen lebte, und der wahrscheinlich den schon früher von Agrippa von Nettesheim gestifteten geheimen Bund dadurch neu beleben wollte, da ihm die zu seiner Zeit öfters durch leere scholastische Streitigkeiten herabgewürdigte Religion in Reinheit zu erhalten, wie billig, sehr am Herzen lag, wie seine zahlreichen, zum Theil sehr gehaltvollen Schriften beweisen. Doch ist diese Meinung auch nicht unbestritten und erwiesen. So viel ist aber gewiß, daß der Bund der Rosenkreuzer, nachdem er, wie bereits erwähnt, durch eine Menge Schriften plötzlich allgemein bekannt wurde, bald wieder in Vergessenheit gerieth, und nur noch bei Charlatanen und Adepten fortdauernd eine Rolle spielte, die sich dieses Schiboleths zu mancherlei Betrügereien bedienten. In der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts fing das Wesen der geheimen Orden und des Rosenkreuzer-Bundes aufs Neue an die Köpfe vieler Menschen einzunehmen, wozu besonders die Aufhebung des Ordens der Jesuiten und deren angeblich geheime Machinationen, so wie die mystischen Betrügereien des sogenannten Grafen Cagliostro (vergl. diesen Artikel), Veranlassung gaben; doch verscholl auch dies bald und gänzlich, als die Welt durch das nebulöse Gewebe sah und des bekannten Schröpfer trauriges Ende in Leipzig eintrat. Vgl. den Art. Schröpfer.

Rosette (Raschied), eine Stadt in Aegypten, mit einem Hafen nahe an den Nilmündungen. Bei den Alten hieß sie Metelis, vielleicht auch Canopus, obgleich man das heutige Abukir, ein mittelmäßiges Dorf, meist für jenes alte und prächtige Canopus hält. Rosette hat 40,000 Einwohner, viele griechische und koptische Kirchen und sehr bedeutende Linonmanufacturen. Es ist der Stapelplatz zwischen Cairo und Alexandrien; denn alle Waaren, welche den Nil aufwärts gehen, müssen hieher gebracht werden. Die Stadt hat, sowohl durch die schöne Gegend, in welcher sie liegt, als auch durch ihre vielen Gärten und geschmackvoll gebauten Häuser, ein sehr heiteres Ansehen. Vorzüglich anziehend ist der Marktplatz, auf dem meistens Künstler wohnen, welche ihre Häuser nicht nur schön erbaut und durch Kunstwerke verziert haben, sondern auch in ihren offnen Läden dem Auge manchen neuen und herrlichen Genuß bieten. Die Lebensbedürfnisse sind hier sehr wohlfeil und im Ueberfluß zu haben; nur das Wasser ist selten und in den Sommermonaten müssen sich die Einwohner allein mit Cisternenwasser begnügen. Zu den Merkwürdigkeiten der Gegend gehört eine Ziegenart, welche so lange Ohren hat, daß sie dieselben auf der Erde schleppt, obschon von ihrer Wurzel sie noch drei Zoll in die Höhe gerichtet stehen. Historisch merkwürdig ist Rosette besonders in der neuern Zeit durch die Landung der Franzosen geworden.

Rosette, Rosenstein, ein in der sogenannten Rosettenform geschliffener Diamant (s. Diamant). Auch Corallen in Rosettenform geschnitten, so wie überhaupt alle goldnen oder silbernen Verzierungen, welche die Form einer Rose tragen, werden Rosetten genannt.

Rosetti (Antonio), ein berühmter Musiker und Componist. Im Jahre 1750 zu Leutmeritz in Böhmen geboren, widmete sich Rosetti, auf dringendes Verlangen seiner Angehörigen, aber gegen seine Neigung, dem geistlichen Stande, und erhielt, nachdem er in Prag im Seminario studirt hatte, in seinem neunzehnten Jahre die Weihe als Weltpriester. Seine große Vorliebe zur Musik aber, die schon früh sich bei dem Knaben offenbarte, und die auszubilden er in Prag Gelegenheit hatte, machte ihm den geistlichen Stand noch unerträglicher; sein einziger Wunsch war, ganz der Tonkunst zu leben. Durch Vermittelung der Freunde, die sich Rosetti erworben hatte, und die sein entschiedenes Talent für Musik ehrten, gelang es, ihm in Rom Dispensation von seinem Gelübde zu verschaffen, und nun trat er, nachdem er einige Jahre auf Reisen zugebracht und sich ganz seinem Lieblingsfach gewidmet hatte, als Capellmeister in fürstlich wallersteinsche Dienste. Im J. 1789 erhielt er an des berühmten Westenholz Stelle den Ruf zur Capelle nach Schwerin, die damals zu den vorzüglichsten gehörte. Er nahm den Antrag an, lebte aber nur noch einige Jahre und starb daselbst 1792. Der große Haydn war sein Vorbild und in mehrern seiner Compositionen, die sich durch Anmuth und Zartheit auszeichnen, ahmt er diesem großen Meister mit Glück nach. Unter die vorzüglichsten seiner Tonstücke gehört sein sterbender Jesus. Die Meinung, als habe Rosetti seinen ursprünglich deutschen Namen Rösler aus Eitelkeit in einen italienischen verwandelt, ist ungegründet und beruht auf einer Verwechselung mit einem Musiker Rösler, der gleichfalls ein Böhme war, und die Schwachheit hatte, sich mitunter Rosetti zu nennen.

Rosinen, Weinbeeren, die entweder an der Sonne getrocknet sind und süß schmecken, oder im Ofen gedörrt und einen etwas säuerlichen Geschmack haben. Die ersten heißen Zibeben, die andern Corinthen. Von jenen gibt es verschiedene Sorten. Calabreser Rosinen sind fette Beeren von sehr gutem Geschmack, die an dürren Fäden gereiht, in Menge von Belvedere zum Handel gebracht werden. Spanien liefert ebenfalls eine große Menge Rosinen. Die schönsten und meisten erhält man aus den Weinbergen bei Velez Malaga (Muscatellerrosinen), die geringern aus Valencia; ferner aus Granada (Passerillas de Sol). Die Passerillas de Lexia sind die in einer Laugevon Weinrebenasche eingetauchten, welche stark nach dem Norden gehen. Jede Traube gleicht bei der Ankunft einem Zuckerkuchen. Trefflich sind die Tropfrosinen, welche man mit Auswahl in heißer Mittagssonne lies't und sogleich in verkalkten Töpfen verkittet. Die besten spanischen Rosinen (Pickrosinen, Pickzibeben oder lange Rosinen) sehen schön fleischicht und bläulicht von Farbe aus, und haben dabei einen angenehmen, honigsüßen Geschmack; die schlechtere Gattung ist lichtgrau, und zwar von Trauben noch größer, aber nicht so schmackhaft. Von den Rosinensorten, welche Frankreich liefert, kommen die besten aus Languedoc und Provence, z. B. die Jubis, Piccardenrosinen, Muscatrosinen; noch andre Sorten kommen von Toulon, Aubagne, Pezenas u. s. w. Die Levante liefert eine Menge Zibeben. Die bekanntesten sind die smyrnischen, welche man auf der Stelle in schwarze Sorte und rothe Karabuns unterscheidet. Geringer sind die von Lipari. Die Raisins de Damas sind platte lange Rosinen von der Größe eines Fingergliedes, die aus Syrien, besonders von Damascus kommen und in den Apotheken verbraucht werden.

Roskolniken, so viel als Schismatiker. Man bezeichnet in Rußland damit eine Religionssecte, die sich selbst Starowerzi, d. h. Altgläubige, nennt und die vom Patriarchen Nikon in der russisch-griechischen Kirche gemachten Verbesserungen verwirft, und überhaupt sich in Ansehung der Ausübung religiöser Gebräuche von ihren Lands- und Glaubensgenossen merklich trennt, da sie sich rühmt, in ihrer Mitte die wahre Art reiner Gottesverehrung zu haben. Unter Peter dem Großen erlitten die Roskolniken mannichfache Verfolgung und Drangsale, doch blieben sie — wie dies immer in solchen Fällen gewesen ist — ihrem Glauben treu, den sie oftmals mit schmählichem Tod besiegeln mußten. Catharina II., duldsamer als ihr Vorfahr, gab den Roskolniken Religionsfreiheit. Viele Kosackenstämme, so wie ein großer Theil der Bewohner Sibiriens, bekennen sich zu dieser Secte.

Rosoglio, Rosoli, s. Branntwein.

Roßbach, ein Kirchdorf und Kammergut im Amte Freiburg in der preußischen Provinz Sachsen, zwischen Merseburg und Weißenfels, an dem Flüßchen Geißel, berühmt durch die Schlacht im siebenjährigen Kriege (5. Nov. 1757), in welcher die Preußen, 22000 Mann stark, unter ihrem König Friedrich II. einen vollständigen und glänzenden Sieg über die Franzosen unter Soubise und die Reichsarmee, zusammen 60,000 Mann stark, erfochten. Soubise sollte Sachsen befreien; allein Friedrich zog ihm rasch entgegen, ging den 1. Nov. auf zwei Punkten, bei Merseburg und Weißenfels (hier hatte der Feind die Brücke abgebrannt) über die Saale, und stellte sich am 5. früh in Schlachtordnung. Die Preußen standen theils im

Thole, theils hinter einem Berge und Gehölz. Auf der Anhöhe ließ Friedrich mehrere hundert Zelte stehn, auch durfte die Reiterei nicht aufsitzen, und alle Truppen aßen zu Mittage, als ob sie nicht an eine Schlacht dächten. Die Franzosen, dadurch irre geführt, zogen sich rechts, um den König von der Saale abzuschneiden. Als sie aber Nachmittags 3 Uhr bis auf 50 Schritte sich genähert hatten, ließ Friedrich seine versteckte Batterie mit Kartätschen feuern, die Cavallerie unter Seydlitz einhauen und die Infanterie im Sturmschritt vordringen. Nichts konnte diesem unerwarteten Angriffe widerstehen. Alles floh, am schnellsten die Reichsarmee, so daß der Herzog von Braunschweig, der ihr gegenüber stand, gar nicht ins Handgemenge kam. Die Franzosen flüchteten nach Freiburg, die Reichstruppen gegen Naumburg, aber rasch verfolgt zerstreuten sie sich in wilder Flucht durch einander, unwissend wohin, nach Weimar, Gotha, Erfurt, bis in den Thüringer Wald. Der Sieg hatte den Preußen nicht viel über 400 M. an Todten und Verwundeten gekostet. Sie machten 8000 Gefangene, darunter 200 Officiere, und erbeuteten nebst dem ganzen feindlichen Lager 60 Kanonen. Die Franzosen hatten 4000 Todte und Verwundete. Die Bauern von Reichardswerben, wo eigentlich der Sieg erkämpft ward, errichteten daselbst als Siegesdenkmal eine pyramidalische Säule, und im J. 1792 ließ Prinz Louis von Preußen nebst den Göckingschen Husaren-Officieren ein anderes Denkmal von Sandstein aufrichten; an dieser Säule gab Feldmarschall Möllendorf 1805 seinen Stabsoffizieren ein glänzendes Fest. Als Napoleon nach der Schlacht bei Jena das Schlachtfeld bei Roßbach besuchte, umarmte er die später gesetzte Säule, und ließ sie nach Paris bringen. Die ältere Säule wurde von den Bauern vergraben. Nach öffentlichen Nachrichten ist jene Säule von den Preußen im J. 1815 aus Paris abgeführt, und an ihrer alten Stelle wieder aufgerichtet worden. K.

Roßschweif ist ein bei den Osmanen und Tartaren die Stelle der Fahnen vertretendes Kriegszeichen, das zugleich zur Bezeichnung des höhern oder niedern Grades des Armeeanführers dient, denn je erhabener der Rang des Anführers ist, desto mehr Roßschweife werden vor ihm hergetragen und vor seinem Zelte aufgepflanzt. So hat der Kaiser im Felde sieben, der Großvezier fünf, die Bassa's einen, zwei, auch drei Roßschweife als Ehrenzeichen. Dies kriegerische Zeichen soll bei jenen Völkern dadurch in Gebrauch gekommen seyn, daß einst in einer Schlacht, als sie bereits alle Fahnen verloren hatten, ihr Feldherr einen Roßschweif auf eine Lanze steckte, die Geschlagenen von neuem sammelte, und nun einen herrlichen Sieg erfocht. Der Roßschweif der Türken besteht aus einer Stange, an welcher ein oder mehrere Pferdeschweife und allerlei aus Pferdehaaren geflochtene Zierrathen herabhängen. Sie ist oben mit einem vergoldeten halben Mond geschmückt.

Roßtrappe wird ein einzelner Felsen des Unterharzes bei dem Dorfe Thal in der Grafschaft Reinstein genannt, an dessen einer, jäh und schroff sich emporgipfelnden Spitze eine Vertiefung zu sehen ist, die dem Eintritt eines Pferdehufes in ziemlich großer Dimension gleicht. Mancherlei Sagen sind an die Entstehung dieses Huftrittes geknüpft, und von Dichtern und Romantikern mehrfach behandelt worden. Die Gegend um die Roßtrappe gehört zu den schönsten und pittoreskesten des ganzen Harzgebirges.

Rösselsprung ist ein Kunststück auf dem Schachbrette, das darin besteht, mit dem Springer in 64 Sprüngen oder Zügen die 64 Felder eines Schachbrettes so zu berühren, daß jedes nur Ein Mal getroffen wird. Dieses künstliche und höchst schwierige Spiel hat mehrere Mathematiker, unter ihnen den großen Euler, lebhaft beschäftigt; der Reichsanzeiger der Deutschen gibt zu Lösung dieses Problems in den Jahrgängen 1797 und 98 mehrfache Anleitung.

Rossini (Gioachino). Dieser seit den letztern Jahren so gepriesene Operncomponist ist um das J. 1790 zu Pesaro in Romagna geboren und sang als Knabe mit seiner Mutter auf dem Theater zu Bologna. Zu seiner musikalischen Ausbildung trug vorzüglich der Pater Mattei daselbst bei. Doch scheint er keine gründliche Schule gemacht, sondern sich mehr auf seine Bekanntschaft mit den Werken der Neuern, eines Haydn, Mozart, Cherubini, Spontini, und auf sein großes Talent für Gesang verlassen zu haben. Er fing schon früh an zu componiren. Seine erste Arbeit war die Opera buffa: l'Italiana in Algieri, die sich im Ganzen mehr durch rohe Massen als classische Gediegenheit auszeichnete. Ferner schrieb er eine ernsthafte Oper: Ciro in Babilon, welche theilweise gelobt wurde. Merkwürdig ist, daß sie mit der Farce: l'Inganno felice, eine und dieselbe Ouverture hat. Letztere Oper hat viel brillante Musik. Nächstdem schrieb er die Opera buffa: il Turco in Italia. Weniger genannt sind die ernsten Opern: Demetrio e Polibio, Sigismondo, Ottelo; die Opera buffa: la Pietà del paragone, und die Farce: la Cambiale. Das meiste Aufsehen machte sein Tancredi, welcher 1813 in Venedig zum erstenmal mit glänzender Wirkung gegeben wurde. Seitdem hat der Ruf seines großen Talents ihm von allen italienischen Opernbühnen Bestellungen verschafft, denen er in außerordentlich kurzer Zeit, aber zum Nachtheile seiner Kunst, Genüge zu leisten weiß. Seine neuesten in Deutschland bekannt gewordenen Opern sind: la Gazza ladra und Elisabetta regina d'Inhilterra. In Italien rühmt man jetzt seine Armida. Man findet in allen Werken dieses Componisten einzelne geniale Gedanken, einschmeichelnde Melodien, Leichtigkeit und Lebendigkeit, oft eine pikante Begleitung, dabei aber auch die ärgsten Incorrectheiten, Verstöße gegen Costum, Charakteristik und poetische Wahrheit, so wie eine nicht zu rechtfertigende Aneignung fremder Ideen. Als Concertmusik betrachtet können die einzelnen Gesangstücke gefallen, aber in ihrer dramatischen Aufeinanderfolge gewähren sie die Empfindung eines von Süßigkeiten übersättigten Magens. Uebrigens ist in Italien der Ruf seiner lockern Lebensart eben so ausgebreitet, als sein künstlerischer Ruf.

Rost, der metallische, ist im weitesten Sinne ein jeder Metallkalk, welcher durch die Oxydation oder Calcination (s. letztern Art.) erzeugt wird. Es gibt demnach eben so gut Blei-, Zinn-, Kupferrost u. s. w., als Eisenrost, wiewohl wir mit dem Worte Rost ohne weitern Beisatz gewöhnlich den letztern bezeichnen. Mit dem Metallrost hat der Pflanzenrost nichts als die braune Farbe des Eisenrostes gemein. Man nimmt ihn an den Gewächsen wahr, wo er sich wahrscheinlich aus zurückgebliebenen, an der Luft erhärteten und zu Staub gewordenen Pflanzensäften erzeugt.

Rost (Johann Christoph), bekannt als Dichter und witziger Kopf, war 1717 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Küster an der Thomaskirche war. Anfangs studirte er die Rechte, widmete sich aber nachher den sogenannten schönen Wissenschaften, im J. 1742

ging er nach Berlin, und dort gab er seine Schäfererzählungen heraus, in denen eine gewisse Leichtigkeit und Schalkhaftigkeit nicht zu verkennen sind. In Leipzig, wohin er zurückkehrte, erschienen von ihm die gelernte Liebe, ein Schäferdrama in einem Aufzug, und das Vorspiel, ein satirisch-episches Gedicht in fünf Gesängen, worin er schon damals seinen vormaligen Lehrer und Orakel Gottsched angriff. Da er indeß keine sonderlichen Aussichten vor sich sah, ging er abermals nach Berlin, schrieb hier die Haude- und Spenersche politische Zeitung, kehrte aber schon nach einem Jahre nach Sachsen zurück, und trat 1744 als Secretär und Bibliothekar in die Dienste des Grafen Brühl. Inzwischen hatte sich eine allerdings weit überlegene Partei gegen Gottsched gebildet, welche die ungebührliche Vergötterung dieses pedantischen Kunstrichters durch gleich ungebührliche Angriffe und Lästerungen vergelten zu müssen glaubte. Die Neuberin, die früher den für das Volk so ergötzlichen Hanswurst auf Gottscheds Veranstaltung und unter seiner Mitwirkung jämmerlich vom Leben zum Tode gebracht hatte, war mit ihm zerfallen, und hatte ihn vom Theater herab lächerlich gemacht. Diese brachte jetzt Weißens komische Oper: Der Teufel ist los, auf die Bühne, die Gottscheds ganzen kunstrichterlichen Ingrimm erregte. Bei dieser Veranlassung schrieb (1753) Rost seine bekannte Epistel des Teufels gegen Gottsched, unstreitig sein witzigstes Werk, wiewohl wir gern gestehn, daß auch sie ziemlich kraftlos ist, und von Gottsched leicht auf ihren Urheber zurückzuwenden gewesen wäre, wenn diesem nur einiger Witz zu Gebote gestanden hätte. Statt dessen aber geberdete er sich unbeholfen und lächerlich, und erleichtete dadurch nur den Triumph seines Gegners. Im J. 1760 wurde Rost Obersteuersecretär zu Dresden, und erwarb sich in diesem Amte durch Fleiß, Ordnung und Redlichkeit allgemeine Achtung. Er starb 1765. Außer den genannten Werken besitzen wir von ihm Briefe nebst einer Abhandlung von deutschen Briefen, und vermischte Gedichte, unter denen sich auch seine berüchtigte Erzählung, die schöne Nacht, befindet, ein Hochzeitsgedicht, das ohne sein Vorwissen ins Publicum kam.

Rostock, die größte Stadt des Großherzogthums Meklenburg-Schwerin, im Warnow- oder Rostocker District, liegt an der schiffbaren Warnow, welche zwei Meilen von derselben in die Ostsee fällt. Rostock hat ein heiteres, freundliches Ansehn, und besteht aus der Altstadt, mittlern Stadt und der Neustadt. Die Stadt, welche viele besondere Vorzüge genießt, z. B. eine ganz freie Verfassung, das Münzrecht, enthält ein Jungfrauenkloster zum heiligen Kreuz, 9 Kirchen, darunter die Marienkirche mit den Gebeinen des Hugo Grotius sich auszeichnet, ein Zucht- und Waisenhaus, zwei Hospitäler, 2200 Häuser und 14,300 Einwohner. Es ist hier eine im Jahre 1419 von den Herzogen Johann und Albrecht im Verein mit dem Magistrat gestiftete Universität, welcher die von Bützow 1760 einverleibt wurde. Sie hat vier Facultäten, jetzt mit 22 ordentlichen Professoren, nämlich 4 bei der theologischen, 4 bei der juristischen, 4 bei der medicinischen und 10 bei der philosophischen Facultät. Auch gehören dazu eine Bibliothek, ein botanischer Garten, ein Münzkabinet, ein Museum, ein pädagogisch-theologisches Seminarium und eine naturforschende Gesellschaft, und auf dem nahen Carlshofe befindet sich eine Thierarzneischule. Außer den zahlreichen Handwerkern und Künstlern sind hier eine Stärke-, eine Seifen-, eine Cichorien, 3 Tabacksfabriken und zwei Zuckersiederein. Die Stadt treibt einen ansehnlichen

Handel, besonders mit Wolle, Getraide und Vieh, und hält jährlich eine Messe. Unter den Einwohnern zählt man daher 171 Kaufleute, 59 Branntweinbrenner und 98 Schiffer. Der Hafen der Stadt ist an der Mündung der Warnow in die Ostsee, bei dem Flecke Warnemünde, wo jährlich gegen 700 Schiffe aus und einlaufen. Bemerkenswerth ist auch, daß Rostock der Geburtsort des berühmten Fürsten Blücher ist, dem jetzt von dem Lande ein Denkmal errichtet wird. Rostock, obgleich schon 1161 eine wendische Stadt, wurde 1218 von dem Fürsten Heinrich Borwin I. zu Meklenburg mit der Stadtgerechtigkeit versehen. Von 1257 bis 1301 war es die Residenz der Herren zu Rostock, und seit 1323 mecklenburgisch, und zwar von 1352 bis 1471 den schwerinschen Herzogen, in den folgenden Landestheilungen aber (1555 bis 1621) beiden regierenden Linien zu Schwerin und Güstrow gemeinschaftlich, und nach Erlöschung der letzteren (1695) der schwerinschen Linie wieder allein zugehörig.

Rostopschin (Fedor, Graf) General-Lieutenant der russischen Armeen, und in dem verhängnißvollen Zeitpunkt von 1812 Commandant in Moskau. Es giebt wenige Männer in der neuern Zeitgeschichte, über welche so verschieden geurtheilt worden ist, wie Graf Rostopschin; und über wenige Thaten der neuern Zeit hängt zugleich ein solches Dunkel, wie über die, um deren willen Graf Rostopschin von Einigen hart angeklagt, von Andern dagegen den ersten Heroen aller Zeiten an die Seite gesetzt wurde. Nicht minder war man in Deutschland wie in Frankreich über die Individualität des Grafen in Irrthum, und man erstaunte nicht wenig, ihn, den man als einen Vandalen zu denken sich gewöhnt hatte, 1817 in Carlsbad und bald darauf in Paris, wo er sich ganz niedergelassen zu haben scheint, als einen der liebenswürdigsten, gebildetsten und geistreichsten Männer kennen zu lernen. — Graf Rostopschin, geb. 1760, stammt aus einer alten russischen Familie, die sich aber in Staatsdiensten wenig bemerkbar gemacht hat. Er widmete sich dem Kriegsdienst, kam als Lieutenant in die kaiserliche Garde, und machte dann Reisen ins Ausland. Später wurde er durch die beiden Grafen Romanzow begünstigt. Unter Paul I. ward Rostopschin anfangs sehr hervorgezogen, und mit Orden überhäuft, in der Folge aber in Ungnade entlassen. Unter Alexander erhielt er das Gouvernement Moskau, und auf diesem wichtigen Posten traf ihn der Feldzug von 1812. Auf alle Fälle hatte Rostopschin bedeutenden Einfluß auf den ungeheuern Erfolg in demselben, wenn auch die Angabe der Franzosen, daß von ihm die Verbrennung der Stadt planmäßig angeordnet worden, unwahr seyn möchte, wie man nach Abwägung aller Gründe dafür und dagegen jetzt allgemein annimmt. (Man vergl. Moskau). Im J. 1814 begleitete er den Kaiser Alexander zum Congreß nach Wien. Seitdem befindet er sich auf Reisen und hält sich jetzt schon seit 2 Jahren in Paris auf.

Rostra wurde im alten Rom die Rednerbühne genannt, von der herab die öffentlichen Vorträge an das römische Volk gehalten wurden. Der Name entstand von den eroberten Schiffschnäbeln, mit denen die Römer nach der ersten gewonnenen Seeschlacht gegen die Carthager zum Triumph und Andenken dieses kaum gehofften Sieges fortan die Rednerbühne schmückten, die bis dahin Suggestus geheißen hatte.

Roswitha, auch Hroswitha (Roswida) eigentlich, wie Seidel schon behauptet, Helena von Rossow, aus einer altadligen

Familie in der Mark Brandenburg, war Nonne des Benedictinerordens zu Gandersheim, und lebte gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts, um 980. Ihre Lebensumstände sind wenig bekannt, desto mehr aber ihre Schriften, welche ihr einen großen Ruf der Gelehrsamkeit, besonders für die damaligen Zeiten, erwarben. Kaiser Otto II. und die Aebtissin Gerberge von Gandersheim foderten sie auf, die Thaten Otto des Großen zu schildern, und sie that es in lateinischen Hexametern. Wir haben von ihr den Märtyrertod des heiligen Dionysius und Pelagius und der heiligen Agnes in Versen, eine Umarbeitung der Lustspiele des Terenz in Klostermanier und mehrere andere, auch historische Schriften (de constructione coenobii Gandersheinensis, aber auch in gebundener Rede). Konrad Celtes gab zuerst ihre Werke gesammelt zu Nürnberg 1501 heraus; die neueste Sammlung besorgte Heinr. Leonhard Schurzfleisch zu Wittenberg 1705. Meibom, Bustemann, Hamberger und besonders Schröckh haben das Leben der Hroswitha beschrieben.

Rota oder Ruota Romana, wird das höchste Appellationsgericht des Papstes über die gesammte catholische Christenheit genannt, das nicht nur in geistlichen Streitsachen, sondern auch in allem, was geistliche Pfründen, die über 500 Scudi eintragen, betrifft, entscheidet, und in seinen Urtelssprüchen dadurch das höchste Gewicht erhält, daß von dem Grundsatz der Unfehlbarkeit des Papstes ausgegangen wird. Die Rota Romana hat eine collegialische Verfassung und besteht aus zwölf Prälaten, unter denen drei Römer, ein Deutscher, ein Franzose und ein Spanier seyn müssen. Sie führen sämmtlich den Titel Auditores de la Rota oder Auditoren des heil. apostolischen Palastes, weil sie ihre Sitzungen wöchentlich zweimal im Pallaste des Papstes halten. Der Name des Gerichts entstand daher, daß der Fußboden des Gerichtssaales mit Marmorplatten in Gestalt von Rädern (Rota) belegt ist; nach andern, weil auf dem Platze, wo dieses Tribunal zuerst errichtet worden war, im alten Rom ein rundes öffentliches Gebäude stand. Mit der päpstlichen Regierung hatte auch dieses Gericht aufgehört; jetzt aber ist es wieder hergestellt worden. (Vergl. Römische Curie.)

Röthelfarbe ist ein durch Kunst hervorgebrachter Farbenartikel, welcher aus den Kiesen, woraus man den Vitriol ausgelaugt hat, erhalten wird. Man unterwirft nämlich das nach dem Auslaugen des Vitriols erhaltene Ueberbleibsel dem Schlämmen, zieht hernach, wenn der Sand und andre grobe Theile sich gesetzt haben, die im Wasser befindliche feine Erde ab, läßt dieselbe so lange stehen, bis sie zu Boden gesunken ist, trocknet sie dann und brennt sie im Ofen zu rother Farbe. An vielen Orten führt sie den Namen rothe englische Erde. Sie dient den Oelmahlern zum Anstreichen, den Tabacksfabrikanten zum Färben der spanischen Tabake u. s. w. — Der Röthel oder Rothstift ist eine schwere dunkelrothe Erde, eigentlich ein rother mit Thonerde vermischter Eisenkalk, der besonders in England und bei uns um Nürnberg gegraben wird. Die gemeinere Art wird in der Medicin zum Blutstillen, wie auch von Tischlern, Zimmerleuten u. dgl. zum Bezeichnen ihrer Arbeiten gebraucht. Die feine Gattung, welche sich spalten läßt, wird wie das Reißblei in Holz eingefaßt oder in länglichten Stücken schachtelweise zum Handel gebracht. Mahler u. A. gebrauchen es zum Zeichnen u. s. w.

Rothes Meer, auch der **arabische Meerbusen**, das **Schilfmeer**, und von den Türken **Meer von Mekka** genannt, ist ein Meerbusen des indischen Oceans, der gegen 300 deutsche Meilen tief in einer von Süden nach Nordwesten gehenden Richtung sich zwischen Arabien und der Ostküste von Afrika hin erstreckt, bis zu der Afrika und Asien verbindenden Landenge von **Suez**, welche 15 Meilen breit ist, das rothe Meer von dem mittelländischen Meer trennt, und ihren Namen von der in einer dürren, unfruchtbaren, wasserleeren Fläche liegenden Stadt Suez hat. Das rothe Meer nimmt ungeachtet seiner weiten Ausdehnung (indem es der längste Meereinschnitt zwischen den Continenten der alten Welt ist) nirgends einen Strom von Bedeutung auf, ist überall mit sandiger Strandküste, mit Klippen, oft mit Wüsten umgeben, und endet auch auf gleiche Weise im Norden mit Wüsten. Die Schifffahrt auf demselben ist gefährlich und beschwerlich. Den Eingang in das rothe Meer aus dem arabischen Meere, einem Theile des östlichen oder indischen Oceans, bildet die 5 Meilen breite Meerenge **Bab-el-Mandeb** (die Pforte der Gefahr). Die Insel Perim (eine Zeitlang von den Britten besetzt) trennt sie in die schmalere arabische und in die breitere afrikanische Straße. Die arabische hat und ein 40 bis 60 Fuß tiefes Fahrwasser. Auf der Straße Bab-el-Mandeb liegt das Cap el Mandeb, ein isolirter Berggipfel von mäßiger Höhe.

Rothlauf ist ein röthlicher Hautausschlag an einzelnen Theilen des menschlichen Körpers.

Rothwälsch nennt man eine Sprache, welche die europäischen Zigeuner, Spitzbuben und Bettler unter sich reden, um nicht von Andern verstanden zu werden. Sie ist ein Gemisch von gemeinen oberdeutschen, jüdischdeutschen und selbstgemachten Wörtern, auch Verdrehungen von Wörtern, um dieselben unkenntlich zu machen. Manche deutsche Wörter und Redensarten haben in dieser Sprache durch den Gebrauch der Gauner eine ganz eigne Bedeutung bekommen; vorzüglich findet man viele Euphemismen darin, besonders für diejenigen Begriffe, welche das Handwerk der Diebe, die gestohlenen Sachen und dergleichen bezeichnen. Einen Hauptbestandtheil machen jedoch die Redensarten und Wörter aus, die aus dem sogenannten **Jüdisch-Hebräischen**, wie es nämlich von dem gemeinen Mann gesprochen wird, entlehnt sind; ein ziemlich sicherer Beweis, daß Juden die Erfinder dieses Jargons waren. Doch sind die meisten Wörter so entstellt, daß es sehr schwer ist, die erste richtige Lesart und Aussprache wieder herzustellen, noch schwerer, sie richtig schriftlich aufzuzeichnen. Die Sprache heißt auch die **jenische Sprache** und ist von der eigentlichen selbstständigen **Zigeunersprache**, mit der sie nur einige Wörter gemein hat, sehr verschieden. — Die Kenntniß dieser Sprache ist besonders für den practischen Juristen von der größten Wichtigkeit, um bei Verhaftung von Diebsbanden die nähern Umstände des Diebstahls, die Art und Weise, wie derselbe geschah und überhaupt die Oeconomie der Banden genau kennen zu lernen. Daher bemühte man sich schon früh, Gerichtspersonen Hülfsbücher zur Erlernung derselben in die Hände zu geben. Diese Bücher entstanden aus Mittheilungen eingezogner Gauner, denen man das Geheimniß ihrer Sprache entlockte. Schon im Jahre 1601 erschien eine Grammatik der rothwälschen Sprache, eine vollständigere zu Frankfurt am Main 1755, 8. Im Jahre 1791 erschienen die von dem ehemals berüchtigten Gauner Constanzer Hans, der zu Sulz

am Neckar verhaftet wurde, gegebnen Notizen und Nachrichten im Druck. In den neuesten Zeiten aber ist die Kenntniß dieser Sprache durch die Bemühungen mehrerer aufmerksamen Juristen sehr bedeutend erweitert und allgemeiner verbreitet worden. So lieferte der Amtsschreiber Mejer im J. 1807 einen Aufsatz über Diebe und Diebesbanden, worin sich auch ein Abschnitt, der über diese Sprache handelt, befindet, entstanden aus Bemerkungen, welche Mejer bei Einziehung des berüchtigten Brade und seiner Bande machte. Dieser Aufsatz befindet sich in Nr. 32 des hannöverschen Magazins, und ist daraus abgedruckt im Allg. Anz. der Deutschen vom Jahre 1807, Nr. 114, 118, 119 und 120. Einige Berichtigungen dazu stehen in Nr. 103 des Anzeigers von demselben Jahre. Das Ausführlichste aber, was wir bis jezt über diese Sprache besitzen, ist in der 1812 vom Dr. Pfister (ehemals zu Heidelberg, jezt zu Freiburg) herausgegebnen Actenmäßigen Geschichte der Räuberbanden an den beiden Ufern des Mains, im Spessart und im Odenwalde enthalten, welcher der Verfasser eine Sammlung und Verdolmetschung jenischer Wörter angehängt hat. Da aber die in diesem Verzeichnisse vorkommenden, aus dem Hebräischen entlehnten Wörter und Benennungen oft entstellt und unrichtig aufgefaßt waren, indem Pfister seine Beiträge von Gaunern erhielt, die nicht geborne Juden waren, sondern es mit einer Bande zu thun hatte, die nur aus Christen bestand; so hat sich ein Gelehrter (der sich Br. unterzeichnet) der Mühe unterzogen, die aus dem Hebräischen entlehnten, in dem genannten Verzeichnisse befindlichen Wörter zu berichtigen. Seine Verbesserungen stehen im Allg. Anz. vom Jahre 1812, Nr. 174 und 175; einige Nachträge dazu ebend. Nr. 237. Pfister gab später noch einen Nachtrag zu der obenerwähnten Geschichte der Räuberbanden heraus, in dem er S. 347 die aus wohlgemeinten Gründen im Anzeiger mitgetheilten Verbesserungen übel deutet, und das Bestreben, die Wörter der rothwälschen Sprache möglichst richtig aufzufassen, für überflüssig erklärt. Es verdient aber dasselbe vielmehr Dank, da nicht alle Diebe die Aussprache haben, der sich die verdorbene Bande, welche Pfisters Untersuchung übergeben war, bediente, und vorzüglich da der Theil der Sprache, über welchen sich die mitgetheilten Verbesserungen erstreckten, d. h. die aus dem Jüdischhebräischen entlehnten Phrasen und Wörter nicht willkürlich ersonnen (nicht jenisch) sind, man also dieselben auf die möglichst ursprüngliche Richtigkeit zurückführen, und, um mit allen Banden fertig zu werden, sie so kennen muß, wie der eigentliche Jude, dem sie abgeborgt sind, sie spricht. Vergl. die Erklärung des Hrn. Br. im Allgem. Anz. von 1812, Nr. 304. In dem erwähnten Nachtrage ist Pfister zwar sorgsamer gewesen; dennoch haben sich auch in diesen Verdrehungen der aus dem Hebräischen entlehnten Wörter eingeschlichen. Diese Unrichtigkeiten sind abermals verbessert im Allg. Anz. von 1815, Nr. 304. u. ff. Man muß übrigens bei diesen Berichtigungen bemerken, daß sie die aus dem Hebräischen entlehnten Wörter nur unverdorbener geben, nicht aber nach der ganz reinen Mundart der portugiesischen und italienischen Juden, eben so wenig nach der Sprache der heutigen Hebräisch-Gelehrten; beides würde unzweckmäßig seyn; denn unsre deutschen abendländischen Juden unterscheiden sich in ihrer Sprache von ihren morgenländischen Glaubensgenossen so sehr, daß diese von jenen und umgekehrt gar nicht verstanden werden; noch weniger würde das gelehrte Hebräische für

das Rothwälsche passen. — Noch einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß der jenischen Sprache hat geliefert Christensen (Justizrath zu Kiel) in seinem Alphabetischen Verzeichniß einer Anzahl von Räubern, Dieben und Vagabonden mit hinzugefügten Signalements ihrer Person und Angabe einiger Diebsherbergen, entworfen nach den Aussagen einer zu Kiel 1811 und 1812 eingezogenen Räuberbande, Hamburg 1814, 8. In diesem Buche liefert derselbe S. 34-54 Beiträge zum Diebs-Idiotikon, die vorzüglich darum interessant sind, weil diese Beiträge, die aus Aussagen von in Norddeutschland, vorzüglich in Holstein und Meklenburg, eingezogenen Gaunern geschöpft sind, beweisen, daß jede Diebsprovinz ihren eignen Jargon habe, und der norddeutsche sich von dem süddeutschen wesentlich unterscheide. — Zu bemerken ist, daß in Vaters sonst so trefflichem und vollständigem Werke: Literatur der Grammatiken, Lexica und Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde, vom Rothwälschen so wenig als vom Jüdischdeutschen gehandelt wird. — Die erste Entstehung der Sprache anzugeben, ist sehr schwierig. Gewiß ist, daß man sie schon seit Carls V. Zeiten in Deutschland kennt, wo unter andern auch die Gordenbrüder, d. h. die abgedankten Soldaten, die als Bettler umherstrichen, sich ihrer bedienten. Eben so schwierig ist die Angabe der Etymologie des Namens rothwälsch. Gottsched, der oft unglücklich in Ableitungen war, leitet ihn vom kaiserl. Kammergericht zu Rothweil her, weil dies so schlecht deutsch geschrieben. Weit vernünftiger ist die Meinung Anderer, der Name stamme vom italienischen rotto, gebrochen, so daß es eine zerbrochene, kauderwelsche Sprache bedeute. Die richtigste Etymologie ist aber unstreitig die aus der Sprache selbst. In derselben bedeutet Rot einen Bettler, und Rotbos eine Bettlerherberge; wälsch ist ausländisch, fremd überhaupt; rothwälsch wäre also ganz eigentlich eine Sprache der Bettler und Vagabunden. Die Diebe und Gauner selbst pflegen ihre Sprache Kokumloschen zu nennen, d. h. kluge Sprache, von den hebräischen Wörtern hauam (weise, klug) und laschon (die Sprache). Sonst ist sie auch noch bekannt unter dem Namen Diebes- oder Gaunersprache. κ. μ. δ.

Rothweil oder Rottweil, vormals eine kleine freie Reichsstadt in Schwaben mit einem Gebiet, welches vom Herzogthum Wirtemberg, der Landgrafschaft Bar und der Grafschaft Hohenberg begränzt wurde. Jetzt gehört sie zum Königreich Wirtemberg, und zwar zu dem Schwarzwaldkreise. Sie liegt zwanzig Stunden von Stuttgart auf einer Anhöhe am Neckar, und ist altmodisch gebaut, und mit hohen Mauern und starken Thürmen umgeben. Sie hat ein schönes Kaufhaus, ein ansehnliches Hospital, ein Gymnasium, zwei Kirchen, wovon die eine mit einem sehenswerthen gothischen Thurme geziert ist, 500 Häuser und 3100 Einwohner, welche Korn- und Viehhandel nach Helvetien treiben. Die Stadt hält ansehnliche Märkte, von welchen der Viehmarkt am meisten besucht wird, und war sonst der Sitz eines kaiserlichen Hofgerichts. Dieses rothweilische kaiserliche Hofgericht soll schon im J. 1146 von Konrad III. gegründet seyn, der damals seine Residenz hier hatte. Es bestand aus einem Erbhofrichter und sieben Assessoren, die theils aus dem Adel, theils aus den Magistratspersonen zu Rothweil gewählt wurden. In seiner Abwesenheit ließ der Erbhofrichter sein Amt durch einen aus dem Grafen- oder Freiherrnstande gewählten Stellvertreter

versehen. Schon seit Friedrichs III. Zeit war das Erbhofrichteramt ein Erbmannlehn der Grafen von Sulz. Nach Erlöschung des Mannsstammes derselben kam diese Würde 1687 durch Heirath an die Fürsten von Schwarzenberg, bei denen sie bis in die neuesten Zeiten blieb. Unter dieses Gericht gehörten der österreichische, fränkische, bayerische, schwäbische Kreis, und ein Theil des niederrheinischen; doch waren das Erzhaus Oesterreich, die Churfürsten, Bamberg, Würzburg, Straßburg, die Pfalzgrafen, die Markgrafen von Brandenburg, die Herzoge von Wirtemberg u. a. m. von dieser Gerichtsbarkeit ausgenommen. Die Prozeßordnung glich der des Reichskammergerichts, nur war sie nicht mit so vielen Förmlichkeiten verbunden. Vor dem rothweilschen Hofgericht konnten alle Rechtssachen, nur nicht geistliche und Ehesachen, verhandelt werden, und man appellirte von demselben an das Reichskammergericht und den Reichshofrath. 1803 wurde es vom Könige von Wirtemberg aufgehoben.

Rotterdam, der größte unter den vier Districten des südlichen Theils der Provinz Holland, befaßt Schieland, den Krimpenerwaard, Delfland und einen Theil von Rhijnland. Die Hauptstadt der Hoogheemraadschap Schieland, eines der Hauptsitze holländischer Veen-Cultur, so wie des ganzen Districts, ist Rotterdam, an Handel und Wohlstand, die zweite im Range in den sieben nördlichen Provinzen der vereinigten Niederlande und, die neu vereinigten südlichen mitgerechnet, die dritte an Volksmenge nach Amsterdam und Brüssel. Sie enthält 6600 Häuser, und nach der Zählung von 1796 53000, nach dem Staatscalender von 1815 hingegen 58552 Einwohner. Die Stadt ist in Gestalt eines Dreiecks erbaut, dessen Basis oder Südostseite sich an die Maas lehnt und vorzüglich, wenn man zu Wasser von Dordrecht kommt, eine prachtvolle Ansicht gewährt. Sie führt ihren Namen von dem kleinen Flusse Rotte, der hier mittelst einer Schleuse in die Maas fällt. Sie erhielt Stadtrechte im J. 1272 unter der Regierung des populären Floris V., ward schon im vierzehnten Jahrhundert dreimal, und noch dreimal gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts vergrößert. Im Jahre 1480 ward sie durch den Häuptling der Insel Hoeksche Waard (im District Dordrecht), Franz van Brederode, eingenommen und eine Zeitlang gegen den Erzherzog Maximilian mannhaft vertheidigt, brannte 1563 großentheils ab, ward 1572 von den Spaniern durch Verrath eingenommen und geplündert, und erhielt 1580 durch Wilhelm I. als die erste unter den sogenannten kleinen Städten Sitz und Stimme in den Staaten von Holland. Seitdem hat ihr Wohlstand beständig zugenommen; selbst in dem nahrungslosen Zeitraume von 1795 bis 1813 litt Rotterdam vermöge seiner zweckmäßigen Handelslage verhältnißmäßig weit weniger, als andere Städte der vereinigten Provinzen, obwohl nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich und der Hemmung aller Schifffahrt auf der Maas durch die französischen Zolleinrichtungen auch ihr Wohlstand sehr geschwächt ward. Erst nach der Staatsumwälzung im November 1813, welche sie insbesondere durch Unterstützung des nahen Dordrecht kräftigst förderte, erhielten Handel und Gewerbe neues Leben. In keiner niederländischen Stadt haben sich die Früchte dieser Revolution schon jetzt in solchem Umfange entwickelt, als hier; bereits im Frühling 1814 war die Maas mit auswärtigen, insbesondere brittischen Schiffen bedeckt, so daß für die inländischen Fahrzeuge kaum Platz vorhanden war, und seitdem hat der Handel der Stadt so weit ausgedehnte auswärtige Verbindungen,

namentlich nach Ost- und Westindien angeknüpft, daß selbst Amsterdam sich noch nicht in diesem Grade dem vorigen Wohlstande nähert. Rotterdam ist der Geburtsort des Wiederherstellers wahrer Gelehrsamkeit und des guten Geschmacks im Norden von Europa, Desiderius Erasmus, welchem hier auf dem großen Markte anfangs ein hölzernes, in der Folge ein steinernes und endlich das noch vorhandene zehn Fuß hohe metallne Standbild errichtet ward. Die lateinischen Schulen der Stadt werden noch jetzt nach dem Namen des großen Mannes benannt. Die innere Stadt (Binnenstad) wird durch die hohe Straße von der äußeren (Buitenstad), an der Maas gelegen, geschieden; die erstere hat viele enge Gassen und besteht fast ganz aus Bürgerhäusern, die letztere hingegen enthält viele große, prachtvolle Kaufmannshäuser, denen sich die ankommenden und absegelnden Seeschiffe in bequemen und geräumigen Ankerplätzen unmittelbar nahen und mit seltner Leichtigkeit ein- und ausladen können. Unter den Landungsplätzen oder Quais des trefflichen Hafens sind die vorzüglichsten: der Wijn- Leuven und Nieuwe-Haven, der Blaak, die Gelderschen und Spanischen Quais, das Haringvliet und der prachtvolle, schön bepflanzte Quai an der Maas, de Boompjes. Seeschiffe, die höchstens 15 Fuß tief im Wasser gehen, nehmen die Fahrt über Briel (Brielle); gehen sie tiefer im Wasser, von Helvoetsluis durch das Hollandsch Diep und das Dortsche Kil (Fahrwasser). Schon in früheren Zeiten war Rotterdam der Hauptsitz des Holländischen Handels nach England und Schottland, und regelmäßig segelte periodisch eine Sloop zwischen hier und London; dieser Handelszweig ist jetzt völlig wieder hergestellt und man sieht hier beständig eine große Anzahl Engländer. Die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude sind: die große St. Laurenz-Kirche, enthaltend die Gräber der Niederländischen, größtentheils in den Kriegen gegen England und Frankreich zwischen 1660 und 1674 gebliebenen Seehelden: de Witte, Kortenar, Johan van Brakel, Johan de Lief, de Jan van Nes, Kornelis Matelief und Mook Lambrechts. Außerdem giebt es hier Niederdeutsche und Schottische Reformirte, Französische und Englische Bischöfliche, presbyterianische, Lutherische, catholische, anabaptistische und remonstrantische Kirchen und Gotteshäuser. Die Börse ist groß und schön. Bemerkenswerth ist das Admiralitätsgebäude (Zekantoor) und der ansehnliche Schiffswerft, worauf die größten Schiffe erbaut werden können. Die beiden Hauptspaziergänge der Stadt sind an der Westseite das sogenannte Nieuwe Werk und an der Ostseite die Plantaadje (Anpflanzung), beide an der Maas. Unter den hiesigen Fabriken zeichnen sich die Zuckerraffinerien aus. Außerdem giebt es Branntweinbrennereien, Näh- und Stecknadel-, Korkpfropfen- und Lackmusfabriken. Unter den wissenschaftlichen Anstalten: het Bataafsch Genootschap voor proefondervindelijke Wijsbegeerte (Gesellschaft zur Beförderung wissenschaftlicher Forschungen), eine gelehrte Gesellschaft unter der Benennung: Verschiedenheit und Uebereinstimmung, und ein beträchtlicher Zweig der holländischen Akademie der schönen Künste und Wissenschaften. Man behauptet, daß in Rotterdam das Holländische am reinsten gesprochen wird.

Rotunda (Rotonda), kann überhaupt ein jedes Gebäude genannt werden, das außen und innen rund ist. So ist z. B. das berühmte Pantheon zu Rom eine Rotunde, deren Inneres durch eine an der Decke angebrachte Oeffnung erhellt wird. Bei Tempeln, Gar-

tensälen u. dgl. wird diese Form häufig angewendet, seltner bei Gebäuden, deren Nutzen auf das gewöhnliche Leben berechnet ist.

Roucher (J. A.), wurde zu Montpellier 1745 geboren, und zeichnete sich schon früh durch den dichterischen Schwung seiner Phantasie aus. Bei Ausbruch der Revolution fühlte er sich von den ausgesprochenen Worten: Freiheit und Menschenrechte, begeistert; als aber bald darauf unter der Herrschaft des Pöbels ein gräßlicheres System der Tyrannei sich erhob und entwickelte, als fast je von Thronen ausgegangen war, konnte Roucher seinem empörten Menschengefühl nicht widerstehen, und lud bald durch sein freies Benehmen den Haß der Machthaber Frankreichs auf sich. Mehrere Mal entging er glücklich den Nachstellungen seiner Verfolger; endlich von ihnen eingezogen, ward er zum Tode verdammt, und starb unter der Guillotine im Juli 1794. Als Dichter ist Roucher berühmt geworden durch ein Gedicht: die Monate, in zwölf Gesängen, das, wenn es gleich mehrere französische Kritiker ziemlich hart beurtheilten, doch wegen seiner Zartheit der Sprache und Empfindungen Anerkennung verdient. Außer diesem Werk schrieb Roucher noch eine Uebersicht von Smiths Untersuchung der Art und Ursachen der Volksreichthümer, und kleine Dichtungen und Briefe, die nach seinem Tode herauskamen. Unter seiner Verlassenschaft fand sich auch ein angefangnes Epos: Gustav Wasa.

Roué, nennt man einen Mann, der dem Leben in der großen vergnügungssüchtigen Welt Grundsätze und Sitten geopfert hat. Der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich, welcher wenig von den Menschen hielt, und überzeugt zu seyn glaubte, daß selbst die, welchen er seine Freundschaft schenkte, nichts taugten, hatte seinen Tischgenossen und Lieblingen den Namen der Roués gegeben, ein Titel, mit welchem er selbst andeuten wollte, daß sie nichts besseres werth wären als gerädert zu werden, nicht als gemeine Verbrecher, sondern als Höflinge, die sich jede Handlung, zu der sie der Taumel des Vergnügens trieb, erlaubten, besonders wenn ihr Fürst sich daran belustigte.

Rouen, die Hauptstadt der vormaligen Normandie, und jetzt des Departements der untern Seine, liegt in einer schönen mit Anhöhen begränzten Ebene, am rechten Ufer der Seine und hat 11,000 Häuser und 87,000 Einwohner. Zur Stadt gehören sechs Vorstädte, wovon St. Sever am linken Ufer der Seine gebaut und durch eine Schiffbrücke mit der Stadt verbunden ist. Diese Schiffbrücke fällt und steigt mit der Ebbe und Fluth, obgleich sie gepflastert, und ganz einer steinernen Brücke ähnlich ist. Sie ist 270 Schritte lang, und steht seit 1626. Die Stadt ist nicht hübsch gebaut; die Häuser sind größtentheils von Holz, die Straßen meistens enge und dunkel, nur die Kaien längs der Seine sind schön. Die sehr große Domkirche, die schöne vormalige Abtei St. Ouen, wegen ihres hohen Thurmes merkwürdig, der Justizpalast und das Schauspielhaus zeichnen sich am meisten unter den öffentlichen Gebäuden aus. Merkwürdig ist auch die auf dem Marktplatze aux vaux befindliche Bildsäule des 1430 daselbst von den Engländern verbrannten Mädchens von Orleans. Rouen ist der Sitz des Präfekten, der Departementsbehörden, des commandirenden Generals der 15ten Division, eines Erzbischofs, eines königlichen Gerichtshofes, einer Handelskammer und eines Handelsgerichts, und hat viele wissenschaftliche Anstalten, als eine Academie der Wissenschaften und Künste, eine Société d'émulation, ein Lyceum, eine Schifffahrtsschule, eine Zei-

chenschule, eine medicinische und Hebammenschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, ein naturhistorisches Kabinet und einen botanischen Garten. Besonders wichtig ist die Industrie, und man unterhält zahlreiche Manufacturen und Fabriken, welche Baumwollenzeuge, vorzüglich Nankin, Piké, Kattun, Shawls, Hals- und Taschentücher, Leinwand, Papiertapeten, Spielkarten, Tuch, Wachstuch, Zucker, Horn- und Elfenbeinarbeiten, chemische Fabrikate, vortreffliche Konfituren, abgezogene Wasser, Eisen- und Gelbgießerarbeit, Oblaten und andere Artikel liefern. Der Handel ist äußerst ausgebreitet; denn mit der Fluth können schwerbeladene Schiffe bis an die Kaien gelangen, und von hier werden dann die Waaren auf der Seine weiter verführt; daher ist auch der Speditionshandel sehr ansehnlich. Auch hält die Stadt große Garn- und Twißmärkte.

Rouget de Lisle (Joseph), geb. 1760, ist der Verfasser und Componist der so berühmt gewordnen Marseiller Hymne (l'Offrande à la liberté). Den Namen Marseiller Marsch oder Hymne erhielt dieser Marsch, weil er in Paris zuerst (1792) durch die aus Marseille dahin gekommenen Föderirten bekannt wurde. Die Wirkung dieses Marsches, dessen Musik in der That meisterhaft ist, war bei den französischen Armeen so außerordentlich, daß Klopstock zu dem Verfasser sagte, als er ihn in Hamburg sprach: „Durch Ihr Gedicht sind 50,000 brave Deutsche gefallen." Rouget war zu Anfang der Revolution Ingenieur-Offizier. Seine Hymne rettete ihn nicht vor den Verfolgungen der Terroristen. Bei Quiberon wurde er verwundet und lebt seitdem von Geschäften zurückgezogen.

Rouladen, s. Passagen.

Roupie, Rupie, eine ostindische Münze, deren flaches Gepräge gewöhnlich in persischer Sprache den Namen und Titel des Nabobs unter dem, so wie das Jahr und die Provinz anzeigt, wann und wo sie geschlagen worden. Es gibt Goldrupien und Silberrupien; die erstern betragen ungefähr 9 Thlr an Werth, die silberne gewöhnlich 18 Gr. — 100,000 Silberrupien machen einen Lack, 100 Lack eine Crore.

Rousseau (Jean Baptiste), einer der besten Dichter Frankreichs, der unter den lyrischen Dichtern seiner Nation noch immer die erste Stelle einnimmt. Er war der Sohn eines Schuhmachers, im J. 1669 (nach Andern 1671) zu Paris geboren, und starb zu Brüssel den 17ten März 1741. Obgleich von niedriger Herkunft, genoß er dennoch eine vortreffliche Erziehung. Der Unterricht des Boileau weckte in ihm früh den dichterischen Geist, der ihm zu Theil geworden war. Als Jüngling zeigte er sich daher in kleinen poetischen Versuchen, welche geistreich und voll von Einbildungskraft waren. Im J. 1688 ward er bei dem damals nach Dänemark abreisenden französischen Gesandten Bonrepeaux Page, und in der Folge wählte ihn der Marschall von Tallard, als er nach England reis'te, zu seinem Secretär. In London wurde St. Evremont sein genauer Freund. Bald darauf kam er zum Finanzdirector Rouillé, den er liebte und schätzte. Ihm folgte er überall, und im ruhigen Umgange mit diesem Manne trieb er die Wissenschaften und die Dichtkunst eifrig, und verschmähte mehrere ihm damals angebotene Stellen. Bis hieher war ihm das Glück günstig gewesen; von nun an ward es ihm abhold. Es erschien um diese Zeit auf der Bühne von Paris die Oper Hesione, und kurz darauf eine witzige Satire in Versen gegen den Dichter. Ohne Zweifel waren diese Verse von Rousseau; auf diese Stanzen (es waren fünf an der

Zahl) folgten eine Menge andrer, die an Gift und Geifer ihre Vorgänger noch übertrafen, so daß Paris und Versailles damit überschwemmt wurden. Die Tribunale, der ewigen Klagen darüber müde, suchten endlich den Verfasser der Verse zu entdecken. Keiner zweifelte daran, daß es Rousseau sey, obgleich er selbst es standhaft läugnete. Bestimmtes ließ sich indeß nicht darüber ausmachen, und Rousseau wäre nie durch diese Verse ins Unglück gestürzt, hätte er sich begnügt zu läugnen, aber er ging weiter, und beschimpfte seinen Charakter durch folgende Handlung bei Mit- und Nachwelt. Es lebte um diese Zeit ein Geometer Namens Saurin zu Paris. Diesen beschloß Rousseau, aus welchen Gründen, weiß man noch bis heute nicht, zu verderben. Er bediente sich hierzu eines Schuhmacherjungens, Wilhelm Arnould, der sich dazu gebrauchen ließ, öffentlich vor Gericht das falsche Zeugniß zu reden, er habe von Saurin diese Verse bekommen, und sie auf sein Geheiß ausgestreut. Die Unschuld dieses Mannes kam jedoch bald an den Tag; Saurin bewies, daß Rousseau den Zeugen bestochen, und am 7ten April 1712 ward der Dichter durch einen öffentlich angeschlagenen Beschluß auf ewig aus dem französischen Königreiche verbannt. — Rousseau ging nun nach der Schweiz. Hier fand er an dem Grafen du Luc, französischem Botschafter bei der helvetischen Eidgenossenschaft, einen Gönner. Als aber im J. 1714 der Graf als Bevollmächtigter nach Baden reis'te, um dort mit dem Prinzen Eugen Frieden zu schließen, begleitete er diesen nach Wien. Hier führte er drei Jahre lang ein höchst angenehmes Leben, nach Verlauf dieser Zeit mußte er schnell Wien verlassen, warum, ist nicht gewiß; wahrscheinlich jedoch, weil er an einigen Versen Antheil hatte, die der Graf Bonneval auf eine der Maitressen des Prinzen gemacht hatte. Rousseau ging nach Brüssel, wo er mit Voltaire, seinem ehemaligen besten Freunde, den er im Collegium Ludwigs des Großen kennen gelernt hatte, in neuen Streit und Feindschaft verwickelt wurde. Uebrigens konnten die freundlichsten Verhältnisse in Brüssel das Verlangen nach der Hauptstadt in ihm nicht vertilgen. Auch hatte es der Großprior von Vendome in Verbindung mit dem Grafen von Breteuil schon dahin gebracht, daß Rousseau vom Regenten, dem Herzog von Orleans, ein Zurückberufungsschreiben erhielt. Dies befriedigte aber den Ehrgeizigen nur halb; er verlangte eine nochmalige Durchsicht seiner Prozeßacten, und eine öffentliche Zurückberufung. Mit Recht ward dies einem Manne verweigert, der sich durch eine ehrlose Handlung geschändet hatte. Traurig über seinen mißlungenen Plan ging Rousseau nunmehr auf Reisen, und begab sich im J. 1721 nach London. Hier gab er 1723 die Sammlung seiner Werke in 2 Bdn. 4. heraus. Ein ansehnliches Vermögen, welches er sich dadurch erwarb, lieh er der damals schon sinkenden Handelscompagnie zu Ostende. Rousseau kam gegen den Abend seines Lebens durch den Verlust dieser bedeutenden Summe so herunter, daß er nur noch von der mildthätigen Unterstützung einiger Freunde lebte. Der Notar Boutet zu Paris und der Herzog von Aremberg, an dessen Tafel er zu Brüssel speis'te, waren es vorzüglich, die ihm sein Leben noch erträglich machten. Des Letztern Gunst verscherzte er jedoch ebenfalls bald. Nun war ihm Brüssel unerträglich. Einige seiner Freunde ließen ihn, um seinen Kummer zu lindern, heimlich nach Paris kommen, aber schon nach drei Monaten mußte er die Hauptstadt wieder verlassen, in der er abermals seiner Satire zum Nachtheil mächtiger Personen freien Lauf gelassen hatte. Am 3ten Februar 1740 kam er

nach Brüssel zurück, starb aber im Frühling des folgenden Jahres. Noch in der Sterbestunde betheuerte er, nicht der Verfasser der schändlichen Verse gewesen zu seyn. — Rousseau's Werke sind 1. vier Bücher Oden, deren erstes Buch Oden aus den Psalmen enthält. In dieser letzten Gattung ist Rousseau der erste französische Dichter. Reinheit und Eleganz des Ausdrucks, so wie ein edler und schöner Versbau sind darin mit trefflichen religiösen Gedanken gepaart; wenn gleich bisweilen ein bombastisches Wortgepränge den lyrischen Schwung ersetzen muß; 2. Cantaten. In dieser Dichtungsart, deren Schöpfer Rousseau ist, glänzt er vorzüglich; die Wahl der Gegenstände, die Gewandtheit, mit der er dieselben behandelt, verdient eben so viel Lob als der edle Ausdruck. Die Cantate von der Circe scheint unter allen die gelungenste zu seyn; 3. Briefe in Versen, die am wenigsten gelungenen Werke des Dichters, wiewohl sie zu seiner Zeit wegen ihrer satirischen Seitenblicke und Beziehungen allgemeines Interesse fanden. 4. Allegorien. Sie haben zwar die Incorrectheit nicht, die in den Briefen herrscht, sind aber dafür langweiliger als diese. Die Fiction der meisten ist gezwungen und höchst unwahrscheinlich, der Versbau ist einförmig; 5. Epigramme, nächst den Cantaten und Psalmen das Beste, wenn man die abrechnet, in denen sich französische Frivolität in ihrer vollen Glorie zeigt. In den übrigen herrscht angenehmer und leichter Witz, Abwechselung und gute Wahl der Gegenstände; 6. verschiedne Poesien von geringem Werthe, unter denen jedoch manches Stück noch besser ist als 7. seine vier Lustspiele in Versen, und 8. seine zwei Lustspiele in Prosa. Zwar ist der Styl rein, aber die Intrigue so langweilig, als der Dialog, der sich nur in wenigen Scenen auszeichnet. Auch haben diese Stücke bei der Aufführung nie Glück gemacht; 9. die Opern, die Rousseau geschrieben, sind völlig seiner unwürdig; auch hat er sie selbst unterdrückt, und nicht in die Sammlung seiner Werke aufgenommen; 10. eine Sammlung von Briefen in Prosa, worunter mehrere sind, die seinen zweideutigen Charakter verrathen. — Zu der oben angeführten Ausgabe seiner Werke erschien auf Verlangen der Subscribenten, welche alle Werke Rousseau's verlangten, ein Supplément aux Oeuvres de Mr. Rousseau, Londr. 1723, 8. Zu Amsterdam kam 1726 eine etwas vermehrte Ausgabe seiner Werke in 3 Bdn. 8. heraus. Endlich besorgte Seguy, in Diensten des Fürsten von Thurn und Taxis, 1743 eine Ausgabe von Rousseau's Werken, 3 Bde. 4., und 4 Bde. 12. Die genannten Ausgaben enthalten nichts, als wozu sich Rousseau bekannte; die Couplets, welche ihn ins Unglück stürzten, finden sich nur in solchen Ausgaben, die gegen des Dichters Willen erschienen sind. Diese Ausgaben sind selten. Einige Proben dieser im höchsten Grade gemeinen Verse findet man in La Harpe's Cours de littérature (herausgegeben von Auger) T. IV. p. 178 ff. *x. μ. δ.*

Rousseau (Jean Jacques), geb. d. 28. Juni 1712 zu Genf, war der jüngere Sohn eines Uhrmachers. Er kam schwächlich auf die Welt, und kostete seiner Mutter (einer sehr gebildeten Frau) das Leben, weßhalb er auch seine Geburt sein erstes Unglück nannte. Rousseau sagt in seinen Confessions (die doch immer Selbstbekenntnisse einer eitlen Seele sind) von sich, daß er als siebenjähriger Knabe viel Religion gehabt, daß seine erste Lectüre von jener Zeit an Romane gewesen wären, worauf er aber doch bald eine bessere erhalten, und besonders den Plutarch liebgewonnen habe; im achten Jahre

wußte er den Plutarch auswendig, und im zwölften Jahre hatte er bereits die meisten Romane durchlaufen; doch lernte er auch den Tacitus und Grotius, welche zwischen den Instrumenten auf der Werkstätte seines Vaters lagen, kennen. Zugleich wurde schon früh sein musikalischer Sinn geweckt. Mit dem neunten Jahre ward er einem Pfarrer auf dem Lande zur Erziehung übergeben; mit vierzehn Jahren kam er zu einem Graveur in die Lehre; denn diese Kunst entsprach seiner Neigung; aber die despotische Härte seines Herrn verleidete ihm die Kunst. Er entlief, irrte in Savoyen herum, und änderte aus Dürftigkeit die Religion. Man unterrichtete ihn in einem Kloster, aus dem er aber bald entsprang; nach manchen Abenteuern kam er endlich durch die Empfehlung eines savoyischen Landpredigers zu einer Frau von Warrens in Annecy, die ihn zu sich nahm, in Wissenschaften und in der Musik unterrichten ließ, und ihn wie ihren eignen Sohn liebte, wohl auch verzärtelte. Im 20. Jahre ging Rousseau nach Frankreich, mit der Hoffnung, durch seine Kenntnisse in der Musik sich Unterhalt zu verschaffen. In Besançon sang er mit Beifall in einigen Concerten; man versprach ihm Beförderung, sobald eine Stelle erledigt seyn würde. Inzwischen gab er einige Jahre lang zu Chambery in der Musik Unterricht, und ging dann seines kränklichen Körpers wegen nach Montpellier. Allein die Meeresluft war ihm nicht zuträglich; er kehrte zu seiner Wohlthäterin zurück, und blieb bei ihr bis 1742, in welchem Jahre er die Stelle eines Secretärs bei dem französischen Gesandten in Venedig erhielt. Nach achtzehn Monaten trennte er sich von demselben, ging nach Paris, gewann seinen Unterhalt durch Notenschreiben, und legte sich in müßigen Stunden auf Naturlehre und Chemie. Um diese Zeit bekam er einen Anfall von Steinschmerzen, welche Krankheit ihn nie verließ. Im J. 1750 gewann er die bekannte Preisfrage der Academie zu Dijon (ob die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften zur Verbesserung der Sitten beigetragen habe?). Seine paradoxe Behauptung, daß die Wissenschaften und Künste verderblich gewesen seyen, ward eifrig widerlegt; in Spanien mischten sich sogar der Hof und die Inquisition in diese Sache. In der Vorrede zu seinem Narziß, einem Lustspiele, vertheidigt er sich gegen viele Mißverständnisse. Hierauf brachte er seinen Devin du village auf das Theater, eine kleine Oper, wozu er die Musik selbst componirt hatte. Dies Stück fand allgemeinen Beifall, und der Verfasser wurde von der französischen Nation fast angebetet. — Als er aber 1753 seinen berühmten Brief über die französische Musik herausgab, worin er die Unvollkommenheit derselben zeigte, gerieth alles in Aufruhr. Es erschienen eine Menge Widerlegungen. Sänger, Sängerinnen und Virtuosen, welche die Feder nicht führen konnten, legten sich auf Schimpfen, und verbreiteten gegen ihn Pasquille, Gesänge und ehrenrührige Kupferstiche. Man hing seinen Brief in dem Theater auf, und es wurden sogar Leute bestellt, welche den Verfasser ermorden sollten. — Rousseau entfloh nach Genf. Durch seine Religionsveränderung hatte er sein Bürgerrecht verloren. Jetzt nahm er öffentlich die reformirte Religion wieder an, und wurde in alle Rechte eines freien Bürgers von Genf eingesetzt. Von da reis'te er nach Savoyen, und schrieb in Chambery seine Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen (sur l'inégalité parmi les hommes). Diese Schrift erregte noch mehr Aufsehen, als die Beantwortung der Preisfrage. Er hielt den wilden und gesitteten

Menschen gegen einander; das Mein und Dein, Eigenthum und Reichthum, die daraus entstehende Obermacht und Ueppigkeit erklärte er für Quellen tausendfachen Elends, und voll Ekels vor dem gleißenden Wesen der großen Welt, in der sein Naturgefühl zum Spotte geworden, rief er seinen Brüdern zu: kommt in die Wälder und werdet Menschen! Sie sollen sich selbst überlassen gleich den Thieren leben; das sey der Stand der Unschuld und die anerschaffene Einfalt. „Eigenthum und Verträge haben die Menschen unglücklich gemacht; Eisen und Korn haben die Einzelnen zwar gebildet, das menschliche Geschlecht aber zu Grunde gerichtet.“ — Voltaire schrieb damals an Rousseau: man bekommt bei Ihrem Buche Lust, auf allen Vieren zu kriechen; indessen ich sechzigjähriger Mann bin zu alt dazu, und überlasse diese natürliche Art zu gehen Andern, die dessen würdiger sind, als Sie und ich. — Unterdessen hatte sich in Paris der Haß gegen ihn gelegt. Auf dringende Einladung kehrte er zurück, aber nicht nach der Hauptstadt, sondern nach Montmorency. In dieser glücklichen Einsamkeit schrieb er: a) den Gesellschaftsvertrag, b) die neue Heloise c) und den Emil, Werke durch die er auf sein Zeitalter mächtig gewirkt hat. Seine politischen Schriften, vorzüglich in beiden Abhandlungen über den bürgerlichen Vertrag und über die Ungleichheit unter den Menschen, sollen Schuld seyn an den speculativen Verirrungen der französischen Revolution. Die Schrift: du contrat social wurde für die Metaphysiker gewissermaßen der Catechismus der Revolution; sie hieß nur le Pharus de la législation; und doch war unter allen Rousseau'schen Schriften diese am seltensten vorher gelesen und noch seltener verstanden worden. Auf einmal glaubte man in ihr die Grundlage zu einem unwandelbaren Staatsgebäude entdeckt zu haben. Rousseau's Andenken wurde daher auf alle mögliche Art geehrt. Am 25. Sept. 1791 veranstaltete man zu Montmorency deßwegen ein ländliches Fest. Am 11. Oct. 1794 wurden seine Gebeine feierlich im Pantheon zu Paris beigesetzt. — Während die Weltleute und die Gelehrten für und gegen seinen Gesellschaftsvertrag und seinen Streit über die französische Musik sprachen, erschien seine Julie (die neue Heloise), vor welcher er ganz unschuldige Mädchen warnte; nämlich solche, die nie einen Roman gelesen hatten, und in deren Phantasie kein Funke von Leidenschaft gefallen wäre, die nur Ahnungen der Liebe trügen in ihrem lautern, für beschränkte häusliche Freuden sich aufbewahrenden Herzen. Julie und ihr Liebhaber am Fuße der Alpen, horchend auf die Stimme der Natur, da, wo sie vom hohen Gipfel herabspricht in ernster Majestät, beide voll warmen Gefühls, voll der Liebe, die vom Himmel in auserwählte Seelen kommt, und bleibt und duldet, bis sie mit ihnen dahin zurückkehrt, von wannen sie ausging; Julie und ihr Liebhaber machten in Frankreich, wo die Liebe leichtsinnig um den Putztisch flatterte, und in den Ländern, wo die Jungfräulichkeit noch etwas Heiliges war, einen sehr verschiedenen, aber gleich starken Eindruck. — Endlich gab er im J. 1762, zunächst für eine Mutter niedergeschrieben, das berühmteste Erziehungswerk der neuern Zeit heraus: Emile, ou de l'éducation. In einem Briefe an die Marschallin von Luxemburg, vom 12. Juni 1767, gibt Rousseau folgende Ursache der Herausgabe seines Emils an. Er hatte mit einer Haushälterin, welche er späterhin noch zur Frau nahm, fünf Kinder gezeugt, alle fünf aber in ein Findelhaus

geschickt, mit so geringer Vorsicht zu einer Wiedererkennung, daß er nicht einmal die Tage ihrer Geburt sich aufgezeichnet hatte. Seit mehrern Jahren empfand er deßwegen die kränkendsten Gewissensbisse, doch „sein und der Mutter Gram deßhalb sey fruchtlos, und der Wunsch, seinen Fehler wenigstens einigermaßen zu vergüten, sey eine der Hauptursachen seines über Erziehung geschriebenen Werks." (Vergl. le Conserv. du Neuchateau 1800). Er hatte namentlich im Emil die speculativen Wahrheiten der Religion von denen abgesondert, deren Einfluß auf unser Leben niemand läugnen wird. „Sobald ihr mit unbefangener Seele den Schriften des Evangeliums euch nähert, werdet ihr die Majestät derselben empfinden. Der, welcher es verkündigt, war gewiß kein Betrüger, und die von ihm zeugten, waren es auch nicht. In seiner Lehre, in seinem Leben ist er mehr als Alle, die vor ihm waren, und sein Tod ist der Hingang eines in Menschheit gehüllten Gottes. Zugleich aber findet ihr in eben den Schriften Dinge, welche der Vernunft widersprechen. Könnt ihr die Schwierigkeit nicht lösen, so grübelt nicht, sondern bleibt in einem heiligen Zweifel; demüthigt euch vor der höchsten Weisheit, und bittet, daß sie euch erleuchte. Seyd desto eifriger und getreuer in Erfüllung alles dessen, was jede redliche Seele darin für gut und wahr erkennen muß. Ein unfreiwilliger Irrthum des Verstandes wird euch nicht auf ewig unglücklich machen; ihr werdet nach euern Thaten gerichtet." — Dies ist der Inbegriff dessen, was Rousseau zuerst seine Julie auf dem Sterbebette, nachher seinen Vicar aus Savoyen im Emil sagen läßt. Kaum war der Emil mit diesem Glaubensbekenntniß erschienen, so ließ das Parlament das Buch wegen der gewagten Urtheile über das Positive der Religion am 4. Juni 1762 verbrennen, und verurtheilte den Verfasser zum Gefängniß. Der Erzbischof von Paris verfolgte ihn mit einem Hirtenbriefe und nannte ihn einen Gottlosen, einen Verführer. Rousseau antwortete: „nicht er sey der Gottlose; die Gottlosen seyen diejenigen, die sich Gottes Gericht anmaßen;" zuletzt fragte er: „Ihr guten, unschuldigen Herzen! habe ich euch verführt?" — Rousseau wollte nach Genf fliehen, aber seine Vaterstadt nahm ihn nicht nur nicht auf, sondern bedrohte ihn ebenfalls mit dem Gefängnisse, und ließ das einzige Exemplar des Emils, das sich dort vorfand, durch den Henker verbrennen. Er flüchtete nach Yverdun im berner Gebiete, und von da nach Moitiers-Travers, einem kleinen Dorfe in der Grafschaft Neufchatel. Da er seit den Kinderjahren nie unter Protestanten gewohnt hatte, so war die Vereinigung mit der dasigen Gemeinde ihm desto angenehmer. Ihm gefiel ihr einfältiger Gottesdienst; er besuchte fleißig die Kirche des Orts, erbaute sich und Andere, gewann die Freundschaft des Predigers, und die Liebe der ganzen Gemeine. Er bat um Zulassung zur Communion, und diese ward ihm gewährt. Als die Geistlichen in Genf seinen Namen von der Kanzel herab zum Gräuel zu machen suchten, schrieb er gegen diese Verleumdungen und gegen das ungesetzmäßige Verfahren des genfer Senats in seiner Sache, auf Anrathen seiner Freunde, die berüchtigten Briefe vom Berge. Unterdessen blieb Rousseau mit ganzer Seele seiner Gemeine zugethan, bekannte sich feierlich zur protestantischen Kirche, und begehrte zum zweiten Mal das Abendmahl, über dessen Verstattung man ihm Schwierigkeiten machte. Seine Briefe vom Berge, der Brief an den Erzbischof von Paris und sein Dictionnaire physique portatif

wurden in Paris den 19. März 1765 öffentlich verbrannt. Die genfer Geistlichen suchten den Prediger in Moitiers gegen ihn einzunehmen, und die Gemeine von ihm zu entfernen; von letzterer mußte er mehrere Mißhandlungen erdulden. Er verlebte hierauf in zwei Monaten auf der Petersinsel am Bielersee, wie er selbst sagt, Jahrhunderte; seinem Botanisiren daselbst verdankt man seinen Botaniste sans maître, und den guten Gedanken, die Jugend früh in die Botanik einzuführen. Er wurde aber auch hier nicht länger geduldet. Die Obern eines deutschen Cantons geboten ihm, in der rauhesten Jahreszeit, ihr Land binnen kurzer Frist zu räumen. Er bat umsonst um eine kleine Verlängerung, umsonst um ein Gefängniß, wo er ohne Schreibzeug, ohne irgend eine Gesellschaft, nur ungequält dem Tode entgegenharren dürfte. Man trieb ihn fort, und überließ ihn der Gefahr, unterwegs umzukommen. Seine Freunde bewirkten ihm einen freien Geleitsbrief nach Paris, wo die Philosophen, die es verdroß, so viel Herz und so vielen Glauben in ihm zu finden, eben so grausam seiner spotteten, als die Geistlichen ihn verfolgt hatten. Billiger gegen ihn war der englische Philosoph Hume, der ihn mit nach England nahm. Rousseau betrat mit Jubel den Boden der Freiheit, fiel seinem Retter um den Hals, und begleitete ihn nach London. In London empfing man ihn mit aller der Schwärmerei, deren jene Nation fähig ist. Die Engländer drängten sich, ihn zu sehen; die Damen trugen sein Bild an ihren Armbändern. Hume war ein guter, aber äußerst kalter Mann, welcher Rousseau's Enthusiasmus nicht begriff, und dessen Wärme nicht erwiedern konnte. Rousseau wurde durch diese Gleichgültigkeit seines einzigen Freundes mißtrauisch, einige, von leichtfertigen Engländern ausgestreute launige Blätter gegen den vertriebenen Weltweisen bestärkten diesen Mißmuth, und so verzweifelnd an Rechtschaffenheit und Freundschaft ging er weg aus dem Lande, das er als seinen letzten Zufluchtsort angesehen hätte. Er kehrte unter einer stillschweigenden Vergünstigung 1767 nach Paris zurück, wurde anfänglich von Neugierigen überall umringt, nachher nicht mehr bemerkt; er sonderte sich immer mehr von der Gesellschaft ab, ernährte sich zum Theil vom Notenschreiben, und sammelte Kräuter. Sein im J. 1818 erst bekannt gewordener Brief an Linné enthält das rührende Bekenntniß seines Glücks im stillen Umgang mit der Pflanzenwelt. Im J. 1768 ließ er sein musikalisches Lexicon drucken, und bald darauf erschien sein Pygmalion, ein Melodrama, von ihm erfunden und vortrefflich ausgeführt. Für mehrere Romanzen und Lieder setzte er einfache und rührende Melodien. Je älter Rousseau wurde, desto mehr wuchsen seine Menschenscheu und sein grämliches Wesen. Sehnsuchtsvoll wünschte er in irgend einem Winkel eine Stätte zu finden, wo er ruhig sterben könnte. Sein Wunsch ward ihm gewährt. Der Marquis Girardin bot ihm an, auf seinem Landhause Ermenonville unweit Paris zu wohnen, wohin Rousseau im Mai 1778 zog, aber schon den 2. Juli d. J., als er eben von einem Spaziergange zurückkam, plötzlich starb; er war 66 Jahr alt geworden. Sein Körper wurde einbalsamirt, in einen bleiernen Sarg verschlossen, und innerhalb des Parks von Ermenonville, auf der sogenannten Pappelinsel beerdigt. Ueber ihm ist ein ungefähr sechs Fuß hohes Grabmal errichtet. — Schwärmerischer Enthusiasmus für Liebe und Freiheit, Paradoxiensucht, egoistischer Starrsinn, warmer Eifer für Menschenwohl mit dusterer Hypochondrie verbunden, waren Hauptzüge seines

Charakters. — Seine Werke erschienen Paris 1764, 10 Bde. 12. und nachmals öfter. — Seit dem J. 1745 war Therese le Vasseur seine unzertrennliche Lebensgefährtin. Sie wußte sich in seine Launen zu schicken, andre Vorzüge besaß sie nicht. Um sie für ihre Treue zu belohnen, heirathete er sie 1768. Schon im J. 1748 hatte sie ihm das erste Kind geboren, welches er, so wie die folgenden vier, alle ins Findelhaus schickte. Als man in der Revolutionszeit das Andenken Rousseau's so hoch feierte, konnte es nicht fehlen, daß man auch seiner hinterlassenen Witwe gedachte; sie erhielt auf Barrere's Antrag am 21. Dec. 1799 von der Nationalversammlung einen jährlichen Gnadengehalt von 1200 Livers. W. L.

Roussillonweine sind im Allgemeinen die Weine aus der Provinz desselben Namens. Die besten Gewächse zum Verfahren sind die von Baix, Tormilla, Salces, Rivesaltes, Spira, Collioure, Bagnols, Parcous, St. André und andre mehr. Die rothen Sorten sind dick, gedeckt, von schöner Farbe und sind vornemlich zum Verschneiden und Verbessern anderer Weine brauchbar. Ein besonderer Wein ist der s. g. Grenache, der anfangs dunkelroth ist und dem Alicantwein gleicht, mit dem Alter aber die Farbe verliert und im sechsten, siebenten Jahre dem berühmten Capweine gleich wird. Unter den weißen Roussillonweinen ist der Maccabeo der delicateste und kostbarste.

Rowe (Elisabeth), eine bekannte Dichterin, Tochter eines dissentirenden Geistlichen, Walter Singer, zu Frome in Sommersetshire, war 1674 geboren. Von Kindheit auf zeigte sie viel Hang zur Lectüre und Dichtkunst, schrieb im 12ten Jahre schon Gedichte, und übte sich in Musik und Malerei. In ihrem 22sten Jahre gab sie einen Band vermischte Gedichte heraus. Wegen ihrer körperlichen und geistigen Reize gehörte der Dichter Prior unter die Zahl ihrer Verehrer. Aber sie weihete einen großen Theil ihrer Jugendzeit der Erfüllung der Kindespflichten gegen ihren Vater, der ihrer Pflege bedurfte, und verheirathete sich erst 1710 mit Thomas Rowe (s. unten), mit welchem sie, obgleich er 12 bis 13 Jahre jünger war, sehr glücklich lebte. Ihr Mann, ein Verschwender, starb jedoch schon 1715, und hinterließ sie in einer sehr drückenden Lage, die nur ihr religiöser Sinn und ihre fromme Verzichtleistung lindern konnten. Sie lebte zu Frome in stiller Zurückgezogenheit und starb 1737. Außer der oben gedachten Sammlung von Gedichten gab sie noch die Geschichte Josephs und andere vermischte Gedichte heraus, die sich durch einen correcten melodischen Versbau, eine fließende, bilderreiche Sprache und durch zärtliche und erhabene Empfindungen auszeichnen. Unter ihren prosaischen Schriften sind die bekanntesten: Freundschaft im Tode in zwanzig Briefen von Todten an Lebende (Frindship in death, in twenty lettres from the dead to the living). Sie sind das Werk einer blühenden Einbildungskraft, und eines tief empfindenden, mit frommen Betrachtungen vertrauten Herzens, und sind in vielen Auflagen, auch von andern religiösen und sittlichen Schriften der Verfasserin begleitet, erschienen. Auch gab sie in drei Theilen ihre moralischen und unterhaltenden Briefe in Versen und Prosa (Lettres moral and entertaining in verse and prose) heraus. Sie schrieb mit Leichtigkeit, aber ohne große Sorge für die Correctheit; dessen ungeachtet erwecken alle ihre Schriften eine hohe und günstige Idee für die Verfasserin. Auch unser Klopstock hat die letztern mehrere Male in seinen Gedichten, be-

sonders unter dem Namen: „der frommen Singer" und auch sonst erwähnt.

Rowe (Thomas), Gatte der Vorigen, stammte aus einer guten Familie, und war gleichfalls der Sohn eines dissentirenden Geistlichen. Er hatte eine vorzügliche Erziehung erhalten, zu Leiden studirt, sich sehr bedeutende Kenntnisse erworben, und würde sich als Schriftsteller sehr ausgezeichnet haben, wäre seiner Heirath nicht bald eine Zerrüttung seines Vermögens und seiner Gesundheit gefolgt. Eine zärtliche Ode an seine Gattin gehört zu seinen besten Stücken. Geschichte war sein Lieblingsstudium, und er wollte mehrere von Plutarch nicht dargestellte berühmte Charaktere des Alterthums bearbeiten, von denen aber nur acht nach seinem Tode von Chandler herausgekommen sind. Er starb 28 Jahr alt, nach einem übrigens tadellosen Leben. Einige seiner dichterischen Arbeiten sind unter dem Titel: Poems and translations, mit seiner Gattin Miscellaneous works erschienen.

Rowe (Nicolas), geboren 1673 in Bedfordshire, ein vorzüglicher englischer Dichter aus einer alten Familie in Devonshire. Nachdem er sich in einem Privatinstitut und auf der öffentlichen Schule zu Westminster vortreffliche Kenntnisse gesammelt hatte, wurde er in seinem 16ten Jahre von seinem Vater zum Studium der Rechtswissenschaften bestimmt. Als er 19 Jahr alt war, starb sein Vater, und jetzt kehrte er wieder zu seinem Lieblingsstudium, der Dichtkunst, zurück. In seinem 25sten Jahr lieferte er sein erstes Trauerspiel: die ehrgeizige Stiefmutter (The ambitious Stepmother). Der Beifall, mit dem dies Stück bei seiner Aufführung, ungeachtet seiner Fehler, aufgenommen wurde, verleitete den Verfasser, sich in der Folge wenig um die Regeln der dramatischen Kunst zu kümmern. Diesem ersten Versuch folgte sein Tamerlan (aufgeführt 1702), in welchem er durch den Tyrannen Bajazet den König Ludwig XIV. als den größten Feind der bürgerlichen und kirchlichen Freiheit, und durch Tamerlan, der von dem Dichter in den vortrefflichsten Fürsten umgewandelt war, Wilhelm III. andeuten wollte. In den Darstellungen beider herrschte viel Uebertreibung, aber der Zweck des Stücks und die vielen erhabenen, freien Gesinnungen erwarben ihm lange außerordentlichen Beifall. 1703 erschien seine schöne Büßende (the fair penitent), eins seiner vortrefflichsten Stücke, wenn auch die Intrigue von Massinger entlehnt ist. Diesen Stücken folgten mehrere, unter denen seine Johanne Shore gewiß eine der schönsten tragischen Dichtungen der Engländer ist. Ueberdies gab er Shakspeare's Werke nebst einem Leben dieses großen Dichters heraus. Rowe trat auch mit Ruhm und Achtung in das öffentliche Leben ein. Unter dem Staatssecretariat des Herzogs von Queensbury bekleidete er die Würde eines Unterstaatssecretärs auf drei Jahre. Unter Anna's Regierung ward er nicht wieder angestellt. Georg I. ertheilte ihm bei seiner Thronbesteigung mehrere einträgliche Aemter, und er starb im December 1718, 45 Jahr alt. Er wurde in der Westminsterabtei beerdigt, und seine Witwe (er war zwei Mal verheirathet) errichtete ihm ein kostbares Denkmal. Rowe war übrigens ein Mann von liebenswürdigem Charakter, ausgerüstet mit allen geselligen Tugenden. Unter Englands Tragikern gehört er zu denen des ersten Ranges. Seine Werke, die in dramatischen Stücken und andern vermischten Gedichten bestehen, sind unter dem Titel: Poetical Works of Rowe, 3 Vol., London 1719, 12. mit einem beigefügten Leben erschienen.

Außerdem hat er auch Uebersetzungen ins Englische von den goldenen Sprüchen des Pythagoras, des ersten Buchs von Quillets Callipaedie (einem Gedichte über die Erziehung) und von Lucans Pharsalia geliefert. P. N.

Roxane, s. Alexander.

Roxburghe (John Herzog von), war einer der leidenschaftlichsten englischen Büchersammler neuerer Zeit. Seine Bibliothek, bei seinem Ableben 9353 Werke stark, empfahl sich nicht sowohl durch planmäßige Vollständigkeit, als durch die erstaunenswürdige Menge der größten Seltenheiten, welche sie enthielt. Vorzüglich war das Fach der alten Ritterromane und der ältern englischen Poesie reich besetzt. Sie wurde im Jahr 1812 zu London versteigert. Der von den Buchhändlern Georg und Will. Nicol gefertigte Katalog derselben ist schon ziemlich selten, aber nicht mit genügender bibliographischer Ausführlichkeit und Genauigkeit gearbeitet. Indessen ist er auch so noch interessant genug, theils wegen der großen Schätze, welche die Bibliothek in sich hielt, theils wegen der ungeheuern Preise, mit denen die Bücher bezahlt wurden, und welche nachher einzeln gedruckt worden sind. Diese Preise, welche von den Engländern selbst als das Maximum bibliomanischer Ausschweifung betrachtet werden, und seitdem wieder beträchtlich gefallen sind, machen diese Versteigerung zu der merkwürdigsten, welche je gehalten worden ist. Die erste Ausgabe des Boccaccio (Venedig bei Valdarfer 1471 Fol. gedruckt und um 1740 für 100 Guineen erkauft) wurde vom Marquis von Blandford (jetzt Herz. von Marlborough) für 2260 Pfund St. erstanden, das erste von dem frühesten englischen Buchdrucker Caxton mit Angabe des Jahrs gedruckte und zugleich das erste in englischer Sprache erschienene Buch: Recuyell of the Historyes of Troye (1471, Fol.) für 1000 Guineen, die erste Ausgabe des Shakspeare (Lond. 1623, Fol.) für 100 Guineen u. s. w. Zum Andenken an dieses merkwürdige bibliographische Ereigniß wurde der Roxburghe Clubb gestiftet, welcher auf 31 Mitglieder beschränkt ist, und jährlich einmal am 17. Juni (dem Jahrestage der Versteigerung des Boccaccio) zusammen kommt. Jährlich muß ein Mitglied ums andre (in alphabetischer Ordnung) auf seine Kosten einen Abdruck einer seltnen alten Schrift, vorzüglich poetischen Inhalts veranstalten, wovon nur so viel Exemplar abgezogen werden, als der Clubb Mitglieder zählt. Ein frohes Mahl mit bibliographischen Toasts, gewürzt mit bibliographischer Unterhaltung, und die Vorlegung und Vertheilung der neuen Abdrücke unter die Mitglieder, machen das Fest aus, welches im Jahr 1813 zum erstenmal gefeiert wurde. Präsident des Clubbs ist Lord Spencer, Vicepräsident der berühmte Bibliograph Dibdin; von den übrigen Mitgliedern nennen wir blos den Herzog von Devonshire und Marquis von Blandford. Auf einer Reise, welche Dibdin im Sommer 1818 durch Frankreich machte, feierte er diesen Tag in Paris in Gesellschaft der ersten Bibliographen dieser Stadt, und gab dadurch Veranlassung zur Stiftung eines ähnlichen Clubbs in Paris. As.

Roxolane, s. Soliman.

Royer Collard, ein ausgezeichneter französischer Staatsmann, Mitglied der jetzigen Deputirtenkammer (1819), und eines der Häupter der constitutionellen Parthei, welche man die Doctrinaires nennt. Er ist 1770 geboren; die Revolution fand ihn auf der juristischen Laufbahn. Royer Collard umfaßte ihre Grundsätze mit Feuer, jedoch mit

Besonnenheit. Insbesondere hatte er den Anlockungen **Dantons**, der ihn in den revolutionairen Strudel zu ziehen suchte, zu widerstehen. Der Schreckenszeit war er glücklich genug zu entgehen. Dann wurde er in den Rath der Fünfhundert gewählt, jedoch am 18. Fructidor daraus entfernt. Von 1799—1805 gehörte er zu dem Bourbonischen Comité, das aus Montesquiou, Becquey, dem Marquis von Clermont und ihm bestand, und sich damit beschäftigte, Ludwig XVIII. in seinem damaligen Exil Nachrichten mitzutheilen und von ihm Befehle zu erhalten. Dies Comité lös'te sich 1804 auf; und Royer Collard lebte nun zurückgezogen bis zum J. 1811, wo er zum Professor der Geschichte und Philosophie an der Normalschule berufen wurde. Bei der Restauration wurde Royer Collard vom Könige, der seine Gesinnungen kannte, sehr hervorgezogen. Er wurde zum Director des Buchhandels und zum Staatsrath ernannt. Nach der zweiten Rückkehr Ludwigs XVIII. wurde er zum Präsidenten der Commission für den öffentlichen Unterricht ernannt und in die Kammer von 1815 gewählt. Er gehörte in dieser, die fast aus lauter Ultraroyalisten bestand, zur Minorität, stellte sich aber den Hydes und Villeles immer muthig entgegen. Nach der Auflösung derselben wurde er aufs neue gewählt, zum Vicepräsidenten ernannt, und von der Kammer sogar auf die Candidatenliste zu der wichtigen Stelle als Präsident gebracht. Dasselbe war bei der Kammer von 1817 der Fall. Hier erst bildete sich mit Royer Collard an der Spitze in derselben die Parthei, welche man die Doctrinaires oder wohl gar **Collardisten** nannte, und welche aus fast einem Drittel der Deputirten bestand. Ihr eigentliches Wesen bestund darin, daß sie die Sprache der Liberalen führte, aber mit den Ministern stimmte.

Rozier (Pilatre de), s. **Aërostat**.

Rubato tempo, in der Musik, kommt von dem italienischen rubare, **rauben**, und bedeutet eine eigne Art des affectvollen Vortrags, vorzüglich langsamer Stücke, bei welchen man in der Oberstimme der Geltung mancher Noten etwas raubt oder entzieht, und sich also nicht streng an den Tact bindet, im Ganzen aber und in den untern Stimmen die Ordnung des Zeitmaßes genau beobachtet. Nach dem Tempo rubato werden manche Gänge beschleunigt, manche verzögert, und der Tact wird so im Einzelnen etwas verzogen, ohne daß doch im Ganzen die Einheit darunter leidet. Das Tempo rubato schön und richtig vortragen, erfodert viel Uebung und feines Gefühl, und ohne sich auf Talent und Urtheilskraft verlassen zu können, ist es besser, sich streng an den Tact zu halten.

Rubel ist eine russische Silbermünze, die 10 Griwen, oder 100 Kopeken enthält. Nach unserm Gelde beträgt der Silberrubel (zum Unterschied von dem Papierrubel) ungefähr 1 Thlr. 3 bis 4 Ggr. Es gibt auch Gold- und Kupferrubel, erstere sind jetzt sehr selten. 1654 wurden die ersten Rubel in Moskau geschlagen.

Rubens (Peter Paul), einer der größten Maler seines und aller Jahrhunderte. Sein Vater war ein adeliger Schöppe zu Antwerpen gewesen, und hatte sich zu Cöln, wo unser Künstler 1577 geboren wurde, niedergelassen. Nach dem Tode seines Vaters, der ihm eine wirklich gelehrte Erziehung hatte geben lassen, wurde Rubens Page bei einer Gräfin von Lalaing. Er verließ aber diese Dienste, theils wegen der ausschweifenden Sitten seiner Gebieterin, theils um sich ganz seiner Lieblingskunst zu widmen. Otto Vernius, einer seiner Lehrer, liebte den edlen, hochherzigen Jüngling eben so sehr wegen

seiner Tugenden, als wegen seines Fleißes und seines bewundernswürdigen Talents, und weihete ihn in die Geheimnisse der Kunst ein. Bald ward Rubens größer als sein Meister, und besuchte auf des letztern Rath, mit Empfehlungen des Erzherzogs Albrecht an den Herzog Vincenz Gonzaga versehen, Italien, um dort seine Studien fortzusetzen. Der Herzog nahm ihn als Edelknaben in seine Dienste, worin er acht Jahre blieb, und von Mantua aus auch Rom, Venedig und Genua besuchte, an welchen Orten er sich häufig längere Zeit mit dem Studium und der Ausübung seiner Kunst beschäftigte. Wohin er kam, verewigte er sich durch seine schöpferische Meisterhand. In Spanien, wohin ihn der Herzog Vincenz mit einem prächtigen Geschenk an den König Philipp IV. gesandt hatte, malte er diesen Monarchen und mehrere seiner Großen, studirte die dortigen Kunstschätze und kehrte, mit Ehren und königlichen Geschenken überhäuft, nach Mantua zurück. Benachrichtigt von der Krankheit seiner Mutter, eilte er von dort schleunig nach Antwerpen. Sie war schon todt, da er ankam. Vor Betrübniß darüber schloß er sich in die Abtei St. Michel vier Monate lang ein, wo er durch wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit seinen Schmerz zu zerstreuen suchte. Von der Rückkehr nach Mantua hielten ihn die glänzenden Versprechungen der Erzherzoge und die Liebe zu Isabella Brant, die 1609 seine Gattin ward, zurück. Er baute sich zu Antwerpen ein prächtiges Haus, welches er selbst von außen in Fresco malte. Die herrliche Rotunde, die er daneben aufführen ließ, schmückte er mit den kostbarsten Vasen, Büsten, Gemälden und Medaillen aus, und diesen ganzen Schmuck verkaufte er, obgleich er sehr große Reichthümer besaß, an den Herzog von Buckingham für 10,000 Pfund Sterling. Für die Kathedralkirche zu Antwerpen malte er übrigens jenes herrliche Meisterwerk, die Abnehmung des Heilandes vom Kreuz, und für die Jacobiten daselbst die vier Evangelisten, und außer diesen eine Menge der bewundernswürdigsten Werke, die seinem Namen die Unsterblichkeit sichern. Aber nicht alle Gemälde, die für die seinigen gelten, schuf dieser große Künstler selbst. Von vielen ließ er durch seine Schüler Figuren, Thiere, Landschaften und Blumen malen, und vollendete sie nachher durch seine Meisterhand. Daher ist es schwer, und nur sehr geübten Kennern möglich zu beurtheilen, was ganz Rubens Eigenthum, und was sein und seiner Schüler gemeinschaftliches Werk ist. Selbst von den Scenen aus dem Leben der Königin Maria von Medicis, welche diese Fürstin durch ihn für eine Gallerie in ihrem Palast Luxembourg malen ließ, verfertigte Rubens nur zwei allein, die übrigen aber, seiner Gewohnheit gemäß, mit fremder Beihülfe. Mit größter, fast gleicher Geschicklichkeit malte er Landschaften, Bildnisse, Thiere, Blumen, Früchte und Geschichten. Nur selten fehlte er gegen das Costume und gegen die historische Richtigkeit; denn innigst vertraut mit den größten Geschichtschreibern und Dichtern fast aller Nationen, Sprachen und Zeiten, vereinte er die sorgfältigste Beobachtung der Natur, der alten und neuen Kunst mit der scharfsichtigsten und richtigsten Beurtheilung. Vielleicht hat kein Maler ihn in der Fertigkeit, die menschlichen Leidenschaften darzustellen, erreicht; gewiß hat ihn keiner übertroffen. Genau und mit der höchsten Feinheit und Richtigkeit bezeichnete er Alter, Geschlecht und Stand seiner Figuren, und wußte jeder derselben, es mochten Götter oder Menschen, Helden oder Schäfer seyn, ihren eigenthümlichen Charakter zu geben. Weniger, als in den Gemälden Raphaels, herrscht in den seinigen das Sanfte und Liebliche,

oder die Flamme der Begeisterung, welche in seinen Darstellungen sich so kühn, kraftvoll und lebendig ausspricht, setzt den Beschauenden in Erstaunen und Bewunderung, daher ihn einige den Flanderischen Raphael genannt haben. Allein dies Feuer, das ihn bei seinen Compositionen begeisterte, verbunden mit der Schnelligkeit der Ausführung seiner Werke, riß ihn manchmal so allmächtig dahin, daß er mehr auf Schimmer, als auf Schönheit der Formen sah, und zuweilen die Richtigkeit der Zeichnung der Zauberkraft seines Colorits aufopferte. Doch wird Rubens einer der größten, prachtvollsten Maler bleiben, von Wenigen erreicht, von noch weit Wenigern, und von diesen nur in einzelnen Partien, übertroffen. Deßhalb gebührt ihm auch mit Recht der Ehrenname des Fürsten der niederländischen Schule, welchen man ihm einstimmig und allgemein beigelegt hat. Daß ein solcher, mit allen Fächern des menschlichen Wissens vertrauter, mit einem schönen Aeußern, einer hinreißenden Beredsamkeit, einem Alles umfassenden Genie, den liebenswürdigsten geselligen Talenten und Tugenden, und mit einem tief dringenden Scharfblick, durch Natur und eigne Ausbildung reichlich ausgestatteter Mann auf dem politischen Schauplatze eine bedeutende Rolle spielen und nützlich seyn könnte, wußte der Erzherzog Albert, und empfahl daher noch auf seinem Todbette seiner Gemahlin, der Infantin Isabelle, sich in wichtigen Fällen Rubens Rath zu bedienen. Wirklich ward er seit 1627, wo er mit Carls I. Gesandten (gleichfalls einem Maler, Namens Nicolaus Gerbier) zu Delft eine Friedensunterhandlung zwischen Spanien und England anknüpfen sollte, zu mehreren politischen Verhandlungen gebraucht. So schloß er mit dem englischen Kanzler Cottington 1630 einen Frieden zwischen Spanien und England ab, der von beiden Mächten genehmigt, und wofür er von beiden Monarchen königlich belohnt wurde. Schon früher hatte ihn der König von England, der ihn als Menschen, als Künstler und Unterhändler in gleich hohem Grade achtete, auf eine sehr ehrenvolle Weise zum Ritter geschlagen. Rubens führte unter allen diesen vielfachen Geschäften ein sehr einfaches, regelmäßiges Leben. Seine Nebenstunden widmete er dem Umgange mit einigen geistreichen Freunden, die zu ihm kamen; denn er selbst besuchte blos Nothleidende, um ihnen wohl zu thun. Die übrige Zeit theilte er zwischen dem Studium und der Ausübung seiner Kunst und den Wissenschaften. Seine zweite Gattin mußte ihm oft zum Modell für Frauenköpfe dienen; aber nur dann, wenn das Bild seine Helena selbst darstellen sollte, malte er es so schön und reizend wie sie war. Mehrere Jahre vor seinem Tode konnte er wegen der Gicht und des Zitterns seiner Hand keine Werke von Wichtigkeit malen, und beschränkte sich deßhalb auf bloße Staffeleigemälde. Er starb den 30. Mai 1640 zu Antwerpen, wo er mit großer Pracht begraben wurde

Rübezahl, der bekannteste Volksname eines Berggeistes, welcher der Sage nach vormals im Riesengebirge hauste, und, je nachdem ihn die Laune anwandelte, bald als wohlthätiger Freund, bald als neckender Spuck sich den Bewohnern jener Gegend gezeigt haben soll. Musäus in seinen Volksmährchen der Deutschen hat zum Theil die Sagen und Erzählungen von Rübezahl, so wie den Ursprung des sonderbaren Namens dieses Berggeistes, mit Anmuth und heiterer Laune dem lesenden Publicum vorgeführt.

Rubicon in den Römerzeiten der Gränzfluß zwischen Gallien und Italien; ein römischer Feldherr, der ihn mit den Waffen überschritt, kündigte sich als Feind der Republik an. S. Cäsar (s. d. Art.).

Rubin, ein Edelstein, der nach dem Diamant am höchsten in Werth gehalten wird. Die Farbe des Rubins ist roth, von bald dunklerer, bald hellerer Schattirung. Die Feile kann ihm nichts anhaben, so wie er auch die größte Gewalt des Feuers unverändert aushält. Wenn der Rubin recht schön blutfarben ist, und über 20 Karat im Gewicht hält, so verliert er den Namen Rubin und wird Karfunkel genannt. Man findet die Rubine besonders in den Ländern Ava und Pegu in Ostindien. Der Ballasrubin ist lichtroth oder rosenfarben, und fällt manchmal ins Orangengelbe oder Blaue. Er ist von allen der weichste; man findet ihn in Schlesien, Neuspanien und Brasilien. Der Spinellrubin ist von blaßrother Farbe, und geschliffen von schönem und angenehmem Glanz; er kommt aus Böhmen, Schlesien, Ungarn und Brasilien. Am wenigsten geachtet wird der Rubicello (Petit Rubis), dessen bleichrothe, ins Gelbe fallende Farbe das Feuer nicht aushält. Er kommt aus Südamerika. Auch Sachsen liefert Rubine.

Rucellai (Giovanni), ein ausgezeichneter italienischer Dichter, geb. zu Florenz 1475. Sein Vater, in dessen berühmten Gärten sich die gebildetsten Florentiner zu versammeln pflegten, gab ihm eine wissenschaftliche Erziehung, welche der Sohn mit Eifer benutzte. Er widmete sich dem geistlichen Stande und übernahm mehrere politische Sendungen. Die Hoffnung, von Leo X., der sein Vetter war, und nachher von Clemens VII., der ihn zum Gouverneur der Engelsburg ernannte, den Cardinalshuth zu empfangen, blieb unerfüllt. Rucellai starb, von einem Fieber weggerafft, im J. 1526. Sein Gedicht über die Bienenzucht, le Api, in reimlosen Versen, ist als Lehrgedicht ausgezeichnet durch Zartheit und eine gewisse Innigkeit, womit der Verf. seinen Gegenstand behandelt, wie auch durch Wohlklang und Leichtigkeit der Verse. Seine Trauerspiele Rosmunda und Oreste, beide dem Euripides nachgeahmt, werden zwar von den Italienern ebenfalls noch geschätzt, indeß besteht ihr Hauptverdienst nur in der Sprache und Versification.

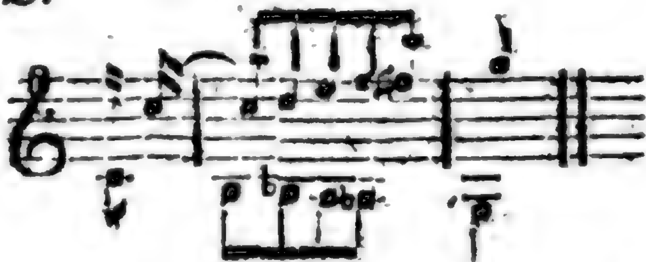
Rüchel (Ernst Friedrich Wilhelm Philipp von), königl preußischer Generallieutenant, geboren 1754 zu Zizenow in Hinterpommern, betrat in seinem 18. Jahre die militärische Laufbahn. Durch Lebhaftigkeit und Pünktlichkeit im Dienste erregte er Aufmerksamkeit, wußte sich 1781 bei Friedrich dem Großen, der ihn zum Quartiermeisterlieutenant und Hauptmann ernannte, und späterhin auch bei Friedrich Wilhelm II. so beliebt zu machen, daß ihm dieser 1789 die Organisation der Militärschulen übertrug. Während der preußischen Theilnahme an dem französischen Revolutionskriege zeichnete er sich besonders durch persönliche Tapferkeit sehr vortheilhaft aus, so daß er schon im Jahre 1793 zum Generalmajor und Ritter des rothen Adlerordens, und nach dem baseler Frieden zum Generallieutenant ernannt, und mit bedeutenden Gütern in Südpreußen beschenkt wurde. Auch das Vertrauen Friedrich Wilhelms III. behielt Rüchel in vorzüglichem Grade. — Er ward beschuldigt, 1806 am Tage der Schlacht von Jena sich mit dem von ihm befehligten Corps verspätet zu haben. Indeß bewies er auch in dieser Schlacht, sobald er ankam, große Bravour, und sank nur zu bald von einer Flinten- oder Kartätschenkugel getroffen vom Pferde. Er wurde von den Franzosen gefangen, redigirte dann im Winter 1806-1807 die königsberger Zeitung, und beschäftigte sich mit der Organisation neuer Regimenter. Im Moniteur ward sein angeblich beleidigendes Betragen

gegen französische Kriegsgefangene, besonders gegen den General Victor, hart gerügt. Nach dem Frieden von Tilsit erhielt Rüchel den verlangten Abschied und eine bedeutende Pension. Ihm ward gewiß zu seinem großen Schmerz, keine Anstellung zu Theil, als Preußen seine Wiederherstellung erkämpfte, und er lebt zurückgezogen auf seinen Gütern in Pommern.

Rückenmark ist die hirnähnliche Masse, die sich in dem Canale der Rückenwirbelsäule befindet. Es hängt auf der untern Fläche des Schädels mit dem Gehirn, das nach einigen Physiologen der neuern Zeit eine höhere Entfaltung und weitere Entwickelung des Rückenmarks selbst ist, zusammen, und erstreckt sich, in sehnichte Hüllen eingeschlossen, durch das große Hinterhauptloch hindurchgehend, bis in die Gegend des zweiten Lendenwirbels, wo es sich mit einem stumpf abgerundeten Knötchen, an welchem noch ein spitzigeres hängt, endigt. Neuere Untersuchungen haben gelehrt, daß es wie das Gehirn aus einer Mark- und Rindensubstanz bestehe, und daß ein kleiner Canal sich in demselben befinde. (S. den Art. **Vertebralsystem**.) — Die Verletzungen des Rückenmarks sind desto gefährlicher, je näher dem Kopfe sie sind. Am Halse hat auch der geringste Druck den schnellsten Tod zur Folge, und man sagt dann, das Genick sey gebrochen worden. B. P.

Rückläufig, in der Astronomie, wird die scheinbar rückgängige Bewegung (von Morgen gegen Abend) der Planeten und Cometen genannt. Bei den obern Planeten nehmen wir sie zur Zeit ihrer Opposition mit der Sonne, bei den untern zur Zeit ihrer untern Conjunction mit derselben wahr. Der Grund dieser Erscheinung liegt in der Stellung dieser Gestirne gegen die Sonne und Erde; von der Sonne, als dem Mittelpunkt ihrer Bewegung, ausgesehen, ist dieselbe immer rechtläufig. Nur von einigen Cometen weiß man, daß sie nicht bloß scheinbar, sondern wirklich sich rückläufig bewegen.

Rückungen oder **rückende Noten**, in der Musik, sind das, was man auch **syncopirte Noten** nennt, wenn auf den guten Tacttheil kurze Noten fallen, und der natürliche Accent dadurch gleichsam verschoben wird. Durch Rückungen (sagt K. P. E. Bach) wird die gewöhnliche Harmonie entweder vorausgenommen oder aufgehalten. Es gibt geschwinde und langsame, durch ganze und durch halbe Töne. Z. B.



Ms.

Rückungen, enharmonische, heißen diejenigen plötzlichen und unvermerkten Uebergänge aus einer Tonart in eine ganz unerwartete und fremde, welche durch den sogenannten **enharmonischen Tonwechsel** geschehen, wobei Töne in doppelter Beziehung und Bedeutung vorkommen. Indem z. B. der Ton b (wie er als um einen halben Ton erniedrigtes h heißt) nachher als ais (als um einen halben Ton erhöhtes a) erscheint, rückt die Modulation durch diese veränderte Beziehung schnell in eine andre Tonart herauf, z. B.



Rudbeck (Olaus), ein berühmter schwedischer Polyhistor, geboren zu Arosen in Westermannland 1630. Außer der Arzneiwissenschaft studirte er Musik, Mechanik, Malerei und Alterthümer, und erlangte schon als 21jähriger Jüngling durch die Entdeckung der lymphatischen Gefäße, durch welche die ganze Physiologie viel Aufklärung gewann, einen großen Ruhm. Seine über jenen Gegenstand herausgegebene Schrift (Nova exercitatio anatomica exhibens ductus hepatis aquosos, Arosen 1653) ist auch enthalten im zweiten Theile von Mangets Bibliotheca anatomica. Gleich nach seiner obigen Entdeckung gelangte der bekannte Thomas Bartholin zur richtigen Einsicht in das Geschäft der lymphatischen Gefäße, und es erhob sich zwischen den beiden Anatomen ein hitziger Streit über die Ehre der ersten Entdeckung, welche jedoch Rudbeck verblieb. Nachdem er von einer gelehrten Reise nach Holland zurückgekehrt war, lehrte er zu Upsala die Botanik, legte einen botanischen Garten an, und wurde hernach Professor der Anatomie und zuletzt Curator der Universität. Er starb 1702. Sein bekanntestes Werk ist das sehr gelehrte, aber hypothesenreiche und seltene Werk: Atland eller Manheim, Atlantica sive Manheim, vera Japheti posterorum sedes ac patria. Upsal. 1675–98, 3 Vol. fol. Was die Alten von ihrer Atlantis erzählen, das wendet Rudbeck in diesem Werke auf Schweden an, und behauptet, von großer antiquarischer und historischer Belesenheit unterstützt, daß Schweden die wahre Atlantis des Plato sey, und daß Griechen, Römer, Engländer, Dänen, Deutsche und verschiedene andere Völker aus Schweden abstammen u. s. w. Durch einen 1702 zu Upsala Statt gehabten großen Brand wurden andere wichtige Werke dieses Schriftstellers theils vernichtet, theils selten gemacht. Sein Sohn (gleichfalls Olaus), geboren zu Upsala, war der Nachfolger seines Vaters, und starb 1740. Er schrieb ein Werk über Lappland (Lapponia illustrata, Ups. 1701), eine Ichthyologie (Ichthyologia biblica, ibid. 1705–22) und a. m. Ein Dichter Rudbeck (E. J. oder gleichfalls Olaus), der 1756 zu Stockholm geboren wurde und 1777 daselbst starb, machte sich durch zwei schön versificirte historische komische Heldengedichte: die Borasiade in vier Gesängen (Stockholm 2te Ausgabe 1783) und Neri (ebendas. 1784) bekannt.

Rüdesheimer, s. Rheinweine.

Rudolph I., der Stammvater vieler deutschen Kaiser, und des noch regierenden österreichischen Hauses, der Wiederhersteller eines friedlichern Zustandes in Deutschland, wurde den 1. Mai 1218 geboren. Er war der älteste Sohn Albrechts IV., Grafen von Habsburg, dessen Besitzungen in der Schweiz lagen. Bei dem Heere des Kaisers Friedrich II. zeichnete er sich durch Muth und Geschicklichkeit aus. Nach seines Vaters Tode (1240) erbte er das unbedeutende Gebiet desselben, und suchte es, nach damaliger Sitte, durch kriegerische Unternehmungen zu vergrößern. Zu diesem Zweck unterhielt er ein kleines Heer, zusammengesetzt aus Abenteurern verschie-

dener Völker, und damit vertheidigte er sich gegen seine unruhigen Nachbarn und dehnte auf ihre Kosten seine Macht aus. 1245 erlangte er durch seine Vermählung mit der Tochter Burchards, Grafen von Homburg oder Homberg (in der Schweiz), beträchtlichen Zuwachs an Macht und Gebiet. Einige Jahre nachher half er dem Könige Ottokar von Böhmen in seinem Kriege gegen die heidnischen Preußen. Durch Klugheit, Muth, Gerechtigkeitsliebe und durch den Schutz der friedlichen Bürger gegen die Raubgier der Edlen erwarb er sich schon damals die Achtung der Hohen und Niedern. 1273, als er gerade den Bischof von Basel belagerte, erhielt er die unerwartete Nachricht, daß er einstimmig in Frankfurt zum deutschen Kaiser gewählt sey. Weder erstaunt, noch verwundert, nahm er die Krone an und verordnete gleich, daß keine Verleihung von Reichslehen ohne Einwilligung der Churfürsten gültig seyn solle. Darauf foderte er, dieser Verordnung gemäß, von Ottokar, König von Böhmen, der sich seiner Wahl widersetzt und sich selbst um die Kaiserkrone beworben hatte, die österreichischen Lande als Reichslehen zurück. Ottokar, damals einer der mächtigsten kriegerischsten Fürsten Europa's, weigerte sich. Aber Rudolph eilte muthig und schnell mit einem Kriegsheere nach Niederbayern, zwang den dortigen Herzog Heinrich, den Ottokar in sein Interesse gezogen hatte, seine Partei zu ändern, und drang dann in Oesterreich bis an die Mauern Wiens vor. Ottokar, überrascht durch die unvermuthete Gefahr, hatte zu wenig Macht, die österreichische Hauptstadt zu schützen, und ersuchte seinen Gegner um Frieden. Dieser ward ihm bewilligt unter den Bedingungen, daß er seiner Herrschaft auf Oesterreich entsagen, Rudolphen als Kaiser anerkennen und ihm wegen Böhmen und Mähren huldigen sollte. Ottokar verlangte, daß der Huldigungsact insgeheim vollzogen werden solle. Rudolph willigte dem Anscheine nach ein, und die Ceremonie hatte unter einem Zelte Statt; aber die Vorhänge desselben wurden plötzlich aufgezogen, und so war der König von Böhmen, vor Rudolph auf den Knieen liegend, den Blicken der umstehenden Kriegsheere Preis gegeben. Ottokar konnte den erlittenen Verlust nicht verschmerzen, und brach 1277 den mit Rudolph geschlossenen Frieden. Dieser Krieg drohte für den Kaiser gefährlich zu werden. Die Reichsfürsten betrachteten den Streit als eine ihrem Interesse fremde Privatsache Rudolphs, und unterstützten diesen weit weniger als vorher; Ottokar hingegen hatte sich durch Bündnisse mit mächtigen Fürsten gestärkt. Im August 1278 trafen die beiden Heere zu Weidenfeld in Oesterreich auf einander. Eine mörderische Schlacht begann, worin Rudolph zwar selbst verwundet wurde, sein Gegner aber das Leben verlor. Nach diesem Siege schloß er mit dem Markgrafen Otto von Brandenburg, dem Vormunde des jungen Königs Wenzel von Böhmen, einen Vertrag, durch welchen Oesterreich, Steiermark, Krain und die windische Mark ihm, dem Kaiser, auf immer abgetreten wurden. Mit diesen Ländern belehnte er seinen Sohn Albrecht, welcher der Stammvater des mächtigen, noch blühenden österreichischen Hauses wurde. Mit den Päpsten, deren Einflusse Rudolph vorzüglich seine Wahl zum Kaiser dankte, lebte er in fortwährendem Frieden; doch suchte er das kaiserliche Ansehen, welches in Italien so wie in Deutschland während des Interregnums sehr gesunken war, wieder zu heben, auch ertheilte er den Staaten von Florenz und Lucca nur gegen Erlegung großer Geldsummen einige Vorrechte, ohne jedoch ihre Ver-

bindung mit dem deutschen Reiche dadurch aufzuheben. Durch die Vermählung mehrerer seiner Töchter mit großen deutschen und auswärtigen Fürsten hatte er seine Macht noch mehr befestigt. Kein Feind war nach Ottokars Tode mehr zu besiegen übrig. Daher richtete Rudolph den Blick auf den trostlosen innern Zustand, worein Deutschland durch die Anarchie des Interregnums versetzt worden war. Die Befehdungen raubsüchtiger Edelleute und Großen dauerten noch immer fort. Das Reich wurde dadurch zerrüttet, und Handel, Gewerbsfleiß und das Fortschreiten der sittlichen und geistigen Cultur gehemmt. Diesem Unfug suchte Rudolph mit Gewalt und Güte zu wehren; aber zur eigentlichen gesetzlichen Abstellung der Fehden konnte er auf dem Reichstage zu Worms nichts weiter bewirken, als die Verordnung, daß jeder Befehdung eine dreitägige Ankündigung vorausgehen solle. Er selbst reis'te im Reiche herum, schlichtete persönlich die Streitsachen Hoher und Niederer, und stellte den Landfrieden wieder her, so daß man ihn auch das lebendige Gesetz nannte. Den Churfürsten sicherte er ihre Rechte, unternahm nichts Wichtiges ohne ihre Zustimmung, die er sich mittelst der **Willebriefe**, welche nachher von seinen Nachfolgern beibehalten wurden, ertheilen ließ, und verordnete, daß die Einwilligung der Churfürsten auch da erforderlich seyn sollte, wo diejenige der andern Stände nicht nöthig sey. Gegen die Erbauung von Festungen, die dem unruhigen Adel zu Raubschlössern dienten, gab er ernste Verordnungen, und zerstörte einmal in Einem Jahre (1290) mehr als siebzig solcher Schlösser. 1283 unternahm er einen Krieg gegen den Grafen von Savoyen, der mehrere deutsche Reichslehen in der Schweiz sich zugeeignet hatte, und zwang ihn zur Rückgabe und Unterwerfung. Gleich glücklich war er gegen den mächtigen Grafen von Burgund, der sich dem deutschen Reiche hatte entziehen wollen. Durch die Unruhen von Böhmen, wo der oben gedachte Markgraf Otto sich der Regierung und Herrschaft ganz bemächtigen wollte, und den König Wenzeslaus gefangen hielt, veranlaßt, eilte Rudolph mit einem Kriegsheere dahin, befreite den König, und vermählte eine seiner Töchter mit ihm. Noch in seinem 64sten Jahre verheirathete er sich selbst mit einer vierzehnjährigen Prinzessin von Burgund. Sein Wunsch aber, seinen Sohn Rudolph zu seinem Nachfolger erwählt zu sehen, ward ihm zu seiner größten Bekümmerniß nicht gewährt, und er starb zu Germersheim, auf einer Reise nach Speier (im Julius 1291) im 76sten Jahre. Wenige Fürsten haben Kaiser Rudolph an Energie des Charakters und an bürgerlichen und kriegerischen Tugenden erreicht. Er war im höchsten Grade tapfer, unermüdet thätig, einfach in Sitten und Lebensweise, herablassend und gesprächig, gütig, großmüthig und durchaus gerecht. Im Anfang seiner Laufbahn scheint er freilich nicht allzugewissenhaft in der Wahl seiner Mittel gewesen zu seyn. Aber als **Kaiser** war er ein Muster der Mäßigung und Billigkeit. Er war durch die Wiederherstellung eines friedlichern Zustandes der Schöpfer des neuen höhern und geistigern Lebens und Wirkens in Deutschland. P. N.

Rudolph II., deutscher Kaiser, Sohn Kaisers Maximilian II., war 1552 geboren, und erhielt von den Jesuiten in Spanien den größten Theil seiner Erziehung. Sein Vater verschaffte ihm 1572 die ungarische und 1575 die böhmische Krone, nebst dem Titel eines römischen Königs. Nach Maximilians Tode bestieg er den Kaiserthron, und man hielt ihn für einen äußerst talentvollen, kenntniß-

reichen und gutmüthigen Fürsten. Unglücklicher Weise aber leiteten ihn seine Kenntnisse und Neigungen ganz von den erhabenen Pflichten seines Standes ab, denn er beschäftigte sich fast allein mit mechanischen Erfindungen, Chemie und Pferden. Auch war er furchtsam und unentschlossen. Und sein Eifer für die catholische Religion vertrug sich keineswegs mit den toleranten Grundsätzen seines Vaters. Er allein hatte die zahlreichen Länder des österreichischen Hauses geerbt, und seine Brüder waren durch Pensionen abgefunden. Als er sahe, daß die protestantische Religion in seinen Erbländern sich sehr ausbreitete, war seine Sorge, der catholischen wieder das Uebergewicht zu verschaffen, und die Maßregeln, die er zu diesem Zweck ergriff, veranlaßten manche Empörung, und entfremdeten die Gemüther seiner protestantischen Unterthanen von ihm. In andern Theilen des deutschen Reichs nahm er ebenfalls bei allen Streitigkeiten der Protestanten und Catholiken wider die erstern Partei; durch seine Einwirkung wurde auch der Erzbischof und Churfürst Gebhard von Cöln, der zum Protestantismus übergetreten war und geheirathet hatte, abgesetzt. Der Sultan Amurath III. brach, begünstigt durch die Unruhen in Ungarn, den mit Rudolph geschlossenen Waffenstillstand, und machte mehrere Einfälle in Ungarn und Croatien. Freilich wurde Amurath durch die kaiserlichen Generale zurückgeschlagen, aber sein Nachfolger Mahomet III. nahm die wichtige Stadt Agram in Oberungarn weg, und der Krieg in diesem Königreiche wurde bis zu dem 1606 mit dem Sultan Achmet geschlossenen Frieden mit wechselndem Glücke geführt. Rudolph, der zu Prag residirte, nahm an diesen Ereignissen wenig Theil, und überließ sich seinen Lieblingsbeschäftigungen. Seine ungarischen Unterthanen ersuchten daher seinen Bruder, den Erzherzog Matthias, die Regierung zu übernehmen, und erwählten diesen 1607 zu ihrem Könige. Matthias nahm von seinem Reiche Besitz, ging mit einem Heere nach Oesterreich, und zwang seinen Bruder, ihm dieses Land und Ungarn feierlich abzutreten. Bald nachher entstanden die Erbfolgestreitigkeiten wegen Jülich und Cleve, die als die Veranlassung des völligen Ausbruches der Uneinigkeit zwischen den Protestanten und Catholiken zu betrachten sind. Es wurden Bündnisse geschlossen und Kriegsheere gerüstet; Rudolph berief Reichstage und stellte sich eifrig bemüht, dem Ausbruche zuvorzukommen. Die Protestanten in Böhmen, aufgebracht durch die Verletzung ihrer Freiheitsbriefe, wurden gleichfalls unruhig, und da der Erzherzog Leopold mit einer Armee nach Böhmen kam, um sie zum Gehorsam zu bringen, riefen sie den König Matthias zu Hülfe, welcher den Kaiser nöthigte, ihm 1611 auch diese Krone zu überlassen. Rudolph starb 1612 im 60sten Jahre seines Alters und im 36sten seiner Regierung. Die Prophezeiungen des berühmten, jedoch abergläubischen Sternkundigen Tycho de Brahe, den er nebst seinem Schüler Kepler glänzend aufnahm, machten den Kaiser so mißtrauisch gegen alle seine Umgebungen, daß er weder zum Vergnügen, noch Geschäfte halber, seinen Palast verließ. Er war nie verheirathet und hatte nur einige natürliche Kinder. P. N.

Ruffo (Fabrizio), Cardinal, in Italien der General-Cardinal genannt, ist 1744 in Neapel geboren. Früher General-Schatzmeister unter Pius VI. machte er sich auf diesem Posten durch mancherlei verständige staatswirthschaftliche und ökonomische Einrichtungen bekannt. Jedoch erst im J. 1799, als er den kühnen Gedanken ausführte, Neapel von den Franzosen wieder zu erobern, machte er ganz

Europa auf sich aufmerksam. Er landete, wie versichert wird, zur Ausführung dieses kühnen Entwurfs zu Reggio in Calabrien nur mit 3 Menschen. Bald vergrößerte sich dieser kleine Haufen bis auf 100. Jetzt begab er sich auf den Weg nach Neapel, und bey seinem Eintreffen vor dieser Hauptstadt war sein Heer bis zu 25,000 Mann angewachsen. Am 5. Juny rückte er ein. Eine weitere Folge dieser Einnahme war die Räumung Roms und Toscana's von Seiten der Franzosen. Im J. 1801 war er neapolitanischer Gesandter beym Papst. Nach der Wegführung des Papsts zog ihn Napoleon nach Paris, überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen und suchte auf alle Weise ihn in sein Interesse zu ziehen. Da aber diese Bemühungen fehl schlugen, wurde er ins Exil nach Bagneux bey Sceaux verwiesen. Gegenwärtig lebt er auf seinen Gütern im Königreich Neapel und beschäftigt sich mit Ackerbau und Landwirthschaft.

Rügen, die größte unter den zu Deutschland gehörigen Inseln, in der Ostsee, welche von dem festen Lande der Provinz Pommern, womit sie in alten Zeiten vermuthlich zusammen gehangen hat, nur etwas über eine Viertelmeile entfernt ist. Sie hat sieben Meilen in die Länge und Breite und enthält auf 17 Qudratmeilen, 2 Städte, 2 Flecken, 67 Dörfer, mit 27,000 Einwohnern. Der Kanal zwischen dieser Insel und dem festen Lande heißt das neue Tief. Das Meer dringt allenthalben in das Land hinein, und bildet eine Menge Busen, die hier Bodden oder Binnenwasser genannt werden, und macht das Land zu Inseln und Halbinseln. Der große Meerbusen zwischen den beiden Halbinseln Jasmund und Wittow wird Tromper Wiek genannt. Seine weite Mündung steht gerade gegen Nordosten, daher er den Schiffen, die ihm bei dunkeln Nächten oder neblichtem Wetter durch einen Sturm zu nahe kommen, oft zum Unglück gereicht. Diese an Naturschönheiten reiche Insel erhebt sich in ihrem Innern und an ihren nördlichen Küsten, welche meistens schroffe, steile Kreidewände bilden. Eine der bedeutendsten Anhöhen in der Mitte der Insel, bei der Hauptstadt Bergen, ist der Rugard, auf welcher die Residenz der alten Fürsten Rügens stand. Die höchste Gegend Rügens ist wohl die Stubbenkammer, ein Vorgebirge an der nordöstlichen Spitze der Halbinsel Jasmund, wo das ansehnliche Kreidegebirge nach der See zu senkrecht abgeschnitten ist, und eine der schönsten Felsenpartien bildet, deren Anblick durch das Unermeßliche des Meeres, welches den Fuß der Kreidepfeiler bespület, noch gehoben wird. Der höchste Gipfel ist 543 Fuß hoch, und eine eingegrabene Treppe von etwa 600 Stufen führt bis zu dem Strande hinab. Auf derselben Halbinsel ist die Stubbenitz, ein ansehnlicher Buchenwald mit dem Borgsee, einem ovalen mit einem hohen Walle umschlossenen Platze, der wahrscheinlich der Ort ist, wo nach Tacitus Erzählung die alten Rugier die Göttin Hertha verehrten. Auf der zu Rügen gehörigen Halbinsel Wittow ist das Vorgebirge Arkona, die nördlichste Spitze von Deutschland, wo man noch Ueberreste von dem Walle sieht, der ehemals die slavische Festung Arkona umgab, den Sitz des Hauptgötzen der heidnischen Rügier (des vierköpfigen Swantewiths). Dieses 200 Fuß hohe Vorgebirge besteht aus Mergel und Kreide, und man sieht von demselben deutlich die sieben Meilen entfernte dänische Kreideinsel Moen. Die Witterung auf Rügen ist meistens rauh und veränderlich, die Luft oft sehr neblicht. Den Frühling macht der trockne Ostwind unangenehm. Der schönste Theil des Jahres ist der Herbst. Flüsse hat Rügen nicht, kaum einen beträcht-

lichen Bach. Der Boden ist, einige wüste Sandstriche und Torfmoore abgerechnet, sehr ergiebig. Rügen an sich hat gute Weiden und Obstgärten, Jasmund ist der höchste District, und hat mehr Holzung, Wittow ist eine weite Ebene mit Weizenboden und die Insel Hiddensoe ist mehr Heideland und für die Schafzucht vortheilhaft. Daher erzeugt die Insel viel Getreide, selbst zur Ausfuhr. Die Fischerei und die Viehzucht sind gleichfalls wichtig. Holz ist nicht hinreichend vorhanden; das Fehlende muß aus Pommern herbeigeschafft werden. Die Einwohner Rügens sind überhaupt sehr fleißig, gute Schiffer und Fischer, und sehr gastfrei. Der Adel ist hier zahlreich, und die Insel mit adlichen Höfen wie besäet. Rügen kam 1648 an Schweden, 1715 an Dänemark und von letzterm im Jahre 1720 wieder an Schweden. Da 1815 das schwedische Pommern, wovon auch Rügen einen Bestandtheil ausmachte, an Preußen abgetreten wurde, so wurde auch Rügen preußisch, und gehört jetzt zu dem Stralsunder Regierungsbezirk der Provinz Pommern, und bildet den nach der Hauptstadt Rügens benannten bergenschen Kreis. Außer dieser Hauptstadt, Bergen, einer Stadt von 2000 Einwohnern, sind vorzüglich bemerkenswerth: der Marktflecken Sagard mit einem Gesundbrunnen und das der fürstlichen Familie von Putbus gehörige Dorf und Schloß Putbus, mit Seebädern.

Rugendas (Georg Philipp), einer der berühmtesten deutschen Maler, geboren zu Augsburg den 27sten November 1666, wurde von seinem Vater, einem Goldschmidt, zur Kupferstecherkunst bestimmt, mußte aber wegen einer Fistelkrankheit an der rechten Hand diese Kunst aufgeben, und ward Maler. Seine Neigung erklärte sich besonders für kriegerische Darstellungen, die er nach Bourguignon und Andern studirte. Nach eifrigem sechsjährigen Studium und angestrengten Arbeiten war seine kranke Hand völlig unbrauchbar geworden, er hatte sich aber nebenher mit der linken dieselbe Fertigkeit erworben, und reis'te nun nach Wien, Rom und Venedig, wo er sich lange aufhielt, und einen großen Styl aneignete. Er gehört unter die ersten Schlachtenmaler, seine Zeichnung ist richtig, seine Zusammensetzung und Färbung schön, und alles, was er machte, verrieth Geist und Leichtigkeit der Arbeit. In den Stellungen der Pferde war er unerschöpflich. Er malte und radirte sehr viel. Auch hat man von ihm Blätter in schwarzer Kunst mit radirten Umrissen, sie sind meistens braun abgedruckt. Seine Gemälde sind überall zerstreut; unter seinen radirten Blättern aber, die mit bewundernswürdigem Fleiße gearbeitet sind, zeichnet sich eine Suite von sechs großen Blättern in der Breite, die Belagerung von Augsburg vorstellend, der er selbst mit beiwohnte, vorzüglich aus. Er starb in seiner Vaterstadt den 10ten Mai 1742.

Rugievith, Rugewith, eine von den alten Norddeutschen verehrte kriegerische Gottheit, die unter mancherlei grotesken und scheußlichen Gestalten von ihnen dargestellt ward. Die Verehrung des Rugewith soll unter den Obotriten (heutigen Meklenburgern) und auf der Insel Rügen besonders gebräuchlich gewesen seyn, in welcher letztern Gegend Rugewith dann wohl mit dem auf Arkona einst hochgefeierten Götzen Swantewith in Eins zusammenfällt.

Ruhe ist der Zustand eines Körpers, vermöge dessen er seine Lage gegen andre Gegenstände nicht verändert, an einem und demselben Orte beharrt, ohne Bewegung erscheint. Die Ruhe ist mithin nur etwas Relatives. Die Gegenstände auf einem segelnden

Schiffe sind für den Schiffer in Ruhe, wenn sie in derselben Lage gegen einander bleiben, obgleich sie mit dem Schiffe zugleich in steter Bewegung sind. Eben so erscheint ein Haus, ein Baum, nur in Beziehung auf seine Umgebung als ruhend, da die Erde mit allem, was sich darauf befindet, in ununterbrochner Bewegung ist. Eine absolute Ruhe kennen wir nicht. Da die Ruhe nur etwas Verneinendes, nämlich Abwesenheit der Bewegung ist, so lassen sich keine Grade an ihr unterscheiden; sie ist entweder gar nicht oder ganz vorhanden.

Ruhnkenius (David), eigentlich Ruhnken, Professor der Geschichte und Beredsamkeit auf der Universität Leyden, und einer der gelehrtesten Humanisten seiner Zeit, besonders ausgezeichnet durch seinen einfachschönen, wahrhaft classischen lateinischen Styl, war den 2ten Januar 1723 zu Stolpe in Hinterpommern geboren. Seine wohlhabenden Aeltern, welche die glücklichen Anlagen des Knaben bemerkten, bestimmten ihn den Studien, und schickten ihn zunächst auf das Friedrichs-Collegium nach Königsberg, wo er nicht nur mit den classischen Schriftstellern des Alterthums bekannt wurde, sondern auch Musik und andre schöne Künste übte. In seinem achtzehnten Jahre bezog er die Universität. Nach dem Willen seiner Aeltern sollte er in Göttingen Theologie studiren; ihm aber lagen die humanistischen Studien weit mehr am Herzen; der Theologie dagegen war er, vielleicht wegen der damals auf dem Friedrichs-Collegium herrschenden Pietisterei, abgeneigt geworden. Auf seiner Reise nach Göttingen kam er über Wittenberg, das an dem berühmten Literator Berger und dem gelehrten Herausgeber des Codex Theodosianus Ritter zwei Männer vom ersten Range besaß. Diese fesselten den Jüngling dergestalt, daß er in Wittenberg zu bleiben sich entschloß, ihren Unterricht benutzte und mit Eifer die Wolfische Philosophie studirte. Zwei Jahre hatte er in Wittenberg verlebt, als der Ruf des großen Tiberius Hemsterhuys ihn zu dem Entschluß brachte, nach Leyden zu gehen, um dort den Unterricht dieses großen und tiefen Kenners der griechischen Sprache zu benutzen. Ehe er jedoch Wittenberg verließ, schrieb er 1743 seine gründliche Magisterdisputation de Galla Placidia, deren mündliche Vertheidigung ihm mißlang, da ihm das Talent, sich gewandt und fließend im Lateinischen auszudrücken, für immer abging, weßhalb er seine lateinischen Vorträge meistens aus dem Hefte ablas. Hemsterhuys, der bald Gelegenheit hatte, Ruhnkens Talent und Gelehrsamkeit zu bewundern, bewies ihm die wohlwollendste Theilnahme, und wurde bald sein Rathgeber und Freund. Sechs Jahre wandte Ruhnken an, um unter seines großen Lehrers Leitung den ganzen Cyclus der humanistischen Studien noch einmal zu durchlaufen. Die ersten Früchte eines so weise und zweckmäßig geordneten Studiums gab er in zwei Epistolis criticis (1749 und 1751), von welchen die eine die Homerischen Hymnen, den Hesiod und die griechische Anthologie, die zweite den Callimachus, Apollonius und Orpheus zum Gegenstande hatte. Sein Wunsch war jetzt, ein angemessenes Lehramt auf einer holländischen Universität zu erhalten; dazu aber fehlte die Aussicht, weßhalb Ruhnken auf Hemsterhuys Rath das bereits unter Ritter studirte römische Recht wieder vornahm, um sich in den Stand zu setzen, allenfalls auch ein academisches Lehramt dieser Wissenschaft bekleiden zu können. Ohne sich jedoch dadurch von der steten Beschäftigung mit der griechischen Literatur abziehen zu lassen, übernahm er eine Bearbeitung des Plato-

zu diesem Zweck verschaffte er sich aus der Sangermannischen Bibliothek zu Paris eine Abschrift des einzigen noch vorhandenen Codex von Timäus Wörterbuch über den Plato, und gab dasselbe nebst einem Commentar heraus. Nicht leicht findet man so viele kritische und grammatische Gelehrsamkeit in einem so engen Raume zusammengedrängt. Dieses Werk reichte hin, Ruhnken eine Stelle unter den ersten Philologen seiner Zeit zu verschaffen. Da er die freie und zwanglose Lebensweise in Holland liebgewonnen hatte, so lehnte er verschiedne ehrenvolle Anträge zu Lehrstellen im Auslande ab, und benutzte seine Muße zu einer literarischen Reise, auf welcher er die vorzüglichsten Bibliotheken Europa's besuchen und benutzen wollte. Diese Reise trat er 1755 an; sie führte ihn zunächst nach Paris, wo er ein Jahr lang in den Schätzen der königlichen Bibliothek arbeitete, und mit rastlosem Fleiße Handschriften abschrieb, auszog und verglich. Eben wollte er von da nach Spanien abreisen, wo die Escurialbibliothek ihm eine reiche Ausbeute versprach, als Hemsterhuys ihn zur Rückkehr nach Leyden einlud. Dieser hatte Gelegenheit gefunden, da Alter und Kränklichkeit ihn beugten, sich Ruhnken als Lector der griechischen Sprache beisetzen zu lassen. Diese Stelle trat Ruhnken auch 1757 an, und wurde, als vier Jahre darauf Oudendorp starb, zum wirklichen Professor der Geschichte und Beredsamkeit ernannt. Unter vielen sehr geschätzten Arbeiten, wohin seine Denkschrift auf Hemsterhuys, seine Ausgabe des Muretus u. s. w. gehören, zeichnet sich hauptsächlich sein Vellejus Paterculus aus, ein wahres Muster von Bearbeitung lateinischer Classiker, sowohl was die Kritik des Textes als die grammatische Erklärung betrifft. Im J. 1780 gab er einen Homerischen Hymnus auf die Ceres heraus, welchen Matthäi in Moscau aufgefunden, und ihm abschriftlich mitgetheilt hatte. Zu seiner beabsichtigten Ausgabe des Plato hatte er nur die Scholien beendigt, als der Tod am 14ten Mai 1798 seiner Thätigkeit ein Ziel setzte, nachdem er schon seit einigen Jahren an Engbrüstigkeit gelitten hatte.

Rührend im Allgemeinen ist das, was unser Gefühlsvermögen zu thätiger Theilnahme reizt, und leidenschaftliche Empfindungen in uns erregt. Im engern Sinne, wenn von Werken der schönen Kunst, von Begebenheiten u. s. w. die Rede ist, heißt das rührend, was ernstere Empfindungen der Wehmuth, des Mitleids, der Zärtlichkeit, der Andacht, der sanften Freude in uns erweckt. Der Künstler und Schriftsteller, welcher rühren will, muß selbst von den Empfindungen, die er hervorbringen will, durchdrungen und ergriffen seyn. Nur durch den lebhaften Ausdruck der letztern, nicht durch bloße Schilderung und Beschreibung derselben, wird dieser Zweck erreicht. Der höchste Grad des Rührenden, der mehr die heftigern, reinen und ungemischten Empfindungen zum Gegenstande hat, heißt das Pathetische. (S. Pathos.)

Rulhieres (Claude Carloman de), Mitglied der Academie und Ritter des heiligen Ludwig, hat sich durch mehrere geschichtliche Schriften vortheilhaft ausgezeichnet. Im Gefolge des französischen Gesandten Berteuil am petersburger Hofe, war Rulhieres Zeuge der Staatsumwälzung, die Peter III. das Leben kostete, und Catharina auf den Thron von Rußland hob. Diese Begebenheit ist von ihm zwar kurz, aber trefflich beschrieben worden, doch dürfte Catharinens Charakter in dieser Schilderung nicht ganz der Wahrheit gemäß gezeichnet seyn, indem das Gefühl beleidigter Eitelkeit hin und

wieder aus dem Verfasser spricht. Nachdem Rulhieres darauf in Gesellschaft des Baron Berteuil mehrere europäische Höfe besucht hatte, folgte er dem Marschall Richelieu in sein Gouvernement, und begann jetzt seine literarische Laufbahn mit seiner von Voltaire so hoch gerühmten Epître sur les disputes. 1787 ernannte ihn die Academie zu ihrem Mitglied; die von ihm bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede zeigte, daß er dieser Auszeichnung würdig war; noch mehr bewies er dies aber durch sein 1788 in zwei Bänden herausgegebnes Werk: über die Ursachen der Zurücknahme des Edicts von Nantes und die Lage der Protestanten in Frankreich seit Ludwig XIV. Seine Geschichte der Unruhen und ersten Theilung von Polen, der mehrere Anekdoten über die Revolution von 1762 in Rußland angehängt sind, erschien erst nach seinem Tode. Sie ist mit Scharfsinn geschrieben, und gibt über die Intriguen, die diesem Lande den Untergang brachten, ein merkwürdiges Licht. Das von ihm in drei Gesängen verfaßte Gedicht: Les Jeux de main, das gleichfalls nach seinem Tode erschien, zeigt zwar ebenfalls von dem Geist des Verfassers, ist aber auch ein Beweis daß die höhere Dichterweihe ihm abging. Rulhieres starb den 30sten Januar 1791. Die Charakterzeichnung, die Champfort von ihm entwirft, stellt beide, den Zeichner sowohl, der Rulhieres Freund war, als den Gezeichneten, nicht in das beste moralische Licht, indem sie den Todten eines ziemlichen Ueberschwanges an Eitelkeit, Verstellungskunst und Irrthümern beschuldigt, dadurch aber zugleich anzeigt, daß ihr Verfasser, der doch so lange Zeit sich dessen vertrauten Freund nannte, selbst nicht frei war von kleinlichen Leidenschaften. Ein Bruder Rulhieres war Offizier bei der Gensdarmerie, und führte dieses Corps am berühmten 10ten August 1792 an. Seine Bestrebungen, die Truppen dem Dienst des Königs treu zu erhalten, schlugen fehl; er wurde nebst den andern Offizieren ein Opfer der Volkswuth in den schrecklichen Septembertagen desselben Jahrs. F. G.

Rum, eine Art Branntwein, der aus dem Saft des Zuckerrohrs oder den übriggebliebenen Unreinigkeiten des Zuckers verfertigt wird. Der von der Insel Jamaika kommende ist der beste; die Engländer treiben mit diesem Artikel einen bedeutenden Handel, da der Rum zwar minder stark als der Rack, doch noch häufiger gesucht und zum Punsch angewendet wird.

Rumelien, s. Romelien.

Rumford (Benjamin Tompson, Graf von), geboren 1752 auf der kleinen Insel Rumford. Bei dem Ausbruche des Kriegs zwischen England und Amerika trat er in brittische Dienste, ward Major, und machte sich durch seine Einsichten, besonders durch seine Localkenntnisse sehr wichtig. Als er zu Ende des Kriegs nach London kam, ernannte der König ihn zum Ritter. Jetzt erhielt Tompson einen Ruf vom Churfürsten von Pfalzbayern nach München, wo er sich durch Aufhebung der Bettelei, Anlegung von Manufacturen zu Versorgung der Armen, Einführung der Erdäpfel und der Sparheizungen, so wie besonders der ökonomischen, nach ihm benannten Suppen große Verdienste erwarb. Der Churfürst erhob ihn zum Grafen von Rumford, machte ihn zum Generallieutenant, und verlieh ihm mehrere Orden. Auch in England verbreitete er seine nützlichen Erfindungen, er schenkte als Vicepräsident der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften derselben große Summen zu Preisverthei-

lungen für die wichtigsten Erfindungen, legte 1800 unter dem Namen königliches Institut (Royal Institut) zu London eine Lehranstalt für Oekonomen, Künstler und Handwerker an, besuchte im J. 1802 Frankreich, und wurde sehr ehrenvoll von Bonaparte aufgenommen. Er hielt sich darauf längere Zeit in Paris auf, wo er mit seiner zweiten Gattin, Wittwe des berühmten Lavoisier, einen Scheidungsprozeß führte, und starb auf seinem Landhaus zu Auteuil den 21sten August 1814.

Rundgesang heißt ein zum geselligen Gesang bestimmtes Gedicht, in welchem einige Verse nach jeder Strophe, entweder unverändert, oder mit einer kleinen Veränderung, oder einem Zusatze vom ganzen Chor wiederholt werden. Entweder machen diese Verse den Schluß jeder Strophe oder auch den Anfang derselben aus, oder es sind wieder besondere Verse, welche aber immer wiederkehren. Von dieser Art ist der Rundgesang von Voß: Freund ich achte nicht des Mahles u. s. w. Dies Gedicht gleicht dem Rondo in der Musik, wo das Thema nach kleinem Zwischenspiel immer wiederkehrt oder im Tutti wiederholt wird. Ms.

Runen, Runenschrift. Ueber das Alter dieses den nordischen Völkern (Germanen und Skandinaviern) eigenen Alphabets ist von den Gelehrten verschiedentlich gestritten worden. Von Einigen sind die Runen weit vor die christliche Zeitrechnung hinausgerückt, von Andern wieder ist ihre Entstehung erst nach Christi Geburt gesetzt worden. Letzteres ist wohl das Richtige, doch dürften diejenigen in einem Irrthum begriffen seyn, welche die Schrift der Runen gänzlich aus dem römischen Alphabet herleiten. Die Aehnlichkeit, die einige Runbuchstaben mit ihnen verwandten römischen haben, kann nichts beweisen, da sie nur bei einigen Statt findet, bei andern aber durchaus nicht nachzuweisen ist; auch hat das Alphabet der Runen nur sechzehn Buchstaben, eine Mangelhaftigkeit, die sich schwerlich finden dürfte, wenn die Völker, die dieser Schrift sich bedienten, sie dem reichen römischen A B C nachgebildet hätten. Das Beste ist hier (da den so lange in Unwissenheit lebenden nordischen Völkern eine eigne Erfindung von Buchstabenschrift nicht wohl zuzutrauen ist), der von F. Schlegel in seinen Vorlesungen über alte und neue Literatur aufgestellten Hypothese zu folgen, nach welcher die Buchstabenschrift durch die bekanntlich im höchsten Alterthum schon die Meere und auch die Ostsee befahrenden Phönizier den Anwohnern jener Küsten bekannt wurde, und daraus sich die ihnen eignen Runen bildeten, deren Gebrauch von der ziemlich geschlossenen Priestercaste bewahrt, und zu mancherlei magischen und vorgeblich zauberischen Künsten verwendet wurde. Die Aehnlichkeit mit manchen Schriftzügen der Römer kann gegen diese Annahme nichts beweisen, da diese ja auch ihre Schrift aus derselben östlichen Quelle erhielten, und daher nothwendig eine Urstammverwandtschaft sich zeigen muß. Daß auch in Spanien und andern südwestlichen europäischen Landen sich Ueberreste von Runen und Runensteinen mit (Runenschrift bezeichnete Steine, die zu Grabmonumenten, Markbezeichnungen u. bergl. dienten) finden, ist aus der Stammverwandtschaft der neuern Bewohner jener Gegenden seit den Zeiten der Völkerwanderung mit den Einwohnern des alten Germaniens und Skandinaviens erklärlich.

Runstäbe, Runenstäbe, Signalstäbe, wurden bei den heidnischen Völkern im Norden gewisse aus Weidenholz verfertigte

Stäbe genannt, auf denen mancherlei, vorgeblich Zauberkraft in sich tragende Charaktere eingeschnitten waren, und mit welchen dann die Priester und andre von den Göttern begünstigte Personen Wunder- und Zauberwerke verrichten zu können vorgaben (vergl. d. Art. Runen). Auch wurden dergleichen Runen oder Schriftstäbe von den ältern Bewohnern Schwedens und Norwegens gebraucht zur Bezeichnung der Zeitfolge, und noch heutiges Tages findet sich in jenen Landen unter den Landleuten mancher Gegend der Gebrauch, sich bezeichneter Stäbe statt der Calender zu bedienen.

Runkelrübenzucker, s. Zucker.

Ruspoli. Dieses fürstliche Haus besitzt die Herrschaft Cervetro, eine Stadt im Kirchenstaate. Der Fürst Alexander Franz (geb. 1752) war ehemals österreichischer Ambassadeur am Hofe zu Neapel. Sein Bruder Barthelemy wurde 1802 vom Papste zum Großmeister des Malteser-Ordens ernannt, lehnte aber diese Würde ab.

Rußland. I. Aeltere Geschichte. Mit dem gemeinschaftlichen Namen Scythen, Sarmaten, umfaßte man eine Menge nomadischer Stämme, welche bis an die römischen Gränzen reichten, und schon vor Cyrus die damals gebildete Welt, vorzüglich das vordre Asien, oft beunruhigten. Sie bewohnten die von Herodot beschriebenen Gegenden zwischen dem Don und Dnepr. Strabo und Tacitus nennen hier die Roxolanen, ein sarmatisches Volk. Die Griechen legten daselbst Handelscolonien an. Im zweiten Jahrh. n. Ch. zogen von der Ostsee her in die Gegenden vom Don bis an die Donau die Gothen. Seit dem 5. Jahrh. drängten sich hier die Hordenzüge der Alanen, Hunnen, Avaren und Bulgaren. Die Slaven, ein sarmatisches Volk, zogen hierauf mehr nach Westen und Norden; die Chazaren, von den Avaren gedrängt, kamen im 6. Jahrh. unsrer Zeitrechnung in die Länder zwischen der Wolga und dem Don, rückten nach und nach bis an die Donau, eroberten die Crimm, und standen dadurch mit den Byzantinern in genauer Verbindung (die Kaiserin Irene war eine chazarische Prinzessin). Die Petschenegen, Stammverwandte der Chazaren, saßen am caspischen Meere, gingen westlich, drängten die Ungarn nach Pannonien, während sie die Gegenden zwischen dem Don und der Aluta behaupteten. Im nördlichen Rußland wohnten die Tschuden (Finnen und Ehsten), finnische Völker. Alle diese Stämme führten ein nomadisches Hirten- oder Jägerleben; nur später gelangten einige derselben dadurch, daß sie in ehemalige römische Provinzen rückten, oder mit den Byzantinern in Verbindung kamen, und mit dem Christenthum bekannt wurden, zu einiger Bildung. Diese zeigte sich am frühesten unter den slavischen Völkern, welche von der nördlichen Donau her im 5. und 6. Jahrh. die Weichsel hinab und den Dnepr hinaufzogen. Es entstanden durch sie im heutigen Rußland die beiden Städte Nowgorod (neue Umzäunung, novus hortus*) und Kiew, welche durch ihren Handel besonders später zu einer bedeutenden Macht heranwuchsen. Beide Städte mußten anfangs gefährliche Kämpfe mit den Chazaren bestehen, und noch außerdem wurde Nowgorod von den Warä-

*) Die russische Sprache braucht bekanntlich g statt h (Hospodar, Gospodar).

gern*) (kühne Seeräuber, welche die Ostseeküsten beunruhigten) hart bedrängt. Daher sandte Nowgorod Gesandte an die Varjager, um ihren Schutz zu erlangen, indem sie ihnen die Herrschaft übertrug. Also kamen im J. 862 (nach Nestor jenseits des Meeres her) die Brüder Rurik, Sineus und Truwor, die Heerführer der Varjager, mit vielen Landsleuten nach Novogorod, und stifteten in der Nähe 3 Fürstenthümer. Nach dem Tode seiner Brüder herrschte Rurik allein, und seine Landsleute verbanden sich mit den besiegten Slaven zu einem Volke, den Russen. Dieser neue Staat, in welchem die Varjager wahrscheinlich die Gutsherren und Krieger waren, hatte eine militärische Verfassung, er ist unter dem Namen Holmgard, Gardarike und Ostrogard bekannt, und umfaßte das nördliche Rußland. Nach Ruriks Tode (879) regierte sein Sohn Jghor unter seinem Vormunde Oleg (Olaf). Dieser eroberte Kiew, und machte sie zur Hauptstadt. Jghors Witwe und Nachfolgerin Olga nahm in Constantinopel 955 das Christenthum an, und brachte dadurch den griechischen Ritus in ihr Vaterland. Jghor's Sohn Swätoslaw, ein Eroberer, blieb 972 im Kampfe gegen die Petschenegen, an den Wasserfällen des Dneprs. Unter Swätoslaws Söhnen vereinigte Wladimir I. aus Nowgorod, der Heilige oder der Große, das Ganze 980. Er machte bedeutende Eroberungen, heirathete die byzantinische Prinzessin Anna, ließ sich zu Cherson taufen 987, strebte seinem Volke eine höhere Bildung zu geben, und starb 1015. Wladimir hatte das Reich unter seine zwölf Söhne getheilt; zwar sollten nach slavischer Sitte die einzelnen Fürstenthümer unter dem Großfürstenthum zu Kiew vereinigt bleiben; allein da die Thronfolge noch nicht bestimmt war, entstanden blutige Familienkriege um den Besitz der großfürstlichen Würde. Doch erhielt das Christenthum durch die Verbindung des Metropoliten von Kiew mit Constantinopel wenigstens den Frieden mit den Byzantinern. Bald nach Wladimirs Tode wurde Chazarien erobert, und mit den Griechen getheilt, während Jaroslaw seinem Bruder Swätopolk I., der drei seiner Brüder hatte tödten lassen, vom Throne stürzte. Ersterer wurde Großfürst (1016-1045), gab den

---

*) Die alten Bewohner Skandinaviens erhielten in den Ländern, welche sie besetzten, verschiedene Namen: in England Dänen, im Frankreich Normänner, in Rußland Waräger, oder Varjager (fahrende Jäger, Abenteurer), die von den Tschuden im Finnischen Ruotsi, Rutsi, d.i. Reisende, Fremde, Abenteurer, genannt wurden; daher Rhos, jetzt Russen. Diese Benennung kommt schon vor Rurik bei den Byzantinern vor, obgleich erst seit dem Anfange des IX. Jahrhunderts. Nach Nestor ist die Benennung Russen erst, nachdem durch Rurik die Varjager sich unter den Slaven zur herrschenden Kaste erhoben hatten, allgmein gangbar geworden. Nestor nennt den Rurik und seine Brüder Njemtzen, d.i. Deutsche. Thunmann und Schlözer halten sie für Skandinavier (Normannen); Ewers sagt ohne Grund, daß sie Chazaren gewesen seyen. Wahrscheinlich kam Rurik mit seinem Gefolge aus Wagrien, aus dem damals bekannten Seehafen Aldeigaborg (jetzt Aldenburg oder Oldenburg). Sie waren vielleicht Friesen oder Jüten. Der erste Platz, den Rurik unweit Novogorod anlegte und befestigte, empfing von ihm den Namen Aldeigaborg, wovon noch gegenwärtig der Ladoga- (ehemals Aldoga) See den Namen hat.

Bewohnern Nowgorods ihr Stadtrecht, eine Sammlung von Gesetzen, wodurch sie bedeutende Freiheiten erhielten, legte mehrere Städte an, und that viel für das Christenthum. In der Folge wählten die Kiewer 1114, von einer entferntern Linie, Wladimir II., genannt Monomach, zum Großfürsten. Dieser wurde vom byzantinischen Kaiser Alexius Comnenus als Czar anerkannt, ließ sich zuerst krönen*) und vertrieb die Juden aus Rußland. Sein Sohn Jurje erbaute 1147 Moscau. Während dieser Familienkriege war unter allen russischen Städten Nowgorod am glücklichsten, obgleich auch hier blutige Thronveränderungen Statt fanden. Die Schwächung des Reichs wurde noch mehr durch die Nachbarvölker befördert, welche die innere Zwietracht zu feindlichen Einfällen benutzten. Am gefährlichsten wurden seit 1223 die Mongolen. Diese Eroberer hatten die Polowzer**) besiegt; zu spät leisteten die Russen den Ueberwundenen Beistand. Beide verbündete Völker wurden 1225 an der Kalka geschlagen. Doch besetzten die Mongolen erst nach einem 15jährigen Verheerungskriege, als der Großfürst Jurje II. in der Schlacht bey Sita 1238 gegen den Chan Batu geblieben war, ganz Rußland. Nur Nowgorod erhielt durch Verträge seine Unabhängigkeit. In Hinsicht auf Bildung hatten die Russen gegen andre Völker nur sehr geringe Fortschritte gemacht, woran die Verschiedenheit der Nationen und die militärische Verfassung vorzüglich Schuld waren. Der Handel war meistens in den Händen deutscher Kaufleute, welche mit den Missionarien seit 1200 von der Düna her nach Rußland kamen. Die Hauptsitze dieses Handels, der nach dem Westen durch Deutsche, und nach dem Süden durch Griechen betrieben wurde, waren Nowgorod und Kiew. Von einer gelehrten Bildung wußte man nichts; die Begebenheiten wurden in Mönchschroniken, aber in der Landessprache aufgezeichnet, wovon seit Nestor 1113 eine lange Reihe vorhanden ist. — Außer dem Drucke, welchen die Russen durch die Mongolen erlitten, mußten sie noch mit den Liefländern, deutschen Rittern und Schweden kämpfen, welche die Abhängigkeit der Russen benutzten, um Eroberungen zu machen. Die russischen Großfürsten durften nichts unternehmen, was dem mongolischen Interesse gefährlich schien, und mußten jährlich Tribut an die goldne Horde bezahlen. Dennoch führten sie auch in dieser Abhängigkeit mehrere glückliche Kriege. Jaroslaw eroberte Finnland, starb aber in der tatarischen Horde an Gift; sein Sohn, Alexander, schlug die Schweden 1241 an der Newa, und erhielt deßhalb den Beinamen Newski (s. Alexander Newski). Daniel, Alexanders jüngster Sohn, kam vierzehn Jahre nach des Vaters Tode (1277) zur Regierung; er wohnte bereits in Moskau, und nahm daher 1296 zuerst den Titel eines Großfürsten zu Moskau an. Er erbaute daselbst 1300 den Kreml. Sein Sohn Jurje führte glückliche Kriege gegen die Schweden, und erbaute Orschek (Schüsselburg). Unter Demetrius Donski, welcher den Kreml von Stein baute, wurden zwar seit 1360 die Tataren mehrere Male von den Russen geschlagen; allein endlich mußten diese dennoch unter die Zinspflichtigkeit wieder zurück-

---

*) Gewisse Nachrichten über die Krönung des russischen Czars haben wir erst vom J. 1138 unter Wsewolod II.

**) Die Polowzer waren vom Stamme der Usen, und diese theilten sich in Feldusen (Polowzer) und in Gebirgsbewohner (Kumanen).

kehren. Glücklicher waren die Russen unter Iwan I. Wasiliewicz dem Großen, welchem es in dem Kampfe von 1477 bis 1481 gelang, Rußland von der Herrschaft der Tataren zu befreien. Die Khane von Kaptschak waren nämlich theils durch Theilungen, theils durch Timurs Eroberungen sehr geschwächt worden; früher aber hatten die litthauischen und schwedischen Kriege Rußlands Macht zu sehr getheilt. In diesem Zeitraume der russischen Geschichte entstanden die Kosaken. Die Polen und Litthauer hatten nämlich alles russische Gebiet im Westen bis Kiew erobert, und drückten die Besiegten sowohl durch ihre Herrschaft, als auch durch ihren katholischen Religionseifer. Eben so wurden die Russen von Osten her durch die krimmischen Tataren gedrängt. Die Mißvergnügten zogen sich daher in die menschenleeren, aber fruchtbaren Gegenden der Ukräne, und lebten hier in einer militärischen Verfassung unter Atamanen (Hettmann), denen die Aeltesten der verschiedenen Stämme (Stanschine) zugeordnet waren. Iwan's I. Gemahlin Zoë*) bewirkte viel Gutes in Rußland. Iwan selbst erhob die Einheit und Untheilbarkeit des Reichs zum Reichsgesetz; er hielt die Großen des Reichs in Unterwürfigkeit, stellte die Gränzen des Reichs wieder her, und machte Kasan von Rußland abhängig. Auch führte er den Gebrauch der Feuergewehre ein. War gleich die Bildung nur unbedeutend fortgeschritten, so konnte doch die Regentenkraft, welche hier einen freiern Spielraum als in irgend einem andern slavischen Staate hatte, viel ausrichten. Unter Iwans Sohne Wasilei verloren die Großen noch mehr von ihrem Ansehn. Im Kriege mit den Polen eroberte er Smolensk; allein die krimmischen Tataren plünderten das Land, und die Bundesgenossen derselben, die Polen, schlugen mehrere Male die russischen Heere. Kaiser Maximilian suchte diese Streitigkeiten beizulegen, um einen heiligen Bund aller christlichen Fürsten gegen die Türken zu Stande zu bringen, und schickte deßhalb den gelehrten Freiherrn von Herberstein als Gesandten an den Czar. (Durch Herberstein [s. d. Art.] wurde damals das westliche Europa erst genauer mit Rußland bekannt, vorzüglich durch seine berühmten Commentarios rerum moscoviticarum.) Auch der Papst Clemens VII. suchte den russischen Großfürsten für die catholische Kirche zu gewinnen, und trug ihm den königlichen Titel an; allein Polen ging auf den Hauptplan nicht ein. — In Hinsicht der Beförderung der Civilisation des halbwilden Volks übertraf Iwan Wasiliewicz II. alle seine Vorgänger. Deutsche Handwerker, Künstler und Gelehrte gingen über Lübeck nach Rußland, Buchdruckereien wurden angelegt, Gesetze gegeben und der Handel durch einen Vertrag 1553 mit Elisabeth von England, indem die Engländer den Seeweg nach Archangel gefunden hatten, zuerst begründet. Iwan II. errichtete ein stehendes Heer, die Strjelzi oder Strelitzen, eroberte 1552 Kasan, bemächtigte sich 1554 des Königreichs Astrachan und der Gegenden am Kaukasus, und faßte den Entschluß, die Ritter aus Liefland zu verdrängen; daher griff er sie 1558 an, und erklärte 1569, da es ihm nicht gelingen wollte, den Prinzen Magnus von Dänemark unter seiner Schutzhoheit zum Könige von Liefland. Seine

*) Zoë (Sophia Paläologa) war eine griechische Prinzessin, und durch ihre abenteuerlichen Schicksale bekannt. Sie wurde die Veranlassung, daß Rußland den doppelten Adler ins Wappen nahm.

Hoffnung wurde aber nicht erfüllt, vielmehr vereinigten sich Polen, Schweden und Dänemark gegen ihn. In dieser Noth, wozu noch eine Verschwörung im Innern des Reichs kam, wendete sich Iwan an den Kaiser Rudolph II. und an den Papst Gregor XIII. Letzterer schickte einen Nuntius, Possewin, nach Rußland, welcher zwischen Iwan II. und Stephan Bathory, dem Könige von Polen, 1582 den Frieden zu Zapolcia vermittelte. Rußland trat darin sein Recht auf Liefland an Polen ab. Am Ende von Iwans Regierung (starb 1584) wurde Sibirien (um 1578) von dem Kosacken Jermak entdeckt; die Eroberung dieses Landes aber erst 1587, unter seinem Nachfolger Feodor, vollendet. Dieser trat dagegen im Frieden 1595 Esthland an Schweden ab. Nach Feodors, des letzten aus Nuriks Stamme, Tode (1598) ward Rußland 20 Jahre durch innere Zerrüttung und äußere Kriege erschüttert, wodurch viele schöne Früchte, welche die vorige Zeit getragen hatte, verloren gingen. Es war der Krieg der polnischen Partei mit der Partei des falschen Demetrius*), welcher erst 1613 durch die Thronbesteigung Michaels Fedorowitz, und hierauf durch die Friedensschlüsse zu Stolbowa mit Schweden 1617 und zu Divelina mit Polen 1618, beendigt wurde. Michael, ein Sohn des Metropoliten von Rostow, Nikitiz aus dem Hause Romanow, ward (21. Febr. 1613) von den Russen zum Czar mit unumschränkter, erblicher Gewalt erwählt. Er hatte viele Parteien, und auch die Schweden, welche unter ihrem Anführer de la Gardie einen Einfall in Rußland gethan hatten, gegen sich; aber er siegte über alle Schwierigkeiten, stellte zum Theil die alten Verhältnisse Rußlands wieder her, und regierte ziemlich ruhig bis 1645. Unter seinem Sohne Alexius wurde der letzte falsche Demetrius 1653 enthauptet. In diese Zeit fällt auch der Anfang der Türkenkriege. Seit 1472, also nach der Zeit der mongolischen Herrschaft, waren die osmanischen Türken Nachbarn der Russen geworden, und 200 Jahre nachher entstand 1671 der Krieg mit ihnen wegen der Ukräne, und wurde bis 1681 auch unter Fedor Alexiewicz fortgesetzt. Alexis (starb 1676) und sein Sohn Feodor III. (starb 1682) erwarben sich Verdienste um die innere Ausbildung des Reichs. Jener errichtete einige Seiden- und Leinen-Manufacturen, und die ersten Posten. Unter ihm hörte die Einfuhr fremden Biers und Branntweins auf. Er ließ Eisen- und Kupfer-Bergwerke anlegen, den Schiffbau verbessern und die Nordküste Asiens beschiffen. Er sammelte die Uloschenije, die jetzt noch gesetzliches Ansehen hat, und demüthigte den Stolz des Patriarchen. Feodor aber vernichtete die Ansprüche des Adels auf den erblichen Besitz der höheren Stellen, indem er die Geschlechtsregister desselben verbrennen ließ, und ernannte seinen unmündigen Halbbruder Peter, mit Vorbeigehung des blödsinnigen Iwan, zum Thronfolger. Doch ihre Schwester Sophia brachte es durch die Strelzi dahin, daß beide zu Zaren ausgerufen wurden, und sie selbst die Regentschaft erhielt. Allein 1689 ward sie in ein Kloster gesteckt, und Peter I. allein als Czar anerkannt. (S.

*) Der echte Demetrius, Iwans II. jüngerer Sohn und Feodors Bruder, wurde wahrscheinlich vom Usurpator Boris Ghodunow ermordet. Doch haben neuere Forschungen diese Sage sehr ungewiß gemacht.

Peter d. Gr.). Damit beginnt: II. Rußlands neuere Geschichte. Rußland erstreckte sich von Archangel bis Asow, war aber noch getrennt von der Ostsee. Die Bewohner dieses weiten Landstrichs machten jedoch eine Nation aus, und fanden darin eine mächtige Stütze gegen ihre feindlichen Nachbarn; Sprache und Religion vollendeten die Einheit. Die Verfassung ward zur Autokratie, und die Sitten gestalteten sich nach und nach zur europäischen Bildung. Peter wurde für Rußland, was Philipp für Macedonien gewesen war; die Macedonier wurden Hellenen, die Russen Europäer. Die Geschichte seiner Schöpfung: — europäisches Heerwesen; Eroberung Asows und der Ostseeprovinzen; Erbauung von St. Petersburg und Kronstadt; Umgestaltung des Innern u. s. w. — ist in den Art. Peter I. erzählt worden. Durch den Erwerb der Ostseeküste trat Rußland wirklich in die Reihe der europäischen Staaten, und hielt, durch die errungene Hegemonie im Norden an die Spitze der nordischen Staaten gestellt, späterhin das Gleichgewicht dem westlichen und südlichen Staatensysteme. Der Tag bei Pultawa (8. Juli 1709) entschied über den Norden; Peters neue Plane waren durch ihn erreicht und Schwedens Uebermacht zerstört. Unter harten Bedingungen schloß das vom zwanzigjährigen Kampfe erschöpfte Schweden den Frieden zu Nystadt (10. Sept. 1721). So ging Rußland, in seinem Heere und in seiner neuen Hauptstadt dem übrigen Europa gleichgestellt, aus dem Kampfe als Kaiserthum hervor, und beschiffte mit seiner selbst gebauten Flotte siegreich die Ostsee. Doch wurden Peters Entwürfe gegen die Pforte, Persien und Polen erst in der Folge ganz ausgeführt. Seine Gemahlin und Nachfolgerin, Catharina I., regierte (9. Febr. 1725 bis 17. Mai 1727) unter Menczikoffs Leitung nur auf das Innere bedacht, ohne auf die auswärtigen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen. Unter ihrem Nachfolger Peter II. (s. d. A.), welcher schon am 29. Jan. 1730 starb, hatten die Dolgorucki, welche den Fürsten Menczikoff stürzten, mit ihrer Gegenpartei so viel zu thun, daß sie sich nicht um das Ausland bekümmerten. Als Anna (s. d. A.), Iwans Alexiewicz T., Peters des Großen Nichte, und seit 1711 Wittwe des Herz. Friedrich von Curland, den russischen Kaiserthron bestieg, versuchten es zwar die Großen, die höchste Gewalt zu beschränken; doch dieser Versuch endigte mit ihrem Sturze und mit der Bildung eines russischen Cabinets von Fremden. Münnich und Ostermann, in Peters Schule gebildet, griffen nun von neuem in die auswärtige Politik ein; selbst Annens Günstling, der mächtige Biron, glaubte dadurch seine eigene Macht zu vermehren. Curlands Stände sahen es daher, damit nicht Curland nach dem Aussterben des Kettlerschen Herzogsstammes als polnisches Lehen mit Polen vereinigt werde, nicht ungern, daß Herzog Ernst von Biron unter russischem Einflusse 1737 das Land erhielt. (S. d. A. Biron.) Als darauf nach Augusts II. von Polen Tode 1733 der schon früher gewählte Stanislaus Leczinski, Schwiegervater Ludwigs XV., auf den polnischen Thron erhoben ward, erklärten sich die Russen für August III. von Sachsen, weil er, ungeachtet seiner Ansprüche auf Curland durch die ständische Wahl des Grafen Moritz von Sachsen, als polnisches Lehen Curland dem Herzog Biron zusicherte. Ein russisches Heer eroberte Danzig; Stanislaus (s. d. A.) entfloh, und August III. bestieg den polnischen Thron. So hatte sich Rußland seinen Einfluß auf dieses Reich gesichert. Darauf begann der Türkenkrieg unter Münnich, dem nordischen Eugen.

Asow und Oczakow wurden stürmend erobert; der Sieg bei Stawutschane 1739 gab Chotschin und die Moldau in russische Gewalt. Aber diese Vortheile gingen durch die unglücklichen Feldzüge der Oesterreicher und den belgrader Frieden vom J. 1739 wieder verloren. Doch war Rußlands Ueberlegenheit entschieden, sein Heerwesen mehr vervollkommnet und das Ansehn seines Cabinets in Europa bedeutend erhöht. Nach Anna's Tode 1740 gelangte der kaum 2 Monat alte Iwan III., ein Enkel ihrer Schwester, unter Birons Vormundschaft auf den Thron, aber Biron wurde ins Exil verwiesen, und Iwan d. 6. Dec. 1741, durch die Prinzessin Elisabeth, jüngste Tochter Peters des Großen, vom Throne herab ins Gefängniß gestoßen. Elisabeth (s. d. A.) schien durch die Verbannung aller Fremden aus dem Reiche die alte Rohheit in Rußland wieder einführen zu wollen. Der Großkanzler Ostermann und der Feldmarschall Münnich wurden nebst mehreren ausgezeichneten Männern nach Sibirien verwiesen. Dennoch äußerte gerade unter dieser Regierung sich zuerst am bedeutendsten der Einfluß Rußlands auf die übrigen europäischen Staaten. Denn als Frankreich im österreichischen Erbfolgekriege Carl VII. von Bayern gegen den Großherzog Franz I. unterstützte, wünschte es, der Tochter Carls VI., der hochherzigen Maria Theresia, ihren einzigen Verbündeten, Rußland, zu entziehen, und reizte daher Schweden zu einem Kriege gegen Rußland, um die alten Provinzen wieder zu erobern. Allein die verlorne Schlacht bei Wilmanstrand (3. Sept. 1741) und der Verlust von ganz Finnland führten den Frieden von Abo (7. Aug. 1743) herbei. Durch den Erwerb von Nyslot und die Gränze des Kymene-Flusses wurde Petersburg gesichert, und durch die Nachfolgeacte des Prinzen Adolph Friedrichs von Holstein-Gottorp Rußlands Einfluß auf Schweden befestigt. Zu Gunsten desselben entsagte sein Vetter Carl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp seinen Ansprüchen auf den schwedischen Thron, und wurde von seiner Tante, der Kaiserin Elisabeth, 1743 zum Thronfolger im russischen Reiche erklärt. Als hierauf der geheime Rath Lestocq aus dem Reiche entfernt war, und Bestuscheff allein die auswärtigen Angelegenheiten leitete, änderte sich auch die russische Politik, und Oesterreichs Partei gewann so sehr das Uebergewicht, daß Elisabeth 1747 mit Maria Theresia und mit England das Bündniß erneuerte, ein Heer nach Deutschland gegen Frankreich sandte, und dadurch den aachner Frieden gewissermaßen entschied. Im J. 1754 verband sich Rußland noch enger mit Oesterreich gegen Preußen, und nahm daher an dem siebenjährigen Kriege Antheil. Im Laufe desselben sah Europa zuerst die Wirkung der neuen russischen Militärorganisation. Die Siege bei Großjägerndorf und Kunnersdorf, selbst die verlorne Schlacht von Zorndorf, zeigten, daß Rußlands Heere nicht nur den Armeen des westlichen Europa, sondern sogar Friedrichs Taktik widerstehen konnten. Doch als Bestucheff (s. d. A.) 1758 gestürzt, und Elisabeth (1762, 5. Jan.) gestorben war, schloß ihr Nachfolger Peter III. (s. d. Art.), Friedrichs II. Freund und Verehrer, und zugleich erbitterter Feind Dänemarks, sogleich Frieden und Bündniß mit Preußen. Indeß bestätigte Catharina II., als sie durch eine Revolution (9. Juli 1762), welche Petern Thron und Leben raubte, zur Kaiserin erhoben wurde, nur den Frieden. Mit Catharina II. beginnt eine neue Gestaltung des Nordens, ja selbst ein Wechsel im europäischen Staatensystem, welcher die Länder verheerte, die Völ-

ker zerstückte und die Thronen erschütterte. Rußland errang sich in dieser verhängnißvollen Zeit einen entscheidenden Einfluß auf das politische Schicksal von Europa. Sobald Catharina die Last eines erschöpfenden Krieges *) von ihrem Reiche abgewälzt hatte, widmete sie ihre Sorgfalt der Gesetzgebung, und zog deßhalb die vorzüglichsten Männer des Auslandes zu Rathe. Schon der von der Kaiserin selbst entworfene Plan zeugte von seltenem Scharfblick; denn er umfaßte alle Zweige der Staatsverwaltung. Aber die Bevölkerung lag ihr zunächst am Herzen. Deßhalb rief sie Colonisten, besonders aus Deutschland, nach Rußland. Städte, Dörfer und Kornmagazine wurden angelegt, und überall für das Aufkommen des Ackerbaus, so wie für die Vermehrung und Gesundheit der Anbauer thätig gesorgt. Nicht minder zweckmäßig wußte sie den Gewerbfleiß und Handel bedeutend zu erheben, so wie durch Schulen, Pensionsanstalten und Academien die Bildung der niedern und höhern Stände zu befördern. Insbesondere fiel nach Storch (Gemälde des russischen Reichs) die glänzendste Epoche des russischen Bergbaus in die Regierung Catharinens. „Die Anstellung geschickter und ehrlicher Männer, und die Abschaffung vieler Mißbräuche und Unterschleife bewirkten allmählig eine Ausbeute, die das Erstaunen der Welt erregte. Der Werth der Mineralproducte, das Salz mit eingeschlossen, erhob sich bis auf 13 Millionen Rubel, und Rußland gewann seit 1763 bis 1797 weit über 300 Millionen an Werth.„ — So konnten natürlich die Finanzen von 30 bis 60 Mill. Rubel steigen. Dabei übersah Catharina weder die Landmacht, welche bis auf 450,000 M. hinanwuchs, noch die Seemacht, welche früher in Verfall gerathen, jetzt bis auf 45 Linienschiffe stieg. Zur höheren Vervollkommnung beider legte sie Land- und Seecadettenschulen an. — Im Auslande wendete Catharina zuerst ihren Blick auf Polen, wo Rußland die innere Zerrüttung zum Vorwande nahm, um die Ruhe wieder herzustellen. Durch Kayserlings schlaue Vorbereitung siegte Repnin's kräftige Entschlossenheit, und unter dem Schutze der russischen Waffen wurde 1764 Stanislaus Poniatowski zum Könige von Polen gewählt. Preußen mußte, selbst geschwächt und Oesterreich fürchtend, nachgeben, und schloß ein Bündniß mit Rußland ab. Hierauf nahm sich Catharina der polnischen Dissidenten an, und die Generalconföderation unter Radzivil 1767 beförderte Catharinens Plane. Die Annahme der neuen Gesetze wurde erzwungen; aber plötzlich erzeugte die Kraft der Verzweiflung die Generalconföderation zu Bar 1768. Mit der Pforte, welche Rußland den Krieg erklärte, weil sie kein russisches Heer in Polen dulden wollte, verbunden, widerstand Polen sechs Jahre den Planen Catharinens. Preußen und Oesterreich sahen ruhig zu; Ersteres bezahlte sogar Subsidien. Die Landsiege am Pruth und Kagul (1770) und die Seesiege bei Scio und Tschesme würden Rußland die Ausführung seiner Entwürfe völlig gesichert

---

*) Da Rußland sich in Hinsicht auf Menschenzahl zu Holland wie 1 zu 10, zu England wie 1 zu 7, zu Preußen und Oesterreich wie 1 zu 5 verhält, und auf 82,000 Q.M. nur 30 Mill. M. zählte, so mußte ein Krieg für Rußland empfindlicher als für irgend einen andern europäischen Staat seyn, und fortdauernde Kriege konnten zuletzt dieses ungeheure Reich die Beute eines kühnen Eroberers werden lassen.

haben, wenn nicht eine verwüstende Pest, die sich bis nach Moskau erstreckte, der Aufstand eines gemeinen Kosaken Pugatscheff, der sich für Peter III. ausgab, und die Revolutionen in Schweden und Polen Catharinens Heeresmacht auf verschiedenen Punkten beschäftigt und geschwächt hätten. Dagegen hatte zwar auf dem schwedischen Reichstage von 1762 die englisch-russische Partei (die Mützen) über die französische Partei (die Hüte) gesiegt; allein des Königs Adolph Friedrich Nachfolger, Gustav III., schuf 1771 eine neue Constitution, aus welcher die Souveränetät der schwedischen Krone hervorging. Unterdessen dauerten die Unruhen in Polen fort, und die barer Conföderation machte große Fortschritte; da gefiel es den mächtigen Nachbarn, jene Verwirrung benutzend, Ländertheile, die ihnen bequem lagen, von Polen abzureißen. „Es war", sagt ein geachteter Historiker, „die Frucht der Arrondirungspolitik, hervorgehend aus der zerstückelten Lage der preußischen Monarchie." Und wir können hinzufügen, daß wenn Oesterreich und Preußen nicht gemeinschaftlich die Hand boten, Rußland wohl allein gehandelt haben, und seinen Nachbarn dadurch noch weit gefährlicher, als das zerrüttete Polen geworden seyn würde. Es wurde also am 5. August 1772 der erste Theilungstractat abgeschlossen, vermöge dessen Rußland denjenigen Theil Polens erhielt, welcher zwischen der Dwina, dem Dnepr und Drutsch liegt. (S. Polen.) Zugleich blieb Rußlands Einfluß auf Polen durch die Errichtung des immerwährenden Rathes, durch die Garantie des Wahlreichs und durch das liberum veto für die Zukunft gesichert. Nach der Beendigung dieses Geschäfts setzte Catharina den Türkenkrieg mit erhöhter Anstrengung fort, und auch hierin wurde sie vom Glücke begünstigt. Denn auf den entschlossenen Mustapha III. war 1774 sein schwacher Bruder Abdul Hamid gefolgt. Romanzow ging über die Donau, und schloß den Großvezier in den Gebirgspässen der Bulgarei ein. Da nun Catharina sich ihrer Ansprüche auf die Moldau und Wallachei begab, so wurde der Friede sehr erleichtert, welcher am 22. Juli 1774 zu Kutschuk Kainardge zu Stande kam. Kinburn, Asow, ein Theil der Krimm und die Kabardei blieben in russischer Gewalt, alle andre Eroberungen wurden wieder herausgegeben. Hierauf verbesserte Catharina die innere Einrichtung ihres Reichs durch die neue Eintheilung desselben in Gouvernements (1776), wodurch zugleich die Souveränetät der Kaiserin selbst nicht wenig befestigt wurde. Einige Jahre nachher, während des brittisch-amerikanischen Krieges, der Rußlands Handel sehr vortheilhaft war, bewirkte sie 1780, auf Panin's Rath, eine Verbindung der nordischen Mächte, des deutschen Kaisers, Preußens und Portugals, zu der sogenannten bewaffneten Neutralität. Allein Panin's weise Mäßigung wurde bald nicht mehr beachtet, da vorzüglich seit 1778 ein neuer Günstling, Potemkin der Taurier (s. d. Art.), mehr durch Catharina und die Zeitumstände, als durch eignen Geist, einen mächtigen Einfluß auf das Schicksal des Nordens gewann; er leitete die politischen Schritte Rußlands bis zum J. 1791, wo er starb. Mit ihm entwarf Catharina den Plan, auf den Trümmern des osmanischen Reichs ein griechisches Kaiserthum zu errichten, und einem Großfürsten aus ihrem Hause das wiedererweckte Reich der Byzantiner zu ertheilen. Aber viele andre politische Rücksichten verboten jetzt noch die Ausführung dieser Idee, welche erst zehn Jahre später von neuem ergriffen, jedoch nur theilweise ausgeführt wurde. In der

Krimm und in den Ebenen des Kuban dauerten noch seit 1441 die Trümmer von Dschingischans ehemaligem Weltreiche fort; sie standen unter eignen Chanen und waren Schützlinge der Pforte, welche sie seit 1474 als treue und mächtige Bundesgenossen oft gebrauchte, und sehr auszeichnete. Dreihundert Jahre später hatte der Friede von Kainardge sie diesem Schutze entzogen, und im J. 1783 erfolgte die förmliche Besetzung der kleinen Tatarei. Nun besaß Rußland den Schlüssel zum osmanischen Reiche, und wenn russische Handelsschiffe schon vorher frei die türkischen Gewässer hatten befahren dürfen, so ging diese Handelsfreiheit jetzt in eine Seeherrschaft über. Preußen war durch die erste polnische Theilung gewonnen, Oesterreich durch das bayersche Tauschproject, und sogar durch eine Verbindung gegen die Türken an Rußland gefesselt; also konnte Catharinens Idee, die Türken aus Europa zu vertreiben und ein griechisches Kaiserreich in Byzanz zu stiften, ihrer Ausführung endlich nahe gebracht werden. Die Türken, von Potemkins diplomatischen Foderungen gereizt, begannen den Krieg; aber vergeblich waren 1787 ihre Versuche zur See, die Krimm wieder zu erobern. Auf die Niederlage ihrer Flotte 1788, an den Mündungen des Dneprs, folgte die blutige Erstürmung Oczakows. Dagegen waren die Oesterreicher unglücklich, und Joseph II. verlor bei Lugosch (20. Spt. 1788) seinen Waffenruhm und die Gesundheit. Doch eroberte Prinz Coburg in Vereinigung mit den Russen Choczim, und Laudon im folgenden Jahre Belgrad. Nach den russischen Siegen bei Fokschani und Martinestie wurden Gallaz, Akierman, Bender, Kilia nova und endlich auch Ismael grausenvoll erstürmt. Als aber Oesterreich 1790 nach der reichenbacher Convention vom Kriegsschauplatze abgetreten, und Gustav III. von Schweden in das russische Finnland eingefallen war, neigte sich Catharina zum Frieden. Die Türken ließen die für sie glücklichen Zeitumstände ungenützt vorüberstreichen. Der Kampf der Schweden entschied nichts; doch erhob er die Macht des Königs zu einer größern Unabhängigkeit; ihn endigte, nach mehrern für Schwedens Seemacht ruhmvollen Gefechten, 1790 der Friede von Werelå, ohne fremde Vermittelung. Hierauf schloß Oesterreich mit der Pforte den Frieden zu Szistowe 1791. Nur Rußland zögerte noch, weil es keine fremde Vermittelung annehmen wollte; doch endlich kam am 9. Januar 1792 der Friede zu Jassy zu Stande, worin bloß Oczakow nebst seinem Gebiet der Pforte entrissen, und der Dniester die Gränze Rußlands gegen die Moldau und Bessarabien wurde. In diesem Kriege hatte Rußland Polen aufgefodert, es gegen die Türken zu unterstützen, aber Preußen hatte Polen erklärt, daß es die Erfüllung der russischen Foderung als eine Kriegserklärung ansehen werde. So entstand in Polen eine preußische Partei, welche, Ignaz Potocki an der Spitze, am 3. Mai 1791 unter Preußens Schutze ihrem bedrängten Vaterlande eine neue Constitution gab. Dagegen bildete Felix Potocki ein Jahr darauf unter russischem Schutze die targowitzer Conföderation zur Sicherung der alten Constitution. Nun drang ein russisches Heer in Polen ein, der König von Polen erklärte sich für die targowitzer Conföderirten, und die neue Constitution ward gestürzt. Preußen, mit Frankreich in einen zweifelhaften Krieg verwickelt, mußte bei erschöpften Finanzen einen zweiten Krieg mit Rußland fürchten; es nahm daher sein der Republik gegebenes Wort zurück, und rückte gleichfalls mit einem Heer in Polen ein. Endlich kam (s. Polen) zu

Grodno (17. Aug. 1793) die zweite Theilung Polens zu Stande, in welcher Rußland 4553 Q.M. (den größten Theil von Litthauen mit Wilna, von Volhynien und das noch übrige Podolien) an sich riß. Der Republik blieb kaum der Schatten von Unabhängigkeit, indem der Unionstractat mit Rußland sie ganz fesselte. Dies vermochten die Polen nicht zu ertragen, und es entstand daher 1794 unter Kosciusko und Madalinski eine Revolution, welche, obschon ruhmvoll für Polens Nationalsinn, doch in demselben Jahre noch mit der gänzlichen Auflösung dieses Reiches endigte. Zu dieser dritten und letzten Theilung Polens wurde jetzt noch Oesterreich gezogen. Da Curland ein Lehen Polens war, so traf auch dieses Herzogthum das Schicksal der Vernichtung. Der Abschluß des Gränzvertrags zwischen Rußland und Preußen erfolgte d. 24. Oct. 1795; der Definitivtractat aber erst d. 26. Jan. 1797, welchem auch Oesterreich beitrat. Der curländische Landtag hatte schon d. 18. März 1795 seine unbedingte Unterwerfungsacte freiwillig ausgestellt. Mitten unter noch größeren Entwürfen übereilte (d. 17. Nov. 1797) der Tod die mächtige Kaiserin. Sie hatte das Reich um 10,000 Q.M. fruchtbaren Landes vergrößert. In die französische Revolution rasch einzugreifen, war sie durch ihre eigenen Entwürfe und durch kluge Berechnungen abgehalten worden. Sie konnte anfangs nichts weiter für die unglücklichen Bourbons thun, als reiche Geldunterstützung an das sogenannte auswärtige Frankreich geben. Als aber mit den Türken der Friede hergestellt und die polnische Angelegenheit beendigt war, schloß Catharina ein Vertheidigungsbündniß mit England, und bald darauf die Tripelallianz mit England und Oesterreich. Dessenungeachtet blieb es nur beim Bündniß; eine thätige Mitwirkung fand die vorsichtige Catharina nicht rathsam. Allein ihr einziger Sohn und Nachfolger, Paul I. (s. d. A.) verband sich, als Bonaparte den Zug nach Aegypten unternommen hatte, mit Neapel und mit der Pforte, und erneuerte seine Verträge mit England und Oesterreich. Hierauf erschien Suwarow als Oberfeldherr der vereinigten Russen und Oesterreicher in Italien; er siegte am 27. April 1799 bei Cassano, am 17. Julius an der Trebia und am 15. Aug. bei Novi. Italien wurde von den Franzosen geräumt; aber die Politik zerstörte Suwarows Siege; Suwarow mußte sich, da in der Schweiz, nach dem kurz vorher über Korsakow erfochtenen Sieg, Massena sich behauptete, über unwegsame Alpen fechtend bis nach Oberdeutschland zurückziehn. So wie die Verhältnisse zwischen Rußland und Oesterreich abgebrochen waren, so wurden sie auch bald zwischen Rußland und England aufgelös't; diesen Bruch beschleunigte besonders die mißlungene Landung in Nordholland. England, das bei jener Landung allein gewonnen und die holländische Texelflotte erobert hatte, wollte späterhin auch Malta behalten, auf das Paul als Ordensgroßmeister Ansprüche machte; daher seine steigende Erbitterung gegen England! Doch dauerte der Seekrieg fort, und das Mittelmeer war mit brittischen, türkischen und russischen Schiffen bedeckt. Corfu wurde von der russisch-türkischen Flotte erobert, und unter russischer und türkischer Garantie 1800 die Republik der sieben Inseln gestiftet, welche bis 1807 von russischen Truppen besetzt blieb, wodurch Rußlands Einfluß auf das Mittelmeer sehr bedeutend wurde. So wie Paul I. seinen Einfluß im Süden und Westen (selbst mit dem entfernten Portugal waren Verträge geschlossen worden) geltend machte, so verband er sich

nun auch enger mit den nordischen Staaten, und erneuerte das Project einer bewaffneten Neutralität. Daraus entstand ein neuer Seekrieg im Norden, in dessen Folge die Schlacht von Copenhagen (am 2. April 1801) vorfiel; doch Paul hatte schon neun Tage vorher das Leben verloren, und Alexander, sein Nachfolger, erklärte sich für England und den Frieden. Unter seiner Vermittlung kam, in Folge des lüneviller Friedens, der deutsche Entschädigungsplan schnell zu Stande, und er hoffte nun, ungestört für das innere Glück seines ausgedehnten Reichs sorgen zu können. Er entwarf daher den Plan zu einer neuen Gesetzgebung, unter dem Fürsten Lapuchin und Nowosiltzow; er gab dem dirigirenden Senate die Würde einer moralischen Mittelsperson zwischem dem Regenten und der Nation; er hob allmälig bis 1818 die früher schon von ihm gemilderte Leibeigenschaft auf, und schuf freie Landbauern *). Eben so vortrefflich wurden die Polizeianstalten eingerichtet, besonders die Gesundheitspolizei, wozu der Staat gegen zweitausend Aerzte und Chirurgen besoldet; auch führte man die Kuhpocken ein. In mehrern Gouvernements wurden englische Musterökonomien und Ackerbauschulen, besonders auf Antrieb des Grafen Rostopschin **) errichtet, und viele nomadische Stämme, so wie die nogaischen Tataren, gingen zum Ackerbau über. Und wie viel geschah nicht für die Wissenschaften! Das kleine Boot Peters wurde in einem Jahrhundert zur weltumsegelnden Newa unter Krusenstern. In Charkow und Kasan sah man neue Universitäten entstehn, und überall blühten Schulen und Academien auf. Doch nur zu bald wurde Alexander aufs neue in den Krieg mit Frankreich hineingezogen. Zuerst für Oesterreich 1805, bis zu der unglücklichen Schlacht bei Austerlitz. Ihr folgte im nächsten Jahre der preußisch-französische Krieg. Auch hier waren die Verbündeten unglücklich, und Frankreich gab im J. 1807 das Gesetz im Frieden zu Tilsit. Rußland erhielt ein Stück von Polen (Bialystock) und trat dagegen Jever ab; es räumte Cattaro und Corfu, hob alle Verbindung mit England auf, und erklärte an das noch allein für England kämpfende Schweden den Krieg. In demselben wurde 1809, durch den Frieden zu Friedrichshamm, Finnland nebst Ostbothnien bis mit Tornea, und den Alandsinseln, eine russische Provinz. An dem Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich im J. 1809 nahm Rußland nur geringen Antheil; indeß ging der Krieg gegen die Türken und Perser kräftig fort. Durch den wiener Frieden erhielt Rußland ein Stück von Ostgalizien, das aber durch den Vertrag auf dem wiener Congresse vom 21. Apr. 1815, wieder zurückgegeben wurde. Als endlich Rußland gegen Frankreichs Ausdehnung bis an die Trave, wegen Oldenburg, Widerspruch erhob, und in seinem Handelssysteme Napoleons Politik beleidigte, entstand der neue russisch-französische Krieg von 1812, in den bald alle Mächte Europa's verwickelt wurden. (S. d. folg. A.) Ruß-

---

*) Den ersten Schritt dazu that der edle Ritterschafts-Hauptmann von Berg in Esthland.

**) Desselben, welcher im J. 1812 bei Gelegenheit der Verbrennung Moskau's so vielfach genannt worden ist (vergl. den eignen Art. über ihn).

land hatte in diesem dreijährigen Kampfe zwar durch die ungeheuren Anstrengungen, durch die Verwüstung seiner Fluren, durch die vielen blutigen Schlachten, und durch die zerstörenden Epidemien einen bedeutenden Verlust erlitten; hatte aber seine Kräfte kennen gelernt, war dem Westen und Süden Europa's furchtbar geworden, und hatte sich nicht nur in der Erwerbung Polens, welches Land als Königreich seinem unermeßlichen Länderbezirke einverleibt wurde, gegen Westen zu verstärkt und befestigt, sondern auch eine bedeutende Stimme im Reichsrathe Europa's erworben. Diese Stimme hat es seitdem, besonders auf dem wiener Congresse und auf dem warschauer Reichstage, nach liberalen Grundsätzen, dann für das Interesse Frankreichs bei der Erfüllung der Bedingungen des Vertrags vom 20. Nov. 1815, und zuletzt auf dem Congresse zu Aachen durch die feierliche Anerkennung des Völkerrechts in den Grundsätzen der Staatskunst, insbesondere aber durch die Stiftung des heiligen Bundes (s. d.) geltend zu machen gewußt. (Vgl. d. A. Alexander I.) Ueberdies hat es während jenes Kampfes mit Napoleon seine Kriege mit der Pforte und mit Persien geendigt; jenen durch den Frieden von Bucharest d. 28. Mai 1812, in welchem es die Moldau bis an den Pruth, Bessarabien und die Hauptmündungen der Donau erhielt; diesen durch den Frieden zu Tiflis vom J. 1813, der ihm, nachdem schon 1801 Grusinien mit Rußland vereinigt worden war, alle Länder westlich vom caspischen Meere zwischen dem Kur und Aras, an der Ostküste aber bis an den Golf von Balcan, nebst der ausschließenden Schifffahrt auf dem caspischen Meere gab. — III. Geographisch-statistische Darstellung des russischen Reichs. Rußland erstreckt sich über einen großen Theil des nördlichen Europa's und Asiens, und über bedeutende Inselgruppen im östlichen und nördlichen Ocean, und umfaßt beinahe den neunten Theil der bewohnten Erde. Es gränzt im Norden an die Ostsee, an Norwegen und an das Eismeer, im Osten an den Ocean, im Süden an Sina, an den Aralsee, an die freie Tatarei, an das kaspische Meer, an Persien und türkisch Georgien, an das schwarze Meer und an die Türkei, im Westen an Galizien, Krakau, Posen, Preußen, die Ostsee, Schweden und Norwegen. Es erstreckt sich vom 35° bis zum 227° L., und vom 40° bis zum 78° Br., und enthält ohne die Inseln, die amerikanischen Besitzungen und die am Kaukasus neuerworbenen Länder, 343,828 Q. M. Davon kommen ungefähr 80000 Q. M. auf den europäischen, und das übrige auf den asiatischen Theil. — Boden. Rußland ist großentheils eben; doch hat es südlich eine wohlthätige Abwechselung von Berg und Thal. Zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere liegt der Kaukasus, der sich ungefähr 70 Meilen in der Länge erstreckt, und eben sowohl ewige Schnee- und Eisalpen, als auch brennende Naphthaquellen enthält. Südwestlich nach Galizien hin liegen die Karpathen, und im Nordwesten die Hochebenen des Wolchonski-Waldes. Im Osten dehnt sich der Ural, unter dem Namen Werchoturie, zwischen Europa und Asien, bis ans Eismeer aus. Von ihm ziehn sich mehrere Kettengebirge durch das asiatische Rußland, unter denen die Salzberge Schooget, das Sokgebirge, das sibirische Gränzgebirge, der kleine Altai, das Baikalgebirge, das Apfel- und Stanwowoi-Gebirge, welches, die sinesische Gränze bildend, bis zum tschuktschischen Vorgebirge streift, die vorzüglichsten sind. Das südwestliche Rußland besteht

aus Steppen, welche theils unbewohnt sind, theils zahlreichen Nomaden zur Viehzucht dienen. Das Clima ist sehr verschieden. Im südlichen Rußland herrschen kurze und gelinde Winter, ein zeitiger Frühling, ein heißer und langer Sommer mit seltnen Regen, und ein später Herbst; im mittlern Rußland rauhere und längere Winter, besonders im östlichen Theile desselben, und kurze Sommer; im nördlichen Rußland friert das Quecksilber, daß man es in warmen Stuben noch hämmern kann, und die Gewässer sind vom October bis Ende Mai mit Eis bedeckt. Wenn im mittlern Rußland Getraideernten dem Fleiße der Einwohner noch gelingen, so sind sie im nördlichen selten und unsicher. In dem arktischen Kreise Rußlands sehen wir lange Sommertage, welchen das Eis sich doch nicht unterwirft, und lange Winternächte, welche das Nordlicht heller beglänzt, aber eine heitre Kälte erfrischt höher das wenige Leben, das hier nicht erstarrt. — Gewässer. Vom Eismeer im Norden umflossen, welches hier das weiße Meer, die Busen des Obi, Jenisei und der Lena bildet; im Osten vom östlichen Ocean, mit der Berings- oder Cooksstraße, mit den anadyrschen, kamschatkischen oder ochotzkischen Meeren begränzt; im Süden an das schwarze Meer und im Nordwesten und Westen an die Ostsee mit dem finnischen, bothnischen und rigaischen Meerbusen stoßend, hat Rußland zwei Hauptabdachungen nach Nordost und Nordwest, und nach Süden. Dorthin strömen die Dwina mit dem Jug und der Suchona, die Petschora, der Ob, der Jenisei, die Lena; im N. W. der Niemen, die Düna und die Newa; im S. fließen der Don, der Dnepr, der Kuban, die Wolga und der Ural. Rußland zählt, außer vielen Salz- und andern kleinen Seen noch vierzehn größere, darunter das kaspische Meer, den Ladoga- und Onegasee, das tschudische Meer, den Sacksee in der Krimm, den Aral-, Baikal- und Altinsee. Die künstliche Wasserverbindung wird immer mehr planmäßig erweitert. Wichtig sind der Canal von Wischnei-Wolotschok, der St. Petersburg mit Astrachan verbindet; dasselbe geschieht auch durch den neuen Canal von Nowgorod; der Canal der Beresina, welcher die Ostsee mit dem schwarzen Meere vereinigt, und der Ladogacanal, welcher die Schifffahrt auf dem stürmischen Ladogasee vermeiden läßt. Die große sibirische Wasserverbindung erstreckt sich von der sinesischen Mauer bis Petersburg, Archangel und Riga; daher kann man in Kolywan, Tomsk und Irkutzk alle europäische Waaren um billige Preise haben. — Producte. Rußland baut für 130 Millionen Rubel mehr Getraide als es verbraucht und benutzt dennoch erst 162,000 Q.M. zum Ackerbau. Obst, Wein, selbst Südfrüchte und die zuckerreichen Arbusen werden in Menge erzeugt. Eben so gewähren auch die Waldproducte, außer der starken Consumtion, reichliche Exporten, und gewiß würde hieraus ein noch weit bedeutenderer Nutzen hervorgehen, wenn es nicht an tüchtigen Forstmännern fehlte; denn erst seit 1804 wird dieser Zweig der Landesökonomie wissenschaftlich behandelt. Maulbeerbäume werden jährlich angepflanzt, im J. 1802 allein über eine Million. Fast alle Arten Gartenfrüchte sind dem Lande nicht mehr fremd. Gewinnreich sind die Rindvieh- und Pferdezucht, die Schaf- und Bienenzucht (600,000 Pfund Wachs und Honig werden jährl. ausgeführt), Seidenbau (16,000 Pfund Seide jährl. Gewinn), Kameele, Büffel und alle Arten von wilden Thieren, selbst Gem-

sen und Steinböcke. Den Ertrag der Fischerei rechnet man jährl. bis auf 15 Mill. Rubel. Gold erzeugen die beresowischen Bergwerke, Silber die kolywanischen und nertschinskischen Gruben, Kupfer, Eisen, Zink, Quecksilber, Alaun und Salz (jährl. gegen 500 Mill. Pfund); auch an andern Mineralien ist Rußland reich. Man rechnet den jährlichen Ertrag aller rohen Naturproducte über 40 Mill. Rubel. — Einwohner. Man zählt mit den neusten Erwerbungen über 45½ Mill. Einw., welche nach den Sprachen sich in 10 Völkerfamilien theilen: 1) Slaven (mehr als 38 Mill.), wozu die Russen, Kosaken (ungefähr 600,000 waffenfähige Männer) und Polen gehören; 2) Finnen, welche sich von der Tornea und vom Niemen bis an den Obi hin ausdehnen; 3) Tataren, vom Dniester bis zum Kaukasus, meist unter eigner Stammverfassung, ohne Ackerbau und Feuergewehr; 4) Georgier und Tscherkassen; 5) Samojeden; 6) Mandschuren; 7) Mongolen, wozu die Kalmücken gehören; 8) östliche Völker, wozu die Tschuktschen, Kurilen und Aleuten gehören; 9) Juden, vorzüglich in den polnischen Provinzen, wo sie große Vorrechte haben; 10. Ausländer, fast aus allen Ländern Europa's und Asiens, auch Indier und Zigeuner. Man zählt von der niedrigsten Stufe der Rohheit bis zur europäischen Civilisation achtzig, in Sprachen, Sitten und Religion verschiedene Völker. Nach der Revisionsliste vom J. 1811 waren davon in 51 russ. Gouvernements der Recrutirung unterworfen 643,135 Krümer, 6,389,279 Kronbauern, 10,113,177 Privatbauern, 1,077,636 Apanagebauern, 112,453 freie Leute, zusammen 18,335,730 M. — Manufacturen und Fabriken von Leder, Juften, Talg, Lichtern, Seife, Filz, grober Leinwand, Metallen und Matten aus Lindenbast, so wie Färbereien gab es schon vor Peter dem Großen; aber seit dieser Zeit haben die alten nicht nur einen sehr erhöhten Grad der Vollkommenheit erlangt, sondern es sind auch unzählige andre hinzugekommen. Im J. 1815 zählte man 3253 Fabrikanlagen. Die 23 verpflichteten Tuchfabriken liefern der Regierung jährlich für 700,000 Rubel Tuche, und außerdem gibt es noch 181 Privatfabriken. In 45 Officinen werden Apothekerwaaren bereitet; Brantwein, wovon jährlich 6 Millionen Eimer im Lande verbraucht werden; Salz, jährlich an 800 Mill. Pfund. Schiffbau wird in den größern Dörfern an der Wolga und in den Seestädten getrieben. Jene wolgaischen Zimmerleute machen Barken ohne alles Eisenwerk, welche hernach in Petersburg, Astrachan und andern Städten als Brennholz verkauft werden. Unter den Metallarbeiten sind die Gewehrfabriken die wichtigsten; in Tula allein werden von beinahe 6000 Arbeitern jährlich über 17,000 Flinten, 6500 Paar Pistolen, und 16,000 Seitengewehre verfertigt. Das Manufacturcollegium in Moskau mit seinem Comtoir zu Petersburg betreibt alle Fabrikgeschäfte Rußlands im Allgemeinen, und hat die Oberaufsicht darüber. — Der Handel theilt sich in Land- und Seehandel. Der inländische findet weder in Zwischenzöllen, noch Stapelplätzen Hindernisse, sondern wird durch Meere, schiffbare Flüsse, Canäle, durch die lang dauernden Schlittenbahnen, und durch die großen Messen, vorzüglich zu Makariew, sehr befördert. Die Ausfuhr wird aus allen Häfen und Gränzorten erlaubt, aber für die Einfuhr der erlaubten Waaren sind nur Petersburg, Riga und Odessa bestimmt. Der auswärtige Landhandel geht in Asien nach Sina, Persien, nach der Bucharei und den kaukasischen Ländern, und in Europa nach der Türkei, nach Galizien, Preußen, Schlesien und

Sachsen. So wie am auswärtigen Landhandel vorzüglich Armenier, Bucharen und Juden Antheil haben, so haben im Seehandel die Engländer entschiednes Uebergewicht. Man rechnet die jährliche Einfuhr zur See auf 28 Millionen, und die Ausfuhr auf 45 Mill. Rubel, also im Seehandel eine sehr vortheilhafte Balance von 17 Mill. Rubel. An Handlungsgesellschaften zählt Rußland nur zwei, die amerikanische und die des weißen Meeres, deren Actien aber hoch im Werthe stehen. Das Commerzcollegium in Petersburg ist die höchste Instanz in allen Handelsangelegenheiten. Im J. 1770 wurde auch eine Bank angelegt, deren Zettel wie baares Kupfergeld im Werthe stehen, und zur Erleichterung des innern Handels viel beitragen. — Die Regierungsform ist unumschränkt monarchisch. Das Oberhaupt des Staats heißt Kaiser und Selbstherrscher (Autokrator) aller Reußen, jetzt Alexander I., geb. 23. Dec. 1777, regiert seit dem 24. März 1801. (S. d. A.) Der Staat ist untheilbar, der Regent darf nicht zugleich Herrscher in einem andern Staate seyn (seit 1815 aber ist er zugleich König von Polen) und muß sich zur griechischen Religion bekennen. Seit 1797 ist die Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt in weiblicher und männlicher Descendenz festgesetzt. Alle Prinzen von Geblüt heißen Großfürsten. Die höchste Leitung aller Geschäfte hat der Kaiser selbst, und ihn unterstützt, wenn es dazu aufgefodert wird, das hohe Staatsconseil für die auswärtigen Angelegenheiten; für das Innere sorgt der Senat, und aus beiden hat sich der Kaiser einen hohen Reichsrath als sein Cabinet erwählt. Der Senat hat die oberrichterliche Gewalt, und nur in wenig Fällen findet von ihm Appellation an den Kaiser Statt; seine Ukasen haben mit den kaiserlichen gleiche Wirkung, müssen ihnen aber nicht widersprechen. Er besetzt die Staatsstellen, fodert die Minister zur Rechenschaft auf, und hat oberpolizeiliche Aufsicht. Er ist in neun Departements getheilt, und besteht aus 87 Mitgliedern, aus den Ministern und den Räthen des Staatsconseils. Es gibt acht Ministerien: auswärtige Angelegenheiten, Krieg, Marine, Justiz, das Innere, die Finanzen, der Handel und die Volksaufklärung. Der ganze Staat ist in 53 Gouvernements getheilt; davon 40 in Europa, ohne das Land der donischen Kosaken, der Kosaken am schwarzen Meere, und das Königr. Polen (s. d.), und 13 in Asien. Die Staatseinkünfte, welche sehr viele Quellen haben, betragen jährlich über 120 Mill. Rubel. Die kaiserlichen Bancozettel schätzte man 1815 auf 577 Mill. Rubel; sie wurden nach und nach getilgt, so daß 1818 die im großen Buche eingeschriebene Staatsschuld in 50 Mill. Gld. holl. Anleihe und 215 Mill. Rub. Bankassignationen bestand. Die Landmacht bestand am Ende des J. 1817 aus 730,033 M. Darunter: 482,112 M. Infant. 95,196 M. Cav. 58,166 M. Artill. 5000 Kosaken, 2400 Gendarmen, 77.664 Garnisontruppen und 9,495 M. Extracorps. Die gewöhnliche Recrutirung von 1 auf 500 Köpfe gibt ungefähr 36000 M. Obschon Rußland viele Krepost (Blockhäuser) hat, so fehlt es doch an Festungen; die bedeutendste Festung ist freilich die Beschaffenheit des Landes selbst und der Patriotismus seiner Bewohner gegen den ins Innre vordringenden Feind. Die Seemacht hat ihren Hauptsitz an der Ostsee, und besteht, außer der Scherenflotte von 200 Segeln, aus 58 größern Kriegsschiffen, welche ihre Hauptstation in Kronstadt haben. Die Flotte auf dem schwarzen Meere besteht aus 20 größern Kriegsschiffen, welche zu

Sebastopol liegen. Das kaspische Meer wird von einigen Fregatten und kleinen Kriegsbarken beherrscht. Die ganze Flotte: (346 Segel) enthält drei Eskadern, mit der weißen, blauen und rothen Flagge, mit drei Admirälen, sechs Vice- und neun Contreadmirälen, wozu man 80,000 Matrosen und Seesoldaten rechnet. Keinem Staate in Europa kostet die Unterhaltung seiner Land- und Seemacht so wenig, als dem russischen. Man rechnet höchstens 30 Mill. Rubel. — Die herrschende Kirche ist die griechische, aber alle andre Christen genießen gleiche Rechte, und alle andre Religionen werden geduldet. Die oberste Leitung aller Angelegenheiten der griechischen Kirche hat die heilige Synode zu Petersburg, und unter ihr stehen 12,500 Pfarrkirchen und 425 Klöster; alle nach der strengen Regel des heiligen Basilius. Diejenigen Russen, welche sich genau an die Lehre der alten griechischen Kirche halten, nennt man Roskolniken (s. d. Art.). Man findet nicht nur Juden und Mahommedaner (mit zwei Muftis), sondern auch Heiden in Rußland, und zwar Lamaïten, Fetischanbeter und Schamanen. Außer den Bekennern der herrschenden griechischen Kirche gibt es in Rußland nach den neuesten Angaben 3500000 Catholiken, 1400000 Lutheraner, 3800 Reformirte, 9000 Herrnhuter, 5000 Mennoniten, 60000 Armenier, 3000000 Mahommedaner, 300000 Lamaiten, 600000 Fetischdiener. — Für die wissenschaftliche Bildung sorgt die Regierung mit großer Thätigkeit; alle Zweige des Unterrichts haben zahlreiche und meist treffliche Anstalten. Bibliotheken, Sammlungen und gelehrte Gesellschaften befördern das Gedeihen. Rußland zählt sieben Universitäten: Moskau, Petersburg, Kiew, Willna, Charkow, Dorpat und Kasan, in deren Bezirke gegen 500 Lehranstalten mit 1500 Lehrern, und fast 34,000 Schülern, deren Unterhaltung, außer den beträchtlichen Privatbeiträgen, der Krone allein 2 Mill. Rubel kostet. Außerdem gibt es noch mehrere Erziehungs- und Unterrichtsinstitute, welche die Regierung gleichfalls mit beinahe zwei Millionen unterstützt. Schulen nach Lancaster'scher Lehrart wurden seit 1818 eingeführt, und die vom Kaiser Alexander kaiserlich unterstützte petersburger Bibelgesellschaft zählte 1818 im ganzen russ. Reiche 128 mit ihr verbundene Societäten. Vor 150 Jahren gab es nur zwei Buchdruckereien, jetzt über 50 in Rußland. Außerdem blüht auch die Kupferstecherkunst, und die russische Jagdmusik, so wie die Gesangkunst, ist noch immer unerreichtes Nationaleigenthum der Russen. — Der Zustand der Einwohner, besonders der Bauern, ist neuerdings sehr verbessert worden. Der Bürgerstand hat auch viel Ansehn sich erworben, und theilt sich in fünf Classen. Der Adel hat zwar bedeutende Vorrechte, aber alle Stände sind in Rücksicht des Ranges in vierzehn Classen getheilt; wer sich in einer der acht ersten befindet, erhält den Adel für sich und seine Familie. Diese Classen sind nach den militärischen Rangstufen geordnet. In Rußland gibt es sechs Ritterorden; von allen ist der Kaiser selbst Großmeister. Die in andern Ländern übliche Benennung von Großkreuzen und Commandeurs findet hier nicht statt; dagegen sind die drei russischen Orden, welche am häufigsten ausgegeben werden, in vier Classen eingetheilt, die sich durch die Art der Decoration unterschieden. Der Rang dieser Orden, und die Anzahl der Mitglieder derselben ist hier nach dem kaiserlichen Hofalmanach vom J. 1817 angegeben. 1) Der St. Andreasorden, der älteste und vornehmste in Rußland, gestiftet von Peter I. am 30. November 1698 als militairischer Verdienstorden

für die Generale, die sich im Türkenkriege ausgezeichnet hatten. In der Folge wurde er auch an Civilpersonen und an Ausländer vertheilt. Er hat nur eine Classe, und bestand im J. 1817 aus 41 fürstlichen und 72 andern Mitgliedern. 2) Der Damenorden der heil. Catharina, gestiftet von Peter I. d. 24. November 1714 seiner Gemahlin, der Kaiserin Catharina, die ihn aus seiner mißlichen Lage am Pruth befreit hatte, zu Ehren. Er wurde anfangs auch an Männer, nachher bloß an regierende Fürstinnen, jetzt aber auch an andere Damen von hohem Range gegeben, und hat zwei Classen, Großkreuze und Kleinkreuze. 3) Der Alexander-Newskyorden, ein Verdienstorden, von Peter I. schon 1722 gestiftet, aber erst nach seinem Tode von Catharina I. am 30. August 1725 völlig eingerichtet. Er besteht bloß aus einer Classe, und hat dermalen 296 Mitglieder, die alle wenigstens Generalmajors Rang haben müssen. 4) Der militairische St. Georgenorden, ein militairischer Verdienstorden, gestiftet von Catharina II. d. 26. November 1769 für Land- und Seeoffiziere, die sich (besonders im damaligen Türkenkriege) durch Tapferkeit oder kluges Benehmen ausgezeichnet. Kaiser Alexander I. hat ihn 1801 wieder erneuert. Er besteht aus vier Klassen. 5) Der St. Wladimirorden, ein Verdienstorden im weitesten Sinne des Worts, für Militair- und Civilpersonen, Gelehrte, Künstler und überhaupt für Alle, welche sich durch Talente oder irgend ein Verdienst auszeichnen, gestiftet von Catharina II. am 22. September 1782, vom Kaiser Alexander I. erneuert und erweitert im J. 1801. Er besteht aus vier Classen und wird auch Ausländern zu Theil. 6) Der St. Annenorden, ein Verdienstorden für alle Stände, auch für Ausländer — gestiftet am 3. Februar 1736 vom Herzog Carl Friedrich von Holstein-Gottorp, und durch dessen Sohn, den nachmaligen Kaiser Peter III., nach Rußland gebracht. Er besteht ebenfalls aus vier Classen. Ferner werden goldne Ehrendegen oder Säbel, mit oder ohne Diamanten, und mit der Aufschrift: für Tapferkeit, ertheilt. Auf einigen derselben ist noch die nähere Veranlassung zur Verleihung angegeben. Man rechnet, daß gegen 600 Officiers dergleichen Ehrendegen, und einige mehr als einen erhalten haben. Endlich Medaillen, theils goldne am Bande des Georgenordens, bloß für Officiere, theils silberne, welche für die Subalternen; und silberne dem Georgenorden ähnliche Kreuze, welche für Unterofficiere, Soldaten und Matrosen bestimmt sind. — Der St. Johanniterorden, den Kaiser Paul I. am 15. Januar 1797 in Rußland herstellte, ist in dem kaiserl. Hofalmanach von 1817 nicht erwähnt.

Russisch-deutscher Krieg von 1812 bis mit 1815. Zwischen Frankreich und Rußland hatte sich, so sehr auch die Zusammenkunft der Herrscher von beiden Ländern zu Erfurt, 1808, einen dauerhaften Frieden (zumal bei der geographischen Lage ihrer Staaten) zu verbürgen schien, schon seit 1809 gegenseitig Kälte erzeugt. Der geringe Antheil, den das äußerst langsam herbeimarschirende Hülfscorps der Russen an dem Kriege gegen Oesterreich nahm, zeigte deutlich, daß seinem Befehlshaber von Petersburg aus politische Umsicht empfohlen war. Zugleich ward jeder russische Hafen den Engländern, wenn sie amerikanische Flagge aufsteckten, überall geöffnet, während die französischen Waaren streng verboten wurden. Dadurch fand sich Napoleon veranlaßt, gleichsam nur um seinen Handelsverboten gegen England Gewicht zu geben, sich der ganzen

deutschen Nordseeküste zu bemächtigen, und den Herzog von Oldenburg, einen nahen Verwandten Alexanders, zu vertreiben. Rußland protestirte nachdrücklich gegen die Vertreibung des Herzogs von Oldenburg, und fünf russ. Divisionen nahmen bereits (1811) eine Stellung gegen Warschau hin ein; dagegen ließ Napoleon die Weichsel- und Oderfestungen in Belagerungszustand erklären, große Truppenmassen dahin marschiren, und Schwedisch-Pommern (weil Karl XIII. von Schweden ein engeres Bündniß mit Frankreich ablehnte) in Besitz nehmen. Mehrere andre in ihrer Art noch nie gesehene Anstalten, die Massen, die sich nach Osten und Norden hin bewegten, mit Lebensmitteln, Krankenwagen, Brückengeräthschaften, und tausend andern Dingen zu versorgen; die Reisen so vieler Fürsten und Könige, selbst des österreichischen Kaisers, nach Dresden, deuteten offenbar auf ein ungeheures Beginnen, obschon Napoleons Abreise von Paris dem Moniteur zufolge nichts als eine Musterung der großen Weichselarmee beabsichtigen sollte. Vielleicht hoffte er selbst noch den Riesenkampf mit Ehren nach seinen Ansichten abwenden zu können; wenigstens war deshalb der alte, gewandte, aber redliche Graf von Narbonne in das Lager des in seinen Rüstungen gleichfalls sehr thätig gewesenen Alexanders nach Wilna abgegangen. Denn wohl mochte ihm der immer hartnäckiger werdende Menschen und Geld verzehrende Kampf auf der pyrenäischen Halbinsel als Hinderniß erscheinen; aber eines Theils berechnete er, daß sein auf fast eine Million steigendes Heer, das er durch eine neu errichtete 80,000 M. starke Nationalgarde gänzlich mobil machte, dem Kampfe dort und hier gewachsen seyn könne, andern Theils verließ er sich auf eine große Masse von Hülfskräften, die ihm besonders der Rheinbund (100.000 M.) gewährte, und endlich auch auf die halb freiwillige, halb abgedrungene Allianz mit Preußen und Oesterreich, die ihm die beiden Flanken deckte, den Rückzug sicherte und zusammen 60,000 M. hergab. So setzte sich denn eine halbe Million Krieger, als Napoleons Gesandter unverrichteter Sache nach Dresden zurückkehrte, aus Deutschen, Italienern, Franzosen, in der Kriegsgefangenschaft gezwungenen Spaniern und Portugiesen, Polen rc. mit mehr als 1200 Kanonen am Ende des Juni in Bewegung, um jenseit des Niemens und der Weichsel die Russen, die, an Zahl ungleich schwächer, an Kraft und Kampfbegierde ungleich stärker, sie stehenden Fußes erwarteten, aufzusuchen. Diese nahmen in 3 Armeecorps eine Linie von Kiew, Smolensk, nach Riga ein. Die erste Westarmee, in Litthauen und Curland, stand unter Barclai de Tolly, dem bisherigen Kriegsminister, unter dem Wittgenstein commandirte; die andre Westarmee commandirte der Fürst Bagration, zwischen Smolensk und Kiew. Ein Verbindungscorps leitete zwischen beiden als drittes Corps der General Doktorow. Uebrigens hatte man Waaren, Archive schon längst ins Innere gebracht, Riga, Smolensk rc. befestigt, und an der Düna ein verschanztes Lager angelegt. Napoleon, schon in der Nähe der russischen Gränze, machte noch einen diplomatischen Versuch, und sandte den Grafen Lauriston, der früher Gesandter in Petersburg gewesen war, zum Kaiser Alexander; aber die Gemüther waren zu entzweit, die Spannung zu groß, und Napoleon sagte in seiner gewöhnlichen Sprache: die Ueberwundenen nehmen den Ton des Siegers an. Das Verhängniß reißt sie hin. Ihr Schicksal möge erfüllt werden. Den 24sten Jun. passirte die Hauptmacht seiner Truppen den Niemen, indessen die übrigen tiefer unten über

die Weichsel gingen. Die Russen wurden, da der Uebergang *) dicht beim Einfluß der Wilia geschah, und auch diese überschritten wurde, welche in ihrer linken Flanke floß, bis nach der Düna hin umgangen, von der zweiten Westarmee völlig getrennt, und entweder zu einer Hauptschlacht mit getheilter Kraft, oder zu einem schleunigen Rückzug gezwungen. Sie wählten den letztern, und opferten ihre großen Maga-

*) Längs des Niemen stand bis Grodno die erste russische Westarmee, 6 Inf.- und 2 Cav.-Corps, 112000 M. stark; die zweite Westarmee stand in der Gegend von Slonim, 4 Inf.- und 1 Cav.-Corps, 70,000 M. stark. Die Verbindung zwischen beiden machte Hettmann Platow mit 10000 Kosacken bei Bialystock. Die Armee von Volhynien unter Tormassow bei Lutzk zählte in 2 Inf. und 1 Cav. Divis. etwa 20,000 M. In Curland deckte Riga der General Essen mit etwa 10000 M. Eine Reserve ward vom General Miloradowitsch in Nowogrod, eine andere vom Gen. Oertel in Smolensk gebildet. Außerdem standen 16000 M. unter Steinheil in Finnland, welche späterhin, nebst der aus Petersburg nachkommenden 25. Inf. Divis, das Wittgensteinsche Corps verstärkten. Erst im Sept. vereinigte sich die jetzt noch mit den Türken beschäftigte 35000 M. starke Armee Kutusows mit Tormassow. Ueberdieß wurden bald nach dem Einbruche des Feindes Milizen in Moskau, Petersburg u. a. O. zur Ergänzung des Heers gebildet; solche Milizen fochten bei Borodino und in den spätern Treffen mit, und mehrere Divisionen derselben befanden sich 1813 bei dem Heere in Deutschland. Der russische Feldzugsplan war dahin berechnet, dem entscheidenden Schlage durch Rückzug so lange auszuweichen, bis der Feind von seinen Hülfsquellen entfernt und durch die Märsche in verheerten Landstrichen geschwächt, die eigene Armee aber durch das Heranziehen aller indeß ausgebildeten Streitmittel so bedeutend verstärkt seyn würde, daß ihr ein in der Schlacht entscheidendes Uebergewicht nicht fehlen könnte. Die auf beiden Flügeln detachirten Corps sollten den vorrückenden Feind hindern, durch entsendete Truppen mehr Breite zu gewinnen, dem geschlagenen aber zum Verderben gereichen. Auch war dabei auf das nach Abschluß des Friedens mit der Pforte mögliche Eintreffen der Moldau-Armee gerechnet. Indeß veranlaßten örtliche oder persönliche Verhältnisse manchen Mißgriff in der Ausführung. Buonaparte's Kriegsplan war dagegen, mit seiner ganzen Macht die Russen zur Schlacht zu zwingen, sie nach der Niederlage aufzureiben, und rasch nach der Hauptstadt vordringend den Frieden vorzuschreiben. Schwächere Seitencorps sollten indeß seine Verbindungslinie mit Deutschland decken, des Feindes Hülfsquellen schwächen und denselben zu falschen Schritten verleiten. Allein der durch das Glück verwöhnte Feldherr beging den Fehler, den Krieg in Rußland, wie in der Lombardei, ohne Magazine führen zu wollen; er übersah, daß er das gewonnene Land immer nur in verhältnißmäßig geringer Breite beherrschte, und daher den Feind in dem Besitze seiner Hülfsquellen lassen müsse; er verrechnete sich endlich ganz in der Persönlichkeit seines Gegners. Doch benutzte er den Hauptfehler der Russen — die auseinandergedehnte Aufstellung der beiden Westarmeen — vortreflich, indem er bei Kowno über den Niemen und rasch auf Wilna vorging. Hierauf verfolgte Murat die abgeschnittene erste Westarmee, die sich in das verschanzte Lager bei Drissa zurückzog; Macdonald drängte den Gen. Essen gegen Mitau, Oudinot aber Wittgenstein über Wilkomirz zurück. Zwei Divisionen unter Kamensky wurden von der 2. Westarmee getrennt, und zogen sich zu dem Corps in Volhynien.

zine auf, die ihrem rechten Flügel hatten Unterhalt schaffen sollen. — Wilna, vorher Alexanders Hauptquartier, ward nun das von Napoleon, der hier (ein bedeutender Nebenzweck dieses Kriegs) Polens Wiederherstellung organisirte, und theils darum, theils aus dem Grunde hier weilte, weil es noch an Nachrichten von den Operationen des rechten Flügels unter Poniatowsky's, Schwarzenbergs und Regniers Commando fehlte, welche unter dem Oberbefehl des Königs von Westphalen standen. Er hatte den Auftrag, die zweite Nordarmee der Russen, von der ersten durch den Marsch nach Wilna getrennt, in dieser Trennung zu erhalten, und jede Vereinigung weiter rückwärts zu erschweren; was auch der Marschall Davoust, der sich links in der Flanke des Königs von Westphalen anschloß, so gut vollzog, daß das Corps des Generals Doktorow von der Bagrationschen Masse, wie von der Barclai de Tollyschen Westarmee getrennt, und fast schon umzingelt war, als ein 36stündiger Regen die Straßen unwegsam machte, und durch die plötzliche Kälte nach der entsetzlichen Hitze die durch Mangel aller Art entkräfteten Pferde der Franzosen zu mehreren Tausenden tödtete, so daß Doktorow mit mäßigem Verlust entkam. Die Vorsicht, Kühnheit und die Tapferkeit des Fürsten Bagration, bei gänzlichem Mangel an militärischem Scharfblick von Seiten des westphälischen Königs, vereitelten ebenfalls die Plane gegen ihn; es glückte ihm sogar, auf seinem Rückzug die Polen in Romanow zu überfallen, und ein Corps von 6000 M. zusammenzuhauen, in Volhynien aber den General Tormassow stehn zu lassen, der dem französischen äußersten rechten Flügel nicht allein fortwährend die Spitze bot, sondern auch durch einen kühnen Zug in seine Flanke eine ganze Brigade der Sachsen in Kobryn gefangen nahm. Endlich gelang es ihm bei Mohilew, sich mit seiner ganzen Macht auf den Marschall Dovoust zu werfen, der zwar einsichtsvollen Widerstand leistete, aber dennoch nicht ohne den größten Verlust entkommen seyn würde, wenn nicht Bagration jeden Augenblick die Corps des Königs von Westphalen in seiner Flanke hätte fürchten müssen. — Als die Kunde von dem allen in Wilna eingegangen war, eilte endlich Napoleon seinen Truppen nach, die bereits an der Düna standen, wo sie die Russen in ihrem großen verschanzten Lager beobachteten, und bedeutenden Verlust durch ihre Ausfälle erlitten hatten. Eine Schiffbrücke gewährte den Russen den Vortheil, nach Willkür auf dem einen oder dem andern Ufer der Düna ihre Hauptmasse aufzustellen. Das Lager war äußerst fest durch die Kunst, wie durch die Natur, da die Anhöhen des rechten Ufers das linke dominiren. Napoleon ließ es jedoch auf der Straße von Polotzk umgehen, und da die frühern Folgen seines trefflich berechneten Durchschneidens der russischen Linie noch nicht gut gemacht, d. h. die beiden russischen Westarmeen noch nicht vereint waren, so blieb abermals den Russen nichts übrig, als mit der halben Kraft aufgerieben zu werden oder das Lager zu räumen, und nach dem Dnipr hinzueilen, wo sich Bagration anzuschließen hoffte. Nur der Fürst Wittgenstein blieb stehen, um die Straße nach Petersburg zu decken und die Einschließung Riga's zu hemmen. Die französische Hauptarmee, mit Ausnahme zweier Corps unter dem Herzog von Reggio und Macdonald, die Riga blokirten, und die Straße nach Petersburg wegzunehmen suchten (was eine Menge blutiger, nichts entscheidender Kämpfe verursachte), ging nun theils über die Düna, theils längs derselben nach den wolgonskischen Höhen, die russische Armee verfolgend, deren Nachtrab oft bedeutende Gefechte annahm, und namentlich vom 25.

bis 27. Juli bei und hinter Ostrowno jeden Fußbreit Landes streitig machte. Nur der immer in die Mitte hereindringende Marschall Davoust, der Bagrations und Barclai de Tolly's Heer keilförmig aus einander hielt, zwang sie endlich doch, wiederum das Feld zu räumen, und nach Smolensk zu ziehn. Hitze und Mangel aller Art wirkten indessen im französischen Heere so nachtheilig, daß es eine zehntägige Rast in diesem ziemlich fruchtbaren Landstriche machen mußte, während welcher sich endlich die beiden getrennten russischen Heere unter den Mauern von Smolensk vereinten. Diese gingen nun sogleich zum Angriff über. Sie überfielen mit 12000 M. Reiterei den General Sebastiani am 8. August, und warfen ihn eine halbe Stunde mit Verlust zurück. Am 17. setzte sich die Hauptmasse selbst in Bewegung, dem französischen Heere die Spitze zu bieten, das bereits am 10ten aufgebrochen war, wo möglich eine Hauptschlacht zu liefern. Als Napoleon seine Demonstrationen, den russischen rechten Flügel zu umgehn, vereitelt sahe, ließ er seinen rechten Flügel über Orza unter Poniatowsky in Geschwindmärschen heraneilen, um die Russen von Moskau abzuschneiden. Dagegen eilte Bagration, diese Straße festzuhalten, und Barclai de Tolly suchte den Feind so lange ab- und aufzuhalten als möglich. Das alte, ehemals sehr feste Smolensk, und die ganze Stellung am Dnipr, begünstigten dies in so weit, daß die Franzosen erst um Mitternacht, nach einem Verlust von vielen Tausenden, dieses Bollwerk am 17ten einnahmen, nachdem es größtentheils eine Ruine geworden war. Hätte sich der Herzog von Abrantes während dieser Schlacht nicht verirrt, so hätte er Barclai de Tolly's Heer im Rücken genommen, und die Niederlage der Russen entschieden. Das französische Heer war nun im Besitz der Straße nach Moskau, und bildete ein Dreieck, mit der linken Spitze vor Riga, mit der rechten am Bug, und mit der vordersten am Dnipr in Smolensk; links und im Rücken war es leidlich, aber äußerst schlecht auf der rechten Flanke basirt, wo die Tormassowsche Division immer Neckereien verübte. Schon den 19ten August rückte Napoleon von Smolensk den Russen nach, deren Arrieregarde bei Bolontina dem französischen Vortrab unter Marschall Ney die Stirn bot. Schon war ihr der Herzog von Abrantes, der des zurückgeschickten untauglich befundenen Hieronymus von Westphalen Stelle einnahm, in den Rücken gekommen, als der Kern der russ. Hauptmacht zu ihrer Unterstützung heraneilte; dadurch gelang es ihr, das 10 Stunden lange Desilé, wiewohl mit großem Verlust, zurückzulegen. Rastlos ging das russische Heer zurück, und brannte alle Städte, durch die es zog, nieder. Eben so rastlos folgten die immer mehr durch Mangel und Clima leidenden Truppen Napoleons. Indessen mußte Barclai de Tolly das Commando dem greisen Kutusow abtreten, der im eben geendigtem Türkenkriege neue Lorbeern geerntet hatte. Durch Landwehrtruppen und Reserven verstärkt beschloß er, 15 Meilen von Moskau in einer festen Stellung, die so gut, als die Zeit zuließ, verschanzt war, den Feind zu erwarten. Am 5. September lagerten sich die französischen Corps gegenüber. Am 6ten wurde bereits eines der Außenwerke vom russischen Lager nach dem furchtbarsten Gemetzel genommen, und am 7ten mit Aufgang der Sonne begann die blutigste Schlacht in diesem Kriege, wo die Einen kämpften, allen Entbehrungen und Leiden durch einen Hauptschlag endlich ein Ziel zu setzen, die Andern das Vaterland zu vertheidigen und die Hauptstadt zu retten. Die russische Armee stand zwischen der Moskwa und dem

Kalugabach, den waldige Höhen umgaben. Eine furchtbare Schanzenreihe sicherte ihre Fronte. In beiden Heeren hatten die Feldherren durch Reden und Ermunterungen den Geist der Tapferkeit erhöht. In beiden wetteiferten Gemeine und Führer; jene fielen zu Tausenden, diese zahlreicher, als in andern Schlachten. Montbrun, Caulaincourt blieben auf französischer, Bagration auf russischer Seite. Die Russen schätzten ihren Verlust auf 25,000 Mann, 10,000 gestanden die Franzosen ein; die Zahl der Verwundeten läßt sich nicht bestimmen. Und dennoch war die Schlacht nicht entschieden. Denn obschon die Russen im Centrum durch die unerschütterliche Beharrlichkeit von Ney und dem Vicekönig durchbrochen waren, so blieben sie doch rechts und links Meister ihres Schlachtfeldes, und konnten, ohne bedeutenden Verlust an Geschütz, noch weniger an Gefangenen zu erleiden, sich nach Moskau zurückziehen, da Napoleons Heer erst nach zwei Tagen Erholung in zwei großen Colonnen nachfolgen konnte, wovon die eine die Russen in die Flanke zu nehmen bestimmt war. Kutusow wagte es nicht, noch eine Schlacht vor Moskau's Thoren zu liefern. Er zog sich hindurch, und gab es den Flammen und den Franzosen preis, die noch in der menschenleeren Einöde mit einem Haufen Mordbrenner um den Besitz des Kreml, und dann mit den Flammen um den Besitz der zusammenstürzenden Paläste und zerstreuten Vorräthe der ihnen so nöthigen Bedürfnisse jeder Art kämpfen mußten. Aus Besorgniß verließ Napoleon den Kreml und bezog ein Landhaus vor Moskau. Die Stadt ward der Zerstörung geweiht, und alle Hoffnung, die man auf ihren Besitz gegründet hatte, war vereitelt. Kutusow stellte sich durch einen Flankenmarsch südlich davon auf, und drohte die Communication der Franzosen mit ihrer Basis an der Weichsel jeden Augenblick zu unterbrechen. Seine Kosaken streiften nach Smolensk hin. Wereja, südlich von Moskau gelegen, gleichsam ein schützender Posten für die Franzosen, ward von ihm durch Ueberfall am 29sten Sept. erobert. Nichts konnte das französische Heer retten, als schleuniger Rückmarsch oder Friede. Zum letztern machte sich Napoleon um so mehr Hoffnung, da er zum erstern zu stolz war. Mit jedem Tage stieg das Elend seines Heeres, zumal da die geretteten Vorräthe mehr verschwendet als benutzt wurden, und das Fouragieren mitten unter den russischen zusammenlaufenden Bauern und Kosaken immer verderblicher ward. Als Kutusow endlich von allen Seiten durch Landmilizen, deren Aufgebot Alexander im Sommer selbst geleitet hatte, und Kosaken in eben dem Maße verstärkt war, als die französische Armee verlor (man berechnet ihren Abgang in Moskau durch Hunger, Meuchelmord, Ueberfälle ihrer Marodeurs 2c. auf 40,000 M.), legte er die bisherige Maske der Friedensunterhandlungen so schnell ab, daß er am 17. October unter dem General Benningsen ein starkes Corps bei Tarutina über die dies nicht vermuthenden Franzosen, von Sebastiani befehligt, herfallen ließ, und sie mit großem Verlust an Todten, Gefangenen und Geschütz zurücktrieb. Nun that Napoleon aus Noth, was er vier Wochen früher freiwillig hätte thun sollen; er räumte Moskau und suchte nach Smolensk zurückzukommen.*) Bei

*) Napoleon gewann durch die anfängliche Richtung gegen Kaluga einen Marsch vor Kutusow; allein nach dem unglücklichen Treffen bei Malo-Jaroslawetz (24. Oct.) blieb sein Heer auf die große Straße nach Smolensk beschränkt.

Malo-Jaroslawetz kam es zwischen einem Theile seines Heeres und den heranrückenden Russen zu einem lebhaften Treffen, durch das die französische Hauptmasse einen Tagemarsch gewann. Allein mit jedem Augenblick ward der Mangel an Cavallerie ihrer Seits immer fühlbarer, während die Russen mit der ihrigen Ueberfälle auf Ueberfälle unternehmen konnten. Die franz. Colonnen mußten daher immer gedrängter marschiren; dabei war das Land eine Wüste, und der Mangel aller Art lös'te bereits die Bande des Gehorsams, als nun auch der strenge Winter die Wege mit Eis und Schnee bedeckte, Pferde und Menschen zu Tausenden vernichtete, und die Russen immer zahlreicher angriffen. — Unter tausend Opfern war Smolensk (d. 12. Nov.) erreicht. Allein umsonst hatten alle Heerestrümmern gehofft, hier Ruhe, Nahrung, Kleider zu finden. Der Friede mit der Pforte hatte der Moldauarmee der Russen unter Admiral Tschitschakoff erlaubt, gerade auf Napoleons Communication hinaufzugehen. Er ließ nämlich einige Streitkräfte zurück, um die Oesterreicher und Sachsen in Volhynien zu beschäftigen, und ging mit dem übrigen Heere auf die Beresina los, wo er sich mit Wittgenstein an der Düna zu vereinigen suchte, um so Napoleon gänzlich abzuschneiden*). Also mußte das franz. Heer schon den 13. Smolensk verlassen, und

---

*) Hier konnten die beiden Flügelarmeen der Russen entscheidend eingreifen. Die von Napoleon bei Poloczk zurückgelassenen Truppen hatte nämlich Wittgenstein, nachdem er durch das finnländische Corps verstärkt worden war, den 18. Aug. an der Drissa so geschlagen, daß sie über die Düna zurückgehen mußten. Doch gelang es ihnen, sich am 30. Oct. bei Czasnicki mit dem 9. Corps zu vereinigen, und am 15ten Nov. Wittgensteins Angriff bei Smoliani zurückzuweisen. Nun aber wandte sich dieser, statt dem auf Nataliczi marschirenden Gegner immer nachzudringen, gegen Baran, wodurch er das Corps von Tschitschakow an der Beresina seinem Schicksal überließ. Während jener Kämpfe an der Drissa hatte die Armee von Volhynien d. 27. Juli bei Kobryn eine sächsische Brigade gefangen genommen, war aber den 12. Aug. von dem vereinigten östreichisch-sächsischen Corps bei Poddobna geschlagen und bis Lutzk hinter dem Styr zurückgeworfen worden. Allein durch die Donauarmee um das Doppelte verstärkt, nöthigte sie jene Corps bald zum Rückzuge, worauf ihr Heerführer, Admiral Tschitschakow, den Gen. Sacken mit 25,000 M. bei Brzesc zurückließ, und den 27. Oct. von da in der Richtung nach Minsk in den Rücken des französischen Hauptheeres abmarschirte. Jene beiden Corps wollten ihn aufhalten, wurden aber selbst von Sacken unablässig verfolgt, und als sie diesen d. 16. Nov. bei Wolkowisk geschlagen und bis hinter Brzesc zurückgetrieben hatten, gelang es Tschitschakow, welcher Wittgenstein bereits durch den Obersten Czernitschew von seinem Marsche hatte in Kenntniß setzen lassen, den 16. Nov. in Minsk einzutreffen; hier rastete er drei Tage, eroberte d. 21. Borissow, verlor es aber am 23. wieder, und breitete sich am 26. dem Feinde gegenüber an der Beresina aus; — die russische Hauptarmee war an diesem Tage noch an den Ufern des Dnipr. Jetzt hätte Wittgenstein sich an Tschitschakow anschließen sollen; allein er verfolgte am 27. die Division Partonneaux vom 9. Corps, nahm sie zwar gefangen, aber unterdessen bewerkstelligte Napoleon, obwohl mit großem Verluste, den Uebergang über die Beresina, welchen Tschitschakow nur erschweren, nicht aufhalten konnte.

mit dem Verluste zweier ganzen Corps, von Davoust und Ney, bei einer Kälte von 12 bis 18 Grad, ohne andre Nahrung, als die zu Tausenden niederstürzenden Pferde gewährten, eilen, dem nördlich und südlich zusammeneilenden Feind zuvorzukommen. Kutusow hätte dies vielleicht vereiteln können, allein er stellte nach dem bei Krasnoi (seitwärts von Smolensk liegend) gelieferten Treffen (18. Nov.), aus jetzt noch nicht genug bekannten Ursachen, seine Verfolgung ein, und Napoleon war sogar so glücklich, von der Düna her frische Truppen sich entgegenkommen zu sehn, die besonders die gänzlich vernichtete Cavallerie wenigstens in etwas ersetzten; und durch diese unter Belluno's, Reggio's und Dombrowsky's Anführung verstärkt, glückte es ihm, den Admiral Tschitschakoff über den wahren Uebergangspunkt über die Beresina zu täuschen, und diese selbst, jedoch mit Verlust von 20,000 Menschen und des meisten Armeegepäcks und Geschützes, den 28sten November zurückzulegen. — Aber der Weg nach Wilna, den man einschlug, war noch sehr weit, und die bei dem schrecklichsten Mangel mit jedem Tage steigende Kälte brachte die Unordnung, das Elend und die Verzweiflung aufs höchste. Acht Meilen von Wilna verließ Napoleon die Trümmern seines Heeres, und eilte im strengsten Incognito über Warschau und Dresden nach Paris. Marschälle, Offiziere hohen und niedern Standes folgten dem Beispiele des Kaisers. Keine Compagnie hielt mehr zusammen. Alles suchte nun das Leben, und wo möglich fremde Beute, oder die den Cameraden abgenommen war, zu retten. Noch in Wilna wurden die letzten Reste überfallen, und nach dem Niemen zu getrieben, hinter dem sie sich dann nach allen Richtungen zerstreuten, und die Pest, wohin sie kamen, mit sich brachten. Vom ganzen Heere, das den Niemen im Junius überschritt, kam nichts als das kleine preußische Corps zurück, das sich aber durch eine Capitulation rettete, und unter York unmittelbar an die Russen anschloß. Auf eine ähnliche Art entgingen auch die Oesterreicher und Sachsen, bis auf Warschau zurückgedrängt, der allgemeinen Niederlage. — Die Capitulation, welche York, der preußische General, am 29sten December mit den Russen abschloß, war das Zeichen zum Erwachen des preußischen Volks, das seit fünf Jahren auf eine beispiellose Art von Napoleon verhöhnt, gedemüthigt und gemißhandelt worden war. Der König ging von Potsdam nach Breslau ab, und rief schon am 2ten Februar 1813 alle Wehr- und Waffenfähige zum Kampf für das Vaterland auf. Noch gab er den Zweck nicht an, allein sein Volk verstand ihn, und mit nie gesehenem Enthusiasmus kamen aus allen Gegenden Tausende nach den Sammelplätzen; Tausende, zu alt zum Kampf, gaben den letzten Sparpfennig. Vergebens hatten sich die Franzosen durch ihre letzten Reserven, durch in Eil zusammengeraffte Truppen an dem Pregel, an der Weichsel, an der Oder zu halten gesucht. Die Russen drangen zwar langsam, aber mit Uebermacht auf allen Punkten vor, und der Vicekönig von Italien, welchem Napoleon den Oberbefehl übergeben hatte, konnte nichts thun, als mit dem möglichst geringsten Verlust hinter die Elbe zurückgehn. Es war den 8ten März, als er nach dem letzten Gefechte über dieselbe zurückzog. So schrecklich auch Napoleons Verlust an Menschen und Geschütz ꝛc. gewesen war, so bot ihm doch Frankreich in Verbindung mit dem Rheinbunde so große Hülfsmittel dar, daß er ungefähr um dieselbe Zeit im Stande war, seine neue Armee, fast aus bloßen Rekruten bestehend, über den Rhein gehn zu lassen. Inzwischen hatte sich Alles in jedem Betracht geändert. Oesterreich war neutral, der Rheinbund ohne Kräfte und ohne Willen,

im nördlichen Deutschland fast allgemeiner Volksaufstand; längs der Elbe und bis an die Weser bedurfte es nur einiger Zeit, um das Volk zu bewaffnen, das hier wüthender als in vielen andern deutschen Ländern war; weil es unmittelbar und stärker als dort von der französischen Herrschaft gedrückt worden war. Napoleon verkannte die Gefahr nicht, und eilte, die nöthigsten Streitkräfte nach den bedrohtesten Punkten hinzusenden. Zum Glück für ihn waren die Preußen und Russen nicht im Stande, von dem geringen Widerstande, den sie fanden, den vollen Vortheil zu ziehn. Die Kräfte der Russen waren an der Weichsel erschöpft, die der Preußen mußten erst organisirt werden. Auch hatten die Festungen an der Oder und Weichsel, um eingeschlossen zu werden, viel Infanterie weggenommen. Kutusow zeigte wenig Ernst für Deutschlands Befreiung, und wollte sie nicht von Sachsen aus, sondern an der Unterelbe versucht wissen. Man verlor die Zeit durch Unterhandlungen mit Sachsens König, welcher noch zögerte, während Kutusow krank wurde, und in Bunzlau starb. So konnte der Vicekönig zeitig genug alle seine Kräfte unter den Wällen Magdeburgs vereinigen, und selbst gegen Berlin vordringen, was zu dem an sich nichts entscheidenden Treffen bei Leitzkau (5. April) Anlaß gab, während Vandamme und Davoust zwischen der Weser und Unterelbe die Volksgährung mit eiserner Hand unterdrückten, und die Stadt Hamburg bedrohten, die ihr Joch am muthigsten abgeschüttelt hatte, als durch den kühnen Tettenborn das ganze rechte Elbufer von den Franzosen gereinigt worden war. Die alliirte Armee, kaum 70,000 M. stark, sah jetzt eine ziemlich doppelt so starke von Franzosen gegen sich. Napoleons Colonnen schlossen sich an die des Vicekönigs an, der südlich längs der Saale herunter zog, und diese bei Wettin überschritt, während Napoleon sie bei Jena passirte. Schon am ersten Tage des Mai's drängte er auf die Elbe hin. Die Preußen und Russen sahen sich in Gefahr, von Merseburg aus über Leipzig von ihr abgeschnitten zu werden, und entschlossen sich zu einer Schlacht, die (2. Mai) bei Großgörschen, unweit Lützen, gegen Mittag ihren Anfang nahm, und keinen andern Zweck hatte, als Napoleon, der nach Leipzig vordrang, mit dem linken Flügel zu umgehn, ihn von der Saale abzuschneiden und mit dem rechten in seine Flanke zu fallen. Allein er hatte diese durch vorgeschobene Abtheilungen in den Dörfern Großgörschen, Kaja u. s. w. wohl gedeckt. So unvermuthet der Angriff war, so widerstanden ihm die Franzosen doch tapfer. Napoleons Hauptmassen, in große Quarrés vertheilt, wiesen theils alle Angriffe ab, theils wurden sie bald wieder Herren der entrissenen Vortheile. So drehte sich im schrecklichen Gemetzel der Kampf in den Dörfern bis zum dunkelnden Abend, wo der Vicekönig, Napoleons Vortrab nach Leipzig bildend, ankam, um den Alliirten in die rechte Flanke zu fallen. Dieß nöthigte sie zum Rückzuge in ihre alte Stellung, die sie am 3ten Mai, von Napoleon nicht verfolgt, ohne Verlust an Geschütz, mit großem Verlust an Todten und Verwundeten (gegen 15,000), der jedoch dem französischen fast nachstand, nach der Oberelbe zurückziehend verließen. Scharnhorst und Blücher wurden verwundet; der Prinz von Homburg blieb. Die Franzosen hatten Tags zuvor den Marschall Bessieres eingebüßt. (S. Lützen.) — Napoleon folgte den Alliirten auf dem Fuße nach, ohne aber, beim Mangel an Cavallerie, die noch zurück war, ihnen viel Abbruch thun zu können. Am 8ten Mai bereits war er Herr von Sachsen und der Elbe, da Dresden geräumt, Torgau vom General Thielemann geöffnet und Wittenbergs Belagerung aufgehoben werden mußte.

Sachsens König mußte von Prag zurückkommen, und Napoleon ging nun in die Lausitz, wo die Verbündeten, durch ein Corps von 17,000 M. unter Barclai de Tolly verstärkt, bei Bautzen hinter der Spree in einer festen Stellung ihn erwarteten. Aber auch Napoleon hatte von den Rheinbundsfürsten und aus Frankreich neue Kräfte an sich gezogen, und so begann am 19ten Mai die Einleitung zu einer zweiten Hauptschlacht, die den 20sten und 21sten bei und hinter Bautzen geliefert, aber durch das Umgehen des alliirten rechten Flügels zu ihrem Nachtheil entschieden wurde, so daß sich das ganze preußisch=russische Heer nach Schlesien gegen Schweidnitz zurückzog, und die Franzosen, obschon mit vielfachem Verlust, besonders bei Görlitz, wo Duroc und zwei andere Generale blieben, und bei Haynau, bis Breslau vordrangen. Ein Waffenstillstand, der am 4ten Juni durch Vermittelung des Grafen Bubna von Oesterreich in Napoleons Hauptquartier zu Stande gebracht wurde, endigte jetzt den Kampf, und erlaubte den Franzosen, Herren der Oder bis zum Eintritt ins sächsische Gebiet, und der ganzen Elbe bis zu ihrem Ausflusse zu bleiben; den Alliirten aber, ihre Verstärkungen an sich zu ziehen, die Ankunft des Kronprinzen von Schweden, der thätigen Antheil gegen Napoleon nahm, zu erwarten, Oesterreich Zeit zu verschaffen, entweder seine Rüstungen zu vollenden und Partei gegen Napoleon zu nehmen, oder einen Frieden zu vermitteln, der auf einem in Prag zu eröffnenden Congresse verhandelt werden sollte. Napoleon that hier den ärgsten Mißgriff. Er hatte vom Waffenstillstande keinen andern Nutzen als den, daß eine Menge kühner Parteigänger, die in seinem Rücken herumschwärmten, bis zum 12ten Juni über die Elbe zurückkehren mußten, (eine Bedingung, deren Vernachlässigung das vornehmste Corps derselben, die dadurch so berühmt gewordene Lützowsche Freischaar (s. d. Art.), durch einen schmählichen Ueberfall bei Kitzen büßte,) und daß er Hamburg behaupten konnte, das von so vielen Freunden, Dänen, Schweden, Preußen, Russen, Engländern unterstützt, am Ende von allen verlassen, bereits am 2ten Juni von den Franzosen unter dänischer Vermittelung besetzt worden war. Der Congreß in Prag nahm spät seinen Anfang, und führte zu keinem Resultate, weil es keinem Theile mit Ernst darum zu thun war. Preußen und Rußland machten Bedingungen, wie sie Nationalehre und Unabhängigkeit foderten; Oesterreichs Vermittelung war Napoleons Stolze entgegen, seine bisherige Neutralität galt ihm für Untreue in der vorjährigen Allianz. So ward der Congreß in dem Augenblick aufgelöst, wo er eigentlich erst beginnen sollte. Der Krieg begann mit dem 17. Aug. fürchterlicher als vorher. Oesterreichs Theilnahme am Kriege hatte Napoleon schon nach der lützner Schlacht geahnt, und deßhalb den Vicekönig mit vielen Offizieren und Unteroffizieren nach Italien gesandt, um dort eine Armee zu organisiren. Aus demselben Grunde mußte Bayern seine Streitkräfte am Inn aufstellen. An diese schloß sich ein Corps Eliten, vorzüglich Cavallerie, die aus Spanien gekommen war. Die Hauptmassen aber standen von Seiten Napoleons an der Oberelbe, Mittelelbe und bei Hamburg, von Seiten der Alliirten in Böhmen und in Schlesien, ohne die großen Corps, welche Berlin deckten, und die Unteroder gegen Davoust sicherten. Die Alliirten waren vorzüglich seit der Zusammenkunft in Trachenberg (9. 10. 11. Juli), übereingekommen, Napoleons beide Flanken, insbesondre seine rechte von Böhmen aus, zu umgehen, und ihm seine Basis abzuschneiden. Deßwegen zog sich Blücher unmittelbar zurück, als Napoleons Haupt=

masse gegen ihn vordrang, während die Hauptarmee unter der Anführung des Fürsten Schwarzenberg in Sachsen einbrach, Dresden umzingelte, das in der Waffenstillstandszeit befestigt worden war, und es eben zu nehmen Hoffnung hatte, als Napoleons Heermassen aus der Lausitz nach den angestrengtesten Märschen anlangten, und nicht allein den Sturm der Alliirten auf Dresden (s. d. A.) abschlugen, sondern ihnen auch eine Niederlage beibrachten, welche, da ihnen die Hauptstraßen nach Böhmen abgeschnitten worden, und alle Nebenwege verdorben waren, die Vernichtung des ganzen Heeres herbeigeführt haben würde, wenn von dem Augenblicke an nicht Napoleons bisheriger Glücksstern für immer hätte verbleichen sollen. Diese Schlacht bei Dresden am 26sten und 27sten Aug., wo Moreau (s. d. A.) tödtlich verwundet ward, war sein letzter Triumph. Die Freude darüber raubte ihm schon die Niederlage Vandamme's bei Culm (30sten August), die gleichzeitige seines Heers unter Macdonald in Schlesien, die harten Schläge bei Großbeeren (23. Aug.), bei Belzig, und die Niederlage bei Dennewitz (5ten Sept.), die Ney erlitt. Dazu kam der Mangel aller Art in dem erschöpften Sachsen, und der Jammer in den Hospitälern, wo Tausende an Ruhr und Fiebern starben. Endlich vereinte sich durch einige schnelle, gut maskirte Märsche Blücher mit dem Kronprinzen von Schweden an der Elbe, indem er ein französisches, den Uebergang bei Wartenburg beobachtendes Corps unter dem Grafen Bertrand überfiel und sich zwischen der Mulde und Elbe aufstellte. Napoleon brach gleich, als er dies hörte, von Dresden (7. Oct.) dahin auf, und hoffte, beide einzeln zu erdrücken. Sie waren aber schon über die Mulde nach der Saale vorgegangen. Auch die große böhmische Armee war bereits in seiner rechten Flanke vorgedrungen. Ihre und Blüchers Streifparteien trafen schon einander in seinem Rücken, und der General Thielemann, der Sachsens Kriegsdienste mit russischen vertauscht hatte, befreite Gefangne, nahm ganze Schaaren französischer Ausreißer, und lieferte mehrere Gefechte zwischen der Elster und Saale, die fast alle für die Franzosen nachtheilig abliefen. Mit ihm wetteiferte von der entgegengesetzten Seite der kühne Kosakenchef Czernitschew, der so rasch nach Cassel vordrang, daß er das Königreich Westphalen für aufgelös't erklären konnte, ehe noch die nun folgende Hauptschlacht entschieden hatte. Napoleon ging, nach einigen Demonstrationen auf dem rechten Elbufer, die Berlin zu bedrohen schienen, mit dem Gros seiner Armee nach Leipzigs Ebene, wo er mit den Garden am 14ten October eintraf, als bereits Schwarzenberg eine Recognoscirung gegen den König von Neapel, der den linken Flügel Napoleons von Dresden herunter gebildet hatte, begann, die sich in ein heftiges Reitergefecht bei Liebertwolkwitz auflös'te. Unterdessen hatte Augereau ein treffliches Reservecorps Napoleon zugeführt; auch hatten aus Würzburg gegen 14,000 in Erfurt neu organisirte Ausreißer sein Heer verstärkt, und da er wahrscheinlich in der Meinung stand, durch seine jenseit Wittenberg gemachten Demonstrationen den Kronprinzen und Blücher irre geleitet und Zeit gewonnen zu haben, der großen böhmischen Armee allein eine Hauptschlacht zu liefern, so säumte er nicht, dieser in der weiten Ebene Leipzigs, zwischen der Pleiße, Elster und Parthe, entgegenzugehn. Es war den 16ten October früh um 9 Uhr, als der Kampf im Süden von Leipzig entbrannte. Napoleon hatte seinen rechten Flügel unter Poniatowsky an die Pleiße gelehnt, alle Dörfer, von Connewitz hinauf an dieser ge-

legen, stark besetzt. Sein Centrum stand bei Wachau. Der linke Flügel lehnte sich an die Höhen der Parthe. Fürst Schwarzenberg suchte den rechten Flügel zu umgehen, allein alle Anstrengungen dazu waren umsonst, weil Napoleon im Centrum solche Fortschritte machte, daß alle Reserven, die die erstere Bestimmung hatten, für die Verstärkung dieses verwendet werden mußten. Die Schlacht wurde nach mörderischen Angriffen auf beiden Seiten so entschieden, daß Napoleon im Centrum und linken Flügel einiges Terrain erobert hatte. Noch entschiedener hatte der Graf Bertrand einen Versuch der böhmischen Armee zurückgewiesen, sich des Defilés von Lindenau und somit der ganzen Rückzugslinie Napoleons, vielleicht der Stadt Leipzig selbst, zu bemächtigen. Desto unglücklicher war der Herzog von Ragusa bei Möckern gewesen, wo er im Norden von Leipzig eine weite Linie besetzte, und wohl wider Erwarten vom General Blücher mit dem größten Ungestüm angegriffen, nach hartnäckigem Widerstand auf seinem linken Flügel total geschlagen, und in Unordnung nach Gohlis zurückgetrieben ward. Napoleon unterhandelte am 17ten durch den gefangen genommenen Graf Meerveldt um freien Abzug und Waffenstillstand. Beides fand um so weniger Gehör, weil die Alliirten nun über ihre Operationen gemeinschaftlich einverstanden seyn konnten; indem der Kronprinz von Schweden mit 30,000 Mann an Blüchers Seite eintraf, und der General Benningsen mit fast eben so viel jeden Augenblick von Grimma her erwartet werden konnte. So ward den 18ten October die furchtbarste Hauptschlacht bei Leipzig geliefert; die Franzosen fochten, obschon mehr für die Ehre und den Rückzug, der schon mit Tagesanbruch eingeleitet war, wie Verzweifelte. Ihr Centrum, ihr rechter Flügel stand von Probstheyda nach Connewitz unerschütterlich. Der linke, in Schönfeld an die Parthe gelehnt, ging mehr durch den Uebertritt der Sachsen und Wirtemberger, als durch Mangel an Tapferkeit verloren, und nur die unerklärliche Sorglosigkeit Napoleons am 19ten October verwandelte den geordneten Rückzug am Ende in eine schreckliche Flucht und allgemeine Niederlage der Nachhut. (S. Leipzig, Schlacht bei) — Diese Schlacht befreite Deutschland. Schon am 8ten October hatte Bayern dem Rheinbund entsagt, und sich mit Oesterreich vereinigt. Alle deutsche Fürsten folgten diesem Beispiele, mit Ausnahme des durch seine Gefangennehmung in Leipzig daran verhinderten Königs von Sachsen, des fliehenden Hieronymus von Westphalen, und des gleichfalls davon eilenden Fürsten Primas. Mit Verlust vieler Tausenden an Gefangenen und Maroden mußte Napoleon, überall angegriffen oder geneckt, den Rhein zu gewinnen suchen, und darum den schon bei Hanau (s. d.) stehenden Bayern und Oesterreichern ein blutiges Treffen liefern (31sten October), das ihm den Weg bahnte. Die Verbündeten machten am Rheine Rast, um die Kräfte, die jetzt das freie Deutschland aufbot, mit denen, welche England und das sich selbst befreiende Holland hergaben, und welche ihnen bereits selbst zu Gebote standen, zu concentriren. (Alle im J. 1814 gegen Napoleon aufgebotene Massen zählten 1,208,000 M.) Das Einzige, was noch an Napoleons Macht erinnerte, waren die Festungen an der Weichsel, Oder, Elbe ꝛc., in denen jedoch seine besten Truppen von aller Hülfe abgeschnitten endlich dem Mangel und Elend unterlagen, oder sich ergeben mußten. Selbst die Dänen, durch harte Bedingungen, die ihnen England und Schweden im Frühjahr 1813 vorlegten, zu dem engsten Bunde mit Napoleon genöthigt, mußten dem Kronprinzen von Schweden im Frieden zu Kiel alles bewilligen, was sie früher nicht freiwillig thun wollten. Als nun das J. 1814 begann,

und der Rhein vom 1sten Januar an fast aller Orten überschritten war, da ließ sich bei solcher Uebermacht leicht voraussehen, daß Napoleon um so weniger in der Länge würde widerstehen können, als er in Frankreich nur als Günstling des Glücks geliebt, als Despot verhaßt, vom Senat und Volk nur gefürchtet war. Zwar hatte er gleich nach seiner Rückkunft alle Triebfedern in Bewegung gesetzt, und die Gefahr, die Frankreich drohte, fast noch größer als sie war, vorgestellt, um die unerhörtesten Anstrengungen, die schon 1812 und 1813 gemacht worden waren, noch ein Mal zu wiederholen. Allein das Schlimme bei der Sache war, daß auch die spanischen Angelegenheiten die ungünstigste Wendung genommen hatten; daß in der Schlacht von Vittoria 1813 das auserlesenste Heer unter Marschall Jourdan völlig geschlagen, und bis an den Ebro mit Verlust des ganzen Geschützes von Wellington getrieben war; daß seitdem Soult und Suchet nur mit Mühe den Feind vom französischen Boden selbst abhielten, daß also auch dahin neue Streitkräfte gesendet werden mußten. Zum ersten Male wagte es daher selbst der Senat, schüchtern wenigstens Frankreichs Elend vorzustellen, als ein Decret Napoleons nach dem andern beinahe eine halbe Million neuer Conscribirter von den J. 1807 bis 1814 auszuheben, Cohorten von Nationalgarden zu errichten, und vier Reservearmeen zu bilden befahl. Aber noch lebhafter sprachen dagegen die Deputirten Lainé und Raynouard im gesetzgebenden Körper; und je mehr Frankreich vorher in der That erschöpft, je unwilliger alles über den ungeheuern Menschenverlust gewesen war, desto schwerer hielt es nun, da es der Selbstvertheidigung galt, die Hunderttausende, die dazu nöthig waren, aufzubringen und mit Geschütz, Pferden und andern Bedürfnissen zu versehen. Die Alliirten fanden daher auch jenseit des Rheins, von der Schweiz an bis nach Holland hinunter, das meist freiwillig von den Franzosen geräumt war, unerwartet geringen Widerstand. Fast ohne allen Blutverlust konnten sie sich des Juragebirges bemächtigen, ihren linken Flügel mit der österreichischen italienischen Armee, die, vom General Hiller commandirt, den Vicekönig von Tyrol aus abzuschneiden gedroht, und bis an die Etsch zurückzugehen gezwungen hatte, in Verbindung setzen, und sich aller Pässe nach Italien, der Stadt Genf, der Uebergänge über den Simplon und Bernhard bemächtigen, und bereits am 9ten Januar eine neue Linie von der Seine links, von der Maas rechts basirt, in Elsaß, Lothringen, Zweibrücken rc. mit Ausnahme der blockirten Festungen beziehn. Napoleon hatte umsonst eine Art Landsturm (Aufstand in Masse) aufgeboten. Diese Maßregel, die in der Revolution Wunder that, wirkte diesmal sehr wenig, da das Elend und der Haß gegen ihn das Gefühl der Nationalehre betäubten. Nur in wenigen Gegenden, und erst später, als die Ausschweifungen des nicht immer gebändigten von Nationalhaß erbitterten Feindes dazu Veranlassung gaben, zeigten sich davon Spuren, die dem Ganzen keine neue Wendung zu geben vermochten. Man nahm beim weitern Vorrücken die Saar, die Mosel, die Ardennenpässe fast ohne Schwertstreich. Nirgends hatte ein französischer Feldherr Kräfte genug, die wichtigsten Punkte gegen die Uebermacht zu halten, und man hoffte in der Mitte des Februars sicher in Paris einzurücken, als Napoleon, der es den 25sten Januar verließ, und zu der mit aller Mühe an der Aube gesammelten Armee ging, vom 27sten Januar an bis zum 3ten Februar eine Reihe Gefechte lieferte, die mit der Schlacht bei Brienne am 1sten Februar ein Ganzes ausmachten. Napoleon verlor diese Schlacht, nachdem sein 70,000 Mann

starkes Heer den verzweiflungsvollsten Widerstand geleistet hatte, den er, keine Gefahr achtend, aller Orten selbst leitete, und ließ 73 Kanonen, 12,000 Gefangene zurück, um sich, wie es schien, über Troyes zurückzuziehen. Indessen veranlaßte die Eile, mit der man von diesem ersten Siege auf Frankreichs Grund und Boden Früchte ziehn wollte, eine Trennung der Streitkräfte, und gewährte ihm nicht allein einen leidlichern Rückzug, als er sonst gehabt hätte, sondern auch Vortheile, wie sie ihm kaum die gewonnene Schlacht gewährt haben würde. Er hatte auf Wagen eine Menge Streitkräfte von der spanischen Armee bekommen, und sich rasch von der Seine nach der Untermarne gezogen, längs welcher das Blüchersche Heer in einer langen Colonne sorglos nach Paris hinzog. Er durchbrach es in der Mitte, und vernichtete bei Champeaubert die Colonne des Generals Olsusieff. Ein gleiches Geschick hätte beinahe das Corps der Generale York und Sacken bei Montmirail gehabt (11ten Februar), und nur mit der größten Anstrengung und großem Verlust gelang es ihnen, sich an Blüchers Reserven anzuschließen, der inzwischen Wrede und Schwarzenberg zu einer Diversion auffoderte. Beide waren mit den wirtembergischen Truppen rc. jenseit der Seine; man hatte Napoleon für geschwächt genug gehalten, theils längs derselben, theils längs der Marne in zwei großen Colonnen hin nach Paris rücken zu können. Zum Theil hatte diese Idee auch der Mangel der ohnedies unfruchtbaren Champagne empfohlen. Der große Triangel zwischen der Seine und Marne trennte sie daher, denn in ihm stand Napoleons Heer. Um eine Diversion zu machen, mußte man daher erst über die Seine kommen, wo man nur zwei Uebergangspunkte, bei Nogent stark befestigt, und bei Bray, ohne Brücke, aber im Angesichte eines schwachen französischen Beobachtungscorps fand. Mit vieler Anstrengung und Umsicht gelang es Wreden am 16ten, Blüchers Wunsche zu entsprechen, und ihm, der nun an der Marne herunter nach Chalons zog, und dieses zum Glück eingenommen fand, wofür der Commandant auf Napoleons Befehl das Leben verlor, Luft zu machen. Inzwischen hatte es auf diesem Rückzuge mehr Verlust an Geschütz und Menschen gegeben, als während des ganzen Feldzugs in diesem Jahre Statt gefunden hatte. Napoleon hoffte gegen die große Schwarzenbergische Armee eben so große Vortheile zu erkämpfen. Wrede, mit Wittgensteins Corps vereint, erfuhr seinen ganzen Ungestüm, und mußte wieder über die Seine zurück (17ten Februar); Napoleon griff schon den 18ten die Wirtemberger bei Montereau am Zusammenflusse der Yonne und Seine an, und fügte ihnen einen empfindlichen, von ihnen selbst auf 3000 M. geschätzten Verlust an Todten und Verwundeten zu. Schwarzenberg eilte nun, bis Fontainebleau vorgedrungen, schneller zurück, als er hingekommen war, und ging durch Troyes über die Seine, um wieder mit Blüchern in Verbindung zu kommen. Immer gedrängt, mußte man immer weiter zurück, und die Lage der Dinge war so mißlich, daß im Hauptquartier der Monarchen selbst bereits um so mehr verschiedne Ansichten entstanden, als während dieser Kämpfe bereits ein Friedenscongreß in Chatillon Statt gefunden hatte, auf den der Gang dieser Dinge nothwendig Einfluß gewinnen mußte. Aber eben in dieser Crisis, die Napoleon abermals so muthig machte, daß er seine Foderungen in Chatillon höher spannte, als zuvor seit der leipziger Schlacht, trat der Wendepunkt seines Glücks ein. Zu Bar an der Aube kam es zu einem hartnäckigen, aber unentschiedenen Treffen, und Schwar-

zenberg bewirkte seine Verbindung mit Blüchern. Neue Streitkräfte bedrohten das Herz von Frankreich auf der nördlichen Seite. Ein neues Corps unter General Winzingerode hatte Soissons mit Sturm genommen, 7000 Franzosen daselbst unter dem General Pusca vernichtet, und sich über Epernay und Chalons an der Marne gezogen, wo es, als nun Blücher Schwarzenbergen die Hand bot, diesem den Rücken deckte. Mit ihm zugleich langte der General Bülow an, der in den Niederlanden, in der Picardie fast alle festen Plätze, namentlich la Fere (26. Febr.) mit einer Menge von Vorräthen, an 6 Millionen werth, durch den General Thümen genommen hatte, und durch den Herzog von Weimar, der mit 30,000 Sachsen anlangte, die nicht eroberten Plätze einschließen lassen konnte, um Blüchern zu verstärken, der nun 120-130,000 Mann stark war. So war die Offensive um so sicherer aufs neue zu ergreifen, da auch auf dem äußersten linken Flügel der verbündeten Heere von Genf aus die entschiedensten Vortheile errungen worden waren. Der Graf von Bubna hatte hier bis gegen den 24sten Februar hin ebenfalls mit Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen gehabt. Marschall Augereau, nach einigen Verstärkungen von Spanien aus ermuthigt, hatte den gemessensten Befehl von Napoleon, auf dieser Seite vorzudringen, die linke Flanke der Alliirten hier zurückzuwerfen, und that alles, um diesem Befehle zu entsprechen. Schon gingen alle österreichische Blessirte nach Bern zurück. Genf wurde schon halb für verloren geachtet, aber der Fürst von Homburg und Graf von Bianchi führten bedeutende Verstärkungen heran, und der Marschall Augereau verlor die bisherigen Vortheile eben so geschwind wieder, als er sie errungen hatte. — Das Treffen bei Bar an der Aube, die Vereinigung des Blücherschen Heers mit dem Schwarzenbergschen ließ nun die Alliirten den Plan fassen, zwar wiederum in zwei großen Colonnen, längs der Marne und Seine nach Paris hinaufzugehn, weil die Gegend zu verwüstet war, um die ganze Masse der Streiter auf einer Straße zu nähren, aber zwischen beiden Colonnen durch einen Schwarm von Kosacken unter dem Hettmann Platow die Verbindung zu unterhalten und die eigentliche Schwäche des Centrums dahinter zu verbergen. So war Napoleons Heer immer bedroht, auf beiden Flanken umfaßt und zwischen der Seine und Marne erdrückt zu werden. Schon rückte Blücher wieder in seine linke Flanke über Meaux nach Paris vor, und drohte ihm den Weg dahin abzuschneiden. Napoleon sah die Gefahr ein, und suchte ihm stracks selbst in den Rücken zu kommen. Er traf ihn bei Laon, nachdem er ihm schon einen empfindlichen Verlust bei Craon beigebracht hatte, am 7ten März. Die Schlacht war lange unentschieden. Am Abend aber warf Blücher seine Reserven auf den linken Flügel, und dieser griff so rasch und muthig an, daß Napoleon 46 Kanonen und die ganze Infanterie des Marmontschen, sorglos bereits bivouakirenden Corps verlor. Gleich nach der Schlacht von Laon setzte sich nun auch die Schwarzenbergsche Armee aufs neue in Bewegung, links nach Paris längs der Seine herunterzuziehn. Napoleon faßte jetzt einen Plan der Verzweiflung; er wollte Frankreich retten, indem er die Communication der Verbündeten mit Deutschland abzuschneiden drohte. Er drang zwischen Aisne und Marne herunter, nahm Rheims, Chalons, und Soissons wieder ein und warf sich mit Ungestüm auf Schwarzenberg, dessen Armee ihm aber muthig entgegenging, und bei Arcis an der Aube den 20sten März auf ihn traf. Napoleon ward mit Verlust von mehr als 30 Kanonen am 20sten und 21sten zurückgetrieben, und

manoeuvrirte jetzt nach der Maas hin, als wollte er sich da festsetzen. Er hoffte ohne Zweifel, daß die Alliirten in ihrem Plane irre werden und ihm Blößen geben würden. Da in ihrem Rücken noch alle Moselfestungen waren, mit deren Besatzung sich Napoleon vereinigen konnte, da zugleich in den Vogesen, im Elsaß, Lothringen rc. Tausende von Bürgern und Bauern sich zusammenrotteten, und viele einzelne Parteien, Curiere rc. auffingen, so war sein Plan allerdings motivirt, und für die Alliirten gefährlich genug. Diese waren daher auch anfangs sehr unschlüssig; aber Alexanders Muth und unerwartete günstige Vorfälle bestimmten sie endlich, rasch nach Paris vorzugehn, und Napoleons Märsche nur beobachten zu lassen. Theils hatte nämlich Blüchers Heer, als Napoleon nach der Aube gegen Schwarzenberg eilte, dessen Arrieregarde, 30,000 Mann stark, immer vor sich her, und am Ende der Schwarzenbergschen Armee zugetrieben, so daß dieselbe, abgeschnitten von Napoleon, zwischen zwei Feuer kam, und zwischen Vitry und La Fere Champenoise am 25sten März mit einem Verlust von 8000 M. und 100 Kanonen nach Paris geworfen wurde; während das ganze Gepäck genommen, und die Division Pactod noch überdies an demselben Tage Abends gefangen oder zusammengehauen ward; theils war der Marschall Augereau bis nach Lyon zurückgetrieben, und dies am 20sten März bereits durch Capitulation genommen worden; theils hatten sich auch die Engländer nach einem hartnäckigen Treffen bereits am 14ten März der Stadt Bordeaux bemächtigt, und den ihnen an Kräften weit nachstehenden Marschall Soult bis Toulouse zurückgetrieben; theils waren endlich von Paris selbst Männer im Hauptquartier eingetroffen, welche das Daseyn einer antinapoleonschen Partei und die Eroberung dieser, der Nationalgarde allein anvertrauten Stadt so leicht schilderten, daß man muthvoll den gewagten Schritt begann, und am 30sten den Trümmern des Marmont-Mortierschen Corps am Montmartre ein Treffen lieferte, das um 10 Uhr begann, und um 3 Uhr Nachmittags mit einer Capitulation endigte, welche die Thore von Paris öffnete (31sten März), übrigens für Paris äußerst ehrenvoll und günstig war. Der Einzug der verbündeten Monarchen war daher auch ein wahrer Triumphzug. — Damit hatte es zugleich ein Ende mit Napoleons Herrschaft. Seine Familie hatte sich schon früher geflüchtet; jetzt erklärte Alexander, er werde nie mit ihm und dieser unterhandeln. Den 1sten April ward durch Talleyrand eine provisorische Regierung organisirt, Napoleon von dieser für abgesetzt erklärt, und darauf die Krone den Bourbons übertragen, die bereits seit drei Monaten durch England alle Federn in Bewegung gesetzt hatten, ihr altes Erbrecht geltend zu machen. — Als Napoleon sah, daß die Alliirten sich durch seine Märsche nicht abhalten ließen, nach Paris vorzugehn, berechnete er sich leicht die Folgen der Eroberung dieser Stadt, und eilte, seinen Plan aufgebend, in einem großen Bogen, dieselbe zu retten. Ein Versuch solcher Art mußte fehlschlagen, wenn sich Paris nicht vertheidigte, er kam daher nur bis Fontainebleau, als er schon die Nachricht seiner Entthronung erhielt. Es vereinigten sich hier die Trümmer der aus Paris capitulationsmäßig abgezogenen Truppen, die ihn jedoch unter dem Herzog von Ragusa am 5ten wieder verließen. Nach manchen Unterhandlungen verzichtete Napoleon auf den Thron, und bedung sich nur den Kaisertitel, die Insel Elba mit völliger Souveränetät, 2 Millionen Franken rc., was ihm alles bewilligt wurde. Unter solchen Umständen hatte der Krieg selbst ein Ende. Schon am 9ten April ward ein Waffenstillstand mit allen französischen Befehlshabern geschlossen,

und die Rückkehr der alliirten Armee in der möglichst kürzesten Frist versprochen. Die meisten außer den Gränzen des alten Frankreichs gelegenen Festungen öffneten ihre Thore, die andern innerhalb gelegenen erkannten Ludwig XVIII. gern oder ungern an. Am meisten zögerte Davoust in Hamburg, der erst am 29sten Mai abzog. Zugleich entschied die Einnahme von Paris über das Schicksal von Italien. Hier hatte der Krieg theils durch des Vicekönigs treffliche Dispotionen, theils durch das zweideutige Benehmen Murats von Neapel, der Napoleons Partei verlassen, und die der Allirten, von Oesterreich begünstigt, ergriffen hatte, ohne etwas Ernstliches für sie zu thun, am wenigsten einen entscheidenden Gang genommen. Seit dem Treffen, das der Vicekönig am Mincio dem österreichischen Feldherrn geliefert hatte, behauptete er unerschüttert seine Stellung an diesem Flusse mit einem Heere von höchstens 30,000 Mann, gegen eben so viel Neapolitaner und 50,000 Oesterreicher. Die Nachrichten aus Paris gaben dem Gange der Dinge auch hier eine neue Wendung. Am 16ten April ward ein Waffenstillstand geschlossen, der den französischen Truppen den Abzug nach Frankreich gestattete, und die italienischen zu bleiben nöthigte. Ein Aufstand in Mailand änderte die Bedingung desselben, in Paris das Schicksal Italiens entscheiden zu lassen, dahin ab, daß der Prinz Eugen seinen Befehl über die Truppen an den österreichischen General Bellegarde (der Hillers Stelle eingenommen hatte) abgab, und über Verona nach München reis'te. Der Graf Artois traf indessen als Stellvertreter Ludwigs XVIII. in Paris ein, und schloß den 23sten April einen allgemeinen Waffenstillstand mit den verbündeten Monarchen, und einen vorläufigen Vertrag über die künftigen Friedensbedingungen. Ludwig XVIII. selbst zog in Paris am 3ten Mai ein. Am 5ten legte Schwarzenberg den Oberbefehl nieder, und die Heere zogen nun rasch nach dem Rhein zurück, obgleich der Friede erst am 30 Mai unterzeichnet wurde. Oesterreich bekam dadurch Italiens obern Theil wieder; England gab alle Colonien Frankreichs mit Ausnahme von Tabago, Isle de France und St. Lucie heraus; Rußland, Preußen und Oesterreich alle Gefangene ohne Entgeld, Contributionen fanden nicht Statt. England verlangte nur Ersatz für den Unterhalt seiner Kriegsgefangenen und Abschaffung des Negerhandels binnen fünf Jahren. Vieles, was nicht in diesem pariser Frieden bestimmt und klar war, sollte auf einem eignen Congresse abgemacht werden. Im Ganzen war wegen der großen Erwartungen des allgemeinen Hasses gegen Frankreich die Freude über diesen Frieden sehr gering, ob er gleich über 100 feste Plätze und 25 Millionen Menschen von Frankreich losgerissen hatte. — Inzwischen sollte auch er nicht lange Europa's Ruhe sichern. In Frankreich gelang es Ludwig XVIII. nicht, sich die Liebe dieses ihm so unbekannt gewordenen Volkes zu erwerben, so viel er sich auch Mühe darum gab. Napoleon entfloh daher von Elba und bestieg den französischen Thron wieder. (S. Napoleon). Alle seine Bemühungen, die Rückkehr aus einem günstigen Gesichtspunkte zu zeigen, die versprochene Veränderung seiner Regierungsmaximen, alles scheiterte an der Erinnerung seiner Tücke, Hinterlist und Verachtung aller Menschen- und Völkerrechte, und so erging der Ruf zum Krieg wieder durch ganz Europa, diesmal nicht sowohl gegen Frankreich, als vielmehr gegen den einzigen Mann, der sich allen furchtbar gezeigt hatte. Gegen 770,000 Streiter zogen aus Deutschland, Rußland, Belgien, das zu einem Königreiche mit Holland vereint war, England, Dänemark heran, ihn von dem ohne Schwertstreich bestiegnen Throne her-

abzustürzen. Napoleon war seiner Seits auch nicht müßig gewesen. Aus ganz Frankreich hatte er in Paris zu einem großen Maifelde im Anfang des Junius 4000 Deputirte zusammenkommen lassen, die einer neuen Constitution und ihm Treue schworen. Vom 20sten März an hatten er, Carnot, Davoust und mehrere Andere alles gethan, das Heer in einen achtbaren Zustand zu bringen. Der Enthusiasmus der alten, aus der Gefangenschaft inzwischen heimgekehrten Krieger hatte sie dabei sehr unterstützt. Dieß alles flößte den gegen ihn verbundenen Fürsten um so mehr Behutsamkeit ein, als sie eines Theils bei ihrer ersten Erklärung (13. März) in Napoleons Erscheinen nichts als eine Soldatenverschwörung vermuthet hatten; andern Theils ein Sturm in Italien den österreichischen Kaiser bedrohte, welcher mit dem in Frankreich zusammenhing. Der König Murat von Neapel hatte nämlich mit den Bourbonischen Höfen auf dem Congresse in Wien einen um so härtern Kampf zu bestehen gehabt, da England gegen den vormaligen König von Neapel Verpflichtungen eingegangen war und überdies Murats zweideutiges, das Jahr zuvor beobachtete Betragen zu gut durchschaute, um nicht in den gemessensten Ausdrücken zu erklären, daß er nicht König bleiben könne. Nur Oesterreich, seinen Verpflichtungen mit ihm um so getreuer, je weniger es sein Interesse war, im Süden Italiens einen Bourbon zum Nachbar zu haben, sprach für ihn; allein entweder gab es doch nach, oder Murat glaubte wenigstens von ihm verlassen zu werden, oder hoffte, durch die Landung Napoleons den Zeitpunkt gefunden zu haben, wo er, bei der obwaltenden Gährung Italiens, sich zum Herrscher dieser ganzen Halbinsel machen könne; genug Murat brach, ohne Kriegserklärung am 4ten April mit ungefähr 50 bis 60,000 Mann nach Rom, und gegen die österreichische Truppenlinie auf. Die Oesterreicher, kaum 12,000 Mann unter General Bianchi, zogen sich fechtend hinter den Po, wo sie sich so lange behaupteten, bis die auf Wagen eiligst dahin gesandten Truppen anlangten, worauf General Frimont, der sie befehligte, so rasch und so geschickt die Offensive wieder ergriff, daß Murat schon nach 20 Tagen in der verzweifeltsten Lage war, da seine Truppen, von Feigheit und Muthlosigkeit gefaßt, sich nach und nach auflös'ten und keinem Angriff mehr standen. Immer umgangen, und von den besten Landstraßen abgeschnitten, sah er sich zum steten Rückzuge auf Nebenwegen gezwungen, wo Geschütz und Gepäck verloren gingen. Ein Versuch, durch einen Waffenstillstand sich zu retten, scheiterte an der Festigkeit des österreichischen Feldherrn; ein andrer, bei Tolentino (1=3ten Mai) mit den Waffen in der Hand seine Lage zu verbessern, an der Tapferkeit seiner Gegner, und in Folge dieser letzten mit Verzweiflung und persönlicher Tapferkeit gemachten vergeblichen Angriffe zerstreute sich sein Heer gänzlich, so daß er selbst eiligst nach Frankreich floh, seine Gemahlin als Gefangne nach Oesterreich geführt ward, die Trümmer des Heeres aber hinter dem Volturnoflüßchen (20sten Mai), 5000 Mann stark, das Gewehr streckten. Die halbe österreichische Armee hatte sich schon früher bei den unerwartet geringen Hindernissen nach Oberitalien hinaufgeschwenkt, um von da aus über die Alpen in Frankreich einrücken zu können. — Sicher hatte man in Wien nicht gehofft, so leichten Kaufs hier den Sieg davon zu tragen; sicher darum den Angriff gegen Frankreich verschoben; und da auch die am weitesten entfernten Russen erst in der Linie am Rhein einrücken sollten, und zwischen den Verbündeten selbst die gegen Napoleon gepflogenen Tractaten zur Ratification in

so fern Zeit wegnahmen, als der Prinz Regent von England nur unter der Bedingung beitrat, daß der Kampf allein gegen Napoleon, nicht aber in der Absicht Statt finden solle, um Frankreich wider seinen Willen die Bourbonische Regentenfamilie aufzudringen, so war bereits der Junius ziemlich zur Hälfte vorgerückt, ohne daß die des Ausgangs ängstlich harrende Welt einige Anstalt zu einem ernstlichen Angriff geschehen hätte. Dieser erfolgte endlich von Seiten Napoleons eben so ungestüm als unvermuthet. Gleich nach dem Maifelde war er von Paris zu der an der nördlichen Gränze stehenden Armee von 150,000 Mann ausgesuchter Truppen abgegangen, hatte die bei Laon versammelten Garden an sich gezogen, und brach damit gegen mehr denn 200,000 Engländer und Preußen, die unter Blüchers und Wellingtons Oberbefehl längs der Dyle und Sambre gegenüber lagen, am 15ten Juni mit Tages Anbruch los. Weder Preußen noch Engländer hatten dies vermuthet. Sie mußten daher augenblicklich die Sambre räumen, und, nicht ohne Verlust, unter dem General Ziethen nach Fleurus zurückziehen. Am 16ten Juni des Morgens war das ganze französische Heer jenseit der Sambre, und Napoleon griff die inzwischen geordneten, durch alle in der Nähe cantonnirenden und herbeigeeilten Truppen verstärkten Preußen an, die sich hinter dem Lignibach in einer sehr festen Stellung zwischen den Dörfern St. Amand und Tongrines aufgestellt hatten, Nachmittags wüthend an. Obgleich der alte Held Blücher alles aufbot, sich zu halten, so war doch die Uebermacht des Feindes zu groß, das Heranziehen der entfernten Streitkräfte so unmöglich, und eine Diversion, die Wellington auf der Straße von Brüssel her durch ein Gefecht bei Quatrebras versuchte, wobei der tapfre Herzog von Braunschweig blieb, durch Ney's Kälte und unerschütterlichen Widerstand so ganz vereitelt worden, daß nach dem blutigsten Widerstande nichts übrig blieb, als ein Rückzug, den die Dunkelheit der Nacht begünstigte. Blücher kam hier in die größte Gefahr, Leben oder Freiheit zu verlieren. Die feindliche Cavallerie ging über ihn, der vom Pferde gestürzt war, zweimal weg. Gleich den nächsten Tag darauf ließ Napoleon die nach Wavre ziehenden Preußen durch zwei seiner Armeecorps verfolgen, mit dem übrigen Heer ging er auf der Straße nach Brüssel vor, um die Engländer eben so aufzureiben, wie er es in Bezug auf die Preußen gethan zu haben glaubte. Wellington hatte sich inzwischen vor dem großen Walde von Soigny auf einem Plateau aufgestellt, das durch mehrere ländliche Vorwerke, Vertiefungen rc. eine natürliche Festung bildete. Den 18ten ließ Napoleon diese Stellung in der Ueberzeugung angreifen, daß die Engländer nicht lange Widerstand leisten würden. Allein alle seine Angriffe scheiterten, und je mehr er seine Kräfte vergebens aufrieb, je mehr die Truppen den Muth verloren, desto schrecklicher sollte die Niederlage werden, als gegen Abend das am 16ten geschlagene, aber desto kampfbegierigere Heer der Preußen von Wavre her in zwei Colonnen auf dem rechten Flügel und im Rücken des französischen Heers durch das Defilé von St. Lambert hervorbrach. In einer Stunde war die ganze französische Armee, da jetzt Wellington von seinem Plateau eine allgemeine Bewegung vorwärts machte, zerstreut und Napoleon selbst von den Flüchtigen mit fortgerissen. Blücher ließ alles aufsitzen, in der mondhellen Nacht die Geschlagenen zu verfolgen. Alles Geschütz und Gepäck ging verloren, kein Rückzugspunkt war angegeben; sie, die geglaubt hatten, morgen in Brüssel zu seyn, irrten im traurigsten Zu-

stande an der Sambre herum. Da nirgends ein Armeecorps dem Sieger Hindernisse entgegensetzte, so wurden die im Wege liegenden festen Oerter genommen oder umzingelt. Abgeordnete aus Paris, die um Waffenstillstand flehten und Napoleons Abdankung kund thaten, wurden nicht gehört; man schritt immer vorwärts, die erste Betäubung benutzend. Am 27sten Juni war man bereits Herr der nach Paris führenden Hauptstraßen, und man konnte hoffen, ohne Schwertstreich Herr der Hauptstadt zu werden. Aber die beiden französischen Generale, Vandamme und Grouchy, welche nach der Schlacht am 16ten die Preußen verfolgt, und in dem Augenblick den General Thielemann aus Wavre vertrieben hatten, wo Napoleons Heer zerstäubt ward, machten einen so schnellen, gewandten und besonnenen Rückzug, daß sie, welche von Freund und Feind für verloren geachtet waren, nach mäßigem Verluste in dem Augenblicke unter den Mauern von Paris eintrafen, als Blücher und Wellington ankamen. Da Paris besser als 1814 befestigt war, so kam es allerdings darauf an, ob es so geschwind genommen werden würde. Zum Unglück für die Franzosen wurden diese Befestigungen umgangen, und Paris kam in Gefahr, auf seiner schwächsten Seite gestürmt zu werden. Grouchy und Vandamme konnten um so weniger die Spitze bieten, als täglich frische Streitkräfte bei den Preußen und Engländern nachrückten. So kam es zu Unterhandlungen, zu einem Waffenstillstand, zur Räumung von Paris. (S. Paris, Einnahme von, im J. 1815.) Alle Truppen zogen hinter die Loire mit ihrem Gepäck, Geschütz u. s. w., und den 6ten wurde die Stadt übergeben. — So war der Krieg durch diese einzige, jedoch äußerst blutige, Schlacht von Waterloo, (s. d. Art.) wie sie die Engländer, von la Belle Alliance, wie sie die Preußen, von Mont St. Jean, wie sie die Franzosen benannten, in der Hauptsache entschieden. Die Streitkräfte, welche die französische Nation auf den übrigen Punkten aufgestellt hatte, waren zu unbedeutend, als daß sie, da gleich nach dieser Schlacht auf allen Seiten die Russen, Bayern, Wirtemberger, Oesterreicher concentrisch vordrangen, ungeachtet des tapferen Widerstandes eines Rapp unter Straßburgs Wällen, eines Suchet vorwärts Lyon, ungeachtet des wüthenden Volksaufstandes mehrerer Gegenden im Elsaß und Lothringen, etwas andres als unnützes Blutvergießen hätten zur Folge haben können. Waffenstillstandsverträge machten nach und nach auch auf diesen Punkten dem Kriege ein um so schnelleres Ende, da in Paris selbst Ludwig XVIII. bereits am 9ten Juli wieder seinen Einzug gehalten hatte. Napoleon hatte gleich nach seiner Zurückkunft abgedankt. Er hoffte vielleicht dadurch den Sturm zu beschwören, und reis'te mit seiner Familie nach Rochefort ab, wo er sich am Ende den Engländern (15ten Juli) halb freiwillig, halb gezwungen überlieferte. In Paris war jetzt die Meinung der Kammern der Pairs und Repräsentanten getheilt. Republik und Napoleon II. und neue Constitution beschäftigten, während die Sieger heranrückten, die Köpfe so lange, bis Fouché, der an die Spitze der einstweiligen Regierung getreten war, ihre Säle schließen ließ, und Ludwig als König auftrat, so stark sich auch noch in diesen Augenblicken die Stimme des Volks in seinen Kammern und der Armee dagegen aussprach. Diese Rückkehr hatte auf die Beendigung des kurzen, aber heißen Kampfes auch mannichfachen Einfluß. Die Fürsten hatten Ludwig als ihren Alliirten aufgenommen. Sie hatten in ihren Erklärungen nur gegen Napoleon, nicht gegen das französische Volk

gesprochen. Je thätigern Antheil dies aber offenbar an ihm genommen hatte, je lebhafter es sich noch an vielen Orten laut gegen die Bourbons erklärte, desto weniger konnte jenes frühere Versprechen gehalten werden, desto schonender mußte man zugleich handeln, um die Bourbons — gegen die frühere Meinung des Prinz-Regenten — wider den Willen des französischen Volks auf dem Throne zu erhalten, zu befestigen. Auf der einen Seite wurde daher Frankreich von Truppen immerfort überschwemmt, auf der andern arbeitete man mit Ludwigs Ministern an Ausgleichung der politischen Verhältnisse, mit denen man aber bis zum 29sten September so wenig ins Reine kam, daß sie alle ihren Abschied nahmen. Erst mit den einige Tage darauf von Ludwig XVIII. neu ernannten Ministern wurden am 2ten October die Präliminarien unterzeichnet, welche 1. Frankreichs Gränze bestimmten, wie sie 1790 gewesen war, jedoch davon 2. die Festungen Landau, Saarlouis, Philippeville, Marienburg, Versoix, mit einem gewissen näher zu bezeichnenden Umkreise abrissen; 3. Hüningen zu schleifen geboten; 4. eine Entschädigung von 700 Millionen Franken für die Kriegskosten, in fünf Jahren zahlbar, festsetzten; 5. eine Linie von Condé über Bouchain nach Bitsch mit 150,000 Mann (auf Frankreichs Kosten) eben so lange den Alliirten zu besetzen einräumten und 6. die Foderung aller Privatpersonen an Frankreich (mit Ausnahme der hamburger von Davoust 1813 geleerten Bank) sicherten. Erst damit war der Krieg selbst eigentlich beendigt, denn immer waren bis dahin, wenigstens von den Preußen, Frankreichs nördliche Festungen ernstlich belagert und größtentheils erobert worden. Durch eine besondre Convention ward, halb gezwungen, halb freiwillig, die Zurücknahme aller seit 1792 in Paris angehäuften Kunstwerke Italiens, Deutschlands rc. bewilligt. Ueber Napoleon kamen die Verbündeten dahin überein, daß er in St. Helena auf Englands Kosten als Kriegsgefangener, jedoch mit aller möglichen Erleichterung, die eine solche Lage zuläßt, leben solle. Seine Brüder und Verwandten hatten ein glücklicheres Loos, Joseph ganz frei in Nordamerika, Lucian, Jerome rc. unter sehr leidlicher Aufsicht in Rom, in Oesterreich, in Deutschland; nur Murat, dem dasselbe Geschick angeboten ward, ging, von einem unglücklichen Wahn geleitet, sein Reich zu erobern, und starb den Tod eines Verbrechers, am 5ten October zu Pizzo in Calabrien. *r.

Russisches Bad, s. Bäder.

Russisches Glas (Sliata), s. Frauenglas.

Rustan, der berühmte Leib-Mammeluck Napoleons. Seine Abkunft wird verschieden angegeben. Obgleich man versichert hat, daß er ein geborner Franzose sey, so ist doch auch behauptet worden, daß er aus Erivan in Armenien herstamme. Gewiß ist, daß er in Aegypten zu einem dort errichteten Mammelucken-Corps gehörte. Er hatte Gelegenheit, Napoleon in Aegypten einen wichtigen Dienst zu leisten (worin er bestanden, weiß man nicht) und gewann dadurch das unbegränzte Vertrauen desselben. Rustan begleitete Napoleon auf seiner kühnen Zurückreise und folgte seines Herrn gutem Glücksstern. Auch als Napoleon den Thron bestieg, hörte er nicht auf, Rustan sein ganzes Vertrauen in Beziehung auf die Sicherheit seiner Person zu widmen. Rustan war des Nachts und auf Reisen, auf welchen, wie auf allen Feldzügen, er ihn stets begleitete, immer der Nächste um ihn. Aber nach Elba wollte er seinen Herrn nicht begleiten. Auch während der sogenannten hundert Tage hörte man nichts von ihm. Als

ihm deßhalb in einem französischen Journale Undank vorgeworfen wurde, antwortete er, daß besondere Umstände ihn verhinderten, seinem Wohlthäter ins Exil zu folgen; er sey überdies jetzt verheirathet und habe andere Pflichten. Er ist Napoleon eben so wenig nach St. Helena gefolgt, sondern lebt in der Gegend von Dreux, wo er sich angekauft hat.

Rüstung, s. Armbrust.

Ruthe, ein Längenmaß, dessen man sich bedient zur Ausmessung von Größen und Entfernungen. In der Geometrie ist dieses Maß, der Erleichterung in der Berechnung wegen, immer in zehn Theile getheilt, die wieder in zehn Theile zerfallen (Fuß und Zoll), weßhalb sie Decimal- oder geometrische Ruthe genannt wird. Im gemeinen Leben ist eine Duodecimal- oder zwölftheilige Eintheilung der Ruthe gebräuchlich, nach welcher also dieselbe Länge einer Ruthe zwölf Fuß, jeden zu zwölf Zoll u. s. w. enthält, daher denn der geometrische Fuß oder Zoll sich zum gewöhnlichen Vermessungsfuß oder Zoll verhält wie 10 zu 12 oder 5 zu 6. (Ueber die Verschiedenheit der Größe des Fußes und seine Eintheilung in Zolle s. d. Art. Fuß und Maaß.)

Rutilius, ein Name, den mehrere Römer führten. Der berühmteste ist Publ. Rutilius Rustus, der unter dem jüngeren Scipio Africanus in dem Feldzuge gegen Numantia und in dem Jugurthinischen Kriege unter Metellus diente. Er zeichnete sich als Krieger eben so aus, wie durch seine Beredsamkeit und Rechtsgelehrsamkeit, und bekleidete auch das Consulat. Er war ein Anhänger der stoischen Philosophie und ein Mann von strenger Rechtlichkeit. Dennoch konnte er einer gehässigen Anklage seiner Feinde nicht entgehen, die ihn nöthigte, Rom zu verlassen. Sein Vermögen wurde confiscirt und er lebte fortan in Smyrna den Wissenschaften. Auch als Schriftsteller zeichnete er sich aus durch juristische Abhandlungen und historische Schriften. Von einem andern Rutilius Numatianus, der im 5. Jahrh. nach Chr. lebte, haben wir noch eine Reisebeschreibung (Itinerarium) in schönen lateinischen Hexametern.

Rutschberge (Pariser), eine der neuesten und beliebtesten öffentlichen Vergnügungen der Pariser, wovon die Zeitung für die elegante Welt (1817 Nr. 252) eine ausführliche, mit einer Abbildung begleitete Beschreibung vom Professor Schütz enthält, aus der wir folgendes mittheilen: Die Russen, die bekanntlich das Wintervergnügen ihrer Eisberge im Sommer durch sehr einfach gebaute hölzerne Rutschbahnen zu ersetzen pflegen, veranlaßten während der Anwesenheit der russischen Truppen in Paris zuerst die Einführung dieser Belustigungsweise, die hier mit aller Verschönerung der Pariser Eleganz ausgestattet wurde. Bald gab es vier besondere Gattungen von Rutschbergen: russische, schweizerische, englische und französische. Die sogenannten Montagnes russes in einem angenehmen Garten außerhalb der Barrière du Roule waren von allen die ersten. Von dem geschmackvoll dekorirten Belvedere eines viereckigen, etwa drei Stock hohen Thurms, zu dem auf der einen Seite eine sehr bequeme, breite Treppe hinaufführt, fährt man auf der andern in sehr eleganten, auf einem kleinen dreirädrigen Gestell ruhenden Lehnsesseln ein in gerader Linie ablaufendes Planum inclinatum pfeilschnell hinab. Damit diese Wagen nicht zur Seite ausgleiten können, ist die Vorrichtung getroffen, daß nicht nur die beiden Hinterräder, sondern auch das sich in der Mitte be-

findende Vorderrad fast bis an die Axen in künstlichen hölzernen Geleisen laufen, und diese Sicherheit hat mehrere, besonders kecke und wettlustige Engländer verleitet, aufrecht stehend hinabzufahren. Ja auch einige Pariser Damen und unter andern eine junge Aktrice vom Theatre François haben dies Wagstück versucht. Bei letzterer lief es aber so tragisch ab, daß die Polizei diese Experimente durch besondere Anschläge streng untersagte. Die bald nachher in dem Faubourg St. Germain (für die Bewohner dieses entfernten Theils der Hauptstadt) errichteten Montagnes suisses (wo die Seitenwände der Anhöhe theaterartig mit Felsendekorationen verziert sind) erhielten noch den Vorzug, daß man hier auch auf hölzernen Pferden, die auf Rädern ruhen, völlig frei und erhaben sitzen hinabrollen kann. Alle übertrafen aber an Größe, Eleganz und Kunst des Mechanismus die erst im August 1817 eröffneten Montagnes françaises oder sogenannten Promenades aeriennes, die, als eine öffentliche Vergnügungsanstalt betrachtet, in der That ein eben so sinnreich erdachtes, als kolossal ausgeführtes und in ihrer Art ganz einziges Werk sind. Sie sind in dem herrlichen Garten Beaujon in den Champs Elisées erbaut, und haben außer dieser ungleich angenehmern Lage auch noch den dreifachen Vorzug, daß man hier 1) weit länger und höher 2) in veränderten Richtungen, nämlich in einem Halbzirkel hinab, und 3) in der Mitte des Zirkels in gerader Linie auch wieder hinauffährt, und also diese Lustbarkeit, ohne (wie bei den andern nach jeder Herabfahrt) ein einziges mal aussteigen zu dürfen, so lange als es einem beliebt, fortsetzen kann. Zu diesem Ende ist ein vier Stock oder an 100 Fuß hoher Thurm erbaut, auf dem sich ein offner Pavillon befindet, von welchem man die schönste Aussicht auf Paris und dessen Umgebungen hat. Von den beiden Seiten dieses Pavillons laufen zwei Bahnen, in wellenförmig geschwungenen Linien, jede für zwei neben einander in hölzernen Geleisen fahrende Wagen und noch mit einem von Barrieren eingeschloßnen Trottoir für Fußgänger verseyn, in einem weiten Zirkel nach unten in der Mitte zusammen, und vereinigen sich hier in einer diametralen Bahn, die alle vier Wagen neben einander zu dem Pavillon wieder hinaufführt, ohne daß dadurch der mindeste Aufenthalt für die Fahrenden entsteht. Dies wird durch eine starke stählerne Feder mit einem Haken bewirkt, welche sich vorn an der Spitze des kleinen Fuhrwerks befindet, und womit es, durch den heftigen Impuls beim Hinabrollen selbst einige Schritte wieder auf die berganlaufende Bahn hinaufgetrieben, hier sich in eine der vielen Schnallen einhängt, die von Elle zu Elle an einem breiten starken Gurt befestigt sind, welcher, in einem hohlen Geleis laufend, den Wagen auf diese Art wieder hinaufzieht. Im Fall der Haken aber die Schnalle nicht gleich treffen sollte, sind zur Vorsicht hinten am Wagen zwei eiserne Streben angebracht, die ihn vor dem Zurückrollen schützen und ihn, was indeß nur einen Augenblick dauern kann, so lange fest halten, bis die Feder sich eingehangen hat, da er dann, indem der Gurt in steter Bewegung ist, ungehindert hinauffährt. Dieser Gurt geht in Form einer Winde unter dem Geleis hinab und in demselben wieder herauf und wird durch eine Walze, welche wieder im untern Theil des Thurmes zu ebner Erde von einem gewaltigen 25 Fuß im Diameter haltenden Rade umgedreht wird, in Bewegung gesetzt. Da Menschen weder die Kraft noch Ausdauer haben würden, eine so schwere Last wie diese für zwei Personen eingerichteten Wagen Stunden

lang eine so jähe Anhöhe hinaufzuwinden, so wird dieses Rad von 8 daran gespannten und beständig im starken Schritt im Kreise gehenden, stündlich gewechselten Pferden gedreht, und indem es wieder in ein kleineres, (von fünf Fuß im Diameter) eingreift, welches die Winde nun noch fünfmal schneller bewegt, so wird dadurch die Geschwindigkeit des Hinaufrutschens der eines starken Trotts gleich gebracht. Die Schnelligkeit des Hinabfahrens ist vollkommen mit der des Luftballons zu vergleichen. Die ganze Spazierfahrt eines einmaligen Curses dauert nicht länger als 18 bis 20 Sekunden, in welchen man die ganze Bahn von beinahe 800 Fuß Länge hinab und 300 hinauf durchlaufen hat. Man kann also auf diese Art in weniger als einer Minute über 3000 Fuß und mithin 7 Meilen in einer einzigen Stunde füglich zurücklegen. Der ganze Flächenraum, den dieser Circus einnimmt, beträgt an 3000 Toisen. Die hohen von starkem Gebälk und Fachwerk errichteten Gebäude, auf denen diese Bahnen ruhen und die durch drei über einander stehende Reihen von Schwibbogen fast das Ansehen eines römischen Aquäducts haben, sind zu verschiednen Durchgängen, Zimmern und Sälen benutzt, und in dem mittelsten befindet sich im Erdgeschoß eines der glänzendsten Caffeehäuser von ganz Paris. Innerhalb des Thurms führt eine bequeme Treppe erst zu dem Büreau, wo man die Karten zum Fahren mit 10 Sols die Person für einen Curs löst, und dann vollends zum Pavillon, wo man einsteigt, hinauf. Für die Nichtfahrenden, die zu Fuß, um sich an der schönen Aussicht zu weiden, diese künstlichen Höhen besteigen wollen, ist ein besondres Büreau unten am Eingange errichtet, wo die Person den Einlaß nur mit 5 Sols bezahlt. Der innere Raum des ganzen Cirkus aber ist zu einem kleinen sehr geschmackvoll angelegten Garten benutzt, mit welchem das Ganze sich nun wieder in dem größern Garten befindet, der einen Ausgang nach den Champs Elisées und einen zweiten an der entgegengesetzten Seite hat. Zu diesem Garten, der sich durch die reizendsten und mannichfaltigsten Anlagen auszeichnet, ist auch sonst noch für Vergnügungen vielfacher Art gesorgt und in einem zur Seite des Cirkus in sehr gefälligem Style erbauten zweistockigen Pavillon befindet sich ein Restaurateur, der mit den ersten der Hauptstadt wetteifert. Abends ist der ganze Garten und der Circus erleuchtet und von einem über dem Dache des Pavillons der Berge sehr passend angebrachten Leuchtthurm strahlt dann über das Ganze noch ein künstliches Sonnenfeuer herab. Das Schauspiel der in ewigkreisender Bewegung hinab- und hinauffahrenden Herren und Damen nimmt sich bei dieser Beleuchtung fast feenartig aus und eben so phantastisch ist der Anblick der Tausende von Zuschauern, für welche die ganze vor dem Circus befindliche Fläche des Gartens mit vielfachen Reihen von Stühlen besetzt ist. Diese Luftspazierfahrten brachten anfangs täglich im Durchschnitt 3000 Franken ein. Dagegen kostet aber auch die ganze Unternehmung, den Ankauf des Gartens mit einbegriffen, fast eine Million Franken. Zum Preise dieser öffentlichen Vergnügung trat sogar ein practischer Arzt, Dr. Cotterel, mit einer eignen sehr elegant gedruckten Schrift hervor, betitelt: Promenades aëriennes ou Montagnes françaises, considerées sous le rapport de l'agrément et de la santé, worin er diese Anstalt im lächerlichsten Posaunenton dem Publicum anpries.

Rutscherrecht wurde ehedem ein in einigen Gegenden übliches Recht des Grundherrn oder Darleihers genannt, welches darin bestand, daß wenn an dem bestimmten Tage, ja selbst zur Stunde, der

an ihn zu zahlende Zins nicht entrichtet war, die Summe dieses Zinses mit jedem Tage oder jeder Stunde um ein gewisses Quantum stieg, gleichsam fortrutschte (daher der Name), bis sie abgetragen wurde.

Ruysch (Friedrich), ein großer Anatom, wurde 1638 zu Haag geboren, studirte Medicin und erwarb sich bald den Ruf und Namen des größten und ausgezeichnetsten Anatomen seiner Zeit. Nicht allein die mancherlei wichtigen Entdeckungen, die Ruysch im Gebiete der Zergliederungskunst machte, sondern noch mehr die Vervollkommnung der Erfindung, durch Ausspritzen der Gefäße die Körper Verstorbener nicht allein vor der Verwesung zu sichern, sondern ihnen auch die ursprüngliche Frische und Anmuth zu erhalten, war es, was Ruysch so besonders auszeichnete. Als Peter I. von Rußland auf seiner ersten Reise nach Holland kam, besuchte er auch Ruysch, und das Cabinet anatomischer Präparate dieses Gelehrten erregte die höchste Bewunderung des Czars, der es auch in der Folge, als er das zweite Mal nach Holland zurückkehrte, kaufte und dadurch seiner neuen Stadt (Petersburg) und den Wissenschaften in Rußland einen großen Dienst erzeigte. Ruysch starb in sehr hohem Alter, den 22sten Febr. 1731, als Mitglied der londner und pariser Akademie. Seine hinterlassenen, meist anatomischen Schriften geben ein sehr rühmliches Zeugniß von dem verdienten Ruf ihres Verfassers.

Ruyter (Michael Hadrian), ein berühmter Seeheld, wurde 1607 zu Vließingen in Seeland geboren, und von seinen Aeltern zum Seilerhandwerk angehalten, welches ihm durchaus nicht zusagte. Er entlief daher und nahm Dienste auf einem Schiffe, wo er bald Gelegenheit fand, sein ausgezeichnetes Talent zum Seedienst zu entwickeln, durch welches er der Stolz und Ruhm seines Volkes wurde. Von unten auf dienend, erst Schiffsjunge, dann Matrose, dann Steuermann, dann Capitain, Befehlshaber eines Geschwaders und endlich Admiral, verdankte Ruyter nur seinem Talent und seinem Eifer die Erhebung aus niedrigem Stande, und sein Leben ist ein schöner Beweis, wie große Fähigkeiten sich durch alle Hindernisse Bahn zu brechen vermögen. Auf allen seinen Seezügen erwarb sich Ruyter den Ruhm eines tapfern, umsichtigen, unerschrocknen und den Seekrieg völlig innehabenden Helden; sein Privatleben zeigt ihn uns als einen bescheidenen und genügsamen Mann. Als 1641 Holland Portugal gegen Spaniens furchtbare Macht unterstützte, commandirte Ruyter bereits als Contre-Admiral die abgesendete Hülfsmacht, und erwarb sich den Dank und die Anerkennung des lissaboner Hofes. Nicht minder ruhmvoll waren seine kurz nachher unternommenen Züge gegen die afrikanischen Raubstaaten. Als im Jahr 1654 der Krieg zwischen Holland und England ausbrach, commandirte er unter dem berühmten holländischen Seehelden Tromp (s. d. Art.), und schlug mehrmals den englischen Anführer Askyn und dessen weit stärkere Macht. Nach dem Friedensschluß von 1665 kreuzte er aufs neue gegen die Corsaren im Mittelmeer, nahm den Türken mehrere Schiffe, machte den berüchtigten Renegaten Armand de Dias gefangen und ließ ihn hängen. Der von neuem ausbrechende Krieg mit England rief ihn zu wichtigern und größern Unternehmungen. Vorher schon war Ruyter durch die Dankbarkeit des Königs von Dänemark, dem er mit glücklichem Erfolge gegen die Schweden beigestanden hatte, nebst seiner Familie in den Adelstand erhoben worden, jetzt übertrug ihm sein in Gefahr schwebendes Vaterland den Oberbefehl der holländischen Flotte, die der stolzen Uebermacht Britanniens sich entgegen-

setzen sollte. Ruyter lös'te auf die ehrenvollste Art das große Vertrauen, das man in seinen Muth und in sein Talent setzte. Nachdem er der brittischen Seemacht in den außereuropäischen Gewässern manchen herben Streich versetzt hatte, schlug er 1666 sie in drei großen Seeschlachten in den Gewässern des Canals, und, obgleich bald darauf durch einen seiner Untergebenen in augenblickliche Verlegenheit und selbst großen Verlust gesetzt, ermannte er sich doch schnell wieder, lief in die Themse ein, und nöthigte das dadurch im Herzen angegriffene England zu einem Frieden, gleich ehrenvoll für sein Vaterland und ihn (1667-68). Ein neuer Krieg mit England entspann sich aber bald, und im Verein gegen das kleine Holland traten Frankreich und Italien auf. Auch diesmal errang Ruyters Genie und Tapferkeit seinem Volke zur See den Sieg, und während zu Lande die Waffen der Republik höchst unglücklich kämpften, triumphirte die holländische Flotte in einem entscheidenden Siege (1673) über die verbundene englisch-französische. Dankbar ehrte Holland seines Seehelden Verdienst. Als Beweis dafür mag wohl gelten, daß bei den politischen Factionen, die damals Holland sehr theilten, und als die berühmten Gegner des Hauses Oranien, die Brüder de Witt, gestürzt und ermordet wurden, man Ruyter, der Freund und engverbunden mit den Brüdern war, aus dem Spiele ließ, allein ihn betrachtend als Mann des Staates. Ruyter genoß jedoch nicht lange der ehrenvollen Früchte seiner Anstrengungen; abgesendet zur Unterstützung der Spanier in Sicilien, kämpfte er hier tapfer und ehrenvoll, wie immer, gegen eine sehr überlegene Macht der Feinde — der Franzosen — bis er endlich (1676) in einem Treffen, das er bei Mongibello in Sicilien den Franzosen lieferte, durch einen Kanonenschuß den Fuß verlor und bald darauf in der Bay von Syracus an dieser Wunde starb. Sein Leichnam wurde nach Amsterdam gebracht, wo ihm auf Kosten des Staates ein würdiges Denkmal in der neuen Kirche daselbst errichtet wurde.

Ryssel, s. Lille.

Ryswick, eine Stunde von Haag gelegen. Dieser offene Flecken hat dadurch historische Bedeutenheit erhalten, daß hier 1697 unter schwedischer Vermittelung der bekannte, nach dem Ort benannte Friedensschluß zwischen Frankreich, dem deutschen Kaiser und Reiche und dem Herzog von Savoyen zu Stande kam. S. Friedensschlüsse.

S.

S, der neunzehnte Buchstabe des deutschen Abc, welcher mit einem Anstoßen der Zunge vorn an die Zähne und mit einem zischenden Laut ausgesprochen wird.

Saale, 1) ein Fluß in Franken, gewöhnlich die fränkische Saale genannt, deren Lauf sich bloß durch den Untermainkreis des Königreichs Baiern erstreckt. Sie entspringt in diesem Kreise aus dem Saalbrunnen oberhalb der Stadt Königshofen im Grabfelde, nimmt die kleinen Flüsse Milz, Streu, Brent, Lauer, Thulba, Schondra und Sinn auf, fließt bei Neustadt, Kissingen und Hammelburg vorbei und ergießt sich bei Gemünd in den Main; 2) ein

Fluß in Thüringen, die thüringische Saale genannt, entspringt im Obermainkreise des Königreichs Baiern auf dem Fichtelgebirge aus dem Saalbrunnen im mönchberger Walde, 2466 Schritte vom Marktflecken Zelle, am westlichen Vorsprunge des Waldsteins. Die Hauptquelle rieselt mit einem klaren, zu jeder Jahreszeit gleichen Wasser unter einer Buche hervor, stürzt sich dann sogleich in den verfallenen Schacht eines Bergwerkes, und fließt aus dessen Stollen wieder hervor, um sich mit dem Wasser des untern Saalbrunnens, einer kleinern Quelle, zu vereinigen. Bei Zelle treibt die Saale schon eine Mühle. Durch viele Gewässer verstärkt bildet sie eine Zeit lang die Gränze zwischen dem Obermainkreise und den reußischen Landen, drängt sich in einem engen Thale hin, und verläßt nach einem Laufe von 8 Meilen das baiersche Gebiet. Sie durchfließt hierauf die reußischen Lande, den coburgischen Antheil an dem Fürstenthum Altenburg, das Fürstenthum Schwarzburg Rudolstadt, den gothaischen Antheil des Fürstenthums Altenburg, das Fürstenthum Weimar, den merseburger Regierungsbezirk der Provinz Sachsen, das Anhaltische und vereinigt sich im magdeburger Regierungsbezirke der Provinz Sachsen, südlich von Barby bei Saalhorn, mit der Elbe. Der Lauf der Saale geht von Süden nach Norden, durch sehr angenehme und romantische Gegenden, besonders von Saalfeld bis Naumburg. Erst von Halle an ist sie schiffbar vermittelst mehrerer Schleusen. Jetzt soll sie noch weiter hinauf bis Naumburg schiffbar gemacht werden, um so die Schifffahrt auf der von Artern bis zu ihrem Einflusse in die Saale schiffbaren Unstrut nutzbarer zu machen, besonders aber das Salz von Dürrenberg und Kösen zur Elbe führen zu können. Die vornehmsten Nebenflüsse der Saale sind: die Schwarza, Orla, Ilm, Unstrut, weiße Elster, Wipper und Bode. Die wichtigsten Städte an derselben sind: Hof, Rudolstadt, Jena, Naumburg, Weißenfels, Merseburg, Halle, Bernburg und Calbe.

Saame, der Stoff, welcher allen organischen Körpern, folglich dem Thier- und Pflanzenreiche, zur Fortpflanzung dient. Wir verweilen hier nur bei dem Pflanzensaamen. Betrachten wir seine äußere Gestalt, so finden wir hier die größte Mannichfaltigkeit. Es gibt kugelrunde, rundliche, eirunde, längliche, tellerförmige, nierenförmige u. s. w. Saamen, deren Oberfläche bald glatt und glänzend, bald rauh und mit allerlei Nebentheilen versehen ist. Bei dem innern Bau haben wir die äußere Schaale oder Bedeckung, sodann den Kern und den darin eingeschlossenen Keim, den eigentlichen Haupttheil, zu betrachten. Die äußere Bedeckung soll den Saamenkern schützen. Sie besteht meist aus mehrern über einander liegenden feinen Häutchen, und ist von verschiedner Substanz. Ist sie holzartig und knochenhart, so heißt der Saame Nuß, deren Kern noch überdies mit einer dünnen und weichern Haut umgeben ist. Bei vielen ist die äußere Bedeckung bloß pergament- oder lederartig, bei den mehrsten aber noch dünner. Der Saamenkern besteht aus einem mehlartigen, ölicht schleimichten Wesen von mehr oder weniger Härte, und besitzt die Eigenschaft, die in der Erde befindlichen Feuchtigkeiten einzuschlukken, wodurch er erweicht wird, anschwillt und dem Keime zur ersten Nahrung dient. Man sieht einkernige, zwei- und vielkernige Saamen. An der Stelle, wo der Saame an der Saamenkapsel oder am Fruchtboden befestigt war, befindet sich eine Narbe. Unter dieser liegt der Keim, welcher die künftige Pflanze enthält. (Man vergl. die Art. Befruchtung und Pflanzen.)

Saavedra Faxardo, s. Faxardo.

Sabäer hießen bei den Alten die Bewohner des heutigen Jemen. Ihre Hauptstadt hieß Saba.

Sabäismus (aus dem Hebräischen Zaba, Heer, wovon, weil Gottes Heere die Gestirne oder Mächte des Himmels sind, Zebaoth, Herr der Himmelsheere), wird diejenige Religion genannt, welche die Himmelskörper, insonderheit Sonne und Mond, als Götter verehrt. Die Wahrnehmung des mächtigen Einflusses der Gestirne auf die alljährlichen Veränderungen in der Natur und auf das damit zusammenhängende Wohlseyn der Menschen erzeugte die Vorstellung ihrer Göttlichkeit und die Beziehung zu den Gestirnen, in der gewisse Thiere und Pflanzen, wie die in ihnen wirkenden Naturkräfte überhaupt, entweder durch bestimmte Abhängigkeit stehen oder durch sinnbildliche Deutung gebracht werden können, führte auch diese in den Kreis der Erscheinungen ein, in denen der Sabäismus göttliches Leben und Gegenstände des Cultus erkennt. Die aus der Anschauung des Geschlechtsverhältnisses der lebendigen Geschöpfe hervorgegangne und in den indischen Mythen vorwaltende Grundidee des Zeugens, Empfangens und Gebärens, welche in der sinnlichen Vorstellungsweise der Urwelt die Stelle des Begriffs von Ursach und Wirkung vertrat, wurde auf historischem Wege mit der religiösen Ansicht des Sabäismus verschmolzen, wodurch dieser die Richtung und Ausbildung erhielt, in der er in den Göttergeschichten der vorderasiatischen Völker erscheint. Denn Aegypten, Arabien, und besonders die Länder, welche östlich der Euphrat und Tigris, westlich das Mittelmeer und nördlich das schwarze Meer begränzt, waren nach den uns bekannten mythologischen Ueberlieferungen das Gebiet, auf dem der Sabäismus in der vorchristlichen Zeit herrschte, und selbst die zur Verehrung des einigen Gottes angeleiteten Hebräer zeigten oft starke Neigung zu dem üppigen Naturdienste, in den der Cultus des Sabäismus ausartete. Herodot beschreibt uns diesen Cultus als ein Spiel mit den schaffenden und erhaltenden Kräften der irdischen Natur, das die Einbildungskraft anziehen, und alle Sinne und sinnlichen Triebe lebhaft beschäftigen mußte. Wer die Religionsgeschichte der Chaldäer, Assyrier, Syrer und der Völker Kleinasiens kennt *), wird es nicht zu hart finden, daß die Propheten des alten Testaments die Gottesdienste dieser Heiden eine Hurerei nennen, die die wüste, sich selbst zerstörende sinnliche Begierde mit der Natur treibt. (Vergl. die Artikel Mythen, Natur, Polytheismus.) E.

Sabbath, Ruhetag, heißt bei den Hebräern und jetzigen Juden der Sonnabend, weil sie ihn zufolge der Mosaischen Gesetzgebung der Ruhe von Arbeiten und der Gottesverehrung widmen, wie die Christen den Sonntag. Ihnen folgt darin eine Secte der Wieder-

---

*) Wagner in seinen Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt, Görres in seiner Mythengeschichte, und Creuzer in seiner Symbolik und Mythologie geben dazu gute Anleitung, wenn sie und ihre Vorgänger auch lange noch nicht jede Dunkelheit auf diesem weiten Gebiete von Sagen, Phantasien und seltsamen Gebräuchen, deren Kunde wir den wohl nicht immer treuen Zeugnissen griechischer Geschichtschreiber und christlicher Kirchenväter verdanken müssen, aufhellen konnten. E.

täufer, Sabbathianer genannt. Auch mochten sich die Juden am Sabbath nicht weit von ihrem Aufenthalte entfernen (ohngefähr ½ Stunde), daher ein Sabbatherweg.

Sabellius, ein christlicher Lehrer zu Ptolemais, der ein geborner Afrikaner war, und um 250 lebte, ist als Stifter einer Partei in der christlichen Kirche merkwürdig, welche in der Lehre von der Dreieinigkeit dadurch von dem nachher gesetzlich gewordenen Kirchenglauben abwich, daß sie den Sohn und den heiligen Geist nur als verschiedene Offenbarungen oder Kraftäußerungen des einigen Gottes, aber nicht als besondre Personen in der Gottheit gelten lassen wollte. Die Trinität erschien nach ihrer Vorstellungsweise nur als eine dreifache Wirkungsart, als ein dreifaches Verhältniß Gottes zur Welt. Was der Evangelist Johannes das Wort (Logos), und die christliche Kirche den Sohn Gottes nennt, verglich Sabellius mit einem Strahle, den die Sonne aussendet, um zu erleuchten und zu wärmen, und meint daher, daß dieser Logos oder Strahl der göttlichen Urkraft nur in und durch den Menschen Jesus thätig gewesen sey, um das Werk der Erlösung zu vollbringen, aber keinesweges eine von dem Leben des einigen Gottes gesonderte und verschiedene Existenz habe. Die Sabellianer wurden im vierten Jahrhunderte von der orthodoxen Kirche unterdrückt, die Ansicht des Sabellianismus aber hat immerwährend Freunde gefunden, und noch jetzt leuchtet sie aus den Deutungen hervor, welche neuere Theologen bei dem Bestreben, die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit aufrecht zu erhalten, und sie doch auch der Vernunft faßlich und annehmlich zu machen, versucht haben. E.

Sabier oder Zabier, auch Johannischristen, werden die Anhänger einer religiösen Secte genannt, welche sich aus denjenigen Schülern des Täufers Johannes, die nicht zum Christenthume übertreten wollten, gebildet hat. Sie ging kurz vor der Entstehung der christlichen Gemeine aus dem Judenthume hervor, von dem sie sich trennte, und wendete sich von den Ufern des Jordans, der ihr heilig war, nach Chusistan in Persien, wo sie von christlichen Reisenden im 17ten und 18ten Jahrhunderte unweit Schuster (dem alten Susa) gefunden worden ist. Das ehedem auf der Geschichte, Lehre und Verfassung der Sabier ruhende Dunkel wurde gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Untersuchungen unsrer Orientalisten über einige Bruchstücke der sabischen Religionsschriften noch wenig aufgeklärt. Nur so viel wird jetzt angenommen, daß sie den Täufer Johannes als ihren Stifter und vorzüglichsten Propheten verehren, an einen einigen Gott und an die Sendung eines Gottmenschen glauben, den sie Manda di Chaie, d. h. Wort (Logos) des Lebens, und nach ihm sich selbst Mandäer nennen. Dieser Gottmensch soll von Johannes getauft worden, und kurze Zeit auf Erden sichtbar, aber mit dem Stifter des Christenthums keineswegs einerlei Person gewesen seyn. Jesum erklären die Sabier für einen bloßen Menschen und falschen Messias, obgleich das, was sie von den Thaten und Schicksalen ihres Gottmenschen angeben, den evangelischen Nachrichten von Christo sehr ähnlich sieht, und davon entlehnt zu seyn scheint. In ihren Ansichten von dem Verhältnisse Gottes zur Welt und der Dämonenlehre sind die Spuren von Einmischungen aus Zoroasters Lehren und Uebereinstimmungen mit der gnostischen Aeonenlehre nicht zu verkennen, wodurch es wahrscheinlich wird, daß sich ihr Lehrbegriff erst während ihres Aufenthalts in Persien entwickelt hat. Ihr

Glaube an Vorsehung und Unsterblichkeit schließt sich näher an den christlichen an, und das wenige, was man von ihren religiösen Gebräuchen und ihrer kirchlichen Verfassung weiß, läßt vermuthen, daß sie von den Nestorianischen Christen, mit denen sie unter den Patriarchen derselben zu Babylon bis 1480 in kirchlicher Vereinigung lebten, die bei ihnen noch jetzt bestehende Ordnung des Priesterstandes unter Bischöfen, die Sonntagsfeier und die Verehrung des Kreuzes angenommen haben. Ihr vornehmster Gebrauch ist die Taufe oder heilige Abwaschung im Namen des Logos des Lebens, die sie nach ältern Nachrichten täglich wiederholten. Aus ihren Glaubensschriften sieht man zwar, daß sie nicht ganz ohne Literatur sind, doch gibt der finstre Aberglaube, der ihren Priestern als Mittel der Herrschaft dient, den niedrigen Stand ihrer Cultur zu erkennen. Die Versuche, sie dem Papste zu unterwerfen, waren ohne bleibenden Erfolg. Sie wollen keine Christen seyn, aber noch mehr verabscheuen sie die Türken und den Islamismus überhaupt, daher sie die blaue Farbe, welche die türkischen Weiber zu ihren Beinkleidern zu wählen pflegen, weder an ihren Geräthen und Häusern, noch an ihren Kleidungen dulden und die blauen Meßgewänder und Altardecken der Catholiken viel unerträglicher fanden, als ihre Lehren. Von den Mahommedanern, unter denen sie leben, ohne sich mit ihnen zu vermischen, unterscheiden sie sich durch mildere, der christlichen Lebensweise verwandtere Sitten. E.

Sabiner, eine alte Völkerschaft Italiens, wahrscheinlich Abkömmlinge der Ausonier und Verwandte der Aborigener. Sie waren ein zahlreiches Volk, das viele Colonien angelegt hatte, und lebten in den Bergen ihres Landes, den Apenninen, vornehmlich als Hirten von der Viehzucht; noch Horaz rühmt ihre alte biedere Redlichkeit, Frugalität und Einfachheit der Sitten. Ihr Land wurde gegen Abend durch die Tiber von Etrurien, gegen Mittag durch den Anio-Fluß (Teverone) von Latium, gegen Mitternacht durch den Nar-Fluß von Umbrien geschieden; gegen Morgen wohnten die sabinischen Colonien der Vestiner und Marruciner, welche es vom Meere trennten; es begriff daher größtentheils Berggegenden des Apenninus. Der Boden war fruchtbar und reich an trefflichen Weiden. Er trug Oel, Obst und Wein; auch gab es gute Eichelmast.

Sabinerinnenraub, s. Romulus.

Sacchini (Antonio Maria Gasparo), ein rühmlichst bekannter italienischer Componist, geboren zu Neapel den 13ten Mai 1735. In seiner Jugend studirte er mehrere Jahre unter dem berühmten Durante in dem Conservatorio di S. Onufrio zugleich mit Piccini, Traetta und Guglielmi. Mit besonderm Fleiß spielte er die Violine, und die Gewandtheit, welche er sich auf diesem Instrument erwarb, machte es ihm in der Folge leicht, in seine Begleitungen die Eleganz und Pracht zu legen, wodurch sie sich auszeichnen. Er hatte nicht so bald diese treffliche Musikschule verlassen, als er anfing, sich durch seine Werke bekannt zu machen. Diese verschafften ihm im J. 1762 ein festes Engagement an dem Theater zu Rom, wo er sieben oder acht Jahre blieb; er besuchte jedoch von hier aus von Zeit zu Zeit einige der schönsten Städte Italiens. Die Kenner urtheilten, daß wenn Piccini ihn im Komischen, er diesen im Tragischen übertreffe. Im J. 1769 wurde er als Galuppi's Nachfolger nach Venedig zur Direction des Ospedaletto berufen. Abgesehn von den Kir-

chencompositionen, welche er hier herausgab, bildete er in diesem Amte auch mehrere treffliche Sängerinnen; unter diesen die Gabrieli, Conti, Pasquali u. A. Als die Werke Sacchini's in London bekannt geworden waren, wünschten die dortigen Musikfreunde ihn als Theatercomponisten zu besitzen. Bevor er ihrer Einladung folgte, besuchte er Deutschland. Er ging über Stuttgart und München, wo er mit großem Beifall gehört wurde, und kam 1771 über Holland in London an. Hier componirte er für das italienische Theater mehrere treffliche lyrische Tragödien, als Montezuma, Perseus, den Cid und Andre, deren uns bekannt gewordne Bruchstücke von der höchsten Schönheit sind. Sein Aufenthalt in England würde auch seinen Vermögensumständen vortheilhaft gewesen seyn, wenn seine Leidenschaft für die Frauen ihn nicht zu übermäßigen Ausgaben verleitet hätte, wodurch er endlich genöthigt wurde, das Land nach einigen Jahren mit Hinterlassung bedeutender Schulden zu verlassen. Gegen das Jahr 1782 ließ ihm die Administration der Oper zu Paris den Antrag machen, dorthin zu kommen, und für das Theater zu arbeiten. Man vereinigte sich über die Bedingungen, und 1783 erschien Renaud, worauf Chimene und Dardanus folgten. Da Sacchini zu einer Zeit auftrat, wo durch Gluck und Piccini die Franzosen bereits an fremde Musik waren gewöhnt worden, so erregte er anfangs nicht den Enthusiasmus, den er erwartet haben mochte. Vielmehr wurden seine ersten Werke mit einer Art von Gleichgültigkeit aufgenommen. Nicht derselbe Fall war es mit seinem Oedipe à Colone, der in jeder Hinsicht großen Beifall erntete, und noch bis jetzt eher darin gestiegen als gesunken ist. Bevor er ihn aber auf die Bühne bringen konnte, hatte er mit so unglaublichen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß er beschloß, Paris zu verlassen, und nach England zurückzukehren, wohin seine Gönner und Freunde nach übernommener Tilgung seiner Schulden ihn einluden. Der Tod aber hinderte ihn daran. Sacchini starb zu Paris den 7ten October 1786 an den Folgen eines zurückgetretenen Gichtanfalls. Die Oper Arvire, welche er unvollendet hinterließ, beendigte Rey zur Zufriedenheit der Musikfreunde. — Man zählt gegen 50 Opern von ihm. Seine Büste aus Marmor steht in der Kapelle des Pantheons in Rom neben Raphaels Monument. Die Haupteigenschaften dieses großen Componisten sind Leichtigkeit, Anmuth und einfache Hoheit. Seine Gesänge sind so natürlich und so glücklich, daß sie sich in der Kehle des Sängers von selbst zu bilden und daraus hervorzugehen scheinen. Er verstand die schwere Kunst, Gesang und Declamation, diese beiden so wichtigen und fast entgegengesetzten Eigenschaften, mit einander zu vereinigen. Seine Harmonie ist rein und voll; auch glänzt er in dem religiös-idealen Styl; seine Priesterchöre in der Olympiade sind die schönsten Muster in ihrer Art. Mit diesen Eigenschaften verbindet er das Verdienst, stets sich selber gleich zu seyn; Einförmigkeit ist wohl der einzige Fehler, den die Kritik ihm vorwerfen kann.

Sacco (Johanna), eine der berühmtesten deutschen Schauspielerin, geb. 1754 zu Prag. In Wien erhielt sie den Beifall der Kaiserin Maria Theresia und aller Kunstkenner, zu denen auch der Fürst Kaunitz gehörte, im höchsten Grade. Selbst Personen der niedern Stände huldigten auf eine enthusiastische Weise ihren glänzenden Talenten. Sie starb den 21sten December 1802 in Wien.

Sachenrecht, dingliches Recht, Jus in re oder **Jus reale**, ist ein Recht, welches Jemand an einer Sache dergestalt hat, daß er es gegen jeden Besitzer verfolgen kann. Es gehören nach römischem Recht hieher das Eigenthum (dominium), die Erbschaft, die Dienstbarkeit oder Servitut, das Pfand und der Besitz. Nach deutschem Rechte kommen noch mehrere Gattungen hinzu, z. B. das Retractrecht ꝛc. Alle aus diesen verschiedenen Gattungen des Sachenrechts entspringenden Klagen heißen **dingliche Klagen** (actiones in rem). Diese Klagen werden von dem Berechtigten angestellt, auf Auslieferung der Sache, oder falls er sich in Besitz befindet, auf gerichtliche Zuerkennung seines ihm streitig gemachten Rechts. Wenn die Klage den letztern Zweck hat, so heißt sie actio confessoria.

Sacherklärung, s. **Realdefinition**.

Sachs (Hans), einer der vorzüglichsten Dichter und Meistersänger des 16ten Jahrhunderts, wurde den 5ten November 1494 zu Nürnberg geboren, lernte in seiner Jugend das Schusterhandwerk, wanderte als Geselle, und trieb hernach sein Gewerbe in seiner Vaterstadt längere Zeit hindurch, ließ sich von dem berühmten Meistersänger Nunnenbeck in der Verskunst unterrichten, trat zur lutherischen Religion über, ward Vorsteher einer berühmten Meistersängerschaft, und starb den 20sten oder 25sten Januar 1576. Er gehört nicht nur unter die besten Dichter seines Jahrhunderts, sondern auch unter die eifrigsten Beförderer der lutherischen Kirchenverbesserung, und einer vernünftigern Denkart in Religionssachen. Wirklich besaß er viel dichterisches Genie, welches mehr erkannt wäre, wenn er einer bessern Ausbildung genossen hätte. Ungeachtet der rauhen Sprache zeichnen sich seine Gedichte durch Naivetät, Gemüthlichkeit, witzige Darstellung, sinnreiche Erfindung und treffende, oft beißende Sittenschilderung aus seinem Zeitalter aus. Seine sämmtlichen Werke kamen heraus zu Nürnberg 1570 bis 1579 in 5 Foliobänden, nachher zu Kempten 1612 bis 1616 in 5 Quartbänden. Handschriften von Hans Sachsens Gedichten befinden sich in der Schulbibliothek zu Zwickau, in der Bibliothek des Alumneums zu Altdorf, u. a. O. **F. J. Bertuchs** Proben aus Hans Sachsens Werken, Weimar 1778, wurden damals nicht mit der Liebe aufgenommen, daß eine vollständige Ausgabe ihr folgen konnte. Um so erfreulicher ist es für die Freunde alter vaterländischer Dichtkunst, daß **Büsching** jetzt unternommen hat, ihn in einer Auswahl zu erneuen. J. H. Häslein gab unter dem Titel: Hans Sachsens sehr herrliche Gedichte 1791 zu Nürnberg Einiges heraus. Die bis jetzt gedruckten poetischen Werke dieses merkwürdigen Schriftstellers bestehen in 272 weltlichen, 116 allegorischen Erzählungen, und 197 Schwänken. Auch mehrere schöne einfache, aber herzerhebende Kirchenlieder hat er gedichtet, unter andern das: Warum betrübst du dich, mein Herz? u. s. w. (Vgl. **Deutsche Poesie** und **Meistersänger**.)

Sachsen. Wenn gleich der Name der Sachsen in der großen Tabelle der germanischen Völkerschaften beim Tacitus fehlt, und weder Pomponius Mela, noch Plinius der Sachsen gedenken; so dürften sie doch ursprünglich zu den norddeutschen Stämmen gehören, die unter dem Namen der Cimbern und Teutonen bei ihren Zügen nach dem Süden das römische Westreich mächtig bedrohten, und nur durch den Heldenmuth des Marius bezwungen werden konnten. Denn erst bei dem Ptolemäus kommt ihr Name vor, indem er diesen Volks-

stamm bei der cimbrischen Halbinsel, im heutigen Holsteinischen und dessen Umgebungen, aufführt. Die versuchten Etymologien des sächsischen Volksnamens (von Sassen, Eingesessenen, von Sax, einem kleinen Dolche) ermangeln des grammatischen Beweises und der historischen Begründung. Seit aber die Sachsen im dritten christlichen Jahrhundert als eine besondere germanische Völkerschaft im nördlichen Deutschland erscheinen, wird ihrer als eines zahlreichen, kriegerischen und seeräuberischen Volks gedacht, welches die belgischen, armorischen und britannischen Küsten so oft bedrohte, daß die römischen Imperatoren zur Deckung dieser Küsten einen eignen Flottenchef (comitem littoris saxonici) ernannten. Schon gegen das Ende des dritten Jahrhunderts beunruhigten die Sachsen auch die römischen Gränzprovinzen in den Rhein- und Scheldegegenden, und wahrscheinlich besetzten sie seit den Zügen der Völkerwanderung die zwischen dem Rheine, der Weser und der Elbe von den fortziehenden Stämmen erledigten Wohnplätze. Zwei bedeutende Horden derselben gingen ums Jahr 449 unter der Anführung des Hengist und Horsa nach Britannien, wohin sie die Britten gegen die Picten und Scoten riefen, welche das im Jahre 426 von den Römern aufgegebene Britannien beunruhigten. Zwar wurden die Picten und Scoten wieder in ihre nördlichen Gebirgsgegenden zurückgedrängt; allein die durch viele Nachzügler verstärkten Sachsen bemächtigten sich selbst in kurzer Zeit des Landes, und stifteten daselbst sieben angelsächsische Königreiche, so daß die Herrschaft der Sachsen über Britannien bestand, bis diese Insel im Jahre 1066 von den Normännern unter Wilhelms Anführung erobert ward. — Die in Deutschland zurückgebliebenen Sachsen erschienen in ihren weit ausgebreiteten Besitzungen unter dem Namen der Ostphalen, Westphalen und Engern. Sie gränzten im Norden an die Friesen und an die Dänen, im Osten an die den Deutschen seit der Völkerwanderung bis an die Elbe nachgerückten slavischen Völkerschaften. — In Verbindung mit den Franken, welche unter Chlodowig im Jahr 486 in Gallien den letzten Ueberrest der römischen Macht vernichtet hatten, zerstörten sie im Jahre 528 das damals im mittlern Deutschlande bedeutende Königreich Thüringen, von welchem die nördlichen, am Harze gelegenen, Theile des eroberten Landes an die Sachsen kamen. Doch zerfielen die Sachsen und die Franken selbst unter sich über diese neue Erwerbung, und als Carl der Große die Macht des fränkischen Reichs im Innern und nach außen befestigt hatte, begann er den ernsthaften dreißigjährigen Kampf mit den Sachsen, die er zur Anerkennung seiner Hoheit und zur Annahme des Christenthums bringen wollte. Der kräftige Widerstand der Sachsen, besonders unter ihrem Heldenanführer Wittekind, bewies es, um welchen Preis dieses freie Volk seine bisherige Selbstständigkeit und Unabhängigkeit aufopfern würde. Denn selbst nachdem Wittekind, nach seiner Taufe zu Attigny, nicht mehr an der Spitze der sächsischen Völkerschaften stand, ward der blutige Kampf der Sachsen gegen Carl fortgesetzt, bis endlich im Jahre 803 der Vertrag zu Selz die Sachsen dahin brachte, daß sie das Christenthum annahmen, der Geistlichkeit den Zehnten entrichteten und mit den Franken zu Einem Volke vereinigt wurden. Doch sollten sie alle ihre bisherigen Rechte und Gesetze behalten, und zu keinen besondern Abgaben an den neuen Oberherrn verpflichtet seyn. Wenn gleich Carl für die Civilisation und Cultivirung der Sachsen durch viele im Umfange ih-

res Gebietes angelegte Bisthümer und Schulen (zu Osnabrück, Minden, Bremen, Verden, Paderborn, Münster, Hildesheim u. s. w.) sorgte; so verfielen doch überhaupt seine für Wissenschaften und für die Kirche begründeten Institute unter den innern und äußern Unruhen während der Regierung der unmittelbaren Nachfolger aus seiner Dynastie. Als aber unter dem kräftigsten seiner Enkel, unter Ludwig dem Deutschen, im Verduner Vertrage (843) Deutschland ein eignes Reich und von Frankreich auf immer getrennt ward, da bildeten die Sachsen einen der mächtigsten Stämme in der Reihe der sechs zu Deutschland gehörenden Völkerschaften: der Ostfranken, der Sachsen, der Friesen, der Thüringer, der Schwaben und Bayern. Schon unter Ludwigs Regierung wird (845) Ludolph, welcher große Erbgüter in Ostphalen besaß, als Herzog von Sachsen genannt. Sein ältester Sohn Bruno folgte dem Vater in dieser Würde (859), erbaute (861) Braunschweig, und fiel (880) im Kampfe gegen die Normänner, wiewohl die herzogliche Würde auf dessen jüngern Bruder Otto den Erlauchten überging. Dieser, der entweder nur beträchtliche Familienländer in Thüringen, oder das Herzogthum Thüringen selbst, so wie Sachsen, als deutsches Reichslehn besaß, lehnte, nach dem Erlöschen der Carolingischen Dynastie in Deutschland mit Ludwig dem Kinde (911), die ihm angebotene deutsche Krone ab, und leitete die Wahl der Nation auf den ostfränkischen Grafen Konrad. Allein dieser Konrad schlug selbst bei seinem Tode den Sohn Otto's des Erlauchten, den kräftigen Herzog Heinrich von Sachsen, zu seinem Nachfolger vor, und so trug Heinrich und nach ihm, in unmittelbarer Folge, sein Sohn, Enkel und Urenkel, Otto I., II., III., die deutsche Krone. Unter diesen vier Fürsten aus dem sächsischen Hause war entschieden Heinrich der kräftigste und ausgezeichnetste; denn er schlug die Ungarn bei Merseburg (933) mit großem Erfolge vom nördlichen Deutschlande zurück; er besiegte die Dalemintier im Meißnischen und die Haveller im Brandenburgischen, und legte zur Bändigung der besiegten Slaven die Markgrafschaften Meißen (928) und Nordsachsen (Brandenburg — 931) an, so wie er jenseits der Eider die Mark Schleswig begründete, in Deutschland gesetzliche Ordnung herstellte, viele Ortschaften mit Mauern umgeben und den neunten Mann vom flachen Lande in diese gesicherten Städte ziehen ließ. Er selbst hatte das Herzogthum Sachsen beibehalten; allein sein Sohn Otto I. (reg. von 936—973) ertheilte es einem seiner Verwandten, dem tapfern eingebornen Sachsen, Hermann Billung. Diese Billungische Dynastie der Herzoge von Sachsen erlosch im Jahre 1106 mit dem Herzoge Magnus, worauf der Kaiser Heinrich V. den Grafen Lothar von Supplinburg und Querfurt mit Sachsen belehnte. Nachdem aber dieser (1125) den deutschen Thron bestiegen hatte, übertrug er Sachsen seinem Schwiegersohne, dem Herzoge Heinrich dem Stolzen von Bayern, der im Mannsstamm von dem Guelfischen Hause abstammte, durch seine Mutter aber der Enkel des letzten sächsischen Herzogs Magnus war. Allein nur zwei Guelfen, Heinrich der Stolze, und sein kräftiger Sohn, Heinrich der Löwe, beherrschten, unter abwechselnden Schicksalen, zugleich die beiden mächtigsten Herzogthümer Deutschlands in der damaligen Zeit; denn die Arrondirungsplane der Feinde des Löwen, besonders unter den geistlichen norddeutschen Fürsten, und die auf die Schwächung der größten Reichsvasallen berechnete Politik des Kaisers

Friedrichs I. aus der Dynastie der Hohenstaufen, trafen zusammen in dem beabsichtigten Sturze jenes Fürsten. Die über ihn im Jahre 1180 ausgesprochene Reichsacht war der Wendepunkt seiner politischen Macht. Kaum konnte seinem Hause das braunschweigische Erbland gerettet werden; das Herzogthum Bayern kam an die Wittelsbachische Dynastie; das Herzogthum Sachsen aber an Bernhard von Askanien, den Enkel des Herzogs Magnus von seiner zweiten Tochter, die mit dem Askanier Albrecht dem Bär vermählt gewesen war. — Es begann also mit dem Jahre 1180 der Askanische Mannsstamm der Herzoge von Sachsen. Allein Bernhard besaß zu wenig Macht durch seine Familienbesitzungen, um die vom Kaiser beabsichtigte Zersplitterung des bisherigen großen Herzogthums Sachsen hindern zu können. Die bisherige Hauptstadt desselben, Lübeck, ward eine freie Stadt; der Erzbischof von Cöln setzte sich in den Besitz des Herzogthums Westphalen; mehrere geistliche und weltliche Fürsten, welche bis jetzt unter der Hoheit des Herzogs von Sachsen gestanden hatten, gelangten zur Reichsunmittelbarkeit, wohin besonders die Fürsten von Mecklenburg und Pommern gehörten. Wenn also auch der Name eines Herzogs von Sachsen und das damit verbundene Reichserzmarschallamt auf Bernhard von Askanien überging; so ward doch seit dieser Zeit jener Name auf andere Gegenden Deutschlands übergetragen als die, welche bis zum Jahre 1180 Sachsen geheißen hatten. Das neue, Askanische, Herzogthum Sachsen erhielt seit dieser Zeit seinen Mittelpunkt an der Mittelelbe in Wittenberg, in Gegenden, welche Bernhards Vater, Albrecht der Bär, in mehrjährigen Kämpfen den slavischen Völkerschaften entrissen, und durch mehrere aus den Niederlanden dahin versetzte Colonisten neu bevölkert hatte. Gegen diese besiegten Slaven hatte Albrecht die Burgwarten Wittenberg (Wite-Burg, d. i. die weiße Burg), Zahna, Elstermünde (das jetzige Dorf Elster, in dessen Nähe die Preußen im Oct. 1813 auf das linke Elbufer zur wartenburger Schlacht übergingen), Wiesenburg (ein Rittergut der Watzdorfischen Familie), Dobien (ein Dorf des wittenbergischen Magistrats, anderthalb Stunden von Wittenberg, dessen Kirche auf einer bedeutenden Anhöhe liegt) und Coßewitz (das jetzige anhalt-bernburgische Städtchen Koswig an der Elbe) angelegt. Von den aus den Niederlanden angekommenen neuen Colonisten (vgl. Helmoldi Chron. Slavorum, l. 1. c. 88) wurden in diesen Gegenden mehrere Flecken und Städte begründet, deren Namen sogar auf den niederländischen Ursprung hinführen, als Kemberg (Cambray), Brück (Brügge), Niemegk (Nimwegen), Gräfenhaynichen (Grafenhaag) u. a. In diesen von Albrecht eroberten, und mit seinen anhaltischen Familienbesitzungen verbundenen Ländern war Bernhard seinem Vater 1170 gefolgt, und von hier aus machte er nach seiner Gelangung zur herzoglich sächsischen Würde die Rechte derselben geltend, indem er wenigstens über die mindermächtigen sächsischen Vasallen, z. B. die Grafen von Schwerin, von Danneberg u. A., die bisherige sächsische Oberhoheit behauptete, und durch Eroberungen an der Niederelbe im Lande der Polaben seine Besitzungen erweiterte, wo er zur Sicherung dieser Eroberung gegen die besiegten Slaven die Lauenburg (Polabenburg) anlegte. Nach seinem Tode folgt ihm (1211) in dem Herzogthum Sachsen sein Sohn Albrecht I., und in den anhaltischen Familienbesitzungen sein Sohn Heinrich, der Stammvater des noch jetzt in

den drei Linien — Dessau, Bernburg und Köthen — blühenden anhaltischen Hauses. Da Albrecht mehrere Urkunden in Wittenberg ausstellte; so scheint wenigstens seit seiner Zeit diese Stadt die Residenz der Askanischen Herzoge von Sachsen gewesen zu seyn. So klein auch sein Land war; so ward es doch bereits (1260) zwischen seinen Söhnen getheilt, von welchen der ältere, Johann, die lauenburgischen, und der jüngere, Albrecht II., die wittenbergischen Gegenden erhielt. Seit dieser Zeit sind beide Länder nicht wieder vereinigt worden. Die sachsen lauenburgische Linie erlosch im Jahre 1689, worauf die Besitzungen derselben, nach einem mehrjährigen Streite mit den beiden sächsischen Häusern der Albertinischen und Ernestinischen Linie, an Braunschweig-Celle kamen; die sachsen-wittenbergische Linie hingegen erlosch bereits im Jahre 1422 mit dem Herzoge Albrecht III. In diesen Ländern und der herzoglichen Würde folgte demselben, nach der Belehnung des Kaisers Sigismund, der Markgraf von Meißen und Landgraf von Thüringen, Friedrich der Streitbare, wodurch also das in Meißen seit 1127 erblich regierende Wettinsche Geschlecht zur sächsischen Churwürde und zum Reichserzmarschallamte gelangte, obgleich das sachsen-lauenburgische Haus einen lang fortgeführten Widerspruch deßhalb erhob, und selbst der neue Churfürst von Brandenburg, Friedrich von Hohenzollern, das Land für seinen Sohn Johann in Anspruch und wirklichen Besitz nahm, der mit der Tochter des vorletzten Askanischen Churfürsten Rudolphs III. vermählt war. Doch gab Friedrich von Brandenburg an Friedrich den Streitbaren das Land heraus, nachdem er von dem letztern 10,000 Schock böhmischer Groschen (nach Andern sogar 28,000 Gulden) erhalten, und der Kaiser erklärt hatte, er werde den Markgrafen von Meißen gegen jeden Anspruch, und namentlich gegen den Churfürsten von Brandenburg vertheidigen. — Diese Uebertragung der sächsischen Churwürde und Churländer (des Herzogthums Sachsen mit dem Burggrafthume Magdeburg und der sächsischen Pfalz Allstädt in Thüringen) auf das markgräfliche Haus Wettin in Meißen führt von selbst auf die frühere Geschichte des meißner Landes, als des eigentlichen Stammlandes der noch jetzt regierenden beiden sächsischen Linien, der Ernestinischen und Albertinischen. In diesem Lande, wo im zehnten Jahrhunderte die Mark Meißen vom deutschen Könige Heinrich I. errichtet ward, erscheint, nach den Zeugnissen römischer Schriftsteller, am Anfange der christlichen Zeitrechnung der germanische Volksstamm der Hermundurer als eine Nomadenhorde ohne bleibende Wohnsitze. Er durchzog bis gegen das Ende des vierten Jahrhunderts die Fluren und Gegenden zwischen der Elbe, Mulde, Pleiße, der weißen Elster und der Saale. Seit dieser Zeit, dem Zeitalter der Völkerwanderung, verliert sich zwar der Name der Hermundurer aus der Geschichte; allein keine Nachricht des Mittelalters berichtet, daß diese Hermundurer den Massen der übrigen, nach Westen und Süden ins römische Westreich vordringenden, deutschen Völkerschaften sich angeschlossen und ihre frühern Wohnplätze verlassen hätten. Da nun gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, ganz in den damals von den Hermundurern bewohnten Gegenden, der Name des deutschen Volks der Thüringer erscheint, obgleich keine einzige Nachricht darüber sich erhalten hat, daß diese Thüringer erst in dieser Zeit als ein neuer Volksstamm in Mitteldeutschland eingewandert wären; da vielmehr diese Thüringer sogleich bei ihrem

Erscheinen in der Geschichte nach Verfassung, Sprache, Sitte und Religion, so wie die Hermundurer, als ein deutscher Volksstamm sich ankündigten; so wird durch dies alles die (von Adelung in seinem Directorium aufgestellte, und von Heinrich in der neuen Bearbeitung seiner sächsischen Geschichte gleichfalls angenommene) Muthmaßung begründet: daß Hermundurer und Thüringer, eben so wie Catten und Hessen, nur ein und dasselbe Volk sind, und daß, wenn dieses Volk den Römern unter dem Namen Hermundurer bekannt war, der eigentliche deutsche Name desselben Thüringer war, so wie die Römer auch die Hessen nur unter dem Namen der Catten kannten. Für diese Hypothese spricht besonders, daß dieselbe Flußgränze der Werra, welche früher zwischen den Hermundurern und Catten bestand, auch, seit dem Erscheinen des Namens der Thüringer in der Geschichte, zwischen den Thüringern und ihren Nachbarn, den Hessen, fortdauerte. Durch feste Niederlassungen, und durch den Anbau des Bodens in den Niederungen zwischen der Werra, Unstrut und Saale, ward daher der Grund des thüringischen Königreichs gelegt, das seit dem zweiten Viertel des 5ten Jahrhunderts sich über mehrere Theile des mittlern Deutschlands bis in die Nähe der Gränze Böhmens ausbreitete, weil durch die Theilnahme so vieler germanischer Stämme an der Völkerwanderung in Mitteldeutschland die vorigen Wohnsitze derselben erledigt worden waren. So lange als dieses thüringische Königreich in seiner Kraft bestand, war es zugleich die sichere Vormauer gegen die im Osten Europa's den Deutschen in einer umgürtenden Linie von der Ostsee bis ans adriatische Meer nachziehenden slavischen Völker. Denn wenn gleich zu der Zeit der thüringischen Macht das Land zwischen der Saale und Elbe wahrscheinlich ungleich weniger angebaut und bevölkert war, als das Land an der Unstrut, zwischen der Saale und Werra; so gehörte es doch als wesentlicher Bestandtheil zu den thüringischen Besitzungen, und ward gegen die Slaven behauptet. Als aber das thüringische Königreich im Jahre 528 durch die vereinigte Kraft der Franken und Sachsen zertrümmert ward; da erschienen nicht nur die Sorben, ein Hauptzweig der Slaven, in dem Lande zwischen der Elbe, Mulde und Saale seit dem Jahre 534, sie behaupteten sich auch in demselben, und brachten die dort wohnenden Deutschen zur Unterwerfung. Vier Jahrhunderte hindurch (von 434 bis 828) war also dieses Land zwischen der Elbe, Mulde, Pleiße, Elster und Saale eine Besitzung der Sorben, und ward nach ihnen Sorabia genannt, und von ihnen in Zupanien getheilt, welche Eintheilung eine Aehnlichkeit mit der Eintheilung deutscher Provinzen in Gaue hatte. Die wichtigsten der vielen einzelnen sorbischen Gauen waren der Gau Nisen, der von Scharfenberg bis an die damalige böhmische Gränze in der Gegend von Pirna reichte; der Gau Glomaci (oder Daleminze), von der Völkerschaft der Dalemintier bewohnt, mit dem Hauptorte Glomaci (Lommatzsch) und der in der Nähe liegenden Feste Gana; der Gau Plisni mit dem Hauptorte Plisni (dem heutigen Altenburg); der Gau Neletici mit Halle und dem Giebichenstein; der Gau Scudici, mit Schkrudit und Leipzig; der Gau Milin mit Zwickau; der Gau Chutici mit Chemnitz, Rochlitz, Borna u. s. w. Eine Menge von Oertern, aus welchen in der Folge blühende Städte erwuchsen, wurden von den Sorben angelegt, besonders Lipzk (Leipzig), Wurzen, Zeitz, Alten-

burg, Zwickau, Chemnitz, Colditz, Belgern, Strehla u. a. — Mit diesen Sorben begannen aber die Kämpfe der Deutschen unter abwechselnden Erfolgen, seit der Zeit, daß das fränkische Reich, zu dessen östlichem Theile (Austrasien) Thüringen gehörte, durch die Majores Domus aus der Carolingischen Dynastie wieder mehr gehoben ward, und Carl der Große machte bereits in seiner Zeit die Sorben bis an die Elbe, und die Milzener und Obotriten zinsbar. Doch dauerte es, bei den unter seinen Nachfolgern eingetretenen innern und äußern Kämpfen, bis zu der Zeit des deutschen Königs Heinrich I. bevor die Elbe als Gränze des seit dem Verduner Vertrage (843) selbstständigen deutschen Reichs behauptet, und das Land zwischen der Saale und Elbe den Slaven völlig entrissen werden konnte. Denn wenn gleich schon vor Heinrich I. das Land zwischen der Saale und Mulde als eine deutsche Mark unter dem Namen des Osterlandes (limes Sorabicus, Marchia orientalis, südthüringische Mark) erscheint, und, wahrscheinlich von dieser verschieden, auch bereits seit dem Jahre 874 eine zweite nordthüringische Mark bestand, welche ihren Sitz zu Belgern und dann zu Eilenburg hatte; so gelang doch die völlige Bezwingung der Sorben in diesen Gegenden erst dem deutschen Könige Heinrich I., nachdem er die Feste Gana zerstört und (928) die Mark Meißen begründet hatte, wo durch den angestellten Markgrafen die in die Oberlausitz zurückgedrängten Slaven und die dort wohnenden Milzener im Zaume gehalten, und zur Entrichtung des Tributs an den König Deutschlands genöthigt wurden. Gleichzeitig hatte Heinrich auch das Land der Heveller an der Havel zu Deutschland gebracht, nachdem er ihre Feste Brennibor (Brandenburg) 931 erobert, und die Markgrafschaft Nordsachsen auf dem ihnen entrissenen Boden gestiftet hatte. Von seinem Sohne, Otto I., wurden in diesem Lande zur Verbreitung und Erhaltung des Christenthums die drei Bisthümer Meißen (965), Merseburg und Zeitz (968) gestiftet, der Sitz des letztern aber (1029) nach Naumburg verlegt. Weil jedoch in diesem Zeitalter, und nach dem ursprünglichen Charakter des Lehnssystems, die Würde der deutschen Herzoge, Land-, Pfalz-, Mark- und Burggrafen, als Reichslehen nur ansehnliche Staatsämter ohne erblichen Besitz derselben in gewissen Familien waren; so wechselte auch entweder bei dem Tode ihrer Inhaber oder wegen Lehnsuntreue (Felonie) der Besitz dieser Würden, bis dieselben, so wie die mit ihnen als Besoldung der großen Reichsvasallen verbundenen Lehnsgrundstücke, in den Zeiten der letzten salischen Kaiser, und nach dem Abgange der salischen Dynastie, unter dem Kaiser Lothar II. bei denjenigen Familien erblich wurden, welche sie eben damals besaßen. Nach einem zweihundertjährigen Wechsel der markgräflichen Würde in Meißen gelangte daher auch das Haus Wettin mit dem Markgrafen Konrad, einem nahen Verwandten der Gemahlin des Kaisers Lothar II., zum erblichen Besitze der Markgrafschaft Meißen im Jahre 1127. — Ob übrigens diese Dynastie, deren beglaubigte Abstammung nicht weiter, als bis auf den Theodorich Buzici (der in Otto's I. Zeiten lebte) zurückgeführt werden kann, slavischer oder germanischer Abkunft war, ist freilich nicht bis zur Gewißheit auszumitteln. Doch nennt ihn ein Chronist: Vir egregiae libertatis, welches im Mittelalter den Besitzer eines bedeutenden deutschen Allodiums bezeichnete, der keinem Höhern durch Lehnsverhältnisse verpflichtet war. Daß seiner Familie

erblich eine ansehnliche Besitzung in der Nähe von Halle gehörte, wo sie die Burg Wettin erbaute, und sich nach derselben nannte, ist historisch gewiß. Nur dürfte die von Adelung im Directorium aufgestellte Abstammung dieser Dynastie von dem gräflichen Hause Mansfeld, so wie die von Wedekind (in s. Schrift: die Eingänge der Messen, Braunschweig 1815, 8.) vorgeschlagene Identität des tribus Buzici mit der alten Burgmark Zörbig, in Ermangelung näherer Notizen bei den beiden Hauptquellen für die älteste meißnische Geschichte (im Ditmar von Merseburg, und im Chronicon Lauterbergense, das von einem anonymen Mönche des von der Dynastie Wettin gestifteten Klosters auf dem Petersberge bei Halle geschrieben ward), nie bis zur historischen Gewißheit erhoben werden können. — Konrad von Wettin, erster erblicher Markgraf von Meißen, erbte nach dem Tode seines Vetters, des Grafen Heinrich von Wettin zu Eilenburg, dessen schöne eilenburgsche Familienbesitzungen; vom Kaiser Lothar II. erhielt er (1143) die bisherige Reichsdomaine Rochlitz; auch ward er von demselben (1136) mit der östlichen Mark (Niederlausitz) belehnt; daher führte er auch den Namen Marchio Misnensis et Lusicensis. Obgleich seine Länder nach seinem Tode (1156) zwischen seinen fünf Söhnen getheilt wurden; so fielen doch die meisten derselben bei dem frühzeitigen Erlöschen dieser Seitenlinien an die meißner Stammlinie zurück, bis auf Brena mit Wettin, welche der deutsche König Rudolph I. (1290), als ein eröffnetes Reichslehen, dem Herzoge von Sachsen schenkte, so daß Brena erst 1423 zugleich mit dem Herzogthum Sachsen an Meißen zurückkam, Wettin aber bereits vorher auf das Erzbisthum Magdeburg übergegangen war. In unmittelbarer Folge regierten nach Konrad: sein Sohn, Otto der Reiche (1156-1190), unter welchem die freybergischen Bergwerke entdeckt, und die ersten beiden leipziger Messen gestiftet wurden; dann dessen ältester Sohn, Albrecht der Stolze (1190-1195), und nach ihm der jüngere, Dietrich der Bedrängte (1195-1221), der mit seinem Bruder in Streit verwickelt ward, und erst nach des Kaisers Heinrich VI. Tode, welcher Meißen als eine erledigte Reichsdomaine einziehen wollte, zum ruhigen Besitze der Markgrafschaft gelangte. Durch die Vermählung dieses Dietrichs mit der Tochter des Landgrafen Hermann von Thüringen ward die unter seinem Sohne Heinrich dem Erlauchten (reg. von 1221-1288) erfolgende Vereinigung der Landgrafschaft Thüringen mit Meißen vorbereitet. — Diese Landgrafschaft Thüringen umschloß bei weitem nicht den Umfang des alten thüringischen Königreichs, das unter seinem letzten Könige Hermanfried (528) von den Franken und Sachsen zerstört, und so getheilt ward, daß das eigentliche Thüringen als Provinz an die Franken, der nördliche Theil am Harze aber an die Sachsen kam. Wenn nun gleich nach dieser Zerstörung die Sorben in dem thüringischen Gränzlande zwischen der Elbe und Saale sich festsetzten; so drangen diese noch nicht ins eigentliche Thüringen vor, das von den fränkischen, in demselben angestellten, Grafen und Herzogen gegen sie vertheidigt ward. Seit 687 ward das Christenthum durch den Britten Winfried (Bonifacius) in diesem Lande verbreitet, wo bereits mehrere Städte (Erfurt, Weimar, Gotha, Eisenach, Eisleben, Arnstadt, Nordhausen, Mühlhausen rc.) aufblühten, und mehrere gräfliche Geschlechter (von Weimar, Gleichen, Mannsfeld, Schwarzburg, Orlamünde, Beich-

lingen, Käfernburg u. A.) schöne Allodialbesitzungen erwarben. Unter allen diesen thüringischen Dynastien erhob sich aber keine schneller, als die vom Grafen Ludwig mit dem Barte abstammende, der ein Anverwandter der Kaiserin Gisela, Gemahlin Konrads II., von dem letztern (ums Jahr 1026) einen beträchtlichen Strich Landes in der Nähe des thüringer Waldes geschenkt erhielt, und seine Besitzungen durch seine Vermählung mit der Gräfin Cäcilia von Sangerhausen erweiterte. In diesen Familienbesitzungen folgte ihm sein Sohn Ludwig (nach einer Fabel des Mittelalters der Springer genannt), welcher die Wartburg und die Stadt Freyburg erbaute. Der Sohn desselben, Ludwig, erhielt im Jahre 1130 die vom Kaiser Heinrich IV. in Thüringen begründete landgräfliche Würde, die ursprünglich ein kaiserliches Richteramt mit herzoglichen Rechten bezeichnete. Diese Würde blieb bei seiner Familie, bis dieselbe im Jahre 1247 mit dem Landgrafen Heinrich Raspe erlosch, und der Kaiser Friedrich II. das erledigte Land und die erledigte Würde auf den Markgrafen Heinrich den Erlauchten von Meißen übertrug, der von demselben Kaiser bereits im Jahre 1242 das Pleißner Land unterpfändlich erhalten hatte. Ob nun gleich Heinrich der Erlauchte über den Besitz von Thüringen mit seiner nahen Anverwandtin, der Herzogin Sophia von Brabant, einer Tochter des frühern Landgrafen, Ludwigs des Heiligen von Thüringen, in einen vieljährigen Krieg verwickelt ward; so behauptete er doch im Frieden vom Jahre 1263 die Landgrafschaft Thüringen, wogegen die hessischen Allodialbesitzungen an das brabantische Haus fielen, und der Sohn der Sophia, Heinrich, der Stammvater des gesammten hessischen Hauses ward. — Verstärkt durch den Erwerb von Thüringen, war im dreizehnten Jahrhunderte das Wettinsche Haus in Meißen eine der mächtigsten deutschen Regentenfamilien; nur daß die von Heinrich dem Erlauchten beschlossene Theilung seiner Länder, und die Fehden seines ältesten Sohnes, Albrechts des Unartigen, dem er Thüringen überlassen hatte, mit seinen beiden Söhnen, Friedrich dem Gebißnen und Diezmann, die innern Kräfte des Landes erschütterten, bis endlich nach zweien sturmvollen Jahrzehnden, und nach dem Absterben der übrigen Fürsten des Hauses, Friedrich der Gebißne zum ruhigen Besitze von Meißen und Thüringen gelangte. Bei seinem Tode (1324) folgte ihm sein Sohn Friedrich der Ernsthafte (1324-49). In Verbindung mit Hessen und Mainz besiegte er die raufsüchtigen Herren von Treffurt in Thüringen, deren Besitzungen (Treffurt nebst der Voigtei Dorla) in eine Ganerbschaft (gemeinschaftliche Besitzung) der drei Sieger (1337) verwandelt, und der sächsische Antheil davon erst im Jahre 1808 an das damalige Königreich Westphalen abgetreten ward. Mit Friedrichs des Ernsthaften Söhnen begannen wieder die für das Land so nachtheiligen Theilungen; es war aber im Mittelalter durchgehends in den deutschen Lehen die Ansicht vorherrschend, daß, wenn gleich dem ältesten Sohne ein größerer und besserer Theil gehöre, die übrigen Söhne doch berechtigt wären, in ziemlich gleiche Theile der Erbschaft zu gehen. So erhielt Friedrich der Strenge (reg. 1349-1381) in der durchs Loos bestimmten Theilung das Osterland; sein mittlerer Bruder Balthasar Thüringen, und der jüngste, Wilhelm I., Meißen. Durch Heirath brachte Balthasar Hildburghausen, und Friedrich die Pflege Coburg an das Haus. Zum Glück für das Land

starb Wilhelm I. (1407) ohne Erben, und die thüringische Linie erlosch gleichfalls (1440) schon mit Balthasars Sohne, Friedrich dem Friedfertigen. Dagegen regierten die Söhne Friedrichs des Strengen, Friedrich der Streitbare (1381-1428) und Wilhelm II. (st. 1425) im Osterlande gemeinschaftlich, bis sie nach dem Erlöschen der meißner Linie (1407) eine neue Theilung stifteten. Sie gründeten im J. 1409, auf Veranlassung der von Prag auswandernden Lehrer und Studirenden, die Universität Leipzig, und beide Brüder, so wie ihr Vetter Friedrich von Thüringen, unterstützten den Kaiser Sigismund in dem Hussitenkriege. So viele verderbliche Folgen dieser Krieg für die meißnischen Länder hatte; so ward er doch auch die Veranlassung, daß Sigismund die ritterliche Tapferkeit und kriegerischen Verdienste Friedrichs des Streitbaren im Jahre 1423, nach dem Erlöschen des Askanischen Hauses in der sächsischen Chur, mit dieser Chur und den dazu gehörenden Ländern belohnte. Wenn von der einen Seite die an sich schon bedeutende Hausmacht der Wettinschen Dynastie durch die Gelangung zur sächsischen Churwürde mit einem neuen Glanze umgeben, und durch den Erwerb des Herzogthums Sachsen nach Länderumfang und Bevölkerungszahl wesentlich verstärkt ward; so erhielt zugleich von der andern Seite die sächsische Chur, die unter den Askaniern so wenig gegolten hatte, im deutschen Staatensysteme ein neues höheres Gewicht, weil nun, durch die Vereinigung von Sachsen, Meißen und Thüringen in Einem Regentenhause, der politische Einfluß dieses Hauses auf die Angelegenheiten Deutschlands selbst beträchtlich gesteigert ward. In der That war seit dieser Zeit der Churfürst von Sachsen, wie vormals die Guelfischen Herzoge von Sachsen, der mächtigste und wichtigste Fürst Deutschlands nächst dem regierenden luxemburgischen Kaiserhause; denn selbst das österreichische Haus stand hinter dem Wettinschen an politischem Einflusse zurück, bis dasselbe zur Kaiserwürde, und in schneller Folge der Begebenheiten durch Erbschaft zum Besitze der burgundischen Staaten (1477), des Königreichs Ungarn, und der Länder des böhmischen Lehnsnexus (1527) gelangte. — In der sächsischen Chur und den dazu gehörenden untheilbaren Ländern folgte auf Friedrich den Streitbaren sein ältester Sohn, Friedrich der Sanftmüthige (1428-1464); in den übrigen Hausbesitzungen regierte er aber gemeinschaftlich mit seinem Bruder Wilhelm III. (st. 1482), nachdem der auf das Erlöschen der thüringischen Seitenlinie (1440) erfolgende Bruderkrieg durch die Dazwischenkunft des Kaisers und durch die Vermittelung mehrerer Reichsfürsten ausgeglichen worden war. Doch war der sächsische Prinzenraub (9ten Juli 1455) eine Folge dieses Bruderkriegs; denn Kunz von Kaufungen, welcher die beiden Söhne des Churfürsten, Ernst und Albrecht, aus dem altenburger Schlosse entführte, beabsichtigte durch diese That eine größere Entschädigung für seine Ansprüche an den Churfürsten, endigte aber nach seiner Gefangennehmung auf dem Fürstenwege zwischen Grünhayn und Raschau durch den beherzten Köhler Schmidt auf dem Schaffotte zu Freyberg (14ten Juli). — Ob nun gleich, nach des Churfürsten Tode, Ernst im Churkreise allein, und in den übrigen Erbländern gemeinschaftlich mit seinem Bruder Albrecht regierte; so theilten sie doch nach dem unbeerbten Tode ihres Oheims, Wilhelm III. in Thüringen (1440), im Jahre 1485 die gesammten Familienländer zu Leipzig, in welcher Theilung Ernst Thüringen, und Al-

brecht Meißen erhielt, das Osterland aber und die Vasallen zwischen ihnen getheilt wurden. Seit dieser Theilung sind die gesammten Wettinschen Familienbesitzungen nie wieder vereinigt worden, wenn gleich der Besitzstand selbst durch die wittenbergische Capitulation zum Nachtheile des Ernestinischen Hauses bedeutend verändert ward. — In der Ernestinischen Linie, welche den Churkreis und Thüringen besaß, folgten auf Ernst seine Söhne: der Churfürst Friedrich der Weise (1486-1525), und der Herzog Johann der Beständige, auf welchen nach Friedrichs unbeerbtem Tode auch die Churwürde überging (st. 1532). Nicht ohne Grund ward Friedrichs Weisheit in seinem Zeitalter gefeiert; denn er hatte nicht nur auf die Angelegenheiten Deutschlands einen bedeutenden Einfluß, und war des Kaisers Stellvertreter bei dessen Abwesenheit aus Deutschland; er stiftete auch (18ten October 1502) die Universität Wittenberg, und leitete die von dieser Universität (1517) ausgehende Kirchenverbesserung mit religiösem Sinne und mit politischer Umsicht der Verhältnisse. Ohne sein persönliches Gewicht bei den Kaisern, Maximilian und Carl V., und ohne seine Gewandtheit und Klugheit würde wahrscheinlich der kühne Luther das Schicksal Hussens erfahren haben. Allein bei Friedrichs Tode war die neue Lehre bereits so fest gegründet, und hatte auf Fürsten und Völker so mächtig eingewirkt, daß kein Bannfluch vom Vaticane und keine Reichsacht, selbst nicht der schmalkaldische und dreißigjährige Krieg, das wieder vernichten konnte, was aus dem mündig gewordenen Geiste des Volks selbst hervorgegangen, und bald der wichtigste Impuls der neueuropäischen Politik geworden war. Mochte also auch nach der mühlberger Schlacht (24sten April 1547) der sächsische Churhut in der wittenberger Capitulation (19ten Mai 1547) von dem Haupte des Churfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen fallen; so ward doch die protestantische Freiheit durch seinen Vetter und Nachfolger in der Chur, durch Moritz, im passauer Vertrage (1552) gerettet, nachdem er in dem kurzen Feldzuge gegen Carl V. gezeigt hatte, was ein kräftiger deutscher Fürst gegen den mächtigsten damaligen Regenten in Europa vermochte, sobald es erhellte, daß er die bürgerliche und kirchliche Freiheit Deutschlands gegen das Reactionssystem seiner Zeit vertheidigte! Die wittenberger Capitulation, in welcher Moritz außer der Churwürde auch den beträchtlichsten Theil der Besitzungen des sächsisch-Ernestinischen Hauses auf die Albertinische Linie brachte, beschränkte freilich das neue, meistens aus thüringischen Aemtern gebildete Fürstenthum für die Söhne des gefangnen Churfürsten nur auf ein jährliches Einkommen von 50,000 Gulden; allein auch der Churstaat selbst verlor dadurch, daß Moritz dem Könige von Böhmen das schlesische Herzogthum Sagan, die vogtländischen Besitzungen, als erledigte böhmische Lehen, und die bisherige sächsische Lehnshoheit über die reußischen Länder überlassen, so wie die Fortdauer der Bischöfe und Domcapitel in den drei meißnischen Hochstiftern zugestehn mußte. Der gewesene Churfürst Johann Friedrich kehrte, nach einer fünfjährigen Gefangenschaft, in die seinen Söhnen angewiesenen thüringischen Aemter zurück, starb aber bereits im Jahre 1554, nachdem der neue Churfürst von Sachsen, August, der Ernestinischen Linie, unter Mitwirkung der Krone Dänemark, zur Ausgleichung der bisherigen Streitigkeiten, das Fürstenthum Altenburg abgetreten, und 100,000 Gulden ausgezahlt hatte.

Bei den im Ernestinischen Hause fortdauernden Ländertheilungen ward der Besitzstand, besonders bei dem baldigen Erlöschen mehrerer neugebildeten Seitenlinien, vielfach verändert. In unsern Zeiten blühen noch im Ernestinischen Hause fünf Linien: die weimarische (welche 1815 die großherzogliche Würde, und 77,000 neue Unterthanen, meist aus den Abtretungen des Königs von Sachsen an Preußen erhielt), die gothaische, die meiningische, die coburgische (welche 1816 20,000 neue Staatsbürger im überrheinischen Fürstenthume Lichtenberg gewann,) und die von Hildburghausen. Einen beträchtlichen Zuwachs erhielt 1583 das Ernestinische Haus durch $\frac{7}{12}$ der hennebergischen Erbschaft. — Das Albertinische Haus, durch die Theilung im J. 1485 vom Herzoge Albrecht gestiftet, und im Besitze von Meißen und einzelnen Theilen des Osterlandes, blieb nach Albrechts Tode (1500) unter seinen Söhnen, Georg dem Bärtigen (1500-1539), und Heinrich dem Frommen (1539-1541) in diesem Länderumfange, bis Heinrichs Sohn, der staatskluge und als Held ausgezeichnete Moritz, durch sein Bündniß mit dem Kaiser Carl V. in der wittenberger Capitulation (1547) zum Besitze der sächsischen Churwürde, des Herzogthums Sachsen und mehrerer andrer Länder des Ernestinischen Hauses gelangte. Doch bald darauf bewährte er in dem, nach einem kurzen Feldzuge dem Kaiser Carl V. (1552) abgedrungenen Vertrage zu Passau, daß ihm die bürgerliche und religiöse Freiheit mehr galt, als die Gunst des Kaisers, und ehe ein Jahr darauf verfloß, starb er (11ten Juli 1553) an den Wunden, die er (9ten Juli) in der Schlacht bei Sievershausen gegen den Markgrafen Albrecht von Culmbach erhalten hatte. Ihm folgte in der Chur und in den erworbnen Ländern sein Bruder August (1553-1586). Wenn gleich nicht Moritzens militärische Talente auf ihn übergegangen waren, und sein Antheil an den kryptocalvinistischen Streitigkeiten einen Schatten auf seine Regierung wirft; so darf doch nicht vergessen werden, daß er der erste Staatswirth seines Zeitalters war; daß er die trefflichsten Institute für die innre Organisation seines Staats begründete, und daß er durch Verträge, durch Ankauf und kaiserliche Belehnung den Umfang dieses Staats beträchtlich erweiterte, ob er gleich im Jahre 1554 dem Ernestinischen Hause das Fürstenthum Altenburg überließ. Unter ihm geschah es, daß die Administration der zum Protestantismus getretenen drei meißnischen Stifter, Meißen, Merseburg und Naumburg-Zeitz, durch Vertrag mit den Domcapiteln, deren Rechte beibehalten wurden, auf den Churfürsten überging; daß er durch Kauf von dem Burggrafen von Meißen und Voigte von Plauen die schon früher seinem Hause gehörenden voigtländischen Besitzungen (den nachmaligen voigtländischen Kreis) wieder erwarb (1566); daß er, nach der vom Kaiser ihm aufgetragenen Achtsvollziehung gegen den Herzog Johann Friedrich den Mittlern von Gotha, für die aufgewandten Kriegskosten die Ernestinischen Aemter Sachsenburg, Arnshaugk, Weida und Ziegenrück (1567) unterpfändlich erhielt; daß ihm der Kaiser aus der hennebergischen Erbschaft (1583) $\frac{5}{12}$ bestimmte (welche in der Theilung des hennebergischen Landes (1660) in den Aemtern Schleusingen, Suhla, und Kühnsdorf mit Benshausen bestanden); und daß er, durch die nöthig gewordene Sequestration der mansfeldischen Länder (1570), den spätern Anfall (1780) des unter sächsischer Lehnshoheit stehenden Theiles die-

ser Länder an das Churhaus, nach völligem Erlöschen des gräflich mansfeldischen Geschlechts, vorbereitete. Für die innere zweckmäßige Organisation seines Staats wirkte August durch die Stiftung des Appellationsgerichts, des geheimen Conciliums, des Obersteuercollegiums, des Kammercollegiums, des Oberconsistoriums, und durch die Sammlung eines neuen Gesetzbuches, besonders aber durch die Ordnung in den Finanzen, durch die erhöhte Bevölkerung und Ansiedlung von Colonisten, da er mehrere seiner Domainen in Erbpacht gab, durch viele Baue zur Verschönerung der Residenz und einzelnen Städte, und durch seine Anstalten für die Polizei, für das Münz- und Postwesen. — Die kurze Regierung seines Sohnes Christian I. (1586-1591) bezeichnete zunächst der Einfluß des Kanzlers Crell auf dieselbe, der aber, obgleich nur die Begünstigung des Kryptocalvinismus zunächst auf seine Rechnung gebracht werden konnte, dennoch unter der folgenden Regierung, nach einem illegalen Prozeßgange, als ein Opfer des von ihm beleidigten Adels (9ten October 1601) enthauptet ward. Für den minderjährigen Christian II. (1591-1611) führte anfangs der Herzog von Sachsen-Altenburg die vormundschaftliche Regierung. Die Unthätigkeit Christians, nach angetretener Regierung, trug größtentheils die Schuld davon, daß die auf kaiserliche Anwartschaft gegründeten Rechte des sächsischen Hauses auf die reiche jülichsche Erbschaft beim Tode des letzten Herzogs von Jülich (1609) nicht geltend gemacht, und diese Länder von Brandenburg und Pfalz-Neuburg in Besitz genommen wurden, welches zu einer Entfremdung Sachsens gegen diese beiden Fürstenhäuser nothwendig führen mußte, die auch während des dreißigjährigen Kriegs nicht ohne sichtbare Folgen blieb. Denn als, nach Christian II. Tode, ihm sein Bruder Johann Georg I. (1611-1656) in der Regierung folgte; lehnte dieser nicht nur selbst die ihm von den Böhmen — welche Ferdinand II. des Throns für verlustig erklärten — angebotene böhmische Krone ab; er rieth auch dem Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz, dasselbe zu thun. Allein dieser, geblendet von dem Glanz der Krone, und rechnend auf die Unterstützung der Union (des Bundes der Protestanten) in Deutschland, verlor bald nach der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag, welche gegen ihn entschied, nicht nur die Aussicht auf Böhmen, sondern auch, durch die Achtserklärung des Kaisers, die Chur und alle seine Familienländer. Dagegen hatte Johann Georg I., als Bundesgenosse Ferdinands, für diesen die Lausitzen und Schlesien zur Unterwerfung gebracht, und für die auf 72 Tonnen Goldes berechneten Kriegskosten die beiden Lausitzen anfangs (1623) unterpfändlich, nach dem Kriege mit dem Kaiser aber im prager Frieden (1635) völlig abgetreten erhalten. Denn das gute Vernehmen des Churfürsten mit dem Kaiser ward durch das Restitutionsedict des letztern (1629) gestört, nach welchem die seit dem passauer Vertrage secularisirten geistlichen Länder wieder in die vorigen kirchlichen Verhältnisse zurückgedrängt, und von den Protestanten herausgegeben werden sollten. Unter diesen Umständen schloß sich Johann Georg I. (1631) dem Könige von Schweden, Gustav Adolph, an, worauf die Schweden in Verbindung mit den Sachsen gegen Tilly (7ten September 1631) die Schlacht bei Breitenfeld, und gegen Wallenstein (6. November 1632) die Schlacht bei Lützen gewannen, obgleich der König in der letzten gefallen, und nach ihm die Leitung der schwedischen Angelegenheiten

in Deutschland auf seinen Kanzler Oxenstierna übertragen war, mit welchem der Churfürst nicht zu gemeinsamen Entschlüssen sich vereinigen konnte. Die Folge ihrer Mißverständnisse war Sachsens Separatfriede mit dem Kaiser zu Prag (30sten Mai 1635), in welchem der Churfürst von Oesterreich die beiden Lausitzen abgetreten, sein Sohn August der Administration des Erzstiftes Magdeburg, und der Churfürst von diesem Erzstifte die sogenannten querfurtischen Aemter (Querfurt, Jüterbog, Dahme, Burg) erhielt. Als aber kurz nach diesem Frieden Johann Georg auf Oesterreichs Seite gegen Schweden trat, büßte sein Land diesen Mißgriff der Politik durch die wildesten Verheerungen der schwedischen Truppenmassen, und der westphälische Friede (1648) verschaffte Sachsen bloß die Bestätigung der im prager Frieden gemachten Erwerbungen. Ueberhaupt war der prager Friede, seit welchem der sächsische Churstaat keine Vermehrung seines Länderbestandes erhielt, sondern bis zum wiener Tractate am 18. Mai 1815 in statu quo blieb, der Culminationspunkt des politischen Gewichts Sachsens in Deutschland; denn seit dieser Zeit trat Sachsen aus der ersten Stelle nächst dem Kaiserhause in die zweite, weil Brandenburg den politischen Einfluß Sachsens seit der Regierung des großen Churfürsten überflügelte und verdunkelte, und seine Besitzungen und seine Macht seit dem westphälischen Frieden, besonders aber unter Friedrich II., bedeutend vergrößerte und verstärkte. — Die Nachtheile der von Johann Georg I. in seinem Testamente begründeten Theilung der Albertinischen Länder, durch die Stiftung der drei Seitenlinien zu Weißenfels, Merseburg und Zeitz, waren zum Glücke nur vorübergehend, weil diese Linien frühzeitig erloschen, und ihre Länder (die zeitzer 1718, die merseburger 1738, die weißenfelser 1746) wieder mit dem Churstaate vereinigt wurden. — In diesem Churstaate regierten Johann Georg II. (1656 1680), Johann Georg III. (1680 - 1691) und Johann Georg IV. (1691 - 1694) ohne wichtige und durchgreifende Ereignisse. Als aber dem letztern sein nachgeborner Bruder Friedrich August I. (1694 - 1733) folgte (s. d. Art.); so bewirkte zwar sein Uebertritt zum Catholicismus (1697) im Innern keine wesentlichen Veränderungen; allein seine Wahl zum Könige von Polen (1697) führte nicht nur zu einem glänzendern Hofstaate, als er den Kräften Sachsens angemessen war, es ward auch Sachsen in den nordischen Krieg verflochten, welchen August, in Verbindung mit Rußland und Dänemark, gegen den König Carl XII. von Schweden führte, der nicht nur Augusts Absetzung und die Wahl des Stanislaus Lescinsky in Polen bewirkte, sondern der auch im Herbste 1706 nach Sachsen ging, zu Altranstädt (24sten September 1706) die Bedingungen des nachtheiligen Friedens mit August vorschrieb, und während seines einjährigen Aufenthaltes in Sachsen dem Churstaate große Summen kostete. Wenn nun gleich August nach Carls Niederlage bei Pultawa (1709) die polnische Krone reclamirte; so ward doch der erneuert Krieg gegen Schweden größtentheils mit sächsischen Truppen und sächsischem Gelde geführt, ohne daß im Frieden mit Schweden irgend ein Vortheil daraus für Sachsen, oder selbst für Polen, hervorgegangen wäre. Die Liebe Augusts zum Glanze bewirkte zwar manche Verschönerungen, und die Begründung und Nährung des Kunstsinnes in der Residenz; doch wurden auch von ihm mehrere sächsische Aemter an benachbarte Fürsten verpfändet, die Vogtei über das Stift Quedlinburg, die drei

Aemter Lauenburg, Sevenberg und Gersdorf, nebst dem Petersberge, an Brandenburg verkauft, und dem Hause Schwarzburg gegen einige Geldsummen bedeutende Rechte zugestanden. — Nach Friedrich Augusts I. Tode folgte sein Sohn, der Churfürst **Friedrich August II.** (1733 - 1763), als August III. auch auf dem polnischen Throne; doch mußte der Besitz desselben erst gegen die erneuerten, und von Frankreich unterstützten, Ansprüche des Stanislaus Lescinsky im **polnischen Erbfolgekriege** (1734 ff.) behauptet werden, dessen Erfolg aber für Polen bereits durch die Einnahme von Danzig von den Sachsen und Russen entschieden ward. Beim Ausbruche des **österreichischen Erbfolgekriegs**, nach dem Tode des Kaisers Carls VI. stand August III. im **ersten** schlesischen Kriege (1741 f.) auf der Seite der Gegner der Maria Theresia. Ob nun gleich in dem Frieden zu Berlin (1742) der König von Preußen den größten Theil Schlesiens von Oesterreich erwarb; so erhielt Sachsen, das diesem Frieden sich anschloß, doch keinen Theil der österreichischen Erbschaft, und trat bereits im Mai 1744 **auf Oesterreichs Seite**. Der **zweite** schlesische Krieg (1744 f.) führte, nach der Schlacht bei Kesselsdorf (15ten December 1745), im **dresdner Frieden** (25sten December 1745) zu keinem andern Resultate in Hinsicht des Länderbestandes, als zum status quo; nur daß Sachsen in diesem Kriege viele Verluste erlitten, an Preußen eine Million zu zahlen hatte, und daß der dresdner Friede das steigende Uebergewicht Preußens im deutschen Norden durch den behaupteten Besitz Schlesiens sicher stellte. So blieb es auch im **hubertsburger Frieden** (15ten Februar 1763), der den **dritten** schlesischen (siebenjährigen) Krieg beendigte; allein dieser Krieg hatte furchtbare Leiden, und eine Schuldenlast von 29 Millionen Thaler über Sachsen gebracht, ohne die Municipalschulden, ohne die Rechnungen der durch Bombardement zerstörten Städte, Dresden, Wittenberg und Zittau, und die Verwüstungen der sächsischen Bundesgenossen, der Oesterreicher und Reichstruppen, zu rechnen. Einen wesentlichen Einfluß auf die nachtheiligen Ereignisse während Augusts III. Regierung hatte die Premierministerschaft des **Grafen von Brühl** (1746 - 1763), eines schwachen Politikers und eines Verschwenders, der, bei seinem ungeheuern Aufwande, dennoch ein sehr bedeutendes Privatvermögen und ansehnliche Besitzungen hinterließ. — Sollte Sachsen von den Wunden des siebenjährigen Kriegs genesen; so mußte an die Stelle der Brühlschen Verschwendungen das System der Sparsamkeit und die neue Begründung des Staatscredits treten. Dies leitete der würdige Churfürst **Friedrich Christian** in seiner zweimonatlichen Regierung ein (6ten October bis 17ten December 1763), und ward von dem Administrator **Xaver** während der Minderjährigkeit **Friedrich Augusts III.** (bis 1768) mit Beharrlichkeit fortgesetzt. Die Landesschulden und deren Interessen wurden auf die **Steuercreditcasse** angewiesen, welche jährlich 1,100,000 Thlr. dafür bezahlte, so daß 1807 die Landesschuld bereits bis auf 15 Millionen abbezahlt war, obgleich bei den spätern Kriegen die Ausloosung der Steuerscheine sistirt werden mußte. Eben so ward für die Bezahlung der 9 Millionen Kammerschulden eine Kammercreditcasse gestiftet, welche jährlich 300,000 Thlr. abtrug. Schon unter Friedrich Christian ward die in Dresden (seit 1703 bestehende) Maleracademie zu einer **Academie der zeichnenden und bildenden Künste** unter **Hagedorns** Leitung erhoben, und mit 16,000 Thlr jährlicher Einkünfte

ausgestattet. Der Administrator verband damit (1764) die leipziger Zeichnungs- Malerei- und Architekturacademie als Filialanstalt. Eben so erweiterte er (1764) den Geschäftskreis der (1735 errichteten) Landes-Oekonomie-, Manufactur- und Commerciendeputation, und stiftete (4ten December 1765) die treffliche Bergacademie zu Freyberg. Die 1768 zu Dresden begründete Artillerieschule ward 1816 in eine Militäracademie für 44 Zöglinge verwandelt, welche darin zum Ingenieur- und Artilleriedienst gebildet werden sollen. Für die innere Verwaltung wurden (1764) in den einzelnen sieben Kreisen des Landes Kreis- und Amtshauptleute angestellt, und (in dem gebliebenen Theile) die Zahl der letztern im Jahre 1816 vermehrt, und ihr Geschäftskreis erweitert; auch ward zu Dresden (1768) das Sanitätscollegium errichtet. Unter dem noch lebenden Regenten, dessen Gerechtigkeit und Weisheit von seinem Zeitalter und von den ausgezeichnetsten Fürsten desselben allgemein anerkannt ward, erhielt das neugestiftete Finanzcollegium (1782), durch die Vereinigung des Accis-, Berg- und Kammercollegiums, und der bis dahin vereinzelten Cassen, eine zweckmäßige Organisation; der Erwerbfleiß und Handel wurden durch liberale Grundsätze unterstützt und gehoben; der Ackerbau war im Emporblühen; der Wohlstand der mittlern und niedern Volksklassen stieg immer höher, denn ein wohlhabendes Volk ist der Fürsten beste Schatzkammer; die öffentlichen Verbindlichkeiten wurden pünktlich erfüllt; die Tortur (1770) abgeschafft; neue Zucht- und Arbeitshäuser wurden (1772 und 1776) zu Torgau und Zwickau, ein Arbeitshaus für Bettler und Vagabunden (1803) zu Colditz angelegt; die Irrenanstalt (1811) auf den Sonnenstein versetzt; das Taubstummeninstitut zu Leipzig vom Churfürsten ansehnlich unterstützt; eine zweckmäßige Brandassecuranzordnung (1787), und (1809) die Gensdarmerie eingeführt, die Saale (seit 1790) schiffbar gemacht, für die Bearbeitung eines neuen Gesetzbuchs (1791) eine besondre Gesetzcommission niedergesetzt; das Schulwesen durch zwei Landschullehrerseminarien zu Dresden und Weißenfels, und besonders in Hinsicht der drei Landschulen — Pforta, Meißen und Grimma — besser organisirt, und zur Verbesserung dieser und der beiden Universitäten wurden vom Regenten (1811) die ihm zugefallenen fünf Commenden des deutschen Ordens angewiesen. Für die Bildung der Officiere der Armee erhielt die Ritteracademie (seit 1798) eine zeitgemäße Erweiterung und neue Einrichtung; das annaburger Soldatenknabeninstitut sorgte väterlich für die Waisen der Soldaten, und die Armee selbst erhielt (1810) eine neue Organisation den Bedürfnissen der Zeit angemessen. Der Landescredit war so gesichert, daß die im Jahre 1772 creirten $1\frac{1}{2}$ Million Cassenbillets, selbst nach ihrer spätern Erhöhung auf 5 Millionen im Curse al pari standen, bis erst die Vorgänge im Jahre 1813 nachtheilig auf sie einwirkten. Für die Künste und Wissenschaften ward durch die Ueberlassung des japanischen Palais an die Bibliothek und die Antiken, so wie durch den Ankauf der Mengsischen Gypsabgüsse (1792), durch die Vermehrung der trefflichen Gemäldegallerie, durch die Vervollkommnung der Capelle, und durch manche Ergänzung fehlender Institute auf beiden Universitäten (in Leipzig durch die Stiftung des Hebammeninstituts, des Clinicums, der Sternwarte, des chemischen Laboratoriums, des philologischen Seminariums u. s. w., in Wittenberg durch das Hebammeninstitut &c.) väterlich gesorgt. — In Hinsicht der auswär-

tigen Verhältnisse machte Friedrich August III. seine Rechte auf die bayrische Allodialerbschaft in dem kurzen bayerischen Erbfolgekriege (1778) geltend, in welchem er mit Preußen gegen Oesterreich verbündet war. Dieses Bündniß ward noch fester geknüpft, als er (1785) dem von Friedrich II. gestifteten deutschen Fürstenbunde beitrat, durch welchen der von Oesterreich beabsichtigte Eintausch Bayerns gegen den größten Theil der österreichischen Niederlande vereitelt ward. — Im J. 1791 schlug er die, nach der neuen Constitution Polens vom 3ten Mai d. J., ihm und seiner Tochter bestimmte polnische Krone aus, weil bei der damaligen Stellung Rußlands gegen Polen nicht zu erwarten war, daß Catharina II. die von den Polen und ihrem Könige Stanislaus Augustus angenommene neue Constitution anerkennen würde. Dagegen wählten die beiden unmittelbaren Nachbarn des Churfürsten, der Kaiser Leopold II. und der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, die ländlich schöne Sommerwohnung desselben, das Schloß zu Pillnitz (Aug. 1791), zu Ausgleichung ihrer seit der reichenbacher Convention nicht ganz gehobenen Irrungen, und zur Vereinigung über gemeinschaftliche Maßregeln in Hinsicht auf die französische Revolution. Die zwischen ihnen deßhalb abgeschlossene Acte (de Martens recueil T. V. p. 35. sqq.) sollte dazu dienen, die Rechte des Königs von Frankreich und das Wohl der Nation gleichmäßig zu sichern. Ob nun gleich (7ten Februar 1792) Oesterreich und Preußen deßhalb zu einem Bündnisse näher zusammentraten, zu welchem, außer Rußland, England und Holland, auch der Churfürst eingeladen ward; so lehnte er doch die Theilnahme ab, und stellte im Kriege gegen Frankreich bloß (seit 1793) sein Contingent als deutscher Reichsfürst, nachdem zu Regensburg der Reichskrieg gegen Frankreich ausgesprochen worden war. Selbst als Preußen sich im baseler Frieden (1795) von den Interessen Oesterreichs und des deutschen Reichs getrennt hatte, und eine schützende Demarcationslinie das nördliche Deutschland, und selbst die deutschen Staaten des Königs von England umschloß, blieb das chursächsische Contingent im Felde, und nahm (15ten Jun. 1796) Antheil an dem Siege des Erzherzogs Carl bei Wetzlar. Nur als bei dem Vordringen Jourdans und Moreau's im mittlern und südlichen Deutschlande der ganze obersächsische Kreis (13ten Aug. 1796) zu Erlangen einen Waffenstillstands- und Neutralitätsvertrag schloß, rief auch der Churfürst sein Contingent auf die Gränze dieses Kreises zur Deckung desselben zurück, und seine Gesandten machten vergeblich zu Rastadt (seit 1797) beim Friedenscongresse, und (1802 f.) zu Regensburg beim Reichsdeputationshauptschlusse die Rechte des deutschen Reichs gegen Frankreichs Anmaßungen, und die Rechte der kleinern Reichsstände gegen die Gelüste der größern geltend. Wenn nun auch die individuelle Denkungsart des Churfürsten die bereits damals schon (seit der Theilung Polens) herrschend gewordene Arrondirungspolitik nicht hindern konnte; so blieb er doch entfernt davon, den Umfang seiner Länder durch fremdes Gut zu erweitern. Selbst ältere Rechte des sächsischen Hauses auf Erfurt, Reuß u. s. w. wurden nicht erneuert, weil spätere Verträge und Verhältnisse anders darüber entschieden hatten. So behielt der Churfürst diese seine Würde selbst dann noch bei, als durch die Stiftung des Rheinbundes (12. Juli 1806) und durch die Resignation des Kaisers Franz II. (6ten Aug. 1806) das deutsche Reich, nach seiner tausendjährigen Existenz, in die Trümmer eines unter Napoleons Protectorat gestellten Staatenbundes zusammengestürzt war.

und als es darauf ankam, den Norden Deutschlands gegen Frankreichs Dictatur zu retten, obgleich Preußen in diesem Norden unter seinem Protectorate einen ähnlichen Bund, wie Napoleon im Süden und Westen, bilden wollte; so fochten 22,000 Sachsen (Oct. 1806) in Thüringen unter Hohenlohe's Anführung gegen Napoleon, bis die Doppelschlacht bei Auerstädt und Jena über das Schicksal des nördlichen Deutschlands entschied. In unerklärbarer Schnelle eröffneten die preußischen Festungen den Franzosen ihre Thore, und schon hatten Hohenlohe und Blücher bei Prenzlau und Ratkau capitulirt; schon begann an der Weichsel der zweite Act des großen Kampfes: als der Churfürst, (11ten Dec. 1806) im Frieden zu Posen mit Frankreich, die Selbstständigkeit und Integrität seines Staates (bis auf den minder wichtigen Eintausch von Cottbus gegen eine Abtretung in Thüringen, die dann in der Cession des sächsischen Mansfelds, des sächsischen Antheils an Treffurt, und in Barby und Gommern bestand) rettete, die königliche Würde bei dem Beitritte zum Rheinbunde annahm, und sich verpflichtete, in diesem Bunde ein Contingent von 20,000 Mann, für den preußisch-russischen Krieg aber bloß von 6000 Mann, zu stellen. In dem Frieden von Tilsit (8ten und 9ten Juli 1807) erkannten Rußland und Preußen den Rheinbund mit allen gegenwärtigen und künftigen Einrichtungen Napoleons in demselben, und den König von Sachsen als Regenten des in diesem Frieden neugestifteten Herzogthums Warschau an, dessen Constitution (22sten Jul. 1807) von Napoleon zu Dresden bei seiner Rückkehr von Tilsit unterzeichnet, und bei dieser Gelegenheit von dem Könige der sächsische Rautenorden gestiftet wurde. Zugleich war in diesem Frieden von Preußen die Abtretung von Cottbus an Sachsen, so wie die Verzichtung auf alle sächsische und anhaltische Besitzungen auf dem rechten Elbufer (Art. 10) geleistet worden. Uebrigens hatte die Annahme der Königswürde in Sachsen weder eine Veränderung der landständischen Verfassung, noch eine Annahme der französischen Gesetzbücher, sondern nur die Verwandlung des Namens, Churkreis in die Benennung: Wittenbergischer Kreis, die Gleichstellung der Katholiken, und später auch der Reformirten, mit den Lutheranern, und die Erhebung der gesammten churfürstlichen Lande zu einem Königreiche (nach der Proclamation vom 20sten Dec. 1806) bewirkt. Selbst im Herzogthum Warschau hätte kein anderer Fürst, als der König von Sachsen, mit der so unbedeutenden Revenue von 7 Millionen poln. Gulden (der Gulden zu vier Gr.) sich begnügen können! — In Hinsicht des bei seinem Beitritte zum Rheinbunde festgesetzten Truppencontingents floß freilich auch sächsisches Blut am Tage von Wagram (6ten Jul. 1809); allein in diesem Kriege Napoleons gegen Oesterreich stand selbst Rußland auf seiner Seite, nach welchem zwar das Herzogthum Warschau durch Westgallizien und Cracau vergrößert ward, Sachsen selbst aber bloß die lausitzischen Enclaven Guntersdorf, Taubentranke, Gerlachsheim, Leutersdorf, Schirgiswalda und Winkel gewann. Später floß von neuem sächsisches Blut im Jahre 1812 im Kampfe gegen Rußland; allein das sächsische Corps unter Regnier focht in Verbindung mit 30,000 Oesterreichern unter Schwarzenbergs Befehlen, und 20,000 Preußen waren zur Eroberung von Kurland gleichzeitig dem Marschall Macdonald untergeordnet. Als aber der Brand von Moscau den Zauber von Napoleons Weltherrschaft lös'te; die Sachsen, die bei Kobryn, bei Slonim, und noch am 15ten Febr. 1813 bei Kalisch

bedeutend verloren hatten, in ihr Vaterland zurückkehrten, und sich auf des Königs Befehl von den Franzosen trennten; Preußen an Rußland zum Kampfe gegen Frankreich, nachdem alle preußischen Provinzen von den Franzosen geräumt waren, sich anschloß, und der Vicekönig von Italien mit dem Rest des französischen Heeres Sachsen bis zum 20sten März 1813 behauptete; da verließ auch der König von Sachsen seine Hauptstadt, wo Davoust die Elbbrücke sprengte, und ging zuerst nach Plauen, von da nach Regensburg und zuletzt nach Prag, weil er sich für die Fortsetzung dieses Krieges den Maßregeln Oesterreichs anschließen wollte. Deßhalb war zwischen dem sächsischen Gesandten in Wien und dem österreichischen Ministerium eine Uebereinkunft unterzeichnet worden, in welcher der König die Verbindlichkeit übernahm, „mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften zu den von dem österreichischen Hofe zur Herstellung des Friedens zu ergreifenden Maßregeln mitzuwirken, und in diesem Falle sich selbst zu der Abtretung des Herzogthums Warschau im Voraus anheischig machte." (Acten- und thatmäßige Widerlegung einiger der gröbsten Unwahrheiten 2c. Deutschland 1815, S. 76 f.) Gleichzeitig waren auch von Rußland und Preußen Unterhandlungen mit dem Könige eröffnet worden, deren Resultat aber von dem Ausgange seiner Negociationen zu Wien abhängen mußten. „Der Befehl des Königs an den General Thielemann lautete aber dahin, daß die Festung Torgau keinerlei fremden Truppen, ohne Unterschied und Ausnahme, ohne ausdrücklichen Befehl des Königs geöffnet werden sollte." (Acten- und thatmäßige Widerlegung 2c. S. 74 f.) Als nun die Schlacht von Lützen (2ten Mai 1813) von Napoleon gegen die Verbündeten gewonnen, und Leipzig und allmählig alles Land bis an die Elbe von den Franzosen besetzt worden war; als der König ein Schreiben des Herzogs von Weimar erhielt, in welchem dieser, auf ausdrückliches Verlangen Napoleons, dem Könige die Erklärung des Kaisers in Beziehung auf Sachsen meldete („Je veux que le Roi se déclare, je saurai alors ce que j'aurai à faire; mais s'il est contre moi, il perdra tout ce qu'il a." Ebend. S. 77 f.), und am 9ten Mai von Dresden aus der vormalige sächsische Gesandte zu Paris und der französische Obrist von Montesquiou mit unmittelbaren Aufträgen des Kaisers beim Könige in Prag ankamen, in welchen der Kaiser ihm seine Ankunft in Dresden meldete, und eine bestimmte Erklärung darüber foderte, ob der König in seine Hauptstadt zurückkehren, Torgau und alle vorhandenen sächsischen Truppen zur Disposition des Kaisers stellen, und seinen Obliegenheiten als Mitglied des Rheinbundes Genüge leisten wolle, widrigenfalls er Sachsen als ein erobertes Land behandeln werde (Ebend. S. 80): so kehrte der König nach Dresden zurück, ließ Torgau den Franzosen öffnen, und seine Truppen nahmen Theil an den folgenden Ereignissen des Feldzuges. Während des Waffenstillstandes hatte Oesterreich seine Rüstungen vollendet; die Friedensunterhandlungen zerschlugen sich, und nach dem Siege Napoleons bei Dresden (27sten Aug.) wich das Glück von seinen Waffen. Das französische, bei Großbeeren (23sten Aug.) geschlagene Heer erlitt bei Dennewitz (6ten Sept.) eine neue Niederlage; die schlesische Armee ging bei Wartenburg (3ten Oct.) über die Elbe, und die Völkerschlacht bei Leipzig (16ten und 18ten Oct.) entschied das Schicksal Sachsens. Der König, welcher Napoleons Antrag, ihm zu folgen, ablehnte, ward (19ten Oct.) Gefangner der Alliirten, und 20 Monate von seinem Lande getrennt, das bis zum 10ten Nov.

1814 unter russischer, und von da an unter preußischer Verwaltung stand. Ein bedeutendes sächsisches, vom Lande ausgestattetes Heer folgte den Alliirten über den Rhein, bis die Einnahme von Paris den französischen Kaiser zur Resignation brachte (11ten April 1814.). Doch Sachsens Schicksal sollte erst auf dem wiener Congreß bestimmt, und anfangs das ganze Königreich mit Preußen vereinigt werden, wogegen dem Könige, der am 4ten Nov. 1814 gegen jede Veräußerung seiner Erbstaaten protestirte, eine Entschädigung von 300,000 Menschen in Westphalen angetragen ward. Nach fünfmonatlichen Unterhandlungen beim wiener Congresse (vergl. Uebersicht der diplomat. Verhandlungen des wiener Congresses von J. Ludw. Klüber, 1. Abth. Frankf. 1816), auf welche die starken Erklärungen des brittischen Parlaments (vergl. europ. Annalen 1816, S. 2) nicht ohne Einfluß blieben, ward endlich im Febr. 1815 die Theilung Sachsens beschlossen, und dem Könige von Sachsen, der von Berlin nach Preßburg gekommen war, am 12ten März 1815 erklärt: „daß ohne Verzug diejenigen Landestheile Sachsens, welche unter preußische Hoheit kommen, von denjenigen getrennt werden sollten, welche dem Könige bleiben; daß Preußen für immer Besitz nehmen werde von demjenigen Theile Sachsens, welcher ihm überlassen worden ist; und daß dasjenige, was dem Könige von Sachsen bleibe, unterdessen der provisorischen Regierung des Königs von Preußen unterworfen bleiben solle. (Klüber, S. 38). Unterdessen war Napoleon von neuem in Frankreich erschienen; die Verhandlungen des Congresses mußten sich ihrem Ende nähern; der König unterzeichnete also am 18ten Mai 1815 den Vertrag mit Preußen, in welchem er diesem Reiche die größere Hälfte seines Staates in Hinsicht auf das Areal, die kleinere in Hinsicht der Bevölkerung überließ. Er trat zugleich der deutschen Bundesacte (8ten Jun.) bei, stellte sein Contingent gegen Frankreich, und kehrte am 7ten Juni 1815 nach Dresden zurück. In jenem Vertrage kamen die ganze Niederlausitz, ein Theil der Oberlausitz, der wittenberger Kreis (mit Barby und Gommern), Theile des meißner und leipziger Kreises, der größte Theil der Stifter Merseburg und Naumburg-Zeitz, das sächsische Mansfeld, der ganze thüringische Kreis, das Fürstenthum Querfurt, der neustädter Kreis, die voigtländischen Enclaven, und der königlich sächsische Antheil von Henneberg mit 385½ Quadratmeilen und 875,578 Menschen an Preußen. Da aber in diesen Zahlen auch der an Preußen zurückgekommene cottbusser Kreis mit eingerechnet ist, für welchen 1808 Mansfeld, Barby ꝛc. an Westphalen abgetreten ward; so betrug der sächsische Verlust im wiener Vertrage (nach Abrechnung von Barby, Gommern und Mansfeld) eigentlich nur 373½ Quadratmeilen und 845,218 Einwohner. Nach diesen Abtretungen bildet jetzt das Königreich Sachsen auf 362 Quadratmeilen mit 1,200,000 Einwohnern den vierten Staat des deutschen Staatenbundes, und bleibt in Hinsicht der Bevölkerung hinter Bayern, Hannover und Wirtemberg zurück, während es bis zum Reichsdeputationshauptschlusse (1803) selbst Bayern, nach der Bevölkerungszahl, übertraf. Während nun der an Preußen überlassene Theil von Sachsen den Namen Herzogthum Sachsen erhielt, obgleich beträchtliche Districte desselben an den Herzog von Sachsen-Weimar abgetreten wurden, besteht das Königreich Sachsen nunmehr aus den vier Kreisen: dem meißner, dem leipziger (beide mit Verlust, doch ward der Rest der Hoch-

stifter mit dem letztern verbunden), dem erzgebirgischen, dem vogtländischen und dem Reste der Ober-Lausitz. Da die Geschäfte der in Dresden in Wirksamkeit getretenen Ausgleichungscommission von preußischen und sächsischen Deputirten, unter Concurrenz eines österreichischen Commissarius, bis jetzt noch nicht völlig beendigt worden sind; so ist auch wegen der gesammten neuern und ältern Landesschulden, und wegen der Consolidirung derselben, selbst wegen der Gränzberichtigung, noch nichts definitiv festgesetzt. Nichts desto weniger wandte der König nach seiner Zurückkunft seinen Blick auf mehrere Verbesserungen und Veränderungen im Innern. Die Verminderung des Landes machte es nöthig, daß die bisherigen drei Departements des Finanzcollegiums (Sept. 1815) auf zwei beschränkt wurden; allein die unter der interimistischen Administration neuorganisirte Kriegsverwaltungskammer ward (20sten Nov. 1815) bestätigt; das ehemalige Collegium medico chirurgicum zu Dresden nach einem verbesserten und erweiterten Plane in eine chirurgisch-militärische Academie verwandelt; die Ingenieur- und Artillerieschule vereinigt und zu einer Militäracademie erhoben; ein neuer Civilverdienstorden (7ten Juni 1815) nach drei Classen gestiftet; zu Tharandt (Febr. 1816) eine Forstacademie errichtet, und der Geschäftskreis und die Zahl der Amtshauptleute in den vier alten Kreisen (22sten Juni 1816) vermehrt. Das Königreich hat freilich durch die Theilung die besten Korn- und Holzgegenden und alle Salzwerke, und der königliche Fiscus die reichsten Domainen und Kammergüter verloren; allein die durch den Gewerbsfleiß bevölkertsten Districte des erzgebirgischen und lausitzischen Kreises, und die wichtige Handelsstadt Leipzig sind ihm geblieben. Berechnete man vor der Theilung die Gesammteinkünfte des Königreichs zu 9 Millionen Thaler und darüber; so dürften dieselben nach der Theilung ungefähr 6 Millionen Thlr. betragen, nur daß in dem übervölkerten Erzgebirge eine große Armuth herrscht und schlechte Ernten, wie schon im Jahre 1771, 1805 und 1816, leicht zur Hungersnoth führen. Außer Dresden und dem Königsteine ermangelt Sachsen, nach Abtretung von Torgau und Wittenberg an Preußen, der eigentlichen Festungen; von seinen höhern Bildungsanstalten sind ihm bloß die Universität Leipzig und die Landschulen Meißen und Grimma geblieben. Die frühere Verfassung und Verwaltung ist beibehalten worden. Doch nur ein langdauernder Friede kann die Wunden heilen, welche die Stürme der letzten Kriege, die zum Theile auf sächsischem Boden ausgekämpft wurden, dem Lande geschlagen haben, und den Credit von neuem beleben, und die Bevölkerung emporbringen, die in Vergleichung mit den Jahren vor 1806 sich ebenfalls vermindert hat. Ueberhaupt ist es noch zu früh, alle die Folgen zu berechnen, welche die nähere und entferntere Zukunft aus der geschehenen Theilung Sachsens entwickeln wird, durch welche nicht bloß Sachsens Stellung zu Deutschland und Europa, sondern auch das innere Verhältniß der wichtigsten deutschen Bundesstaaten gegen einander selbst wesentlich verändert worden ist. — Seit dieser Theilung ist das Königreich Sachsen im Osten, Norden und Westen mit offenen Gränzen der unmittelbare Nachbar Preußens; im Süden wird es von Böhmen durch eine rauhe, und zum Theil unzugängliche Gebirgskette getrennt. Zu dem Flußsysteme des Königreichs gehören noch, außer der Elbe als Hauptstrom, die beiden Mulden, die weiße und schwarze Elster, die Pleiße, die Neiße, die Flöhe, die Zschopau, das Schwarzwasser ꝛc. In Hinsicht der 275

Städte und Marktflecken, welche zu dem Königreiche bis zur Theilung gehörten, sind 137 derselben an Preußen gekommen, und unter diesen Görlitz mit 8600 Einwohnern, Langensalza mit 5400 Einwohnern, Lauban mit 5000 Einwohnern, Luckau mit 5400 Einw., Merseburg mit 6000 Einw., Naumburg mit 7700 Einw., Suhla mit 5700 Einw., Zeitz mit 5000 Einwohnern; doch sind ihm Dresden, Leipzig, Chemnitz, Freyberg, Bautzen, Zittau, Zwickau, Plauen, Meißen, Pirna, Annaberg, Schneeberg u. a. mit einer starken Bevölkerung, und mit einem lebhaften Gewerbsfleiße und Handelsverkehre geblieben. Die eigentlichen Korngegenden sind abgetreten worden; doch ist die Pflege bei Lommatzsch und der leipziger Kreis fruchtbar und ergiebig. Die freyberger Bergwerke sind, so wie der Weinbau im Meißnischen geblieben; allein die thüringischen Bergwerke, und die Weinpflanzungen im thüringischen und wittenbergischen Kreise sind an Preußen gekommen. Der Handel im Inlande ist durch die Theilung und durch die damit verbundenen Gränzveränderungen allerdings sehr beschränkt worden; doch hat Leipzig weder in noch außer den Messen bis jetzt bedeutende Nachtheile empfunden; auch sollte doch wohl endlich die Zeit gekommen seyn, wo richtigere Grundsätze der Staatswirthschaft von selbst darauf hinführen, dem gegenseitigen Handelsverkehr überhaupt auf dem deutschen Boden die größte Freiheit zu geben, und die frühern beschränkenden Formen, als nachtheilig für alle Staaten, zu beseitigen. Die ehemals bedeutende Anzahl slavischer Abkömmlinge in Sachsen hat sich durch die Abtretung der ganzen Niederlausitz und der Hälfte der Oberlausitz an Preußen sehr vermindert, so daß vielleicht nur noch der achte Theil der Gesammtbewohner Sachsens zu dem Stamm der Slaven gehört. Der sächsische Nationalcharakter, seit Jahrhunderten durch geistige Cultur und feine Sitten veredelt, ist zwar an sich mehr friedlich als kriegerisch, wie dies bei einem Staate nicht anders seyn konnte, der in allen neuern Kriegen verloren hat, und der schon in seiner ersten Anlage und Begründung nicht die Form eines erobernden Militärstaates erhielt; allein die Tapferkeit der Sachsen, selbst in Kämpfen, die ihrem vaterländischen Interesse fremd waren, hat sich jedesmal ehrenvoll bewährt und es bestätigt, daß auch ein Volk, das zunächst seinen trefflich angebauten Boden liebt, und durch Gewerbfleiß, Kunstsinn und wissenschaftliche Bildung seit Jahrhunderten sich ausgezeichnet, im Augenblicke der dem Vaterlande drohenden Gefahr es nicht vergißt, was es der Treue gegen seine erbliche Dynastie, der anerkannten Güte und Milde seiner Regierung und dem sächsischen Namen schuldig ist. Wenn also auch der Nationalcharakter des Sachsen nicht in starken Aeußerungen und im Hang zu Neuerungen sich ankündigt; wenn Häuslichkeit, Sinn für öffentliches Recht und ungebeugte Gerechtigkeitspflege und Empfänglichkeit für die Fortschritte des menschlichen Geistes, die ohne eine zweckmäßige Preßfreiheit nicht möglich sind, ihn vorzüglich auszeichnen; so hat die sächsische Regierung diesen Nationalcharakter in seinem stillen Wirken nicht nur nicht gehindert, sondern seine freiere Entwickelung und Fortbildung befördert. In wenigen deutschen Staaten dürfte im Ganzen die Erziehung so gut organisirt seyn, wie in Sachsen, wo auch die untern Stände gewöhnlich fertig lesen, schreiben und rechnen, und wo als Muster für städtische Mittelschulen besonders die treffliche leipziger Freischule seit 1792 nicht ohne Nachahmung geblieben ist. Auch hätte Sachsen die verheerenden Stürme der letzten

zehn Jahre nicht bestehen können, wenn nicht der Wohlstand dieses Landes seit dem hubertsburger Frieden sich über alle Stände verhältnißmäßig verbreitet, und besonders den Landmann emporgebracht hätte; denn nur bei der sächsischen Sparsamkeit und Genügsamkeit war es möglich, die großen Leistungen aufzubringen, die von allen kriegführenden Mächten in dieser Zeit, außer den gewöhnlichen öffentlichen Abgaben, den Bewohnern Sachsens zugemuthet worden. — Die Schulden des Staats werden jetzt auf 24 Millionen Thlr. geschätzt, ohne 2½ Mill. Thlr. Cassenbillets, die seit Kurzem wieder al pari stehen. Die Armee ist 16000 Mann stark; das Bundescontingent beträgt 12000 M. Das Land hat Feudalstände nach drei Classen: a) Prälaten, Grafen und Herren; b) die Ritterschaft; c) die Städte. Sachsen hat im Plenum der deutschen Bundesversammlung den 4ten Platz und 4 Stimmen. Es gibt 3 Ritterorden: 1, Orden des heil. Heinrich für das militärische Verdienst; 2. Orden der Rautenkrone gestiftet 1807; 3. Civil-Verdienstorden (gestift. 1815) in 3 Classen; — und 4 verschiedne Ehrenzeichen oder Medaillen. Das Gesammthaus Sachsen in Meißen theilte sich im Jahre 1485 in zwei Linien: A, Die jüngere, die Albertinische, vom Herz. Albert dem Beherzten (st. 1500) gestiftet, hat ihren Sitz zu Dresden. Da der jetzt regierende König nur eine Tochter hat, so ist sein nächster Thronerbe sein Bruder Anton geb. 1755, vermält zum zweitenmale mit der Erzherz. Mar. Ther. von Oesterreich, Kaiser Leopolds II. Tochter. Er hat keine Kinder; folglich kommt die Thronfolge auf den jüngern Bruder Maximilian (geb. 1759), der mit seiner 1804 gest. Gemahlin Caroline von Parma 3 Söhne (Friedrich August geb. 1797, Clemens geb. 1798, und Johann geb. 1801) und vier Töchter erzeugt hat. Noch lebt ein Oheim des Königs, der Herz. Albert von Sachsen-Teschen (geb. 1739) in Wien. B. Die ältere, die Ernestinische Linie, evangel. luther. Religion, gestiftet von dem Kurfürsten Ernst (st. 1486), theilte sich durch die Söhne des Enkels desselben, des letzten Ernestin. Kurfürsten, Johann Friedrich des Großmüthigen (st 1554) in mehrere Aeste, die durch die Herzoge Wilhelm, und Ernst den Frommen, Söhne Johanns, des Enkels Johanns des Großmüthigen, zwei Hauptzweige: Sachsen-Weimar (seit 1815 großherzoglich), und Sachsen-Gotha bildeten. Letzterer theilte sich wieder durch die Söhne Ernst des Frommen in 7 Zweige, von denen noch vier blühen: S. Gotha, S. Meiningen, S. Hildburghausen, und S. Coburg-Salfeld (S. d. A. Weimar, Gotha u. s. w.). Der Großherzog und die 4 Herzoge von Sachsen haben in der Bundesversammlung den 12. Platz und Eine Gesammtstimme; im Plenum hat jeder Eine Stimme. Sämmtliche Länder des Sachsen-Ernestinischen Hauses haben einen Flächenraum von 177¼ Q. M. mit 550,800 Einwohnern. Die Gesammtuniversität der Länder dieses Hauses ist Jena. — I. Der Großherz. zu Sachsen-Weimar und Eisenach, Karl August (geb. 1757), Senior der Ernestinischen Linie, hat 2 Söhne. Der Erbprinz, Karl Friedrich, ist mit Maria Paulowna, der Schwester des Kaisers Alexander vermählt. II. Der Herzog von S. Gotha und Altenburg, August, geb. 1772, hat keine männliche Nachkommenschaft. III. Der Herzog von S. Meiningen, Bernhard, geb. 1800, ist noch nicht vermählt. Seine Schwester Adelaide ist die Gemahlin des Herz. von Clarence, Bruders des Regenten von Großbritannien. IV. Der Herz. von S. Hildburghausen, Friedrich, geb. 1763, hat 4 Söhne. V. Der Herz.

von S. Coburg-Saalfeld, Ernst, geb. 1784, hat einen Sohn. Sein Bruder Ferdinand, östr. General-Major, nennt sich H. zu S. Cob. Saalf. Kohary, weil er mit der Erbin der Güter des Prinzen Kohary in Ungarn vermählt ist. Sein jüngster Bruder, Leopold, war der Gemahl der Prinzessin Charlotte von England (S. d. A.). Seine Schwester Victoire ist die Gemahlin des Herz. von Kent, Bruders des Prinzen Regenten von England. Q.

Sachsenfrist, s. Frist.

Sachsenjahr ist der Zeitraum von einem gewöhnlichen Jahre, sechs Wochen und drei Tagen, und in den Ländern des sächsischen Rechts die ordentliche Verjährungszeit beweglicher Dinge und einiger andern Rechte, wofern nicht specielle Gesetze dieses oder jenes Landes einen längern oder kürzern Zeitraum zur Verjährung bestimmen. (S. d. Art. Verjährung).

Sachsenspiegel ist eine Privatsammlung von Rechtsvorschriften und rechtlichen Gewohnheiten, welche im Mittelalter in Deutschland, besonders aber Sachsen und den Landen des sächsischen Rechts, d. h. in Westphalen, Friesland, Hessen, Niedersachsen, Brandenburg, Pommern, der Lausitz, Schlesien, Böhmen und Mähren, rechtliche Kraft hatten. Diese Sammlung veranstaltete ein sächsischer Edelmann Epko von Repkau oder Eyke von Repgow in den Jahren von 1215 bis 1235 und sie besteht nicht bloß aus ursprünglich deutschen Rechtsvorschriften, Urtelssprüchen der Schöppen und Gewohnheiten, sondern auch aus einigen Sätzen des römischen und canonischen Rechts, welches schon damals anfing, in Deutschland verbreitet zu werden. Der Sachsenspiegel war deßhalb für das deutsche Recht von außerordentlichem Werth, da durch denselben der gänzlichen Verdrängung der vaterländischen Gesetze und gerichtlichen Gebräuche vorgebeugt und dem willkürlichen Verfahren der Schöppen, welche nach den fremden, von ihnen oft nicht verstandenen Rechten urtheilen wollten, Einhalt geschahe. Epko von Repgow theilte sein Werk, welches er in der alten sächsischen Mundart herausgab, in zwei Abschnitte, Landrecht, d. h. bürgerliches und peinliches Recht (in drei Büchern) und Lehnrecht ein. Späterhin ward noch der Richtsteig des Landrechts und Lehnrechts hinzugefügt, welcher eine Prozeßordnung enthielt. Von Mangel eines wohlgeordneten Plans, einer gesunden Philosophie und historischer Kenntniß finden sich freilich in diesem Werke häufige Proben, desto zuverlässiger ist es in rechtlicher Rücksicht. Daher wurde der Sachsenspiegel, obgleich er nur eine Privatsammlung war, trotz der Hindernisse, welche der Papst seiner Ausbreitung in den Weg legte, doch bald als allgemeine Norm rechtlicher Entscheidungen nicht allein in allen oben angeführten Ländern, sondern sogar in Polen, Dänemark und andern auswärtigen Staaten angenommen, und ist noch jetzt der Grundstein des sächsischen Rechts. Die öffentliche Einführung des römischen und canonischen Rechts brachte es aber dahin, daß jetzt nur wenige Vorschriften des Sachsenspiegels von practischer Gültigkeit sind. Wir haben ihn in der deutschen Uebersetzung, Basel 1474 und mehrmals; die beste Ausgabe ist von Gärtner, Leipz. 1732.

Sächsische Schweiz, ist ein Theil des Königreichs Sachsen, der größtentheils die Aemter Hohnstein, Lohmen und Pirna einnimmt und sich zu beiden Seiten der Elbe hinzieht. Früher kannte man dieses Gebirgsland unter dem Nahmen des Schandauer und Königsteiner Gebirgs; später, nachdem Götzinger durch seine Beschreibung

desselben und Zingg durch seine trefflichen Kupferblätter es bekannter gemacht, gab man ihm, unpassend genug, den Nahmen der sächsischen Schweiz, den es auch behalten hat. In den ältesten Zeiten bewohnten diese Gegend die Sorben, von deren Daseyn in Nahmen, Gebräuchen und Sprache, noch überall Spur ist, doch wird in diesem District die wendische Sprache nirgends mehr geredet. Die ganze, unter obigem Nahmen begriffene, Gegend, breitet sich von Pillnitz aus bis zur böhmischen Gränze bei Hinter-Hermsdorf, in einer Ausdehnung von fünf Meilen, und von Falkenberg und Hochwald bis Höllendorf und Gottleube in gleicher Länge; die ganze Grundfläche der Gegend beträgt gegen 15 Quadratmeilen. Fast überall ragen senkrechte Felsenwände, entweder auf hohen Gebirgsrücken oder in Thälern tief und düster auf, bald gleichen sie hohen Wartthürmen alter Ruinen, bald weit ausgedehnten alten Burgen, mit Thor und Schießscharten, bald Gestalten der Menschen und Thiere; überall sind sie mit hohem Nadelholz bedeckt und sanfte Wiesen ziehen sich in den Thälern herab; durch dies Alles wälzt die Elbe ihre gelblichen Fluthen, in welche die Bergströme Chemnitz, Lachsbach, Wesenitz, Gottleube, Biela und Kirnitzsch aus wilden Felsenthälern herausströmen. — Im engern Thale der Elbe tritt man hier zuerst ein hinter der Stadt Pirna, wo zu beiden Seiten die hohen Sandsteinwände beginnen, doch immer noch im freundlichen Gewande, mit Reben und Epheu umrankt. Ueber dem Dörfchen Vogelgesang ragt eine Felsenspitze hervor, die wegen ihrer Form den Nahmen der Königsnase führt. Von hier aus beginnen schon allmählig zu beiden Seiten die Sandsteinbrüche, welche der hiesigen Gegend einen Haupterwerbszweig abgeben. Auf der östlichen Seite trifft man bald auf das Städtchen Wehlen, das noch wenige Ueberbleibsel eines alten Schlosses aufzeigt. Ein östlich von hier in das Gebirg führender Grund ist unter dem Nahmen des Uttewalder Grundes bekannt, an den ein anderer wilder Grund, der Reischengrund, sich anschließt. In diesem Grunde ist eine Stelle merkwürdig, wo die Felsenwände von beiden Seiten sich so sehr nähern, daß nur noch für den Durchgang eines Menschen Raum ist. Zwischen diese Wände stürzten sich andere von der Höhe und bilden nun ein Thor, das ohngefähr 20 Schritte lang und unter dem Namen des Uttewalder Thores bekannt ist. Am Ende des Grundes führt eine in den Felsen gehauene Stiege nach dem Dorfe Uttewalde. In einer starken halben Stunde, von Wehlen aus, erreicht man das Dorf Rathen, und geht von hier aus an den Ruinen des Schlosses Rathen vorüber nach dem Kanapee und weiter hinauf nach der Felsenstirne der Bastei. Von dieser ergötzt der Anblick einer der schönsten Gegenden Deutschlands; überall führen fürchterliche Felsensteige, doch durch Geländer immer geschützt, in die Abgründe und auf die Felsenzacken der Gegend. In dieser Umgebung stand im Mittelalter eine Burg, zu welcher der Zugang über eine lederne Brücke, durch ein von 2 sich anlehnenden Felsen gebildetes Thor, gegangen seyn soll. Eine Felsentreppe führt einige hundert Fuß tief hinab in die Abgründe der Rabentaufe, der Vogel- und Mardertelle, von welcher aus man in den romantischen Rathewalder Grund gelangt, indem sich der von hohen Felsenwänden eng zusammengepreßte Bach über das Amselloch herabstürzt und einen kleinen Wasserfall, den Amselfall, bildet. Dieser Grund führt nach dem Dorfe Rathewalde. In der Nähe sind der Gamrichstein, der Feldstein, die große und kleine Gans rc., lauter Felsen,

welche durch allerhand Aehnlichkeiten täuschen. Oberhalb Rathen, an der Elbe, bildet eine hervorragende Felsenecke das täuschend ähnliche Profil Ludwigs des 16ten und heißt auch die Königsnase. Gegenüber im Walde erheben sich der große und kleine Bärenstein, an welchen die Keuschheitsprobe und der Diebskeller merkwürdig sind; auch lohnen sie durch herrliche Aussicht. Nicht weit von ihnen hebt sich die Festung Königstein auf steil aufstrebenden Sandsteinfelsen empor. Eine Reihe stattlicher Häuser schmückt sie auf der einen Seite, auf der andern begränzt sie ein uralter Eichenwald. Zu ihren Füßen liegt das Städtchen Königstein; ihr gegenüber der noch höhere Lilienstein, der eine Spitzsäule trägt, welche des Königs August Besuch dieses Berges in lateinischen Worten verewigt. Gegen Süden hinauf ragt eine andre Felsenmasse, der Mädelstein, empor, in welchem die Diebshöle befindlich ist, und über welchen die ähnlichen Colossen des Pfaffen- Gorisch- und Hennersdorfer Steins hereinschauen. Eine starke Stunde weiter hinauf liegt das kleine, aber gewerbfleißige Schandau, ein Städtchen, das wegen seiner Heilquelle fast eben so bekannt ist, als wegen seines Elbhandels und seiner romantischen Gegend. Von hier aus führt ein Grund, der durch die Kirnizsch gebildet wird, unaufhörlich von hohen Sandsteinwänden eingeschlossen, in das Gebirg hinein. Oft liegen häuserhohe Felsenwände, den Berggipfeln entstürzt, an den Berghängen, oder im Thal, immer von wildem Gesträuch und Schlingkräutern malerisch geziert. Oben über einigen Mühlen führt ein Pfad rechts den Berg hinaus, nach der Wildensteiner Felsenhalle, auch der Kuhstall genannt, einer hochgewölbten, zu beiden Seiten offnen Felsenhalle, in welcher ein Gastwirth im Sommer seine Wohnung aufgeschlagen und von welcher aus sich das Auge in schwarzen Schlünden und Abgründen und hohen Felsenwänden verliert. Eine enge Felsenspalte führt hinauf auf die Höhe dieses Felsens, wo man deutliche Spuren ehemaliger Bewohnbarkeit wahrnimmt. Hart neben diesem Hauptfelsen ist eine kleinere Höhle, das Schneiderloch, und eine andre das Pfaffenloch, in welchem sich zur Zeit der Hussiten ein katholischer Pfarrer verborgen haben, aber, nachdem ihn seine hussitischen Kirchkinder hier gefunden, über den Felsen hinabgestürzt worden seyn soll. Zur Zeit des 30jährigen Krieges waren alle diese Höhlen von den armen Bewohnern der umliegenden Dörfer bewohnt, die sich vor den Gräueln der Schweden und Kaiserlichen nicht anders zu retten vermochten. Ueber den Habichtsgrund hinüber, den Berg hinaus, gelangt man zum kleinen Winterberge, auf dessen frei hervorragender Felsenspitze ein kleines Haus, das Winterhaus, Schutz giebt gegen Regen, Sonne und Wind, und von wo aus man eine stundenweite Felsenwelt in der Tiefe überblickt. Durch Buchen- und Fichtenwald, über quellenreiche Waldwiesen, führt ein schmaler Pfad nach dem großen Winterberge, dem höchsten Berge der ganzen Umgegend. Ueber alle Beschreibung schön ist die Aussicht von dieser Bergspitze. Ein weites Wald- und Felsenland ruht in der Tiefe, nur hie und da von Kirchen, Kapellen, Schlössern, Dörfern und einsamen Waldhäusern unterbrochen. Südlich hinein liegt im zarten Nebelduft ein großer Theil von Böhmen, in der südwestlichen Ferne vom Mittel- und Erzgebirge gedeckt; nördlich ein großer Theil von Sachsen mit seiner Königsstadt und ihren herrlichen Umgebungen; östlich der Lausitz und des Riesengebirgs duftige Berge, westlich der immer höher steigende Kamm des Erzgebirges; durch alles hin flu-

thet stolz und lautlos die schöne Elbe, gleich einem silbernen Bande auf blauem Grunde. Von Nord nach Süd überblickt das Auge ein Land von mehr als 23 Meilen Erstreckung. In einer Stunde von hier aus erreicht man das Prebischthor, einen der schönsten Punkte der ganzen Gegend. Von schwindelnder Höhe herab, über sich einen haushohen Felsenbogen, aufgebaut von der Hand der Natur, unter sich nichts als thurmhohe Felsenzacken und Mauern, und drüber hinaus das blaue Land von Böhmen mit dem Prebischkegel, dem Rosenberge und Gallsteine, kann kaum eine Gegend größer gedacht werden. Unter dem Berge des Prebischthores leitet ein romantischer Grund nach Hirniskretscham, von wo aus der Wandrer die Elbe entlang oder auf einem gemietheten Kahn nach Schandau zurückkehrt. Hoch an der Bergwand, Hirniskretscham gegenüber, klebt malerisch eine Mühle, auf welche sich die Zschpiepe in einem Wasserfall herabstürzt. Weiter herab liegt, zum Theil unter den Felsen gebaut, die Hirschmühle, tiefer unten das fleißige, bedeutenden Holzhandel treibende Krippen; am rechten Ufer der Elbe das Dorf Schmilka. — Ein Pfad, rechts ab vom Schandauer Bade, führt den Berg hinauf nach der hohen Liebe, einem waldigen Berge, von dessen Felsenspitze sich eine herrliche Aussicht öffnet. Eine lange Reihe von Felsengipfeln in der Nähe leitet uns hin nach dem colossalen Schrammstein, der nur mittelst hoher Leitern zu ersteigen ist und mit der Gestalt einer weitläuftigen alten Burg, mit Basteien, Thürmen und Mauern, täuscht. Die heilige Stiege hinunter gelangen wir zum Heringsloch, und von da durchs Reischenthor zu den seltsamen Felsenwänden des Reischensteins, auf dessen Gipfel im Mittelalter eine Burg stand. Durch die Felsen des Schrammthores hinab, nähern wir uns dem mächtigen Falkensteine, der, in Verbindung mit dem Schrammsteine, eine der imposantesten Felsengestalten bildet. Weiter in die Felsen hinein ist dem Reisenden noch der Reitersteig wichtig, ein steilherabgehender Felsenpfad, auf welchem man durch Webers Schlüchte in den großen Zschand, einen Haupt-Felsen-Grund der Gegend, gelangt. Der in der Nähe gelegne Raubstein enthält eine hohe, geräumige Höhle, in welcher die alten Ritter ihren Pferdestall gehabt haben sollen; auf der Höhe findet man noch Spuren der Burg. So finden sich auf dem Felsen des Arnsteins noch viele Spuren ehemaliger Befestigung. Von hier aus ist man in einer halben Stunde an der Höhle des Kleinsteins, einer sehr sehenswerthen Parthie. Eine besondere Aufmerksamkeit verdient das Schloß und Städtchen Hohnstein. Von ersterem ist nur ein Theil bewohnt; ein andrer Theil steht wüste. Dem Schlosse gegenüber steht eine hohe Felsenwand, der Hockstein, gegen 500 Fuß hoch, in welchen ein 2 Ellen hohes und 1½ Elle breites Loch führt. Im Innern dehnt sich eine schmale Spalte aus, die fast durch den ganzen Felsen geht; nur ein schmaler Streifen Himmelsblau leuchtet oben herein. Man klimmt nun den Spalt hinauf, überall Falze bemerkend, endlich hinaus durch eine natürliche Thür auf einen Felsenvorsprung, von welchem man leichter die höchste Spitze des Felsens ersteigt, die eine angenehme Aussicht giebt. Auf der Höhe bemerkt man häufige Spuren ehemaliger Befestigung und eine Cisterne. Von hier aus führt eine schöne Straße nach Lohmen. Obschon dies Thal bei Lohmen, das nach Liebethal hinabführt, und den Namen des Liebethaler Grundes trägt, manche schöne Parthie hat, so zeichnet es sich doch durch keine hervorstechenden Naturscenen aus, und mag in unsern Tagen, wo

das Innre jener größern Felsenwelt bei Schandau durch Naturfreunde aufgeschlossen ist, unbesucht bleiben, wenn der Weg zu diesen nicht über dies Thal führt. — Wenden wir uns nach dem westlichen Ufer der Elbe; so gelangen wir bald über der Zschiepmühle nach dem Dorfe Schönau, in dessen Nähe sich zwei ausgezeichnete Felsen erheben, die schon in weiter Ferne auf den höchsten Punkten des jenseitigen Gebirgs durch ihre Aehnlichkeit mit Thurm- und Burg-Ruinen täuschen. Der Zirkelstein ragt in der Gestalt eines runden colossalen Wartthurms empor; der Gallstein in der Form einer Burgruine, die den Gipfel eines sanften grünen Hügels krönt. Wegen seiner zackigen Form wird der letztre, vorzüglich in Böhmen, auch der Kronenberg genannt. Doch den höchsten Punkt dieser Gegend bilden der große und kleine Zschirnstein; von dem erstern genießt man eine herrliche Aussicht, welche, so wie die ganze Gegend, in der Schrift: Sachsen, dargestellt von Dr. Mosch, ausführlich geschildert ist. Außer diesen Bergen ragt noch weiter südlich der Schneeberg empor, und schließt, als der höchste Berg der ganzen sogenannten sächsischen Schweiz, die Reihe jener merkwürdigen Gebirgsbildungen. Von hier aus leitet das Thal der Biela, mit mancherlei schönen Parthieen geschmückt, nach Königstein hinab. Richtet der Reisende aber von Hermsdorf aus seinen Weg nach Langhennersdorf und verfolgt den dasigen Dorfbach bis an die Waldung unterhalb des Dorfs: so gelangt er zu dem Wasserfall am Zwiesel, dem schönsten Sachsens. Ueber eine hohe Felsenwand, mitten in dunkler Waldung, stürzt er sich herab, und eilt dann zwischen hohen Felsblöcken hindurch, den Berg hinab, der Gottleube zu, die hier mit blendend weißem Schaum sich durch die Wände wühlt und von Block zu Block fällt. Beruhigter geht sie hierauf durch ein sanfteres Thal, als die bisherigen Gegenden gezeigt, nach Rottendorf und Pirna hinab, und beschreibt so die westliche Gränze der sogenannten Schweiz. Ausführlicher schildert dies ganze Land Götzinger in der Schrift: Schandau und seine Umgebungen.

Sachwalter, s. Advocat.

Sacken (Baron), Generallieutenant in russischen Diensten, wird für einen der ausgezeichnetsten und tapfersten Offiziere der russischen Armee gehalten. Seine ersten Feldzüge machte er in untergeordnetem Grade gegen die Türken und die Polen. Dann focht er gegen die Franzosen unter Korsakow, war bei dem unglücklichen Ueberfall bei Zürich und wurde hier gefangen. Nach Nancy gebracht, gewann er durch die Feinheit seines Betragens eben so sehr die Franzosen für sich, als er seiner Seits sich zu ihnen hingezogen fühlte. In dem Feldzuge von 1812 hatte er ein Observationscorps gegen die Oesterreicher zu befehligen. 1813, nach der Vereinigung mit Preußen, wurde Sacken mit einem Corps zur schlesischen Armee gegeben, und er theilte mit dieser bis zur Einnahme von Paris alle Erfolge und Widerwärtigkeiten. An den Erfolgen in der Schlacht an der Katzbach hatte Sacken wesentlichen Antheil, einen nicht mindern an dem Elbübergange bei Wartenburg und an der leipziger Schlacht. Auf gleiche Weise theilte Sacken aber auch die Gefahren bei Champeaubert und Montmirail im Febr. 1814, bis die Einnahme von Paris dem blutigen Kampfe ein Ende machte. Sacken wurde die Auszeichnung zu Theil, Gouverneur von Paris zu werden, ein Posten, dem er mit eben so vieler Klugheit als Mäßigung vorstand und in welchem er sich die Achtung aller Parteien erwarb. Bei der Niederlegung desselben erhielt er von den städtischen Autoritäten einen prächtigen golde-

nen Degen und vom Könige eine goldene Dose zum Dank und zur Erinnerung. Nach dem Tode von Barclay de Tolly wurde er an dessen Stelle zum Chef des ersten russischen Armeecorps ernannt.

Sackpfeife oder Dudelsack, ein sehr altes Instrument, das jetzt nur noch bei Schäfern und Landleuten im Gebrauch ist. Es besteht aus einem ledernen Schlauch, an dessen einer Seite sich eine Röhre befindet, durch welche der Spieler den Wind in den Schlauch bläs't, den er vor sich hält, um ihn mit dem Arme an sich zu drücken, und dadurch den Druck der Luft zu vermehren, damit eine auf der andern Seite in diesem Schlauche steckende Art von Schalmey die nöthige Luft zur Ansprache erhält, wenn die Finger beider Hände auf derselben die Töne der Melodie greifen. Nächst dem sind noch einige in einem Tone fortklingende Pfeifen, die man Stimme nennt, mit dem Schlauche verbunden. Es waren sonst verschiedne Gattungen dieses Instruments gebräuchlich.

Sacile (Schlacht bei) oder Fontana fredda, am 16. April 1809. Das österreichische Heer unter Erzh. Johann war bei seinem siegreichen Vordringen in Ober-Italien bis gegen Sacile gekommen, und hatte am 15. April nach dem glänzenden Gefecht bei Pordenone folgende Stellung: **Vortrab** (Gen. Frimont 2 Bat. 10 Comp. 2 Escadr.) bei Talponedo, Porgia, Palse, **das 8. Armee-Corps** (G. Albert Giulay 11 Bat. 8 Escadr.) bei Pordenone, **das 9. A. C.** (G. Ignaz Giulay 11 Bat. 9 Comp. 22 Escadr.) bei Nogaredo; ein Detachement unter **Oberst Volkmann** (2 Bat. 4 Escadr.) bei Roveredo. Die französische Armee unter dem Vicekönig von Italien (3 Div. Infanterie, Senas 10 Bat., Broussier 12, Grerien 12, 4 Reg. Cavallerie) hielt Ronche, Fontana fredda und Vigonovo besetzt, und lagerte hinter diesen Orten. Am Morgen des 16ten setzte sie sich in Bewegung und griff die Oesterreicher um 8 Uhr zuerst bei Porgia, gleich darauf auch die ganze Vorpostenlinie an; dort ward aber das Gefecht am lebhaftesten und dieser Punkt mußte von d. Oester. unterstützt werden. Der Feind zog jetzt einen Theil seiner Kräfte von Vigonovo dahin; um dieß zu benutzen ward Gen. Gajoli mit 7 Bat. detachirt, um diesen Ort zu besetzen und mit Oberst Volkmann vereinigt gegen Sacile vorzudringen. Indeß die französische Cavallerie vor Ronche und Villadolt flößte ihm in dieser Ebene solche Besorgnisse ein, daß er auf dem Marsch gegen Vigonovo Halt machte; das Gefecht bei Porgia währte während dessen hartnäckig fort, dieser Ort und Palse mußten sogar einmal von den Oesterreichern verlassen werden. Aber der Gen. Colloredo eroberte an der Spitze einiger frischer Bataillone diese Posten wieder und behauptete sie gegen alle Angriffe der feindlichen Uebermacht. Der Gen. Gajoli, aus dem starken Feuer entnehmend, daß der linke Flügel gedrängt werde, griff, um ihm Luft zu machen, Ronche, Oberst Volkmann Villadolt an, den rechten Flügel von einiger Cav. des 9. Corps gedeckt. Die französische Reiterei, die, wie wir wissen, hier stand, ward durch Kanonenfeuer vertrieben, und beyde Orte nach einem lebhaften Gefecht erobert. Sofort gaben die Franzosen den Angriff auf Porgia auf, und der linke österreichische Flügel, rasch vorrückend, drang mit ihnen zugleich in Fontana fredda ein. In wiederholten Angriffen versuchten die Feinde nunmehr diese 3 wichtigen Posten wieder zu erobern, wurden aber in einem mehrstündigen blutigen Gefecht jedesmal zurückgeschlagen. Sie machten zuletzt noch einen Versuch gegen die rechte Flanke der Oesterreicher, indem sie 4 Bataillons und den größten Theil ihrer Cavallerie zwischen Vigonovo und Villadolt vorrücken ließen, aber 2 Dragoner-

Regimenter vom 9ten Corps wiesen diese Masse so zurück, daß sie nach Sacile entfloh. In diesem Augenblicke, wo die Schlacht entschieden war (zwischen 5 = 6 Uhr Abends), erschien die Infanterie des 9ten Corps (die Cavallerie war früh, als die Franzosen Vigonovo verließen, angekommen) auf dem Schlachtfelde. Um den Sieg vollständig zu machen, wurden 7 Bataillons derselben über Vigonovo gegen Sacile vorgeschickt. Der Feind, obwohl im völligen Rückzuge, suchte diesen Ort zu vertheidigen, ward aber sogleich daraus vertrieben. Die Infanterie des französischen rechten Flügels, wovon der größte Theil nicht mehr durch Sacile konnte, sondern durch die Moräste auf Bugnera ging, zog sich in geschlossenen Massen zurück, so daß ihr die folgenden Cavallerie = Abtheilungen nichts anhaben konnten. Die ganze Armee, welche an 8000 Mann, darunter beinahe 5000 Gefangene, verloren, zog sich gegen Conegliano zurück, das siegreiche österreichische Heer, das 3600 Todte und Blessirte zählte, lagerte bey Sacile.

Sacrament (latein. Uebernahme einer Verbindlichkeit, Bund oder Weihe zu etwas, bei den Römern der Soldateneid), ist ein Ausdruck, der nur darum in der christlichen Kirchensprache eine religiöse Bedeutung erhalten hat, weil er in der Vulgata zur Uebersetzung des griechischen Wortes Mysterion gebraucht worden war. Bei den ältern lateinischen Kirchenschriftstellern bedeutet Sacramentum daher ein Geheimniß oder eine symbolische Religionshandlung; doch erst im 12ten Jahrhundert fing man an dieses Wort zur Bezeichnung der heiligen Handlungen zu gebrauchen, die noch jetzt in der römischen Kirche Sacramente heißen, ohne einen zureichenden Grund anzugeben, warum deren gerade sieben seyn sollten. Die Reformatoren des 16ten Jahrhunderts machten die Lehre von den Sacramenten zu einem der Streitpunkte, worüber sie mit der römischen Kirche zerfielen, indem sie den Begriff des Sacraments dahin bestimmten, daß es eine von Christo selbst eingesetzte Ceremonie seyn müsse, wobei der, der sie würdig begeht, durch sinnliche Mittel und Zeichen gewisser göttlichen Gnadenwohlthaten theilhaftig würde. Dieser Begriff paßt, genau genommen, nur auf die Taufe und das Abendmahl, daher sowohl die wittenberger als die schweizer Reformatoren sich weigerten, mehrere religiöse Handlungen in demselben Sinne als Sacramente gelten zu lassen. Doch rechnete Luther und Melanchthon anfangs auch die Buße oder Absolution unter die Sacramente und gesellten sie späterhin nur stillschweigend als Vorbereitung zum Abendmahle. Der unter dem Namen **Sacramentsstreit** bekannte Zwist unter den Reformatoren selbst wurde über die Frage, ob Christus im heil. Abendmahle leiblich oder bloß geistig zugegen sey, zwischen Luther und **Karlstadt** (s. d. Art.) 1524 begonnen, und da Zwingli sich mit dem Letztern einstimmig gegen die leibliche Gegenwart erklärte, zwischen den schweizerischen und wittenberger Reformatoren bis 1536, wo Bucerus die wittenbergische Concordia, (einen Friedensvergleich der Schweizer mit Luthern) zu Stande brachte, fortgeführt. Luther fing 1544 die Feindseligkeiten von Neuem an, und seine Partei fuhr nach seinem Beispiele darin mit einer Härte und Kampflust fort, die ihr gerechten Tadel zugezogen hat. Nähere Auskunft über den Gegenstand des Sacramentsstreits gibt der Art. **Abendmahl**. Bekanntlich wurde dieser Streit die Hauptursache der Trennung der Reformirten von den Lutheranern und der harten Verfolgungen, welche über die sogenannten **Sacramentirer**, d. h. Anhänger der schweizerischen Meinung, erging. Im Abschiede des

Reichstags zu Speyer 1529 wurden die Sacramentirer den Wiedertäufern gleich gesetzt, und mit denselben Strafen bedroht; auch Luther und seine steifen Anhänger drückten sie durch Bewirkung des Verbotes ihrer Schriften und manche persönliche Angriffe, mit denen man selbst den edeln Melanchthon wegen des ihm angeschuldigten Kryptocalvinismus nicht verschonte. Inzwischen ist die reformirte Kirche mit der Lutherischen darin einig geblieben, daß nur zwei Sacramente, Taufe und Abendmahl, anzunehmen und auch diesen nur unter der Bedingung eines würdigen Genusses die Kraft, der Gnade Gottes in Christo theilhaftig zu machen, beizumessen sey. Dagegen erhob die Kirchenversammlung zu Trident 1547 die Lehre von sieben Sacramenten, Taufe, Abendmahl, Firmelung, Buße oder Absolution, letzte Oelung, Priesterweihe und Ehe, zum Glaubensartikel der römischen Kirche und verdammte diejenigen, welche an der Kraft dieser Handlungen, durch den bloßen Gebrauch (ex opere operato) Gnade zu ertheilen, zweifelten, oder sie nur für äußere Zeichen einer göttlichen Begnadigung hielten, welche man eigentlich nur durch Glauben und Besserung erlangen könne. Die griechische Kirche stimmt in dieser Lehre mit der römischen überein. Die Socinianer erklären die Sacramente für willkürliche Ceremonien ohne besondre göttliche Segenskraft, zu deren Uebung kein Christ nothwendig verbunden sey. Die Quäker neigen sich zum entgegengesetzten Extrem, indem sie die Sacramente innere Handlungen des Gemüths nennen und gar nicht äußerlich begehen. Unter den aus dem Protestantismus hervorgegangenen kleineren Parteien folgen die Herrnhuter der Lutherischen, die Methodisten und Taufgesinnten aber der reformirten Ansicht. Es leuchtet ein, daß die Uneinigkeit der Parteien in diesem Puncte von der Verschiedenheit ihrer Definition des Begriffs Sacrament herrührt, und die Unbestimmtheit dieses vielsinnigen lateinischen Wortes großen Antheil an den darüber entstandenen Händeln hat. Doch wird diese Uneinigkeit schwerlich beizulegen seyn, weil sie Gebräuche betrifft, deren Feier die hauptsächlichste Haltung des religiösen Lebens der christlichen Völker ist, und daher in Form und Begriff eine Aenderung viel weniger zuläßt, als die wissenschaftliche Darstellung der Dogmen.

E.

Sacristei heißt das zur Bewahrung der heiligen Bücher, Gefäße und Geräthschaften, zum Aufenthalte der Geistlichen und zur Verrichtung kirchlicher Handlungen, die nicht öffentlich geschehen sollen, bestimmte Zimmer oder Gewölbe, welches bei jeder Kirche angebaut zu seyn pflegt. **Sacristan** ist bei den catholischen Domstiftern derjenige der jüngeren Geistlichen, welcher die Schlüssel zur Sacristei und die Sorge der Bewahrung der darin befindlichen zum Kirchendienste bestimmten Effecten hat. E.

Säcularisation oder **Verweltlichung** nennt man die Verwandlung geistlicher Länder oder Besitzungen in weltliche. Die **erste** Hauptsäcularisation oder Verwandelung geistlicher Länder und Güter in weltliche hatte in Deutschland bei dem westphälischen Frieden 1648 Statt. Durch die Reformation hatte man den Ausspruch des Heilandes erfahren: Euer Reich ist nicht von dieser Welt; und demnach wurden die geistlichen Stifter Magdeburg, Halberstadt, Bremen, Minden, Cammin, Schwerin, Ratzeburg, die Johannitercommenden Nemerow und Mirow u. s. w. in weltliche Länder und Besitzungen verwandelt. Die **zweite** Hauptsäcularisation war

Folge des lüneviller Friedens (9ten Februar 1801) und des demselben folgenden Reichsdeputationshauptschlusses vom 25sten Februar 1803, in Gemäßheit dessen alle bis dahin unmittelbar gewesenen Stifter ꝛc. säcularisirt und weltlichen Regenten zugetheilt wurden. Bloß der Churfürst Reichserzkanzler, nachmaliger Fürst Primas von Frankfurt, rettete seine weltliche Herrschaft aus diesem Schiffbruche der Hierarchie, um 1813, durch die Noth gezwungen, sich selbst seiner irdischen Gewalt zu begeben. Die Säcularisation enthält, aus rechtlichem Gesichtspunkte betrachtet, durchaus nichts Ungerechtes, da die geistlichen Regenten nicht durch den Willen der von ihnen regierten Völker, sondern durch bloße Anmaßung eines einzelnen Standes zu ihrer Herrschaft gelangt waren, mithin kein wohlerworbenes Recht (Jus quaesitum) hatten.

Säculum. Dieses Wort hat zwei sehr verschiedene Bedeutungen. Im Sinne des canonischen Rechts zeigt es die Welt und das bürgerliche Leben im Gegensatze der Kirche und der geistlichen Sachen an. Daher das Wort Säcularisation (vergl. d. Art.) — In der Sprache des gewöhnlichen Lebens heißt Säculum ein Zeitraum von hundert Jahren, ein Jahrhundert. Daß ältere Völker zu einem Jahrhunderte theils einen längern, theils einen kürzern Zeitraum als hundert Jahr foderten, ist nicht glaublich, obgleich es behauptet worden ist; wenigstens bei den Römern und Deutschen war es nicht der Fall. Am Ende des 17ten und 18ten Jahrhunderts entstanden viele Streitigkeiten über die Frage: ob der Schluß des Jahrhunderts mit dem Jahre 99 oder mit dem folgenden zu machen sey. Eine Partei von Gelehrten und Chronologen stimmte für das Jahr 99 aus dem Grunde, weil nach ihrer Meinung Christus ein Jahr früher, als nach unserer bisherigen Zeitrechnung, geboren sey, daß man also bereits 1799 die Jahreszahl 1800 hätte schreiben müssen, indem schon 1799 volle 1800 Jahre nach Christi Geburt vergangen wären. — Die andere Partei behauptete, daß erst mit Ablauf des Jahres 1700 oder 1800 die Jahrhunderte voll wären. Allein die erstere Partei bestritt dies nicht, sondern bloß die Richtigkeit unserer Zeitrechnung, welche erst im 6ten Jahrhundert nach Christi Geburt durch einen Geistlichen, Dionysius den Kleinen (wegen seiner kleinen Statur so genannt), aufkam. Nach Frank verrechnete er sich um 2 J., nach Andern, denen Bredow beistimmt, um 5 J., nämlich zu wenig.

Sacy (Silvestre de), s. Silvestre de Sacy.

Sadi, mit seinem ganzen Namen Scheikh Moslehedin Sadi el Schirazi (aus Schiraz), einer der berühmtesten und auch unter uns bekanntesten lyrischen und moralischen Dichter der Perser, war zu Schiras im Jahre der Flucht 571 (1175 nach Christi Geburt) geboren, und starb als ein hundertundsechzehnjähriger Greis (1292 nach Chr. Geb.). Da seine Aeltern arm waren, wurde er am Hofe Abubekrs erzogen und genoß überhaupt von den verschiedenen Monarchen Persiens großer Gunst und reicher Wohlthaten. Die Perser schätzen ihn über alles wegen seiner goldenen Sprüche, die sie als einen Schatz wahrer Lebensweisheit betrachten, und wegen seiner reinen, höchst zierlichen und dabei einfachen Schreibart. Wir besitzen von ihm folgende Hauptwerke: 1) eine Sammlung (Divan) lyrischer Gedichte in arabischer und persischer Sprache, (Gaseln und Cassiden), in denen ein mildes Feuer der Phantasie waltet, theils Liebesgedichte, theils Auffoderungen zu edeln Lebensgenüssen, ver-

mischt mit ernsten Betrachtungen; 2) ein moralisches Werk aus Prosa und Versen gemischt, unter dem Titel: Gulistan (Rosengarten), in acht Büchern, deren Inhalt sich aus folgenden Ueberschriften, die sie führen, ergibt, nämlich: vom Geiste und den Sitten der Könige, vom Geiste und den Sitten der Derwische, von der Ruhe und dem Glücke der Zufriedenheit, vom Nutzen der Verschwiegenheit, von der Liebe und Jugend, von Schwachheit und Alter, von Erziehung der Kinder und guten Sitten, von der Kunst, mit Leuten umzugehen; 3) ein Werk in Versen, unter dem Titel: Bostan (Baumgarten), enthaltend eine Sammlung von Geschichten, Fabeln und moralischen Anweisungen; endlich 4) eine Sammlung von Sittensprüchen, ebenfalls in Versen, unter dem Titel: Pendnameh oder Molamaat. Sämmtliche Werke des Sadi sind zu Calcutta in zwei Großquartbänden persisch im Druck erschienen; das Gulistan hat Gentius persisch und lateinisch herausgegeben; das Pendnameh ist persisch und englisch in Ostindien und England einzeln gedruckt worden; von den lyrischen Gedichten findet man einzelne bei Ouseley und Andern. Uebersetzungen des Bostan und Gulistan gibt es in vielen Sprachen. Deutsch hat sie zuerst Olearius geliefert. Sadi's Grabmal beschreibt Franklin in seiner Reise. (Vgl. Persische Literatur). M.

Saducäer, eine von den vier Hauptsecten der Juden, deren Stifter Sadoc, ein jüdischer Rabbiner, war, der ungefähr 200 Jahre vor Christi Geburt lebte. Die Lehre seines Meisters, des Antigonus, daß man die Tugend um ihrer selbst willen und ohne Rücksicht auf Belohnung ausüben müsse, führte ihn zu der Behauptung, daß in einem andern Leben weder Belohnung noch Strafe Statt fände. Seine Anhänger läugneten daher die Auferstehung und die Unsterblichkeit der Seele, glaubten weder Engel noch Geister, waren aber in ihren Sitten sehr streng, daher auch Christus, trotz des Vorwurfs, daß sie die Schrift nicht verständen, sie wegen ihrer Sitten nicht tadelt. Auch gelangten sie zu den höchsten Würden und selbst zum Hohenpriesteramt. Noch jetzt besteht die Secte unter den Karaiten.

Sagan, ein Fürstenthum in Niederschlesien, war ehemals ein Theil des Fürstenthums Glogau, von dem es aber durch die Erbtheilung der Söhne des Herzogs Heinrich VIII. 1395 getrennt wurde, und seinen eignen Fürsten erhielt. Nachmals kam es an die Krone Böhmen, und Kaiser Ferdinand II. schenkte es an seinen Feldherrn Albrecht von Wallenstein. Nach der Ermordung desselben ward es wieder eingezogen und 1646 an einen Fürsten von Lobkowitz verkauft. Von den Nachkommen des Letztern kam es 1786, gleichfalls durch Kauf, an den Herzog Peter von Curland, nach dessen Tode es seine älteste Erbtochter, die Prinzessin Catharina Friederike Wilhelmine, erhielt, die sich davon Herzogin von Sagan nennt. Das Land ist nicht sehr fruchtbar, hat aber große Wälder, viel Wildpret und viel Eisenstein und Eisenhämmer. Der Queis, welcher das Fürstenthum nach der Länge durchströmt, und auch den Bober u. a. aufnimmt, liefert vortreffliche Fische. Uebrigens enthält dies Land nur drei Städte, Sagan, Priebus und Naumburg am Bober, einen Marktflecken und etwa 34,000 Einwohner, die größtentheils catholisch sind. Die Haupt- und Residenzstadt Sagan mit einem ansehnlichen fürstlichen Schlosse hat eine bedeutende Augustinerabtei, ein Collegium und Seminarium des aufgehobenen Jesuiterordens,

noch 4 catholische Kirchen und ein Seminarium, eine evangelische Gnadenkirche und Schule, und 4500 Einwohner, die sich von den äußerst wichtigen Tuch- und Leinwandmanufacturen u. s. w., so wie auch vom Getraidehandel nähren. Die Herzogin hat hieselbst eine Regierung, ein Land- und Manngericht, ein Consistorium, eine Rentkammer und ein Hofgericht.

Sage (Alain René Le), ein berühmter französischer Romanen- und Lustspieldichter, geboren um das Jahr 1677 zu Ruys in Bretagne. Er begab sich früh nach Paris, wo er als Schriftsteller lebte. Das erste Werk, durch welches er sich bekannt machte, war eine freie Uebersetzung der griechischen Briefe des Aristenät. Seine Bekanntschaft mit der spanischen Sprache und Literatur benutzte er dazu, mehrere Novellen und Romanzen der Spanier frei zu bearbeiten oder doch spanische Sitten und Localitäten in seine Dichtungen einzuführen. Sein erster Roman der Art war Guzman d'Alfarache, der sich in einer niedern Sphäre bewegt, aber nicht unergötzlich ist. Zu einer höhern Schreibart erhob er sich in dem Bachelier de Salamanque und nächstdem in den Avantures de Gil Blas de Santillane, der seinen Verfasser in ganz Europa bekannt machte. Seine Sitten- und Charaktergemälde sind überaus lebendig und unterhaltend; doch wird die Moral zuweilen verletzt. Diesem Werke verdankt der Verfasser seinen größten Ruhm, obwohl auch sein Diable boiteux, der eigentlich eine unzusammenhängende Reihe von Charakteren und Geschichten ist, wegen seiner unterhaltenden Mannichfaltigkeit und satirischen Beziehungen, allgemein gelesen wurde. Le Sage schrieb ferner: Nouvelles avantures de Don Quichotte, und eine Novelle, Estavanille ou le Garçon de bonne humeur betitelt, und übersetzte Bojardo's Orlando innamorato. In seinen Lustspielen Crispin rival de son maître und Turcaret finden sich treffliche humoristische Scenen. Le Sage war verheirathet und hatte mehrere Kinder; einer seiner Söhne betrat unter dem Namen Montmeuil die Bühne, ein andrer war Chorherr zu Boulogne; hier befand sich Le Sage mit seiner Familie, als er 1747 starb. Die Werke dieses fruchtbaren Schriftstellers, besonders sein Gil Blas, zeichnen sich vortheilhaft durch eine leichte, reine und geschmackvolle Schreibart aus. Er selbst war von milder und geselliger Gemüthsart, und sehr unterhaltend im Gespräch.

Saffian, s. Maroquin.

Saftfarben, s. Malerfarben.

Sage, s. Mythen und Historie.

Sago oder Sagu, eine vegetabilische Substanz, welche aus Ostindien durch den Handel zu uns kommt, und aus weißgelblichen steinharten Kügelchen, ungefähr so groß wie Coriandersaamen, besteht. Der Sago läßt sich weder durch Weingeist noch durch Oel auflösen, aber durch Sieden im Wasser wird er weich, durchsichtig, gallertartig und bekommt eine röthliche Farbe, ohne seine kugeliche Form zu verlieren. Diese Substanz ist übrigens das Mark des Sagobaums, der in Ostindien wächst, so dick wird, daß ihn kaum ein Mann mit den Armen umspannen kann, und eine Höhe von 40 bis 50 Fuß erreicht. Der Stamm dieses Baums gleicht einem weiten hölzernen Cylinder, der im Innern ganz mit einem vegetabilischen Mark angefüllt ist. Die Dicke des Holzes beträgt höchstens nur einige Zoll. Die Sagopalme fodert einen feuchten morastigen Boden, trägt nur einmal Saamen, und pflanzt sich besonders durch

die Wurzelschößlinge, ohne daß menschliche Hülfe nöthig wäre, fort. Der Baum muß sechs Jahre alt werden, wenn man gutes Mark von ihm haben will. Dann wird er abgehauen, in Stücke zersägt und gespalten, und das Mark wird herausgenommen. Es hat dann die Consistenz einer mürben Rübe, ist mit vielen Fasern durchzogen, zwischen welchen die mehligen Theile liegen. Nachdem es mit Wasser durchknätet ist, und die Fasern abgesondert sind, werden die Mehltheile entweder in der Luft oder am Feuer in steinernen Formen getrocknet, worin sie sich verhärtet. Auf einem Acker von 43 500 Quadratfuß können sehr bequem 4350 Sagobäume Platz haben. Jeder Baum gibt wenigstens 300 Pfund Mehl, und 900 Pfund sind zum Unterhalte eines Mannes hinreichend. In Indien bäckt man Brot aus dem Sagomehl, gebraucht die ausgehöhlten Stücke des Stammes zu Mulden rc., die Spitzen der Stengel werden als Gemüse gegessen, und aus den jungen Blätterknospen spinnt man Garn. Das für den europäischen Handel bestimmte Sagomehl wird, damit es sich besser halte, gekörnt. Man läßt es nämlich nach dem Auswaschen nur so weit trocknen, daß es die gehörige Steifigkeit erhält, um sich zwischen den Händen reiben zu lassen. Dadurch nimmt es die Gestalt an, in der wir es erhalten. Dann werden die Körner getrocknet, und durch Sieben nicht bloß vom Mehlstaube befreiet, sondern auch der Größe nach sortirt. Die feinsten und weißesten heißen Sagoblume. Fast alle Schiffe bringen aus Ostindien Sago mit nach Europa, wo jährlich mehrere 100,000 Pfund verbraucht werden. Die Holländer führen den Sago in Säcken zu 200 Pfund ein, und die Engländer verkaufen ihn centnerweise.

Sagunt, eine der berühmtesten Städte im alten tarraconensischen Spanien, unfern von dem Flusse Turius (Murviedro). Als eine Pflanzstadt der Zacynthier und Rutuler stand sie mit Rom im Bunde, und wurde daher von Hannibal zu Anfang des zweiten punischen Krieges angegriffen, und nach einer äußerst hartnäckigen Belagerung erobert. Jetzt steht auf derselben Stelle die Stadt Murviedro, bei welcher in dem letzten spanisch-französischen Kriege die Armee von Valencia durch Suchet geschlagen wurde.

Sahlbuch, so viel als Cataster. (S. d. Art.)

Saidschütz und Sedlitz sind zwei Dörfer nicht fern von der böhmischen Stadt Bilin am Abhange des Mittelgebirges. Die Gegend um diese Dörfer ist an trinkbarem Wasser und Bäumen arm, enthält einen bedeutenden Sumpf (den Serpina-Sumpf), und ist von Basalthügeln eingeschlossen. Aus dem Sumpfe laufen überall in gemachten Gruben salzige Wasser zusammen, die zu Bittersalz versotten werden können. Am südlichen und nördlichen Fuße eines sich in den Sumpf hereinziehenden Hügels sind aber die eigentlichen Bitterwasserbrunnen, ungefähr 24, zu finden, deren Wasser bitter schmeckt, laxirende Eigenschaft besitzt, und als bekanntes Mineralwasser weit versendet wird. F.

Saigern nennt der Hüttenmann eine Abscheidung des Silbers vom Kupfer durch Blei. Die Operation geschieht in besondern Schmelzheerden, und gründet sich darauf, daß das mit Silber vermischte Blei einer geringern Hitze zum Schmelzen bedarf, als das Kupfer, sich also von diesem schmelzend trennt und es ungeschmolzen zurückläßt. Der Saigerofen ist von Backsteinen an drei Seiten aufgemauert, sein Boden ist nach der offenen Seite abschüssig und hat eine Gasse, die das ausgesaigerte silberhaltige Blei in einen vorgesetzten Tiegel führt;

der Boden neben der Gasse ist mit Eisenplatten belegt, die mit Lehm und Asche vor dem Schmelzen beschlagen werden. Hierauf wird das Kupfer in Saigerstücken und zwischen ihnen Holz und Kohlen eingeschichtet und auch mit Kohlen bedeckt. Diese Saigerstücke sind silberhaltiges Kupfer, dem auf jedes Loth Silbergehalt 14 Pfund Blei beigeschmolzen sind. Der Ofen wird jetzt langsam geheizt, das Feuer bis zum Fließen des Bleies erhöht, und gleichmäßig in solcher Hitze erhalten; wo dann das Blei herausschmilzt, das Silber mit sich nimmt, und das Kupfer ziemlich rein vom Silber zurückläßt. Saigerhütte heißt die Werkstatt, wo das Saigern geschieht. F.

Sailer (Johann Michael), Doctor der Theologie, königlich bayrischer geistlicher Rath und Professor der Theologie zu Landshut, ist 1751 zu Aresing unweit Schrobenhausen in Bayern geboren. Da seine Aeltern ohne Mittel waren, so konnte er nur durch die Unterstützung guter Menschen, die er in München fand, seine Studien anfangen und fortsetzen. Im J. 1770 trat er zu Landsberg in Oberbayern in den Jesuiterorden, und blieb in demselben bis zu dessen Aufhebung 1773. Hierauf ging er nach Ingolstadt, wo er seine philosophischen und theologischen Studien vollendete, und dann drei Jahre lang öffentlicher Repetitor war. Im J. 1780 ward er zweiter academischer Professor der dogmatischen Theologie, neben Benedict Stattler, seinem Lehrer und Freunde. Da aber im J. 1781 die bayerschen Klosterabteyen alle Lehrstellen im Lande aus ihrem Mittel zu besetzen bekamen, verlor auch Sailer seine Stelle gegen das kleine Jahrgeld von 240 Gulden. Drei Jahre lebte er jetzt im Privatstande den Studien und schriftstellerischen Arbeiten, die ihn bereits rühmlich bekannt gemacht hatten. Im J. 1784 folgte er dem Rufe zu einer Professur an der damals bischöflich=augsburgischen Universität Dillingen, wo er Moralphilosophie und Pastoraltheologie lehrte, auch nebenher Religionsvorlesungen für alle Academiker hielt, und mehrere vielgelesene Schriften herausgab. Zehn Jahre war er hier thätig gewesen, als er unerwartet seine Entlassung erhielt. Er lebte jetzt wieder mit sehr geringen Einkünften bloß den Wissenschaften und der Freundschaft, theils zu München, theils zu Ebersberg in Oberbayern. Bei der Regierungsveränderung in Bayern 1799 wurde Sailer als Lehrer an der bayrischen Landesuniversität angestellt, und befindet sich seitdem an der im J. 1800 von Ingolstadt nach Landshut versetzten Ludwig=Maximilians=Universität als ordentlicher Professor der Theologie u. s. w. Das Verzeichniß der zahlreichen Schriften dieses fruchtbaren, um die Erweckung wahrer Religiosität unter den Catholiken in Baiern ungemein verdienten, Schriftstellers hier beizufügen, erlaubt uns der Zweck dieses Werks nicht.

Saint=Aubin (Madame), eine der ausgezeichnetsten dramatischen Künstlerinnen in Paris am Theater Feydeau. Eben so ihre beiden Töchter, Mad. Saint=Aubin Düret und Dem. Joly Saint=Aubin. (Siehe Pariser Theater.)

Saint=Just (Antoine Louis=Leon de), einer der wüthendsten Terroristen in der französischen Revolution, das erste Werkzeug von Robespierre's Tyrannei und der Begleiter seines Sturzes, 1768 in Blarancourt bei Noyon geboren. Einige Kenntnisse und ein affectirter Eifer für die Sache der Freiheit verschafften ihm im 24. Jahre die Erwählung zum Deputirten des Aisnedepartements beim Nationalconvent. Hier schloß er sich sogleich an Robespierre an. Gleich zu Anfang des Prozesses Ludwigs XVI. verlangte er mit Ungestüm

die schnelle und blutige Bestrafung der angeblichen **Verbrechen** dieses Fürsten, und stimmte hernach für dessen Tod ohne Delegation noch Appel an das Volk. Dann hielt er eine Rede gegen die Girondisten, wodurch er seinen eigentlichen Einfluß gründete, und das besondre Geschäft erlangte, seine Collegen auf das Schaffot zu schikken, das er auch mit einer ausgezeichneten Blutgier die ganze Zeit über versehen hat. Er ward dann in einige Gränzdepartements und zur Nordarmee geschickt; auch da bezeichneten Ströme vergossenen Bluts jeden seiner Schritte. Er war der Verfasser des Berichts, der Danton, Herault-Sechelles, Philippeaux, Camille-Desmoulins und Consorten auf die Guillotine brachte; und gab, als sich die Partei gegen Robespierre bildete, diesem den Rath, die neuen Feinde ohne Verzug zu stürzen. Aber dessen Zögerung riß beide ins Verderben. In der stürmischen Sitzung vom 9ten Thermidor (27. Juli 1794) vertheidigte er Robespierre am kühnsten und hartnäckigsten; verließ die Rednerbühne troz aller Gegendeclamationen nicht, und hörte endlich sein Verhaftungsdecret mit verachtender Kälte aussprechen, begab sich in den Gemeindesaal, und erklärte sich zum Chef der Executionscomité für die Urheber dieser Revolution; ward aber bald darauf selbst arretirt, was er mit vollkommner Gleichgültigkeit geschehen ließ. Eben so unempfindlich und ruhig um sich blickend, hörte er am andern Tage auf seinem Wege zur Richtstätte die Verwünschungen des Volks an, und der kalte Bösewicht, der sich im Menschenblute gebadet hatte, starb mit dem Anschein eines Stoikers. Man hat von ihm: Esprit de la révolution et de la constitution de France, 1791, 8., eine große Menge Berichte und Oeuvres posthumes, die, wiewohl unvollständig, doch voll Untersuchungen sind. Man schreibt ihm auch „Orgon," ein Gedicht im Geschmack der Pucelle von Voltaire, zu.

Saint-Lambert (Jean François), ein bekannter französischer Dichter, Mitglied der Academie und des Nationalinstituts, wurde zu Nanci den 16ten December 1717 geboren, erwarb sich früh bei seinen Landsleuten den Ruhm eines ausgezeichneten **Dichters** und eines liebenswürdigen Gelehrten. Er wurde von den Jesuiten zu Pont à Mousson erzogen. In seiner Jugend nahm er Kriegsdienste bei der lothringischen Garde, und stieg bis zum Range eines Hauptmanns. Nach dem Frieden verließ er aber diese Laufbahn, um sich an den Hof des Königs Stanislaus von Polen, der zu Luneville die geistvollsten Frauen und Männer um sich versammelte, zu begeben. Frau von Chatelet glänzte hier durch ihre Kenntnisse und ihren Verstand, und Saint-Lambert war bald so glücklich, ihre Liebe zu gewinnen. Auch mit Voltaire befreundete er sich, schmeichelte ihm in seinen Versen, und wurde natürlich dafür auch wieder von Voltaire gelobt. Doch übertrieb er seine Schmeicheleien gegen diesen, nach der Meinung der Franzosen, etwas zu sehr, da er ihn noch über ihnen Corneille und Racine erhob. Er starb den 9ten Februar 1805 im 85sten Jahre bei seiner Freundin, Frau von Houdelot, die sich seiner mit der größten Sorgsamkeit annahm, obgleich er in dem Zustand der Kindheit, worein er zurückgesunken war, sich oft hart und bitter über die treue Freundin beschwerte. Saint-Lamberts Gedichte le Matin et le Soir (der Abend und Morgen) 1769 in 8., und les Saisons (die Jahreszeiten) sind unter seinen Schriften am bekanntesten geworden. Sie gehören zu der Gattung der beschreibenden Gedichte, und obgleich sie Thomsons Jahreszeiten nachstehen,

so zeichnen sie sich doch durch eine blühende, oft glänzende Phantasie und einen leichten harmonischen Versbau aus. Außerdem hat Saint-Lambert mehrere Erzählungen in Prosa, orientalische Fabeln (Paris 1772, 8.) und eine große Anzahl kleinerer Gedichte, welche in mehreren französischen Musenalmanachen zerstreut sind, geschrieben. Seine Mémoires de la vie de Mylord Bolingbrocke sind in einem sehr hinreißenden Style abgefaßt, und unter seinen prosaischen Schriften das Lesenswertheste. Unsers Wissens gibt es von Saint-Lamberts Werken noch keine vollständige Sammlung. Auch von Charakter war dieser Dichter ein sehr liebenswürdiger Mann.

Saint-Real (César Vichard de), ein sehr berühmter französischer Schriftsteller, besonders im historischen Fache, aus dem 17ten Jahrhundert. Er wurde zu Chambery in Savoyen, wo sein Vater Staatsrath war, geboren, und kam früh nach Paris, wo die Lebhaftigkeit seines Geistes und seine Kenntnisse ihm bald Freunde erwarben. Hier lebte er bei dem bekannten Geschichtschreiber Varillas, von welchem ihm wahrscheinlich die Liebe für das Romantische in seinen historischen Darstellungen mitgetheilt wurde. Varillas beschuldigte ihn, daß er ihm einige seiner Papiere entwendet habe. 1675 kehrte er nach Chambery zurück, wo er die Herzogin von Mazarin kennen lernte, und sie nach England begleitete. Dort blieb er nur kurze Zeit und ging wieder nach Paris, wo er mehrere Jahre unter dem Titel eines Abbé (ohne jedoch eine Pfründe zu haben) sich als Gelehrter aufhielt. Seine Schriften verwickelten ihn in mehrere gelehrte Streitigkeiten, besonders mit dem Theologen Arnauld, der ihn des Socinianismus beschuldigte. Seine Empfindlichkeit gegen die Kritik ging bis zur Schwäche; zugleich war er hitzig und ungestüm, wenn ihm in Schriften widersprochen wurde. Im geselligen Leben zeigte er übrigens einen höchst schätzbaren Charakter. 1692 ging Saint-Real nach Chambery zurück, wo er in demselben Jahre starb. Unter seinen Werken zeichnen sich besonders aus Sept Discours sur l'usage de l'histoire, voll scharfsinniger Bemerkungen, aber ohne Präcision geschrieben; Histoire de la conjuration, que les Espagnols formèrent en 1618 contre la république de Venise, welches Werk viel Romanhaftes enthält. Uebrigens hat Saint-Real hinsichtlich des Styls in diesem Werke sein Vorbild Sallust nicht ganz erreicht. Don Carlos, nouvelle historique, gleichfalls romanhaft, aber vortrefflich geschrieben; Discours sur la Valeur, eins der vortrefflichsten Werke dieses Schriftstellers; Traduction des lettres de Cicéron à Atticus, nicht so gut gerathen, u. a. mehr. Eine vollständige Ausgabe von Saint-Reals Werken besorgte der Abbé Perau 1757 zu Paris in 8 Duodezbänden.

Saint-Vincent (Lord, Graf und Vicomte John Jervis von), einer der berühmtesten englischen Seeoffiziere, Admiral und Pair von Großbritannien, ist 1734 geboren, trat schon in seinem 10. Jahre in die königl. Marine und machte seine ersten Seezüge unter Lord Hawke. Von diesem Zeitpunkte war er allenthalben, wo es Lorbeern zu ernten gab. Er zeichnete sich bei vielen Gefechten in den Kriegen zwischen England und Frankreich in den Jahren 1757—1762 und dann in den Jahren 1773—1782 auf das ruhmvollste aus. 1787 wurde er zum Contreadmiral erhoben. Denn trat er ins Parlament, nahm aber beim Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und England sogleich wieder Dienste, und seine erste Waffenthat in diesem neuen Kampfe war

die wichtige Eroberung von Martinique. Hierauf erhielt er den Oberbefehl über die engl. Flotte im mittelländischen Meer und in diesem wichtigen Commando erfocht er den großen Sieg über die spanische Flotte unter Admiral Cordova bei dem Cap Saint-Vincent am 14. Februar 1797. Von ihr erhielt Sir John die Würde eines Grafen von Saint-Vincent. Im Jahr 1798 detachirte er von seiner Station vor Cadix Nelson zur Aufsuchung Buonaparte's, dessen Flotte dieser bei Abukir vernichtete. Im Jahr 1801 wurde Graf Saint-Vincent zum ersten Lord der Admiralität ernannt.

Sais, eine der berühmtesten Städte des alten Aegyptens, und Residenz der letzten Dynastie, in Unterägypten, unweit der vom Nil gebildeten Insel Byblus. Es befand sich hier ein altberühmter und prächtiger Tempel der Göttin Neith, der ägyptischen Minerva, wie die Griechen glaubten, deren Priester in ganz vorzüglichem Ansehn standen. Ihr zu Ehren wurde daselbst jährlich das sogenannte Lampenfest gefeiert, das mit einer allgemeinen Erleuchtung der Stadt verbunden war, und an dem Tempel stand noch Plutarch die berühmte geheimnißvolle Inschrift: Ich bin Alles, was war, was ist, und was seyn wird; meinen Schleier hat noch kein Sterblicher aufgedeckt.

Saiten sind Fäden von zusammengedrehten Schaafdärmen, oder von gezogenem Metall, deren man sich von verschiedner Länge und Stärke bedient, um sie auf der dünnen Decke eines dazu eingerichteten Instruments in Schwingungen zu setzen, und dadurch verschiedne Klänge hervorzubringen. Die Darmsaiten verfertigt man aus den Därmen der Schaafe und Lämmer, die man reinigt, in einer Lauge beizt, zusammenspinnt und schleift. Man windet sie in Ringel, von denen dreißig Stücke zusammengebunden ein Stock heißen. Ihre Güte wird durch ihre Haltbarkeit, Reinheit und durch das Helle und Körnichte ihres Tones bestimmt. Ein äußeres sicheres Merkmal für diese Eigenschaften gibt es nicht, aber sie fehlen allen den Saiten, die nicht durchsichtig und nicht elastisch sind. Bekanntlich sind von den Darmsaiten die in Italien verfertigten sogenannten romanischen die vorzüglichsten. Die Metallsaiten sind entweder aus Messing oder aus Eisen. Man hat auch Versuche mit Saiten aus Seide gemacht, aber es fehlt ihnen an einem feinen Klang. Ein gewisser Boud zu Versailles soll sie in der neuesten Zeit vervollkommnet haben.

Saiteninstrumente, s. Bogeninstrumente und Instrumentalmusik.

Saladin, eigentlich Salaheddin Jussuf Ebn Ayub, ein berühmter Sultan von Aegypten und Syrien, geboren im J. 1137 auf dem festen Schlosse Tecrit, dessen Gouverneur sein Vater, ein curdischer Krieger, war. In seiner Jugend diente er unter seinem Vater und Oheim, welchen letztern Sultan Noureddin nach Aegypten sandte zur Unterstützung Fatimite Calaph Adheds wider den Vesir Shawer. Dieser starb 1168 auf diesem Zuge, und Saladin folgte ihm im Heerbefehl. Der bisher dem Weine und Spiel ergebene Jüngling ward plötzlich einer der strengsten Befolger der Vorschriften des Korans. Den Ansichten Noureddins gemäß haßte und unterdrückte er die Secte Ali's. Im J. 1171 machte er der Fatimitischen Kalifendynastie in Aegypten ein Ende. Um dieselbe Zeit starb Adhed. Saladin, der seine Reichthümer in Besitz nahm, faßte den Entschluß, sich unabhängig zu machen, und suchte zu dem Ende zu-

vörderst die Liebe der Aegypter durch eine milde und weise Regierung zu erwerben. Noureddin aber, wiewohl jener dessen Unternehmungen gegen die Christen unterstützte, schöpfte Verdacht, und brach mit einem zahlreichen Heere nach Aegypten auf. Ein Vergleich beugte den Feindseligkeiten vor. Als jedoch 1174 Noureddin gestorben und dessen unmündiger Sohn Al-Malek den Thron bestiegen hatte, ergriff Saladin Maßregeln, anfangs unter dem Vorwand der Beschützung, seine Besitzungen an sich zu reißen. Er unterwarf Damascus und mehrere andre Plätze in Syrien, belagerte aber Al-Malek selbst in Aleppo ohne Erfolg. Auch versuchte er, die Franken von den Seeküsten von Palästina zu vertreiben, ward aber bei Ascalon gänzlich aufs Haupt geschlagen. Al-Malek starb 1181, und zwei Jahre darauf ergab sich Aleppo an Saladin, der nun ganz Syrien und Aegypten unter dem von dem Kalifen Nasser bestätigten Titel eines Sultans besaß. Das ganze Streben seines Religionseifers und seiner Politik war jetzt darauf gerichtet, die Christen aus Palästina zu vertreiben, und Jerusalem zu erobern. Jene hatten seinen Zorn durch einen vertragswidrigen Ueberfall der Pilger nach Mekka noch mehr gereizt. Er vergalt ihnen diesen Treubruch durch die berühmte Schlacht in der Ebne von Tiberias im J. 1187, in welcher Guy von Lusignan, König von Jerusalem, zugleich mit Chatillon, den Großmeistern der Tempelherren und Hospitaliers und einer Menge von Rittern zu Gefangnen gemacht wurden. Alle Gefangnen wurden niedergemacht; Chatillon, der die Begnadigung durch den Uebertritt zum Islam nicht erkaufen wollte, fiel unter Saladins eignem Schwert, und nur der König von Jerusalem ward verschont und ehrenvoll behandelt. Die Folge dieses Sieges war die Einnahme von Acre, Seid, Barout u. s. w., und die Belagerung von Jerusalem, das sich ihm endlich nach einem hartnäckigen Widerstand auf die Bedingung ergab, daß die Christen mit ihrem Eigenthum frei abziehen, die Franken aber für den Kopf ein Lösegeld bezahlen oder Sclaven seyn sollten. Saladin hielt einen triumphirenden Einzug in Jerusalem, und erfüllte gewissenhaft den Vertrag. Darauf belagerte er Tyrus, welche Unternehmung ihm jedoch mißlang, da seine Flotte von den Franken geschlagen wurde. Auf die Nachricht von dem Verlust Jerusalems nahmen der Kaiser Friedrich Barbarossa, die Könige von Frankreich und England und viele andre Fürsten das Kreuz, und machten die größten Rüstungen. Das Gerücht davon ermuthigte die Christen zu Tyrus, welche 1189 Acre den Moslemin entrissen. Saladin eilte herbei, und zwei Jahre lang waren die Felder um Acre der Schauplatz der blutigsten und erbittertsten Kämpfe. Kaiser Friedrichs Tod, der mit einem Heere in Asien angelangt war, flößte den Moslemin Muth ein, bis Richard Löwenherz und Philipp August mit neuen zahlreichen Schaaren erschienen. Acre ergab sich ihnen 1191, worauf Philipp August nach Europa zurückkehrte. Richard aber blieb, schlug Saladin in zwei Schlachten, nahm Cäsarea und Jaffa, und bedrohte Jerusalem. Die ritterliche Tapferkeit dieses Königs verdunkelte auf einige Zeit Saladins Ruhm, der den Fortschritten seines Gegners mit Aufbietung aller seiner Kräfte widerstand. Endlich ward ein Vertrag zwischen beiden Fürsten geschlossen, der die Küste von Jaffa bis Tyrus den Christen einräumte; Ascalon ward geschleift, und der Ueberrest von Palästina verblieb dem Sultan. Dieser war kaum durch Richards Abreise von seinem furchtbarsten Feinde befreit, als ihn in seinem 56sten Lebensjahre der Tod

überraschte. Er starb zu Damascus im J. 1193. Ihm gebührt der Ruhm eines Fürsten von großer Einsicht und Tapferkeit, der die Gerechtigkeit liebte und seinem Worte stets treu war. Er hinterließ siebzehn Söhne und eine Tochter, und war der Stifter der Dynastie der Ayoubiten.

Salamander, auch Molch, Feuermolch, eine Familie des Eidechsengeschlechts, die wieder in vier Gattungen zerfällt. Sie sind ohngefähr eine Spanne lang, einen Daumen dick, gewöhnlich schwarz und gelb gefleckt, und halten sich an dunkeln, schattigen Orten auf. Die sämmtlichen hieher gehörigen Thiere sind durchaus unschädlich, und keineswegs giftig. Die Sage, daß der Salamander im Feuer nicht verbrenne, ist unwahr. Wenn er geängstigt wird, dringt aus seinem Munde und seiner warzigen Haut eine milchichte Feuchtigkeit, die ihn wohl auf einige Minuten gegen ein schwaches Kohlenfeuer schützen kann; aber einem heftigen oder anhaltenden Feuer kann er keineswegs widerstehn. Bei den Alten war er Symbol des Feuers. Daher heißen auch die Feuergeister der Fabellehre Salamander, die als Genien mit feuerfarbenen Schmetterlingsflügeln vorgestellt werden.

Salamis, jetzt Colouri, eine merkwürdige griechische Insel in der Nähe von Attika, Eleusis gegenüber, hat durch den glorreichen Sieg der verbündeten Flotte der Griechen über die ungleich stärkere der Perser (480 vor Chr. Geb. s. d. Art. Themistokles) in der Geschichte einen unsterblichen Namen erlangt. Sie war durch eine schmale Meerenge von der Landschaft Attika getrennt, und wurde in Alt- und Neu-Salamis abgetheilt. Ihr Umfang beträgt 4 Quadratmeilen. Ihr ältester Name soll Kychrea oder Kenchrea gewesen seyn. Unter den Fürsten aus den frühern Zeiten ist vorzüglich Ajax bekannt worden, welcher uns von Homer als einer der größten Helden des trojanischen Krieges genannt wird. Sein Vater, König derselben Insel, hieß Telamon, wovon jener auch seinen Beinamen erhalten hat. Einige Jahrhunderte nach dem trojanischen Kriege bemächtigten sich die Megarenser der Insel, wurden aber bald darauf von den Atheniensern wieder vertrieben. Erst unter dem Kaiser Vespasian wurde sie eine römische Provinz. Die Bewohner von Salamis waren sehr geschickte Seefahrer. Auf der Ostspitze von Alt-Salamis war das Denkmal wegen des über die Barbaren errungenen Sieges aufgerichtet. Auch führt denselben Namen im Alterthum eine Stadt auf der Insel Cypern, von Teucer, Telamons Sohne, nach seiner Rückkehr von Troja erbaut, der Hauptort der ganzen Insel.

Salbung. Von Alters her pflegten sich die Orientalen zur Stärkung der Glieder und zur Erhöhung der körperlichen Schönheit zu salben, daher auch unter den Ehrenbezeugungen, die sie geachteten Gästen bewiesen, das Salben mit wohlriechenden Oelen eine der vorzüglichsten war. Von dieser Sitte des gemeinen Lebens unterschied die Mosaische Gesetzgebung, übereinstimmend mit andern Religionen des Alterthums, die Salbung der Priester, ihrer Kleider und der zum Gottesdienst bestimmten Dinge, welche nur mit einem besonders dazu bereiteten heiligen Oele geschehen durfte, und die Bedeutung einer Weihe zum ausschließlichen religiösen Gebrauche hatte. Schon das Alterthum betrachtete in diesem Sinne die Salbung der Priester und Könige als eine symbolische Handlung, die den Gesalbten den unauslöschlichen Charakter ihrer Amtswürde und Ausstattung mit besondern göttlichen Geistesgaben ausdrückte. Daher heißen Könige und

Priester vorzugsweise Gesalbte des Herrn, deren Person heilig und unverletzlich, und deren amtliches Ansehn von Gott ist; auch wird der im alten Testamente angekündigte Erlöser wegen seiner königlichen Abstammung und Würde Messias, d. h. ein Gesalbter genannt. Noch jetzt werden die Könige bei ihrer Krönung gesalbt, um ihrer Würde die religiöse Weihe und Heiligkeit zu geben, die sie in den Augen der Völker haben soll, und bei der catholischen Priesterweihe salbt der ordinirende Bischof mit dem heiligen Salböl (s. d. Art. Chrisam) die innere Fläche beider Hände nebst den Daumen und Zeigefingern des Ordinanden, wodurch nach dem Ausdrucke des Ordinationsrituals den Händen die Kraft gegeben wird, zu segnen, zu weihen und zu heiligen. In einem bildlichen Sinne sollen religiöse Vorträge und Gebete Salbung, d. h. die Kraft haben, den, der sie hört, mit frommen Gefühlen, innigen Ueberzeugungen und heiligen Entschließungen zu erfüllen; denn dies ist die Weihe, die von den Worten des Redners, der auf die Herzen wirken will, auf seine Zuhörer übergehen muß. Die Gabe, mit Salbung zu sprechen, kann durch Kunst und Studium nicht erworben werden, und nur der Redner wird sie haben, der Stärke und Innigkeit der eignen Ueberzeugung von dem, was er vorträgt, mit Herzlichkeit und Wärme der Empfindung verbindet. Freilich aber wird, wenn die leichtfertige Kritik nicht Anlaß zu Spöttereien finden soll, bei dieser seltenen, oft den scharfsinnigsten und glänzendsten Rednern abgehenden Gabe vorausgesetzt, daß sie nur wichtigen Gegenständen, die das ganze Gemüth des Menschen angehen, gewidmet und nie ohne gründliche Einsicht, gebildeten Geschmack und sichern oratorischen Tact angewendet werde. E.

Saldern (Friedrich Christoph von), königlich preußischer Generallieutenant, war geboren 1719 in der Priegnitz; sein Vater, Otto Ludolf von Saldern, war preußischer Oberstlieutenant. Im Jahr 1735 trat er als Fähndrich in den Dienst unter Friedrich Wilhelm I. Friedrich II. nahm ihn wegen seiner ansehnlichen Länge in die Leibgarde als Oberlieutenant. Im schlesischen Kriege focht er tapfer und wurde Hauptmann. Fast in allen Schlachten des siebenjährigen Kriegs war er gegenwärtig. Bei der Erstürmung des Dorfes Leuthen zeichnete er sich so aus, daß Friedrich ihm den Verdienstorden verlieh. Nach der Eroberung von Breslau ward er 1758 Oberstlieutenant, und deckte nach der aufgehobenen Belagerung von Ollmütz den Rückzug des Königs durch Mähren und Böhmen. — Ihm verdankte Friedrich, da er bei Hochkirchen (1758) überfallen wurde, die bei allem Unglück noch günstige Wendung. Zum Lohn ernannte er ihn, da er auch noch in demselben Jahr bei dem kühnen Marsch von Sachsen nach Schlesien zum Entsatz von Neisse sich besonders ausgezeichnet, zum Generalmajor, ohne daß er vorher Oberst gewesen (1759). Auch bei Liegnitz (1760) und vornehmlich bei Torgau (1760), wo er unter Ziethen focht, bewährte er seinen Muth und seine Kriegserfahrenheit. Er starb zu Magdeburg am 24ten März 1785 im 66sten Jahr seines Alters. — Er hat sich besonderes Verdienst um die Verbesserung des Kriegswesens erworben; auch zeugen seine Schriften von seiner militairischen Einsicht. 1) Tactik der Infanterie, Dresden 1784; 2) tactische Grundsätze (mit Kupfern), Dresden 1786. Beide Schriften sind ohne seinen Namen erschienen. — Nach einem Herbstmanoeuvre ritt Friedrich zu ihm heran und sagte: „Saldern, höre er auf, das ist alles und übertrifft alles, was man mit der Tactik thun kann!“ Er schenkte ihm ein massives silbernes Gedeck. — Auf dem Schweizerling, einem Berge bei Wettin,

im Saalkreise, drei Meilen von Halle, ist dem Helden eine Gedächtnißurne auf einem 148 Fuß hohen Porphyrfelsen aufgestellt, welche mit seinem Bild und seinem Namen einfach geschmückt ist.

Saldern (Wilhelm von), geboren 1702, königlich preußischer Generalmajor, focht mit gleichem Kriegsruhme, wie der vorgenannte Saldern, in dem schlesischen und siebenjährigen Kriege, und fiel bei einem Angriff der Oesterreicher auf Königingräz an der Elbe am 26. Juli 1758 durch eine feindliche Kugel getroffen. Sein Leben hat Friedrich Paulk beschrieben (s. dessen Leben großer Helden, dritter Theil, S. 45, Halle 1759, 8)

Salernum (j. Salerno), eine alte Stadt im Gebiet der Picentiner, in Unter-Italien, vorzüglich merkwürdig durch die weltberühmte Civitas Hippocratica, oder medicinische Lehranstalt, die daselbst schon im 12. Jahrhundert n. Chr. blühte, und die Pflanzschule aller medicinischen Facultäten von Europa wurde. Von ihr ging hauptsächlich die ganze praktische Heilkunde aus, und ihre diätetischen Vorschriften wurden in Verse gebracht und überall verbreitet. (Vergl. Arzneikunde.)

Salesianerinnen heißen die Nonnen des Ordens von der Heimsuchung der Jungfrau Maria nach ihrem Stifter, dem heil. Franz von Sales, von dem und seiner Freundin Chanta dieser Orden 1610 zu Annecy in Savoyen ursprünglich als eine Zuflucht für Witwen und kränkliche Frauenzimmer gegründet, in der Folge aber erweitert, hauptsächlich zu geistlichen Uebungen und nebenbei auch zur Krankenpflege bestimmt, schwarz gekleidet und so zahlreich wurde, daß er im 18. Jahrh. 160 Klöster und 6600 Nonnen hatte. Noch jetzt gibt es Klöster der Salesianerinnen in den Städten Italiens, besonders in Venedig, auch in Triest und Breslau. Sie widmen sich nur der Krankenpflege und Erziehung junger Mädchen. E.

Salier, Priester des Mars, welche ihren Namen von salire, hüpfen, tanzen, hatten. Numa bestimmte ihre Zahl auf zwölf; Tullus Hostilius vermehrte sie. Die Veranlassung zu ihrer Stiftung wird so erzählt: Als einst zu Numa's Zeiten eine heftige Pest in Italien wüthete, und sich auch nach Rom verbreitete, ließen die Götter das Ancile, einen Schild von besondrer Gestalt, vom Himmel herabfallen, worauf die Pest nachließ. Die um Rath gefragten Wahrsager erklärten, daß dieser Schild ein Zeichen der stets dauernden Herrschaft der Römer seyn solle, und riethen, noch elf ähnliche verfertigen zu lassen, damit der echte nicht so leicht entwendet werden könnte. Dies geschah, und sämmtliche Ancilia wurden in der Curia aufbewahrt. Aber jährlich am 1sten März, wo die Salier dem Mars opferten, trugen sie dieselben in der Stadt herum, indem sie sie an einander schlugen, kriegerische Tänze aufführten, und alte Lieder (salische Gesänge) absangen zum Lobe des Mars und anderer Götter, auch berühmter Männer, namentlich des Mamurius, der die übrigen elf Ancilien verfertigt hatte. Die Kleidung der Salier war eine mit Gold gestickte Tunica von Purpur, die mit einem Gürtel von Erz festgehalten wurde; darüber eine mit einem Purpursaume besetzte Toga, auf dem Kopfe eine hohe kegelförmige Mütze, an der Seite ein Schwert, und in der Rechten ein Spieß oder eine Ruthe, in der Linken das Ancil. Nur patricische Jünglinge, deren Aeltern noch lebten, wurden unter die Salier aufgenommen.

Salier, salische Franken, eine Völkerschaft, die zum erstenmal auf der Insel der Bataver, und als sie von da vertrieben wur-

den, an der Maas südlich unter den Chamarern erschien. So lange man den Namen Cherusker nennt, weiß man noch nichts von Saliern, und sobald diese auftreten, verschwinden die Cherusker. Vermuthlich nahmen sie die Benennung Salier erst an, als sie in Batavia, an welches sie gränzten, einwanderten, nach dem Namen des Flusses in ihrem alten Vaterlande. War dies die fränkische oder sächsische Sale? Vielleicht beide, denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Marvinger aus Franken sich wieder mit ihren ältern Brüdern vereinigt hatten, weil die Könige der salischen Franken, und nachher aller Franken überhaupt, sich aus dem marvingischen, so wie die Vandalen aus dem astingischen Stamme ableiteten. Vielleicht erhielt die fränkische Sale den Namen erst von den Marvingern, zum Andenken des Flusses im alten Vaterlande, und wegen der Salzquellen, die sie an beiden fanden. Von den Saliern rührt das bekannte salische Gesetzbuch her, das älteste Denkmal geschriebner Gesetze, das noch vor Chlodwig, zur Zeit als die Salier noch keine Könige, sondern bloße Anführer hatten, von vier der angesehensten Männer, Arogast, Bodogast, Salogast und Windagast, gesammelt, und wahrscheinlich in lateinischer Sprache abgefaßt wurde. Es galt zum Theil bis ins 11te und 12te Jahrhundert. Besonders merkwürdig ist der 62ste Artikel, zufolge dessen bei salischen Gütern, d. h. bei solchen, welche die salischen Franken in Gallien und dem heutigen Frankreich erobert hatten, die Töchter von der Erbschaft ausgeschlossen, und nur die Söhne derselben fähig geachtet wurden. Ungeachtet dieser Artikel nur von Privatgütern handelt, so machte man die Anwendung davon auf die Krone selbst. Gewiß ist, daß von den ersten Zeiten der französischen Monarchie an nie Prinzessinnen zur Thronfolge gelangten, ohne daß dafür ein anderes Gesetz als das Herkommen angeführt wurde. Erst in den Streitigkeiten, die Philipp VI. von Frankreich mit Eduard III. von England um die französische Krone hatte, ward das salische Gesetz wider Eduard angeführt; und es hat seitdem unverändert gegolten.

Salieri (Antonio), ein noch lebender berühmter Componist, kaiserlicher Kapellmeister zu Wien, geboren zu Legnano, einer venetianischen Festung, im Jahr 1750. In seinem elften Jahre fing er an, Clavierunterricht zu nehmen, und seine Neigung für die Musik nahm so zu, daß er nach dem Tode seines Vaters, eines ausgezeichneten Kaufmanns, den er in seinem funfzehnten Jahre verlor, sich ganz dieser Kunst widmete. Er setzte seine Studien zu Venedig, wohin er sich seines Gönners Mozenigo wegen begab, fort, und endigte sie zu Neapel. Pescetti, Capellmeister von St. Marcus, war sein erster Lehrer; nach dem Tode desselben wählte er Passini. Um diese Zeit war der berühmte Gaßmann nach Venedig gekommen; Salieri nahm bei ihm Unterricht, sowohl auf dem Clavier als im Gesang, und gewann ihn so lieb, daß er ihm mit Mozenigo's Bewilligung nach Wien folgte, um auch die Composition unter ihm zu studiren. Er kam im Frühjahr 1766 nach Wien, wo er acht Jahre blieb und Gaßmanns Unterricht im Generalbaß genoß. Als dieser starb, wurde er zum Director der Capelle, der Kammermusik und des Theaters zu Wien ernannt, Aemter, worin ihn der berühmte Gluck mit freundschaftlichem Rath unterstützte. Als Alter und Krankheit Letztern außer Stand gesetzt hatten, dem pariser Publicum, welches immer neue Compositionen forderte, ein Genüge zu leisten, übernahm es Salieri, unter Glucks Augen und nach dessen Ideen die Danaiden zu componiren. Gluck gab ihm bei dieser Gelegenheit das Zeugniß, daß er sich mit seinem Styl

vertraut gemacht, was bisher noch keinem gelungen war. In Paris glaubte man, daß Salieri nur am dritten Act dieser Oper Theil habe. Die List gelang vollkommen. Salieri kam 1784 nach Paris; seine Oper wurde zu wiederholten Malen vor der königlichen Familie mit immer zunehmendem Beifall gegeben; die Königin selbst sang darin. Nachher wurde die Oper auch auf das Theater der Hauptstadt gebracht. Die Kenner fanden besonders in dem Recitativ und Gesang einen eigenthümlichen Styl, und erkannten ein ausgezeichnetes Talent. Gluck erklärte erst nach der dreizehnten Vorstellung in einer Adresse ans Publicum Salieri für den alleinigen Componisten der Danaiden. Dieser wurde reichlich belohnt und erhielt vor seiner Rückreise nach Wien von der Direction der Oper den Auftrag, die Horatier und Curiatier zu componiren. Bald darauf componirte er seine herrliche Oper Tarare zu dem französischen Text von Beaumarchais (1787), welche er nachher für die italienische Bühne nach La Ponte's Bearbeitung unter dem Namen Axur, König von Ormus auf die Bühne brachte, wofür der Kaiser Joseph ihn mit 200 Ducaten beschenkte, denen er einen Jahrgehalt von 300 Ducaten beifügte. Salieri verheirathete sich bald darauf, und kam dadurch in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens. Von seinen Werken für die Kirche ist ein Oratorium: La Passione di Gesu Cristo nostro Signore, das bekannteste, obgleich es nicht gedruckt worden. Für die Bühne hat er seit 1772 eine Reihe von deutschen und italienischen Opern componirt, von denen mehrere zu den Werken vom ersten Range gehören. Die bekanntesten darunter sind außer den genannten, la Scuola dei Gelosi, la Grotta di Trofonio, la Ciffra (das Kästchen mit der Chiffre), Palmira, il Talismano, (der Talisman) Armida, der Jahrmarkt von Venedig, Semiramis u. s. w. Außerdem hat er viele einzelne Arien, auch für die Instrumentalmusik mehrere Serenaden und Symphonien, so wie einige Concerte für das Pianoforte und andre Instrumente componirt. Seine Danaiden wurden nach 30 Jahren (1817) in Paris wiederum mit großem Beifall auf die Bühne gebracht.

Saline, Salzwerk, ist eine Anstalt, worin die Salzsole, d. h. Wasser, das mehr oder weniger Kochsalz aufgelös't enthält, gesotten oder auf sonstige Weise das Salz vom Wasser geschieden, und alle zur Bereitung des Salzes erfoderlichen Arbeiten verrichtet werden.

Salis (Johann Gaudenz, Freiherr von), ward den 26sten December 1762 zu Seewis in Graubündten geboren. Bis zur Revolution diente er zu Versailles als Hauptmann der Schweizergarde. Nachher stand er unter dem General Montesquieu in Savoyen, als dies Land von den Franzosen erobert wurde. Darauf lebte er als Privatmann zu Chur, war seit 1798 Generalinspector des Milizwesens in der Schweiz, und hielt sich bald in dieser, bald in jener Stadt auf, endlich wohnte er zu Malans in Graubündten. Auffallend ist es, daß weder durch die Pracht des französischen Hofes, noch durch das Sittenverderbniß der Residenz, in welcher Salis seine Jugendzeit verlebte, noch späterhin durch das Getümmel des Krieges und der Schlachten, denen er beiwohnte, sein Sinn für ländliche Natur, für Freundschaft und Unschuld, welcher sich in allen seinen Gedichten so zart und lebhaft ausspricht, verwischt wurde. Die ländliche Muse leitete ihn, wie Mathisson sagt, „aus den Schloßhallen und dem Thiergarten von Versailles in die geweihten Schatten einsamer Wälder; sie blieb in den öden Moorgegenden von Flandern, wie an dem

malerischen Gestade der Seine; in den friedlichen Hirtenthälern der rhätischen Alpen, und zuletzt auch im Heergetümmel des Krieges seine unzertrennliche Gefährtin." In Rücksicht seiner Gedichte sagt ein geistvoller Beurtheiler: „Seine Muse ist diejenige, unter deren Leitung die Denham, Thomson, Haller und Kleist die Natur in ihren geheimsten Winkeln beschlichen, und dann in größern, malerischen Gedichten verriethen, was sie gesehen hatten. Salis, ihnen gleich an Originalität und Empfindung, schränkt sich auf kleinere Lieder ein; eine Form der Darstellung, welche den Vortheil hat, daß der Dichter jeder einzelnen, aus der Natur gehobenen Scene mehr den Ton seiner augenblicklichen Gemüthsstimmung geben, und durch diese Individualisirung um so sicherer hoffen kann, der bei beschreibenden Gedichten so schwer zu vermeidenden Ermüdung auszuweichen. Indeß geschmacklose Versler alles, was ihnen in der Natur vorkommt, kalt auffassen, und natürlich auch ihre Leser kalt lassen, weiß Salis durch den Standpunkt, aus welchem er zeichnet, und durch die allenthalben sichtbare moralische Tendenz seinen Naturgemälden Einheit, Charakter und Interesse zu geben. Die Correctheit seiner Zeichnung, und die Lebhaftigkeit seines Colorits fesseln unwiderstehlich. Kraft ist mit Grazie verbunden." Lyrische Producte, besonders der sanftern Art, und Elegien sind ihm am besten geglückt. In seinen meisten Gedichten athmet eine sanftere Melancholie und ein tiefes, inniges Gefühl. Matthisson gab 1793 die Gedichte von J. G. von Salis zu Zürich in 8. zuerst heraus, und dieser Ausgabe sind nachher mehrere gefolgt; die 4te Auflage erschien eben daselbst 1803 in 12.

Salis Marschlins (Carl Ulysses von), ein berühmter Staatsmann und Gelehrter, Sohn des Präsidenten Johann Rudolph Hubert von Salis, geboren zu Marschlins in Graubündten den 25sten August 1728, zeigte schon früh viel Wißbegierde, studirte im 16ten Jahre zu Basel, machte im 17ten mehrere Reisen, und bekleidete vom 18ten an mehrere Aemter rühmlich und gewissenhaft. 1757 wurde er von seinem Hochgerichte zum Podesta von Tiran, im Veltlinerlande, gewählt, eine Stelle, worin er sich gleichfalls durch seine Vaterlandsliebe auszeichnete. Der Haß der Uebelgesinnten veranlaßte ihn, 1768 die Stelle eines französischen Geschäftsträgers in Graubündten anzunehmen, als welcher er sich 24 Jahre durch seine überlegenen Geisteskräfte einen außerordentlichen Einfluß auf die politischen Angelegenheiten dieses Theils der Schweiz verschaffte. Auch übernahm er 1771 mit großen Kosten die Erziehungsanstalt der Professoren Martin Planta und Nesemann zu Haldenstein, verpflanzte dies Institut nach Marschlins, und berief den Doctor Bahrdt zum Director des Philanthropins, welches aber schon 1777 einging. Hierdurch verlor Salis einen großen Theil seines Vermögens; indessen konnte er doch noch immer, obgleich im beständigen Kampfe mit vielen Feinden, standesmäßig leben. Aber die Factionen seines Vaterlandes im Jahre 1790, und die bald ausgebrochene helvetische Revolution machten ihn bis zu seinem Tode äußerst unglücklich. Er wurde den 30sten Jun. 1794, weil er, um sein Leben zu retten, sich aus Graubündten entfernt hatte, in contumaciam, als ein Ungehorsamer) aus seinem Vaterlande bei Lebensstrafe verbannt, für vogelfrei erklärt, und sein Vermögen confiscirt. Auch sein 97jähriger Vater, der damals noch lebte, und seine Familie duldeten die schrecklichsten Mißhandlungen der Parteiwuth. Nach zahllosen Leiden verließ er endlich das un=

glückliche Land, ging nach Tyrol, und von da nach Wien, wo er den 6ten October 1800 starb. Er war ein in jeder Rücksicht ausgezeichneter, energischer Mensch, ein thätiger, gewandter Staatsmann, und ein nützlicher Schriftsteller. Wir haben von ihm: Beiträge zur natürlichen und ökonomischen Kenntniß der Königreiche beider Sicilien, 2 Bdchen, Zürich 1796. 8.; Fragmente der Staatsgeschichte des Thals Veltlin und der Grafschaften Cleven und Worms, aus Urkunden, 4 Bände, ebendaselbst 1792. Reisen in verschiedene Provinzen des Königreichs Neapel, ebend. 1793, 8.; Streifereien durch den französischen Jura, Winterthur 1805; Bildergallerie der Heimwehkranken, ein Lesebuch für Leidende, 3 Bändchen, und bei dem 3ten eine Nachricht von seinem Leben, durch seinen Sohn. S. auch das Denkmal der Ehrfurcht und Liebe dem Herrn von Salis errichtet von seinen Töchtern, Zürich 1801.

Salisches Gesetz, s. Salier.

Sallustius (Caj. Crispus), wurde im J. R. 668, vor Chr. 86 zu Amiternum, einer Municipalstadt im sabinischen Gebiete, geboren. Sein lebhafter Geist und sein feuriger, unruhiger Charakter verleiteten ihn zu manchen jugendlichen Ausschweifungen; doch mag er wohl nicht ganz so verdorben gewesen seyn, wie gewöhnlich erzählt wird. Auch muß man billig den herrschenden Sittenzustand jenes Zeitalters bei Beurtheilung seiner Fehler mit in Anschlag bringen. Aus der getreuen und kräftigen Schilderung der sittlichen Verdorbenheit der Römer sieht man freilich, daß er dieselbe sehr genau kannte, und selbst nicht ganz frei davon war. Durch Cäsars Gunst wurde er zum Prätor ernannt, und nach Numidien geschickt, wo er sich bedeutende Schätze sammelte. Daher spielte er nach seiner Rückkehr aus diesem Lande zu Rom eine glänzende Rolle. In den spätern Jahren scheint er seine Jugendfehler eingesehen und mäßiger gelebt zu haben. Er starb im J. R. 719, vor Chr. 35. Während seines Privatlebens machte er die vaterländische Geschichte zu seinem Hauptstudium. Leider haben wir von der ausführlichen Geschichte, welche die Zeiten nach Sulla's Tode bis auf die Catilinarische Verschwörung beschrieb, nur noch einige Bruchstücke. Zwei andre historische Schriften, die uns vollständig erhalten sind, erzählen die Kriege der Römer gegen den schlauen Jugurtha, König von Numidien, und die Verschwörung des kühnen Catilina. Der ausgezeichnete Werth dieser historischen Arbeiten ist allgemein anerkannt. Denn sie empfehlen sich nicht weniger durch die Art der Erzählung und ihren Inhalt, als durch ihre Schreibart. Er scheint sich von den griechischen Historikern besonders den Thucydides zum Muster genommen zu haben, den er nach Quintilians Urtheil sogar übertrifft, und gehört zu den wahrhaften Geschichtschreibern. Mit vollem Recht kann man ihn der reifern Jugend vorzüglich empfehlen, da nicht nur sein kräftiger, reiner, oft sehr rednerischer Styl, sondern auch die Würde, Stärke, Wahrheit und Klarheit der Gedanken die Lectüre seiner Schriften angenehm und nützlich machen. Die Hauptausgaben sind von Corte, mit einem ausführlichen Commentar, Leipzig 1724, und von Haverkamp, Amsterd. und Utrecht, 1742. Zu den besten deutschen Uebersetzungen kann man die von Schlüter zählen.

Salm. Es gab bis zum französischen Revolutionskriege zwei Grafschaften dieses Namens: die gefürstete Grafschaft Obersalm mit dem Städtchen Salm im Wasgau, zwischen Elsaß und Lothringen, und die Grafschaft Niedersalm mit dem Städtchen Salm in den Ardennen, an der Gränze von Lüttich im Luxenburgischen. Das

uralte Geschlecht der Grafen Salm, welches diese Grafschaften besaß, theilten die beiden Söhne des Grafen Theodorich 1040 in zwei Linien: 1) Obersalm erhielt Heinrich, dessen Nachkommen in zwei Aeste sich ausbreiteten. Von dem ältern Aste kam ein Theil der Grafschaft durch Heirath im Anfange des 17ten Jahrh. an Lothringen; der letzte Zweig dieses Astes, der die Grafschaft Neuburg am Inn besessen hatte, starb 1784 aus. Die Hälfte von Obersalm aber, welche der jüngere Ast besaß, war durch Simons II. Tochter Johanna, welche sich 1475 mit dem Wild- und Rheingrafen Johann V. vermählt hatte, an das wild- und rheingräfl. Geschlecht gekommen, wodurch ein neues fürstliches Haus Salm entstand. 2) Niedersalm erhielt Karl. Seine Nachkommen erwarben das Herzogthum Limburg; daher fiel die Grafschaft Salm an den jüngern Zweig dieser Linie, welcher mit Heinrich IV. 1413 erlosch. Sein Erbe war Johann IV., Graf von Reiferscheid (in der Eifel), ein Nachkomme Gerlachs, des jüngeren Sohnes Heinrichs II., Herzogs von Limburg. Also stammt das Haus Niedersalm (Reiferscheid) allein von dem alten Hause Salm in männlicher Linie ab, und die Fürsten dieses Hauses nennen sich deßhalb Altgrafen von Salm. Es theilte sich 1629 in zwei Linien. Die ältere besitzt Salm und Reiferscheid; die jüngere Dyk. A. Die ältere theilte sich wieder in drei Zweige: a) das fürstliche Haus Salm-Reiferscheid-Krautheim (sonst Bedbur). Dieses verlor seine Besitzungen im Lüneviller Frieden, und erhielt dafür durch den Entschädigungsreceß 1803 Ländereien in Franken, die 1804 zu einem Fürstenthume Krautheim (6 Q.M. 14000 Einw. und 160,000 Fr. Einkünfte) erhoben wurden. Durch den Rheinbund kam dieses Fürstenthum, dessen Fürst katholisch ist und zu Gerlachsheim an der Tauber wohnt, unter die Souveränetät von Würtemberg und Baden; b) das H. Salm-Reiferscheid-Hainsbach, welches allein noch den Grafen-Titel führt, hat niemals unmittelbare Besitzungen gehabt. Seine Güter liegen in Böhmen, wo der Graf ein Kron-Erbamt bekleidet; c) das 1790 in den Fürstenstand erhobene H. Salm-Reiferscheid hat eben so wenig jemals unmittelbare Besitzungen gehabt. Es erbte die Majoratsherrschaften der 1784 ausgestorbenen Salm-Neuburger Linie. Der Fürst wohnt in Wien. — B. Die jüngere Linie Dyck hat ihre Besitzungen im Bezirk Cöln des preuß. Großherzogth. Niederrhein und in Würtemberg ($2\frac{1}{3}$ der Herrsch. Schussenried und Weissenau). Sie ward 1816 in den königl. preuß. Fürstenstand erhoben. — Das gegenwärtige Haus Obersalm ist ursprünglich ein Zweig der Wild- und Rheingrafen. Die Güter der alten Wildgrafen (im Ardenner-Walde), Nachkommen der Söhne Otto's von Wittelsbach, des Mörders König Philipp von Schwaben, welche im Anfange des 15ten Jahrh. ausstarben, kamen durch Heirath an die Rheingrafen, die schon im 13. Jahrh. die Rheingrafschaft Stein an der Nahe besaßen, und sich nun Wild- und Rheingrafen nannten. Von diesen stiftete Johann V., als Gemahl der Erbin von Obersalm, Johanna, das neue H. Salm. Seine Nachkommen theilten sich in mehrere Zweige, von denen der ältere den Namen Salm, die übrigen aber den Namen Wild- und Rheingrafen führten, bis sie diesen 1816 mit dem Namen Fürsten von Salm-Horstmar vertauschten. Nach mehrern Verzweigungen sind gegenwärtig nur noch drei Aeste des Hauses Obersalm vorhanden: a) die Fürsten von Salm-Salm, kathol. Religion. Diese verloren in Folge der französ. Revolution die noch übrige halbe obere Grafschaft Salm in den Vogesen und die wild- und rheingräfli-

chen Länder. Sie behielten bloß die Herrschaft Anholt an der Gränze von Westphalen und Holland. Durch den Rezeß von 1803 erhielten sie als Entschädigung ein Fürstenthum im ehemal. Bisthume Münster, von 21 Q.M. mit 38,000 Einw. und 340,000 Fr. Eink. Der Fürst von Salm-Salm trat zum Rheinbunde, verlor aber seine Souveränetät durch den Senatsbeschluß vom 10. Dec. 1810. Er ist seit 1815 königl. preuß. Vasall. Der jetzige Fürst zu Salm-Salm, zu Bucholt, Aahaus und Anholt, Herzog von Hoogstraten, heißt Constantin, und residirt zu Anholt unweit Bocholt, einem Flecken an der Aa. Er trat d. 7. Sept. 1816 den Anholter Zoll an den König der Niederlande gegen jährl. Entschädigung von 22,150 holl. Gld. ab. Seine Kinder zweiter Ehe besitzen ⅓ von den Herrsch. Schussenried und Weissenau in Würtemberg; b. das fürstl. H. Salm-Neu-Kyrburg, wurde ebenfalls 1803 für den Verlust der Grafsch. Kyrburg und seinen Antheil an den wild- und rheingräfl. Gütern, im Münsterschen, (mit 10 Q.M. 8000 E. und 170,000 Fr. Eink.) angränzend an Salm-Salm, seit 1815 unter K. Preuß. Souverainetät, entschädigt. Dieser Fürst, der 1806 ebenfalls zum Rheinbunde getreten war und 1810 seine Souveränetät an Frankreich verloren hatte, ist kathol. und residirt zu Aahaus. Er ist Grand von Spanien der ersten Classe und ein Sohn des 1794 in Paris guillot. Fürsten; — c. das fürstl. H. Salm-Horstmar, lutherischer Kirche, stammt von der Grumbach'schen Linie der Wild- und Rheingrafen ab, deren beide Zweige Rheingrafenstein und Grumbach im J. 1803, für den Verlust ihrer Erbgüter auf dem linken Rheinufer, das Amt Horstmar im Bisth. Münster von 31 Q.M. mit 46000 Einw. und 400,000 Fr. Eink. erhielt; gegenwärtig unter königl preuß. Souveränetät. Das Haus Rheingrafenstein erlosch, und der Wild- und Rheingraf von Grumbach wurde 1817 vom König von Preußen in den Fürstenstand erhoben. Seitdem nannte er sich Fürst zu Salm-Horstmar. Er residirt zu Cösfeld.

Salmasius (Claudius), eigentlich Claude de Saumaise, ein durch seine tiefe und weitumfassende Gelehrsamkeit berühmter Gelehrter, geboren zu Semur en Auxis im J. 1588. Sein Vater, der eine angesehene Magistratsperson und zugleich ein gelehrter Mann war, unterrichtete ihn selbst in den alten Sprachen, und schickte ihn nach Paris, um dort Philosophie zu studiren. Wie sehr seine Kenntnisse seinem Alter vorausgeeilt waren, beweis't seine Ausgabe des Florus, welche im J. 1609 erschien. Er selbst behauptet, sie in seinem funfzehnten Jahre besorgt zu haben, dann aber müßte 1593 sein Geburtsjahr seyn; wir glauben daher, daß er bei dieser Angabe einen Gedächtnißfehler begangen hat. Im J. 1606 war er nach Heidelberg gegangen, um unter dem großen Gothofredus die Rechtsgelehrsamkeit zu studiren. Die an kostbaren Handschriften und gedruckten Werken reiche Palatina gab ihm Gelegenheit, seine Lernbegierde durch den Gebrauch dieser literarischen Schätze zu befriedigen, und sich durch die Herausgabe gelehrter Arbeiten Ruhm zu erwerben. Als er 1610 nach Frankreich zurückkehrte, trat er zwar als Anwalt in die gerichtliche Laufbahn, gewiß aber war er schon entschlossen, sich ganz der eigentlichen Gelehrsamkeit zu widmen. Kritische Arbeiten und gelehrte Streitigkeiten füllten sein folgendes Leben aus. Von seiner Mutter, die eine Calvinistin war, hatte er früh solche Eindrücke erhalten, die ihn dieser Glaubenslehre geneigt machten; auch heirathete er 1623 die Tochter eines angesehenen Protestanten, Josias Mercier. Einige Jahre später verlebte er einen Theil seiner Zeit auf dem Landhause seines Schwiegervaters

bei Paris, wo er seine großen Arbeiten über den Plinius und Solinus endigte. Im J. 1629 wünschte sein Vater, sein Amt auf ihn zu übertragen; auch machte das Parlament von Dijon keine Schwierigkeiten, obgleich der Sohn sich öffentlich zum Calvinismus bekannte; aber der Siegelbewahrer Marillac weigerte sich, die Urkunde zu vollziehn. Die Einladungen der Universitäten Padua und Bologna lehnte er ab; dagegen folgte er 1631 einem Rufe nach Leyden, um die Ehrenprofessur einzunehmen, welche Joseph Scaliger bei dieser Universität gehabt hatte. Nachdem er hier einige Zeit verlebt, erhielt er bei einem Besuche in Frankreich den Staatsrathstitel und den St. Michaelsorden. Seine Freunde machten mehrere Versuche, ihn in Frankreich zu behalten; der Cardinal Richelieu, wie man sagt, bot ihm einen ansehnlichen Jahrgehalt unter der Bedingung an, die Geschichte seines Ministeriums zu schreiben. Er aber schlug das Anerbieten aus, weil er nicht gesonnen sey, seine Feder der Schmeichelei zu leihen. Im J. 1644 erhielt er dennoch einen Pensionsbrief von dem Könige von Frankreich, doch bleibt es zweifelhaft, ob ihm je etwas darauf gezahlt worden. Ein Werk, welches er im J. 1645 über das Primat des Papstes schrieb, erregte eine Beschwerde von Seiten der französischen Geistlichkeit wider ihn, die jedoch vom Hofe weislich an die Gottesgelehrten verwiesen wurde. Der verbannte König von England, Carl II., bewog ihn, im J. 1649 eine lateinische Denkschrift für seinen Vater zu schreiben, welche unter dem Titel: Defensio regia pro Carolo I. erschien. Das Aufsehn, welches diese Schrift erregte, bewirkte, daß das Parlament durch Milton eine äußerst heftige und bittere Antwort darauf abfassen ließ, die Salmasius um so übler empfand, als auch seine republikanischen Beschützer in Holland den Eifer mißbilligten, womit er das Königthum vertheidigte. Unter diesen Umständen folgte er 1650 gern den dringenden Einladungen der Königin Christine, Schweden zu besuchen. Das Clima dieses Landes war aber seiner Gesundheit nachtheilig, er ging über Dänemark, wo ihn der König sehr ehrenvoll aufnahm, im folgenden Jahre nach Holland zurück, und begab sich 1653 in die Bäder von Spaa, wo er, statt Genesung, im Monat September seinen Tod fand. Er ward zu Mastricht begraben. So heftig und schonungslos grob er in seinen literarischen Streitigkeiten war, so sanft und leutselig war er in seinem Hause; er stand ganz unter der Herrschaft seiner Frau. Von seinen zahlreichen Werken sind die wichtigsten: Plinianae exercitationes in Solinum und die Ausgabe der Scriptores historiae augustae, ferner De Homonymis Hyles Iatricae; De mutuo; De modo usurarum; De foenore trapezetico; De re militari Romanorum; De re hellenistica: Observationes in jus atticum et romanum, epistolae u. s. w. Alle zeigen von seiner vielseitigen, eben so tiefen als umfassenden Gelehrsamkeit, weniger von seinem Geschmack und Urtheil. Unterstützt von einem ungeheuern Gedächtniß, arbeitete er mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und Schnelligkeit, ohne weiter die Feile zu gebrauchen. Unter seinen Zeitgenossen hatte er sich durch seine Angriffe und Ausfälle eine Menge von Feinden gemacht, aber auch die gelehrtesten Männer sprechen mit Ehrfurcht von ihm und erkennen in ihm ihren Meister.

Salmiak (zusammengezogen aus Sal ammoniacum) ist ein flüchtiges, weißes Salz, aus Salzsäure und flüchtigem Laugensalze bestehend. Ursprünglich stammt seine Bereitung aus Aegypten. Man verschaffte sich dort das nöthige flüchtige Laugensalz durch Sublimation des Rußes vom verbrannten Kameelmist, vermischte es mit der

gehörigen Salzsäure, und sublimirte den Salmiak nochmals in schüsselförmige Formen. So gestalteter und bereiteter Salmiak bekommt noch jetzt den Namen des ägyptischen, zum Unterschiede von dem braunschweiger, der durch Crystallisation erhalten, sehr locker und hutfömig ist. In Brabant benutzt man auch flüchtiges Laugensalz zur Salmiakbereitung, den Ruß aus Steinkohlen, wie er bei besonders dazu eingerichteten Ziegelbränden erhalten wird. In Braunschweig zieht man das Laugensalz aus dem Urin. In der Medicin dient der Salmiak als schweißbeförderndes, die Schleimabsonderung reizendes Mittel; in den Künsten und Handwerken zur Unterstützung des Verzinnens und als Aetz- oder Auflösungsmittel vieler Metalle, weil er in Verbindung mit Wasser und Luft fast jedes Metall angreift und eine dreifache Verbindung mit ihm zusammensetzt. E.

Salomo, Davids Sohn von der Bathseba, und auf deren Fürbitte mit Zurücksetzung seiner ältern Brüder Erbe des Thrones der Hebräer, genoß während einer langen friedlichen Regierung, 1015 bis 975 vor Christo, die Früchte der Thaten seines Vaters. Das Gefühl seiner Majestät brachte er aus einer mit königlichem Glanz umgebenen Jugend, und die Weisheit, die ihm nachgerühmt wird, aus dem Unterrichte der Erfahrungen Davids und der Weisen seines Hofes mit auf den Thron, den er, noch Jüngling, mit der Strenge und Kälte eines orientalischen Monarchen einnahm. Um ihn zu befestigen, ließ er seinen Bruder Adonai und einige mißvergnügte Große des Reichs ermorden, und knüpfte politische Verbindungen mit auswärtigen Königen an. In seinen treffenden richterlichen Urtheilen, wie durch die Vervollkommnung der Davidischen Staatseinrichtungen, zeigte er eine Ueberlegenheit des Verstandes, die ihm Ehrfurcht bei dem Volke erwarb. Unsterblich wurde sein Ruhm durch den Bau des Tempels, dessen Größe, Pracht und Schönheit alles übertraf, was man bisher von Werken der Baukunst gesehen hatte, und dem Cultus der Hebräer einen Glanz gab, der sie von neuem an ihre Nationalheiligthümer fesseln sollte. Der Reichthum, den Salomo durch klugen Gebrauch der ererbten Schätze, durch Gewinn im Handel, wobei er die Hebräer zuerst mit der Schifffahrt bekannt machte, durch genauere Benutzung der königlichen Einkünfte, die er durch zwölf Statthalter eintreiben ließ, und durch Vermehrung der Abgaben an sich zu ziehen wußte, machte ihm diesen und andre Baue von Palästen, Städten und Festungen, und den Aufwand einer kostbaren und üppigen Hofhaltung möglich, wodurch auf der einen Seite der Wohlstand des Volks gehoben, die Uebung der Künste befördert und die Cultur überhaupt gesteigert, auf der andern Seite aber auch das Beispiel eines verderblichen Luxus gegeben und eine allmählige Entfernung von der ursprünglichen Strenge des Mosaismus vorbereitet wurde. Die Bewunderung der Weisheit und königlichen Herrlichkeit Salomo's, die ihm neben dem nun häufigern Zuflusse von Fremden zu seiner Hauptstadt auch den Besuch einer Königin von Saba (Aethiopien) verschaffte, konnte einige Stimmen des Mißvergnügens übertäuben; seine Gerechtigkeit erhielt ihm die Achtung des Volks, und gegen das Murren der von ihm zu regelmäßigen Frohndiensten genöthigten heidnischen Völker, welche David dem hebräischen Reiche unterworfen hatte, stand ihm ein Kriegsheer zu Gebote, das 12,000 auf ägyptische Art gerüstete Reiter, und 1400 Streitwagen zählte. Auch schien das Glück diesen großen König lange zu begünstigen, und das israelitische Volk im Genusse seines Wohllebens kaum zu bemer-

ken, daß er sich zu ihm immer mehr in das Verhältniß eines orientalischen Despoten stellte. Ganz wider das Mosaische Gesetz erlaubte er sich die Aufnahme ausländischer Weiber in seinen zahlreichen Harem, und war aus Liebe zu diesen Weibern im Alter tolerant oder schwach genug, ihnen freie Uebung ihres Götzendienstes zu gestatten, und selbst daran Theil zu nehmen. Dennoch konnten die Widersacher, die ihm gegen das Ende seines Lebens nach dem Throne strebten, wider seine befestigte Macht nichts ausrichten. Erst nach seinem Tode brach die Unzufriedenheit des Volks in offne Empörung aus, und sein unwürdiger Sohn Rehabeam vermochte die Theilung des Reichs nicht zu hindern. Die vierzigjährige Regierung Salomo's, die er wohl schwächer und unrühmlicher endete, als er sie begann, wird jedoch wegen ihres Glanzes und ihrer glücklichen Ruhe von den Israeliten noch immer als einer der hellsten Lichtpunkte in ihrer Geschichte gepriesen, und das ganze Morgenland sieht in ihr eine goldne Zeit, deren Bilder die orientalische Poesie an den ins Unermeßliche gesteigerten Ruf der Eigenschaften dieses Königreichs anknüpft. In der That gehörte er mehr dem gesammten Orient, als seinem Volke an. Seine Denkungsart war viel freier, als einem Hebräer geziemte. In den Schriften, die die Bibel unter seinem Namen enthält, und die, wenn auch ihre Redaction einer viel spätern Zeit zugeschrieben wird, in ihrem Grundstoffe doch unstreitig Salomonischen Ursprungs sind, spricht ein philosophischer Geist, der sich über die Einseitigkeit der hebräischen Nationalität zu weltbürgerlichen Ansichten erhoben hat. Seine Sprichwörter (Meschalim, Gnomen, Sentenzen, übersetzt von Döderlein und Ziegler) sind reich an scharfsinnigen, witzigen Apophtegmen, sein Prediger (Kohelet, Versammlung der Weisen, übersetzt von Mendelsohn, Friedländer, Kleuker, Schmidt, Nachtigall u. A.) erinnert an die Philosophie, welche sich geistreiche Große und Weltleute im Ueberdruß eines langen, üppigen Lebensgenusses aus dem Schatze ihrer Erfahrungen endlich zu bilden pflegen, dagegen das Hohelied (Schir Haschschirim) die ganze Gluth und Süßigkeit einer bräutlichen Liebe ausdrückt, und sey es auch das Werk eines spätern Dichters, doch im Geiste Salomo's darstellt, wie glücklich er auch in der Liebe war. (Vergl. d. Art. Hohes Lied.) Daher ist seine Weisheit und sein Glück bei der Nachwelt sprichwörtlich geworden, und die Mährchen der Rabbinen, die Helden- und Liebesgedichte der Perser und Araber feiern ihn, wie die romantischen Sagen der Normänner und Britten den König Artus, als einen fabelhaften König, dessen in der Bibel selbst gerühmte Kenntniß der Natur, dessen Reichthum an Sinnsprüchen und Räthseln, dessen Herrlichkeit und Macht in ihren Darstellungen zu Zauberei und Wunder wird. Der Siegelring Salomo's war nach diesen Dichtungen der Talisman seiner Weisheit und Zauberkraft, und hat, wie der Salomonische Tempel, in den Geheimnissen der Freimaurerei und Rosenkreuzerei hohe symbolische Bedeutung.

Salomon (J. P.), war einer der größten Violinspieler. Sein Geschmack, seine Verfeinerung, und sein Enthusiasmus, um uns der Worte des Doctors Burney zu bedienen, erwarben ihm eine allgemeine Bewunderung, so daß sein Unterricht eifrig gesucht wurde. Zu seinen besten Schülern gehörte Pinto. Laut eines unter seinen Papieren gefundenen Taufscheins wurde Salomon 1745 zu Bonn geboren. Er wurde zum Rechtsgelehrten erzogen, allein seine mächtig vorherrschende Liebe für die Tonkunst bewog ihn, diesem Hange ganz

zu folgen, und bald wurde er in Deutschland und Frankreich nicht bloß durch sein Spiel auf der Violine, sondern noch mehr durch seine tiefe und umfassende Kunstkenntniß berühmt. Um das Jahr 1781 kam er nach England, wo er seitdem beständig blieb. Auch bewog er durch einen großen gewagten Kostenaufwand den unsterblichen Haydn, nach England zu kommen. Auch Brahams noch unausgebildete Stimme zog er aus der Dunkelheit hervor, und versetzte sie in die ihr eigenthümliche Sphäre. Er starb zu London im Jahre 1815.

Salonichi (Thessalonich, Selaniki), eine große, ansehnliche Stadt in Macedonien, nächst Constantinopel die wichtigste Handelsstadt in der europäischen Türkei, ist mit hohen Mauern und Festungswerken umgeben, und liegt am Ende des durch viele Anschwemmungen sehr seicht gewordenen thermäischen Meerbusens. Sie ist an dem steilen Abhange des Berges Kurtiah in der Gestalt eines Dreiecks erbaut, zeichnet sich vor andern türkischen Städten durch eine größere Reinlichkeit aus, und enthält zehn große und mehrere kleinere Moscheen, neun Bäder und 70,000 Einwohner, darunter 10,000 Griechen und 23,000 Juden, welche an 4000 Häuser bewohnen, und hier eine hohe Schule, Hora genannt, mit 200 Lehrern und 1000 Schülern haben. Die Häuser sind ganz im türkischen Style erbaut und die Bazars befinden sich in dem untern Theile der Stadt. Die beiden vorzüglichsten Moscheen sind zwei ehemalige der heiligen Sophia und dem heiligen Demetrius geweihete griechische Kirchen. In der letztern zählt man 360 Säulen, welche das Dach und zwei Gallerien tragen. Auch befinden sich hier einige griechische Kirchen, ein griechischer Metropolit, einige griechische Klöster und eine catholische Kirche. Ferner ist die Stadt der Sitz eines Pascha von drei Roßschweifen. Der Hafen der Stadt ist sicher, kann 300 Schiffe fassen, und es laufen in denselben Schiffe aus allen Häfen der Türkei und aus vielen christlichen Ländern ein. Von dem mit sieben Thürmen versehenen Kastelle, welches zum Theil auf einer Anhöhe liegt, und die Stadt beherrscht, hat man eine entzückende Aussicht auf den ganzen Meerbusen, die Stadt und die unabsehbare Ebene Macedoniens und die sie durchschlängelnden Flüsse. Nordwärts von dieser Ebene zieht sich eine hohe Bergkette, jetzt Xerolivado genannt. Man findet in und außerhalb dieser Stadt noch viele Alterthümer mit Inschriften. Salonichi ist seit dem 17ten Jahrhundert ein wichtiger Handelsplatz, und die Venetianer bringen Tücher, Friese, Metall- und Glaswaaren, Spiegel, Papier, seidene und andere Stoffe und Feuergewehre ein, und führen Baumwolle, Tabak, Wachs, Seide, Häute, Corduan, Kupfer, Wein und schlechte weiße Tücher (Abas genannt) wieder aus. Die Engländer hingegen bringen hieher Tücher, Gewürz, Zinn, Blei, Uhren, Juwelen, Eisenwaaren, Farbewaaren, Chalons und Serge, und empfangen dagegen Seide und Baumwolle. Aus Deutschland kommen nach Salonichi Kupfer-, Messing-, und Eisenwaaren, böhmische Gläser, Uhrwerke, feine und grobe Tücher, Kattune, Leinwand und Porzellan. Durch Griechen und Juden wird bedeutender Handel nach Oesterreich und auf die leipziger Messen getrieben, und Baumwolle in großen Quantitäten, Meerschaum zu Tabacksköpfen, Leder, levantischer Kaffee u. s. w. dahin gesendet. Die deutsche Einfuhr beträgt an Werth zwei Millionen, und die Ausfuhr fünf Millionen Piaster. Schweden, Dänemark, Holland, Rußland und Neapel haben hier zwar Consuln, aber ihr Handel ist nicht so bedeutend, wie derjenige der obigen Nationen; doch werden die russischen Ge-

schäfte mit Sammet, Seide und Pelzen mit jedem Jahre wichtiger. Den bedeutendsten Handel von allen Völkern führten bis jetzt die Franzosen hierher, welche Tücher, Caffee, Zucker (aus ihren westindischen Colonien), lyoner Seidenwaaren, Gewürze, Goldwaaren u. s. w. hinsandten, und dafür Baumwolle, Seide, Wolle, Korn, schlechte weiße Tücher, Wachs und Kupfer ausführten. Die ganze Ausfuhr von Salonichi wird auf neun Millionen, die Einfuhr hingegen auf fünf Millionen Piaster jährlich berechnet. Unter den Manufacturen der Stadt zeichnen sich die großen Zubereitungen von türkischem Garn, die Lederarbeiten und Färbereien aus. Auch werden hier große Wechselgeschäfte gemacht.

Salpeter ist ein weißes säulenförmiges Salz, aus Salpetersäure und Kali bestehend, von kühlendem, scharfem Geschmack. Er erzeugt sich an vielen Orten von selbst, wenn seine Bestandtheile in dem Erdboden vorhanden sind, z. B. in Viehställen, Gottesäckern. In Ostindien bildet er sich an der Nord- und Ostseite vieler Hügel und Mauern östlich vom Ganges, und wird daselbst von den Einwohnern zusammengekehrt (Kehrsalpeter). Zu Wolfetta crystallisirt er in einigen Höhlen; in Ungarn kommt er in Flötzgebirgen vor. In den Salpeterplantagen bereitet man den Salpeter aus verwesenden thierischen, d. i. stickstoffhaltigen, Dingen, weil diese während ihrer Zersetzung, durch Einfluß der atmosphärischen Electricität, mit dem Sauerstoffe der Luft Salpetersäure bilden. Man schichtet zu dem Ende thierische Abfälle, Straßenkoth, Urin u. s. w. zu Haufen auf, in welche Kalk oder ein andrer basischer Körper gemengt wird, damit die gebildete Säure sich nicht zerstreue, sondern sich mit ihnen verbinde, bedeckt sie mit Dächern, welche den Regen, nicht aber die Luft abhalten, sticht sie oft um, und begießt sie mit Urin. Nachdem der Salpetersieder durch Proben sich von der entstandenen Säure überzeugt hat, laugt er die Erdhaufen in Kästen oder Fässern aus, und bekommt eine Lauge, welche die gebildete Salpetersäure an jene ihr dargebotene Basen, Kalk, Ammonium, Talkerde, gebunden enthält. Durch hinzugebrachte Holzaschen-Potaschenlauge oder schwefelsaures Kali scheidet er diese von der Salpetersäure und verbindet die Säure mit Kali zum Salpeter, den er, als in der klaren Lauge zurückbleibend, durch Abdampfen und Crystallisation oder Läutern als rohen Salpeter gewinnt. Der so erhaltene rohe Salpeter ist noch mit etwas gemeinem Salze, auch wohl Schwefelsäure verunreinigt, er kann davon durch wiederholte Crystallisation getrennt werden, und dient dann zum ökonomischen (Einpöckeln), technischen (Schießpulver) und Arzneigebrauche (zur Reinigung der Luft durch Räucherungen, als harntreibendes, beruhigendes und kühlendes Mittel). Der Name Nitrum kommt zwar schon bei Plinius u. A. vor, doch scheinen die Alten darunter Natrum zu verstehen, da die erste gewisse Nachricht vom Salpeter sich von Albertus Magnus und Roger Baco herschreibt. F.

Salpetersäure wird durch Vermischung von Vitriolöl mit reinem Salpeter und Destillation gewonnen. Die gelbe dampfende Säure heißt Spiritus nitri fumans, eine schon mit Wasser verdünnte weiße wird Scheidewasser genannt. Diese muß, wenn sie rein ist, Silber und Blei klar und ohne Rückstand auflösen. Mit ½ Salzsäure vermischt gibt sie das Goldscheidewasser, Königswasser oder Aqua regis, das zum Auflösen des Goldes und Platins dient.

Salvator Rosa, s. Rosa (Salvator).

Salvegarde, französisch Sauvegarde, ist der von einem General oder Kriegsbefehlshaber im Kriege einem Orte, einem Hause oder einer einzelnen Person zur Sicherung vor Plünderungen und Mißhandlungen ertheilte Schutzschein. Auch die Wache, welche zu jenem Zweck gegeben wird, heißt Salvegarde (Schutzwache), und trägt den schriftlichen Befehl des Generals u. s. w. zu ihrer Legitimation bei sich. Auf die Verletzung der Salvegarde steht die Todesstrafe. Wenn feindliche Truppen einen Ort einnehmen, wo Salvegarden sich befinden, so werden letztere nicht zu Kriegsgefangenen gemacht, sondern frei fortgeschickt. An vielen Orten nennt man auch eine Art von Polizeiwache, die zur Wegschaffung von Bettlern gebraucht wird, Salvegarden.

Salvus Conductus oder sicheres Geleit nennt man das einem Angeschuldigten geleistete richterliche Versprechen seiner Befreiung von dem Gefängnisse, unter der Bedingung, daß er sich vor Gericht stellen, und der Untersuchung unterwerfen werde. Ein Salvus Conductus wird in der Regel nur dann ertheilt, wann es dem Richter an anderweitigen, anscheinend zureichenden Mitteln fehlt, sich der Person des Angeschuldigten zu versichern. Uebrigens kann das sichere Geleit oder der Salvus Conductus ein vollkommener (Salvus conductus plenus) seyn, der sich nämlich auf die ganze Zeit der Untersuchung erstreckt; dieser wird nur in Fällen, wo die Habhaftwerdung des Angeschuldigten überaus schwierig, an der Untersuchung wegen anderer Mitschuldigen dem Richter sehr gelegen, oder auch das Verbrechen selbst nicht so groß ist, daß eine fernere Entweichung zu fürchten wäre, ertheilt; oder ein unvollkommener (Salvus conductus minus plenus), der eine kürzere Dauer der Befreiung vom Verhafte bestimmt, als die Zeit der Untersuchung beträgt. Gewöhnlich wird bei Ertheilung des sichern Geleits eine Caution dafür erfodert, daß der Angeschuldigte sich wirklich stellen wolle; oder es wird unter der Clausel ertheilt, daß es ihm nur, falls er sich zur Untersuchung stelle, zu Gute kommen solle. Uebrigens kann der mit einem sichern Geleit wegen eines Verbrechens versehene Angeschuldigte sich dadurch nicht gegen die Verhaftung wegen anderer nicht in dem Salvus Conductus benannter Vergehungen schützen. — Ein dergleichen Salvus Conductus oder Schutzschein wird auch Reisenden oder Flüchtlingen im Kriege, redlichen Falliten gegen ihre Wechselgläubiger, wie auch privatim Wechselschuldnern von ihren Gläubigern ertheilt, um sicher und frei nach einem Orte kommen, sich dort aufhalten, und in vorgeschriebner Zeit und Art wieder abreisen zu können. N. G.

Salz. Salze sind zusammengesetzte Körper, die aus Säuern und basischen Körpern, nämlich Erden, Alkalien oder Metalloxyden bestehen. Deßhalb unterscheidet man sie, nachdem sie Alkalien enthalten, in Neutralsalze, wenn sie Erden enthalten, in Mittelsalze, und wenn sie aus Metalloxyden entstehen, in metallische Salze. Der Chemiker ordnet sie nach den Säuren, aus denen sie bestehen, und da er jetzt 42 Säuren kennt, betrachtet er sie in eben so viel Ordnungen. Ihr allgemeinster Charakter ist ihre Zusammensetzung aus Säuren und Basen, die meisten lösen sich auch im Wasser auf und crystallisiren daraus wieder, jedes in seiner besondern, regelmäßigen Gestalt. Einige zerfallen an der Luft zu Pulver, sobald die warme oder trockne Luft mehr Verwandtschaft zum Crystallwasser hat, als das Salz; im Gegentheile aber zerfließen

fe. Einige sind im Feuer flüchtig und werden deßhalb flüchtige Salze genannt, zum Unterschiede von den feuerbeständigen. Die Salze zerfließen meistens über dem Feuer in ihrem Crystallwasser, sobald dieses aber durch die Hitze verdunstet ist, trocknet das Salz ein, und nur verstärktes Feuer kann es zur eigentlichen Schmelzung bringen. Bisweilen dehnt man auch den Namen Salz auf die Alkalien und Säuren, wiewohl mit Unrecht, aus, und sagt alkalische und saure Salze. Salze sind übrigens sowohl als Heilmittel, als auch in den Künsten und Gewerben von ausgebreitetem Nutzen. Man erinnere sich an den Vitriol, Alaun, Bleizucker in der Färberei; an den Salpeter, der zu Schießpulver verarbeitet wird; an das Bittersalz, Glaubersalz und den Salmiak, welche treffliche Heilmittel geben; endlich bedarf ihrer der Chemiker zu seinen Arbeiten und zu seiner Wissenschaft am nöthigsten. Unter Salz aber im gemeinen Leben wird immer Küchensalz verstanden, eine Verbindung von Salzsäure (s. d. Art.) mit Soda. Das Seewasser enthält es in großer Menge aufgelös't, auch finden sich davon in England, Niedersachsen, Polen, Abyssinien u. s. w. große Massen in der Erde aufgelagert, die theils als trocknes Steinsalz ausgegraben werden, theils, durch Wasser in der Erde aufgelös't, als Salzquellen zum Vorschein kommen, und versotten werden. Man unterscheidet daher im Handel dreierlei Salz nach der Art der Gewinnung: Steinsalz, Seesalz, Soolensalz. Dieses Salz hat einen angenehmen Geschmack, crystallisirt in Würfeln, bleibt an der Luft unverändert. Seine Crystallen knistern in der Glühhitze und verflüchtigen sich beim Weißglühfeuer. Die Gewinnung des Seesalzes ist sehr einfach. Man läßt das Seewasser durch die Sonnenwärme in thönernen Cisternen verdunsten, oder siedet es in Pfannen ein. Das Küchensalz aus den Salzsoolen wird auf den Salinen durch Gradirung (s. d. Art.) und Versiedung gewonnen. Man untersucht zu letzterm Ende den Salzgehalt der Soole durch Aufsuchung ihres specifischen Gewichts mittelst Salzspindeln (Aräometer) und berechnet ihn daraus nach Tafeln, deren Lambert, Langsdorf und Dammes verschiedene gegeben haben. Daraus findet sich, ob die Soole so stark an Salz sey, daß sie den Aufwand der Versiedung mit Feuermaterial decke. Ist dies, so wird sie in Blechpfannen versotten, denen man wenig Tiefe aber viel Oberfläche gibt. Nachdem das erste Aufsieden (Stören) mit einem Zusatz von Rindsblut erfolgt ist, kommt das eigentliche Salzsieden oder Soggen. Dazu ist 70° R. die beste Temperatur. Nachdem sich das Salz zu Boden gesetzt hat, wird es ausgeschaufelt und in Weidenkörben in die Trockenkammern gebracht. Diese Trockenkammern sind in dem Bodenraume des Siedehauses und werden aus den Schornsteinen desselben geheizt. Das erste gypshaltige Salz heißt Krücksalz, dann kommt das reinere der ersten Aufschläge, das letzte wird schlechter, die Mutterlauge liefert gelbes Salz. Der Pfannenstein (eine Verbindung von Glaubersalz, Gyps- und Kochsalz) setzt sich, wegen seiner Schwerlöslichkeit an die Böden der Pfannen ab. Er wird zerschlagen, das Glaubersalz durch Auslaugen und Crystallisation geschieden, der Rückstand als Gyps- oder Düngsalz auf Kleefelder benutzt. Aus der übrig bleibenden Mutterlauge bereitet man gewöhnlich kohlensaure Talkerde durch Zusatz von Potaschenlauge. F.

Salzburg war nach dem westphälischen Frieden bis 1802, außer den drei geistlichen Churfürstenthümern, das einzige Erzbisthum

in Deutschland. Es lag im baierschen Kreise, zwischen dem Herzogthum Bayern, Oesterreich, Kärnthen und Tyrol, hatte ein Areal von beinahe 180 Quadratmeilen, 16 Städte, 23 Marktflecken, und in ältern Zeiten 250,000 Einwohner. Durch die heftigen Bedrückungen aber, welche viele von ihnen wegen der protestantischen Religion, zu der sie sich bekannten, besonders unter dem Erzbischof Leopold Anton Eleutherius von Firmian (von 1729 — 1735) zu leiden hatten, wanderte eine große Anzahl von Menschen, die sich über 30,000 belaufen haben soll, aus, so daß in spätern Zeiten die Volksmenge kaum 190,000 betrug. Jene Ausgewanderten begaben sich in andere deutsche Länder, auch nach Holland, England, Rußland, Schweden und Nordamerika, wo sie allenthalben mit Freuden aufgenommen wurden, und durch ihre Thätigkeit und ihren Kunstfleiß zu dem Flor ihres neuen Vaterlandes kräftig wirkten. Das salzburgische Land ist gebirgig und enthält ein einziges großes Thal, das Thal längs der Salza, in welches sehr viele Nebenthäler auslaufen, die von den hohen Alpen herabfallen. Dieses schöne Thal nimmt in dem westlichsten Winkel des Landes seinen Anfang, läuft anfangs ost- und dann nordwärts, und wird sonderlich auf der rechten Seite längs der südlichen Gränze des Landes von sehr hohen Gebirgen, die zur norischen Alpenkette gehören, eingeschlossen, wovon einige sich über 10,000 Fuß erheben. Viele derselben sind mit ewigem Schnee bedeckt und zeigen alle Erscheinungen der Schweizeralpen, Gletscher, Klüfte, Schneelawinen, Wasserfälle ꝛc. Gegen Norden ist das Land offen und hat einige schöne Ebenen. Die Luft ist rein und gesund, aber strenge. Die Winter sind stark und anhaltend, die Sommer in den engen Thälern sehr heiß, die meisten Berge sind fruchtbar und tragen unten Getraide, weiter hinauf Waldungen und gegen den Gipfel zu vortreffliche Weiden, Almen oder Alben genannt. Zwischen den Bergen giebt es viele breite und fruchtbare Thäler, und der nördliche ebenere Theil des Landes ist sehr fruchtbar. Auch wird der Feldbau mit Emsigkeit betrieben. Doch bringt das Land nicht so viele Feldfrüchte, besonders Getraide, hervor als es braucht; Baum- und Gartenfrüchte aber hinlänglich, Wein nirgends. Die Waldungen sind von Wichtigkeit, noch wichtiger ist der treffliche Graswuchs, der eine starke Viehzucht veranlaßt. Die Rindviehzucht, welche ganz auf Schweizerart getrieben wird, ist überaus beträchtlich, und macht die Hauptnahrung des Landes aus. Das Vieh ist von einer ungewöhnlichen Größe. Auch die Pferdezucht von einer nicht schönen, aber sehr starken Rasse, ist sehr ansehnlich. An Wild ist großer Ueberfluß. Sehr wichtig sind die Mineralien, und unter diesen ist das Steinsalz das erste. Die übrigen Mineralien sind Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Kobalt, Arsenik, Bergkrystalle, Marmor, Salpeter, Braunstein, Speckstein, Serpentin, Asbest, Torf, mineralische Quellen. Die Verarbeitung der Bergproducte macht beinahe den einzigen Fabrikzweig des Landes aus. Man hat Eisen-, Stahl-, und Messinghämmer, doch nicht genug für die gewonnenen Producte, daher noch viele roh ausgeführt werden. Hier und da verfertigt man wollene Waaren und die Baumwollenstrickerei ist durch das ganze Land verbreitet. Der Bauer pflegt sein Bedürfniß an Flachs und Wolle nicht nur zu ziehen, sondern auch selbst zu verarbeiten, und macht sich Tuch, Leinwand, Strümpfe und Schuhe zu eignem Gebrauche. Die ehemaligen Erzbischöfe von Salzburg hatten große Vorrechte. Sie konnten in den Adelstand erheben, hatten mit den Herzogen von

Bayern das Directorium im bayerschen Kreise, auf den Reichstagen die erste Stelle auf der geistlichen Bank im Fürstenrathe, und abwechselnd mit Oesterreich (welches aber immer den Anfang machte) von einer Materie zur andern das Directorium im reichsfürstlichen Collegium. Außerdem erhielten sie von dem Kaiser, auch wenn sie nicht aus fürstlichen Häusern waren, den Titel: Ew. Liebden, dahingegen die geistlichen Churfürsten in diesem Falle nur: Ew. Andacht genannt wurden. Im J. 1802 wurde dies Erzbisthum verweltlicht, und nebst Eichstädt, Berchtholsgaden und einem Theile von Passau als ein Herzogthum dem Erzherzoge von Oesterreich und Großherzoge von Toscana, Ferdinand, zur Entschädigung für Toscana gegeben, auch nebst Passau, welches gleichfalls zum bayerschen Kreise gehörte, zum österreichischen geschlagen. Außerdem wurde der Erzherzog unter die Zahl der Churfürsten aufgenommen. Durch den preßburger Frieden (1805) kam Salzburg unmittelbar an Oesterreich, und Eichstädt und Passau an Bayern, wogegen der Erzherzog-Churfürst Würzburg bekam. Durch den wiener Frieden (den 14ten Oct. 1809) wurde Salzburg der Verfügung Napoleon Bonaparte's überlassen, der es 1810 an Bayern abtrat. Nach dem pariser Frieden ist es von Bayern wieder an Oesterreich vertauscht worden, mit Ausnahme des jenseits der Salza gelegenen Theiles, welcher baierisch geblieben ist, und einen Theil des Isarkreises ausmacht. Der österreichisch gewordene Theil Salzburgs bildet jetzt (mit Ausnahme einiger kleinen zu Tyrol geschlagenen Districte) den Salzach- oder salzburger Kreis des Landes ob der Ems. Die Hauptstadt Salzburg ist auf drei Seiten von Bergen und gegen Norden von einer Ebene umgeben, und liegt in einer sehr romantischen Gegend, an beiden Ufern der Salza, über welche eine 370 Fuß lange und 40 Fuß breite Brücke führt. Die Stadt mit 860 Häusern und 13,000 Einwohnern hat zwar enge und krumme Straßen, aber regelmäßige Plätze, (den Hofplatz mit dem prächtigen Springbrunnen von Marmor, den mit Arkaden und Gallerien eingefaßten Domplatz) und gut, meist in italienischer Manier, erbaute Häuser. Einige Festungswerke umgeben die Stadt; und auf dem Nonnenberge, dem höchsten östlichsten Punkte des Mönchsberges, liegt 100 Klafter hoch über der Salza die Festung Hohensalzburg, mit einem Zeughause und einer unvergleichlichen Aussicht. Der südliche Theil des Mönchsberges ist gleich einer Wand senkrecht abgeschnitten, und dient zu einem unersteiglichen Bollwerke. Durch den Mönchsberg führt das neue oder Sigismundsthor, welches von 1769 bis 1774 erbaut wurde, und ein 150 Schritte langes und 7 bis 8 Schritte breites durch einen Felsen gehauenes Gewölbe darstellt. Vor demselben steht die 15 Fuß hohe Bildsäule des heiligen Sigismund von weißem Marmor. Zu den merkwürdigsten Gebäuden der Stadt gehören: das Residenzschloß oder der jetzige erzbischöfliche Pallast, die im edelsten Geschmacke und im Style der Peterskirche aufgeführte prächtige Domkirche mit zwei Thürmen und vor derselben die Bildsäule der unbefleckt empfangenen Jungfrau, die Gebäude des Lyceums (oder der ehemaligen Universität) mit einer schönen Kirche, das neue Dicasterialgebäude, das Capitelhaus, das Hofstallgebäude mit einem in Felsen ausgehauenen Amphitheater, dessen man sich als Sommerreitschule bedient hat, und mehrere Palläste des Adels, als der Lodronische, Kuenburgische rc. Die ehemalige schöne Sommerresidenz Mirabella brannte 1818 nebst einem beträchtlichen Theile der Stadt ab. Außer dem Lyceum findet man hier eine medicinisch-chirurgische Lehranstalt, ein Gymnasium, ein Priesterseminar, ein Schullehrerse-

minar, mehrere Bibliotheken und Kunstsammlungen. Von Fabriken sind hier eine Drahtzieherei, zwei Eisenhämmer, vier Tabacks-, vier Stärke- und Puderfabriken, eine Spielkarten-, eine Majolika-, eine Baumwollen-, eine Kattun-, eine Siegellack- und eine Lederfabrik. Auch treibt die Stadt wichtige Handelsgeschäfte, und jährlich werden zwei Messen oder Dulten gehalten. In der Nähe liegen die beiden landesfürstlichen Lustschlösser Hellbrunn mit künstlichen Wasserwerken und Kleßheim mit einer Fasanerie; das gräflich Firmianische Schloß Leopoldskron, bekannt wegen seiner herrlichen Gemäldegallerie, und das fürstlich Schwarzenbergische Schloß Aigen mit schönen Gartenanlagen.

Salzdahlum, braunschweigische Domäne in dem Kreisamte Wolfenbüttel, zwischen den beiden Dörfern Ober- und Niederdahlum belegen, in deren Nähe auf einem Hügel das Salzwerk Salzdahlum mit einem Gradirwerk liegt. Das sonst hier befindliche, nach dem Muster von Versailles gebaute schöne herzogliche Schloß ist, während das Herzogthum Braunschweig einen Bestandtheil des Königreichs Westphalen bildete, gänzlich weggebrochen und der Garten zerstört worden. Die vormals in Salzdahlum befindliche Gemäldegallerie wird jetzt zu Braunschweig in dem Museum aufbewahrt.

Salzmann (Christian Gotthilf), der berühmte Stifter des Erziehungsinstituts zu Schnepfenthal, war den 1sten Juni 1744 zu Sömmerda im Erfurtischen geboren. Für den Stand seines Vaters, der erst zu Sömmerda, dann zu Erfurt Prediger war, wurde Salzmann auf gewöhnliche Weise gebildet, studirte 1761—64 zu Jena, erhielt 1768 die Pfarrstelle zu Rohrborn im Erfurtischen, wo er bei einem sehr geringen Einkommen sein häusliches Glück durch seine Verheirathung mit der 14jährigen Tochter des Pfarrers Schnell zu Vippach gründete, und folgte 1772 dem Rufe zum Diaconat an der Andreaskirche zu Erfurt, an welcher er bald darauf Pastor ward. Hier fand er als populärer, herzlicher Prediger Beifall, aber auch wegen seiner vorurtheilsfreien Denkart Widersacher, die ihn anfeindeten. Frühzeitig hatte er sich zum eignen Forschen gewöhnt und bei seinen theologischen Studien auf die Seite der damals noch seltenen Freunde der Aufklärung gewendet. Durch Rousseau und Basedow geweckt und voll Empfänglichkeit für die Stimme der Natur, beobachtete er seine eignen Kinder und schlug bei ihrer Erziehung den Weg ein, den seine eigne Neigung zum Einfachen und Natürlichen und die umlaufenden philanthropischen Ideen ihm vorzeichneten. Bei dieser Erfüllung seiner Vaterpflicht wurde er sich seines Berufs zum pädagogischen Schriftsteller und practischen Erzieher bewußt, den er zuerst durch seine 1778 herausgegebenen Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde und noch mehr 1780 durch sein treffliches Krebsbüchlein (eine Anweisung zur unvernünftigen Kinderzucht, die mit ergreifender Ironie auf den entgegengesetzten Zweck hinwirkt) und durch seine Schrift über die besten Mittel, Kindern Religion beizubringen, beurkundete. Voll Enthusiasmus für Basedows Unternehmen ging er 1781 nach freiwilliger Niederlegung seines Pastorats von Erfurt als Religionslehrer und Liturg an das Philanthropin zu Dessau. Doch konnte er sich hier, obschon mit gleich gesinnten Pädagogen zusammenwirkend, wegen des Mangels an Einheit und Consequenz in der Direction dieses Instituts nicht ganz befriedigt fühlen und unerträglich war ihm das Ansinnen, seine Schrif-

en allein der Gelehrten=Buchhandlung zu Dessau in Verlag zu geben. Wie er als Religionslehrer wirkte, beweisen seine Vorträge bei den Gottesverehrungen der Anstalt, die er 1781—83 in 4 Bänden herausgab. Den Freunden der damals beliebten nüchternen Ansicht des Christenthums waren sie willkommen, und durch ihre Faßlichkeit und sanfte Wärme besonders der Jugend erbaulich. Vorzügliches Aufsehn aber machte sein Roman, Carl von Carlsberg, oder über das menschliche Elend, den er 1783 anfing und 1788 mit dem 6ten Bande beendigte. Gestützt auf seinen literarischen Ruf und Erwerb, und von dem Wunsche, auf eigne Hand zu wirken, getrieben, verließ er 1784 Dessau und gründete auf dem von ihm angekauften, und wegen seiner gesunden, freundlichen Lage wohl dazu geeigneten Landgute Schnepfenthal bei Waltershausen im Gothaischen eine Erziehungsanstalt, deren Zöglinge anfangs nur aus seinen Kindern und wenigen Pflegesöhnen bestanden. Ungeachtet ihm der Herzog von Gotha 4000 Thlr. zu diesem Unternehmen schenkte und die herzogl. Regierung manche Vortheile und Freiheiten bewilligte, waren doch die Mittel, mit denen er nun an den Bau der Institutsgebäude ging, bei weitem nicht hinlänglich, und unstreitig hat seine unermüdete Thätigkeit, sein tüchtiger Hausverstand, der sich in dem wichtigen Fache der Oekonomie bald zurecht fand, seine Ordnungsliebe und Rechtlichkeit und ein festes Vertrauen auf Gott zum Gelingen seines Werks das Beste gethan. Er fand Freunde, die ihn unterstützten, und geschickte Mitarbeiter bei dem Erziehungsgeschäfte, unter denen Andre, welcher 1787 ein Töchterinstitut zu Schnepfenthal gründete und es 1790 nach Gotha verlegte, jetzt aber als fürstl. salmischer Wirthschaftsrath in Mähren lebt, der Naturforscher Bechstein, jetzt Director der Forstacademie zu Dreißigacker, der Philolog Lenz, jetzt Director am Gymnasium zu Weimar, Glaz, jetzt Consistorialrath in Wien, Guts Muths, der Wiederhersteller der Gymnastik und Herausgeber der pädagogischen Bibliothek, Weißenborn, Blasche, Ausfeld u. A. m. als pädagogische Schriftsteller und einsichtsvolle Erzieher rühmlich bekannt sind. Das fröhliche Leben, die körperlichen Uebungen, die lachende rothe Uniform der Zöglinge, die Reisen, welche Salzmann mit ihnen unternahm und gar gemüthlich für Kinder in mehrern Bänden zu beschreiben wußte, seine Jugendschriften, unter denen das moralische Elementarbuch vorzüglichen Werth hat, waren wohlgewählte Mittel, das Publicum zu gewinnen und in der Knabenwelt eine unbeschreibliche Sehnsucht nach dem Eldorado der Jugend zu Schnepfenthal anzuregen. Aus Deutschland, der Schweiz, England, Portugal und den nordischen Reichen wurden ihm Knaben zugesandt, und selbst zwei Prinzen (von Hessen=Philippsthal) anvertraut; auch sein 1797 herausgegebner Himmel auf Erden wendete ihm viele weiche Vater= und Mutterherzen zu, so daß die Zahl seiner Zöglinge 1803 bis auf 61 anwuchs. So wurde Schnepfenthal immer blühender, da seine weise Oekonomie und wohlberechnete Industrie zu erhalten und zu mehren verstand, was das Vertrauen der Aeltern ihm in die Hände legte. Seit 1788 kam aus der zu Schnepfenthal errichteten Buchdruckerei, welche noch jetzt verbunden mit einer Buchhandlung daselbst besteht, sein thüringer Bote, ein vielgelesenes Volksblatt, und eine Menge von Erziehungs= und Kinderschriften heraus, durch welche Salzmann und seine Mitarbeiter mit Glück und Beifall auf ein zahl=

reiches Publicum wirkten. Weil diese Mitarbeiter willig auf seine Grundsätze und Anordnungen eingingen und überdies sechs derselben, Lenz, Weißenborn, Märker und drei Brüder Ausfeld, seine Schwiegersöhne wurden, so konnte seine Anstalt auch nach Vergrößerung ihres Personals ein erweiterter Familienkreis bleiben, wozu der von ihm und den Seinigen ausgehende Geist der Liebe, des Vertrauens und der Frömmigkeit sie gleich anfangs gemacht hatte. Er zog zwei seiner Söhne zu Lehrern heran, mehrere seiner Töchter ertheilten selbst Unterricht, und der Zusammenhang ihrer Gatten mit dem gemeinschaftlichen Hausvater erleichterte ungemein die Erhaltung der Einheit und die Bestreitung der Kosten. So konnte Salzmann, umgeben von wohlgerathenen Kindern und dankbaren Pflegesöhnen, im Genusse eines redlich verdienten Wohlstandes und des Beifalls seiner Zeitgenossen, geachtet und vielwirkend als Schriftsteller vor andern glücklich gepriesen werden. Doch wie die Idee seines Unternehmens und der Geist ihrer Ausführung meistentheils der Zeit angehört hatte, wo es entstand und gedieh; so mußte der Eintritt einer neuen Zeit und andrer Ansichten ihm nachtheilig werden. Zwar mußte man ihm zugestehen, daß er gehalten habe, was er versprach. Eine bedeutende Anzahl von ihm erzogner tüchtiger junger Männer bewies denen, welche den Ruhm des Gelehrten nicht für den einzigen halten, daß er mit Recht bei seinen Zöglingen mehr auf körperliche Gesundheit und Kraftübung, auf Brauchbarkeit für den künftigen Stand und Beruf, auf reine Sittlichkeit und Menschenliebe hingearbeitet hatte, als auf große Gelehrsamkeit; aber die poetisirende schöne Welt fand die Idylle des schnepfenthaler Lebens doch zu nüchtern, seine Kinder-Orden, seine Kartoffeln-, Kirsch- und andre Kinderfeste, so erfreulich sie seinen Zöglingen seyn mochten, fielen in der Meinung des im Zeitalter Napoleons mit großartigeren Festlichkeiten beschäftigen Publicums, und überdies wurde bei der allgemeinen Verarmung die Zahl der Aeltern, die den Aufwand der Pensionskosten in Schnepfenthal bestreiten konnten, immer geringer. So sank die Anstalt seit 1807 und kam 1809 bis auf 36 Zöglinge herab; auch zeigte sich eben nicht Hoffnung zur Wiederkehr ihrer vorigen Blüthe, da das Aufgehen der schweizerischen Sonne am pädagogischen Himmel Salzmanns Stern in vieler Augen verdunkelte. Nachdem seine würdige Frau ihm 1810 vorangegangen und seine eigne sonst ungemein dauerhafte Gesundheit durch gichterische Uebel zerrüttet worden war, starb er für sein Glück und seinen Ruhm nicht zu früh, den 31sten October 1811 im 68sten Jahre seines Lebens. Sein Tod erneuerte in ganz Deutschland das Andenken seiner großen Verdienste. Unstreitig hat er als Pädagog und Volksschriftsteller viel Gutes gewirkt. Klarheit der Gedanken, Faßlichkeit des Vortrags und edle Einfachheit zeichnete alles aus, was er schrieb, und seinen Belehrungen und Rathschlägen kann das Verdienst der Zweckmäßigkeit nicht abgesprochen werden, wenn auch seine durchaus practische Tendenz denen nicht immer zusagen konnte, welche die ideale Welt für das wahre Gebiet der menschlichen Geistesthätigkeit halten. Salzmanns persönliche Darstellung war ganz einfach, aber achtunggebietend; seine hohe Stirn bezeichnete den selbstständigen Denker, die würdige Haltung seines Körpers und sein patriarchalischer Anstand den Herrn und Vater einer großen Familie. Scharf und eindringend war sein Blick, schnell sein Entschluß, ruhig und besonnen sein unermüdetes Wirken, groß seine Herrschaft über sich selbst und seine

Gewalt über die kindlichen Seelen, die er nur durch Blicke und Worte zu regieren wußte. Haushälterisch ohne Eigennutz, fest und kräftig ohne Eigensinn, wohlthätig und hülfreich ohne Eitelkeit, wurde er allen, die ihn kannten, ehrwürdig durch das, was er war, wie durch das, was er leistete. Ein Fliederbaum, das Bild seines gemeinnützigen Strebens, bedeckt sein Grab, und Tausende, denen er Lehrer und Führer zur Tugend und echten Lebensweisheit war, segnen das Andenken seines Namens. (Vergl. die Art. Institut und Philanthropinismus.) Sein schönes Werk, die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, besteht noch jetzt unter der Leitung seines Sohnes Carl Salzmann. E.

Salzsäure, eine mineralische Säure, die durch Zersetzung des Kochsalzes mittelst Vitriolöls erhalten wird. Sie ist im reinen Zustande wasserklar, stößt stechende Nebel aus und riecht unangenehm. Sie besteht aus Wasserstoff und einem einfachen Körper, den man ehedem oxydirte Salzsäure nannte. Diese oxydirte Salzsäure, besser Halogen oder Chlorine, entsteht aus der Salzsäure, sobald diese durch Berührung mit sauerstoffhaltigen Körpern ihren Wasserstoff loswerden kann. Glauber stellte die gemeine Salzsäure zuerst aus dem Kochsalze dar, sie hieß auch lange Zeit nach seinem Namen, so wie der Rückstand der Destillation, bestehend aus Schwefelsäure und Soda, noch jetzt Glaubersalz genannt wird. E.

Salzwerk, s. Saline.

Samaniden, s. Persien.

Samariter oder Samaritaner. Nach dem Untergange des Königreichs Israel entstand auf dem Gebiete desselben aus den zurückgebliebenen Israeliten von den Stämmen Ephraim und Manasse, und den mit ihnen vermischten assyrischen Colonisten ein Volk, das von den Griechen nach der Stadt Samaria, um die es wohnte, den Namen Samariter erhielt. Als nach dem Exil die zurückgekehrten Juden den Tempel zu Jerusalem wieder aufbauten, wollten die Samariter daran Theil nehmen, wurden aber von den Juden, weil sie wegen jener Vermischung mit Heiden unrein und nicht ebenbürtig wären, zurückgewiesen, worauf sie denn aus Rache den weiteren Bau der Stadt und des Tempels auf einige Zeit zu hindern wußten. Daher der Haß der Juden und Samariter gegen einander, der zu den Zeiten Jesu, wo die Samariter auf einen kleinen Strich Landes zwischen Galiläa und Judäa beschränkt waren, alle Gemeinschaft zwischen diesen beiden Nachbarvölkern verhinderte und noch jetzt fortdauert. Nie zur Selbstständigkeit gelangt, haben die Samariter die Schicksale ihres Landes getheilt und unter dem Drucke der Türken so an Bevölkerung abgenommen, daß nicht nur ihre im 17ten Jahrhundert noch blühenden Colonien in Aegypten jetzt gänzlich ausgestorben sind, sondern auch zu Naplusa, dem alten Sichem, und Jaffa, den einzigen Orten, wo es noch Samariter gibt, zusammengenommen nach einer 1811 an Silvestre de Sacy zu Paris von ihrem Priester Salameh gelangten Nachricht nur noch 30 Familien mit etwa 200 Individuen dieses Volks leben. Zufolge dieser Nachricht und andrer Briefe, welche deutsche und englische Gelehrte im 16ten und 17ten Jahrhundert von den Samaritern erhielten, sind sie in religiöser Hinsicht als eine den Juden, besonders den Karaiten, die den Talmud verwerfen, sehr nah verwandte Secte zu betrachten und unterscheiden sich auch von den rabbinischen Juden nur darin, daß sie außer den 5 Büchern Mosis, an deren göttlichen Ursprung sie

glauben, und dem Buch Josua keine biblischen Bücher haben und anerkennen, den Talmud aber, wie alle rabbinischen Zusätze, ganz verwerfen, in Gebräuchen, Sitten und kirchlichen Einrichtungen nur so viel, als das Mosaische Gesetz ausdrücklich vorschreibt, pünktlich beobachten, und statt des Tempels zu Jerusalem den Berg Garisim in Samaria, wo sie in glücklichern Zeiten ihre Feste feierten und ihre Opfer brachten, heilig halten. Die Verehrung des einigen Gottes, die Beschneidung, die Reinigungen und Feste, das Purim oder Tempelweihfest ausgenommen, haben sie mit den Juden gemein. Auch glauben sie an Engel, an die Auferstehung und Vergeltung in einer andern Welt und hoffen auf einen Messias, den sie sich nach der Weissagung Mosis nur als einen Propheten vorstellen. Ihre Priester sind vom Stamme Levi und werden von ihnen als ihre Obern geachtet. Wegen ihrer Armuth opfern sie jetzt nur einmal jährlich ein Lamm zum Paschahfeste in ihrer Synagoge, wo sie ihre Gebete und Vorlesungen aus dem Pentateuch im aramäisch=samaritanischen Dialecte halten und weiß gekleidet gehen. Sonst sprechen sie meist arabisch, zeichnen sich durch einen weißen Turban aus und fristen ihr Leben durch Geldwechsel und Handarbeiten. Sie vermeiden jede nähere Gemeinschaft mit denen, die nicht zu ihrer Secte gehören, und verheirathen sich nur unter einander, so daß ein Mann zwar zur ersten Ehe zwei Weiber auf einmal haben, wenn aber eine davon stirbt, nicht vor dem Tode der andern und dann auch nur ein Weib ehelichen darf. Dieses allmählig untergehende Völkchen hat besonders darum einiges Gewicht, weil es einen sehr alten, wenn nicht, wie Einige behaupten, den ältesten Codex des Pentateuchs besitzt. Um dieses Schatzes willen wurden jene Correspondenzen europäischer Gelehrten mit den Samaritern angeknüpft, wodurch bei ihnen die Erwartung einer Hülfe von ihren vermeintlichen Brüdern in Europa erregt und unterhalten worden ist. E.

Samiel. Es führt diesen Namen ein Wind, der stoßweise in dem wüsten Arabien häufig weht und von weitem durch seinen eigenthümlichen Geruch zu erkennen seyn soll. Juli und August sind die Monate seiner gewöhnlichen Erscheinung. Seine Geschwindigkeit ist sehr groß, seine Wirkungen sind erstickend und lebensgefährlich, doch geht er in gewisser Höhe über die Erdoberfläche hinweg und die Eingebornen schützen sich gegen ihn durch Niederwerfen auf die Erde, was sie um so eher können, da er sich durch Geruch, Geräusch und Staubwolken schon von fern ankündigt. In Italien und Dalmatien, wohin er sich ebenfalls erstreckt, hat er durch den langen Zug über Meer und Gebirge schon viel von seiner Bösartigkeit verloren. Er heißt dort Sirocco, erscheint gewöhnlich nach Ostern, bläs't südlich 14 bis 20 Tage lang, ist trocken, versengt die jungen Pflanzentriebe und versetzt die Einwohner in große Abspannung und Müdigkeit, welche sich gegen denselben durch das Verschließen aller Fenster und Thüren zu schützen suchen. Er folgt gewöhnlich auf Westwind, fängt mit Wirbelwinden an und schweigt des Nachts etwas. Während seiner Dauer soll man leicht und reichlich fischen. F.

Sämischgerberei unterscheidet sich von der Weißgerberei wenig und nur darin, daß die mit Fett und Kalk zubereiteten Häute nicht weiter durch Alaun gegerbt werden, daher auch an vielen Orten die Weißgerber zugleich sämische Leder liefern. Sie benutzen dazu Häute von Ochsen, Kälbern, Hammeln, vorzüglich aber von Gemsen, Hirschen, Rehen und Elenthieren. Diese werden mit

Kalk gebeizt, sodann enthaart; hierauf wird ihre Narbenseite mit einem stumpfen Messer abgestoßen, und so werden sie auf 4 bis 8 Tage nochmals in den Kalkäscher gelegt. Nachdem man sie herausgenommen, wird die Fleischseite glatt abgeschabt, nochmals auf kurze Zeit mit Kalk behandelt und sodann gehörig rein ausgewaschen und abgestrichen. Jetzt werden sie durch eine gährende Kleienbeize (aus Weizenkleie mit Sauerteig oder Hefen) weiter behandelt und darin gewalkt, damit sich aller Kalk entfernt. Nach dem Ausringen bekommen sie durch Walken mit Thran und durch das Färben in der Braut die vollständige Zurichtung. Wenn sie nämlich durch mehrmaliges Walken im Walkstocke ihre frühere Feuchtigkeit verloren und dafür Thran eingesogen haben, legt man sie in Haufen über einander, bedeckt sie mit leinenen Tüchern und läßt sie bis zu einer, nicht zu starken, freywilligen Erhitzung liegen. Durch dieses sogenannte Färben in der Braut ziehen sie den Thran gleichförmig an und erhalten den eigenthümlichen Grad von Geschmeidigkeit. Das überflüssige Fett wird ihnen nachmals durch Aschenlauge wieder genommen. Dann werden sie vollends durch Streichen und Trocknen zugerichtet. Solche Leder haben eine gelbliche Farbe und dienen wegen ihrer Geschmeidigkeit zu Beinkleidern und Handschuhen. F.

Samniter, die Bewohner der ehemaligen Landschaft **Samnium** in Unteritalien, hatten zu ihren Gränznachbarn die Peligner, Marser, Campaner, Lucaner und Apulier. In frühern Zeiten verbreiteten sie sich über den größten Theil von jenem Lande. Wir begegnen ihnen häufig in der röm. Geschichte und lernen sie hier als ein kriegerisches und freiheitliebendes Volk kennen, welches die Römer erst nach langen blutigen Kriegen, die mit einigen Unterbrechungen fast 70 Jahre dauerten, gänzlich unterjochen konnten. Die ersten Feindseligkeiten zwischen beiden Staaten entspannen sich im J. R. 411, als die von den mächtigen Samnitern hartbedrängten Campaner die Hülfe Roms suchten und, um sie dazu zu vermögen (denn sie hatten mit den Samnitern einen Frieden geschlossen), ihr ganzes Land dem Schutze der Römer übergaben. Da nun die Samniter auf die freundschaftliche Auffoderung derselben Campanien nicht verließen, so rückte ihnen der röm. Consul Valerius Corvus entgegen und nöthigte sie nach einem blutigen Treffen, sich in ihre Gränzen zurückzuziehen. Zu gleicher Zeit hatte eine andere römische Armee das Gebiet der Samniter angegriffen und ebenfalls nach einem verzweifelten Kampfe durch die heldenmüthige Entschlossenheit des jungen Publ. Decius Mus einen Sieg über sie errungen. Die Besiegten mußten um Frieden bitten, hielten aber denselben nur so lange, bis sie sich von ihrer Niederlage erholt hatten. Denn im J. R. 426 brach ein neuer Krieg aus, noch blutiger als der erste, welcher um so hartnäckiger geführt wurde, da auch andere Staaten Unteritaliens den Samnitern zu Hülfe kamen. Ob nun gleich die Römer gewöhnlich siegten, so gerieth doch ihre Armee im J. R. 433 bei der Stadt **Caudium** in solche Engpässe, daß sie, auf allen Seiten von feindlichen Schaaren umringt, sich den größten Schimpf gefallen lassen und unter dem schmählichen Joche weggehen mußte. Da indeß der Senat den Frieden, welchen die gefangenen Consuln mit den Feinden geschlossen hatten, verwarf und die Urheber desselben den Samnitern auslieferte: so wurden zur Fortsetzung des Krieges sogleich neue Feldherrn abgesandt. Dem tapfern Papirius Cursor gelang es, die erlittne Schmach durch eine gleiche Beschimpfung an den geschlagenen

Feinden zu rächen. Dessen ungeachtet dauerte der Krieg mit blutiger Erbitterung fort, weil die Samniter von ihren Nachbarn, welche Roms Oberherrschaft verabscheuten, thätig unterstützt wurden, und selbst der kriegerische König von Epirus, Pyrrhus, auf Bitten der beängstigten Stadt Tarent gegen die Römer kämpfte. Aber die heldenmüthigen Consuln Papirius Cursor, Q. Fabius Maximus, Publ. Decius Mus, Curius Dentatus, Caj. Luscinius Fabricius u. A. triumphirten wiederholt über die verzweifelt kämpfenden Gegner, und nach den schrecklichsten Niederlagen und der gänzlichen Verheerung ihres Landes sahen sich die unglücklichen Samniter genöthigt, mit andern Völkern, die ihnen beigestanden hatten, um Frieden zu bitten. Diesen erhielten sie im J. R. 482. Als zu Sulla's Zeiten sich die italienischen Bundesgenossen gegen Rom empörten, standen die Samniter noch einmal gegen ihre Unterdrücker auf und kämpften mit wüthender Erbitterung. Doch Sulla demüthigte sie gänzlich und befahl, keinem Samniter das Leben zu schenken. Viertausend von ihnen, die gefangen worden waren, ließ er drei Tage nach der Schlacht auf dem Marsfelde ohne Schonung niederhauen. Die geringen Ueberreste des samnitischen Volks lebten von dieser Zeit an in Dörfern zerstreut. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß die Samniter auch Künste und Handwerke mancherlei Art betrieben. Denn die Nähe ihrer gebildeten Nachbaren, der Griechen in Unteritalien, hatte auf sie einen sehr wohlthätigen Einfluß. Selbst ihre Gesetze und Verfassung sollen sie größtentheils von denselben entlehnt haben. Ihre Regierungsform war demokratischer Art. Beim Ausbruch eines Krieges pflegten sie einen gemeinschaftlichen Feldherrn zu wählen.

M. K.

Samojeden, eine Völkerschaft, deren Vorzeit in Dunkel gehüllt ist, da sie als Nomaden in rauhen Wildnissen, unbekannt mit Schrift und Zeitrechnung, das Andenken an ihre Schicksale und Helden durch Lieder aufbewahren, die nur unvollständige und höchst unsichre Aufschlüsse geben können. Als die siegenden Russen sie erreichten, waren sie schon von den Tartaren aus ihren heimischen Wohnsitzen verdrängt, von ihren verwandten Stämmen getrennt und nirgends in ihrer eigenthümlichen Verfassung. Auch nach ihrer Unterwerfung hat man sie nicht näher kennen gelernt, denn noch hat kein Forscher ihre kalten und unwegsamen Wildnisse betreten. Die einzigen Fremdlinge, welche zu ihnen kommen, sind die Tributeinnehmer, die aber bloß ihr Geschäft und den Handel im Auge haben. Aehnlichkeit in Sprache, Körperbildung und Lebensweise beweis't indeß die nahe Verwandtschaft der Stämme und Völker, die wir mit Grund zu den samojedischen rechnen. Diese wohnen jetzt auf den Küsten des Eismeers, ungefähr vom 65sten Grad nördlicher Breite bis an das Meerufer. Nowaja Semlia bewohnen sie zwar nicht, aber östlich über den Jenisei reichen die Küsten, wo sie hausen, bis zum 75sten Grade der Breite. In diesen kältesten, rauhesten und ödesten Gegenden des Erdbodens leben sie einzeln und sparsam zerstreut vom weißen Meere bis fast an die Lena, also sowohl in Europa als in Sibirien. Sie selbst nennen sich Nenetsch, Menschen, oder Chasowo, Männer. Der Ursprung des Namens Samojeden ist zweifelhaft. Die europäischen Samojeden wurden Rußland schon 1525 zinsbar; sie wohnen in den Statthalterschaften Archangel und Wologda zwischen den Flüssen Mesen und Petschora von andern Völkern getrennt. Die sibirischen Samojeden, östlich vom Ural, finden

sich in der Statthalterschaft Tobolsk, um den Ausfluß des Ob, in ungeheuern Ländereien einzeln und zerstreut. Verwandt mit den Samojeden sind die namürischen und jeniseischen Ostjäken, die Koibalen und Tubinzen am Jenisei, die Sojoten und Mutoren im sajanischen Gebirge, die Kaimaschen am Kana und Mana, die Juraken und einige andre unbedeutende Völkerschaften.

Samos, eine berühmte Insel im Aegäischen Meere, an der kleinasiatischen Küste, Ephesus gegenüber. Der größte Theil der Einwohner bestand aus Joniern und sie gehörte mit zum ionischen Bunde. Die Hauptstadt hieß ebenfalls Samos (jetzt Cora). Die Samier legten sich frühzeitig auf Handel und Schifffahrt und waren die ersten Griechen, welche nach Spanien und Aegypten fuhren. Dadurch und durch Fruchtbarkeit der Insel wurden sie das reichste und mächtigste Volk des ionischen Bundes. Die griechische Kunst blühte frühzeitig auf Samos, wo man zuerst gegoßne Bilder von Bronze verfertigte. Rhökos und seine Söhne Theodoros und Telekles waren Bildner zu Samos. Die Insel war der Juno besonders geweiht. Ihre Verfassung war abwechselnd monarchisch, aristokratisch und demokratisch. Unter Vespasian ward Samos römische Provinz.

Samosatener oder Paulianisten hieß nach ihrem Stifter, dem Bischof von Antiochien, Paul von Samosata, eine um 260 unter Odenat und Zenobia in Syrien begünstigte Secte, die in den Lehren von der Dreieinigkeit und von der Gottheit Christi auf ähnliche, aber auffallendere Weise, als Sabellius, dem herrschenden Kirchenglauben widersprach und sich, nachdem Aurelian Zenobien überwunden hatte, unter dem Drucke des Kirchenbannes nur noch 50 J. als ein abgesonderter Haufe erhielt. E.

Samothrake oder **Samothrace**, eine Insel des Aegeischen Meeres, unweit Lemnos, an der thracischen Küste, der Gegend von Troja gegenüber, im Alterthume vorzüglich berühmt durch ihre **Mysterien**, deren Priester zuerst die **Kabiren**, dann die **Dioskuren** gewesen seyn sollen. Die Einweihung in diese Mysterien sollte auch vor den Gefahren zur See schützen; daher schon von den **Argonauten** erzählt wird, sie seien auf **Orpheus** Rath, der selbst ein Eingeweihter war, auf Samothrake gelandet. Wie über allen Mysterien, so liegt auch über diesen ein geheimnißvolles Dunkel, das sich selbst auf die Namen der verehrten Gottheiten erstreckt. Daß ägyptische und phönicische Gottesdienste und Gebräuche später mit griechischen vermischt und verwechselt wurden, scheint gewiß. Später soll der samothracische religiöse Cultus zu den **Etruskern** gekommen seyn, jedoch mit veränderten Götternamen. Uebrigens genoß die Insel, aus Achtung für die Mysterien, auch unter der römischen Herrschaft fortdauernd eine gewisse Freiheit, und selbst eine Zeit lang nach Chr. Geb. noch standen jene altberühmten Mysterien in Ansehn.

Samscrit, s. **Sanscrit**.

Samuel, der letzte unter den Richtern der Hebräer. Er wurde sich der hohen Bestimmung, sein Volk von den unter seinen Vorgängern eingerissenen Gräueln der Abgötterei und Gesetzlosigkeit zum Dienst des einigen Gottes zurückzuführen, schon als Knabe bewußt. Im Tempeldienst herangewachsen, hatte er erkannt, was den Hebräern Noth that, und als sie von den Philistern hart bedrängt wurden, trat er mit kräftigen Ermahnungen zur Gottesfurcht, als dem einzigen Rettungsmittel, unter ihnen auf. Auf sein Gebet und

Opfer gab Gott seinem Volke wieder den Sieg. Daher übertrugen sie ihm das Richteramt, das er mit großer Thätigkeit 12 Jahre lang verwaltete und durch Wiederherstellung des vernachlässigten Jehovadienstes auszeichnete. Auch gab er der nach Mosis Gesetz verfassungsmäßigen Theokratie eine starke Stütze durch Stiftung der Prophetenschulen (s. d. Art. Propheten). Da jedoch seine Söhne, denen er bei herannahendem Alter das richterliche Amt übertrug, nicht im Geiste seiner Gerechtigkeit handelten, so mußte er dem Verlangen des Volks, einen König zu wählen, nachgeben. Bei dieser Staatsveränderung, die seinen Grundsätzen und Ueberzeugungen ganz entgegen war, berieth er das Volk mit der Weisheit und Uneigennützigkeit eines Vaters. Er wußte den erkornen König Saul durch einschränkende Bedingungen an die alte Verfassung zu binden, und wenn er dagegen fehlte, zurechtzuweisen. Unerbittlich war er aber auch, als dieser unkluge König sich Eingriffe in die priesterlichen Rechte zu Schulden kommen ließ. Er verwarf ihn und salbte den Hirtenjüngling David zum Nachfolger auf dem Throne Israels. Vorzüglich durch diese glückliche Wahl wurde Samuel der Wohlthäter seines Volks, doch erlebte er das Ende der Zwistigkeiten zwischen Saul und David nicht, und noch sein Schatten mußte den von Gott verlassenen König schrecken und strafen. Die unter Samuels Namen im A. T. befindlichen historischen Bücher sind im Geiste seiner hierarchischen Idee geschrieben, doch erweislich von späterer Hand. E.

San Carlos (Don Jos. Mich. de Carvajal, Herzog von), Grand von Spanien erster Classe, Staatsrath, Generallieutenant, Director der Academie u. s. w. stammt aus der alten Familie der Carvajal, die ihren Ursprung bis zu den Königen des Reiches Leon zurückführt. Geb. 1771 in Lima, wo er auch seine erste Erziehung erhielt, kam er im 16. Jahre nach Spanien, trat in die militairische Laufbahn, und machte seinen ersten Feldzug 1794 in Catalonien, seinen zweiten bei der Belagerung von Toulon. Nach Madrid an den königl. Hof gerufen, wurde er zum Kammerherrn und dann zum Gouverneur des jetzigen Königs Ferdinand ernannt. Nicht lange vor der berüchtigten Intrigue im Escurial im Jahr 1807 (s. Spanien und Ferdinand VII.) wurde San Carlos, um ihn zu entfernen, zum Vicekönig von Navarra ernannt. Drei Monat nachher erhielt er Befehl, sich als Gefangenen zu constituiren. Er wurde beschuldigt, Ferdinand gefährliche Rathschläge ertheilt zu haben, und ins Exil verwiesen. Nach der Revolution von Aranjuez, durch welche Ferdinand den Thron bestieg, rief dieser den Herzog von San Carlos sogleich zu sich, ernannte ihn zum Minister des königl. Hauses und zum Mitglied des geheimen Staatsraths. San Carlos begleitete den König auf der unglücklichen Reise nach Bayonne, und zeigte gegen die usurpatorischen Vorschläge und völkerrechtwidrigen Maasregeln Napoleons die höchste Energie. Vor allem drang er darauf, daß dem Könige die größte Freiheit werden müsse und nichts ohne die Zustimmung der Cortes beschlossen werden könne. Indeß blieben seine Bemühungen fruchtlos. Die Renunciationstractaten vom 5. und 10. Mai 1808 kamen zu Stande, aber obgleich Napoleon alle Mühe anwandte, den Herzog von San Carlos zu bewegen, dem neuen Könige von Spanien zu huldigen, so hielt dieser sich als Mann von Ehre doch verpflichtet, seinem unglücklichen Herrn nach Valençay zu folgen. San Carlos und Escoiquiz wurden jedoch bald unter einem Vorwande nach Paris gelockt. Beide benutzten diesen Aufenthalt

um den russischen, österreichischen und preußischen Gesandten Mittheilungen über die Lage Spaniens zu machen, wofür sie aber, als es entdeckt wurde, Escoiquiz nach Bourges und San Carlos nach Lons le Saulnier exilirt und unter polizeiliche Aufsicht gestellt wurden. Als Napoleon sich durch die Gewalt der Umstände gezwungen sah, in Beziehung auf Spanien sein politisches System zu ändern und Ferdinand wieder auf den Thron zu setzen, warf er seine Augen auf den Herzog von San Carlos, der ihm am geeignetesten schien, die erfoderlichen Einleitungen zu machen. San Carlos fand zu Valençay bereits den Abgeordneten Laforest; er wurde von Ferdinand auf das liebreichste aufgenommen, und am 8. December kam ein Tractat zu Stande, wie er der Würde Spaniens angemessen war. Der Herzog eilte damit sogleich nach Madrid (wo er den 6. Jan. 1814 eintraf), um die Ratification der Regentschaft einzuholen. Aber statt diese zu erlangen, wurde ihm ein Decret der Cortes mitgetheilt, kraft dessen alle Spanier, die sich in Unterhandlungen mit Napoleon einlassen würden, für Vaterlandsverräther erklärt wurden. Der Herzog reisete daher ohne die Ratification der Regentschaft nach Valençay zurück, und es mußte eine neue Unterhandlung mit Napoleon eröffnet werden, um die persönliche Rückkehr des Königs auszuwirken. Die damalige Lage Frankreichs machte dies schwierig, jedoch wurden endlich die Pässe ausgefertigt. Der König umarmte ihn bei der Ueberreichung derselben und hing ihm den Orden des goldnen Vließes um, den er selbst trug. San Carlos war der einzige Minister, der den König auf seiner Zurückreise in seine Staaten begleitete. Wir verweisen von diesem Zeitpunkte an auf die Art. Spanien und Ferdinand VII. und führen nur noch die Hauptmomente im äußern Leben des Herzogs an. Am 3. Mai 1814 wurde er zum Generalminister-Staatssecretair ernannt und am Tage drauf erfolgte das Decret Ferdinands, wodurch die Cortes entlassen wurden und er die Zügel der Regierung wieder selbst auffaßte. Im November, als der Herzog seinen verminderten Einfluß bemerkte, foderte er seine Entlassung und Don Pedro Cevallos trat an seine Stelle. Im October 1815 wurde er zum Gesandten in Wien ernannt, und im Jahr 1817 erhielt er dieselbe Stelle beim Cabinet von St. James. Er befindet sich (1819) noch auf diesem Posten in London.

Sanchoniathon, Sanchuniathon, der Name eines angeblichen phönizischen Schriftstellers, dessen Zeitalter so wie ganze Existenz in das größte Dunkel gehüllt ist. Einige setzen ihn lange vor den trojanischen Krieg in die Zeit der Semiramis, Andre in die Zeit des trojanischen Krieges, Andre erst in die Zeit nach Alexander dem Großen, noch Andre halten ihn endlich für eine ganz erdichtete Person. Wir treten der Meinung des gelehrten Beck bei, welcher die Bruchstücke, die wir unter Sanchoniathons Namen noch in der griechischen Uebersetzung des Grammatikers Philo von Byblus, eines Zeitgenossen Vespasians, besitzen, keineswegs für eine Erdichtung des Letztern, sondern wenigstens zum Theil für echte Fragmente aus den Annalen des Sanchoniathon hält, wiewohl er zugibt, daß sie interpolirt seyn mögen. Diese Annalen selbst werden von den Alten unter verschiedenen Titeln angeführt; aus den Fragmenten geht in Ansehung ihres Inhalts hervor, daß sie die politische und religiöse Urgeschichte der alten Aegypter und Phönizier betroffen haben. Sie waren in phönizischer Sprache geschrieben, aus dem Unterrichte eines gewissen Hohenpriesters Hierombalus oder Jarobalus, über den viel

gestritten worden, aus den Jahrbüchern verschiedener Städte und aus Denkmälern in Tempeln geschöpft, und dem Könige von Berytus, Abibal, zugeeignet.

Sanction (pragmatische) ist die Urkunde, durch welche Kaiser Carl VI., der sich ohne männliche Nachkommen sah, seiner weiblichen Descendenz die Erbfolge in allen seinen Staaten zu sichern bemüht war. Er bewog nicht ohne große Schwierigkeiten alle Fürsten Europa's zur Annahme und Gewährleistung dieser Urkunde (daher der Name), bis auf den Churfürsten von Bayern, der als nächster männlicher Erbe der österreichischen Länder seinen Beitritt standhaft verweigerte. Wie wenig diese Maßregel übrigens Maria Theresia den unangefochtenen Besitz ihrer Erbstaaten sicherte, ist aus der Geschichte Oesterreichs bekannt.

Sanct-Helena. Diese in der neuesten Geschichte als Verweisungsort für Bonaparte (vergl. d. Art. Longwood) merkwürdig gewordene Insel erhebt sich ganz einsam in der Mitte des westlichen Oceans, hat einen Umfang von höchstens zwölf, in der größten Länge fünf, und in der größten Breite vier Stunden. Das Ganze ist 2700 Fuß über der Meeresfläche erhoben, und besteht aus Basaltfelsen, die in vielfältigen Richtungen gewunden, höchst sonderbar zerklüftet, und von mehreren kleinen Thälern durchschnitten sind. Beim ersten Anblick aus der Ferne bietet diese Insel nichts als eine schwarze, verbrannte, tausendzackichte, in sich selbst zerspaltene Felsenmasse dar. In der Nähe aber zeigt sich das schöne tropische Pflanzenleben mit seinen hohen Bäumen und Stauden in ganzer Herrlichkeit. Diese Insel ward am 22sten Mai (dem Namenstage der heiligen Helena) 1508 von den Portugiesen entdeckt, und nach dieser Heiligen benannt. Damals war sie durchaus wüst und unbewohnt und man fand nur einige Schildkröten und Seevögel darauf. Die Portugiesen, welche einsahen, wie viele Vortheile diese Station den in diesen Gewässern schiffenden Seeleuten gewähren würde, versetzten verschiedene Arten vierfüßiger Thiere und Geflügel hin, machten Anpflanzungen und säeten mancherlei Sämereien aus, legten aber keine Niederlassungen an, sondern bauten nur eine kleine Kirche in dem sogenannten Capellenthale. Sie wurde gegen das Jahr 1600 von den Holländern zerstört, die sogar die in der Umgegend gepflanzten Bäumen fällten. Zu verschiedenenmalen ließen sich einige Personen auf dieser Insel nieder, wurden aber immer wieder vertrieben. Endlich setzten sich die Holländer darauf fest, verpflanzten neue Thiere dahin und säeten neue Getreidearten aus. 1650 erhielt die englisch-ostindische Compagnie diese Insel von den Holländern gegen Abtretung des Vorgebirges der guten Hoffnung, und legte daselbst 1660 eine Niederlassung an. Die Holländer nahmen sie zwar 1673 durch Ueberrumpelung wieder, aber im nämlichen Jahre eroberten sie die Engländer von neuem, und bauten das Fort St. James. Seit dieser Zeit blieb sie in ihren Händen. Sie ist für ihren Handel von größter Wichtigkeit, denn die aus Ostindien nach Europa zurückkehrenden (nicht aber die nach Ostindien hinfahrenden) Schiffe finden hier auf halbem Wege den besten Erfrischungsort. Seit 1816 ist durch eine Kabinetsordre allen Schiffen, die Ostindienfahrer ausgenommen, verboten, so lange sich Bonaparte daselbst befindet, ohne besondere Erlaubniß nach St. Helena zu gehen, oder hin zu handeln. Man pflegt die Reise von St. Helena nach England in 8 bis 10 Wochen zu machen, während man umgekehrt, wegen der Passat-

winde, auf einer ganz andern und längern Linie schiffen muß. Das Clima dieser Insel ist unbeschreiblich schön; der heiterste Himmel, der sich nur in der kühlen Jahreszeit des Julius und August zuweilen bewölkt, kein andrer Wind, als der erfrischende, beständige Ostpassat, und weder Orkane noch Erdbeben, oder irgend eine Naturerschütterung der tropischen Region. Auch weiß man hier nichts von der gefährlichen Nachtluft, die in dieser Zone oft tödtlich wird. Die meisten Einwohner erreichen daher ein hohes Alter, und zeichnen sich oft noch im achtzigsten Jahre durch ungemeine Kraft und Munterkeit aus. Schiffskranke genesen fast durchgehends in den ersten Tagen, ja die siechsten Personen, die in Ostindien nicht mehr zu retten schienen, erholen sich mit unglaublicher Schnelligkeit. Es regnet übrigens überhaupt sehr selten und bisweilen in zwei bis drei Jahren nicht. Freilich verliert die Luft, welche immer durch den Passatwind abgekühlt wird, dadurch nicht an ihrer Güte; Pflanzen und Thiere dagegen leiden gar sehr dabei. Als Ursachen dieser großen Trockenheit gibt man die Stätigkeit des Passatwindes, die isolirte Lage dieser Insel, die unter allen Inseln am weitesten von einem festen Lande ist, so wie den unbedeutenden Umfang und die verhältnißmäßige Kahlheit derselben an. Indessen scheint seit 50 Jahren die Atmosphäre feuchter geworden zu seyn, und seit dem vermehrten Anbau der Insel mehr Regen zu fallen, so daß eine anhaltende Dürre immer weniger zu befürchten seyn wird. Diese mit Felsen und hohen Bergen besetzte Insel, deren schroffe Küsten eine 800 bis 1200 Fuß hohe Mauer bilden, und nur Einen Landungsort darbieten, ist nach und nach mit einer gegen 1½ Fuß dicken Dammerde bedeckt worden, die eine üppige Vegetation zeigt. Der Orangen-, Palm-, Citronen-, Feigen-, Granat-, Akazien-, Limonienbaum prangt mit dem herrlichsten Grün. Die deutsche Eiche und der indische Bambus gedeihen auf Einem Boden. Die Pfirsichbäume sind seltner geworden. Der Bau des Oelbaums, mit dem man sich seit kurzem abgiebt, verspricht glückliche Resultate. Unter den neun oder zehn Arten einheimischer Bäume bemerkt man den Farrenkrautbaum, an den Küsten einige Mimosen, viele Ebenholzbäume und Aloes. An dem Hange der Thalwände halten Stützungsmauern mit großen Kosten angelegte Gärten, denen die Regen oft vielen Schaden zufügen. Die Thäler sind sehr fruchtbar, und liefern schöne Früchte und köstliche Gemüse, auch geräth der Kaffee gut. Der Weinstock ist nicht besonders einträglich. Die Melonen, Bananas, Ignamen, Ananas, Pisangs, Erbsen, Bohnen, Rüben und anderes Wurzelwerk haben einen recht angenehmen Geschmack. Vor andern findet man in dem Capellenthale Portulak, Senf, Sauerampfer, Petersilie, wilde römische Camille, Alkekengi, Pataten und Yams; aber wegen der Verwüstung, welche die Ratten unter der Saat anrichten, nur wenig Korn, Mais und Gerste. Das benöthigte Mehl kommt aus England, und in bösen Jahren ißt man Yams, Ignamen und Pataten statt des Brotes. Die Gärten sind mit Rosen, Immergrün, Myrthen, Lilien, Lorbeerbäumen und einigen anderen Sträuchern verziert. Die des Gouverneurs verdienen besondere Erwähnung. In dem Garten des Obersten Brooke auf St. Helena trifft man europäische und afrikanische, ostindische, chinesische, amerikanische und australische Pflanzen in der üppigsten Blüthe an. Aus dem Thierreich hat man wenige Pferde, viele Ziegen, Rindvieh, Schafe, zahme und wilde Schweine, Kaninchen, Perl-

kühner, Tauben, Hühner, Gänse, Repphühner, Fasanen, Haselhühner, Pfauen, Wasserhühner, Seevögel, aber keine reißenden und giftige Thiere. Großen Schaden richten aber die Ratten an, welche sich unglaublich vermehrt haben. Kaum hat man die Felder mit Korn, Gerste oder Mais besäet, so umwühlen und verwüsten sie die Saat gänzlich. Auch giebt es wohlschmeckende Schildkröten und eine große Menge von Fischen. Das süße Wasser ist gut und sehr gesund. Vorzüglich faßt man das süße Wasser im Capellenthale, wo mehrere schöne Quellen von der Höhe herab sich mit dem Hauptbache vereinigen. Außer diesem Wasserplatze gibt es noch zwei kleine Flüsse, wo man Wasser einnehmen kann; sie strömen von der Höhe des Gebirges in Fällen herab, und fließen in der Mitte der Anpflanzungen, die sie durch das Rieseln ihrer Wellen beleben. Die Ostindienfahrer bringen eine Menge von Waaren nach St. Helena, und man findet die hiesigen Kaufmannsladen mit ostindischen und europäischen Waaren reichlich versehen, aber wegen der Menge des umlaufenden Geldes steht alles in ungeheurem Preise, und es ist in St. Helena alles vier Mal theurer, als in London selbst. Die ganze Bevölkerung der Insel wird auf 6000 Seelen geschätzt mit Einschluß von 7 bis 800 freien Negern und 1500 Soldaten. Mit Ausschluß der wenigen Compagniebeamten lebt hier alles von der Landwirthschaft und dem Schiffsverkehr. So bringen die Einwohner neun Monate des Jahres auf ihren einsamen Landgütern im Innern der Insel zu, und kommen nur zur Zeit der Ostindienfahrer (Februar bis April) in die einzige hier vorhandne Stadt St. Jamestown. Diese liegt im Hintergrunde einer herrlichen Bay in einem schmalen sich sanft erhebenden Thale, das ungefähr eine Viertelstunde lang und auf beiden Seiten mit hohen Bergen eingefaßt ist. Das Ganze besteht aus drei bis vier Straßen, die sämmtlich vortrefflich gepflastert sind. Die Häuser haben platte Dächer, Gallerien u. s. w., und sind sehr hübsch; der weiße Anstrich sticht äußerst angenehm gegen die grünen Umgebungen ab. Die am Strande liegende Wohnung des Gouverneurs ist im Innern sehr prachtvoll, und hat einen vortrefflichen, mit botanischen Schätzen reichlich versehenen Garten. Die Kirche der Stadt ist gleichfalls in einem sehr guten Styl gebaut, und außer diesen Gebäuden verdienen das Billiardhaus, eine Taverne zum Logiren, das Logengebäude, das große Offizierhaus und das Theater, welche drei letztern sich durch eine edle einfache Bauart auszeichnen, Erwähnung. Die Einwohner bringen ihre Zeit sehr unglücklich zu. Sie haben beständig Prozesse mit einander, werden von der tödtlichsten Langeweile geplagt, sehen die Insel als einen Verbannungsort an, und haben keine größere Sehnsucht, als einmal wieder nach Hause, d. h. nach England zurückzukehren. Nur durch die Ankunft der heimkehrenden Ostindienfahrer wird diese traurige Existenz unterbrochen, und dann eilt Alles nach St. Jamestown, wo Concerte und Bälle, Schauspiele und Assembleen mit einander abwechseln. Dann sind die Männer geschäftig, um die jungen unverheiratheten Frauen zu gewinnen, welches ihnen, da es den erstern eben so wenig an Schlauheit, als den letztern an Schönheit fehlt, auch häufig glückt. — St. Helena ist übrigens gegen feindliche Landungen nicht bloß durch die hohen Felsen und die heftige Brandung sehr gesichert, sondern es sind auch auf den vornehmsten Punkten Batterien und Bollwerke angelegt, und auf den Berggipfeln sind immer große Steinvorräthe vorhanden, womit im Noth-

falle selbst der eingedrungene Feind zum Weichen gezwungen werden kann. Außer der Garnison ist noch eine allgemeine Landmiliz organisirt, die auf das erste Signal von einer feindlichen Annäherung zu den Waffen greifen muß. Zu diesem Ende sind auf den höchsten Felsenspitzen rund um die Insel Telegraphen errichtet, durch welche man in St. Jamestown binnen wenig Minuten von der Annäherung jedes Schiffes unterrichtet wird. Die Schiffe können übrigens nur in der St. Jamesbay mit Sicherheit ankern, indem sie nur hier vor Stürmen und Windstößen gedeckt sind. Man trifft auf der Insel keine wirklichen Fahrstraßen, sondern nur Feldwege, auf denen kleine mit Ochsen bespannte Karren fortkommen können, die man zu Fortschaffung größerer Lasten benutzt. Um mit Bequemlichkeit zu reisen, benutzen Männer und Weiber die Pferde, da die Wege zum Fahren mit Kutschen zu holperig, steil und schief sind, ob sie gleich völlig an der Seite der Berge hingebahnt sind, wobei man durch Umwege so viel als möglich die Schroffheit der Abhänge zu umgehen gesucht hat. Merkwürdig ist der Weg des Leiterberges, der das Capellenthal mit den Pflanzungen, die auf den Anhöhen der Insel liegen, in Verbindung setzt, wo man einen neun Fuß breiten Weg durch Stützungsmauern gebahnt und mit Brustlehnen versehen hat, so daß man ihn zwar ohne Furcht, in die Schlucht zu fallen, wandeln kann, aber nicht, ohne dem Falle von Steinen ausgesetzt zu seyn, welche die in der Nähe weidenden Ziegen oft herunterrollen, indem sie solche mit den umgebenden Gräsern losreißen.

Sand ist fein zertheilter Stein. Nach Beschaffenheit des Steines, woraus er entstand, ist er bald ein Gemenge von verschiedenen, bald von gleichartigen kalkigen oder quarzigen Steinchen. Letzterer wird gewöhnlich ausschließend mit Sand bezeichnet. Man unterscheidet den klaren, weißen Quellsand, den staubigen Flugsand, den größern Perlsand, den weißen undurchsichtigen Streusand, den sehr groben Kiessand, und den aus gemengten Steinarten entstehenden Grus- und Schiffssand. Der mehrste auf der Erde in großen Strecken, Steppen, verbreitete Sand ist durch Wasserfluthen abgesetzt, diese haben die Steinmassen zerrieben und aufgeschwemmt, so wie noch jetzt das Meer und die Flüsse Sand an ihren Ufern in Bänken ansetzen. Rücksichtlich der ökonomischen Benutzung des Bodens ist der Sand unfruchtbar. Er hält kein Wasser zurück, trocknet leicht aus, und erhitzt sich stark durch die Sonne, verhindert sonach die Vegetation. Technisch findet er Anwendung als Gußsand, zum Glasschmelzen, zum Schleifen, zur Anfertigung der Sanduhren. **Sandsteinfelsen**, die sich an vielen Orten der Erde erheben, haben die Form der Flötzgebirge, indem sie aus ziemlich horizontalen Schichten aufgethürmt sind; doch zeichnen sich die freistehenden auch noch durch verticale Einschnitte aus, zwischen denen die hervorstehenden Massen abgerundet, fast säulenförmig erscheinen. Man kann sie als Quarzsand ansehn, welcher durch kalkigen, thonigen, eisenhaltigen oder quarzigen Kitt zusammengebacken und erhärtet ist. Dieser **Sandstein** hat vor andern Steinen viele Vorzüge, die in seiner leichten Bearbeitung und Zerstückung liegen, so daß er in jede beliebige Form gebracht werden kann. Unter den deutschen ist der am Elbufer in Böhmen und Sachsen befindliche der berühmteste; ein sehr poröser, wie er zuerst in Meriko gefunden wurde, dient als Filtrirstein zur Reinigung des schmutzigen Wassers, und der biegsame bra-

silianische ist, als classischer Sandstein, eine mineralogische Merkwürdigkeit. F.

Sand, (Karl), der Mörder Kotzebue's. Wir verweisen wegen dieses Art. auf den Anhang zum 10ten Bande.

Sandale, eine Art Fußbekleidung bei den Griechen und Römern, die wir schon im höchsten Alterthum finden. Sie bestand aus einer dicken Korksohle, die oben und unten mit Leder überzogen, und am Rande zierlich gesteppt war. Sie bedeckte nur die Fußsohle, ließ den obern Theil des Fußes bloß, und war mit zierlich geschnittenen und geschlungenen Riemen fast bis auf die Mitte des Schenkels befestigt. In der spätern Zeit wurde auch mit den Sandalen ein außerordentlicher Luxus getrieben, und die vornehmen Damen hatten besondre Pantoffelträgerinnen. — In der Schiffersprache heißt Sandale eine Art Fahrzeug auf dem mittelländischen Meere, welches dazu dient, die großen Schiffe zu entlasten.

Sandeman (Robert), ein Schüler des Johann Glaß und Aeltester der zu den schottischen Dissenters gehörenden Gemeinde der Glassiten, die nach ihm Sandemanianer genannt werden. Er wies nach den Grundsätzen seines Lehrers die Secte in ihrem Glauben auf den buchstäblichen Sinn der heiligen Schrift und in ihrem Leben auf die Einfalt der ersten Kirche zurück. Das Kirchenregiment durch Bischöfe, Aelteste und Lehrer, die Verwerfung sinnlicher Vergnügungen und der Glücksspiele, den Gebrauch des Looses, die Liebesmale, den Bruderkuß, das Fußwaschen und das Institut der Collecten zu einer Gemeindecasse haben die Sandemanianer mit den Herrnhutern gemein, doch weichen sie von dieser Secte darin ab, daß sie sich des Fleisches von erstickten Thieren und des Blutes enthalten und ihr Privateigenthum noch mehr dem allgemeinen Besten widmen. Sandeman starb 1772 in England, wo seine Secte weniger Eingang gefunden hat als in Schottland. Die Anmuth und Feierlichkeit ihrer häufigen Andachtsversammlungen wird von Reisenden, die ihnen beiwohnten, sehr gerühmt. E.

Sandregen. Man hat mehrere glaubwürdige Beobachtungen, daß wirklich Sand aus der Atmosphäre herabgefallen ist. Zu Belgrad fiel im 318ten Jahre der Hegira ein röthlicher, dort unbekannter Sand, nachdem zuvor der Himmel roth bedeckt gewesen war. 1744 und 1749 kam etwas ähnliches zu Genua vor. Im atlantischen Meere, im 45° nördlicher Breite, und 322° 45′ L., in einer 8 = 9stündigen Entfernung von jedem Lande und bei großer Windstille bemerkte man einst einen Sandregen, dem ein starkes Licht vorausging. 1562 fiel bei Schleusingen ein Kieselsteinregen. Diese Dinge scheiden sich aus der Atmosphäre, gleich den Meteorsteinen, nachdem sie vorher durch irgend eine Art von Verdunstung luftförmig in sie aufgenommen wurden. F.

Sandwich, eine Stadt mit einem berühmten Hafen, liegt am Fluß Stour in der englischen Landschaft Kent. Bekannt ist sie in der Geschichte durch die daselbst 1357 Statt gehabte Landung des berühmten schwarzen Prinzen von England, der sich hier mit seinem Gefangenen, dem Könige von Frankreich, ausschiffte.

Sandwichinseln, eine Gruppe von eilf bewohnten und zwei unbewohnten Inseln, welche Cook auf seiner dritten Fahrt entdeckte, und nach dem Namen seines Beschützers, des Grafen Sandwich, damaligen ersten Lords der Admiralität, benannte. Auf der größten derselben, Owaihi, wurde er den 14ten Februar 1779 getödtet. Diese Inseln liegen im nördlichen Theile des stillen Ozeans zwischen

18° und 24° der nördlichen Breite und zwischen 154° bis 165° westlicher Länge von Greenwich. Sie sind zusammen 360 Quadratmeilen groß, scheinen vulkanischen Ursprunges zu seyn, enthalten viele Berge (darunter der hohe Mauna-Roa auf Owaihi) und Thäler mit einem fruchtbaren Boden. Das Clima ist dem westindischen ähnlich, nur daß es noch gemäßigter ist. Ueberall ist Wasser in Bächen und Flüssen überflüßig vorhanden. Die Produkte sind: Schweine, Hunde, aus Europa eingeführte Hausthiere, Tauben, wilde Gänse, Wasserhühner, Fische, Aronswurzeln (der Hauptgegenstand ihrer Landwirthschaft), Yamswurzeln, Ananas, Pataten, Zuckerrohr, Brotfrucht, Kokosbäume, Pisangs, Sandelholz, Papiermaulbeerbäume, Kartoffeln, europäische Vegetabilien, Schiefer, Wetzsteine, Marmor ꝛc. Die Einwohner, deren Zahl Cook auf 400,000 schätzt, sind von der malajischen Rasse, wohlgebildet und von dunklerer Farbe, als die Tahiter, haben einen sanften Charakter, und sind äußerst geschickt in Verfertigung von Zeugen und Matten, die in Rücksicht der Feinheit, Eleganz und Dauer alle andere Matten übertreffen; auch machen sie Angelhaken von Perlmutterschaalen, Knochen oder Holz, bauen Schiffe nach europäischer Art, und haben es in Verfertigung von Stricken, Netzgarn, Seilen und Tauwerk so weit gebracht, daß sich die Seefahrer bereits hiermit versehen, und dieses Takelwerk für dauerhafter halten, als das europäische. Oft kommen europäische und nordamerikanische Schiffe hier an, welche gegen europäische Waaren von den Einwohnern mit frischen Lebensmitteln versehen werden. Dieser lebhafte Handelsverkehr hat einen so großen Einfluß auf die Cultur dieser Inselgruppe gehabt, daß diese Nation sehr vorgerückt ist, und sich schneller als alle Südseebewohner zu einem gebildeten Handelsstaate umschaffen wird. Viele von den Eingebornen werden schon als Zimmerleute, Böttticher, Schmiede und Schneider gebraucht, und verfertigen ihre Arbeit so vollkommen, wie Europäer. Viele von ihnen haben schon Reisen nach China, der Nordwestküste von Amerika und selbst nach den vereinigten nordamerikanischen Staaten unternommen. Der jetzige König, Tamaahmaah mit Namen, der sich bis jetzt alle Inseln dieser Gruppe (mit Ausnahme zweier Atooi und Onehau) unterworfen hat, residiret auf der Insel Woahu oder Wahu, und benutzt den beständigen Verkehr mit den Seefahrern der nordamerikanischen Freistaaten, und die sich hier aufhaltenden Weißen, darunter viele Engländer, um seine Unterthanen immer mehr zu civilisiren. Er unterhält über dreißig bedeckte Fahrzeuge, alle von seinen Schiffszimmerleuten, meistens Eingebornen, erbaut, und besitzt ein amerikanisches Schiff von 200 Tonnen, welches er einem amerikanischen Capitän, der mit demselben in einem schadhaften Zustande von der Küste von Californien kam, abgekauft hat. Er hat es durch seine eigenen Schiffszimmerleute ausbessern lassen, zu welchem Zwecke ein eigenes Werft gebaut worden ist. Der König bewohnt ein auf europäische Art erbautes Haus, vor welchem funfzehn Kanonen stehen, und wo ein reguläres, mit Flinten und Bajonneten versehenes Militär von etwa 50 Mann Wache hält. Er hat einen beträchtlichen Schatz in Dollars gesammelt, und besitzt einen großen Vorrath an europäischen Artikeln jeder Art, vorzüglich Waffen und Munition; er hat dieselben durch Handel mit den Schiffen, welche hier beilegen, erlangt. Seine Residenz ist die Stadt Hanarura auf der Insel Wahu mit einem Hafen, welcher durch eine Sandbank

gebildet wird, die ihn vor der See beschirmt, und wo die Schiffer bei jedem Wetter einlaufen können. Seitdem Tamaahmaah seine Macht begründet hat, hat er sein Verfahren nach so strengen Regeln der Gerechtigkeit eingerichtet, daß die Fremden sich jetzt in seinem Hafen so sicher befinden, als in den Häfen einer civilisirten Nation. Daher legt auch jetzt fast jedes diesen Theil des Oceans befahrende Schiff hier an, um sich auszubessern und sich mit frischen Lebensmitteln zu versorgen. — Sandwichland, eine südamerikanische Gruppe von fünf größern und mehreren kleinern Inseln, an der Gränze des südlichen Eismeeres, unter dem 60° südlicher Breite und 350° östlicher Länge, ist ganz mit Eis und Schnee bedeckt, ohne alle Vegetation. Die Südspitze heißt das südliche Thule. Cook entdeckte 1775 diese Gruppe.

Sanguinisch, Sanguiniker, s. Temperament.

Sanhedrin (syrisch) oder Synedrium (griechisch), Rathsversammlung, hieß das höchste geistliche und weltliche Gericht der Juden, welches sie, nachdem ihre Hasmonäischen oder Maccabäischen Priesterfürsten, die letzten Stützen ihrer Hierarchie, durch römische Willkür verdrängt worden waren, zur Entscheidung ihrer innern Streitigkeiten und Angelegenheiten errichteten. Es bestand unter dem Vorsitze des Hohenpriesters aus 71 Beisitzern aus den Ständen der Priester, Aeltesten und Ausleger des Gesetzes (Schriftgelehrten), die im N. T. gewöhnlich die Glieder des hohen Rathes oder die Obersten genannt werden. Außer diesem in Jerusalem residirenden hohen Rathe gab es kleinere aus denselben Ständen zusammengesetzte Synedrien oder Untergerichte in den Landstädten, die nach Beschaffenheit der Größe ihres Bezirks drei oder mehrere Beisitzer hatten. In Jerusalem selbst waren zwei solche Untergerichte. Durch die römischen Procuratoren wurde diese Nationalbehörde auf die Angelegenheiten der Religion und die Schlichtung derjenigen Händel, welche die Beobachtung des Mosaischen Gesetzes betrafen, eingeschränkt, und durfte auch in Sachen dieser Art die Todesstrafe nicht eigenmächtig verhängen. Nach der Zerstörung Jerusalems durch die Römer wurde sie mit dem jüdischen Staate selbst aufgelöst. Das von Napoleon 1806 zu Paris zusammenberufne große Synedrium war nur eine vorübergehende Maßregel, um die bürgerlichen Verhältnisse der Juden im französischen Reiche zu ordnen. Vergl. d. Art. Juden. E.

Sanitätscollegium, s. Polizei (medicinische).

Sannazaro (Jacopo), der unter den italienischen Dichtern des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts einen ehrenvollen Platz sowohl wegen seiner lateinischen als italienischen Gedichte einnimmt, war 1458 zu Neapel geboren, wo seine aus Spanien stammende Familie sich niedergelassen hatte. Seine gelehrte Bildung verdankt er der Schule des Giuniano Maggio, und hauptsächlich der Academie des Pontano, welche damals die gelehrtesten Männer von Neapel vereinigte, und in welcher er den Namen Azzio Sincero annahm. Eine jugendliche Liebe zu einer gewissen Carmosina Bonifacia, die er unter dem Namen Harmosine und Filli besungen hat, entwickelte früh sein poetisches Talent. In der Hoffnung, sich von dieser Leidenschaft durch die Trennung zu befreien, reis'te er nach Frankreich, kehrte aber, von Sehnsucht überwältigt, bald nach Neapel zurück, wo er jedoch seine Geliebte nicht mehr am Leben fand. Während seiner Abwesenheit schrieb er die Arcadia, eine Reihe von Idyllen, welche zwar, wie seine übrigen Gedichte in italienischer

Sprache, eine Jugendarbeit ist, dennoch aber einen bleibenden Werth behauptet. Eine sanfte einschmeichelnde Poesie, und eine reine Sprache und wohlklingende Versification sind die Vorzüge dieses Werks, welches aus Prosa und Versen gemischt ist. Seine Poesien zogen die Aufmerksamkeit des Königs Ferdinand und seiner Söhne, Alphons und Friedrich, auf sich, welche ihn zu ihrem Begleiter auf ihren Reisen und Feldzügen wählten. Friedrich, welcher 1496 den Thron bestieg, schenkte ihm die angenehm gelegne Villa Mergellina, und gab ihm außerdem ein Jahrgeld von 600 Ducaten. Aber Sannazar sollte dieses Glücks nicht lange genießen. Nach heftigen Stürmen mußte sein Wohlthäter im J. 1501 auf sein Reich Verzicht leisten, und seine Zuflucht nach Frankreich nehmen. Sannazar hielt es für einen Treubruch, sich fortan eines Besitzes zu erfreuen, dessen Geber im Unglück schmachtete. Er folgte seinem Fürsten in die Verbannung, und kehrte erst nach dem Tode desselben nach Neapel zurück, woselbst er im J. 1530 starb, nachdem er noch den Schmerz gehabt, seine anmuthige, ihm so theure Villa von dem Prinzen von Oranien zerstört zu sehen, aber auch die ihm erfreuliche Nachricht von dieses Fürsten Tode empfangen hatte, worin er eine gerechte Vergeltung des Himmels erblickte. Er wurde in der Kirche beigesetzt, die er auf seinem Landsitz erbaut, und Santa Maria del Parto benannt hatte. Die Serviten, denen sie eingeräumt war, ließen ihm hinter dem Altar ein Denkmal errichten, auf welchem man die von Bembo verfertigte Inschrift liest:

Da sacro cineri flores: hic ille Maroni
Sincerus Musa proximus et tumulo.

Außer der oben schon angeführten Arcadia schrieb Sannazar in italienischer Sprache noch Sonette und Canzonen, die sich ebenfalls durch Reinheit der Sprache empfehlen, ohne weiter ausgezeichnet zu seyn. Die beste Ausgabe dieser italienischen Werke erschien 1723, 4. zu Padua unter dem Titel: Le opere volgari del Sannazaro da varj illustrate. Fast noch berühmter ist Sannazar durch seine lateinischen Gedichte geworden, welche außer einem längern Gedichte in drei Büchern de partu Virginis, in Elegien, Eklogen und Epigramme bestehn. Unter letztern ist das lobpreisende Epigramm auf Venedig das bekannteste, das sechs Verse enthält, und von dem Senat mit 600 Ducaten belohnt wurde. Eleganz und sorgfältige Wahl des Ausdrucks, so wie Feinheit der Gedanken und poetischer Schwung weisen ihnen unter den lateinischen Poesien der neuern Zeit einen ausgezeichneten Platz an.

Sanscrit- oder **Samscrit-** (d. h. vollkommne), auch Deva-Nagara (d. h. göttliche) oder brahmanische Sprache (weil sie von den Brahmanen allein noch verstanden wird) heißt die gegenwärtig ausgestorbne Sprache der Hindu, worin außer vielen Schriften verschiedener Art die Religions- und Gesetzbücher dieses Volks abgefaßt sind. S. d. Art. Indische Sprachen.

Sansculotte, diese in der französischen Revolution sehr bekannt gewordne Benennung bezeichnet eigentlich einen Menschen, der keine Beinkleider hat — sans culotte. Mercier schildert in seinem Tableau de Paris die Bewohner der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau im eigentlichen Sinne als Hosenlose; und diese waren es, welche, da sie bei den verschiednen revolutionären Auftritten ohne jenes Kleidungsstück, oder dasselbe auf Piken einhertragend, erschienen, der aristokratischen Partei Veranlassung gaben, ihnen je-

nen Spottnamen beizulegen, der aber nachher zur bleibenden Benennung für die Volkspartei wurde, so daß jeder Bürger und Vertheidiger des Vaterlandes sich diesen Namen als ehrenvoll beilegte. Revolutionäre Grundsätze heißen daher Sansculottismus.

Sanssouci, ein berühmtes königlich preußisches Lustschloß, welches auf einem Berge vor dem brandenburger Thore von Potsdam liegt, durch Friedrichs des Großen Andenken besonders heilig, der hier am liebsten sich aufhielt und daher auch der Weise von Sanssouci genannt wird. Das Schloß hat nur ein Stockwerk, und ist klein, aber von herrlicher Bauart, und im Innern vortrefflich ausgeziert. In dem runden Marmorsaale bewundert man die Säulen, die Malereien, und den nach florentinischer Art mit Blumenwerk ausgelegten Fußboden. Unter den Zimmern ist eins mit Cedernholz getäfelt, mit goldnem Laubwerk bedeckt, und mit einer königlichen Handbibliothek versehen. Von dem Berge aus, auf welchem Sanssouci liegt, hat man eine überaus reizende Aussicht über die Stadt und ihre Umgebungen. Vorwärts erblickt man den Weinberg mit seinen sechs Terrassen, deren jede zwölf Stufen, und die besten Weinstöcke unter Glasfenstern hat. Am Fuße des Berges ist ein angenehmer Lustgarten, mit einem schönen Bassin, und zwölf marmornen Figuren und Gruppen. Die übrigen Merkwürdigkeiten sind die beiden Pavillons zur Rechten und Linken, die Orangerie und die herrliche Bildergallerie. Aus dem Lustgarten geht man in den Park, wo ein japanisches Haus zur Linken der Hauptallee steht. Zu beiden Seiten der steinernen Brücke sind schöne Tempel, deren einer die kostbare königliche Sammlung von geschnittenen Steinen und Alterthümern aus den Verlassenschaften des Barons von Stosch und des Cardinals Polignac enthält. Das neue Schloß oder der neue Palast, welchen Friedrich der Große nach dem hubertsburger Frieden erbauen und auszieren ließ, ist äußerst schön, prächtig und geschmackvoll. An dem ganzen Gebäude sind keine andre, als Fensterthüren, die mit den übrigen Fenstern einerlei Gestalt haben, so daß die Eingänge und Treppen nicht ins Auge fallen. König Friedrich Wilhelm **II.** erbaute noch das Marmorhaus, und ließ einen schönen englischen Garten anlegen, in welchem die treffliche Colonnade aufgerichtet ist, die vorher im Cavalierhause stand.

Santerre (J. F. G.), Commandant der pariser Nationalgarde und Divisionsgeneral. Er war ein wohlhabender Brauer in der Vorstadt St. Antoine, der in großem Ansehen stand, sich in allen Volksaufläufen und besonders beim Sturm der Bastille bemerklich machte, so daß er zum Bataillonscommandanten der Nationalgarde gewählt, und von der Orleansschen Partei darauf in ihr Interesse gezogen wurde. Er führte den Aufstand, der am 20sten Juli 1792 in die Tuilerien bis zum König drang. Als Commandant der Nationalgarde half er am 10ten August die Monarchie stürzen, führte hernach Ludwig **XVI.** in den Tempel und vor Gericht, betrug sich jedoch stets mit Anstand gegen ihn. Bald darauf zum Maréchal de Camp ernannt, commandirte er die Truppen, welche die Hinrichtung des Königs schützten. Als Ludwig auf dem Schaffot noch zu dem Volke reden wollte, ließ er dessen Stimme durch Trommelschlag übertäuben, und antwortete, da man ihm deßhalb Vorwürfe machte: „Ich fing an, den Muth zu verlieren.“ Von seinen Feldherrntalenten überzeugt, legte er dem Convent einen Operationsplan gegen die Vendeer vor, und ward mit 14,000 Mann dorthin geschickt, aber immer geschlagen.

Bei seiner Rückkehr ward er als Gemäßigter verhaftet; der 9te Thermidor im Jahr 2 aber gab ihm die Freiheit wieder. Er lebte nun als Divisionsgeneral ohne Anstellung unbemerkt in Paris, bis er 1810 blödsinnig starb.

Sappe. Hierunter versteht man einen Graben, in welchem sich Truppen einem befestigten Platze nähern, und daher nicht leicht gesehen und schwer beschossen werden können. Die Sappen haben nach Beschaffenheit ihres Gebrauchs besondere Namen; so nennt man diejenige Sappe, die mit leeren und hernach erst von den Arbeitern der Laufgräben zu füllenden Schanzkörben gebaut wird, die flüchtige Sappe (sappe volante). Die volle Sappe (sappe pleine) ist diejenige, wo die Sappeurs die Schanzkörbe selbst ausfüllen. Läßt man Erdmassen, die man umgehen kann, in der Sappe stehen, so nennt man sie die wendende Sappe (sappe tournante). So gibt es auch eine doppelte Sappe (sappe double), wo eine Seite von der andern gedeckt wird, und eine bedeckte Sappe (sappe converte). Diese besteht aus einem bedeckten Gange von sechs Fuß Höhe und fünf bis sechs Fuß Breite, der von Ort zu Ort mit Blenden ausgesetzt und mit Faschinen bedeckt ist.

Sappeur wird ein Arbeiter genannt, der besonders darauf eingelernt ist, alle Arten von Verschanzungen zu bauen und Mauern zu unterminiren. Die Sappeurs machen bei den meisten Armeen einen Theil des Geniecorps aus, sind mit Hacken, Schaufeln und Faschinenmessern versehen, und werden hauptsächlich beim Belagern der Festungen und Formiren der Sappe gebraucht. (S. d. vor. Art.)

Sapphir oder Saphir, ein Stein, welcher, ungeachtet er zu den edlen gerechnet wird, dem Thongeschlecht angehört. Blau ist in mancherlei Abstufungen bis fast ins Weiße seine Farbe, manche fallen sogar ins Weingelbe, und unter ihnen gibt es Stücke, die gelb und blau zugleich sind. Die hellern Sapphire heißen Luchssapphire oder weibliche, die dunklern aber männliche. Die meisten sind helldurchsichtig, manche aber etwas trübe. An Härte übertrifft dieser Stein alle übrigen Steine des Thongeschlechts; unter den Edelsteinen selbst steht er nur dem Demant und dem Rubin an Härte nach. Seine Crystallisationsform ist eine sechsseitige einfache oder doppelte Pyramide, das Gefüge zum Theil concentrisch; wenn daher von solchen Sapphiren die Spitze stumpf abgeschliffen wird, so spielen sie bei auffallendem Lichte mit einem beweglichen sechsstrahligen Stern, und heißen deßhalb Sternsapphire. Im Feuer verliert dieser Edelstein seine Farbe. Dieser Eigenschaft bedient man sich bisweilen wohl, um ihn gebrannt und geschliffen für Demant auszugeben. Nach Klaproth ist sein Gehalt in hundert Theilen 98½ Theil Thon, 1 Theil Eisenkalk und ½ Theil Kalkerde. Man findet die Sapphire im Quarze und im Sande der Flüsse. Die morgenländischen, welche besonders die Insel Ceylon liefert, sind die kostbarsten und theuersten. Sie sehen meist wie berliner Blau oder wie Schmalte aus. Die peruanischen sind nicht so schätzbar, doch besser als die europäischen, welche in Frankreich, Böhmen, Schlesien, in Sachsen und in Ungarn gefunden werden. Der Karat wird nach dem Grade der Schönheit mit zwei bis vier Thalern bezahlt. Bei größern steigt der Werth nach der Schwere in demselben Verhältnisse wie beim Demant.

Sappho, eine der berühmtesten griechischen Frauen, die besonders ihren Ruhm der lyrischen Poesie verdankt, worin sie

Meisterin war, hatte Mitylene auf der Insel Lesbos zu ihrer Vaterstadt. Sie lebte und blühte ums Jahr 600 v. Chr. Alcäus, ebenfalls einer der größten Lyriker und von derselben Insel gebürtig, soll die Sängerin geliebt haben, aber seine zärtliche Liebe soll von ihr verschmäht worden seyn. Nach der gewöhnlichen Erzählung verheirathete sie sich an einen gewissen Kerkolas, der aber bald starb. Nun widmete sie sich ganz der Poesie und bildete sogar mehrere Schülerinnen, die sie für ihre Kunst begeistert hatte. Die ausgezeichneten Talente und die allgemeine Bewunderung, die sie sich dadurch erwarb, scheinen ihr manche Verleumdungen und selbst Verfolgung zugezogen zu haben, weßwegen sie ihr Vaterland verließ. Bei ihrer lebhaften, schöpferischen Phantasie besaß sie zugleich eine außerordentliche Leidenschaftlichkeit, welche ihr endlich das Leben kostete. Denn da ein schöner Jüngling, Namens Phaon — so erzählt man — ihre heiße Liebe nicht erwiederte; so trieb sie die Verzweiflung auf den leucadischen Felsen, von dem sie sich herab in das mittelländische Meer stürzte. — Die Alten legen ihr Gedichte verschiedener Art bei, Hymnen, Oden, Elegien, Epigramme, von deren poetischem Werthe sie sehr vortheilhaft urtheilen. Allerdings ist es nicht zu verkennen, daß in ihren Dichtungen die zartesten, lebhaftesten, oft erhabensten Empfindungen athmen, die durch eine schöne harmonische und gebildete Sprache noch mehr an Reiz und Anmuth gewinnen. Ihre ungemein reiche Phantasie weiß die Gegenstände, die sie auffaßt, mit üppiger Fülle und Lebendigkeit darzustellen. Sie soll die Erfinderin mehrerer neuen Versmaße gewesen seyn, wenigstens führt noch jetzt folgendes ihren Namen, das alte und neue Dichter angenommen haben.

— ᴗ — — —, ᴗ ᴗ — ᴗ — ᴗ
— ᴗ — — —, ᴗ ᴗ — ᴗ — ᴗ
— ᴗ — — —, ᴗ ᴗ — ᴗ — ᴗ
— ᴗ ᴗ — ᴗ

Von ihren zahlreichen Poesien besitzen wir nur zwei ganze Oden, die gewöhnlich den Anakreontischen Liedern beigefügt sind. Die beste und gründlichste Bearbeitung ihrer Fragmente hat H. Fr. Volger geliefert, Leipzig 1816.

Sara. Mit diesem Namen, der im Arabischen die Wüste bedeutet, wird vorzugsweise die größte Sandwüste der Erde bezeichnet, welche sich in Afrika von der Westküste, zwischen dem Staate von Marocco und dem Senegalflusse, gegen Osten durch ganz Afrika bis Aegypten und zum Theil durch Nubien bis ans rothe Meer erstreckt. Nur hin und wieder finden sich in diesem Sandmeere Quellen und fruchtbare Plätze, die Inseln gleichen. Berbern und gegen den Senegal hin maurische Stämme bewohnen die bessern Theile der Wüste, und treiben Handel mit Salz und Gummi.

Sarabanda, ein kleines, für den Tanz eingerichtetes Tonstück von ungeradem (¾ oder 3/2) Tact, bestehend aus zwei Theilen, deren jeder gemeiniglich acht Tacte hat, von langsamer, gravitätischer Bewegung. Er rührt aus Spanien her, wo er vormals mit Castagnetten getanzt wurde, mit viel Würde und Majestät verbunden war, aber heut zu Tage außer Gebrauch ist.

Saracenen, Morgenländer, nannten sich die Araber in Europa, da der Name Araber, Abendländer, den sie in Asien führten, in Europa nicht paßte.

Saragossa, von einer Colonie des Augustus Caesar Augusta oder Caesarea genannt, die Hauptstadt vom Königreich Aragon, liegt in einer fruchtreichen Ebene, am rechten Ufer des Ebro, über den eine steinerne 600 F. lange Brücke führt; 56 Leguas von Madrid, 56½ L. von Valencia, 18 L. von Tudela in Navarra. Vor 1808 hatte Saragossa 18 Kirchen, 40 Klöster und 4700 Häuser, mit 55000 Einwohnern. Die Straßen sind, mit Ausnahme des Cosso und einiger andern, eng, winklicht und schlecht gepflastert, die Häuser alt, aber stattlich gebaut. Unter den Kirchen ist die Nuestra Sennora del Pilar, U. L. F. zum Pfeiler, in ganz Spanien berühmt. Man wallfahrtet zu dem wunderthätigen Bilde der h. Jungfrau, das auf einer Säule von feinem Jaspis steht. Die Stadt hat einige Fabriken in Leder, Wolle, Seide. Sie handelt mit Bayonne, Bilbao, Madrid und Barcelona. Unter den öffentlichen Anstalten nennt man eine Universität, und die von der ökonomischen Gesellschaft gestiftete Ackerbau- und Handelsschule. In der reich angebauten Gegend liegen einige Klöster, und das alte königliche Schloß Aljuferia. Unterhalb der Stadt geht der aragonische Canal, das treffliche Werk des D. Ramon Pignatelli, in den Ebro. Er führt eine halbe Stunde von Saragossa vorbei, ist 26½ Leguas lang, hat 3,250,000 Livres gekostet, und verbindet Navarra und Aragon mit dem Mittelmeer. Wäre er bis nach Biscaya verlängert, so würde er vom Mittelmeere bis in das Weltmeer eine gerade Wasserstraße bilden. — Saragossa ist aus der Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges bekannt, wo sich diese Stadt im J. 1706 dem Erzherzog Carl unterwarf. Im J. 1707 wurde sie von dem französisch-spanischen Heere Philipps V. erobert. Den 20. August 1710 erfocht der Erzherzog fast vor den Thoren derselben einen wichtigen Sieg über Philipps Heer. Größere Berühmtheit hat sie durch den begeisterten Muth erlangt, mit welchem ihre Einwohner unter Palafox (s. d. Art.) den erfahrensten Feldherren Napoleons in zwei Belagerungen in den J. 1808 und 1809 den entschlossensten Widerstand leisteten; ein Muth, der an die Zeiten der alten Numantia und Sagunts erinnert. — Als die Franzosen im Mai 1808 Meister von Madrid waren, führte der Generallieutenant Guillermi in Saragossa den Oberbefehl. Das Volk hatte für ihn keine Achtung. Ein Tio Jorge und ein Tio Maria (Tio bedeutet Oheim, eine Bezeichnung älterer Personen, die nicht den Titel Sennor haben) leiteten die untern Volksclassen. Unter ihrer Anführung entwaffnete ein Haufe Bauern den 22. Mai 1808 die Wache des Statthalters, und rief: „Es sterbe Murat; es lebe Ferdinand! Gebt uns Waffen!" Guillermi wurde als Staatsgefangener in das Schloß Aljuferia gebracht, und Generallieutenant Mori zum Oberbefehlshaber ernannt. Hierauf bemächtigte sich das Volk des Zeughauses, Mori versammelte eine Junta, das Volk aber erklärte sich sofort gegen die Franzosen, und sperrte die in Saragossa anwesenden in die Citadelle. Nun ersuchte Mori den General Palafox, nach Saragossa zu kommen. Kaum hatte er im Kriegsrathe seinen Sitz eingenommen, so zwang das Volk den Kriegsrath, ihn zum Generalcapitain zu ernennen, und ganz Aragonien erkannte ihn als Statthalter an. Palafox bildete sogleich eine Landwehr unter dem Befehl von abgedankten Offizieren. Eine dieser Schaaren bestand aus den Studenten der Universität. Unter ihnen diente der nachmals so berühmte General Mina, der Neffe. Mit unglaublicher Thätigkeit wurden Waffen geschmiedet und Pulver be-

reitet. Spanische Regimenter in Pampeluna und Madrid lös'ten sich auf und eilten nach Saragossa; so auch die Lehrer der Kriegsschule von Alcala. Jetzt rückte der französische General Lefebre-Desnouettes gegen Saragossa vor. Er schlug die Truppen, die ihm Palafox entgegenstellte, doch mußte die Vorhut seines Heers, welche den 16. Juni in die Stadt eingedrungen war, sich wieder zurückziehn. Nun verschanzten sich die Einwohner, und binnen 24 Stunden war die bisher offene Stadt gegen einen Ueberfall gesichert. Noch wollte Palafox mit zusammengerafften Mannschaft das freie Feld behaupten; allein nach einem hartnäckigen Gefecht mußte er sich in die Stadt werfen, und Saragossa ward eingeschlossen. Erst nach mehrern Angriffen erstürmten die Franzosen, 400 Polen an der Spitze, zwei Klöster und den Monte Torrero, die außerhalb der Stadt lagen. Zwei Befehlshaber, die hier der Uebermacht weichen mußten, wurden nach gehaltenem Standrecht von den erbitterten Einwohnern erschossen. Der Feind stürmte hierauf ohne Erfolg mehrere Thore. Tägliche Ausfälle und der kleine Krieg mit den Bauern störten seine Belagerungsarbeiten; auch erhielt die Stadt (d. 2. Aug.) eine Verstärkung von 2000 M. mit einigen Kanonen. Aber an demselben Tage flog der Pulverspeicher am Cosso in die Luft, und d. 3. Aug. nahm die Beschießung des Platzes ihren Anfang. Schon d. 4. Aug. drangen die Polen, durch die Sturmlücken in das Kloster S. Engracia ein, und der Häuserkrieg begann mitten in der Stadt; zugleich Plünderung, Mord und Brand. Endlich behauptete sich der Feind auf der einen Seite des Cosso; auf der entgegengesetzten fochten die Aragonier mit Erbitterung. Priester feuerten durch Gelübde und Beifall den Muth an zum Todeskampfe. Weiber pflegten die Verwundeten. Sie traten wohl auch in die Reihen der Streiter. Eine Frau, deren Mann, ein Artillerist, geblieben war, übernahm seine Stelle und seinen Dienst. Man rief zur heiligen Jungfrau vom Pfeiler. Diesem Heiligthum, das man schützen wollte, verdankte man die Rettung der Stadt. Der Feind konnte sich vom 4ten bis zum 14ten Aug. nur vier Häuser bemächtigen. Ein einziges kostete ihm sechstägigen Kampf. Doch die Flucht Josephs aus Madrid, der Rückzug des französischen Heers auf Vittoria, und das Anrücken der Heerschaar von Valencia zum Entsatze der Stadt nöthigten den General Verdier, welcher an Lefebre's Stelle getreten war, die Belagerung in der Nacht vom 14. zum 15. Aug. aufzuheben. Die Franzosen warfen ihr schweres Geschütz in den Canal und zogen eilig ab. Das Volk jauchzte freudetrunken: Es lebe U. L. Frau vom Pfeiler und der General Palafox! — Vier Monate später nahm die zweite, noch merkwürdigere, Belagerung Saragossa's ihren Anfang. Palafox regierte jetzt in Aragonien mit unumschränkter Gewalt; aber das Volk riß ihn auch oft zu blutigen Maßregeln hin. Unter den Wüthenden befanden sich drei Geistliche. Wenig Verdächtige entzog dem Todesurtheile das Gefängniß der Inquisition. Während aber der Feind in Bayonne und Pampeluna neue Heermassen gegen Saragossa ausrüstete, fing man hier erst im September (1808) an, die Stadt zu befestigen. Die Zeit war zu kurz, um neue Werke kunstmäßig anzulegen. Man schuf Klöster in Citadellen um, besserte die alte Mauer aus, legte Schulterwehre an, baute Schanzen, zog Umpfählungen und einen 15 Fuß tiefen und 21 F. breiten Graben um die Stadtmauer, etc. Zugleich versah man viele Häuser mit Schießscharten und zog in den wichtigsten Straßen Zwerchwälle. Jede zusammenhängende Häuserreihe ward zu einer

Schanze. Zugleich rief Palafox alle junge Mannschaft unter die Waffen, und sandte 13 Bataillone zu den Heeren des Vaterlandes in Navarra und Catalonien. Die Kenner bewundern, wie eine so eilfertig und regellos befestigte Stadt (Ort und Zeit gestatteten es nicht anders) dem eben so kunstreich als tapfer geleiteten Angriffe der besten französischen Truppen, unter den Marschällen Moncey und Mortier, unter dem Herzog d'Abrantes, endlich unter dem Marschall Lannes; und so ausgezeichneten Ingenieuren, wie die Generale Lacoste und Dedon, und der Obrist Rogniat waren, sechzig Tage lang nach Eröffnung der Laufgräben, bei unausgesetzter 41tägigen Beschießung widerstehen konnte. Nur die begeisterte Thätigkeit und Anstrengung aller Classen von Einwohnern kann dieß erklären. Jeder arbeitete; die Weiber verfertigten Uniformen, die Mönche Patronen.*) In dem Platze befanden sich überhaupt 160 Feuerschlünde; bei einem ungeheuern Vorrathe von Salpeter bereitete man täglich das nöthige Pulver, damit kein Speicher wieder aufflöge. Lebensmittel waren für 15,000 M. auf sechs Monate angeschafft, ohne die Vorräthe der Einwohner und der Klöster. Nur an Fleisch war Mangel, und zuletzt an Gerste für die Pferde. Denn es hatten sich noch eine Menge Bauern in die volkreiche Stadt unter den Schutz der heil. Jungfrau geflüchtet. Ueberdieß füllten sich, nach der Niederlage der Spanier bei Tudela (den 23. Nov.), die Siechhäuser der Stadt mit Verwundeten, und aus den zerstreuten Soldaten bildete Palafox, nebst der 15,000 M. starken Besatzung, ein Heer von beinahe 30,000 M., ohne 1500 M. Artillerie, 800 Sappeurs und die bewaffneten Bauern. Auch hatte man auf dem Ebro einige Kanonierschaluppen bemannt. Den Oberbefehl führte der Generalcapitain Palafox; auf ihn hatten den meisten Einfluß der P. Basil, sein Adjutant Butron, sein Secretär Cannedo, der Pfarrer von S. Gil, der Tio Marin, der Limonadenwirth vom Cosso, der P. de la Consolacion und der Tio Jorge. Eine Schaar Almogavares, oder Spione in Uniform, mußten Acht haben, ob jeder auf den angegriffenen Punkten seine Schuldigkeit that. Unterdessen ging der Belagerungszeug des Feindes von Tudela den Canal herab. Den 20. Dec. 1808 erschien das Belagerungsheer, von Moncey und Mortier geführt, vor dem Platze; es war über 31,000 M. stark, ohne 6. Comp. Artillerie, 8 Comp. Sappeurs, 3 Comp. Mineurs und 40 Ingenieuroffiziere; doch wurde es um 9000 M. schwächer, als Moncey mit der Division Suchet im Januar nach Calatayud marschirte, wo er seit dem 22sten Januar mit Erfolg die bewaffneten Schaaren bekriegte, die Saragossa entsetzen wollten. Schon d. 21. Dec. beschossen die Franzosen den Monte Torrero, drangen stürmend ein, und zwangen die Besatzung, mit Verlust sich in die Stadt zu werfen. Die Angriffe aber, welche General Gazan auf die Batterie beim Thurm del Arzobispo in der Vorstadt unternahm, wurden abgeschlagen. Der Feind entschloß sich daher zu einem regelmäßigen Angriff; und seine Arbeiten rückten auf drei Punkten der Stadt näher. Zwar gelang es den Belagerten, in einem Ausfalle einen Theil jener Werke zu zerstören, allein der ungewöhnlich trockne

---

*) Unter den Vertheidigern von Saragossa zeichnete sich besonders der edle Calvo de Rosas aus, welcher seiner liberalen Grundsätze wegen auf des Königs Befehl gefoltert wurde, und noch jetzt in den Gefängnissen der Inquisition schmachtet.

Winter begünstigte den Feind, während die milde Witterung in der Stadt Seuchen hervorbrachte. Daher fing schon d. 9. Jan. das Feuer aus acht Sturmbatterien gegen S. Joseph, ein Werk, das außerhalb der Linien lag, und zugleich die Beschießung des Platzes an. Das Kloster stürzte bald zusammen, ward aber erst d. 13. mit Sturm genommen. Hierauf wurde der Brückenkopf bei der Mündung der Huerba eingeschossen, daher die Belagerten die Brücke sprengten. Nun begann der Krieg gegen die Häuser. Er dauerte 23 Tage. Die Einwohner drängten sich in den Kellern in der Mitte der Stadt zusammen, wo bald ein bösartiges Fieber entstand, das auch die Besatzung ergriff. Bis zum 21. Jan. war die Sturmzwinge des Feindes (3te Parallele) gegen das Kloster S. Engracia vollendet; doch gelang es den Belagerten in einem Ausfalle, das Geschütz derselben zu vernageln. Allein bis zum 27sten Jan. hatten 50 Feuerschlünde drei große Sturmlücken geöffnet, durch die der Feind stürmend eindrang; indeß konnte er sich nur in den Wallöffnungen und einigen eingeschossenen Häusern behaupten. Die Aragonier thaten ihm auf allen Seiten Abbruch. Im Rücken sammelten sich bewaffnete Bauern, um seine Verbindung mit Pampeluna abzuschneiden und die Zufuhr zu hindern. Daher war oft großer Mangel im Lager. Doch stieg auch in der Stadt die Noth immer höher. Eine Henne kostete 5 Piaster. An der Seuche starben täglich 350 Personen; es fehlte an Decken und Heilmitteln, an gesunder Nahrung: so ging schnell die leichteste Wunde in Brand über. Ja zuletzt fehlte der Boden, um die Todten zu begraben. Gleichwohl verwarf Palafox jede Auffoderung des Marschalls Lannes, der am 22. Jan. den Oberbefehl des Belagerungsheeres übernommen hatte. Mit den Worten: Hasta la ultima tapia (bis zur letzten Lehmwand)! verließ Palafox den Kriegsrath. Wer sich beklagte, war verdächtig, und die Strafe erfolgte sofort auf die Anklage. Fast jeden Morgen fand man Unglückliche auf dem Cosso und dem Markte aufgehängt. Unterdessen dauerte der Häuserkrieg Tag und Nacht fort. Man kämpfte um jede Scheidewand. Jede Treppe, jede Kammer, jedes Dach kostete mehrere Menschenleben. Zwei kleine Häuser von einem Stockwerke wurden erst nach zweitägigem Kampfe vom Feinde erobert. Man schlug sich in den Höfen und in den Zimmern. Oft wenn man von den Kellern bis unter das Dach, und vom Dache bis in die Keller sich vergeblich geschlagen, sprengte endlich der eine oder der andre Theil die Häuser in die Luft, um sich auf den Trümmern zu behaupten. Gewöhnlich hatte der Feind bei jedem Hause dreifachen Widerstand zu brechen. Den ersten, um einzudringen, den zweiten von Stockwerk zu Stockwerk, vom Keller bis auf das Dach, den dritten, um das Haus zu sprengen und die Trümmer zu besetzen. In dem unterirdischen Kriege richteten jedoch die Franzosen mehr aus, da es den Belagerten an geschickten Minenarbeitern fehlte. Auch hier traten nicht selten Mönche in die Reihen der Kämpfenden, und Weiber an die Stelle ihrer getödteten Männer. Die Spanier zündeten, wenn aller Widerstand vergeblich war, das Haus an; und deßhalb überzogen sie die Wände mit Theer. So konnte der Feind erst den 7ten Febr. seinen Angriff gegen den Mittelpunkt der Stadt richten. Der Kampf entbrannte jetzt heftiger als je, unter und über der Erde. Zwar behauptete sich der Feind am 12. Febr. auf den Trümmern des Klosters San Francisco, des Siechhauses und der frommen Schulen, auf der einen Seite des Cosso; allein zwei Mal vergeblich suchte er durch Stollenbau diese Straße zu durchbrechen. Die Belagerten führten mit Erfolg Gegenminen; in einem

ritten Stolln stießen beide Theile auf einander. Man schlug sich in
em Stolln mit Säbel und Bajonnet, und der Feind mußte selbst sei-
n Bau zerstören. Endlich gelang es ihm bis zum 17ten, durch Mi-
en einen Theil des Universitätsgebäudes zu stürzen. Aber auch hier
och, unter einstürzenden Mauern und brennenden Balken, kämpften
lbst die Kranken mit Wuth gegen den anstürmenden Feind. Fieber-
anke übernahmen die Wachtposten, wo sie saßen, bis der Anfall der
rankheit sie ergriff. In einem Hause halte der Feind das Erdgeschoß
obert; die Spanier vertheidigten den ersten Stock; eine Mine warf
e Wandmauer um, und der Fußboden stürzte mit zwölf Spaniern
f die Feinde herab. Beide Theile wurden unter den Trümmern be-
aben. Den 18ten bemächtigte sich der Feind der eingeschossenen Vor-
adt auf dem linken Ufer des Ebro. Dreihundert Spanier schlugen sich
rch; dreitausend wurden gefangen. Dies entschied den Fall der
tadt. Denn nun war auch diese Seite des Platzes dem feindlichen
euer bloßgestellt. Die Franzosen waren Meister von einem Drit-
eile der Ringmauer und von dem vierten Theile des Grund und Bo-
ns, ungerechnet die Vorstadt. Sie hatten dreizehn Kirchen oder Klö-
er erobert; vierzig waren noch zu nehmen. Binnen 42 Tagen waren
5,000 Bomben in die Stadt gefallen. Schon trieb der Feind sechs
ue Stolln quer unter dem Cosso durch. Die Belagerten hatten kaum
ch 9000 M. dienstfähige Leute; es gab keine Siechhäuser, kein Heil-
ittel mehr für die Kranken. Palafox lag seit vier Wochen krank in
nem kleinen Keller. Er wollte jetzt die Stadt übergeben, aber auf
edingungen, welche der Feind verwarf. Darauf nöthigte ihn seine
änzliche Erschöpfung, den Oberbefehl an den General St. Marc ab-
treten. Noch immer waren ein großer Theil der Bürger und Solda-
n nebst dem Befehlshaber zum Widerstande entschlossen. Allein die
nflußreichsten Einwohner [illegible]mten für eine Capitulation. Denn un-
rdessen hatte der Feind in [illegible]m der 6 Stolln Minen angebracht, mit
000 Pfund Pulver gefüllt. Mit einem Schlage sollten sie am folgen-
n Tage springen, und die Häuser auf der andern Seite des Cosso
rtrümmern. Also gingen Abgeordnete, unter ihnen der P. Basil,
das feindliche Hauptquartier, und das Feuer hörte auf den 20.
n 4 Uhr Abends. Lannes verlangte anfangs unbedingte Ergebung.
ndlich kam man über einen Vertrag überein, dem jedoch Ferdi-
ands VII. Name nicht vorgesetzt werden durfte. Die Besatzung zog
n 21sten Febr. mit Kriegsehren aus und wurde kriegsgefangen nach
rankreich geführt. Die Offiziere behielten ihre Degen, Pferde und
epäck, die Soldaten ihre Tornister. Auch sollte es ihnen frei ste-
n, unmittelbar Dienste beim König Joseph zu nehmen. Die Bauern
rften in ihre Heimath gehen. Dem Eigenthum und den Kirchen
urde Schutz zugesagt. Diese Capitulation erschien den 24sten Febr.
der Zeitung von Madrid und im Courier d'Espagne, einem fran-
sischen Blatte. Allein Napoleon nahm davon keine Kunde. Er
ß erklären, die Stadt habe sich auf Gnade und Ungnade ergeben. —
ie Abgeordneten selbst hatten es nicht gewagt, mit dieser Capitula-
on in die Stadt zurückzukehren, wo ein wilder Haufe nichts von
ebergabe hören wollte. Die Befehlshaber mußten daher noch in der
acht Anstalten treffen, um jeden Volksaufstand zu verhindern. Den
sten Mittags zogen 12,000 Mann, bleich und entstellt, zum Theil
n Tod schon im Herzen tragend, zum Thore des Portillo hinaus,
d streckten das Gewehr, welches sie kaum noch führen konnten.
ur wenige nahmen erst zu Bayonne Dienste beim König Joseph.

Die Franzosen, welche überhaupt 3000 M. während der Belagerung verloren hatten, fanden in der Stadt 96 Kanonen in gutem Zustand, auch Kugeln; überdieß Korn, Wein und Oel. Aber 54,000 Menschen, wovon der vierte Theil Soldaten, waren binnen 60 Tagen umgekommen, davon kaum 6000 durch das feindliche Feuer. Am Tage der Uebergabe lagen 6000 Todte unbegraben vor den Kirchen und auf den Straßen, oder in den Schanzgräben. Wer jetzt aus der Stadt fliehen konnte, der entfloh. Eine Todtenstille schwebte über den öden Trümmern. Von den zurückgebliebenen Einwohnern starben in den ersten zehn Tagen über tausend. Lannes, der, so wie nach ihm Suchet, die Stadt mit Milde behandelte, ließ nur die nöthigsten Truppen einrücken, um den Leichnam von Saragossa zu bewachen. — Für den Kriegskundigen hat die Vertheidigung dieser Stadt der spanische Ingenieur, Obristlieut. Caballero, der im Platze selbst sich befand, beschrieben; den kunstvollen Belagerungskrieg der Franzosen aber der General Rogniat, der an die Stelle des während der Belagerung getödteten Generals Lacoste beim Geniewesen getreten war. K.

Sarcasmen. Ursprünglich heißt Sarcasm der hohnsprechende Jubel über den gefallenen Feind; im gewöhnlichen und allgemein angenommenen Sinne aber sind Sarcasmen beißende Spöttereien, bittere Anzüglichkeiten. Sarcastisch heißen Bitterkeiten der Art, die gleichsam durch Mark und Bein dringen; und eine Person oder auch ihren Witz nennt man sarcastisch, wenn sie gewohnt ist, sich solche Bitterkeiten gegen Andre zu erlauben.

Sardanapal, ein König von Assyrien, dessen Name zur Bezeichnung weibischer Weichlichkeit und Ueppigkeit sprichwörtlich geworden. Er wird 900 J. v. Chr. Geb. gesetzt, und soll ein Fürst von großer Macht und großem Reichthum gewesen seyn, der nach der Inschrift auf seinem Grabmale die Städte Tarsus und Anchiale in Einem Tage erbaute. In sinnlichen Genuß versunken, soll er in Weiberkleidern unter seinen Beischläferinnen seine Zeit unthätig verlebt haben. Dadurch erregte er das allgemeine Mißvergnügen seiner Unterthanen. Arbaces, ein medischer Satrap, und Belesis, ein babylonischer Priester, brachten ein großes Heer zusammen, um den Thron umzustürzen. Sardanapel, davon unterrichtet, zog mit den ihm treu Gebliebnen ihnen entgegen, und siegte in drei Schlachten. In dem Glauben, vollkommen sicher zu seyn, überließ er sich aufs neue dem Genuß, und bereitete ein großes Fest für sein siegreiches Heer. Aber Arbaces, von den Bactrianern verstärkt, überfiel Nachts sein Lager, richtete eine große Niederlage an, und verfolgte die Flüchtlinge bis vor die Thore von Ninive. Hier vertheidigte sich Sardanapal zwei Jahre lang, während alle Provinzen sich wider ihn erhoben. Eine Ueberschwemmung des Euphrat hatte einen Theil der Stadtmauer zerstört, und dadurch die längere Behauptung von Ninive unmöglich gemacht. In dieser verzweifelten Lage zündete Sardanapal seinen Palast an, und verbrannte sich selbst mit allen seinen Weibern, Dienern und Schätzen. Er hatte zwanzig Jahre regiert.

Sardes, die alte Hauptstadt des lydischen Reichs. Sie lag am Fluß Paktolos, unweit des Berges Tmolos. Unter den persischen Königen war sie eine prächtige und sehr lebhafte Stadt; besonders auch wegen der Handelsstraße, die für die aus Asien nach Europa gehenden Waaren durchging. Auch war sie ein Hauptmarkt für den Sclavenhandel. Ein schreckliches Erdbeben verwüstete sie; aber der Kaiser Tiberius ließ sie wieder aufbauen. Gegenwärtig liegt an ihrer

Stelle ein ärmliches Dorf, in dessen Umgebung noch jetzt ansehnliche Trümmer von der Größe und Pracht des alten Sardes zeugen.

Sardinien, eine Insel im mittelländischen Meere, welche den Titel eines Königreiches führt, und zu Italien gerechnet wird. Ihre größte Länge von Norden nach Süden beträgt 36, und ihre größte Breite 18 Meilen, überhaupt hat sie einen Flächenraum von 430 Quadratmeilen, wird gegen Morgen vom tyrrhenischen, gegen Mittag vom afrikanischen, gegen Abend vom sardinischen Meer, und gegen Mitternacht von dem Canal Bonifacii umgeben, und durch den letztern von Corsica getrennt. Der Boden ist sehr fruchtbar an Oel, Getraide, Wein, Feigen und andern vorzüglichen Baumfrüchten. Holz haben die Berge im Ueberfluß, aber wegen der schlechten unfahrbaren Straßen und Wege müssen die Seestädte ihr meistes Holz von Corsika kaufen. Aus eben der Ursache hat Sardinien auch noch keine Posten. Die Pferde, welche in einigen Gegenden wild herumlaufen, sind, so wie das Hornvieh, klein, aber schnell und wohl gebaut. Der Fischfang ist bedeutend, auch wird viel Salz und Käse bereitet, und mit letzterm ein starker Handel nach dem Auslande getrieben. Der Handel mit Getraide aber wird durch die zu großen Auflagen auf die Ausfuhr gehindert. Die Insel zählt 520000 Einwohner. Die Ursache dieser geringen Bevölkerung liegt in den großen Besitzungen und Vorrechten der Geistlichkeit und des Adels, denn keiner des letztern Standes kann z. B. bei einem Gerichtshofe belangt werden, sondern sieben Personen seines Standes müssen den Streit entscheiden. Die Sardinier sind, gleich den Corsen, unversöhnlich rachgierig, aber arbeitsam, aufgeweckt und erfinderisch. In seinem Anzuge gleicht der gemeine Sarde einem Wilden. Er trägt Kleider von gegerbtem Leder; einige hüllen sich in Schaffelle ein. Dies Königreich wird in zwei Haupttheile getheilt, Capo di Sotto (den **untern** Theil), und Capo di Sopra (den **obern** Theil). Die Hauptstadt ist **Cagliari** (s. d. Art.). Erst 1154 erhob der Kaiser Friedrich I. diese Insel zu einem Königreiche, nachdem sie vorher der Herrschaft der Römer, Vandalen, Sarazenen, Pisaner und Genueser in verschiedenen einander folgenden Zeiträumen unterworfen gewesen war. Die Päpste suchten sich dieses Königreichs zu bemeistern, und da ihnen dieses fehlschlug, **verschenkte** Bonifacius VIII. Sardinien an das königlich aragonische Haus, welches nach mehreren Hindernissen 1324 zum ruhigen Besitz kam. Auf diese Weise gehörte die Insel bis 1708, da die Engländer sie für das Haus Oesterreich eroberten, zu Spanien. Im utrechter Frieden (1713) wurde sie auch förmlich dem Hause Oesterreich zugesprochen, dem sie aber 1717 von dem Könige Philipp V. von Spanien wieder entrissen wurde. Endlich wurde Sardinien 1720 dem Herzoge von Savoyen, als Ersatz für Sicilien eingeräumt, welcher sie durch einen Vicekönig verwalten ließ, und außer der königlichen Würde wenig Vortheil davon hatte. Die Einwohner Sardiniens werden übrigens sehr gelinde regiert, und bei ihren alten Rechten und Gebräuchen gelassen. An Fabriken und Manufacturen fehlt es fast durchgehends, und die ganze Insel hat kein einziges Schiff, um ihre Producte selbst auszuführen. Selbst die Thun- und Corallenfischerei wird von andern Nationen, als Engländern, Franzosen, Genuesern, Sicilianern &c. getrieben, und eine Abgabe für die Erlaubniß dazu, und zwar von dem Thunfischfang an einige sardinische Familien, für die Corallenfischerei an den König bezahlt. Die königlichen Einkünfte waren ehedem so unbedeutend, daß damit nicht die öffentlichen Kosten, als die Besoldun-

gen der Beamten und des wenigen, auf der Insel befindlichen Militärs bestritten werden konnten. Sie betrugen im Jahre 1811 nur circa 200,000 Thlr., wovon für die Erhaltung der königlichen Familie und des Hofstaats nicht mehr als 40,000 Thlr. übrig blieben. Die Einwohner sind catholisch, und reden mehrere Mundarten, die zum Theil ein Gemisch des Spanischen und Italienischen sind. Doch sprechen die Vornehmern ein reineres Italienisch. Spanier, Neapolitaner und Sicilianer haben noch große Güter und Besitzungen auf dieser Insel.

Sardinische Monarchie und das Haus Savoyen. Der Anfangspunkt dieser Monarchie ist das Alpenland Savoyen. Dieses Bruchstück zertrümmerter Staaten (des alten Königreichs Burgund, der fränkischen Monarchie, des Königreichs Italien unter den Karolingern, und des Königreichs Arelat) gewann seine Selbstständigkeit im Anfang des 11ten Jahrh. durch den Grafen Berthold, einen Abkömmling der Grafen von St. Maurice im Walliser Lande, den der letzte König von Arelat, Rudolf III. um das Jahr 1016 zum Grafen über Savoyen gesetzt hatte. Er ist wahrscheinlich der Stammvater der folgenden Grafen und nachherigen Herzoge von Savoyen. Sein Sohn, Graf Humbert I., erhielt vom Kaiser Konrad II., 1032, als Arelat an Deutschland gefallen war, die Herrsch. Chablais. Seitdem erwuchs das Land nach und nach zu einer Monarchie. Die Grafen von Savoyen erweiterten nämlich ihr Gebiet und ihre politischen Vorrechte, theils durch Vermählungen, z. B. mit der Erbgräfin von Susa im J. 1050, welche einen Theil von Piemont (Susa, Aosta und Turin) dem Hause Savoyen zubrachte; theils durch ihr kluges Anschließen, im Kampfe der Guelfen und Gibellinen, an ihren Oberlehnsherrn, den König der Deutschen, wodurch sie neue Titel (den reichsgräflichen 1111) und Fürstenlehne, auch mit dem Reichsvicariate in der Lombardei eine gewisse Gewalt über die Reichsvasallen unter der Geistlichkeit und dem Adel erwarben; theils durch Kauf- und Tauschverträge; theils in der Folge durch eine nach Zeit und Umständen immer wechselnde, oft nachtheilige, noch öfter gewinnreiche Politik, die zwischen den sich bekriegenden Staaten, Frankreich, Oesterreich und Spanien hin und herschwankte, bis England, seit 100 Jahren, durch Allianz- und Subsidien-Verträge den Alpenhüter Italiens, mittelst Sardinien und Genua, unauflöslich an sein politisches System knüpfte. — In der Geschichte des Staates selbst sind 2 Zeiträume zu trennen. I. Von der ersten Befestigung desselben im J. 1383 durch das Testament des Grafen Amadeus VI. welches die Untheilbarkeit der Länder und die Vererbung derselben nach Erstgeburtsrecht zu Grundgesetzen erhob, — bis zur Erwerbung des Königthums und dem Eintritt der sardinischen Monarchie in die europäische Staatenordnung nach dem utrechter Frieden im J. 1720. In dieser Zeit erwarb das Haus Savoyen u. a. die Grafsch. Nizza 1388, und Graf Amadeus VIII. erhielt 1416 vom Kaiser Siegmund den herzoglichen Titel; dagegen verlor es, unter Karl III. in den Kriegen zwischen dem Kaiser Karl V. und dem Könige Franz I. von Frankreich, in der Mitte des 16ten Jahrh. das Walliser Land und Genf, welche sich unter den Schutz der Schweiz begaben; ferner das Waadtland, welches von Bern in Besitz genommen wurde. Karls III. Sohn, der von den Franzosen aus seinen Staaten vertriebene Herzog Philibert Emanuel (st. 1580) zeichnete sich als Philipps II. von Spanien

Feldherr, im Kriege gegen Frankreich so aus, daß er durch den Frieden zu Chateau Cambresis 1559 Savoyen und Piemont wieder erhielt. Unterdessen hatte sich der Protestantismus in seinen Staaten ausgebreitet. Auf Zureden des Papstes wollte Herz. Philibert die Protestanten, unter denen sich seit alten Zeiten viele Waldenser (s. d. Art.) befanden, mit Gewalt bekehren; allein er wurde in den Gebirgen mehrmals von ihnen geschlagen (in einer Schlacht verlor er 7000 Mann) und mußte ihnen endlich die freie Religionsübung einräumen. Uebrigens ermunterte er den Gewerbfleiß seiner Unterthanen, die vorhin träge und unthätig waren; besonders legte er durch Anpflanzung von Maulbeerbäumen den Grund zu dem jetzigen großen Seidenbau. Auch ließ er mehrere Festungen anlegen, und baute die Citadelle von Turin. Durch Tausch brachte er 1576 das Fürstenth. Oneglia und durch Kauf die Grafsch. Tende an sein Haus. Im spanischen Erbfolgekriege vereinigte Herzog Victor Amadeus II. mit Piemont ein Stück von Mailand (Alessandria, Val di Sesia u. s. w.) als Reichslehn, und das Herzogth. Montferrat, das ursprünglich (im 12. Jahrh.) ein deutsches Markgrafthum gewesen war und schon 1631 durch Erbrecht an Piemont hätte fallen sollen. Hierzu gab ihm noch der utrechter Friede 1713 Sicilien mit dem Königstitel; doch mußte er 1720 für Sicilien Sardinien annehmen. — Die II. Periode, von 1720 bis jetzt, begreift drei denkwürdige Zeitabschnitte. 1) Die 43jährige Regierung des als Feldherrn und als Regenten gleich ausgezeichneten Königs Karl Emanuel III. (von 1730 — 1773), welcher 1735 im wiener Frieden, als Frankreichs und Spaniens Bundesgenosse gegen Oesterreich, ein zweites Stück von Mailand (Tortona und Novara) als Reichslehn, dann im österreich. Erbfolgekriege, durch den Vertrag zu Worms 1743, noch ein drittes Stück von Mailand (Anghiera, Vigevanasco u. s. w.) ebenfalls als Reichslehn, erwarb. Im J. 1762 war er Friedensvermittler zwischen Frankreich und England. Durch die kluge Verwaltung des Innern gelangten seine Länder zu einem großen Wohlstande, und das neue Gesetzbuch von 1770, das Corpus Carolinum, ist noch jetzt ein Denkmal seiner ruhmvollen Regierung. Auch in dem Zwiste mit der römischen Curie wußte Karl Emanuel die Rechte der Staatsgewalt nach dem Concordate vom J. 1726, bestätigt von Benedict XVI. im J. 1742, zu behaupten, indem er zu allen geistlichen Stellen ernannte, die Geistlichkeit besteuerte und die päpstlichen Bullen seiner königlichen Bestätigung unterwarf. — 2) Die unglücklichen Regierungen des Sohnes, Victor Amadeus III. (st. 1796) und des Enkels des Vorigen, Karl Emanuel IV. (dankte ab 1802). Jener wurde den 25. Juli 1792 in den Bund mit Oesterreich gegen Frankreich gezogen, und verlor dadurch im Sept. d. J. Savoyen und Nizza. Dieser verband sich zwar mit Frankreich d. 5. April 1797 gegen Oesterreich, ward aber dessen ungeachtet 1798 von dem französ. Directorium, das die Stimmung des durch große Auflagen, Druck und Vorrechte des Feudaladels erbitterten Volks für sich benutzte, mit Krieg überzogen, und gezwungen (9. Dec. 1798) dem Besitz aller seiner Staaten auf dem festen Lande zu entsagen, welche in mehrere Departements (Montblanc, [Savoyen,] Seealpen, [Nizza], seit 1793; das Uebrige begriffen die Departements Po, Doria, Sesia, Marengo und Stura) vertheilt, sämmtlich Frankreich einverleibt wurden. Er behielt bloß Sardinien, wohin er sich mit seiner Familie begeben mußte. Den 4ten Juni 1802 überließ er die Regierung seinem Bruder, dem jetzt regierenden König Victor Emanuel I., und lebte hierauf im Privat-

stande zu Rom (dem Asyl entthronter Könige und unglücklicher Fürstinnen), wo er 1817 ein Jesuit geworden ist. — Seit 1806 gehörte Piemont nebst Genua zu dem kais. französischen Generalgouvernement jenseit der Alpen, und stand zuletzt unter dem General-Gouverneur Fürsten Borghese (s. d. Art.), der zu Turin residirte. 3) Die Wiederherstellung und Vergrößerung der sardinischen Monarchie durch den wiener Congreß. Victor Emanuel I. regierte in Sardinien bis 1814, in welchem Jahre er den 20. Mai in seine Residenzstadt Turin zurückkehrte, da ihm die Siege der Verbündeten und der pariser Friede seine Staaten auf dem festen Lande zurückgegeben hatten. Nur halb Savoyen blieb noch bei Frankreich, wurde aber ebenfalls nebst der Souverainetät über Monaco, durch den pariser Vertrag vom 20. Nov. 1815, ihm zurückgegeben, wogegen er (den 23sten Oct. 1816) die Districte von Carouge und Chesne mit 12,700 Einw. an Genf abtrat. Außerdem fand es noch der wiener Congreß seinen Berechnungen der Machtverhältnisse gemäß, den König von Sardinien als Herrn der italienischen Alpenpässe zu verstärken. (Eigentlich wollte England durch die Seeverbindung mit dem turiner Hofe den genuesischen Stapel für seinen Handel gewinnen). Darum wurde die alte legitime Republik Genua nicht wieder hergestellt, sondern als Herzogthum d. 14. Dec. 1814 mit der sardinischen Monarchie vereinigt. — König Victor Emanuel hat die alte Verfassung, wo es nur möglich war, erneuert, die Jesuiten aufgenommen, den heiligen Bund unterzeichnet und die strengste Censur eingeführt. Im J. 1818 erklärte er die unter der französischen Regierung gemachten Verkäufe der Domänen für unwiderruflich, und wies den Ausgewanderten, welche dadurch ihre Güter verloren hatten, als Entschädigung eine Rente von 400,000 Lire an. Als Englands Bundesgenosse erlangte er durch den brittischen Admiral, Lord Exmouth, einen dauerhaften und ehrenvollen Frieden mit den Barbaresken. (S. d. Art.) — Die sardinische Monarchie bildet gegenwärtig ein Ganzes von 1277 Q.M. mit 3,974,976 Einwohnern. Sie besteht I, aus den Staaten des festen Landes, welche 1818, zum Behuf der innern Verwaltung in 8 Districte getheilt wurden: Savoyen, Turin, Coni, Alessandria, Novara, Aosta, Nizza und Genua. Diese begreifen: 1, das Herzogth. Savoyen; 2, das Herzogthum Piemont; 3, die Grafsch. Nizza mit dem Fürstenth. Monaco; 4, die Herzogth. Montferrat und Mailand (sardinischen Antheils); 5, das Herzogth. Genua; und enthalten zusammen 847 Q.M. mit 3,454,000 Einw. in 2727 Gemeinen. — II. aus dem Königreich und der Insel Sardinien (s. d. A.). — Die Einkünfte der Monarchie betragen 16 Mill. Gld. Die Kronschulden schätzt man auf 20 Mill. Gld. Die Landmacht, nebst der Landwehr, ist 70,000 M. stark; außerdem 40,000 M. Nationalmiliz auf der I. Sardinien. Die Seemacht besteht nur in einer Fregatte von 36 Kanonen, 4 Galeeren und einigen kleineren Kriegsschiffen. Doch werden in Genua neue ausgerüstet. Der König vertheilt 3 Ritterorden: 1, O. der Verkündigung Mariens, dell' Annunziata; 2, O. des h. Moriz und Lazarus; 3, den Milit. Ord. von Savoyen, gestiftet 1815. Außerdem gibt es noch ein Ehrenzeichen, das Kreuz der Treue. Die Macht des Königs ist erblich und uneingeschränkt. An der Spitze der Verwaltung stehn drei Staatssecretäre. In Sardinien sind Landstände vorhanden; und in Genua ist zur Einführung neuer Abgaben die Zustimmung der ständischen Collegien jedes Bezirks erfoderlich. Der zahlreiche Adel ist nicht steuerfrei. Der Clerus (2 Erzbisch. 28 Bisch. und gegen

500 Klöster) ist nicht sehr reich. Die päpstliche Macht ist durch ein Concordat beschränkt. Die höhere Bildung (auf 4 Universitäten, Turin, Genua, Cagliari, und Sassari, in mehrern Seminarien, Gesellschaften für Wissenschaften und Künste u. s. w.) ist noch sehr durch Lehr- und Preßzwang gehemmt. — Da das regierende königl. Haus Savoyen keine männlichen Erben hat, so wird die Linie Savoyen-Carignan folgen, deren Erbrecht auf die sardinische Monarchie der wiener Congreß anerkannt hat. Sie stammt von Thomas Franz, dem jüngern Sohne des Herz. von Savoyen, Karl Emanuel I., (st. 1630) ab. Thomas Franz, Prinz von Carignan (st. 1656), hatte 2 Söhne. Von dem älteren stammt die noch blühende Linie Carignan ab. Der jüngere stiftete die Nebenlinie Savoyen-Soissons, welche d. 21. Apr. 1736 mit dem großen Eugen von Savoyen (s. d. A.) ausstarb. — Der jetzige Herz. von Savoyen-Carignan, Karl Emanuel Albert, geb. 1798, vermählte sich den 30. Sept. 1817 mit Maria Theresia, der Tochter des Großherzogs Ferdinand von Toscana. Er besitzt bedeutende Güter in Frankreich und Sardinien. K.

Sardonyx, s. Achat.

Sarkophag (wörtlich Fleischfresser), hieß bei den Alten ursprünglich ein Sarg aus dem leichten, schwammigen Stein, der bei der Stadt Assus in Mysien gegraben wurde, und der nach Plinius die Eigenschaft haben sollte, daß er den Leichnam, mit Ausnahme der Zähne, in vierzig Tagen verzehrte. Nachher wurde der Name von jedem kunstmäßig geformten Sarge oder sargförmigen Grabmale gebraucht.

Sarmaten, Sauromaten, hießen bei den Alten die slavischen und andern Nationen, welche die Nordländer Europa's und Asiens bewohnten. Das europäische Sarmatien begriff (nach Gatterer, der es jedoch zu weit ausdehnte) Polen von der Weichsel an, Preußen, Curland, Liefland, Rußland und die europäische Tartarei mit der Krimm, das asiatische aber das asiatische Rußland, Sibirien und die Mongolei. Die Sarmaten lebten nomadisch. Sie sollen Abkömmlinge der Meder seyn, und wohnten ursprünglich in Asien zwischen Don, Wolga und Caucasus. Sie erscheinen als Bundsgenossen des Königs Mithridates VI. von Pontus, waren schon damals diesseits des Dons ansässig und nachher zwischen dem Don und der Donau ausgebreitet. Sie waren einige Zeit nun den asiatischen Königen furchtbar. Unter ihnen waren merkwürdig die Jazyger und Roxolanen. Mit den Römern führten sie lange und blutige, meist unglückliche Kriege. Im J. 407 nach Chr. zog ein Theil von ihnen mit den Barbaren nach Gallien; die zurückgebliebenen bezwang Attila. Nach dem Tode desselben unterwarfen sie sich dem Kaiser Marcianus, der ihnen Wohnplätze an der Donau anwies. Hier vermischten sie sich später mit den Gothen zu Einem Volke.

Sarpedon, ein Sohn des Jupiter und der Europa; 2) dessen Sohn oder Enkel, König von Lycien, und Bundesgenoß des Priamus im trojanischen Kriege, wo er nach mehrern tapfern Thaten, von Patroklus getödtet, fällt.

Sarpi (Paolo), eigentlich Pietro mit Vornamen, aber als Ordensbruder wurde er Fra Paolo genannt. Er war zu Venedig den 15ten August 1552 geboren, erwarb sich früh, mit seltenen Talenten ausgerüstet, bewundernswürdige Kenntnisse, und trat in seinem vierzehnten Jahr in den Orden der Serviten. Er kam in das Collegium zu Padua, wurde Doctor der Theologie, und in seinem 26sten Jahre

Provinzial seines Ordens, ferner Generalprocuratur, und erwarb sich zu Rom, wo er sich aufhalten mußte, allgemeine Hochachtung. Aus Neid wurde er bei der Inquisition wegen geheimer Verbindungen mit Ketzern und Juden fälschlich angeklagt, und dadurch an seiner weitern Beförderung gehindert, bis ihn die Republik Venedig in dem großen Streite mit Papst Paul V. zu ihrem Theologen und Consulenten erwählte. Er begab sich nun wieder nach Venedig, und vertheidigte sein Vaterland mit eben so viel Klugheit, als patriotischem Eifer gegen die Angriffe des Papstes. Diesem Eifer verdankte er es aber, daß er (5ten October 1607) von fünf Banditen angegriffen, und mit funfzehn Stichen verwundet wurde, so daß er auf der Stelle liegen blieb. Man wußte nicht, von wem die Mörder gedungen waren. Sarpi meinte, daß dieses Styl des römischen Hofes sey (in stylo romanae curiae). Ein zu diesem Anfall gebrauchtes Mordinstrument wurde in der Kirche der Serviten zu den Füßen eines Christusbildes aufgehängt mit der Inschrift: Deo filio liberatori. Noch einmal versuchten es Mönche, ihn Nachts in seinem Schlafzimmer, wozu sie sich Nachschlüssel verschafft hatten, umzubringen; doch wurde dies Vorhaben zufällig entdeckt, und durch die Briefschaften, deren man sich bemächtigte, außer Zweifel gesetzt. Noch mehrmals machte man Angriffe auf sein Leben, aber der Cardinal Bellarmino, welcher ihn, ungeachtet verschiedener Ansichten, hochachtete, warnte ihn, auf seiner Hut zu seyn. Um sich gegen fernere Angriffe zu sichern, hielt er sich von jetzt an eingezogen in seinem Kloster, und starb den 14ten Januar 1623. Er war einer der edelsten und wahrheitliebendsten Männer seiner Zeit und Kirche, und einer der würdigsten historischen Schriftsteller Italiens. Vor ihm hatte Niemand und nach ihm haben wenige Theologen seiner Partei Papstthum und catholische Kirche genauer unterscheiden gelehrt, wider die Einmischung der geistlichen Gewalt in Welthändel, wider die Unfehlbarkeit der Päpste, wider blinden Glauben und Jesuitismus freimüthiger geeifert, genauer die Bestimmung und die Mißbräuche der Kircheneinkünfte (Trattato delle materie beneficiate; auch deutsch, Nürnberg 1786, 8.), oder die Rechte des Staats in Rücksicht der geistlichen Gewalt besser entwickelt, als er. Er war Feind aller Sectirerei, und fällte die günstigsten Urtheile über Luthern und die deutsche Kirchenverbesserung. Sein Hauptwerk ist die Geschichte der tridentinischen Kirchenversammlung (Istoria del Concilio Tridentino), welches Werk zuerst zu London 1619 unter dem erdichteten Namen: Pietro Soave Pobano herauskam, nachher in vielen Auflagen erschien, und auch ins Deutsche von Rambach übersetzt ist. Unter seinen übrigen Werken sind seine Briefe vorzüglich lehrreich und interessant. Sarpi besaß auch in der Naturkunde, Mathematik und Optik große Kenntnisse. Die erste vollständige Ausgabe seiner Schriften erschien 1677 zu Venedig in sechs Duodezbänden.

Sarter (Zerter) heißt beim Schiffbau das Modell eines Schiffes, der schriftliche Entwurf dazu, die Bauart, das Verhältniß aller Theile gegen einander. Jede Nation hat ihre besondern Sarter, und ein erfahrner Seemann muß jedes Schiff schon an seinem Sarter erkennen, welche Flagge es auch führen sollte.

Sarti (Giuseppe), ein berühmter italienischer Tonsetzer, war zu Faenza im J. 1729 geboren. Im J. 1756 wurde er Hofcapellmeister zu Copenhagen und zugleich Musik- und Gesangmeister der jungen Fürsten. Er componirte hier einige Opern, fand jedoch damit

icht sonderlichen Beifall. Im J. 1768 verließ er Dänemark und ing nach England. Einige Zeit darauf wurde er Capellmeister des Conservatorio della Pietà zu Venedig. Von diesem Zeitpunkte fängt ein großer Ruf in Italien an. Man pries seine Compositionen als immlische Musik. Alle Theater bemühten sich um seine Stücke und aben ihm Aufträge. Im J. 1782 wurde er zum Capellmeister an em Dom zu Mailand ernannt, ob er gleich andre große Musiker zu Mitbewerbern hatte. Unter seinen Opern hat Giulio Sabino das rößte Aufsehn gemacht, welche er im J. 1781 für das Theater von Venedig componirt hatte, und welche 1784 zu Wien gedruckt wurde. Aber eben diese Oper bewies den wahren Kennern, daß Sarti bei iner schwachen und mangelhaften Harmonie die einzige Kunst besitze, em Sänger eine leichte und anmuthige Melodie zu liefern. Sarti's Ruf verbreitete sich indeß bis in den Norden. Die russische Kaiserin erief ihn nach Petersburg, um hier auf drei Jahre der Capelle orzustehn. Er kam im Monat Mai 1785 dort an und debutirte mit iner Charfreitagsmusik und einigen Psalmen. Diese Musik wurde on sechsundsechzig Sängern und hundert russischen Hörnern, außer en gewöhnlichen Saiten- und Blasinstrumenten, ausgeführt. Da r dessen ungeachtet die Musik noch nicht rauschend genug gefunden, ügte er bei einem Te Deum, das er bei der Einnahme von Oczakow uffführen ließ, noch Kanonenschüsse hinzu. Diese Kanonen, von verschiednem Caliber, in dem Schloßhofe aufgefahren, machten, indem sie zu manchen Stellen den Baß spielten, eine gar seltsame Wirkung. Nach der Aufführung seiner Armide im J. 1786 beschenkte ihn die Kaiserin mit einer goldnen Dose und einem Demantring. Bei mehreren gegen ihn angesponnenen Cabalen von Potemkin n Schutz genommen, errichtete er auf einem ihm geschenkten Dorfe eine Singschule, wurde aber im J. 1793 in Petersburg wieder als Hofcapellmeister angestellt. Die Kaiserin ernannte ihn zum Director des Conservatoriums von Catharinoslaw mit einem Gehalt von 35,000 Rubeln und freier Wohnung, bewilligte ihm 15,000 Rubel ür die Reisekosten, und erhob ihn in den russischen Adel vom ersten Rang. Auf einer Reise in sein Vaterland 1802 starb er unterwegs u Berlin, im 74sten Jahr. Die Hochachtung, die er als Componist im Auslande wie auch in seinem Vaterlande genossen hat und genießt, scheint ihm in minderem Grade in Deutschland zu Theil geworden zu seyn, wo von seinen Opern nur einige komische sich auf der Bühne erhalten haben, z. B. Fra i due litiganti il terzo gode unter zwei Streitenden siegt der Dritte).

Satelliten, so viel als Trabanten. Spricht man indeß von den Satelliten eines Fürsten oder sonst einer Person, so hat dieses Wort zugleich einen schlechten Nebenbegriff, der bei Trabanten nicht Statt findet. In der Astronomie hingegen ist es völlig gleichbedeutend mit Trabanten zur Bezeichnung der Monde oder Nebenplaneten.

Satire, im weitern Sinne jeder witzige Spott über fremde Fehler oder Blößen (daher auch ein satirischer Mensch, eine satirische Laune); hieher gehören auch satirische Bilder, z. B. von Hogarth, Gilrey ꝛc.; im engern und eigentlichen Sinne ein Gedicht, das in einem launigen oder bittern Tone die Fehler und Thorheiten der Menschen von ihrer lächerlichen Seite darstellt, oder mit der Geißel des Spottes verfolgt. Diese Dichtungsart hatte ihren Ursprung bei den Römern; der Name Satire ist von dem lateini-

schen Worte satur (keineswegs von Satyr) abzuleiten, und bezieht sich zunächst auf die Mischung der Gegenstände und Versmaße, die in den frühern Werken dieser Gattung Statt fand. Die Satire gehört zu dem Lehrgedicht, es gilt mithin von ihr, was von dem Lehrgedicht im Allgemeinen gesagt worden ist. Gewöhnlich unterscheidet man eine ernsthafte und muntre Gattung der Satire. Jene greift große Vergehungen und wirkliche Laster an, zeigt sie in ihrer verderblichen und hassenswerthen Gestalt, und bestraft sie mit Ernst und Nachdruck. Diese hingegen schildert kleinere Vergehungen und Thorheiten, die mehr das äußere Betragen als den innern Charakter, mehr den äußern Wohlstand als die Sittlichkeit entstellen, und belacht sie mit Witz und Laune. Vornehmlich sind diejenigen Laster und Thorheiten ein Gegenstand der Satire, die in der menschlichen Gesellschaft überhaupt, oder in irgend einem Staate, einem Stande und Zeitalter, herrschend geworden sind. Denn eigentlich soll die Bestrafung des satirischen Dichters mehr wider die Sache als wider die Person gerichtet seyn; die von ihm geschilderten Personen müssen Repräsentanten ihrer Gattung seyn. Die Züge, welche der Dichter an einzelnen Individuen wahrgenommen hat, muß er in ihnen schicklich zu einem Ganzen vereinigen. Daraus ergibt sich als vornehmste Eigenschaft, die dem satirischen Dichter nöthig ist, Scharfsichtigkeit in der Bemerkung menschlicher Laster und Thorheiten, mithin genaue Kenntniß des Menschen und der Sitten; nächstdem lebhaftes Gefühl dessen, was er schildert, bestraft und belacht, um es in seiner ganzen Verwerflichkeit oder Unschicklichkeit einzusehn und darzustellen; eigenthümliche satirische Laune, wozu die Grundlage selbst in jenem höhern Grade des Scharfsinns und lebhaftern Gefühls zu suchen, und mit treffendem Witz der Gedanken und des Ausdrucks zu verbinden ist. In Form und Einkleidung erlaubt das Satirische in der Poesie große Mannichfaltigkeit. Es läßt sich in Briefen, Erzählungen, Gesprächen, Schauspielen (wie bei Aristophanes), Liedern, Epopöien u. s. w. als Hauptcharakter und herrschender Ton, oder als einzelner Antheil und eingestreute Würze anbringen. Die gewöhnlichste Form der poetischen Satire aber ist die didactische; nur dadurch möchte sie sich von dem eigentlichen Lehrgedichte unterscheiden, daß die Lehren mehr Resultate als Zwecke der Darstellung sind. Zur Versart der Satire wählten die Alten den Jambus oder den Hexameter, die Neuern im Allgemeinen den Jambus, und zwar bald den Alexandriner, bald den fünffüßigen Jambus, und letztern entweder reimlos, oder in irgend einer gereimten Form. Die eigentliche didactische Satire entstand erst bei den Römern, und ihr Urheber war Lucil; mehr Ausbildung gab nachher Horaz der muntern, Juvenal und Persius der ernsthaften Gattung. (Ueber die römische Satire haben Vulpius, König und Casaubonus geschrieben. Ein vortrefflicher Aufsatz über dieselbe von W. Wachsmuth findet sich in dessen Athenäum, 1. Bd., 2. Hft.) Von den Neuern nennen wir bei den Italienern Ariost, Alamanni, Salvator Rosa, Menzini, Dotti, Caspar Gozzi, Alfieri; bei den Franzosen Regnier, Boileau und Voltaire; bei den Engländern Donne, Rochester, Pope, Swift, Young, Churchill, Johnson und Peter Pindar (Wolcott); bei den Polen Krasiczki; und bei den Deutschen Maurer, Ulr. Hutten, Fischart, Brand, Rollenhagen, Neuchel, Canitz, Liskov, Haller, Hagedorn, Rabener, Sturz, Stoll.

berg, Kästner, Lichtenberg, Falk, Tiek, Wetzel, Weisser, Haug ꝛc. Die Griechen hatten die eigentliche Satire nicht; das Gedicht des Archilochus so wie des Simonides war mehr ein Schmähgedicht, und die Sillen hatten zwar wahrscheinlich eine didactische Form, gehörten aber mehr zu den Parodien. — Ganz verschieden von der Satire aber war das Drama satyricum der Griechen, eine Mischung tragischer, wenigstens heroischer Handlung mit dem Komischen. Diese Dramen dienten zu Nach- und Zwischenspielen, und hatten einen niedrig-komischen burlesken Charakter. Wir besitzen von ihnen noch den einzigen Cyklops des Euripides. (Vergl. Eichstaedt de dramate Graecorum comico-satyrico etc.)

Satrapen hießen die Statthalter der einzelnen Provinzen des persischen Reichs und die Statthalterschaften Satrapien.

Sattelhöfe nennt man gewisse Arten von Landgütern, welche zwar nicht die Vorrechte der Rittergüter genießen, aber doch viele Freiheiten und Vorzüge vor den gewöhnlichen Bauergütern haben. Sie kommen besonders in Ober- und Niedersachsen vor, und sind theils solche, die ursprünglich die Rechte adeliger Rittergüter besaßen, nachher aber an nichtadelige Besitzer kamen und bloß einige jener Rechte beibehielten, theils solche, die zwar Steuern geben, aber doch von Frohnen und Zinsen befreit sind, theils kleinere adelige Güter, die keinen Antheil an den Versammlungen der Landstände gewähren, oder bloß aus einzelnen Grundstücken ohne ein dazu gehöriges Dorf bestehen. Einige dieser Güter sind auch von Steuern frei, und viele können auch von Bauern besessen werden; jedoch gehen sie nie bei höhern Lehnhöfen, sondern bei den Aemtern oder andern niedern Gerichten zu Lehn. Man nennt sie auch sattelfreie Güter; und ihr Name kommt nach der wahrscheinlichsten Meinung von dem Lateinischen Sedes (Sitz oder Wohnsitz eines Adeligen) her, woraus Sedelhof, Sadelhof und zuletzt Sattelhof gemacht worden ist.

Sättigung ist derjenige Zustand, in welchem durch die Aufnahme der Speise das Verlangen des Magens darnach befriedigt ist. Chemisch aber tritt Sättigung zwischen zwei Körpern, die gegenseitig auf einander wirken, dann ein, wann sie sich gegenseitig so verändert und vereinigt haben, daß alle Wirkung aufhört. Salz wird vom Wasser aufgelös't, doch hat diese Auflösung ihre Gränze; diese Gränze, wo das Wasser nicht mehr wirkt, bestimmt die Sättigung. Jetzt ist ein Product mit neuen Eigenschaften entstanden, das Wasser ist specifisch schwerer geworden, hat einen andern Geschmack angenommen; das Salz dagegen hat durch die Vereinigung seine feste Form verloren. Mehrere electrisch heterogene Körper zeigen sehr starke gegenseitige Wirkung und zugleich ihren Sättigungspunkt weit bestimmter als andre. Sie bilden im Zustande der vollkommenen Sättigung besondre Körper, die ihre beiderseitigen vorigen Eigenschaften ganz verloren und neue angenommen haben. So gibt eine Säure mit einem Alkali gesättigt ein Salz, welches weder saure Eigenschaften noch alkalische mehr zeigt, sondern neue, d. i. neutrale angenommen hat. In so fern ist Neutralität mit Sättigung identisch.

Saturnus, ursprünglich eine altitalische Gottheit des Anbaus, welche späterhin zum griechischen Kronos umgedeutet wurde, dessen Sagen folglich hier anzuführen sind. Uranus und Gäa hatten die sechs Titaniden erzeugt. Der jüngste dieser Titanen war Kronos (die

Zeit), welcher, als Uranus seine Kinder einkerkerte, von der zürnenden Mutter zur Rache deßhalb aufgefodert, mit scharfer Hippe die Schaam des Vaters hinwegmähte; worauf derselbe der Herrschaft entsetzt wurde, die Titanen ihre eingekerkerten Brüder befreiten, und die Herrschaft in des Kronos Hände kam. Dieser vermählte sich mit Rhea, die ihm mehrere Söhne und Töchter gebar. Aber da er wohl wußte, daß auch ihm Entthronung von einem Sohne bevorstehe, verschlang er die ihm gebornen Kinder. Nur Zeus wurde gerettet, indem Rhea sich auf Creta verbarg, wo Gäa ihn aufzuziehen verhieß. Dem Kronos reichte Rhea einen Stein in Windeln dar, den er statt des neugebornen Knaben verschlang. Auf ein von der Gäa und Metis ihm beigebrachtes Brechmittel aber gab er sowohl diesen Stein als alle verschluckten Kinder wieder von sich, mit deren Beistande nun Zeus den Kronos und die Titanen bekriegte, und nach zehnjährigem Kampfe entthronte. Kronos wurde sammt den Titanen in den Tartarus eingekerkert, aus dem spätere Dichter ihnen Erlösung gaben; Zeus aber erkannte nach Pindar den Kronos als Beherrscher des seligen Eilandes im westlichen Ocean an. Das unbekannte Hesperien galt für das Land, wo Uranus und die folgenden Titanen geherrscht haben. Als man später dies Land näher kennen lernte, ward Kronos und das goldne Zeitalter unter ihm nach Italien versetzt. Kronos mit Saturnus vermischend, dichtete man, Saturn habe, des Reiches entsetzt und vor seinem Sohne fliehend, Italien zu seinem Zufluchtsorte gewählt, und sich in Latium (von latere) verborgen. Hier theilte der uralte König Janus die Oberherrschaft mit ihm, und Saturn erbaute auf dem capitolinischen, ehemals saturnischen Berge die Stadt Saturnia. Auf dem Forum in Rom stand sein Tempel, in welchem man den öffentlichen Schatz verwahrte. Die saturnische Zeit ist als das goldne Alter unvergeßlich geblieben, und von den Dichtern wetteifernd gepriesen worden. Friedlich rollten die Jahre dahin, und jeder Augenblick bot eine Fülle heiteren ungetrübten Lebensgenusses und reiner unverbitterter Freuden dar. Er wird auch zum Vater des Centauren Chiron gemacht.

Saturnalien, ein Fest bei den Römern zum Andenken an die glückliche Zeit unter Saturns Weltherrschaft, wo unter dem Menschengeschlecht Gleichheit und Freiheit bestanden, Treue, Vertrauen und Liebe Alle verbrüderte, und Unterdrückung und Empörung fremd waren. Sie dauerten anfangs nur einen, dann 3, dann 5 und unter den Cäsaren 7 Tage, vom 17ten bis 23sten December. Das Fest begann, sobald die wollene Binde, die das ganze Jahr hindurch die Füße von Saturns Bildsäule umschlang, abgenommen war. Es hub damit an, daß im Tempel des Saturn eine Menge Wachskerzen angezündet wurden, zum Zeichen, daß nicht mehr Menschen geopfert werden sollten. Die Sclaven waren jetzt frei, trugen zum Zeichen der Freiheit den Hut, und gingen im purpurbesetzten Rock und der weißen Toga. Herren und Sclaven tauschten ihre Rollen, und während die Knechte zu Tische saßen und schmaus'ten, wurden sie von dem Herrn und seinen Gästen bedient, die sich, wenn sie es nicht recht machten, allerlei lächerlichen Strafen unterwerfen mußten. Ueberall herrschten Scherz und Freiheit und die Geschäfte feierten. In den letztern Tagen, die in späterer Zeit hinzukamen, sandte man einander Geschenke, namentlich kleine Götterbilder, Sigilla, von denen diese Tage auch Sigillarien hießen, und begrüßte sich mit dem

zuruf: Io Saturnalia! Bona Saturnalia! Einige Gefangne wurden in Freiheit gesetzt, die ihre Fesseln dem Saturn weihten.

Satyr. Unter dem Namen der Satyrn (σάτυροι, τίτυροι), die unter dem Namen der Silenen, Faunen und Panen, stellt die griechische Mythologie eine Art von Wesen auf, die sich mehr oder weniger der thierischen Natur, besonders der Ziegengestalt, nähern. Sie waren ursprünglich peloponnesische Waldgötter. Ihre weitere Ausbildung verdanken sie dem attischen Drama, besonders dem satyrischen. Der frühere Grieche dachte sie spitzohrig, glatzig, mit kleinen Hervorragungen hinter den Ohren, die spätern Künstler näherten sie durch Hörner und Bocksfüße den Panen. (S. Voß mythol. Briefe II., 30). In den Abbildungen sieht man daher bei Einigen mehr Thierisches: Geisfüße, Schwanz, gespitzte Ohren und Hörner; Andre behalten die menschliche Gestalt und verrathen das Thierische bloß durch die Geisohren und den Schwanz, wozu noch kleine keimende Hörner kommen. Auch drückt sich das Thierische aus im ganzen Gesicht, in den Augenknochen, dem Barthaar, den hängenden Wammen unter den Ohren am Halse. Ein ander Mal geht das Thierische in eine bloß bäurische, rohe und plumpe Menschengestalt über, woraus aber die Künstler doch ein angenehmes und gefälliges Ideal der ländlichen Natur zu schaffen wußten. Gewöhnlich setzt man den Unterschied zwischen Faunen und Satyrn so fest, daß jene bloß mit spitzen Ohren und kleinen Schwänzen, diese hingegen mit Geisfüßen erscheinen; Silenen aber seyen alte Faunen. Dies ist aber grundlos, vielmehr waren die Satyrn der Griechen den Faunen der Römer gleich. Das ganze Geschlecht der Satyrn, Silenen, Faunen und Pane bezeichnet überhaupt bei den Alten Gottheiten des Waldes und des Landlebens, erwachsen aus verschiednen Ideen. Dem Bacchus sind die Satyrn und Silenen stets als Gefolge beigesellt, in welcher Bedeutung, ist nicht mehr zu bestimmen, wie denn der Ursprung der Vorstellung von ihnen sich in ziemlich frühe Zeiten verliert. Vielleicht entstand sie aus der Bekleidung der Menschen mit Thierfellen; vielleicht sollte das Bild nur symbolisch seyn, und die rohe, wilde, uncultivirte Menschennatur vorstellen. Als Aeltern der Satyrn werden Mercur und die Nymphe Iphtime, von Andern Bacchus und die Najade Nicäa genannt. Sie waren wollüstig und liebten die Musik. Bei den Bacchusfesten erschienen sie immer musicirend und tanzend.

Satz (dreistimmiger), s. Dreistimmig.

Sau oder Save, ein großer Fluß, der in Oberkrain aus einer doppelten Quelle entspringt, zwischen Sclavonien, Croatien und Bosnien fortfließt, und sich bei Belgrad mit der Donau vereinigt. Er ist schiffbar, hat aber mehrere Wasserfälle. Dieser Fluß wirft oft Asche und nach Schwefel riechende Steine aus.

Sauerbrunnen oder Säuerlinge heißen diejenigen Mineralwasser, die neben andern salzigen Bestandtheilen das Kohlensäuregas (fixe Luft, Luftsäure) zum vorherrschenden Bestandtheile haben. Sie zeigen einen kühlenden prickelnden Geschmack, perlen beim Eingießen, und schäumen gleich dem Champagner-Weine, wenn man ihnen Zucker und Wein zusetzt, weil dadurch das in ihnen enthaltene Gas entweicht. Die bekanntesten deutschen Brunnen dieser Art finden sich zu Selters und Faching im Nassauischen, zu Bilin und Eger in Böhmen, und zu Geilnau in der Graffschaft Holzapfel.

F.

Sauerkleesalz (Sal acetosellae, sal oxalis), ist ein weißes, crystallinisches Salz vegetabilischen Ursprungs (fälschlich Bitterkleesalz genannt), welches aus Sauerkleesäure (Zuckersäure) und Potaschenalkali so zusammengesetzt ist, daß die Säure Ueberschuß und das Salz daher saure Eigenschaften zeigt. Viele Säfte saurer Pflanzen enthalten es schon zubereitet, dahin gehören vorzüglich alle Arten des Sauerklee's, Oxalis, und einige des Ampfers, Rumex. Um es zu bereiten, wird der ausgepreßte Saft abgedampft, mit Eiweiß geklärt, und zur Krystallisation befördert, die man durch Zusatz von Weingeist beschleunigt. Die Schweiz liefert das mehrste Salz zum Handel. Seine Anwendung findet es bei vielen Farben- und Druckerbeizen, wie bei der reservage Beize zum Kattundruck, wenn der ausgefärbte Grund des Zeuges wieder farbenlos werden soll. Bekannt ist sein Gebrauch zum Vertilgen der Rostflecken aus der Leinwand und Baumwolle, die auf der Leichtlöslichkeit und Farbenlosigkeit der entstandenen Eisenverbindung beruht. Neue Erfahrungen haben bewiesen, daß dieses Salz innerlich, zu einem bis zwei Loth genommen, äußerst schädliche Wirkungen haben könne. 1812 starb in Dresden ein schwächlicher Mann, der es statt Laxirsalz nahm; zwei Frauen, die es aus Unvorsichtigkeit ebenfalls genommen, erlitten heftige Zufälle, welche sie jedoch überstanden. 1815 machte Thomson in London im Medical Repository einen ähnlichen tödtlichen Fall bekannt. F.

Säuerling, s. Sauerbrunnen.

Sauerstoff, Oxygen, ein bisher noch unzerlegter Körper, der in der Natur unter allen Formen vorkommt, und einer der wichtigsten chemischen Stoffe ist. Seine einfachste Form ist die Luftform (Sauerstoffgas, Oxygengas); in selbiger ist er farbenlos, elastisch gleich der gemeinen Luft. (S. d. Art. Gasarten.) Um ihn so darzustellen, scheidet man den Sauerstoff aus Braunsteinoxyd (Graubraunsteinerz), rothem Quecksilberpräcipitat, Salpeter ꝛc. durchs Glühen in einer Retorte, und fängt die entweichende Luft unter Wasser auf. Diese zeigt sich als das Verbrennen ungemein begünstigend, denn ein glimmender Span brennt lodernd darin auf, heißer Stahl brennt mit Funkensprühen, jeder andre Körper verbreitet darin fünf Mal mehr Licht als in gemeiner Luft. Eben so beschleunigt sie das Athmen, Thiere athmen schneller, erhitzen sich darin, und scheinen Wohlbehagen zu fühlen. Sementini schlägt vor, sie gegen den Scheintod erwärmt mit einem Blasebalge in die Lungen zu treiben und will glückliche Resultate gesehen haben. Während des Brennens vereinigt sich der brennende Körper mit dem Sauerstoffe der Luft und beide geben ihr Licht und ihre Wärme als Feuer von sich; das Product der Verbrennung ist allezeit eine Verbindung des Verbrannten mit Sauerstoff, es sey luftförmig, flüssig oder fest. Verbrennt man irgend einen brennlichen Stoff, z. B. Phosphor, in einer gewissen Menge Sauerstoffluft (in einem umgestürzten Bierglase, das in einem Teller mit Wasser steht), so findet sich, daß eine gewisse Menge des Phosphors einer gewissen Menge jener Luft, die während des Brennens verschwindet und durch eindringendes Wasser ersetzt wird, bedarf, bei ihrem Mangel aber verlischt. Dasselbe wird in gemeiner Luft Statt finden (nur mit dem Unterschiede, daß wegen ihres Gehalts an Stickstoffluft allezeit 78 Theile Rückstand bleiben und alles langsamer vor sich geht) und beruht auf denselben Ursachen, weil 21-22 Procent Sauerstoffluft in ihr enthalten sind.

die durchs Verbrennen mit Sauerstoff entstandenen Producte sind bisweilen von neutralen Eigenschaften, wie das Wasser, welches durch Verbrennung des Wasserstoffs in Sauerstoff bereitet werden kann; viele sind offenbar sauer, wie Dünste aus brennendem Schwefel, der Farben bleicht, andere aber sind Körper, welche in ihren Eigenschaften den Säuern gerade entgegengesetzt sind und basische Oxyde heißen, wie mehrere der verbrannten Metalle. Die Körper verbinden sich nur in bestimmten Verhältnissen mit dem Sauerstoffe, mehrere aber in mehreren Stufen. Die Chemiker nennen diese Oxyde in der ersten Stufe Protoxyd, in der zweiten Deutoxyd, in der höchsten Peroxyd; es findet sich, daß die Menge des Sauerstoffs, welche den ersten Grad bildet, anderthalbfach oder zweifach in dem zweiten ist und so mit jeder Stufe in bestimmter Menge wächst. Erwägt man die vielen Verbrennungen, die täglich in der Luft vorgehen und nebst dem Athmen der Thiere eine ungeheure Masse Sauerstoff verzehren, so muß man sich wundern, da die Luft überall aus gleichen Verhältnissen Stickstoffluft und Sauerstoffluft besteht, wo der Ersatz dieser letztern immer herkommt. De Luc meint aus dem Wasser. Dann müßten aber Wasserstoff und Stickstoff einerlei Grundbestandtheile haben und in einander übergehen können. Die grünen Theile der Pflanzen geben im Sonnenscheine viel Sauerstoffluft aus und ersetzen so den Abgang etwas im Sommer, aber im Winter bleibt dieser Ersatz aus, ohne daß dadurch das Mischungsverhältniß der Luft geändert wird. Ueberhaupt ist die Thierwelt durch Oxydation mit der Atmosphäre verbunden, indem sie ihr Sauerstoff, wenn nicht entzieht, doch ihn zur Kohlensäure umschafft; die Pflanzenwelt hängt durch Desoxydation mit der Atmosphäre zusammen, denn die Vegetabilien nehmen oxydirte Producte, die Kohlensäure und Wasser, auf, behalten die brennbare Grundlage dieser Körper zur eignen Ernährung und entlassen den Sauerstoff im Sonnenlichte luftförmig. F.

Saugpumpe, s. Pumpe.

Säugthiere, mammalia, machen die erste Classe des Thierreichs aus. Sie haben ein Herz mit zwei Kammern und zwei Ohren, deren rechte Kammer ihr rothes warmes Blut nach den Lungen treibt, wo es durch inspirirte Luft geröthet und dann weiter nach der linken Herzkammer zurückgeführt wird, während die Lungen durch Exspiration sich zusammenziehen. Die äußere Bedeckung ihrer Oberhaut besteht, die Wassersäugthiere ausgenommen, in Haaren, die in ihrer Weiche, Länge und Ordnung verschieden und den Thieren kalter Erdgegenden dichter und reichlicher, als denen der wärmern zugetheilt sind. Man sieht diese Haare borstig beim Schweine, in Stacheln übergehend beim Igel und Stachelschwein, in Schuppen beim Panzerthier, in Schilder beim Gürtelthier. Eben so setzen sie sich bei den meisten in den Schwanz fort. Das Eichhorn hat einen langbehaarten, aus einander stehenden Schwanz, der Löwe hat ihn büschelförmig behaart, das Pferd zopfförmig, sehr kurz zeigt er sich beim Hasen und Maulwurf, länger schon bei Ratten und Hunden; die Meerkatzen können ihn sogar gleich einer fünften Hand gebrauchen, wenigen Affen, einigen Nagethieren und dem Menschen fehlt er ganz. Bei vielen Säugethieren ist das Gesicht mit Warzen besetzt, bei andern trägt das Kinn einen Bart, beim Kameele ist die Brust, beim Pferde sind die Füße mit hornartigen Auswüchsen besetzt. Die Wassersäugthiere haben statt der Hinterfüße, auch bisweilen statt der

Vorderfüße Flossen; die Landsäugthiere besitzen dagegen durchgängig vier Füße, welche ihnen den auszeichnenden Namen der vierfüßigen geben. Die Enden dieser Füße sind mannichfaltig gestaltet, bei allen findet eine hand- oder fußförmige Ausbreitung oder eine Zertheilung in Finger oder Zehen Statt. Diese Finger oder Zehen sind bei einigen mit unbeweglichen Nägeln besetzt, die ihren Spitzen Festigkeit geben; oder mit beweglichen scharfen Krallen (bei den reißenden) zur Vertheidigung, zum Festhalten ihres Raubes oder zum Wühlen; die schwimmenden Säugthiere haben diese Zehen mit Schwimmhaut verbunden; bei den Lastthieren ist der Fuß mit Klauen besetzt, die einem Schuhe gleich die Zehen einhüllen und schützen. Krallen, Klauen, Hörner an der Stirn und Zähne dienen ihnen zu Waffen; letztere insbesondere zu Freßwerkzeugen; diesem Zwecke gemäß haben sie drei verschiedene Formen. Die Schneidezähne, incisivi, mit breiter Schneide stehen vorn in den Kinnladen; die Scheide- oder Fangzähne, laniarii, von kegelförmiger Gestalt, übertreffen jene gewöhnlich an Größe und stehen oft nur in der Unterkinnlade einzeln neben jenen; die Backzähne, molares, in den Seiten der Kinnladen, zeichnen sich aus durch breite abgestumpfte Flächen, die in den Pflanzenfressern stumpfer, in den Fleischfressern dagegen spitziger vorkommen. Von zahnlosen Säugthieren kennt man die Geschlechter der Ameisenbären und Panzerthiere. Die Organe für den äußern Sinn sind in den Säugthieren, und vor allen in dem Menschen, fünffach, für Gehör, Geruch, Gesicht, Geschmack und Tasten sehr vollkommen ausgebildet. Die Organe jener vier erstern tragen sie am Kopfe, der Tastsinn hingegen ist unter der ganzen Oberhaut mehr oder weniger stark verbreitet. Ihre äußern Ohren sind von verschiedener Gestalt, der innere Bau besonders bald nur für hohe Töne und weit herkommenden Schall sehr empfindlich, nach dem sie wehrlos sich durch Flucht nur retten können, bald vorzugsweise für tiefe und nahe Töne eingerichtet, wenn ihr Gehör ihnen zum Leiter ihres Raubes gegeben ist und sie selbst bewaffnet keinen Feind in der Nähe fürchten. Ihre Augen haben bewegliche Pupillen und Augenlieder; die Pupillen sind bei denen am Tage geschäftigen rundlich, bei denen in der Nacht sehenden bestehen sie in einer horizontalen oder verticalen Spalte. Die Nase als Geruchsorgan steht über dem Munde und ihm als Wegweiser zugegeben, oft kürzer als die Oberlippe, oder über diese hervorstehend, bisweilen gespalten oder wie beim Elephanten in einem Rüssel verlängert. Die Zunge für den Geschmackssinn liegt in der Unterkinnlade und hinter der gewölbten oder gespaltenen Oberlippe. Sie ist mit Geschmackswarzen besetzt, die beim Hunde zahnförmig, bei der Katze stachelartig hervorstehen, sie selbst ist meist einfach und breit, doch auch walzenförmig (beim Ameisenbär), oder gespalten (beim Seehund). Die Säugthiere gebären lebendige Jungen und säugen sie mit Milch an ihren Brüsten. Diese Organe kommen ihnen ausschließend zu, sind (den Hengst ausgenommen) bei Männchen und Weibchen zu finden und gleichzählig in solcher Menge, daß gewöhnlich für jedes Junge zwei vorhanden sind. Der Mensch, die Affen und der Wallfisch tragen sie an der Brust, der Seehund am Bauche, die Lastthiere an den Leisten, mehrere Nagethiere am Bauche und der Brust zugleich, und das Schwein längs des Leibes. Die wenigsten leben paarweis, wie das Lemur, der Igel, die Fledermaus, die Affen; die mehrsten begatten sich mit jedem Weibchen ihrer Art, das ihnen aufstößt, wo dann der Mutter die Sorge und Vertheidigung der

jungen allein zur Last fällt und von ihr bis zur zweiten Niederkunft übernommen wird. Der Seehund allein hält und vertheidigt ein Harem von mehrern Weibern. Linnée bringt diese Thiere in folgende Ordnungen: 1) Primates, welche den Menschen, das Lemur, den Affen und die Fledermaus umfassen; 2) Bruta, wohin der Ameisenbär, das Rhinoceros, der Elephant, das Wallroß, Faulthier, Schuppen- und Gürtelthier; 3) Ferae, wozu das Geschlecht der Hunde, Wiesel, Maulwürfe, Beutelratten ꝛc. 4) Glirae, wohin die Mäuse, Hasen, Eichhörner, Biber ꝛc. 5) Pecora, wohin das Rind, Kameel, der Hirsch, das Schaf, die Gazellen ꝛc. 6) Belluae, wohin Pferd und Schweine; 7) Cetae, in welche die Wassersäugthiere, der Wallfisch, Delphin ꝛc. gehören. **F.**

Saugwerk heißt in der Wasserbaukunst eine solche Maschine, mittelst welcher das Wasser in Röhren durch Auf- und Niederdrücken oder Bewegung eines Kolben in einer Röhre (**Stiefel**) in die Höhe gehoben (**gesaugt**), und durch eine Ausgießröhre fortgeschafft wird. Von dieser Art sind die Saugpumpen. (S. **Pumpen**.)

Saul, König in Israel um das J. 1050 vor Chr. Er stammte aus einer geringen Familie des unbedeutenden Stammes Benjamin, zeichnete sich aber aus durch Schönheit und Tapferkeit und ward von Samuel zum Könige gewählt, als das Volk der republikanischen Verfassung müde war. Aber erst nach einem Siege über die Ammoniter ward er von dem ganzen Volk anerkannt. Wiederholte Siege über die Philister, Edomiter, Moabiter, Ammoniter, selbst über den König Zoba jenseit des Euphrats befestigten sein königliches Ansehn. Samuel aber, der nur ungern die höchste Gewalt niedergelegt hatte, behielt stets eine Partei im Volke, und als er mit Saul wegen eines Eingriffs in die Vorrechte des Priesterthums und wegen eines in einem Kriege mit den Amalekitern bezeigten Ungehorsams gegen die von ihm im Namen Gottes gegebnen Befehle zerfiel, salbte er David insgeheim gegen ihn zum Könige. Saul erkannte seinen Gegner und haßte ihn um so mehr, als dieser sich durch die Besiegung des Philisters Goliath und andre tapfre Thaten hervorthat, ihm seine Tochter Michal zur Gemahlin abnöthigte und die Freundschaft seines Sohnes Jonathan zu gewinnen wußte. Ein bürgerlicher Krieg entstand daraus, der bis zu Sauls Tode währte, den dieser in einem unglücklichen Treffen gegen die Philister sich selbst gab. (Vergl. d. Art. **Samuel** und **David**.)

Säule. Der Ursprung der Säulen fällt in die entferntesten Zeiten. Die Tempel scheinen die ersten Gebäude gewesen zu seyn, deren größerer Umfang es nöthig machte, das Dach durch einige senkrechte Stützen vor dem Einsturz zu sichern. Man wählte dazu in Griechenland und wo man an Holz Ueberfluß hatte, Baumstämme, von deren Gestalt sich unstreitig die Form der nachherigen Säule, wie wir sie hier finden, herschreibt. Da, wo man aus Mangel an Holz von Anfang an mit Steinen baute, wie in Aegypten, waren die ersten Säulen rohe, plumpe Steinblöcke, ohne Zierrath oder Absatz, die erst später eine gefälligere Form erhielten. — Eine Säulenordnung (s. d. Art.) hat drei Theile: den **Säulenstuhl**, die Säule mit ihrem Fuße und Knaufe, und das Gebälke. Der **Säulenstuhl** (Piedestal, Postament) ist ein hoher Untersatz, bestehend aus dem Grundsteine, dem Würfel und dem Deckel oder Sims, aber nur da bei obern Ordnungen anwendbar, wo außerdem der Fuß der Säule von dem hervorspringenden Kranze der untern Ordnung ver-

deckt wird. Die Säule besteht aus dem Fuße, dem Schafte und dem Knaufe oder Capitale. Der Fuß oder die Base enthält den ebenen Untersatz, der die Säule zu erheben dient, und ein oder mehrere runde Glieder, um der Säule einen Anfang zu geben. Der Schaft ist der mittlere Theil der Säule zwischen dem Fuße und dem Knaufe. Der Knauf ist nothwendig, die Säule oben als vollendet vorzustellen. Ohne diesen und die runden Glieder des Fußes würde die Säule nur eine abgeschnittene Stütze, kein schönes Ganzes seyn, das seine bestimmten Gränzen hat. Die Säule wird nach oben zu etwas zusammengezogen oder verjüngt; bis zum dritten Theil ihrer Höhe pflegt man sie senkrecht laufen zu lassen. Das Gebälk endlich besteht aus dem Hauptbalken (Architrab), dem Borten oder Fries, und dem Kranze oder Karnies. Zum Maßstab der Säulen bedient man sich gewöhnlich des halben Durchmessers des Schafts, welchen man Modul nennt, und welchen Vignola für die beiden untersten Ordnungen in zwei, für die drei höhern in achtzehn Theile theilt. (Vergl. Gekuppelte Säulen.)

Säulenordnung. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man in der Baukunst die Beschaffenheit der Säulen. Man unterscheidet fünferlei Beschaffenheiten der Säulen oder Säulenordnungen: die tuscische oder toscanische, dorische, ionische, corinthische und römische. Das Kennzeichen der toscanischen Ordnung ist, daß sie ganz einfach ist, gegen ihre Höhe einen verhältnißmäßig dicken Schaft, wenige und starke Glieder hat. Die Säule (Schaft mit Fuß und Capital) hat nach Vitruv und Vignola 14 Modul zur Höhe, wovon auf Fuß und Capital, auf jedes 1 kommen. Das Gebälk hat nach Letzterm $3\frac{1}{2}$ Modul, nämlich der Architrab 1, der Fries $1\frac{2}{12}$, der Kranz $1\frac{4}{12}$. Die dorische Ordnung hat zum Hauptkennzeichen die Triglyphen oder Dreischlitze im Friese, welche die Köpfe der auf dem Architrab liegenden Balken vorstellen, und zwei prismatische Vertiefungen mit zwei halben auf der Seite haben. Die Zwischenräume heißen Metopen (s. d.). Ueber jeder Säule muß gerade nach ihrer Mittellinie ein Dreischlitz treffen. Man nimmt es nach Vitruv als eine Regel an, daß die Dreischlitze 1 Modul breit und $1\frac{1}{2}$ Modul hoch, die Metopen aber ein Quadrat seyn sollen. Auch pflegt man die Triglyphen zwischen zwei Säulen gern in ungerader Anzahl seyn zu lassen. An den vorspringenden und einwärts gehenden Winkeln machen die Triglyphen und Metopen Schwierigkeit. Der Charakter dieser Ordnung ist männliche Pracht, die keine feine Zierrathen, aber durchaus Fleiß und einfachen Reichthum zeigt. Die Höhe der Säule war bei den Griechen anfangs nur 12 Modul, hernach 14 und in den Schauspielhäusern 15. Vignola gibt ihr 16 M., wovon 1 der Fuß und 1 das Capital erhält. Beide sind wenig mehr geschmückt als die toscanischen. Einige geben der dorischen Säule zwar den schönen attischen Säulenfuß, jedoch unpassend. Der Kranz in dieser Ordnung ist stark vorspringend, nach Vignola 2 M. über die Fläche des Schafts. Daher hat man der Kranzleiste zur Unterstützung die Dielenkopfe gegeben, die 1 M. breit und $\frac{1}{4}$ M. hoch sind und über jedem Dreischlitze sich befinden. Man erklärt sie für die Hervorragung der Dielen über den Balken. Oder besser, sie dienten bloß zur Unterstützung der starken Ausladung des Kranzes. Man gebraucht auch schon in dieser Ordnung die weiter unten vorkommenden Zahn-

schnitte. Unter den Triglyphen sind noch im Architrab sechs kleine conische Körperchen, Tropfen, angebracht, dergleichen man auch auf der Unterfläche der Kranzleiste anzubringen pflegt. Die Triglyphen fallen in den höhern Ordnungen weg, indem man die Balkenköpfe verkleidet. Die ionische Ordnung hat zum Kennzeichen ein mit zwei Schnecken auf zwei Seiten oder ein mit vier doppelseitigen Schnecken auf den vier Ecken geziertes Capital. Jenes ist das Capital der Alten, welches die Neuern verschönert haben. Anfangs hatte die Säule nur 16 Modul, hernach 17, und Vignola und andere Neuere geben ihr 18. Der von Vitruv beschriebene Säulenfuß ist wegen des starken Pfühls über den vielen kleinen Gliedern fehlerhaft. Besser gebraucht man den attischen. Der Hauptbalken wird der Zierlichkeit wegen in drei Streifen abgetheilt. Der Fries bleibt entweder glatt oder wird mit schicklicher Bildhauerarbeit geschmückt. Der Kranz bekommt auf einem platten Gliede zwischen dem Fries und der Kranzleiste, um das Glatte zu unterbrechen, oft einen Zierrath, der aus kleinen hervorspringenden Theilen mit Zwischenräumen besteht. Man nennt sie Zahnschnitte (Kälberzähne). Angemessener scheint es, die Kranzleiste durch glatte Sparrenköpfe zu unterstützen, wie durch die niedrigern Dielenköpfe in dem dorischen Kranze. Zierliche Einfachheit ist der Charakter dieser Ordnung. Der attische Säulenfuß besteht aus einem Untersatze, einem Pfühle, einem Riemchen, einer Einziehung, einem Riemchen, einem Pfühle und einem Saume von bestimmten Verhältnissen. Der Untersatz beträgt $2\frac{1}{4}$ Modul. Das Meisterstück der Baukunst ist die corinthische Säulenordnung. Sie zieht sogleich das Auge an durch das schöne Capital, ein großes rundes Gefäß, mit einem viereckigen, auf den Seiten eingebognen Deckel, der unten mit zwei Reihen, jeder von acht Blättern, umfaßt ist, hinter welchen vier Stiele jeder zwei kleinere Blätter unter den vier größern Schnecken an den vier Ecken und den vier Paar kleinern unter der Mitte der Seiten sich krümmend in die Höhe gehen lassen. Diese Schnecken nehmen gleichfalls aus den Stielen ihren Ursprung und unterstützen auf eine ungezwungene Art den Deckel des Capitals. Die Höhe der Säule mit Capital und Fuß ist nach Vignola 20 Modul, wodurch sie ein zu dem Ganzen passendes schlankes Ansehn bekommt. Am angemessensten ist für sie der attische Fuß, dem man an den Pfühlen noch einen Ring zusetzen kann. In dem Gebälke bekommen die Streifen des Architrabs eine Kehlleiste am obern Rande, die an dem obersten noch mit einem Ueberschlage und Stabe eingefaßt wird. Der Fries wird oft mit Bildhauerarbeit verziert; der Kranz bekommt unter der Kranzleiste zierlich geschweifte Sparrenköpfe, und in dem untern Theile noch Zahnschnitte. Die ganze Ordnung ist durch die Verhältnisse der Theile, die Feinheit der Verzierungen und die Uebereinstimmung ein vollendetes Muster der architektonischen Schönheit. Die römische Ordnung, oder die zusammengesetzte, unterscheidet sich von der corinthischen hauptsächlich in dem Capital, welches aus dem ionischen und corinthischen zusammengesetzt ist, indem aus jenem die großen Voluten oder Schnecken mit den dazwischen befindlichen runden Gliedern, aus diesem die breiten Hauptreihen von Blättern entlehnt sind. Die dritte Reihe, welche in dem letztern sich unter den Schnecken hinkrümmt, ist hier nicht befindlich. Doch sind Stiele mit kurzen Blättern vorhanden. Das Verhältniß der Höhe zur Dicke dieser Säule ist wie bei der corinthischen. Uebrigens

möchte sie noch die meisten Freiheiten gestatten, daher sie am schicklichsten da gebraucht wird, wo man der Einbildungskraft freieres Spiel lassen will. — Der wahre Unterschied der Säulenordnungen möchte wohl in dem Verhältnisse der Höhe des Schaftes zu seiner Dicke, in dem größern oder geringern Maße der Zierrathen und den damit übereinkommenden feinern oder gröbern Gliedern der Haupttheile bestehn, so daß man die Zahl der Säulenordnungen auf drei, die dorische (von gefallender Stärke), die ionische (von zierlicher Einfachheit) und die corinthische (von geschmackvoller Pracht) zurückführen kann. Auf die Verzierung des Capitals kommt es nur in so fern an, als den feinern Ordnungen ein mehr verziertes Capital zukommt. Eine sechste oder deutsche Säulenordnung ist völlig unstatthaft, denn sie unterscheidet sich von der ionischen nur durch das schlechtere Capital und einige willkürliche Veränderungen der kleinen Glieder. Die Wahl der Säulenordnung bei einem Gebäude hängt von der Bestimmung des letztern ab. Die toscanische Ordnung dient zu Stadtthoren, Arsenälen, Leuchtthürmen, Brunnen u. dergl. Die dorische Ordnung paßt besonders für gottesdienstliche Gebäude, die ionische für Lustschlösser, im Innern der Gebäude, auch als zweite Ordnung an ihrer Außenseite. Die corinthische Ordnung dient zur Verzierung fürstlicher Paläste, überhaupt da, wo Zierlichkeit und Pracht der Stärke und Einfachheit vorgezogen werden. Der Gebrauch der römischen Säule ist schon oben angegeben. Wo mehrere Säulenordnungen über einander gestellt werden, nimmt die stärkere allemal den niedrigern Platz ein. Die Axen der Säulen müssen in eine gerade Linie fallen. Die obere Säule wird unten so dick, als die nächst untere Säule am Knaufe ist. Man pflegt auch die obere Säule um einen Modul der nächst untern Säule niedriger zu machen als diese. Um indeß die Einheit nicht zu verletzen, ist bei Uebereinanderstellung der Säulen Alles wohl zu berücksichtigen. Eine corinthische Säulenreihe über einer toscanischen oder dorischen würde durchaus nicht passen, eben so wenig sind drei verschiedne Ordnungen über einander zuzulassen. Zwei oder drei ähnliche aber erzeugen Einförmigkeit. Man wird dergleichen Uebereinanderstellungen, zumal an Wohngebäuden, am besten ganz vermeiden. Ausführlich handelt über die Säulenordnung Lud. Voch in seinem Unterricht in der Aufreißung der 5 Säulenordnungen (Augsb. 1779) und seiner Anwendung der 5 Säulen rc., bes. aber Weinbrenner in seinem Werk über die Säulenordnungen, Tübingen 1809.

Säulenstuhl, s. Säule.

Saumarez (Sir James), englischer Admiral, einer der tapfersten brittischen Seeoffiziere, ist 1757 auf Guernsey in einer dort angesiedelten franz. Familie geboren. Im 14. Jahr trat er als Midshipman in die Marine. Seine ersten Seezüge machte er im amerikanischen Kriege unter dem berühmten Lord Hyde Parker. Namentlich zeichnete er sich in der Schlacht von Doggersbank und später unter Admiral Rodney in der Schlacht mit dem französischen Admiral Grasse (12. April 1782) aus, wo er das Linienschiff Russel von 74 Canonen commandirte. Beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich im Jahr 1793 wurde Saumarez sogleich angestellt, erst unter Lord Howe, dann unter Sir John Jervis (Lord St. Vincent), befand sich bei der Schlacht am Cap St. Vincent gegen Cordova, und wurde bei der Nachricht vom Auslaufen der franz. Flotte

aus Toulon mit Nelson zur Aufsuchung derselben detachirt. Er befand sich am Bord des Orion, und hatte Gelegenheit sich in der großen Schlacht von Abukir auf die glänzendste Weise auszuzeichnen. Ihm ward der ehrenvolle Auftrag, die französischen Prisen nach England zu führen, wo er auf die ausgezeichnetste Weise empfangen und belohnt wurde. Er wurde jetzt zum Baronet und zum Contreadmiral ernannt, und zum Commando der bei Cadix stationirten Flotte bestimmt. Nach dem Frieden von Amiens wurde er zum Befehlshaber von Guernsey ernannt. Im J. 1809 diente er gegen Dänemark und kreuzte lange Zeit im finnländischen Meerbusen.

Saurau (Graf Franz von), geboren zu Wien am 19ten Septbr. 1760, aus einer der ältesten und edelsten Familien in Steyermark herstammend, zog als Kreis-Commissair in Oesterreich Josephs II. besondere Aufmerksamkeit auf sich, wurde von ihm, bei dem damals viel besprochenen, aber bald ganz verunglückten Geschäfte der allgemeinen neuen Steuerregulirung verwendet, und schnell nacheinander in noch früher Jugend zum böhmischen Guberninalrath, zum Stadthauptmann in Prag, zum Hofrath beim Directorium in Wien befördert. Mit dem ersten Wahlbotschafter und ollmützer Cardinal Erzbischof Colloredo bei der Kaiserwahl Leopolds II, verrichtete er dort das Amt eines Hofmarschalls der Kur und Krone Böhmen. Er wurde wieder österreichischer Regierungspräsident, und dem Minister Freiherrn von Thugut enge verbündet, vereinigte er eine Zeit lang die Gewalt eines Polizei- (als Adjunct des alten Grafen von Pergen, der dieser wichtigen Stelle nicht mehr fürgewachsen gehalten wurde,) und Finanzministers. In den Wirkungskreis der letztern fiel die gezwungene Arrosirung der Obligationen und der Anfang zur unverhältnißmäßigen Emission des Papiergeldes, in den der ersteren die Jacobiner-Geschichten, die der Anlaß einer eigenen Verfügung des neuen bürgerlichen Gesetzbuches wurden, wodurch Verleitung zum Verbrechen und Steigerung desselben, um es dann anzugeben und strafen zu können, streng untersagt wurde. — Bald nach dem Austritte des Ministers Baron Thugut trat auch Saurau vom Finanzministerposten ab und ging als Bothschafter nach Petersburg, wohnte auch zu Moskau der Krönung des neuen Kaisers Alexander bei. — Nach der Beendigung des durch Frankreich und Rußland geleiteten deutschen Entschädigungs- und Säcularisationsgeschäftes wurde er 1804 von Petersburg zurückberufen, kurze Zeit ohne Anstellung, sehr bald österreichischer Landmarschall, 1805 Gouverneur in Innerösterreich. Als solcher leitete er mit dem Erzherzog Johann die Organisation der Reserven und Landwehr und alle Vorbereitungen zum Kriege von 1809. In demselben bekleidete er eine Zeit lang eben bei der Armee von Innerösterreich, unter dem Befehle des Erzherzogs Johann, den Posten eines bevollmächtigten Hofcommissairs. Er war bestimmt, den Masseaufstand seiner Provinz zu organisiren und mit dem heldenmüthigen Tyrol in Verbindung zu setzen, als die Bewegungen des Bannus Grafen Giulay den grätzer Schloßberg entsetzt und Steyermark, so wie der tyroler Landsturm ganz Oberkärnthen, befreit hatte. Im November 1809 wurde Graf Saurau wieder, was er vor 14 Jahren gewesen war, zum Regierungspräsidenten zu Wien, mit dem Titel eines Statthalters von Ober- und Niederösterreich, 1815 zum Gouverneur des neu erworbenen lombardischen Königreichs, 1817 zum Bothschafter in Spanien, an des Grafen Kaunitz Stelle ernannt, welche Stelle er jedoch nicht angetreten hat. Eine Zeit lang war er auch bevollmächtigter Minister beim Heere des F. M. L. Bianchi

gewesen, welches Ferdinand IV. wieder auf den Thron von Neapel setzte und der abenteuerlichen Herrlichkeit Joachim Murats ein Ende machte. Im Jahr 1818 wurde Graf Saurau zum Minister des Innern, obersten Kanzler und Chef aller politischen Hofkanzleien der österreichischen Monarchie mit Ausnahme der hungarischen und siebenbürgischen ernannt, eine neue Stelle, die ihm den größten Einfluß in die Staatsverwaltung giebt, einen Einfluß, dessen er gleich ebenso sehr durch Patriotismus, als durch die reichsten Geschäftserfahrungen, durch eine seltne Gewandtheit in allen Manipulationen der Verwaltung, und große staatswirthschaftliche Kenntnisse würdig ist. Bis jetzt ist sein neues Ministerium hauptsächlich durch einen gesetzlich vollzogenen, faktisch aber weit aussehenden und den größten Schwierigkeiten unterliegenden Plan einer allgemeinen Grundsteuer für die sämmtlichen seiner Leitung unterworfenen, unendlich verschiedenartigen Provinzen ausgezeichnet worden. Die Zeit wird lehren, ob das in den Ebenen der Lombardei unter der Regierung der großen Maria Theresia begonnene Werk auch über die Alpen und Karpathen hinaus fortgesetzt werden könne, und ob die dermalige hochverdiente Finanzverwaltung, der die eigentliche Initiative der großen Unternehmung zugeschrieben werden muß, in Verbindung mit einem so großen Kenner des Lokals wie Saurau, auch hier das Unwahrscheinliche zur Gewißheit bringen werden. Uebrigens ist Graf Saurau erleuchteter Beschützer der Wissenschaften, der Künste und der Industrie, wie auch eifriger Beförderer aller gemeinnützigen und wohlthätigen Anstalten.

Säure, Acidum, ist der generische Name für eine Classe zusammengesetzter Korper, die folgende Eigenschaften haben: sie schmecken sauer, färben blaue Pflanzenfarben roth, lösen sich im Wasser auf und haben große Verwandtschaft zu den Alkalien, Erden und Metalloxyden; sie setzen mit den erstern Neutralsalze, mit den zweiten Mittelsalze und mit den dritten metallische Mittelsalze zusammen. Vielen Säuern fehlt der saure Geschmack; aber die Verwandtschaft zu den drei Classen der Salzbasen besitzen sie, als ihre auszeichnende Eigenschaft, alle. Einige Säuern kommen nur in flüssigem Zustande vor, entweder luftförmig, wie die Kohlenstoffsäure, oder liquid und mit Wasser verbunden, welches sie zu ihrer Bildung durchaus nothwendig haben, wie die Schwefelsäure, andere in starrer Form und crystallisirt, wie die Benzoe-, Weinstein- und Boraxsäure. Sie sind alle zusammengesetzte Körper, die mehrsten bestehen aus Sauerstoff mit noch einem, zwei oder drei andern Körpern, andere sind aus Wasserstoff und Schwefel, oder Halogen gebildet. Gewöhnlich vertheilt man sie in 4 Classen, wovon die drei ersten diejenigen enthalten, welche Sauerstoff in ihrer Mischung haben, und zwar kommen in die erste Classe die aus Sauerstoff und einem zweiten Körper bestehenden vor, wie die Schwefelsäure, Phosphorsäure, Boraxsäure u. a. Da diese Grundlagen sich in mehrern Verhältnissen mit Sauerstoff verbinden und jede Verbindung eine Säure seyn kann, so wird die mit Sauerstoff gesättigte vollkommene Säure genannt, während die andere unvollkommene heißt, z. B. die überoxydirte Salzsäure unvollkommene des Arseniks oder Arseniksäure, die unvollkommene dagegen arsenige Säure. In die zweite werden die Säuern geordnet, die aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, in verschiedenem Mengenverhältniß zusammengesetzt sind, wie die Essigsäure, Citronensäure. Die dritte Classe umfaßt die mit dreifacher Grundlage und Sauerstoff, wo zu jenen beiden noch der Stickstoff hinzukommt, wie die Blausäure. Die vierte Classe

enthält Säuern, die keinen Sauerstoff haben, wie die Salzsäure, aus Halogen und Wasserstoff bestehend, den geschwefelten Wasserstoff rc. Aeltern Chemikern waren weit weniger Säuern, und ihre Zusammensetzung gar nicht bekannt, sie ordneten die bekannten auch nach den drei Naturreichen in mineralische, vegetabilische und animalische Säuern, welche Eintheilung deßwegen nicht bestehen kann, weil mehrere Säuern, wie die Phosphorsäure, in allen drei Reichen vorkommen.

Saurin (Jacques) ein französischer protestantischer Geistlicher, und berühmter Kanzelredner, Sohn eines Rechtsgelehrten zu Nismes, wurde daselbst 1677 geboren. Als das Edict von Nantes widerrufen wurde, ging er mit seiner Familie (1685) nach Genf, wo er beträchtliche Fortschritte in den Wissenschaften machte. In seinem 17ten Jahre trat er in Kriegsdienste und machte mehrere Feldzüge unter den englischen Hülfstruppen des Herzogs von Savoyen gegen Frankreich mit, aber kehrte 1696 nach Genf zu seinen Studien zurück, und widmete sich besonders der Theologie. Hierauf (1700) ging er nach Holland und England, und predigte in London, während seines fünfjährigen Aufenthalts, mit ungemeinem Beifall. Er verheirathete sich 1703, kehrte darauf nach Holland zurück, und wurde, nachdem er längere Zeit eine Hauscaplanstelle versehen hatte, als Prediger der französischen Reformirten, die in einer dem Fürsten Erbstatthalter gehörigen Capelle im Haag ihren Gottesdienst hielten, angestellt. In diesem Verhältnisse blieb er. Er hatte bei einem ansehnlichen Aeussern, voller Stimme und feurigem Vortrage immer ein sehr zahlreiches und glänzendes Auditorium, aber seine Berühmtheit reizte den Neid und die Bigotterie seiner Mitbrüder, die ihn in Streitigkeiten verwickelten, durch welche ihm seine letzten Lebenstage verbittert wurden. Er war ein vortrefflicher Gelehrter, ein frommer Christ, voll Haß gegen alles, was Sünde ist, und voll Liebe gegen Gott und Menschen. Er starb 1730 im 53sten Jahre seines Alters, nicht bloß von seinen Glaubensgenossen, sondern von jedem, der ihn kannte, innig betrauert. Seine Predigten, die in viele Sprachen übersetzt sind, kamen in einer sehr guten Ausgabe unter dem Titel: Sermons sur divers textes de l'Ecriture sainte par Jacques Saurin (1749. 10 Vol. 8.) im Haag heraus. Außerdem hat er mehrere theologische Werke, die aber weniger bekannt geworden sind, hinterlassen. P. N.

Saurin (Bernard Joseph), ein französischer Schauspieldichter von anerkanntem Werth. Er verließ die Rechtswissenschaft, und weihte sich der dramatischen Dichtkunst, in welcher er sich großen Ruhm erwarb. Sein Trauerspiel Spartacus, welches 1760 zu Paris aufgeführt wurde, brachte ihn zuerst in Ruf. In seinem darauf folgenden Lustspiel, die Sitten der Zeit ((les moeurs du temps), schildert er die letztern mit so feinen und wahren Zügen, daß man ihn mit Recht als einen der trefflichsten Beobachter der höhern Cirkel betrachtete. Außer diesen und andern dramatischen Gedichten, gab er eine Anzahl von Trinkliedern (couplets bachiques), welche sehr munter und geistreich sind, heraus. Saurin, der in seiner Jugend äußerst muthwillig war, behielt im reifern Alter eine angenehme Lebhaftigkeit, wodurch er Zugang in den besten Gesellschaften von Paris hatte. Er war vertrauter Freund von Voltaire, Montesquieu und Helvetius. Letzterer gab ihm eine Pension von 100 Thalern, und machte ihm ein Hochzeitgeschenk mit einer Summe, deren Zinsen sich so hoch wie jene Pension beliefen. Er war Mitglied der französischen Academie, und starb 1781 im vollen Besitz seiner Geistes-

kräfte. Unter dem Titel: Théâtre de Saurin 2 Vol. 8., kamen seine dramatischen Arbeiten 1783 zu Paris heraus, und mehreren Ausgaben der letztern sind die erwähnten Trinklieder beigefügt. N. P.

Saussure (Horace Benoit de), einer der vorzüglichsten Naturforscher, wurde 1740 zu Genf geboren, und war der Sohn Nicolas de Saussure's, der gleichfalls als Schriftsteller durch seine Werke über den Ackerbau bekannt ist, und Mitglied des Raths der Zweihundert zu Genf war. Durch den Umgang mit seinem Vater und andern dort wohnenden Naturforschern ward in dem Jüngling zuerst die Liebe für diese Wissenschaft erregt, worin er so schnelle Fortschritte machte, daß er schon im 22sten Jahre die Professur der Philosophie in seiner Vaterstadt erhielt, welche er 25 Jahre lang mit großem Ruhm bekleidete. Die Zeit, welche sein Amt ihm übrig ließ, verwandte er auf Reisen. Er besuchte zwei Mal Frankreich, einmal um die vulkanischen Gebirge in Viennois, Forez und Auvergne zu untersuchen; das andere Mal um sich über Montgolfiers aerostatische Maschine zu belehren. Auch Holland und England bereis'te er, und ward in dem letztern Lande mit dem berühmten Franklin bekannt. Der Bau und die Höhe der Berge machten zwei Lieblingsgegenstände seiner Nachforschungen aus. Als er in Italien reis'te, untersuchte er die Eisenminen auf Elba sehr genau, bestieg mit Sir William Hamilton den Vesuv, und maß die Höhe des Aetna. Die Kräuterkunde liebte er gleichfalls sehr, und entdeckte mehrere Gattungen von Moosen. In einem Briefwechsel mit Spallanzani bewies er, daß die Infusionsthierchen, so wie die Polypen, sich wiedererzeugen. Auch zeigte er eine große Geschicklichkeit in Erfindung neuer Instrumente zu naturwissenschaftlichen Untersuchungen, z. B. eines Electrometers, eines Hygrometers, Heliothermometers und anderer. Am berühmtesten ward indessen de Saussure's Name durch seine Erforschungen der Gebirge. Er besuchte, wie schon einige Engländer vor ihm gethan hatten, die Eisberge von Chamouny und machte alle Jahre Reisen nach den Alpen, die er 1779 schon 14 Mals von 8 verschiedenen Seiten bestiegen hatte. 1787 bestieg er auch den Gipfel des Montblanc, und maß nach barometrischen Beobachtungen seine Höhe. Wegen seiner zahlreichen, vortrefflichen Schriften wurde er von den berühmtesten gelehrten Gesellschaften als Mitglied aufgenommen; die vornehmsten und geistreichsten Reisenden, welche nach Genf kamen, besuchten ihn, um sich von ihm belehren zu lassen, und sein an Naturseltenheiten reiches Cabinet zu sehen. Er stiftete an seinem Wohnorte, wo er einer allgemeinen Verehrung genoß, eine Gesellschaft der Künste, deren Präsident er bis an seinen Tod blieb, und die sich um den Flor der Fabriken daselbst höchst verdient machte, so wie er überhaupt auf alle Weise bemüht war, das allgemeine Wohl zu befördern. Als Genf mit der französischen Republik vereinigt worden, ward de Saussure zum Deputirten bei der Nationalversammlung ernannt. Aber diese Staatsumwälzung beraubte ihn größtentheils seines Vermögens und seiner Gemüthsruhe. Er erlag dem Unglück und starb im Januar 1798 im 58sten Jahre seines Alters. Unter den zahlreichen Schriften dieses Gelehrten zeichnen sich seine Essais sur l'Hygromètre 1783. 4. durch eine Fülle neuer und richtiger Bemerkungen in meteorologischer Hinsicht, und seine Voyages dans les Alpes 4 Vol. 4. 1779 — 96 besonders aus. Das erstere Werk ist ins Deutsche von J. D. Titius, Leipzig 1784, das andre von J. S. Wyttenbach ebendas. 1781 bis 1788 übersetzt erschienen.

Sauvegarde, s. **Salvegarde**.

Savary (René), Herzog von Rovigo, vormals Divisions-General und General-Adjutant Napoleons, Großkreuz der Ehrenlegion, Polizei-Minister, erster Inspecteur der Gensdarmerie, Pair von Frankreich, ꝛc. ist 1774, in D. Marc in der Champagne geboren. Sein Vater war Schloßhauptmann zu Sedan. Seit 1789 widmete er sich den Waffen, ward bald Capitän und nach einander Adjutant bei den Generalen Ferino und Desaix bei der Rheinarmee. Er zeichnete sich 1796 in der Schlacht von Friedberg, vor Augsburg, unter Moreau, und im J. 1797 bei dem Uebergange über den Rhein unterhalb Straßburg aus. Mit Desaix ging er nach Aegypten und war an seiner Seite, als er bei Marengo fiel. Er meldete Desaix's Tod dem damaligen General Bonaparte, der ihn sogleich zu sich nahm, ihn schnell bis zum Divisions-General und ersten Inspecteur der Gensdarmerie avancirte, und mit seiner geheimen Polizei (Contrepolice) beauftragte. Im März 1804 wurde er bei Entdeckung der Verschwörung von Georges und Pichegru nach der Westküste gesandt, um die Polizeimaßregeln zu leiten. Vor der Schlacht von Austerlitz ward er als Unterhändler in das österreichisch-russische Lager geschickt. Die Feldzüge von 1806 bis 1807 machte er mit Auszeichnung mit, nahm Hameln und Nienburg, und that sich bei Heilsberg, Friedland (wo er zum Herzog von Rovigo ernannt wurde), so wie 1809 bei Eckmühl hervor. Im J. 1808 erhielt er eine Mission nach Spanien, und seine ränkevolle Gewandtheit half vorzüglich das Netz zusammenziehen, in welchem Ferdinand VII. gefangen wurde. Kurz darauf war er einige Zeit lang Commandant von Madrid. Den 3ten Juni 1810 übertrug ihm Napoleon an Fouché's Stelle das Ministerium der allgemeinen Polizei, und fand in ihm das lenksamste und thätigste Werkzeug der Tyrannei. Nur die Maletsche Verschwörung entging seiner Aufmerksamkeit und es hätte wenig gefehlt, daß er nicht selbst das Opfer derselben geworden wäre. Denn er wurde am 23. Oct. 1812 früh Morgens von den verschwornen Generalen Lahorie und Guidel im Bett arretirt und nach dem Gefängniß la Force gebracht. Die mitverschwornen Soldaten wollten ihn tödten und nur Lahorie's Verwendung rettete ihn. Napoleon entzog ihm, wie man erwartet hatte, sein Vertrauen nicht, wogegen Savary bei den nun eintretenden Unglücksfällen seines Herrn getreuester Anhänger blieb. Bey der ersten Einnahme von Paris folgte er Marie Louisen nach Blois und dann nach Orleans. Er trat darauf ins Privatleben zurück. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba wurde ihm jedoch das Polizeiministerium nicht zugetheilt, sondern er nur zum General-Inspector der Gendarmerie und zum Pair ernannt. Nach der zweiten Abdankung Napoleons wollte Savary sein Schicksal theilen. Er begleitete ihn an Bord des Bellerophon, allein man verweigerte ihm die Erlaubniß, ihm nach St. Helena zu folgen. Mit dem General Lallement wurde Savary nach Malta gebracht und beide hier in das Fort Lavalette eingesperrt; allein man erleichterte ihnen die Entweichung, die sie auch im April 1316 ausführten. Savary floh nach Smyrna, aber auch von da mußte er sich auf Befehl des Großherrn wegbegeben. Er kam zu Triest unter einem andern Namen an, wurde entdeckt und nach Grätz geführt, wo er noch gegenwärtig (1819) unter strenger polizeilicher Aufsicht lebt. In der Zwischenzeit war er in contumaciam zu Paris von einer Militär-Commission zum Tode verurtheilt worden. Er hat Memoiren geschrieben, deren Bekanntmachung man mit der Zeit erwarten darf.

Savonarola (Geronimo), ein durch sein bewundernswürdiges Rednertalent und sein trauriges Ende berühmter Mann, wurde 1452 zu Ferrara geboren. Er war der Enkel eines vorzüglichen Arztes, und wurde von seinem Großvater und Vater gleichfalls zur Arzneiwissenschaft bestimmt. Seine Neigung zur Schwärmerei bewog ihn aber, in einem Alter von 14 Jahren das väterliche Haus heimlich zu verlassen, und Dominicaner zu werden. Einige Jahre später bestieg er zu Florenz die Kanzel, aber mit so unglücklichem Erfolge, daß er beschloß, sich nicht wieder als geistlichen Redner hören zu lassen. Darauf lehrte er längere Zeit Metaphysik und Physik zu Bologna. Der Ruf, den ihm hier seine Gelehrsamkeit und seine Talente erwarben, veranlaßte den Lorenzo von Medici, ihn nach Florenz zurückzurufen. Nun fing er wieder an zu predigen, und mit einem so außerordentlichen Beifall, daß die Kirche die hinzuströmenden Zuhörer nicht fassen konnte. Durch den Anschein einer vorzüglichen Heiligkeit, und durch seine hinreißenden feurigen Reden erlangte er einen wundervollen Einfluß auf die Gemüther der Florentiner. Dadurch wurde er dreist gemacht, einen prophetischen Ton anzunehmen, und begann nun öffentlich und stark auf eine Kirchenverbesserung zu dringen, und über Italiens Unglück zu eifern. Der große Haufe in Italien betrachtete ihn als einen von Gott Begeisterten; Einige verlachten ihn als einen Fanatiker, und Andere verwünschten ihn als einen Betrüger. Bald aber fing er auch an, sich von seinem Beschützer Lorenzo loszusagen, dessen Charakter anzuschwärzen, und seinen Sturz zu prophezeien. Als Prior von St. Marcus, wollte er jenem Oberhaupte der Republik den herkömmlichen Besuch nicht abstatten, und als Lorenzo sich zu ihm nach St. Marcus begab, ließ er sich verläugnen. Lorenzo war oft veranlaßt, strenge Maßregeln gegen diesen Geistlichen zu nehmen, allein entweder seine natürliche Gutmüthigkeit, oder eine geheime Ehrfurcht für seinen Charakter ließen ihn die Feindseligkeit geduldig ertragen. Als Lorenzo auf dem Todbette lag (1492), wurde der Mönch zu ihm gelassen, und sprach zu dem Sterbenden mit der Würde seines Amts. Nach dem Tode Lorenzo's und der Vertreibung seines Sohns Peter, nahm Savonarola den thätigsten Antheil an den Staatsangelegenheiten von Florenz. Er stellte sich an die Spitze derjenigen, die eine mehr demokratische Verfassung wünschten, betheuerte, Gott habe ihn bevollmächtigt zu erklären, daß den Bürgern die gesetzgebende Gewalt zukomme; daß er selbst der Abgesandte der Florentiner an den Himmel gewesen sey; und daß Christus eingewilligt habe, ihr eigenthümlicher König zu seyn. Demgemäß legten die neuerdings gewählten Magistratspersonen ihre Aemter nieder, und die gesetzgebende Gewalt wurde einem Bürgerrath übergeben, der zur Besorgung dieser Geschäfte aus seinem Mittel einen engern Ausschuß erwählte. Indessen herrschten Uneinigkeiten und Factionen in dem neuen Freistaat; die aristokratische und die demokratische Partei haßten und verfolgten einander; die erstere bestand aus den Freunden der alten und den Feinden der neuen Verfassung; die demokratische aber aus den andächtigen Bewunderern des Mönchs. Doch genügte es dem Feuereifer Savonarola's nicht, den florentinischen Staat umzuwälzen, auch den Mißbräuchen des römischen Hofes und dem ungeregelten Lebenswandel seiner Amtsbrüder hatte er eine Reform zugedacht. An Ursachen zur Unzufriedenheit über Beides konnte es ihm während des Papstes Alexanders Regierung nicht fehlen. Er schrieb, nach dem Bericht seiner Lobredner, an die christlichen Fürsten, versicherte sie, daß die Kirche zu Grunde gehe, und daß es ihre Pflicht sey,

eine Kirchenversammlung zusammenzurufen, in welcher er selbst darthun wollte, daß die Kirche ohne Haupt, und der damalige Pabst kein wahrer Bischof, nicht einmal des Titels und eben so wenig des Namens eines Christen werth wäre. Alexander bediente sich der Waffen, die ihm gegen einen solchen Feind zu Gebote standen, und excommunicirte den Prior. Die Bannbulle wurde in der Kathedralkirche zu Florenz verlesen, aber Savonarola trotzte dem vaticanischen Donner, und predigte fort. Ja sein Einfluß stieg noch höher, als jemals, da Peters von Medici Versuch, die alte Würde seines Hauses wieder zu erlangen, fehlgeschlagen, und die Theilnehmer desselben größtentheils umgekommen waren. Indessen entstand wider ihn eine andere Gegenpartei. Durch seine Neuerungen zu St. Marcus und in andern Klöstern hatte er sich unter den Mönchen, besonders den Franziskanern von der strengen Observanz, viele Feinde gemacht, die jetzt von der Kanzel gegen ihn als einen Ketzer und Excommunicirten eiferten. Um seine Sache zu vertheidigen, bewog er einen Mönch seines Klosters, Fra Domenico da Pescia, ihm beizustehen, welcher in fanatischem Eifer sich erbot, um die Wahrheit der Lehren seines Meisters zu beweisen, dafür durchs Feuer zu gehen, wenn einer von der Gegenpartei für deren Meinung dasselbe thun wollte. Die Herausfoderung wurde von einem Franciscanermönch angenommen. Savonarola mit seinem Streiter an der Spitze eines zahlreichen Zuges stimmte den Psalm an: der Herr erhebe sich und zerstreue seine Feinde. Der Franciskaner kam. Das Feuer wurde angezündet, und Savonarola, welcher merkte, daß der Gegentheil nicht zu schrecken sey, that den Vorschlag, daß Domenico eine Hostie mit sich ins Feuer nehmen sollte. Dies wurde von dem ganzen Haufen als eine boshafte, verdammliche Gotteslästerung ausgerufen; und da Domenico doch auf der Foderung bestand, so entging er glücklich dem Gottesurtheil, dem er sich unterworfen hatte. Für Savonarola's Credit hingegen war dies von schlimmen Folgen. Das Volk beschimpfte ihn, und nach einem harten Kampf wurde er mit Domenico und einem andern Mönch verhaftet, und ins Gefängniß geschleppt. Eine Versammlung von Geistlichen hielt unter der Leitung zweier päpstlichen Abgeordneten Gericht über ihn, aber die Entschlossenheit und Beredsamkeit Savonarola's setzten seine Richter anfangs in Verlegenheit. Als jedoch die Tortur angewandt wurde, sank ihm der Muth. Er bekannte, daß er sich betrügerischer Weise das Ansehen einer übernatürlichen Gewalt gegeben habe. Nun ward er nebst seinen Theilnehmern verurtheilt, erst strangulirt und dann verbrannt zu werden, welches auch den 24sten Mai 1498 vor einer unzählbaren Menge von Zuschauern geschah, von denen einige ihn nach seinem Tode als Märtyrer und Heiligen priesen, die andern ihn als einen Heuchler und Verführer verwünschten. Dies war das Leben und der Tod dieses außerordentlichen Mannes, über welchen die Meinungen von jeher sehr verschieden waren, und vielleicht nie werden vereinigt werden. Außer seinen Briefen hat er eine Abhandlung gegen die Astrologie, und noch mehrere philosophische und ascetische Schriften geschrieben. Seinen Predigten (Prediche, Firenze 1496) fehlt es freilich an den nöthigen Eigenschaften gut geordneter Reden; aber sie sind auch wiederum reich an kräftigen, Herz und Geist erhebenden Stellen, und lassen uns vermuthen, daß er besser war, als seine Biographen ihn schildern, vielleicht weit besser als wir selbst, von jenen geleitet, ihn darstellen konnten.

Savoyen, ein zur sardinischen Monarchie gehöriges Herzogthum (s. d. Art. Sardinische Monarchie), welches an Helvetien, Pie-

:mont und Frankreich gränzt. Es enthält 180 Quadratmeilen und über 400,000 Einwohner. Der größte Theil ist mit hohen Alpen und Waldungen bedeckt, zwischen welchen sich schmale Thäler hinziehen. Die cottischen und penninischen Alpen gehören zum Theil hieher, und die grajischen Alpen scheiden Savoyen von Piemont. Der höchste Berg Europens, der Montblanc, liegt in Savoyen und erhebt sich 14,676 Fuß hoch. Auch der Iseran, der kleine St. Bernhard, der Mont-Cenis, über welchen eine Kunststraße aus Savoyen nach Piemont führt, befinden sich in diesem Lande. Viele von diesen savoyischen Gebirgen sind mit ewigem Eis und Schnee bedeckt. Das Land wird vorzüglich von der Rhone, als Gränzfluß, der Isere, Arve und Arc bewässert. Von dem Genfersee gehört ein Theil hieher. Kleinere Seen sind der See bei Bourget und bei Annecy. Bei dem See von Bourget ist die sogenannte Wunderquelle, eine intermittirende Quelle, deren Wasser von zwanzig Minuten bis gegen drei Stunden ausbleibt. Das Clima ist im Ganzen veränderlich, und oft in einem Tage von der strengsten Kälte zur Hitze übergehend. Oft grünt und blühet alles in den Thälern, wenn die Gipfel der Berge noch mit Eis und Schnee bedeckt sind. Der Boden ist meistens steinig und wenig fruchtbar; da wo er urbar gemacht werden kann, bringt er Getraide, doch nicht hinlänglich, Wein, Hanf, Flachs, Kartoffeln, Obst und Kastanien hervor. Auch sind die Waldungen ansehnlich, und der Wieswachs gut, daher eine starke Viehzucht getrieben wird. Auf den Gebirgen giebt es Wild, auch Murmelthiere, Gemsen und Steinböcke. Das Mineralreich liefert Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Steinkohlen, Mühlsteine, Marmor, Serpentinstein und Salz. Die Einwohner (man nennt sie Savoyarden) reden theils die italienische, theils die französische Sprache. Sie sind wegen ihrer Treue, Biederkeit, Arbeitsamkeit und Armuth bekannt. Ungeachtet ihres Fleißes nährt sie der undankbare Boden ihres Landes nicht; daher sind sie gezwungen in andere Länder auszuwandern, von da sie mit ihrem Erwerbe stets wieder in ihr Vaterland zurückkehren. Die Hauptstadt des Landes heißt Chambery (s. d. Art.). Savoyen gehörte in den ältesten Zeiten zu Gallien, und die Allobroger hatten hier ihren Sitz. Unter der Herrschaft der Römer stand es bis 400; dann gehörte es bis zu 530 zu Burgund; zu Frankreich bis 879, zum arelatischen Königreiche bis 1000, wo es ein Graf Beroald erhielt, und im Jahre 1416 wurde es zum Herzogthum erhoben. Herzog Victor Amadeus erhielt 1718 Sardinien und die Königswürde, seit welcher Zeit es einen Theil des sardinischen Staates ausmachte. 1792 wurde es von den Franzosen erobert und Frankreich unter dem Namen des Departements Mont-Blanc einverleibt. Durch den ersten pariser Frieden 1814 kam ein Theil und 1815 durch den zweiten pariser Frieden das ganze Land wieder an den König von Sardinien. Jetzt ist es in folgende neun Provinzen eingetheilt: eigentliches Savoyen, Chablais, Carouge, Faucigny, Genevois, Obersavoyen, Maurienne, Rumilly und Tarantais.

Say (J. B.), einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller Frankreichs im Fache der National-Oekonomie, ist 1767 in Lyon geboren. Er machte sich in der literarischen Welt zuerst als Mitarbeiter an der Décade philosophique bekannt. Später wurde er ins Tribunat gewählt, aber von Bonaparte ausgestoßen. Hiedurch gekränkt, schlug er andere Stellen, die ihm von Bonaparte angeboten wurden, aus, und lebte ganz seiner Wissenschaft. Sein wichtigstes Werk darin ist sein

Traité d'Economie politique (3te Aufl. 1817.), das fast in alle europäischen Sprachen übersetzt worden ist.

Sayn und Witgenstein. Die Grafschaft Sayn, im Westerwalde, ehemals von Berg, Nassau und Wied eingeschlossen, bestand aus zwei Theilen: Sayn Hachenburg und Sayn Altenkirchen; beide gegen 25 Quadratmeilen mit 32000 Einwohnern und 180000 Gl. Einkünften. S. Hachenburg gehört jetzt zum Herzogthum Nassau; und S. Altenkirchen (Kreisstadt und Schloß im Regierungsbezirk Coblenz) zur preußischen Provinz Niederrhein. Die ehemalige Reichsgrafschaft Sayn hatte bis 1246 eigene Grafen zu Sayn; in diesem Jahre fiel sie an des letzten Grafen Schwester, Adelheid, vermählte Gräfin von Sponheim. Von ihren Nachkommen erhielt Gottfried, vermählt mit der Erbgräfin von Homburg an der Mark, die Grafschaft Sayn und ward der Stammvater aller nachherigen Grafen von Sayn. Seine Söhne stifteten 1294 zwei Linien: Johann die ältere oder Johannische, welcher die Grafschaft Sayn; Engelbert die jüngere oder Engelbertische, welcher die Grafschaft Homburg und Vallendar zufielen. Des letzten Enkel, Salentin, vermählt mit der Erbgräfin von Witgenstein, wurde dadurch der Stammvater der jetzigen Grafen und Fürsten von Witgenstein, die deshalb, ohne die Grafschaft Sayn je besessen zu haben, sich Sayn und Witgenstein nennen. Zwar starb 1606 die Johannische Linie aus, und Sayn kam durch Heirath an Wilhelm III. Grafen zu Witgenstein; allein sein Vater Ludwig der Aeltere (st. 1607) theilte sämmtliche Besitzungen unter seine 3 Söhne, welche dadurch die Stifter der drei Linien des Hauses Sayn und Witgenstein wurden; der älteste, Georg, stiftete nämlich die Linie Sayn-Witgenstein-Berleburg; der zweite, Wilhelm III., bekam Sayn, und stiftete Sayn-Witgenstein-Sayn; der dritte, Ludwig, erhielt Witgenstein, und stiftete Sayn-Witgenstein-Witgenstein. Als aber Wilhelms III. Sohn erster Ehe, Ernst, nur zwei Töchter hinterließ, so theilten diese 1632 die Grafschaft Sayn in S. Hachenburg und S. Altenkirchen, mit Ausschluß eines Sohnes Wilhelms III. zweiter Ehe. Den darüber erhobenen Rechtsstreit entschied der Reichsdeputationsreceß von 1803. Das Haus Witgenstein gelangte nicht wieder zum Besitz der Grafschaft Sayn, welche jetzt theils zum Gesammtgute des Hauses Nassau, theils zu Preußen gehörte. An Nassau-Weilburg fiel nämlich durch Erbrecht 1799 der sonst burggräflich von Kirchbergsche Antheil: Sayn-Hachenburg; an Nassau-Usingen kam 1802, nach verschiedenem Wechsel der Besitzer, Sayn-Altenkirchen, dafür trat Nassau-Usingen die Herrschaft Lahr an Baden ab; Baden und Nassau aber zahlten an das Haus Witgenstein ein Capital von 300,000 Gl. und wiesen ihm überdieß eine Jahrrente von 12000 Gl. an. Endlich trat Nassau 1815 Sayn-Altenkirchen an Preußen ab. — Die Besitzungen des fürstlichen Hauses Witgenstein, zusammen 13 Quatratmeilen mit 16800 Einwohnern, sind seit 1806 mediatisirt, geben 180,000 Fl. jährliche Einkünfte und liegen in dem Regierungsbezirke Arensberg der preußischen Provinz Westphalen; doch liegt noch ein Theil der mediatisirten fürstl. Witgensteinischen Herrschaft Vallendar unter nassauischer Hoheit. Das fürstl. Haus Witgenstein theilt sich jetzt in zwei Linien: 1) Sayn-Witgenstein-Berleburg, mit 3 Aesten. Der ältere erhielt 1792 die fürstliche Würde. Der jetzige Fürst Albrecht (geb. 1777) ist reformirt, und residirt zu Berleburg (Schloß und Stadt mit 1950 Einwohnern. Hier ward die berleburger Bibel mit mysti-

scher Auslegung gedruckt. Das ganze Ländchen hat 8000 Bewohner, und vor Kurzem mehrere ansässige Familien durch Auswanderung nach Nordamerika verloren. Die beiden andern Aeste sind gräflich, und führen die Namen Carlsburg und Ludwigsburg. 2) Sayn = Witgenstein-Witgenstein, welche 1801 die fürstliche Würde erhielt. Der jetzige Fürst von Witgenstein, Friedrich Carl (geb. 1766), ist lutherisch, residirt zu Witgenstein, einem Bergschlosse an der Lahn bei der Stadt Laasphe. Sein Bruder, Fürst Wilhelm, könig. preuß. Oberkammerherr und bis 1819 Staatspolizei = Minister, wurde 1804 zum Mitregenten erklärt. K.

Sbirren, hießen sonst in Italien gewisse Justiz = oder Polizeidiener, welche unter einem gewissen Anführer, Barigello genannt, militärisch organisirt waren, aber durch eine Verfügung der außerordentlichen Consulta 1809 aufgehoben wurden.

Scabin, scabinus, s. Schöppe.

Scala, s. Tonleiter.

Scaliger (Julius Cäsar). Die Geschichte dieses berühmten Gelehrten ist durch seine eigne Eitelkeit in Dunkel gehüllt, da er hinsichtlich seiner Herkunft Behauptungen aufstellte, die jetzt allgemein als Betrug anerkannt werden. Zufolge seiner Erdichtung, so wie sie in dem von seinem Sohne Joseph herausgegebenen Briefe über den Glanz und das Alterthum des Scaligerischen Geschlechts (Epistola de splendore ac vetustate gentis Scaligeri) enthalten ist, war er ein Abkömmling des berühmten Hauses der Scaliger, Fürsten von Verona, und 1484 auf dem Schlosse Riva am Guarda = See geboren, wurde nachher Page beim Kaiser Maximilian, dem er 17 Jahre in Krieg und Frieden diente, erhielt sodann einen Jahrgehalt vom Herzoge von Ferrara, studirte zu Bologna, befehligte unter dem französischen Vicekönig eine Schwadron Cavallerie, legte sich auf das Studium der Naturlehre, und begleitete 1525 den Bischof von Agen (in Frankreich), welcher aus dem Hause Rovere war, nach seiner Diöcese, wo er sich wohnhaft niederließ. Diese Erzählung erhielt bei mehreren Gelehrten, unter denen auch de Thou, der Freund und Bewunderer seines Sohnes Joseph war, Glauben; aber sie wurde auch schon zu seiner Zeit von Scioppius, Niphus und Andern lächerlich gemacht, und allgemein als ganz oder größtentheils erdichtet angesehen. Nach Tiraboschi's Angabe ist die richtigste Nachricht die, daß Scaliger der Sohn Benedetto Bordone's eines gebornen Paduaners, war, der zu Venedig die Kunst eines Illuminirers betrieb, und entweder von dem Zeichen seiner Werkstätte oder dem District, worin sie belegen war, den Beinamen della Scala erhalten hatte; daß er bis zu seinem 42sten Jahre zu Venedig oder Padua in Dunkelheit lebte, sich mit dem Studium und der Ausübung der Arzneikunde beschäftigte, und unter dem Namen Guilio Bordone einige Schriften herausgab; und daß entweder ein Versprechen oder die Hoffnung, seine Umstände zu verbessern, ihn nach Agen zog, wo er seine übrigen Tage verlebte. 1528 scheint er noch nicht Willens gewesen zu seyn, sich für einen Abkömmling jenes fürstlichen Geschlechts auszugeben, da er von Franz I. sich ein Naturalisationspatent unter dem Namen: Julius Cäsar della Scala de Bordone, Doctor der Physik, aus Verona in Italien gebürtig, auswirkte. Indessen muß er zu Agen mit einiger Auszeichnung erschienen seyn, indem er Andietta de Roques, ein junges Frauenzimmer aus einer adeligen und wohlhabenden Familie, 1520 zur

Gattin erhielt. Von dieser Zeit an begann er öffentlich seine fürstliche Herkunft zu versichern, ohne jedoch darin durch irgend ein authentisches Actenstück, oder das Anerkenntniß eines Fürsten aus dem veronesischen Hause unterstützt zu werden. Rühmlicher machte er seinen Namen durch mehrere Schriften, welche ihm einen hohen Platz unter den Gelehrten seiner Zeit erwarben, bekannt, obgleich die prahlerische Anmaßung, welche in seinen Werken herrschte, ihm viele Feinde zuzog. Durch fortgesetzte Ausübung der Naturkunde erwarb er beträchtliche Reichthümer, und nach den Erzählungen seines Sohnes scheint sein Haus einer großen Menge von Besuchenden jedes Ranges offen gewesen zu seyn, und er einen ehrenvollen Platz in der Gesellschaft behauptet zu haben. Durch die Freimüthigkeit seiner Schriften machte er seine Rechtgläubigkeit verdächtig. Er starb jedoch als guter Catholik 1558 im 75sten Lebensjahre. Julius Cäsar Scaliger war gewiß ein Mann von außerordentlichen Fähigkeiten; und obgleich er zu den Spätgelehrten gerechnet wird (wahrscheinlich, weil er seine jüngern Jahre an Höfen und in Feldlagern zubrachte), so haben doch nur wenige eine höhere Stufe in wissenschaftlicher Rücksicht erstiegen. Er hatte ein starkes Gedächtniß und einen lebhaften Verstand; er dachte frei, wenn auch nicht immer folgerecht. Rücksichtlich seiner sittlichen Eigenschaften wird seine große Wahrheitsliebe besonders von seinem Sohne gepriesen, doch mußte dabei seine Eitelkeit nicht ins Spiel kommen. Von seinen physischen und naturhistorischen Werken bemerken wir: Exercitationum exotericarum Libr. XV; De Subtilitate ad Cardanum Par., 1557. 4. Hannov. 1634. 8; — Commentarien zum Hippocrates de Insomniis; desgleichen ein Werk über Theophrastus und Aristoteles von den Pflanzen, und über die Naturgeschichte der Thiere von dem letztern Schriftsteller mit einer Uebersetzung. Als Philolog gab er zwei Orationen gegen den Ciceronianus des Erasmus heraus, worin er diesen mit vieler Bitterkeit behandelt, so wie auch ein vorzügliches Werk über die lateinische Sprache, betitelt: De causis linguae latinae Libri XVIII. Lugd. 1540. 4. Genev. 1580. 8., welches als das erste, nicht nach einer pedantischen, sondern philosophischen Methode abgefaßte Werk über diesen Gegenstand betrachtet wird, jedoch manche unnütze und übertriebene Subtilität enthält. Sein Buch: De arte poetica Libr. VIII, 1563, in Fol. Lugd. Batav. 1691. 8. erwarb ihm großen Ruhm, und war ohne Zweifel das gelehrteste Werk der Art, welches bis dahin erschienen war; obgleich er mehr grammatikalische Kenntniß, als wahre dichterische Kritik darin zeigte. Seine eigenen Gedichte sind nichts weniger als vortrefflich und seine Briefe oft dunkel und schwülstig. Im Ganzen genommen stimmen die neuern Kritiker nicht mehr in die Lobsprüche ein, welche Lipsius, Casaubon, Vossius und Andere ihm ertheilt haben.

N. P.

Scaliger (Joseph Justus), der Sohn des Vorigen, als Chronolog und Philolog berühmt, ward 1540 zu Agen geboren. Im elften Jahre seines Alters wurde er nach Bordeaux gesandt, wo er mehrere Jahre lang die lateinische Sprache studirte. Die Pest nöthigte ihn zur Rückkehr zu seinem Vater, der ihn jeden Tag eine lateinische Rede über irgend einen von ihm gewählten Gegenstand halten ließ, wodurch er bald mit dieser Sprache aufs gründlichste bekannt wurde. Nach dem Tode seines Vaters ging er, 19 Jahr alt, nach Paris, wo er sich besonders der griechischen Sprache widmete. Er verschloß sich in seinem Zimmer, und las den Homer und die übrigen griechischen Dichter mit solchem Eifer, daß er in vier Monaten sie sämmtlich durchge-

lesen hatte. Als er in der griechischen Sprache sich vervollkommnet hatte, studirte er für sich selbst auch die hebräische, und übte sich zugleich in poetischen Aufsätzen in den classischen Sprachen, und sammelte einen großen Schatz von Bemerkungen über die griechischen und römischen Schriftsteller, welche nachher die Grundlage seiner philologischen Arbeiten wurden. Es scheint, daß er lange Zeit ein unstetes Leben, von dem wir keine genauen Nachrichten besitzen, geführt habe. Durch seinen Uebertritt zur protestantischen Kirche ward ohne Zweifel seine Anstellung in Frankreich verhindert. Endlich erhielt er einen Ruf als Professor der schönen Wissenschaften nach Leiden, wohin er 1593 abging, und wo er seine übrige Lebenszeit blieb. Er besaß ganz den Charakter eines Gelehrten, der, in seinen Büchern vertieft, auf die menschlichen Angelegenheiten nicht achtet, so daß er beinahe in Dürftigkeit lebte; doch schlug er mehrere Male Geldgeschenke von vornehmen Personen, die seine Talente und seine Gelehrsamkeit achteten, aus. Auch war er nie verheirathet. In Rücksicht des Stolzes und der Anmaßung stand er seinem Vater wenig nach, und durch seinen Brief an Dousa über den Glanz der Scaligerschen Familie (s. den vorigen Artikel) bemühte er sich, das Mährchen von seiner fürstlichen Herkunft zu bekräftigen. Kein Gelehrter war gegen seine Widersacher stärker in wegwerfenden, verächtlichen Redensarten, deren er sich durch seine ausgebreitete Wort- und Sprachkenntniß einen unerschöpflichen Schatz erworben hatte. Er wurde indessen zu den literarischen Heroen jenes Zeitalters gerechnet, und zu Leiden, wo er 1609 an der Wassersucht starb, mit außerordentlicher Achtung behandelt. Joseph Scaliger war übrigens ein Mann von überaus großer Gelehrsamkeit, und den Wissenschaften so eifrig ergeben, daß er manchen Tag ohne zu essen in seinem Arbeitszimmer zubrachte. Er rühmte sich, dreizehn Sprachen zu verstehen, aber ohne Zweifel war seine Kenntniß von mehrern derselben nur unvollkommen. In seinen Urtheilen über Schriftsteller war er noch absprechender, als sein Vater, und schonte selbst die Heiligen und Kirchenväter nicht, weßhalb er von den Catholiken sehr getadelt wurde. Von seinen zahlreichen Werken ist sein Buch: De emendatione temporum, zuerst Paris 1583 in Fol. (in der besten Ausgabe zu Genf 1609) eines der wichtigsten. In diesem sehr gelehrten Werke stellte er zuerst ein vollständiges, nach bestimmten Grundsätzen geordnetes System der Chronologie auf, und verdient hierdurch, so wie durch seine Auffindung der Julianischen Periode, den Namen des Urhebers jener Wissenschaft. Manche Irrthümer, die von **Petau** und andern aufgedeckt wurden, verbesserte er in einem folgenden Werke: Thesaurus temporum, complectens Eusebii Pamphili chronicon, cum isagogicis chronologiae canonibus. Amst. 1658. 2. Vol. fol. Von seinen übrigen Werken führen wir noch seine Annotationen zu Seneca's Tragödien, zum Varro, Ausonius, Festus, bloß beiläufig an, und bemerken, daß er als Commentator sich in zu viele Subtilitäten einließ, oft einen verborgenen Sinn auf eine erzwungene Weise entdecken wollte, und zu kühn in Veränderungen der Worte verfuhr. Seine Poemata haben keinen dichterischen Werth. Gehaltvoller hingegen sind seine Epistolae, Lugd. Bat. 1627. 8. Im Ganzen hatte Joseph Scaliger weniger Genie, als sein Vater, aber er besaß mehr Kenntniß und Genauigkeit in seinen Ausarbeitungen, und hat der Literatur größern Nutzen geschafft. N. P.

Scalpiren (von dem englischen **Scalp**, die Haut von der Hirnschale ziehen) heißt das Abziehen der Kopfhaut, welches die Wil-

den in Nordamerika an ihren todten und schwer verwundeten Feinden zu verrichten pflegen. Sie wickeln das Haar ihres Feindes um die linke Hand, setzen ihm einen Fuß auf den Hals, und schneiden die auf solche Weise ausgespannte Haut mit ihren Messern in einigen Schnitten herunter. Ihre Fertigkeit ist so groß, daß sie zu der ganzen Operation kaum eine Minute brauchen. Die abgezogenen Häute heben sie als Zeichen ihrer Tapferkeit auf.

Scanderbeg oder Iscander Beg, d. h. Alexander der Herr, ein berühmter türkischer Held, der Albanien unter dem Namen Georg Castriota beherrschte. Er war 1404 geboren und kam noch sehr jung nebst drei Brüdern als Geisel in die Hände des Sultans Amurath II. Dieser, ein Tyrann, ließ zwar die übrigen heimlich vergiften, erhielt aber den Scanderbeg am Leben, und vertraute ihm ein Commando über seine Truppen an. Scanderbeg dachte aber schon seit seines Vaters Tode darauf, das muselmännische Joch abzuschütteln und sein väterliches Erbtheil in Besitz zu nehmen. Diesen Entwurf führte er, als er gegen die Ungarn geschickt wurde, aus. Er machte ins geheim mit dem ungarischen Anführer Corvinus ein Bündniß, ließ die Türken, an 30,000 Mann, schlagen, ging darauf nach Croja, der Hauptstadt Albaniens, bemächtigte sich derselben, und wurde, da er sich seinem Volke zu erkennen gab, 1443 zum Könige ausgerufen. Vergebens zog Amurath wider ihn zu Felde, und ebenfalls vergebens setzte dessen Nachfolger, Mohammed II., elf Jahre lang den Krieg fort; seine Truppen wurden immer geschlagen, und er wurde endlich genöthigt, mit Scanderbeg 1461 Frieden zu schließen. Auch für die Christen war Scanderbeg eine mächtige Stütze. Auf die Bitte des Papstes Pius II. kam er zur Hülfe Peters von Aragonien herbei, der in Bari belagert war, und half ihm einen großen Sieg über den Grafen von Anjou erkämpfen. Er starb 1467 im 63sten Jahre seines Alters, mit dem Rufe eines der größten und glücklichsten Krieger. In 22 Schlachten, denen er beiwohnte, erhielt er nicht einmal eine leichte Wunde. Er besaß außerordentliche Stärke, und soll selbst an 2000 Türken getödtet haben. Sein Leben war übrigens musterhaft, und er war nur dann grausam, wann er dazu gezwungen wurde. Nach seinem Tode wurden die Albanier bald zu schwach zum Widerstande, und kamen wieder unter das türkische Joch.

Scandinavien (**Scandinavia**), bedeutet die drei nordischen Reiche, Dänemark, Schweden und Norwegen. (Man sehe diese Artikel). Die Einwohner des scandinavischen Nordens waren den Alten nur durch dunkle Gerüchte bekannt. Tacitus erwähnt der Sueonen (Schweden) als eines seefahrenden Volks; Plinius gedenkt einer Halbinsel Nerigon (Norwegen, schwedisch Norrige, dänisch Norge). Thule, dessen die Alten so oft erwähnen, deuten manche auf Island. Nur der Name Danus findet sich erst im Gregorius von Tours im 6ten Jahrhundert nach Chr. Geb. Schweden, Norwegen, Dänemark und Jütland bewohnte in den ältesten Zeiten ein germanischer Stamm, an welchen sich in einzelnen Reichen Horden von finnischer Abkunft anschlossen. Schon hundert Jahre vor Chr. Geb. erscheinen in der römischen Geschichte die Einwohner von Jütland und Schleswig unter dem Namen der Cimbern. Ungefähr 250 Jahre nach Chr. Geb. beginnen die Fabeln vom Odin, Othin oder Wodan. So blieb bis in die Mitte des 9ten Jahrhunderts der scandinavische Norden in ein Dunkel gehüllt, welches erst durch die kühnen Einfälle der Scandinavier in die süd- und westlichen Reiche Europa's und durch das Christenthum, welches gegen

das Jahr 1000 in Scandinavien sich ausbreitete, erhellt ward. Zu dieser Zeit waren die Bewohner Scandinaviens gleich den Tataren in Horden abgetheilt. Das 9te und 10te Jahrhundert waren für diese Völker die goldnen Jahrhunderte der Seeräuberei. Bei den westlichen Geschichtschreibern hießen sie Dänen und Normänner, in den englischen Jahrbüchern jener Zeiten Easterlings, in den russischen wurden sie Varägi (Wäringer) und in den spanisch-arabischen Mantschu genannt. Aus Schweden, Norwegen, den dänischen Inseln, aus Jütland und Schleswig zogen diese Seeabenteurer an nahe und ferne Küsten innerhalb und außerhalb der Ostsee, nach Nowgorod, Kiew und Plotzk, nach England, Irland, Holland, Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien, wo sie bald bloß plünderten und zerstörten, bald auch neue Reiche stifteten.

Scandiren heißt, einen Vers beim Lesen in seine Füße auflösen oder abtheilen, indem man jeder Sylbe die ihr nach dem Versmaße zukommende stärkere oder schwächere Betonung und Zeitdauer gibt und jeden einzelnen Fuß mit der Stimme bezeichnet, ohne Rücksicht auf den Inhalt des Verses, mithin nach der musikalischen Quantität sprechen; zuweilen auch Einschnitt, Versende und Reime herausheben.

Scapulier (Scapularium) ist ein Theil eines Mönchskleides, und besteht aus zwei Stücken Tuch, von denen das eine die Brust, das andere aber den Rücken bedeckt. Bei den Laienbrüdern geht das Scapulier nur bis an die Knie, bei den andern Religiosen auf die Erde.

Scaramutz (ital. Scaramuccia) war einer von den grotesken Charakteren der italienischen Bühne, welcher ungefähr ums Jahr 1680 an die Stelle des alten spanischen Capitains trat, ganz schwarz in spanischer Tracht, wie sie in Neapel bei Hofleuten und obrigkeitlichen Personen gebräuchlich war, ging, und den Aufschneider vorstellte, der aber am Ende vom Harkelin durchgeprügelt wird. In Frankreich wurde er noch zu manchen andern Charakteren gebraucht.

Scarlatti (Alessandro), Ritter, Capellmeister am neapolitanischen Hofe, war im J. 1658 zu Neapel geboren. Die Geschichte dieses ausgezeichneten Mannes ist wenig bekannt. Die Italiener nannten ihn den Stolz der Kunst und das Oberhaupt der Componisten, und Hasse sagte von ihm, daß er in Hinsicht auf Harmonie der größte Meister Italiens sey; Jomelli sah seine Kirchenmusik als die vorzüglichste in ihrer Art an. Man weiß, daß er zu Rom von Carissimi erzogen wurde. Im J. 1680 wurde er baierscher Hofcomponist; hier ließ er zuerst italienische Opern mit großem Erfolg aufführen. Einige Zeit nachher ging er nach Wien und von da nach Rom. Nachdem er für Theater und Kirche viel componirt hatte, verlebte er den Rest seiner Tage ruhig zu Neapel und beschäftigte sich mit der Bildung junger Musiker. Auch der berühmte Hasse und Leonardo Leo verdankten ihm ihre umfassenden Kenntnisse in der Musik. Im J. 1725 fand ihn Quanz zu Neapel; er componirte ungeachtet seines hohen Alters noch für die Kirche, und spielte trefflich die Harfe. Er starb 1728. Scarlatti hat eine große Menge von Motetten, Messen und Oratorien componirt. Man schätzt die Zahl seiner Messen auf zweihundert. Ein Privatmann zu Neapel versicherte Quanz, daß er vierhundert Compositionen von Scarlatti besitze. Die Oper La Principessa fedele wird allgemein als sein Meisterstück angeführt. Er war der erste, der obligate Recitative anbrachte. Auch erschien das Da capo zuerst in seiner 1693 aufgeführten Teodora. Seine Cantaten hat

Durante als Duetten arrangirt. Sachini lehrte danach im Conservatorio des Ospedaletto zu Venedig und am Ende jeder Lection küßte er ehrfurchtsvoll das Buch, das sie enthielt.

Scarpa (Antonio), einer der berühmtesten Anatomen des 18ten Jahrhunderts, ist gegen 1746 in der Lombardei geboren. Sein unsterbliches Werk Anatomicae disquisitiones de auditu et olfactu, in Fol., erschien in Pavia 1789, nachdem er 17 Jahre früher (1772) in Modena Anatomicae observationes de structura fenestrae rotundae auris herausgegeben, und dadurch bereits die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich gezogen hatte. Bei der Revolutionirung Italiens weigerte er sich, den von der cisalpinischen Republik allen öffentlichen Beamten auferlegten Eid zu leisten, und wurde deßhalb seiner Stelle als Professor an der Universität zu Pavia entsetzt. Er gab nun sein berühmtes Werk über die Pulsadergeschwülste heraus. Als Bonaparte, nachdem er sich in Mailand zum König von Italien hatte krönen lassen, 1805 nach Pavia kam, und ihm die Lehrer der Universität vorgestellt wurden, fragte er nach Scarpa. Man erwiderte ihm, derselbe habe schon seit 17 Jahren aufgehört, Mitglied der Universität zu seyn, und gab zugleich die Ursache davon an. Bonaparte gab die edle Antwort: Was thun hier politische Ansichten und Meinungen? Scarpa ist eine Zierde Pavia's und meiner Staaten. Man stelle ihn sogleich wieder ehrenvoll an.

Scarron (Paul), ein bekannter burlesker und satirischer Dichter der Franzosen, war der Sohn eines Parlamentsraths, und wurde 1610 oder 1611 zu Paris geboren. Sein Vater zwang ihn zum geistlichen Stand, er gehorchte, lebte aber sehr weltlich gesinnt. Als er 24 Jahre alt war, machte er eine Reise nach Italien, wo er sich allen Vergnügungen ergab. Bei seiner Rückkehr nach Paris setzte er seine Lebensart fort. 1638 besuchte er das Carneval zu Mans, wo er Canonicus war. Hier wurde er als Wilder maskirt von den Straßenbuben verfolgt, mußte in einen Morast fliehen, wobei er sich heftig erkältete, und durch eine hieraus erfolgende Nervenkrankheit fast an allen Gliedern gelähmt ward. Trotz dieser Leiden behielt er seinen fröhlichen Sinn, ließ sich zu Paris nieder, und machte sich durch seine Lustigkeit und die Annehmlichkeit seiner Gesellschaft die geistvollsten Personen des Hofes und der Stadt zu Freunden. Als sein Vater gestorben war, hatte er einen Prozeß mit seiner Stiefmutter, den er, obgleich es sein ganzes Vermögen betraf, auf eine burleske Weise betrieb und verlor. Frau von Hautefort, seine Freundin, durch sein Unglück gerührt, stellte ihn der Königin vor. Der Dichter bat diese: „sich ihren Kranken von Amts wegen nennen zu dürfen." Die Fürstin lächelte, Scarron, der dies als Einwilligung annahm, unterschrieb und nannte sich von jetzt an: Scarron, von Gottes Gnaden unwürdiger Kranker der Königin. Um sich dieses Amt einträglich zu machen, lobte er den Cardinal Mazarin, der ihm eine Pension von 500 Rthlrn. gab, die aber nachher wieder eingezogen wurde, als Scarrons Mazarinade und sein Typhon erschienen, worin er den Cardinal beleidigt hatte. Drauf wandte er sich an den Prinzen von Condé, dessen Siege er besang, und an den Coadjutor von Paris. Seine Verheirathung mit Franciska d'Aubigné (nachmaliger Marquise von Maintenon) vermehrte vielleicht seine Lebensfreuden, verbesserte aber nicht seine Glücksumstände. Er lebte so unwirthschaftlich, daß er bald in dürftige Umstände gerieth. Mit Trotz und Unverschämtheit verlangte er seine Pension, wodurch er seine Lage

noch verschlimmerte. Die Schauspiele, die er nun schrieb, boten ihm einen neuen Erwerbszweig dar, obgleich er sich wenig um die Regeln dramatischer Dichtkunst bekümmerte. Es war damals bei den Franzosen an der Tagesordnung, die spanischen Dichter zu plündern, und auch Scarron, welcher ihre Sprache verstand, erntete auf diesen Feldern, die er nicht besäet hatte. Sein Lustspiel Jodelet maitre wurde mit dem meisten Beifall aufgenommen. Auch die Königin Christine von Schweden würdigte ihn ihrer Gunst, und erlaubte ihm, sich ihren Roland zu nennen. Er starb den 14ten October 1660. Seine travestirte Aeneide in 8 Büchern und sein komischer Roman, von welchen die erstere durch Moreau de Brasey fortgesetzt, der letztere aber verdeutscht ist (Scarrons komischer Roman, 3 Bände, Reval 1782. 8.) sind unter uns am bekanntesten geworden. Der letztere zeichnet sich durch originelle Charaktere, komische Laune, Raschheit und Munterkeit der Erzählung aus. Außerdem hat Scarron noch vermischte Gedichte, Lieder, Oden, Episteln, Stanzen u. s. w. geschrieben. Seine Werke sind von Bruzen la Martinière gesammelt 1737 zu Paris in 10 Duodezbänden herausgegeben.

N. P.

Scaurus (Marc. Aemil.) Diesen Namen führten zwei Römer, Vater und Sohn. Der erstere bekleidete im J. d. St. 639 das Consulat und wurde später Princeps senatus, berühmt als Redner und ausgezeichnet durch seine Strenge, und die Würde, die er sich zu geben wußte, daher er auch bei dem Senate und dem Volke in ungemeinem Ansehen stand; dabei ein höchst schlauer Mann, der seine Habsucht und seinen Ehrgeiz geschickt zu verbergen wußte. Auch als Feldherr zeichnete er sich gegen die Gallier aus, und erhielt bei seiner Rückkehr die Ehre des Triumphs. Nicht so löblich benahm er sich im Kriege mit Jugurtha, wußte sich aber klug genug zu behaupten, und es dahin zu bringen, daß man ihn nochmals zum Consul, und sogar zum Censor wählte. Sein Sohn zeichnete sich als Aedilis curulis durch den glänzenden Aufwand aus, den er machte. Er ließ ein ungemein prächtiges und großes Theater errichten, und gab kostbare und noch nie gesehene Wettkämpfe. Cicero vertheidigte ihn, als er wegen Bedrückungen in der Provinz Sardinien angeklagt wurde.

Scävola, s. Mucius.

Scene, s. Schauspiel.

Schaaf, s. Schaf.

Schabemanier, s. Kupferstecherkunst.

Schachspiel. Unter allen den unzähligen Spielen für das reifere Alter gibt es keines, das so alt, so verbreitet, so geachtet, so schwierig, so geistreich zugleich wäre. In letzterm Betrachte kann man es kaum zu den Spielen rechnen. Dem Zufall, der bei allen Spielen den Hauptcharakter macht, ist hierbei nichts überlassen. Nur Ueberblick, Klugheit, Vorsicht, entscheiden in ihm den Sieg, und so ist es mindestens das edelste, des denkenden Mannes würdigste Spiel, während es dem Jüngling Gelegenheit gibt, die Hitze der Leidenschaft zu mäßigen, Geduld, Umsicht, Urtheilskraft, Fassung zu üben. Es ist, sagten wir, das älteste Spiel, wenigstens behaupten die Chinesen, es schon 200 Jahre vor unserer Zeitrechnung gekannt zu haben. Es ist, wollen wir selbst dies bezweifeln, doch mindestens schon im 6ten Jahrhunderte aus Indien nach Persien gekommen, und hat sich von da

durch die Araber und die Kreuzzüge *) über die ganze alte Welt verbreitet, so daß jetzt kein Land in allen fünf Welttheilen mit einiger Cultur, einheimischer oder europäischer dahin verpflanzten, ist, wohin es nicht, mit einigen, bald wesentlichen bald unwesentlichen Abänderungen, gekommen wäre. Allgemein verbreitet ist es vorzüglich im ganzen Morgenlande, wo es in China, oder, wie eine andre Sage geht, in Indien erfunden ist. Die ganze Zusammensetzung und Benennung der Hauptsteine beweis't dies. Die Sanscritsprache nennt es Schthrantsch, ein Wort, das die Hauptheile eines (dortigen alten) Heeres, Elephanten, Fusvolk, Wagen (nämlich Streit- oder Sichelwagen), Pferde, anzeigt. Doch wurde diese Benennung von dem persischen Namen Shah, Schach (König) verdrängt, der diesem Spiele in allen Sprachen geblieben ist (Echecs, Cheß, Scacco, Xaque, Escaque, Szache, Eskakes nennen es die Franzosen, Engländer, Italiener, Portugiesen rc.). Gewöhnlich wird das Schachspiel von zwei Personen auf einem in 64 gleiche Felder getheilten Quadrate gespielt, so daß jeder auf den ihm zunächst stehenden 16 Feldern in der vordern ersten Reihe derselben acht sogenannte Bauern, in der zweiten, unmittelbar vor ihm befindlichen in der Mitte einen König, eine Königin, und ihnen zu beiden Seiten zwei Läufer, zwei Springer, zwei Thürme befehligt. Der Zweck des Spiels geht darauf, des Gegners König in eine Lage zu bringen, daß er keinen Zug mehr thun kann, welches in der Kunstsprache heißt Schachmatt machen. Die Namen aller dieser Steine, mit Ausnahme des Königs, sind und waren nach Sitte und Gewohnheit der verschiedenen Völker sehr verschieden. Namentlich gilt die Königin im Morgenlande ungleich richtiger als Vezier (Fers) oder Feldherr; die Springer gelten beim Engländer, Franzosen rc. als Ritter, Reiter, die Läufer werden in England zum Bischof, in Frankreich zum Narren (Fou) gemacht; ursprünglich waren sie Elephanten, mit Reisigen versehen; die Thürme sind ursprünglich in Indien Streitwagen, was auch der ziemlich allgemein gewöhnliche Name Rochen, aus dem Indischen Roch oder Roth bedeutet. Die Bauern hießen bei unsern Vorfahren Wenden; ein charakteristischer Zug, die Herabwürdigung dieses von den Deutschen unterjochten Slavenstamms zu beweisen. Die als Spieler und Schriftsteller berühmtesten Schachspieler waren der Herzog von Braunschweig, August, im 17ten Jahrhundert; (unter dem Namen Gustav Sebenus, gab er eine Anleitung 1617 in 4. heraus, die jetzt äußerst selten ist); Philidor, in London vorzüglich 1780—1790 berühmt geworden; Gioacchino Greco bereits in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, und der Araber Philipp Stamma in Paris 1737. Denen, die es erlernen wollen, ist Kochs Codex der Schachspeilkunst als das umfassendste und deutlichste Werk zu empfehlen. Es erschien in der 2ten Auflage 1813—1815 in Magdeburg bei Heinrichshofen. Vergleiche einen Aufsatz im Morgenblatt 1813. No. 96. — Unter den niedern Ständen ist dies Spiel in Deutschland nicht sehr gewöhnlich, doch ist es merkwürdig, daß sich das Dorf Ströpke, Ströbek, in der Nähe

*) Der Roman der Tafelrunde kennt es schon, und 1477 erschien die erste Uebersetzung eines im 13ten Jahrhundert geschriebenen lateinischen Werks, worin es ebenfalls vorkommt.

von Halberstadt, durch eine bedeutende Fertigkeit seit wenigstens 300 Jahren darin auszeichnet, ohne daß man den Grund davon bestimmt angeben könne. Wahrscheinlich ist es, daß ein Bischof, anfangs hier als Privatmann lebend, die Landleute aus eigner Liebhaberei damit bekannt, und späterhin deßhalb und unter dieser Bedingung von manchen Abgaben frei gemacht hat.— Ungewöhnlicher ist das Schachspiel unter drei und unter vier Personen. Eben so selten, und zugleich ungemein schwierig sind das daraus entstandene Curierspiel mit 24 Steinen auf einer Tafel von 96 Feldern, und das noch viel zusammengesetztere Kriegsspiel, vorzüglich von Venturini ausgearbeitet. Vor ungefähr 30 Jahren hatte Kempelen (s. d.) eine Maschine in Gestalt eines Türken verfertigt, die sich durch ihr richtiges und sicheres Spiel die Bewunderung und den Beifall der ersten Kenner des Spiels wie der Mechanik erwarb, ohne daß von irgend jemand das Geheimniß entdeckt wurde. Den letzten Nachrichten zufolge befand sie sich noch 1809 zu Wien, von wo sie nach Schönbrunn zu Napoleon geholt wurde, der an sie, wie fast alle, verlor. *r.

Schacht ist im Bergbau eine Oeffnung, welche von der Oberfläche des Erdbodens herunter durch das Gebirge oder Gestein gegraben wird. Sollen aus einem Schacht Erze oder Berge (Gestein ohne metallischen Gehalt) gefördert werden, so heißt er ein Förder- oder ein Ziehschacht. Wird in einem Schacht eine Wasserhebungsmaschine gebaut, so nennt man ihn Kunstschacht. Durch einen Fahrschacht fährt man ein und aus, oder steigt hinunter und herauf auf Fahrten (Leitern). Um die Schachte vor dem Einsturz zu sichern, werden sie ausgemauert, oder auch mit Holz ausgezimmert.

Schad (Johann Baptist), als philosophischer Schriftsteller bekannt, ehemaliger Benedictiner zu Banz, wurde 1758 zu Mürsbach bei Coburg geboren. Neun Jahre alt brachte ihn sein Vater nach der berühmten Benedictinerabtei Banz im Bambergschen, wo er als Discantist aufgenommen wurde. In seinem 14ten Jahre kam er nach Bamberg, um daselbst die Humaniora zu studiren. Das Gymnasium und die Universität waren erst mit Jesuiten, und nach Aufhebung derselben, mit ihren Schülern besetzt, so daß Schad einer durchaus jesuitischen Bildung genoß. Hier erwachte der Ehrtrieb in ihm, und seine musikalischen Talente, so wie seine raschen Fortschritte in wissenschaftlicher Rücksicht gewannen ihm Freunde. Nach einem 6jährigen Aufenthalte zu Bamberg bestimmte er sich anfangs zum Weltgeistlichen. Bald aber entschloß er sich zum Klosterleben, und trat 1778 in das Benedictinerkloster Banz als Novize ein. Die Tyrannei seiner Obern und sein eigner Fanatismus brachten ihn dem Tode nahe. Dennoch legte er 1779 förmlich die Klostergelübde ab. Er hatte sieben Jahre, von dem finstersten Aberglauben befangen, außer seinen Studien mit Peinigungen, die er sich selbst oder seine Ordensbrüder ihm auferlegt hatten, zugebracht, seine Gesundheit durchaus zerrüttet, und seine Gemüthsruhe verloren, als er sich endlich zur Selbstprüfung entschloß und diese Geistesfesseln brach. Er mußte dafür den härtesten Druck erdulden. Aufs äußerste dadurch gebracht, nahm er 1798 die Flucht. Sein erster Zufluchtsort war Ebersdorf, wo der damalige Graf Reuß ihn menschenfreundlich aufnahm und unterstützte. Weil aber die Mönche zu Banz auch hier ihm nachstellten, begab er sich nach Gotha, und von dort nach Jena, wo er promovirte, und die Freiheit erhielt, über Philosophie zu lesen. Hier erwarb er sich den größten Beifall seiner Zuhörer und

die Achtung des Publicums. Er verheirathete sich, und wurde glücklicher Gatte und Vater. Seine Lebens- und Klostergeschichte (Erfurt 1803, 2 Bände) charakterisirt ihn als einen Mann von Geist und einer sehr rechtlichen Gemüthsart, und ist eine der besten Selbstbiographien, die wir besitzen. Zugleich aber gibt dieses Werk uns einen richtigen Begriff von der Organisation des catholischen Klosterwesens, und ist nicht bloß dem Psychologen, sondern jedem Freunde einer belehrenden Lectüre zu empfehlen. Außerdem hat Schad mehrere philosophische Werke geschrieben, von denen wir hier nur anführen: Darstellung des Fichteschen Systems und der daraus hervorgehenden Religionstheorie, 3 Bände, gr. 8., Erfurt 1800 bis 1802; Absolute Harmonie des Fichteschen Systems mit der Religion, gr. 8. Ebend. 1802; System der Natur- und Transcendentalphilosophie, Landshut 1804; Geist der Philosophie unsrer Zeit, Jena 1800; Grundriß der Wissenschaftslehre, 8., Jena 1800.

Schädel ist die knöcherne Grundlage des Kopfes, an der man die Hirnschale (cranium) und die Knochen des Gesichts unterscheidet. Im engern Sinne versteht man auch wohl blos die Hirnschale darunter. Diese besteht bei dem Menschen aus 8 Knochen, nämlich aus dem Stirnbein (os frontale), den beiden Scheitelbeinen (ossa parietalia s. bregmatis), dem Hinterhauptbeine (os occipitis) den beiden Schläfebeinen (ossa temporum), dem Keilbeine (os sphenoideum), und dem Siebbeine (os ethmoideum s. cribriforme). In einigen von diesen Knochen befinden sich Höhlen, welche der Aufnahme von Sinnesorganen bestimmt sind, sonst sind sie größtentheils platt, bestehen aus 2 Knochenplatten, zwischen denen sich die Diploe befindet, bilden eine große Höhle, in der sich das große und kleine Hirn befindet, besitzen Erhabenheiten und Vertiefungen von den anliegenden Theilen, und mehrere Oeffnungen, durch welche Gefäße und Nerven hindurchgehen. Verbunden sind sie untereinander und mit den Gesichtsknochen im ausgebildeten Zustande durch feste, keine Bewegung zulassende Näthe, in denen sich bisweilen einzelne getrennte Knochenstücke (die sogenannten Wormschen Beinchen) befinden; in dem frühern Lebensalter aber berühren sich diese Knochen nur vermittelst einer Knorpelmasse, die es zuläßt, daß der Kopf zusammengedrückt (z. B. bei der Geburt) und verkleinert werden kann, ja da sich die Knochen von ihrem Mittelpunkte aus bilden, so sind sie in der Zeit der Geburt an den Ecken noch so wenig ausgebildet, daß häutig-knorpelige Zwischenräume bemerkt werden, durch welche man die Bewegung des Gehirns wahrnehmen kann und die Fontanelle heißen. Nur zwischen den Schlafbeinen und der untern Kinnlade, so wie zwischen dem Hinterhauptbeine und dem ersten Rückenwirbel findet sich ein freieres Gelenk. — Die Gesichtsknochen sind bei dem Menschen folgende: 2 Oberkieferbeine (ossa maxillaria superiora), 2 Nasenbeine (ossa nasi), 2 Thränenbeine (ossa lacrymalia), 2 Jochbeine (ossa zygomatica), 2 Gaumenbeine (ossa palatina), die beiden untern Nasenmuscheln (ossa spongiosa), das Pflugscharbein (vomer), und die untre Kinnlade (os maxillare inferius). In der leztern, so wie in den beiden Oberkieferbeinen, sind die 32 Zähne eingekeilt. Die Gesichtsknochen bilden mehrere Höhlen, welche Sinnesorgane enthalten und als der Anfang der Brust- und Bauchhöhle anzusehen sind, indem durch dieselben Luft zu der erstern, Speise und Getränk zu der leztern geführt werden. Ueberdieß bestimmen sie die Form des Gesicht. Die Art, wie die Gesichtsknochen, insbesondre die obere Kinnlade, zu den eigentlichen Schädelknochen gestellt sind, begründet Verschiedenheiten, durch welche sich das mensch-

liche Gesicht von dem der Thiere unterscheidet, so wie sich auch viele nationale Verschiedenheiten darauf zurückführen lassen, daß der Oberkiefer entweder mehr hervorragt oder eingedrückt ist. — Sinnreich ist Okens Vergleichung des Schädelbaues mit dem der Rückenwirbelbeine und interessant die Zusammenstellung von vielen Thierschädeln, welche Spix in einem großen Prachtwerke (Cephalogenesis s. capitis ossei structura et significatio etc. acc. tabb. XVIII. München 1815. Fol.) mitgetheilt hat. —

Schädellehre ist die von Dr. Gall (s. d. Art.) systematisch aufgestellte Lehre von der Structur und den Verrichtungen des Nervensystems, und vorzüglich derjenigen Abtheilung, welche im Schädel eingeschlossen ist, und das Gehirn zusammensetzt. Daher kommt ihr der Name Schädellehre nur in so fern zu, als das Gehirn vom Schädel eingehüllt wird, und dieser sich nach ihm formt. Noch weniger darf sie für eine Physiognomik angesehen werden, obgleich sie als Physiologie des Gehirns sich sehr fruchtbar auf Physiognomik, so wie auf Pädagogik und Medicin anwenden läßt. Die Entstehung der Lehre ist bei der Biographie des Autors schon berührt. Er hat durch ein eignes Werk (Anatomie et physiologie du système nerveux en général et du cerveau en particulier) seine Beobachtungen bekannt gemacht, und durch viele Kupfer erläutert. Die Hauptpunkte seiner Lehre sind folgende: **Das Gehirn ist dasjenige Organ, wodurch die geistigen Thätigkeiten des Menschen vermittelt werden. Es ist, als ein solches Organ, aber nicht bei jedem einzelnen Acte des Denkens in seiner ganzen Masse thätig**, sondern so wie jeder Sinn, jedes Bewegungsorgan, überhaupt jede besondre Function im Körper einen besondern Nerven als Werkzeug hat, eben so gehört jeder qualitativ verschiedenen Denkverrichtung eine abgesonderte Gehirnportion als Organ, wodurch sie erst möglich wird. **Die Stärke des Nerven und die Menge seiner Masse steht mit der Intensität der in diesem Organe auszuübenden Verrichtung in geradem Verhältnisse.** Der Rüsselnerve des Elephanten hat die Stärke eines Kinderarms. Das Gesetz gilt auch in andern Theilen. Starke Muskeln zeigen von vieler Muskelkraft, die weite Nase des Hundes von seinem feinen Geruche rc. Anstrengung und Uebung bringt nicht nur Fertigkeit in die Organe, sondern sie vergrößert auch ihre Masse. Der Mensch besitzt, im Verhältnisse zu seinem übrigen Körper, das größte (aus den mehrsten Theilen zusammengesetzte) Gehirn in der ganzen Thierreihe. In ihm sind also weit mehr Organe vorhanden, er trägt in seinem Gehirn alle die Organe, welche den Thieren einzeln zukommen, nicht nur vereinigt, sondern er besitzt noch außerdem andre, den Thieren fehlende. Daher lassen sich aus dem menschlichen durch Hinwegdenken einzelner Gehirntheile die Schädel aller übrigen Thiere construiren, und wenn man zu einem Thierschädel die fehlenden Theile zusetzt, so entsteht ein Menschenschädel daraus. Die Menschenschädel zeigen aber unter sich, sowohl in der Menge ihres Gehirns, als in der Vergrößerung einzelner Punkte, große Verschiedenheiten; dazu lehrt die genaue Beobachtung, daß der bessere Kopf sich (wenn auch nicht durch den größern Umfang des ganzen Schädels, doch durch ausgezeichnete Vergrößerung einzelner Punkte desselben, also) durch größere Gehirnmasse auszeichnet. In der Jugend, als der Entwickelungsperiode und Bildungszeit der schlummernden Anlagen, hat das ganze Gehirn ein Streben nach

Ausdehnung; wenn an einem jugendlichen Schädel die obere Hälfte abgenommen wird, so drängt sich das Gehirn hervor, und kann durch Aufsetzung des Deckels nicht wieder in dieselbe Höhle zurückgebracht werden; an einem alten Schädel ist dagegen gerade das Gegentheil zu bemerken. — Die Verrichtungen bestimmter Gehirntheile sind von einander nummerisch verschieden, und behaupten sich in wechselseitiger Unabhängigkeit, so wie auch die ihnen vorgesetzten Gehirntheile selbst durch bestimmte und eigenthümliche Formen sich unterscheiden. Rücksichtlich der Sinne war dieses Gesetz längst vor Gall bekannt, aber seine Anwendung auf das Verhältniß der einzelnen Thätigkeiten des Erkenntniß- und Begehrungsvermögens hat Gall zuerst gemacht. Vor ihm wurden mehrere qualitativ verschiedene Thätigkeiten des Denkvermögens nur für quantitativ oder graduell verschieden angesehen, so wie viele graduelle Verschiedenheiten für qualitativ verschiedene Vermögen gehalten. Gedächtniß, productive Einbildungskraft, Scharfsinn, Verstand standen neben einander als Seelenkräfte, da sie doch nichts als verschiedene Stufen der Entwickelung von den Geisteseigenschaften seyn können. Es fängt das Organ seine Ausbildung auf der niedrigsten Stufe mit Erlernungsfähigkeit oder Gedächtniß an, eine zweite Stufe gibt Beobachtung, eine höhere Production und Beurtheilung (Verstehen) des erkannten Stoffes. Hinwiederum erklären sich aus der richtigen Unterscheidung mehrerer unabhängiger Seelenvermögen und ihrer besondern Organe im Gehirn: wie in den verschiedenen Lebensperioden gleichzeitig Entwickelung des einen Vermögens und Zurücksinken des andern Statt finden kann; wie durch Verletzungen bestimmter Hirnstellen nur bestimmte Fähigkeiten verloren gehen; wie auf eine bis zur Ermüdung fortgesetzte Anstrengung einer Fähigkeit die darauf folgende Thätigkeit einer zweiten, bisher ruhenden, möglich wird. Alles, was auf die Fähigkeiten, d. i. Erkenntnißvermögen, Bezug hat, muß eben so auch von den Neigungen, d. i. dem Begehrungsvermögen, gesagt werden. Es existiren für selbige ebenfalls Organe im Gehirn. Das Gehirn ist ein Convolut von Organen. Man muß sich den Vereinigungspunkt aller Nerven des ganzen Körpers da vorstellen, wo Rückenmark und Gehirn zusammenstoßen, d. i. im Genick, an der Stelle, durch deren Druck jedes Thier, das ein Gehirn hat, sehr leicht getödtet wird. Ein Theil der Nervenmasse geht unterwärts als Rückenmark, gibt Nerven in alle Organe des Körpers, und vertheilt sich endlich vollständig in Nervenfäden. Die zweite Portion steigt in der Form markiger Schenkel unter der Varolsbrücke in die Schädelhöhle, gibt Aeste zum kleinen Hirn, und verbreitet sich strahlenförmig in der ganzen Masse des großen, oder setzt dieses vielmehr selbst zusammen, indem sie an vier Orten Zwischenräume (Gehirnhöhlen) läßt, die während der Gesundheit mit etwas Feuchtigkeit angefüllt sind, und durch welche Adergeflechte gehen. Die Vielseitigkeit in den Verrichtungen ist durch eine eben so große Mannichfaltigkeit in der Form und Farbe bildlich dargestellt. Denn die strahligen Markverbreitungen endigen sich auf der Oberfläche der Hirnhemisphären in mannichfaltigen Windungen, indem sie nach und nach ihre markige Beschaffenheit verlieren, und in eine graue Rindensubstanz übergehen. Während dieses Ueberganges dehnt sich die Hirnmasse in eine hautförmige Fläche aus, deren Stamm von den Strahlen gebildet wird;

diese Fläche ist in jene Windungen knaulförmig zusammengewickelt, doch so, daß sie durch gehörige Behandlung vollkommen ausgebreitet werden kann, auch sich dann von selbst aus ihren Windungen entwickelt, sobald beträchtliche Wasseransammlung in den Hirnhöhlen das Gehirn von einander treibt. — Die Organe des Gehirns sind alle doppelt vorhanden; die ganze Hirnmasse läßt sich in zwei durchaus gleiche Hälften spalten und es findet nur an den Stellen Einfachheit (z. B. an der Hirnschwiele) Statt, wo man diejenigen Organe zu vermuthen hat, welche zur Verknüpfung aller Thätigkeiten zum gemeinschaftlichen Bewußtseyn bestimmt zu seyn scheinen. Deßhalb ist bei Fehlern der einen Hirnhälfte die naturgemäße Function der zweiten noch möglich, so wie eine Niere fehlen kann, ohne daß die Urinabsonderung völlig unterdrückt ist. — Diejenigen Organe, welche allen mit Gehirn versehenen Thieren zukommen (solche, die mehr auf Energie und Erhaltung des Lebens Bezug haben), liegen nach der Basis des Schädels zu; so wie aber das Gehirn sich durch Vermehrung der Organe höherer Seelenkräfte veredelt, so finden sich die hinzugekommenen mehr nach oben und außen gegen die Decke und Seitentheile des Schädels. Gleichergestalt gibt sich die Vergrößerung einzelner Hirnpartien durch Hervortreten über die andern zu erkennen. Dabei verhält sich der Schädel leidend, d. h. seine Form wird durch die Beschaffenheit der Gehirnoberfläche erst bestimmt, er drückt im gesunden Zustande nicht auf das Gehirn. Denn schon ist im Fötus Gehirn da, ehe noch der Schädel sich bildet; es ist dann nur mit der harten Hirnhaut überzogen, welche hier, wie die Beinhaut an andern Knochen, die Erzeugung und Ernährung der Schädelknochen übernimmt. Die Schädelknochen bestehen beim Erwachsenen aus zwei Tafeln, zwischen denen eine markige Diploe liegt. Dem ohngeachtet laufen beide Tafeln parallel mit einander, bis auf folgende Stellen: an den Stirnhöhlen, an der Kreuzgräthe des Hinterhauptbeins, an der Gräthe des Stirnbeins, und an der Gegend der beiden größern Fontanellen. Genaue und fortgesetzte Beobachtung und Vergleichung der Menschen haben gezeigt, daß einzelne Hervorragungen auf sehr große Entwickelung einzelner Fähigkeiten und Neigungen schließen lassen; daß aber da, wo alle Verrichtungen der einzelnen Theile in gleichmäßiger Harmonie entwickelt sind (Wielands Kopf), der Schädel keine jähen Hervorragungen bilde, sondern eine glatte Wölbung bezeichne. Genaues Studium der Anthropologie; Beobachtung der Menschen in ihren verschiedenen Situationen und damit verbundene Vergleichung ihrer Gehirnform; anatomisch-physiologische Untersuchung des Gehirns und vorzüglich comparative Anatomie mit Rücksicht auf die jedesmaligen Neigungen des Thieres; pathologische Beobachtungen an Gehirn- und Geisteskranken, als an Cretinen, Blödsinnigen, Wahnsinnigen, Menschen mit Verletzungen am Gehirne ꝛc. müssen als die Stützen der Schädellehre angesehen werden. Gestützt auf solche Beobachtungen und Arbeiten glaubte Gall, die Orte der Gehirnpartien für mehrere Fähigkeiten und Neigungen aufgefunden zu haben. Daß diese, in so fern sie außen erkannt werden können, nur solche sind, die nach der Oberfläche des Gehirns zu liegen und Eindrücke in den Schädel zu machen vermögen, ist von selbst klar; eine Menge andrer in der Tiefe und Mitte gelegener lassen sich zwar jetzt schon vermuthen, aber sich erst durch fortgesetzteres Studium erkennen. Was die einzelnen Organe betrifft, so nennt Gall denjenigen Fortsatz zur

verlängerten Marke das Organ der Lebenskraft, welcher sich in jedem Gehirn findet, und der bei gehirnten Thieren von niedriger Organisation bisweilen das Gehirn allein ausmacht. Von der Größe des Hinterhauptloches und von der Dicke des Nackens läßt sich auf die Stärke dieses Organs schließen. Alle Thierarten mit Geschlechtsunterschied besitzen neben andern Hirnpartien zugleich ein kleines Gehirn; daraus und aus andern Gründen schloß Gall, das kleine Gehirn sey das Organ des Geschlechtstriebes; seine Stärke gibt sich durch die Größe der Hinterhauptshügel und die dadurch bewirkte Breite des Nackens zu erkennen, die in allen männlichen Thieren bedeutender ist. Ueber und hinter den Ohren ist bei fleischfressenden Thieren eine Erhabenheit zu finden, die den pflanzenfressenden fehlt; er nennt sie Würgsinn. Im Keilfortsatze des Hinterhauptbeins über dem großen Hinterhauptloche befindet sich eine Schädelgrube, die durch das Organ des Lebenstriebes ausgefüllt wird. Ueber diesen Organen sind die Nerven der Sinne gelagert. Die Oberfläche des großen Gehirns endlich mit seinen Wölkungen, Einschnitten und Höhlen gibt folgende Organe: Um die Augen herum, so daß sie die Stellung derselben verschieben, liegen diejenigen Gehirntheile, welche als Sammelplätze der durch die Sinne erhaltenen Eindrücke dienen. Man unterscheidet hier den Sachsinn gleich über der Nasenwurzel, der in höherer Steigerung Erziehungsfähigkeit gibt; den Ortssinn, der sich durch Erhebung der Stirnhügel ausdrückt und seinem Inhaber die Fähigkeit gibt, sich in Gegenden, Wegen, astronomisch am Himmel, leicht zu orientiren; den Wortsinn, das Vermögen, Worte, Terminologien ꝛc. zu fassen, in der hintersten Spitze der obern Knochendecke der Augenhöhle, wodurch das Auge hervorgetrieben, und zum Klotzauge wird; den Sprachsinn, der sich durch Einsicht in den Sprachbau auszeichnet, und durch Herabsenken des vordern Stücks der Augenhöhlenplatte erkannt wird, so daß er Schlappaugen macht; den Tonsinn am äußern obern Augenhöhlenrande; den Zahlensinn, der dem Menschen ausschließend zukommt, und an einer tiefen Herabsenkung des Augenbrauenbogens nach außen erkannt wird, so daß dadurch die Stirn fast viereckig wird. Etwas neben dem Tonsinne nach innen steht der Farbensinn. Ist aber der innere Augenwinkel und mit ihm die Querachse des Auges herabgetrieben (Ziegenaugen), so verräth das Personensinn, d. i. die Fähigkeit andre Menschen, sie mögen ein auffallendes oder nicht auffallendes Aeußeres haben, leicht wieder zu erkennen. Eine horizontale Grube über dem Augenhöhlenbogen deutet auf Geiz, ihre Ausfüllung auf Freigebigkeit. Höher an der Stirn trägt der Mensch die Organe, welche seiner Gattung ausschließend zukommen und den Vorzug seiner Menschennatur ausmachen. Sie geben Aufschluß und Berichtigung über die Camperschen Bestimmungen der Gesichtslinie. Im Allgemeinen deutet daher eine hohe, breite und gewölbte Stirn auf ausgezeichnete Geistesstärke, eine niedere Stirn auf geringe Entwickelung von Geisteskräften. Bei sehr jungen Kindern, in dem Alter, wo sich das Auffassungsvermögen (Beobachtungsgeist) zu regen anfängt, so wie bei ausgezeichneten Beobachtern, ist die verticale Stirnhöhe kugelich gewölbt. Die philosophische Speculation zeigt sich in der Mitte der Stirn an ihrem höchsten Punkte, die populäre Beredsamkeit etwas unter derselben, der Witz offenbart sich durch die zwei hügelförmigen Erhöhungen zu beiden Seiten der Stirn

über den Augen. In der Mitte des Schädels, über der eigentlichen Stirn, drückt sich die Gutmüthigkeit durch eine Wölbung aus; Grausamkeit durch die Abwesenheit derselben; hinter derselben zeigt eine fortgesetzte Wölbung den Hang nach Schwärmerei an, welche durch Einwirkung anderer Organe bald fanatisch, mystisch, religiös, politisch werden kann. Noch weiter nach hinten, zu beiden Seiten der Pfeilnath, strebt die Beharrlichkeit (Trotz) empor; ihr zu beiden Seiten liegt das Organ für das Darstellungsvermögen. Neben den Augen nach außen, doch etwas höher als sie selbst, neben dem Zahlensinne, drückt der Kunstsinn, die Anlage zu mechanischen Fertigkeiten, sich durch eine Erhöhung des Schädels aus; weiter nach hinten, nach den Ohren zu und über ihnen, deutet eine Erhabenheit die Schlauheit an, die, wenn ihr die Unterstützung edler Organe und Motive fehlt, und wenn sie im hohen Grade vorhanden ist, zum Diebssinne ausartet. Dieser erzeugt dann ein Vergnügen an dem listigen Entwenden eines Gegenstandes, nicht an dem Besitze des entwendeten. Gerade hinauf über den äußern Ohren, wo sich der Schädel umbeugt und wölbt, gibt eine große Breite des Kopfs Bedächtigkeit, das Gegentheil Leichtsinn zu erkennen. Etwas darunter, nach dem hinter dem Ohre gelegenen Warzenfortsatze zu, finden sich die freundschaftliche Anhänglichkeit; noch tiefer, in der Nähe des Würgsinnes, des Gehörs, der Schlauheit, der Bedächtigkeit steht der Muth. Eine horizontale Linie von einem Organe der freundschaftlichen Anhänglichkeit zum gegenüberstehenden gezogen durchschneidet die Aeltern- und Kindesliebe; über dieser nach der Wölbung des Hinterkopfs hinauf und in ihrer Mitte gränzt an die Beharrlichkeit der Höhesinn, der physisch (die Gemse, den Steinbock) zum Steigen treibt, moralisch zum edlen Stolze, oder zum verächtlichen Hochmuth (Eitelkeit) wird. — Aus dieser Darstellung selbst ist ersichtlich, daß die Cranioscopie nur auf die wenigen Organe, welche durch die äußere Lage an dem Schädel bemerkbar werden, beschränkt wäre, die Schädellehre überhaupt aber noch zu schwankend, zu unsicher; die Bestimmung der Organe selbst auf so schwache, oder einseitig aufgefaßte Beobachtung gegründet, oft selbst so unlogisch geordnet ist, daß sie bei den Schwierigkeiten, welche sich ihr entgegenstellen, stets die Spuren der Ungewißheit und Unvollkommenheit an sich tragen wird. F.

Schaden. Unter Schaden versteht man jeden Verlust von etwas, worauf man ein Recht hat. Schadenersatz ist die Vergütung des erlittenen Schadens. Juristisch betrachtet, kann der Schaden seyn: I) 1. ein positiver, d. h. ein solcher, der eine Entziehung oder Verschlechterung dessen, was wir wirklich schon besitzen; oder 2. ein privativer, d. h. ein solcher Schaden, der eine Entziehung oder eine Verminderung eines noch zu hoffenden Gutes enthält. Ferner wird der Schaden eingetheilt II) 1) in dolosen, d. i. ein auf widerrechtliche Weise mit Vorsatz zugefügter Schaden; dieser muß ohne Unterschied, selbst dann vergütet werden, wann vorher ein Vertrag, daß kein Schadenersatz Statt finden solle, geschlossen war; nur wenn ein solcher Vertrag von dem Beschädigten nach erlangter Kenntniß von dem erlittenen Schaden geschlossen wird, findet keine Vergütung Statt; 2. in culposen Schaden, der durch Nachlässigkeit angerichtet wird. Die Juristen nehmen drei Grade der Nachlässigkeit (culpa) an, nämlich die große (culpa lata), die ge-

ringe (c. levis), und die geringste (c. levissima). Der mittlere Grad der Nachlässigkeit wird wieder in die concrete (culpa levis in concreto), und in die abstracte (c. levis in abstracto) abgetheilt; jene findet Statt, wenn Jemand nicht die Aufmerksamkeit in Rücksicht Andrer beweis't, welche er in seinen eignen Angelegenheiten anwendet, um seinen Schaden zu verhüten, diese ist das Gegentheil hievon. III) theilt man den Schaden 1) in zufälligen (d. casuale) ein, und macht auch hier wieder den Unterschied a) des reinzufälligen (damnum mere casuale) und b) des gemischt zufälligen (damnum mixtum oder mixte casuale). Zufall ist nämlich jedes unvermuthete Ereigniß, dessen Abwendung nicht in unserer Macht steht; dessen Entstehung aber in unsern Handlungen ihren Grund haben kann. Ist es nun ein solcher Zufall, der nicht durch unsre Handlungen veranlaßt ward, z. B. ein Blitzstrahl oder Hagelschlag, so ist der daraus entspringende Schaden ein reinzufälliger, und der Beschädigte ist, wofern nicht Verträge, z. B. Pacht- und Miethcontracte, oder Assecuranzen ihn dazu berechtigen, nicht befugt, von irgend Jemand einen Schadenersatz zu begehren. Ist der Schaden durch einen Zufall, der in den vorhergehenden Handlungen eines Menschen seinen Grund hatte, entstanden, so ist es ein gemischt zufälliger Schaden, und der Beschädigte ist in dem Grade zur Foderung des Ersatzes berechtigt, in welchem der Beschädiger verpflichtet war zur Unterlassung derjenigen Handlung, welche den Schaden herbeiführte. So wird auch die Befugniß, Ersatz für culpose oder durch Nachlässigkeit zugefügte Schäden zu verlangen, bei Verträgen (s. Verträge und Quasiverträge) nach dem Grade des Fleißes erlangt, welchen ein Vertragschließender vermöge des Vertrags oder Quasivertrags dem Mitpaciscirenden zu leisten hatte. Außer Contracten kommt es bei der Verbindlichkeit zum Ersatze des nachlässiger Weise zugefügten Schadens freilich auch sehr auf den Grad jener Nachlässigkeit und der dadurch entstandenen Beschädigung an; indessen ist der Beschädiger hier auch bei dem niedrigsten Grade der Schuld zum Ersatz des durch ihn veranlaßten Schadens verpflichtet (s. Verbrechen und Quasiverbrechen). Für privative Beschädigungen gestatten in der Regel unsre bisherigen Gesetze keine Verpflichtungen zum Schadenersatz, wofern nicht der privative Schaden aus einer positiven Beschädigung entsprungen, und zugleich gewiß oder zu berechnen ist. Jedoch kann z. B. ein Kaufmann gegen einen andern auf Ersatz des durch eine widerrechtliche dolose oder culpose Handlung vereitelten, gehofften Gewinns klagen, obgleich der Kläger wirklich noch nicht im Besitze dieses Vortheils gewesen ist. Noch bemerken wir, daß kein Beschädiger, wenn er den Schaden durch gehörigen Gebrauch seines Rechts veranlaßte, zum Ersatze verpflichtet ist; und daß jeder Schaden, den Jemand durch seine eigne Schuld leidet, ihm allein zur Last fällt: damnum, quod quis sentit sua culpa, non sentire videtur. N. P.

Schadow (Johann Gottfried), Professor, Vicedirector der königlichen Academie der Künste und mechanischen Wissenschaften zu Berlin, auch königlicher Hofbildhauer, und Mitglied der Academie der Künste zu Stockholm und Copenhagen, einer der berühmtesten deutschen Bildhauer, wurde am 20. Mai 1764 zu Berlin geboren, und zeigte schon früh einen unwiderstehlichen Hang zu den zeichnenden Künsten; allein die Dürftigkeit seines Vaters — eines Schneiders mit einer kinderreichen Familie — ließ die Befriedigung jenes Dran-

ges nicht hoffen, bis er zufällig den ersten Unterricht im Zeichnen von einem pensionirten Bildhauer erhielt, mit dem er in dem Hause des Bildhauers Tessaert bekannt ward, dort sich mehr im Zeichnen übte, und endlich bei der ihm überlassenen Wahl zwischen Malerei und Bildhauerei sich der letztern widmete. Von einem Mädchen, das er liebte, begleitet, flüchtete er nach Wien, heirathete sie dort im 21. Jahre seines Alters, und ging, Lehre, Pension, Aeltern und alle Aussichten freiwillig aufgebend, mit Einwilligung und auf Kosten seines Schwiegervaters nach Italien. Unermüdet fleißig verlebte er während der Jahre 1785, 1786 und 1787 seine meiste Zeit in dem Museum des Vaticans und des Capitols. Zu dem sogenannten Concorso di Palestra machte er die gefoderte Gruppe in gebranntem Thon, und erhielt dafür die goldene Preismedaille, obgleich er keine Verbindungen hatte, wie so viele andre mitbewerbende Künstler. Im J. 1788 erhielt er durch den Staatsminister von Heinitz die durch Tessaerts Tod erledigte Stelle ungeachtet seiner Jugend, jedoch mit einigen Beschränkungen. Sein erstes großes Werk in Deutschland war das dem verstorbenen jungen Grafen von der Mark, einem natürlichen Sohne Friedrich Wilhelms II., errichtete und 1790 vollendete Denkmal, welches sich in der Dorotheenkirche zu Berlin befindet. Diesem in mancher Hinsicht vortrefflichen Kunstwerke folgten bald mehrere, von denen wir hier nur seine colossale Bildsäule des Generals von Ziethen in Husarenuniform, die Bildsäule Friedrichs des Großen zu Stettin, ein Gypsmodell in Lebensgröße, welches die damalige Kronprinzessin, jetzt verewigte Königin Luise von Preußen, und ihre Schwester, die jetzige Herzogin von Cumberland, darstellt, wie sie sich herzlich an einander lehnen und umarmen; die Bildsäule Leopolds von Dessau, im Lustgarten zu Berlin; mehrere Sandsteinarbeiten am neuen Münzgebäude daselbst; das Denkmal des Generals von Tauenzien zu Breslau anführen. Außer den Modellen zu einem Monumente für Friedrich den Großen arbeitete Schadow auch 1805 und später an einem Denkmal auf Luther. Die Quadriga auf dem brandenburger Thor ist gleichfalls von Schadow modellirt, und von dem Kupferschmid Jury in Potsdam in Kupfer ausgetrieben. Auch hat er viele vortreffliche Büsten berühmter Männer gearbeitet. — Gegenwärtig ist Schadow mit der Verfertigung des Blücherschen Denkmals beschäftigt. — Seine beiden Söhne leben seit neun Jahren als sehr geachtete Künstler in Rom. Der ältere, Rudolph, ist Bildhauer und gehört als solcher zu den ausgezeichnetesten seines Fachs. Außer mehreren trefflichen Basreliefs, Büsten rc. haben in der neuesten Zeit seine Statuen einer Sandalenbinderin und Spinnerin den reinsten Beifall aller Kenner erworben und sind, mehrmals in Marmor ausgeführt, nach England gekommen. Der andere Bruder, Wilhelm, ist Maler. Seine Arbeiten zeichnen sich durch das Edle und Reine des Styls, die Großartigkeit der Composition und ungemeine Schönheit und Wärme des Colorits aus. Meisterhaft sind seine Bildnisse; doch hat er jetzt durch seine Frescomalereien in der Wohnung des preußischen Generalconsuls v. Bartholdy zu Rom dargethan, welche bedeutende Stelle er unter den Historienmalern einnimmt. Mit Recht darf man bei dem Streben, welches alle deutschen Künstler in Rom beseelt, für die Zukunft von beiden Brüdern vollendete Meisterwerke erwarten.

Schaf. Dieses nützliche Hausthier lebt fast unter jedem Himmelsstriche, sobald nur Kälte und Nässe nicht übermäßig sind; es liebt

reine Luft und gute Kräuterweiden. In Gestalt und Ansehn gibt es mehrere von einander verschiedne Abarten des Schafs; so haben die isländischen Schafe mehrere Hörner, die arabischen in Asien fette und dicke, oft bis 40 Pfund schwere Schwänze, die ungarischen gewundene Hörner und grobe Wolle. In Europa sind die spanischen und die englischen die besten Arten; jene stammen aus Afrika, diese aber durch Veredlung aus Spanien (s. d. Art. Schafzucht). Auch in Deutschland haben Regierungen und Privatpersonen große Kosten zur Veredlung der Schäfereien aufgewendet und spanische Schafe (sogenannte Seidenschafe) angeschafft, welche die schönsten sind. Eigentlich bezeichnet das Wort Schaf das weibliche Thier; hat es bereits gelammt, so nennt man es Mutterschaf, so wie das männliche Widder, Stöhr, Stähr oder Bock genannt wird. Der verschnittene Bock heißt Hammel, und der gemästete Hammel Schöps. Ein neugebornes Schaf heißt Lamm; man unterscheidet nach dem Geschlecht Bocks- und Kalblämmer. Die Bocklämmer werden, wenn sie nach einigen Wochen verschnitten worden, Hammellämmer genannt. Den Kalblämmern wird der Schwanz bis auf einige Glieder gekürzt. Jährige Lämmer heißen Jährlinge, zweijährige aber Zeitschafe, und diese werden zur Begattung gelassen. Eine andre Eintheilung der Schafe ist in ein- und zweischürige, je nach dem sie jährlich ein oder zwei Mal geschoren werden. Selten bekommt man vom zweischürigen Viehe mehr Wolle als von dem einschürigen, und immer ist diese besser und feiner. Auch sind zweischürige Schafe schwer zu veredeln, denn immer müssen sie beim Anfange der Veredlung in einschürige verwandelt werden. Das Alter der Schafe erkennt man aus den Zähnen. Das Lamm hat acht Spitzzähne, von denen es jährlich ein Paar einbüßt, wogegen es breite Schaufelzähne erhält. Der Farbe nach sind die Schafe weiß, braun, schwarz und scheckicht. Scheckichte nennt man auch Spiegelschafe. Die weiße Farbe der Wolle ist die beste, weil sie sich mit allen Farben färben läßt. In veredelten Schäfereien duldet man daher auch bloß weiße Schafe. Gute Pflege und Fütterung sind bei der Schafzucht das wichtigste. Um die Ausartung zu verhindern, ist es nöthig, alle drei Jahre den Ankauf edler Stöhre zu wiederholen. Man muß dabei außer der Gestalt und Gesundheit besonders auch die Weide berücksichtigen, an welche sie gewöhnt sind, da sie einen bedeutenden Wechsel nicht leicht vertragen. Schafe von starkem Leibe, breiter Brust und kurzen Beinen sind trefflich; sie bleiben gern bei der Heerde und fressen gut; dabei muß die Wolle fettig, fein, kraus, aber nicht verworren seyn. Ein gesundes Schaf hat lebhafte und helle Augen mit vielen rothen Adern, ist munter und frißt gut. Alte Schafe, die schon die Zähne zu verlieren anfangen, muß man gar nicht kaufen, sondern am besten nur zwei- und dreijährige. Das Schaf, als ein furchtsames, schwaches und einfältiges Thier, bedarf im Felde und Stalle der steten Aufsicht. Zu diesem Zwecke sind auch gute Schäferhunde nöthig, welche die Heerde vor Wölfen schützen und in Ordnung halten. Ihre Weide muß man mit Sorgfalt wählen. Sumpfichte Wiesen sind ihnen schädlich, zumal im März und April. Man darf sie nicht zu früh austreiben, sondern erst, wenn der Thau abgegangen ist. Auch muß man dafür sorgen, ihnen bei großer Hitze wo möglich Schatten zu verschaffen; daher weidet man sie morgens auf der Morgenseite und Nachmittags auf der Mitternachtseite. Ihre Lieblingspflanzen sind das Schafgras (Festuca ovina), das Täschel-

kraut (Bursa pastoris), mehrere Trespenarten u. s. w. Die natürliche Begattungszeit der Schafe ist im September und October; wo aber die Stöhre frei unter der Heerde gehn, begatten sie sich schon im August und selbst im Julius. Da nun ein Schaf nur 21 Wochen trächtig geht, so würden die Lämmer im härtesten Winter geboren werden. Dies zu vermeiden, sondert man die Widder von den Schafen und läßt sie erst zu Ende Octobers zu ihnen. Ein Stöhr zur Zucht muß wenigstens ein Zeitbock, stark, breit, krausköpfig und wollreich seyn. Ein Schaf aber wird am besten erst zugelassen, wenn es vierjährig wird. Während des Tragens ist die sorgfältigste Pflege und Wartung nöthig; man muß sie mit unverdorbnem und gutem Futter versehen. In der Lammzeit muß der Stall noch erweitert werden; die ganz jungen Lämmer werden mit ihren Müttern 3 bis 4 Tage besonders gethan, und erst nach 10 Tagen kann man sie unter die übrigen Schafe laufen lassen. Einige Mütter lassen ihre Lämmer nicht saugen, diese muß man absondern und eigens daran gewöhnen. Man muß ihnen in dieser Zeit das beste Heu und Grummet geben. Das erste Geschäft nach der Geburt der Lämmer ist, sie zu zeichnen, welches gewöhnlich an den Ohren geschieht. Später folgt dann das Verschneiden bei den männlichen, und das Kürzen des Schwanzes bei den weiblichen Lämmern. Zu derselben Zeit muß man sie an das Fressen gewöhnen. Wenn das jüngste Lamm drei Monate alt ist, kann man alle von den Müttern entwöhnen; die Schäfer thun es gewöhnlich zu Ende Mai's oder Anfang Juni's. Man treibt sie nun auf die beste Weide und schafft ihnen dabei die möglichste Abwechslung. Im Stalle muß man sie noch, so viel es geschehen kann, mit feinblättrigem Wiesengrase und etwas Luzerne füttern. Ein Irrthum ist es, daß man ihnen nichts zu trinken geben müsse. Man tränkt sie am besten vor dem Austreiben, oder treibt zuerst dahin, wo sie gesundes Wasser finden. Bei der großen Hitze im Sommer muß man dabei sehr behutsam verfahren. Die Lämmer werden gewöhnlich zum erstenmal erst bei der zweiten Schur geschoren. Der Kopf behält die Wolle, weil sie besser verhindert, daß Insecten sich einnisten, wodurch die Drehkrankheit erzeugt wird. — Gute Wartung ist bei der Schafzucht die Hauptsache. Man halte nicht mehr Schafe, als man gut verpflegen kann; wenige gut gepflegt werden mehr Vortheil gewähren als viele schlecht gepflegt. Man rechnet, daß das Schaf 7 Monate von der Weide lebt, einen Monat vor dem Winter, und einen vor dem Frühling halb von Weide, halb von Fütterung, drei Monate endlich ganz von der Fütterung. Dem gemäß muß man sich mit Heu und Stroh einrichten. Beim ersten Austreiben im Frühjahr dürfen die Schafe nicht ganz hungrig ausgetrieben werden, weil sie sonst zu begierig alles, was ihnen vorkommt, fressen und leicht krank werden. Wenn aber das Gras erwachsen ist, kann man sie allenthalben hintreiben, nur nicht an morastige Orte. Darf man sie nicht mehr auf die Weide treiben, so kommen sie auf die Brachäcker, und werden diese umgerissen, so haben sie eine Hungerweide, wenn nicht bloß für sie bestimmte Weide hinlänglich vorhanden ist. Im Winter muß man ein Hauptaugenmerk auf sie haben, sie reichlich und gut tränken und füttern, denn davon hängt die Güte und Menge der Wolle, der Dünger und die Güte der Lämmer ab. Winter und Sommer muß man sie auch öfters Salz lecken lassen, besonders wenn sie ihre Begierde danach durch Belecken der Lehmwände und des Erdbodens zeigen. Man rechnet hiebei auf 5 Schafe alle

10 Tage eine Hand voll Salz. Der Nutzen, den die Schafe gewähren, ist vielfach, und besteht vornehmlich in der Wolle, dem Mist, der Milch und dem Fleisch. Die Gedärme benutzt man zu Saiten, die Felle entweder mit der Wolle zu Unterfutter und Gebräme, oder ohne die Wolle zu Pergament, Korduan und sämischem Leder. Das Fett braucht man an Speisen, das Unschlitt zu Lichtern und die Klauen und Fußknochen zum Leim. Unter den verschiedenen Krankheiten, denen die Schafe unterworfen sind, sind die hauptsächlichsten die Pocken, der Durchlauf, die Seuche, die Fäule, die Egeln, die Drehkrankheit, das Blut, das Gliedwasser und die Raude.

Schafhausen, einer der kleinsten unter den zwei und zwanzig Cantonen Helvetiens, der Rangordnung nach der zwölfte in der schweizerischen Eidgenossenschaft. Er liegt am nördlichsten in der Schweiz, am rechten Rheinufer, vom Großherzogthum Baden größtentheils umgeben; südlich trennt ihn der Rhein von den Cantonen Zürich und Thurgau. Seine Größe beträgt 8 Quadratmeilen, worauf 30,000 Menschen leben, die sich, mit Ausnahme weniger Katholiken, zur reformirten Kirche bekennen. Der Boden gehört zu den fruchtbarsten der Schweiz und besteht aus ergiebigen Hügeln mit weiten Thälern. Die höchste Gegend ist der Randenberg, im Norden des Cantons, welcher 1200 Fuß über dem Rheine liegt. Außer diesem Flusse gibt es nur Bäche; die Wutach bildet gegen Westen an einigen Stellen die Gränze. Die Hügel enthalten mannichfaltige Versteinerungen und treffliches Eisenerz. Wein- und Feldbau beschäftigt die Einwohner vorzüglich, auch gutes Obst wird gezogen und die Viehzucht mit Einsicht betrieben. Die Fabrikarbeiten sind nicht einmal in der Hauptstadt besonders wichtig. Durchfuhr und Speditionshandel gewähren dem Lande einigen Vortheil. Die Verfassung ist aristo-demokratisch. Ein großer aus 74 Mitgliedern bestehender Rath hat die gesetzgebende, ein aus 24 Mitgliedern des großen Raths bestehender kleiner Rath hat die vollziehende Gewalt, und ist die oberste Justizbehörde. Zwei Bürgermeister führen abwechselnd ein Jahr lang den Vorsitz in beiden Räthen. Zur Bundesarmee gibt dieser Canton 466 Mann, und als Geldbeitrag zur Bestreitung der Kriegskosten und anderer Ausgaben des Bundes jährlich 9327 schweizerische Franken. Die Hauptstadt Schafhausen liegt am rechten Rheinufer, am Abhange eines Hügels, von kleinen Bergen eingeschlossen, und enthält 811 Gebäude in der Stadt und 395 in den drei Vorstädten, und gegen 7000 Einwohner. Der Ort hat, obgleich die Straßen nicht eben sind, doch ein freundliches Ansehen und mehrere gutgebaute Häuser. Ueber den Rhein führt eine 120 Schritte lange hölzerne Brücke, an deren Ende das züricher Gebiet anfängt. Die in den Jahren von 1754 bis 1758 erbaute 364 englische Fuß lange schöne hölzerne Rheinbrücke, in ihrer Art ein Meisterstück, ein Hängewerk, welches, außer auf den Ufern, nur auf einem einzigen Pfeiler ruhte, wurde im August 1799 von dem französischen Generale Oudinot zerstört. Am höchsten Ende der Stadt, auf dem Emmersberge, liegt die alte Feste Unnoth oder Munoth. Von wissenschaftlichen Anstalten findet man das Collegium Humanitatis mit neun Professoren für Theologie, Physik, Philosophie, Mathematik, Geschichte und alte Sprachen, das Gymnasium, und die Stadtbibliothek, durch die Büchersammlung Johannes von Müller (dessen Geburtsort diese Stadt ist) beträchtlich vermehrt. Es sind hier eine Bußstahlfabrik, Fabriken von baumwollenen und seidenen Zeugen, eine große Indiennedruckerei, große

Gerbereien und eine Baumwollenspinnerei. Uebrigens beschäftigt viele Bewohner die Güterversendung, der Handel mit Landeserzeugnissen, als Wein, Getreide, Kirschengeist 2c. Landbau wird aber am meisten betrieben. Spaziergänge sind der Fäsenstaub an der Westseite der Stadt mit einem schönen Garten, die neue Promenade, das romantische Mühlthal, die Klus, und eine Stunde von der Stadt ist der berühmte Rheinfall (s. d. Art.).

Schafschur. Bei einschürigen Schafen (s. d. vor. Art.) ist die Zeit der Schafschur im Mai; bei zweischürigen im Mai und um Michaelis. Den Tag vor der Schur schwemmt oder badet man die Schafe und sorgt dafür, daß sie sich bis zur geendigten Schur nicht wieder beschmutzen. Das Scheren geschieht am besten unter einer Scheuer. Man bindet dem Schafe die Füße, hüthet sich aber möglichst, es zu verletzen. Man sortirt hiebei zugleich die Wolle so viel möglich; vornemlich sondert man die Lämmerwolle ab, weil sie viel feiner ist. Der Ertrag bei der Schafschur ist sehr verschieden, gewiß aber ist es, daß alle veredelten und gutgefütterten Schafe mehr Wolle geben. Die geschornen Schafe führt man auf die beste Weide, oder füttert sie noch besonders gut, weil sie eine größere Eßlust haben.

Schafzucht. In der Schafzucht können uns die Engländer und Spanier zum Muster dienen. Die englische Schafzucht wurde schon vor 400 Jahren durch die Verpflanzung spanischer Race auf den englischen Boden veredelt. Man nahm hiezu die ersten Schafe aus der spanischen Barbarei, welche sehr wohl gediehen. Aber erst unter Elisabeth wurde die Schafzucht zur Vollkommenheit gebracht. Man kaufte dazu castilianische Widder, ertheilte Privilegien und Prämien und erhielt dadurch schon nach acht bis zehn Jahren eine so ausgezeichnete Race von Schafen, als man sie kaum in Spanien hatte. Sorgfältig fortgesetzte Cultur hat sie in diesem vollkommnen Zustand zu erhalten gewußt und daraus eine ergiebige Goldgrube für England gemacht. Die gemeinen englischen Schafe sind gewöhnlich gehörnt. Die Hörner der Widder sind größer und seitwärts gewunden; die der Schafmütter und Hämmel hingegen liegen am Kopfe an, gehen über die Ohren, auch wohl unter denselben weg, oder sind gleich über den Augen gekrümmt. Viele haben auch keine Hörner. Die besten Schafe haben einen gewölbten, breiten, nicht runden Rücken, feine kurze Beine, kleinen Kopf, gleichförmige feine Wolle, lange Schwänze und lange Schwanenhälse. Man findet die besten Schafe in Treswater, Lincolnshire, Dorsetshire, Wiltshire, Herfortshire, Norfolk, Wallis und Moß. Da die Nahrung der Schafe auf die Güte der Wolle den entschiedensten Einfluß hat, so wählt man die Arten jedesmal nach der Beschaffenheit der Weide. Bei dem Versetzen der Schafe kommt man ihnen durch künstliche Futterkräuter zu Hülfe. Die großen Schafheerden sind in England Winter und Sommer auf dem freien Felde; sie besser versorgen zu können, theilt man sie in mehrere kleine Abtheilungen. Der englische Landwirth hält auf künstliche Wiesen, sucht auch wohl Communweiden zu benutzen. Er baut Turnips und Kraut zur Winternahrung der Heerde. Dabei rechnet er auf 100 Schafe für fünf Monate 4 Acker mit Turnips. Sonst muß er wenigstens 20 bis 30 Morgen Landes für jedes Hundert Schafe haben und ein Stück Land zu Pimpernell oder Raygras, um sie mit Anfang des Frühlings dahin treiben zu können. Den Pferch führt er, und zwar mitten im Winter, auf trocknes und kiesigtes Land. Die jungen Schafe benutzt er noch anderweitig. Er kauft sie nämlich im

September, hält sie bei den Lämmern auf dem ärmsten Lande, und zieht sie dann mit Turnipskraut spärlich auf. Im folgenden Sommer verkauft er erst die davon kommenden Lämmer und dann die fetten Schafe, und zwar wo möglich schon im Mai, wo sie am meisten gelten. Einige kaufen im Herbst jährige Mutterlämmer, stellen sie in einen besondern mit Rüben besetzten Platz, lassen sie selbst die Rüben ausreißen und abfressen, und machen sie dann zum Verkauf fett. Mehr Nutzen soll dabei seyn, wenn man zwei- bis dreijährige Widder anschafft, den Winter über mit Kraut und Turnips erhält, und wenn es angeht, beständig auf trocknem Sande mit Grasland zum Pferchen stellt, sie dann mit allerhand Futter anfüttert, und im April oder Mai verkauft, wo sie am theuersten sind. Kraut macht sie besser fett als Turnips. Einige geben ihnen vom October bis ins Frühjahr Gras und Rüben und treiben sie im Nothfall auf Korn- und Weizensaat, oder wenn der Boden naß ist, auf trocknes Grasland. Im Herbste schmieren die Engländer die Schafe mit Theer und Butter, um die Raude zu verhüten. Im October und November läßt der Engländer auch durch magre Schafe den Rest des Sommergrases abweiden, fette aber füttert er mit Turnips und Kraut. Trefflich zum Mästen ist Heu und Turnips, auch Gerstenmehl, Malzstaub, kurz jedes trockne Futter, selbst Spreu, verbunden mit den wässerigen Turnips; Rüben mit Linsenstroh und zuweilen Heu, was viele Deutsche geben, schlagen ebenfalls sehr gut an. Zum Winterfutter für die Schafe baut der Engländer vorzüglich das schottische Kraut und Kohlrabi (Quack), womit man bis in den Mai füttern kann. Auf mittelmäßigem, aber gut bearbeitetem Boden gibt Klee und Raygras ein Futter bis in den Mai, doch werden zur Abwechslung mehrere Felder erfodert. Vom Februar an füttert der Engländer statt der hartwerdenden Turnips mit Kraut. Ist noch Raygras oder sonst ein Futtergras vorhanden, so gibt er auch dies. In dieser Zeit läßt er weder Schafe noch Lämmer hungern, und verkauft lieber einen Theil, um den andern besser versorgen zu können. In der Mitte des Mai's treibt man gewöhnlich die Schafe auf die Weiden und Triften, die oft voll Katzenzahl und Farrenkraut stehn und mit Ameisenhaufen bedeckt sind. An manchen Orten aber hat man gute, wohl umzäunte Wiesen. Dabei kommt die Eigenschaft der Heerde in Betracht. Besteht der Stamm aus magern Schafen, die man bloß der Lämmer und der Wolle wegen zieht, so gibt man ihnen nur mittelmäßige Weiden. Wo man umzäunte Felder und Wiesen hat, kauft man im August und September Schafe, bringt sie auf Brachfeld oder armes Grasland bis Weihnachten, gibt ihnen dann etwas Rüben oder Kraut, und füttert sie bis zur Sommerszeit möglichst gut, damit sie zum Verkauf recht fett werden. Schon im Mai fängt der Engländer das Pferchen an, und besonders Kraut und Rübenbrachen zu nutzen, die dann im Juni bepflanzt werden. Im Juni theilt man die Schafe ab, je nach dem man sie mästen, oder zur Zucht und Wollnutzung halten will. Erlaubt es die Witterung, so wird jetzt auch die Schur vorgenommen. Das Schaf wird einige Tage vorher ganz rein gewaschen, dann an einen reinlichen Ort gebracht, und endlich mit größter Behutsamkeit, erst an Bauch, Füßen und Schenkeln, dann an Rücken und Hals geschoren. Den Lämmern läßt man vorn die Wolle, um sie mehr vor der Witterung zu sichern. Nach der Schur hält man die Schafe gewöhnlich vierundzwanzig Stunden im Stall, welcher ge-

sund, lustig und reinlich ist. Man wäscht, kämmt und bürstet die Schafe, um sie von aller Unreinigkeit frei zu halten. Der Engländer berücksichtigt sorgfältig die Natur des Schafes. Da das trockne Futter demselben nicht angenehm, das feuchte aber nicht dienlich ist, so gibt er beides neben einander; bei feuchtem Wetter führt er die Schafe auf Anhöhen und trockne Triften, bei trocknem hingegen in nasse Gegenden. Auch theilt er seine Heerde so ab, daß die starken Schafe nicht den schwächern das Futter wegfressen, sondern alle genugsames Futter erhalten. Da der Wohlstand der Heerde ursprünglich von den Widdern abhängt, so berücksichtigt er bei der Wahl derselben alle Umstände. Ein Widder zur Zucht muß feine, glänzendweiße Wolle ohne Flecken haben, über zwei Jahre alt und wo möglich ein Zwilling seyn. Er muß völlig ausgetragen werden, von der zweiten oder dritten Generation, im Frühjahr gesetzt und von der Mutter so lange gesäugt worden seyn, als er gewollt hat. Man rechnet auf 40 Schafe einen Widder. In England allein sollen über 43, in Schottland und Irland 30 Millionen Schafe gezogen werden. — Die spanische Schafzucht wurde durch afrikanische Schafe veredelt, denn das ursprünglich spanische Schaf gibt nicht feinere Wolle als das deutsche. Um die so veredelten Schafheerden, Merino genannt, nicht wieder ausarten zu lassen, hütete man sie sorgfältig vor aller Vermischung mit gemeinen. Man traf außerdem noch eigne Anstalten, um einen so einträglichen Zweig der Staatswirthschaft immer mehr zu vervollkommnen; namentlich bestellte man eigne Gerichte für alle Gegenstände, die auf Schafe, Wolle, Schäfer, Weiden u. s. w. Beziehung haben. Die Art, wie die veredelten Schafheerden in Spanien behandelt werden, ist gewöhnlich folgende: Statt daß die gemeinen Schafe nie aus der Gegend kommen, wo sie geworfen werden, und in den Winternächten in den Schäfereien eingeschlossen bleiben, lebt die veredelte Gattung beständig unter freiem Himmel, hält sich den Winter über vornehmlich in dem gebirgigen Theile von Alt-Castilien oder der Montaña, und in der Herrschaft Molina von Aragon auf, welche die höchsten Gegenden von Spanien sind, und seine vorzüglichsten Weideflächen abgeben. Die Montaña ist die höchste, und die Molina die niedrigste Sommerweide. Jene steht voll gewürzreicher Pflanzen, die auf dieser fehlen; sonst sind diese Gebirge mit Eichen, Buchen, Birken, Stechpalmen und Haselstauden bedeckt; auch findet man hier alle Pflanzen, die in der Schweiz wachsen. Wenn der Schäfer oder Führer einer Heerde mit seinen Schafen an den Ort seines Sommeraufenthalts kommt, gibt er ihnen zunächst so viel Salz, als sie lecken wollen. Man rechnet (vielleicht zu hoch) in den 5 Sommermonaten auf 1000 Schafe ungefähr 20 Centner Salz. Zu Ende des Julius werden die Böcke zu den Schafen gelassen, 5 bis 6 auf 100 Schafe, vor- und nachher werden sie getrennt. Die Böcke geben mehr, aber nicht so feine Wolle; auf 25 Pfund rechnet man 3 Böcke oder 5 Schafe. In der Mitte Septembers zeichnet man die Schafe, indem ihnen die Lenden mit einem im Wasser aufgelös'ten Ocker oder der sogenannten Amalganerde gerieben werden. Mit Ende des Sommers werden die Schafe in ganzen Heerden aus diesen kalten gebirgigen Gegenden in die südlichen Ebnen von La Mancha, Andalusien, vorzüglich aber nach Estremadura getrieben. Daher heißen sie Merino d. h. wandernde Schafe (s. den Art. Merinos). Sie fangen den Zug nach wärmern Gegenden zu Ende Septembers an, wobei sie besonderer Ge-

rechtigkeiten genießen. Bisweilen machen sie 6 bis 7 Meilen an einem Tag, um an gute Weide- und Ruheplätze zu kommen. Man schätzt die ganze Reise vom Gebirge bis ins Innere von Estremadura 150 Meilen, und dazu gebrauchen sie etwa 40 Tage. Nun ist die erste Sorge des Schäfers, sie auf die Weide des vorigen Winters, und wo die meisten Jungen geworfen worden, zu führen. Diesen Ort erkennen sie selbst, mittelst des Geruchs. Hier werden nun Horden und für die Schäfer Laubhütten gemacht. Kurz nach der Ankunft auf der Winterweide fällt die Lammzeit ein. Die unfruchtbaren bekommen alsdann schlechtere, die trächtigen eine bessere, die aber welche gelammt haben, die beste Weide. Die spätesten Lämmer kommen nach den fettesten Gegenden, um desto gestärkter zur Reise zu werden. Im März haben die Schäfer vielerlei Arbeiten bei den Lämmern zu verrichten, nämlich die Schwänze zu kürzen, die Nase mit einen heißen Eisen zu zeichnen, die Spitzen der Hörner abzusägen und die zu Hammeln bestimmten zu verschneiden. Im April ist die Zeit nach dem Gerirge zurückzukehren; die Heerde selbst äußert um diese Zeit durch Unruhe ihr Verlangen zu wandern; einzelne Schafe entlaufen u. s. w. Mit dem ersten Mai fängt die Schur an, wenn das Wetter nicht unfreundlich ist. Das Scheren geschieht an bedeckten Orten. Vor der Schur wird eine beträchtliche Anzahl Schafe in das große Schafhaus gebracht, welches aus zwei Gebäuden 4 bis 800 Schritt lang und 100 Schritt breit besteht. Davon werden gegen Abend so viele, als man den nächsten Tag zu scheeren gedenkt, in eine lange, schmale und niedrige Hütte getrieben, welche das Schwitzhaus heißt, wo sie dicht an einander stehend stark ausdünsten müssen. Dadurch wird die Wolle sanfter und für die Scheere geschmeidiger gemacht. Die Wolle wird sortirt und vor der Versendung gewaschen, die Schafe aber an einen andern Platz gebracht, gezeichnet und diejenigen, welchen die Zähne fehlen, zum Schlachten ausgesucht. Man rechnet in Spanien 8 Millionen Schafe, deren Ertrag für Spanien von der höchsten Wichtigkeit ist. (S. d. Art. **Merinos**.)

Schäfergedicht, Schäferspiel, Pastorale. Da die Lebensart der Hirten und Schäfer die glücklichste und ihre Sitten die sanftesten und unschuldigsten schienen, so wurden hauptsächlich sie von ältern und neuern Dichtern zu handelnden Personen des Idylls, das daher auch den obigen Namen bekam, gewählt. Doch ist die Idylle nicht auf das Schäfer- und Hirtenleben beschränkt (s. d. Art. **Idylle**). Die kunstmäßige dramatische Ausführung eines größern idyllischen Stoffes, besonders wenn die Hauptpersonen Schäfer sind, heißt **Schäferspiel**. Dieser letztern Art der Behandlung haben sich zuerst die Italiener bedient. Und wer erinnert sich nicht an Göthe's **Launen des Verliebten**.

Schaft, s. **Säule**.

Schaftgesimse, soviel als Fuß, Säulenfuß, s. **Säule**.

Schagren, Schagrin (Chagrain oder Chagrin), in der Levante **Saghir** genannt, ist ein lohgares starkes und hartes Leder, das auf der Narbenseite überall kleine körnigte Erhebungen oder Hügelchen hat, leicht allerlei Farben annimmt, und sich im Wasser erweicht. Dieser Handlungsartikel wird von den Tatarn, Russen und Tripolitanern aus Häuten der bucharischen Waldesel zubereitet. Aber irrig glauben Manche, daß diese Eselshäute von Natur das Narbichte an sich haben, und aus keiner andern Thierhaut sich Schagrin machen lasse. Im Gegentheil wird zu Astrakan in Rußland, und in ganz Persien Schagrin aus

den Theilen der Pferdehäute bereitet, die das äußerste Ende vom Rücken und den Lenden umgeben. Diese Hautstücke werden in Gestalt eines halben Mondes ausgeschnitten. Die entfleischte, enthaarte, und vollkommen von Nebenhäuten frei gemachte Haut spannt man in einen Rahmen aus, bedeckt sie auf der Haarseite mit den harten Körnern einer Art Melde (Chenopodium album), und drückt diese durch Treten in die Oberfläche der Haut ein. Auf ein Brett gelegt, läßt man so die Häute trocknen, und dann nimmt man mit einem besondern scharfen Messer die durch das Eindrücken der Körner auf derselben Seite entstandenen Erhöhungen hinweg. In Wasser eingeweicht, gehen die Körner hernach von selbst wieder aus der Haut, und lassen auf der einen Seite lauter kleine Grübchen, auf der andern lauter kleine Erhöhungen zurück. Nun erst werden die Häute gefärbt. Die gewöhnlichste und beliebteste Farbe ist die meergrüne (mittelst des Kupferstaubes und einer Salmiakauflösung), aber auch blau, roth, schwarz und aschgrau färbt man Schagrin. Die Bulgaren gerben die ganzen Eselshäute nach Schagrinart; aber die feinen und vorzüglich schön gefärbten Häute, die uns Astrakan und Persien liefern, werden aus den oben gedachten Rückenstücken der Pferdehäute bereitet. Am schwarzen Meere, insonderheit zu Chösléwo, macht man sie bei vielen Tausenden. Sie gehen besonders nach Bender, Kauchan und Constantinopel, wo sie zu Messer- und Säbelscheiden verbraucht werden. Die geringern Schagrinsorten kommen aus verschiedenen Gegenden von der barbarischen Küste, besonders von Tripolis. Die schlechteste Art ist die, welche bei uns auch hie und da aus Ziegenfellen oder wohl gar aus Corduan verfertigt wird. Letzteres erkennt man daran, daß sich die Oberfläche schält. Die Schagrinhäute müssen recht groß, von schönem Ansehn, überall gleich seyn, und nur wenig glänzende ungranulirte Stellen haben. Man handelt sie nach Dutzenden. — Auch nennt man Schagrin die mit härtern und schärfern Körnern zubereitete Haut von Fischottern, Seehunden und einer Art Meerkatzen.

Schaik, Scheikh, Schech (arabisch), so viel als Alter oder Aeltester, heißen die Befehlshaber arabischer Stämme oder Horden. Sie sind äußerst stolz auf ihren alten Adel, vorzüglich die Stammhäupter der Beduinen. Einige von ihnen nehmen auch den Titel Emir an, ohne zu Mahomeds Geschlecht zu gehören. Scheik von Mecca heißt der Fürst von Mecca, welcher sich für einen echten Nachkömmling Mahomeds ausgibt, und von den Caravanen Geschenke fodert. — Auch nennen die Mahomedaner die Vorsteher ihrer Klöster Scheiks, und der türkische Mufti wird zuweilen Scheik Ulislam (Oberhaupt der Rechtgläubigen) genannt.

Schall ist eine zitternde Bewegung, die stark und schnell genug geschieht, um auf unsere Gehörwerkzeuge zu wirken (s. Acustik). So entsteht ein Schall, wenn eine Peitschenschnur schnell in der Luft geschwungen, wenn die Luft mit Heftigkeit durch eine Trompete getrieben, oder wenn ein entzündbares Gas angebrannt wird. Zur Hervorbringung eines Schalles gehört ein schallender Körper, und ein Mittel, welches den Schall fortpflanzt. Ein schallender Körper ist ein jeder, dessen Theile einer schwingenden Bewegung fähig sind; und da alle Körper irgend einen Grad von Elasticität besitzen, so gehören eigentlich alle zu den schallenden, nur daß bei vielen die Elasticität so gering ist, daß der Schall, den sie erregen, kaum merklich wird. Weiche oder überhaupt wenig elastische Körper, welche selbst fast gar keinen oder keinen merklichen Schall geben, verhindern auch den Schall sehr elastischer Körper

ganz oder zum Theil. So hört ein Glas auf zu schallen, wenn es fest mit der Hand umschlossen wird; die Saiten eines Claviers werden gedämpft, wenn man schmale Tuchstreifen dazwischen flicht, und ein musikalisches Instrument klingt dumpfer in einem Zimmer, das mit Tapeten bekleidet ist, als in einem getäfelten oder bloß getünchten. Harte Körper erregen durch ihr Anschlagen an Glocken und Gläser einen stärkern Schall als weiche. — Die Stelle eines elastischen Körpers, welche zuerst angeschlagen wird, geräth zuerst in schwingende Bewegung; ihre Schwingungen pflanzen sich aber mit unglaublicher Schnelligkeit durch die übrigen Theile des Körpers fort. Diese Fortpflanzung des Schalles erklärt mehrere hiehergehörige Phänomene, z. B. die Resonanz, das Klirren der Fenster bei Gewittern, und wenn auf dem Strazenpflaster Wagen schnell vorüberrasseln. Das gewöhnliche Fortpflanzungsmittel des Schalles ist indeß die Luft. Durch dieselbe gelangt er zu unsern Ohren; durch einen luftleeren Raum wird der Schall nicht fortgepflanzt. Je verdünnter die Luft ist, desto schwächer pflanzt sie den Schall fort. Eine Pistole, auf einem hohen Berge abgeschossen, knallt ungleich schwächer als in der Ebne. Musikalische Instrumente tönen in kalten Stuben stärker als in geheizten, wo die Wärme die Luft verdünnt hat. Die Fortpflanzung des Schalles durch die Luft muß man sich ungefähr so denken, wie ein ins Wasser geworfener Stein eine große Menge kleiner einander treibender Wellen hervorbringt. Ein in schwingende Bewegung gesetzter schallender Körper verursacht eine wellenförmige Bewegung in der Luft, wobei diese sich abwechselnd verdichtet und verdünnt. Je weiter die von einem Wurfe im Wasser verursachten Wellen sich fortwälzen, einen desto größern Umfang nehmen sie ein, aber verhältnißmäßig desto schwächer werden sie. So auch die Luftwellen, die der Schall verursacht. Sie dehnen sich nach allen Seiten aus, verlieren dabei aber auch zugleich an Kraft; daher hört man den Schall immer schwächer, je weiter man sich von dem schallenden Körper entfernt, wenn nicht besondre Umstände ihn in der Entfernung verstärken. Zuweilen ist die Luft nicht blos Fortpflanzungsmittel des Schalles, sondern auch in Verbindung mit andern Körpern selbst schallender Körper, wie z. B. bei Entstehung des Donners, des Heulens und Sausens der Winde, beim Knallen der Peitsche, dem Schalle der Blasinstrumente 2c. Hingegen bei Saiten, klingenden Gläsern und Glocken trägt die Luft zwar den Schall bis zu unserm Ohre fort, trägt aber zur Entstehung des Schalles selbst nichts bei. Ueber die Geschwindigkeit des Schalles hat man eine Menge Versuche angestellt. Daß sie ungleich geringer sey, als beim Lichte, lehrt die tägliche Erfahrung. Wenn ein Mann in der Entfernung von 2 bis 300 Schritten einen Baum fällt, so sehen wir allemal die Hiebe einige Augenblicke eher an den Stamm fallen, bevor der Schall zu uns kommt. Schießt jemand in der Entfernung von mehrern hundert Schritten eine Büchse los, so sehen wir das Feuer in demselben Augenblicke, der Knall aber gelangt erst nach einem sehr merklichen Zwischenraume in unser Ohr. Durch den Knall einer Kanone hat man den Grad der Geschwindigkeit des Schalles zu bestimmen gesucht, und hiernach gefunden, daß er sich in einer Secunde ungefähr 173 Toisen oder 1038 Fuß fortpflanzt. Die Kenntniß der Geschwindigkeit des Schalles gibt ein Mittel an die Hand, Entfernungen, deren Bestimmung der Augenblick erfodert, durch das Feuer und den Knall einer Kanone zu schätzen. Man hat auch durch Rechnung die Geschwindigkeit des Schalles zu bestimmen gesucht, aber die dadurch erlangten Resultate stimmen nicht mit den Beobachtungen überein. Regen oder trockne Luft zeigten keinen Einfluß, wohl aber

die Richtung des Windes. Der Schall pflanzt sich geradlinicht fort, daher kann man sich gewissermaßen Schallstrahlen vorstellen, welche sich, wie die Lichtstrahlen aus einem leuchtenden Punkt, aus dem schallenden Körper nach allen Richtungen hin verbreiten. Die ältern Physiker erklärten den Schall der Körper durch ein Erzittern ihrer kleinsten Theile; allein jetzt wissen wir, daß er durch die Schwingungen ganzer Stellen verursacht wird. Chladni hat dies außer allen Zweifel gesetzt, und zugleich Mittel erfunden, die schwingenden Bewegungen auch bei klingenden Flächen bemerkbar zu machen, und die ruhenden Stellen anzuzeigen. S. Klangfiguren.

Schalmei (Chalumeau, von calamus), Schäferpfeife, welche gemeiniglich aus Rohr gemacht ist; es wird aber auch ein kleines aus Buchsbaum gefertigtes Blasinstrument so genannt, welches sieben Löcher, zwei messingene Klappen und bei der untern noch ein besondres Loch hat, und von f bis zum zweigestrichnen a und h, auch dreigestrichnen c geht. Seitdem die Hoboe einen bedeutenden Rang unter den Blasinstrumenten hat, ist jenes Instrument ziemlich ganz abgekommen. — Uebrigens pflegt man auch der Pfeife an den Dudelsack (s. Sackpfeife) den Namen der Schalmei beizulegen; auch gibt es bei den Orgeln ein Schnarrwerk dieses Namens.

Schalthiere, Schalenthiere, (Conchylien). Unter den Gewürmen gibt es mehrere, denen ein kalkartiges, schalenförmiges Haus zur Wohnung angewiesen und angeboren ist, und die sich nicht ohne Verlust ihres Lebens daraus entfernen lassen. Man nennt sie Schalthiere. Ihre Gehäuse sind oft sehr einfach; so lebt die Wurmröhre, Dentalium, in Röhren, die an beiden Enden offen sind; der dem Schiffholze feindliche Bohrwurm, Teredo, in einer federkieldicken rundlichen Schale; der Seeigel, Echinus, sitzt in einem runden, stachlichen Gehäuse. Die Häuser der Schnecken und Muscheln sind schon künstlicher gebaut; ihrer Zeichnungen und Formen wegen wurden sie sonst zu hohen Preisen verkauft; hieher gehören die schraubenförmigen Wendeltreppen, die kegelförmigen Admirale (Conus) mit bandförmigen Streifen, die nebst andern zu den Seltenheiten der Naturaliencabinette gehören. Von der Perlmutter, Mytilus margaritifer, schätzt man die Schale selbst und ihre Auswüchse, die Perlen (s. d. Art.). In süßen Wassern gibt die Mya margaritifera ebenfalls Perlen. Die Flußmuschel, Mya pictorum, dient zur Aufbewahrung der Farben. Drei Schnecken sucht man wegen ihres färbenden Saftes auf, den schon die Alten kannten, und als Purpurfarbe dem Golde gleich schätzten; sie sind Buccinum lapillus, eine Trompetenschnecke, Turbo ianthinus, eine blaue kräuselförmige, und Murex ramosus, eine Stachelschnecke. Die Miesmuscheln und Steckmuscheln, Pinna, spinnen Fäden, die an Schönheit und Dauer die Seide des Seidenwurms übertreffen. Die Auster, Ostrea edulis, ist als Leckerbissen bekannt und beliebt. Endlich gehören hieher die Korallen (s. d. Art.). Alle Schalthiere haben einen weichen, gallertartigen Körper und sind mehrentheils mit Fühlfäden versehen. Sie sind Zwitter, und legen meist Eier, nur wenige gebären lebendige Junge. Die Schalen sind das Werk ihrer Bewohner und entstehen aus einem kalkartigen klebrigen Safte der Thiere. Eingetheilt werden die Conchylien in vier Familien, wovon die erste die vielschaligen, die zweite die zweischaligen oder die Muscheln, die dritte die einschaligen mit bestimmten Windungen, d. i. die Schnecken, die vierte die einschaligen ohne bestimmte Windungen enthält.

Schaltjahr, s. Calender und Jahr.

Schamanen nennt man in der großen Tatarei und Mongolei, einem Theil von China, in Sibirien und Kamtschatka, die Priester, die zugleich Aerzte, Zauberer und Geisterbeschwörer sind. Wahrscheinlich wurde die schamanische Religion, welche aus den albernsten Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen besteht, in den südlichen Gegenden Asiens erst durch die neuen Belehrungen des Confucius und Zoroaster verdrängt. Die neue in Tangut, einem Theile von China und der Mongolei noch fortdauernde schamanische Religion ist aus dem alten schamanischen Heidenthum und dem nestorianischen Christenthume gemischt, und heißt die lamaische oder schigamunische, die sich in China durch die Mandschu verbreitet hat, und dort die Hofreligion ist, und außerdem in Tibet, einem Theile Ostindiens, der Tatarei und Mongolei und bei den Kalmücken herrscht. Die Meinung von der Seelenwanderung und die Verehrung des Abgotts Fo, welcher vor seiner Vergötterung Schaka oder Schekia hieß, machen einen Theil der neuschamanischen Religion aus. Die altschamanische Religion ist noch weit abergläubischer als jene, und hat ungefähr folgende Hauptlehren: Es gibt unzählig viele Götter, theils erschaffene, theils unerschaffene, die zum Theil in Himmelskörpern, zum Theil in andern lebendigen oder leblosen Geschöpfen bestehen, oder auch durch Menschen in willkürlichen Formen gemacht sind; auch existiren gute und böse Geister. Die Menschen dauern nach ihrem Tode in einem traurigen Zustande, der weder durch gute, noch böse Handlungen sich verändern läßt, fort, ohne daß die müßigen Götter sich um sie bekümmern. Der ganze Gottesdienst der schamanischen Religionsbekenner besteht daher in Opfern, Gebeten, Gesängen und allerlei Ceremonien, wodurch sie von den guten Göttern großes Glück zu erlangen und die bösen mit sich zu versöhnen trachten. Die reichlichen Opfer und Geschenke machen sich die Schamanen oder Priester zu Nutze. Der Name Schaman bedeutet übrigens in der heiligen Sprache in Siam einen Einsiedler oder Waldbruder.

Schandau, ein kleines Städtchen im Königreich Sachsen, hart an der Elbe, in einer höchst reizenden Felsengegend gelegen. Es ist bekannt wegen eines Gesundbrunnens und zählt gegenwärtig 1000 Einwohner in 168 Häusern. Hauptnahrungszweig des Orts ist Handel mit Steinen, Holz, Obst und Getraide; außerdem geben dem Orte noch die jetzt zur Mode gewordnen Reisen in das Schandauer Elbgebirge und das Bad Erwerbsmittel. Dies Mineralbad liegt nahe an dem Städtchen in dem sich hier in die Elbe ausmündenden Kirnitschthale, auf einer schönen Wiesenfläche mit waldigen Felsen umgeben. Das Mineralwasser selbst ist schon über 100 Jahre her bekannt, und sammelte sich sonst in einem Sumpfe, der die Wiese größtentheils bedeckte. Im Jahr 1730 ward die Quelle zuerst gefaßt und dann immer bekannter und benutzter. Man baute bald ein stattliches, freundliches Haus hier an, in welchem Badegäste ein sehr gutes Unterkommen finden. Die Bäder sind unmittelbar im Hause, folglich sehr bequem angebracht und gut eingerichtet Ueber denselben steht die Inschrift: Balnea, Vina, Venus corrumpunt corpora nostra, conservant eadem Balnea, Vina, Venus. Die Hauptquelle ward im Jahr 1803 entdeckt, und durch Prof. Lampadius untersucht. Sie enthält in 100 paris. Cub. Zoll = 4 Pfd. 5 Lth. 1 Qu. 20 Gr. cöllnisch Gewicht des Mineralwassers: Kohlensäure und Schwefellebergas $11\frac{1}{3}$ paris. Cub. Zoll; Eisenkalk $18\frac{1}{4}$ Gr.; salzsaure Talkerde $8\frac{3}{4}$ Gr.; schwefelsaure Kalkerde $5\frac{1}{4}$ Gr.; Kieselerde $1\frac{1}{8}$ Gran. Von Farbe ist

das Wasser hellweiß, von Geschmack zusammenziehend, riecht stark nach Schwefelleberluft, und setzt überall viel Eisenocker ab. Die Temperatur der Quelle ist 10° Reaum., bei einer Wärme der Atmosphäre zu 18—22° im Schatten. Es ist dieses Wasser heilsam bei Nervenschwäche, Unverdaulichkeit, Hämorrhoidalbeschwerden u. dergl. In 1 Stunde geben die Quellen zusammen 180 Cub. Fuß Wasser. Der bekannte D. Schmalz in Pirna ist Brunnenarzt. Die Hauptvergnügungen der hiesigen Badegäste bestehen einzig im Genuß der wundervollen herrlichen Natur, in welcher Schandau liegt, und welche man mit der höchst unpassenden Benennung „sächsische Schweiz" bezeichnet hat. Auf der Elbe lassen sich eben so leicht in Gondeln die angenehmsten Parthien machen. Ueber diese s. den Artikel Sächsische Schweiz.

Schandpfahl, Pranger, ist ein steinerner Pfeiler, oder auch ein hölzerner Pfahl, an welchem Verbrecher, meistens nur wegen geringerer Vergehungen, nach gerichtlichem Urtheile durch den Gerichtsfrohn befestigt oder hingestellt, und zur Schau der öffentlichen Beschämung Preis gegeben werden. Wenn eine Strafe nicht bloß Abschreckungsmittel für Andre seyn, sondern auch zur Besserung des Bestraften dienen, und ihn außer Stand setzen soll, ferner die Gesetze der Gesellschaft zu verletzen; so ist gewiß jede öffentliche Bestrafung, welche alle bürgerliche und menschliche Achtung zerstört, höchst zweckwidrig. Mit der vernichteten Ehre verliert der Mensch auch den letzten Rest des sittlichen Gefühls; ihm wird dadurch nicht allein die Rückkehr zur Rechtlichkeit und zur bürgerlichen Gesellschaft auf immer, wo man ihn kennt, abgeschnitten, ja er wird oft auch in den erbittertsten Feind derselben umgewandelt, und schädlicher als vorher werden. Auch als Abschreckungsmittel für andre können Strafen dieser Art nicht nützen; denn der sittlich verderbte Mensch wird vielleicht dadurch bewogen, das gestrafte Individuum, gewiß aber nicht die Handlung desselben zu verachten; er wird sich die letztere um so leichter erlauben, je mehr auch bei ihm das Ehrgefühl schon erloschen ist; und aus diesen Gründen glauben wir, daß jeder andern Art von Bestrafungen, selbst den Lebensstrafen, der Vorzug vor allen die Ehre vernichtenden zu geben sey. (Vergl. Pilory.) — Eine dem Schandpfahl und Pranger, an welchem die Unglücklichen übrigens in wichtigern Fällen mit einem Halseisen festgeschlossen wurden, ähnliche kirchliche Strafe war vormals die Kirchenbuße (s. d. Art.).

N. P.

Schanze. Einen Platz, der mit einem Aufwurf von Erde umgeben und so eingerichtet ist, daß dahintergestellte Truppen sich mit Vortheil gegen einen überlegenen Feind vertheidigen können, nennt man eine Schanze. Der Erdaufwurf selbst, die Brustwehr genannt, dessen innere Höhe einen Mann völlig decken muß, und dessen äußere so beschaffen ist, daß, wenn der Soldat auf eine hinter der Brustwehr angebrachte Erderhöhung (das Banket) von $2\frac{1}{2}$ Fuß tritt, er sein Gewehr auf den anrückenden Feind richten kann, erhält eine Stärke von 12 bis 20 Fuß, um dadurch zu verhindern, daß die feindlichen Kanonenkugeln ihn nicht leicht durchbohren und einen Einsturz desselben bewirken können. Sowohl von innen, als von außen und von oben erhält die Brustwehr Abdachungen (Böschungen). Die innere Böschung wird sehr steil aufgeführt, damit der Soldat ganz nahe an die Brustwehr treten kann, die äußere wird zu 2 bis $2\frac{1}{2}$ Fuß Anlage aufgeführt, die obere Böschung (Krone der Brustwehr) dient

sowohl um zu verhindern, daß das Regenwasser sich nicht auf ihr sammle und sie dadurch beschädige, als auch, um den Feind noch in einer gewissen Entfernung mit Vortheil beschießen zu können. Um die Brustwehr herum wird ein Graben geführt, dessen Erde zur Erbauung der Brustwehr und des Bankets verwendet wird, und der den Feind beim Sturm auf die Schanze an demjenigen Ort aufhalten soll, wo er dem Geschütz- und Gewehrfeuer aus der Schanze am wirksamsten ausgesetzt ist. Die Tiefe und Breite desselben richtet sich nach der Menge der zu brauchenden Erde, nach der Stärke, die man der ganzen Schanze geben will, und nach der Zeit, welche man zu ihrer Erbauung verwenden darf. Hat man einen Strom in der Nähe, so kann man das Wasser desselben in den Graben leiten, wodurch die Schanze zur Vertheidigung geschickter wird. Alle übrig bleibende Erde wird vom Graben an nach dem Felde zu verbreitet, und dieses das Glacis der Schanze genannt. Zwischen der Brustwehr und dem Graben läßt man einen Erdrand von zwei Fuß Breite stehen, der verhindern soll, daß die von der Brustwehr bei Kanonaden rollende Erde den Graben nicht ausfülle. Man nennt dieses horizontale Stück die Berme. Das Geschütz in den Schanzen wird auf Kanonenbänken oder hinter Schießscharten placirt. Die Schanzen werden in offene und geschlossene, einzelne und zusammenhängende abgetheilt. Besondre Arten sind die Flesche, die Redoute und die Sternschanze (s. die eignen Art.). Ist bei einer geschlossenen Schanze in den Ecken derselben die Brustwehr besonders noch herausgeführt, so heißt selbige eine Schanze mit Bollwerken. Große Schanzen haben noch besondere flankirende und secundirende Werke, als Caponniren-, Horn- und Kronwerke, Ravelins ꝛc.; auch wird es zuweilen nothwendig, dem Graben eine starke Vertheidigung zu geben, wozu besondere Einrichtungen erfoderlich sind. Eine Schanze, die zur Deckung einer Brücke bestimmt ist, heißt eine Brückenschanze. Die Anlage einer zusammenhängenden Verschanzung richtet sich nach dem zu vertheidigenden Terrain. Vor und an eine Schanze bringt man noch gewisse Hindernisse an, wodurch dem Feinde das Andringen und Erstürmen des befestigten Werks erschwert wird. Hieher gehören Pallisaden, Sturmpfähle, spanische Reiter, Pfähle, Eggen, Bretter mit Nägeln, Sturmbalken, Verhaue, Wolfsgruben, Fußangeln, Fladderminen und Ueberschwemmungen. P. S.

Scharbock (Scorbutum), eine Krankheit, welche in kalten nördlichen Gegenden, besonders an den Seeküsten, in feuchter kalter Luft vorzüglich gern entsteht, daher sie an den Seeküsten von Holland, in den Ländern nach dem Nordpole zu, z. B. in Grönland, einheimisch ist, und es sonst auch auf den Schiffen war. Wahrscheinlich herrschte sie aber auch in jenen Gegenden unter den Eingebornen seltner als unter den Ankömmlingen, die des climatischen Einflusses weniger gewohnt, demselben bald unterliegen mußten. Am schlimmsten war sie auf Schiffen, welche weite Seereisen zu machen hatten, besonders nach den nördlich gelegenen Ländern, weil hier alle Ursachen, die den Scharbock erregen können, vereint und in voller Stärke zusammen wirkten. Daher oft auf solchen Schiffen über die Hälfte der Mannschaft an dieser Krankheit litt, und sie nicht selten in die mißlichste Lage dadurch versetzt wurden. — Die Zufälle dieser Krankheit sind verschieden, je nachdem sie einen geringern oder höhern Grad erreicht. Das Entstehen derselben kündigt sich schon vorher durch verdrießliche, traurige und niedergeschlagene Gemüthsstimmung, und durch das vorherrschende Gefühl von Müdigkeit an. Allmählig nimmt diese letztere so zu, daß sie

große Schwäche und Mattigkeit, das Athmen dadurch bei jeder Bewegung beschwerlicher und mühsamer wird. Bildet sich die Krankheit weiter aus, so wird das Zahnfleisch dunkelblau, sogar schwärzlich, schwillt auf, blutet bei leichter Verletzung; der Athem wird übelriechend, die Zähne werden locker, fallen auch endlich aus. Dabei wird die Gesichtsfarbe blaß und schmutzig, es entstehen Flecken von blaurother Farbe auf der Haut, besonders an den Armen und Füßen, und es tritt Geschwulst zuerst an den Füßen ein, verbreitet sich aber auch weiter hin über den Körper. Die übrigen Functionen des Organismus gehen dabei noch eine Zeit lang ungehindert von Statten, doch ist der Urin schon sehr dunkel, und geht schnell in Fäulniß über. Dabei bleibt die Gemüthsstimmung des Kranken beständig niedergeschlagen und traurig. Diese und seine große körperliche Schwäche verhindern ihn an allen Bewegungen, so nothwendig und heilsam sie ihm auch wären, und so sehr er dazu aufgemuntert wird; nur mit großer Ueberwindung kann er sich dazu entschließen, allein bald zwingt ihn die äußerste Ermattung und der kurze Athem wieder zum Niedersinken und zur Ruhe. Geht die Krankheit in einen höhern Grad über, so nehmen alle die erwähnten Zufälle an Stärke und Heftigkeit zu. Nun wird alle Bewegung beinahe unmöglich, denn bei dem geringsten Versuche dazu überfällt den Kranken eine heftige Kurzathmigkeit, die in Erstickung überzugehen droht. Die Schwäche geht leicht in Ohnmacht über, und es stellen sich schmerzhafte Empfindungen in den Gliedern, Reißen und Ziehen in denselben ein, welche bis in das Innerste der Knochen zu bohren scheinen. Das Zahnfleisch bekommt dem Brande ähnliche Flecken; selbst aus den in der Haut befindlichen Flecken werden nun Geschwüre, welche leicht bluten. Diese Geneigtheit des Blutes zu Ergießungen aus den Gefäßen vermehrt sich so sehr, daß in noch höherm Grade der Krankheit Blutflüsse entstehen, welche schwer zu stillen sind, und die Schwäche auf das Aeußerste vermehren. Oft erfolgt der Tod während eines solchen heftigen Blutflusses. Der Brand greift hie und da weiter um sich, so daß ganze Glieder davon ergriffen und schwarz werden. Zuletzt stellt sich allgemeine Anschwellung des Körpers, und gänzliche Lähmung ein, und der Tod endet nun die traurige Scene. Alles dies zeigt an, daß zur Entstehung dieser Krankheit Einflüsse auf den Körper wirken müssen, welche das Leben in den Functionen, welche zur Erhaltung bestimmt sind, schwächen und herabsetzen. Daher kommt nicht nur bloßes Gefühl von Müdigkeit und Ermattung, sondern wirkliche Schwäche und Erschlaffung aller Muskelfasern, welche zuletzt auch auf die Adern und alle Gefäße übergeht. Da aber von der kräftigen Function der Lebenserhaltung auch die gesetzmäßige Beschaffenheit der Säfte des Körpers abhängt, so weicht auch diese zugleich mit Abweichung und Erschlaffung der Muskelfasern und festen Theile ab, und daher entsteht eine Verderbniß des Blutes und der übrigen Flüssigkeiten des Körpers, welche sich durch zu große Dünnigkeit, Wässerigkeit, Neigung zum Ausfließen aus den Aderzweigen, und zum schnellen Uebergang in Fäulniß äußert. Die Einflüsse, welche so feindlich gegen das Leben wirken, sind solche, welche sämmtlich in dem lebenden Körper einen Mangel an wohlthätigem Lebensreiz für das Blutsystem bewirken, und im Gegentheil das auflösende Princip, welches in dem lymphatischen System vorherrscht, begünstigen. Nässe und Kälte sind allem organischen, und somit auch dem thierischen Leben feindlich. Daher entsteht diese Krankheit am meisten in den schon angeführten Orten, weil Nässe, Kälte und der Genuß schlechter, ver-

dorbener Nahrungsmittel daselbst oft zusammentrifft. Diese Erfahrung, noch mehr aber der innere Instinct der Natur, hat auch den Menschen die Mittel dagegen gelehrt, und es ist bemerkenswerth, daß in den Ländern, deren climatische Beschaffenheit vorzüglich die Entstehung dieser Krankheit begünstigt, in den kältesten Nordküstenländern, besonders in Grönland, auch zugleich ein untrügliches Mittel dagegen, das Löffelkraut (cochlearia officinalis), in zahlloser Menge wächst, und am besten gedeiht. Der Instinct selbst fodert in der Krankheit dieses und ähnliche Mittel, besonders säuerliche, scharfe, pikante, die Thätigkeit der Verdauung, überhaupt des Reproductionssystems erregende Genüsse. Citronensäure, Essig, Kresse, Senf, Rettig sind dem Kranken vorzüglich angenehm und die besten Heilmittel. Auf Schiffen wird so viel als möglich die größte Reinlichkeit beobachtet. Das Schiff wird oft und allenthalben gelüftet, inwendig gekehrt, und wo es nur angeht, abgewaschen; die Mannschaft muß sich in müßigen Stunden Bewegung machen, und auf dem Verdeck aufhalten. Bei dem Schiffsproviant wird mehr Auswahl und die möglichste Reinlichkeit beobachtet, und besonders werden reichliche Quantitäten von Sauerkraut mitgenommen, welches zur Verhütung dieser Krankheit als das einfachste und wohlfeilste Mittel sich bewährt hat. H.

Scharfschützen, Schützen (Tirailleurs), diejenigen Infanteristen, die besonders im Zielschießen geübt und mit bessern Gewehren versehen sind. Da zum ruhigen und richtigen Zielen die möglichste Freiheit in den Körperbewegungen erfodert wird, so können sie, um ihrem Zwecke zu entsprechen, nicht in geschlossenen Gliedern fechten, sondern werden vor den Linien zerstreut, die sie dadurch decken. Die französischen Tirailleurs mögen im Anfange theilweis wohl auch besonders geübte Schützen gewesen seyn, und da sie auch vorzugsweise zum zerstreuten Gefecht verwendet wurden, so haben sich diese beiden Begriffe in einander verschmolzen, obwohl die Sache selbst in der neuern Kriegsführung wesentlich verschieden geworden ist. Denn die französischen und nach ihnen alle übrige Heere hatten in neuern Zeiten Infanterieabtheilungen, welche eigens zum zerstreuten Gefecht bestimmt waren, ohne deshalb gerade durch besondre Schußfertigkeit oder eigenthümliche Gewehre ausgezeichnet zu seyn. Diese Tirailleurs wurden benutzt, um das Gefecht zu unterhalten, den Colonnen vorauszugehen und sie gegen brüske Anfälle zu decken, Wälder ꝛc. zu nehmen, überhaupt um die geschlossenen Infanteriemassen so lange als möglich vor dem feindlichen Feuer zu schützen. — Die eigentlichen Scharfschützen wurden dabey freilich mit verwendet, aber getroffen wurde im Ganzen doch im Verhältniß der Masse des Feuers wenig. — Gewöhnlich werden die Scharfschützen zum Dienst der leichten Truppen und am wenigsten da gebraucht, wo sie niemals fehlen sollten, vor und in belagerten Festungen. Die Tirailleurs sollten in allen Zweigen des leichten Dienstes und auch nächstdem im Zielschießen geübt werden.

Scharlach ist eine brennend rothe Farbe, aus reinem Roth und Gelb zusammengesetzt. Der Oelmalerei mangelt noch ein schönes Scharlachpigment, weil Oel das Aussehn des Materiales mehr oder weniger ändert. Für Wassermalerei bedient man sich dazu des Zinnobers oder des Cochenillenlacks, der mit Zinnauflösung bereitet ist. Selbst die Färberkunst schlägt diesen letztern Weg ein, um schönes Scharlach zu erhalten, es wird z. B. Wolle zuerst in Zinnauflösung gebeizt, und dann im Cochenillenbade ausgefärbt. F.

Scharlachfieber, gehört unter die fieberhaften Ausschlagskrankheiten (Hautkrankheiten oder Exantheme), welche in der Regel stets als Epidemie vorkommen (s. d. Art.) und zugleich durch ihr eigenes Gift sich fortpflanzen. Die Krankheit besteht in dem eigenthümlichen Scharlachausschlag und einem Fieber, welches bald gelinde, bald heftig, zuweilen gutartig, oft aber auch sehr bösartig ist. Der Ausschlag besteht in dunkelrothen Flecken, die sich, bald in unbestimmt großen und unregelmäßigen Formen abgesondert, bald zusammenfließend, über die Haut verbreiten. Dabei stellt sich jedesmal Entzündung des Halses und der Halsdrüsen ein. Der Verlauf der Krankheit bleibt sich zwar nicht in allen Fällen vollkommen gleich, doch hält er vier Perioden, welche unter allen Abweichungen immer bemerkbar bleiben. Die erste kann die Periode des Ausbruchs, die zweite die Periode der Entzündung, die dritte die des Nachlasses, die vierte die Periode der Abschuppung genannt werden. Die erste Periode bereitet das Exanthem vor. Das Fieber mit seinen Zufällen und innerlichen Bewegungen erscheint zuerst. Mißmuth und Uebelbefinden, Mattigkeit, Uebelkeit, oft bis zum Erbrechen, laufender Frost über den ganzen Körper, Schmerz im Halse beim Schlingen sind die krankhaften Erscheinungen der zwei bis drei ersten Tage. Bei Manchen kommt gleich anfangs heftiges Kopfweh, Schlaflosigkeit und Irrereden dazu. Vom dritten Tage an, in seltenen Fällen, wenn die Krankheit sehr heftig und ungestüm verläuft, schon von dem zweiten Tage an, kommen die Flecken auf der Haut zum Vorschein, erst klein und gleichsam nur durch die Haut schimmernd, allmählig aber größer, in einander fließend und stärker gefärbt, gemeiniglich zuerst im Gesicht, an dem Leib, dann an den Händen und Füßen. Diese Flecken haben die größte Aehnlichkeit mit den Rothlaufsflecken, bleiben eben so flach in der Haut sitzen, und die Röthe verschwindet beim Druck, kehrt aber sogleich wieder zurück, sobald dieser aufhört. Täglich wächst nun die Hitze, das Brennen in der Haut, die Heftigkeit des Fiebers bis zum fünften und sechsten Tage. Die Kranken werfen sich entweder unruhig und schlaflos hin und her, oder sie liegen in Betäubung und Phantasie. Oft steigt das Irreseyn bis zum Rasen. Die ganze Haut glüht vor Hitze; diejenigen Theile, welche vorzüglich roth gefleckt sind, schwellen etwas auf, besonders nimmt man dies an den Händen bis zu den Fingerspitzen und an den Füßen wahr. Die Entzündung des Halses steigt zuweilen immer höher, zugleich wächst die Geschwulst der Halsdrüsen so, daß die Kranken nicht mehr schlucken können, und der Speichel sogar zum Munde herausläuft. Wo die Krankheit einfach ist, und ihren Verlauf ohne Störung durchsetzt, ist der fünfte Tag der höchste der Entzündung und des Fiebers, allein oft geht das letztere bis zu dem siebenten, neunten, ja nicht selten bis zum vierzehnten und noch länger fort. An dem sechsten oder siebenten Tage fängt in der Regel die Periode des Nachlasses an. Das Fieber wird nun gelinder und verschwindet zuweilen so schnell, als es erschienen ist; hiermit läßt auch das Irrereden nach, und der Schlaf stellt sich statt dessen ein. Die brennende Hitze der Haut nimmt ab, die hohe Röthe der Flecken verliert sich in der Ordnung, wie sie erschienen ist; so daß meistens Hände und Füße noch roth, geschwollen und schmerzhaft sind, wenn die Haut des Gesichts, des Halses u. s. f. beinahe die natürliche Farbe schon wieder hat. Der Halsschmerz verliert sich in dieser Periode ganz; war aber Geschwulst der Halsdrüsen vorhanden, so ist

diese meistens etwas hartnäckiger. Sobald die hohe Röthe der Flecken abnimmt, zeigen sich schon die ersten Spuren der Abschuppung des Oberhäutchens, und einige Tage darauf geht diese wirklich vor sich. Die alte Oberhaut (Epidermis) wird von der neugebildeten abgestoßen, und läßt sich in großen Stücken losschälen. Auf der Brust, auf den Armen, Händen und Füßen ist diese Häutung am stärksten, so daß z. B., wenn die Krankheit sehr stark gewesen ist, die Haut der Finger in ganzen Formen wie Fingerstücke von einem Handschuh sich abziehen läßt. Bei dem regelmäßigen und einfachen Scharlachfieber ist die Krankheit mit der Vollendung der Abhäutung geendet, und die Gesundheit kehrt wieder zurück. Anders aber ist der Ausgang der Krankheit, wenn zu dem Scharlachfieber andere gefährliche Zufälle sich gesellen, die entweder von der Heftigkeit oder von einem bösartigem Charakter des Fiebers, von der Verbreitung der Entzündung auf innere Theile, von Vernachlässigung, von verkehrter Behandlung, und andern Umständen herrühren können. Das einfache Scharlachfieber besteht in seinem Wesentlichen in einer eigenen Entzündung der Haut, wovon die Röthe, Hitze, die Aufgedunsenheit der Haut, die beschleunigte Function derselben, besonders desjenigen Theils, welcher die Epidermis bildet, hinlänglich Beweis gibt. Der entzündliche Zustand des Haargefäßsystems der Haut ist zugleich die Ursache, daß weit mehr Blut dahin strömt als im gesunden Zustande, auch der Wechsel der Stoffe, besonders das Freiwerden des Wärmestoffes in der Haut viel rascher von Statten geht. Dieser entzündliche Zustand der Haut ist in genauer Verbindung mit dem Fieber. Wenn auch dieses nicht einzig von der Hautentzündung herrühren sollte, sondern von der gemeinschaftlichen Ursache des Scharlachexanthems erregt wird, so wirkt doch zuverlässig die Hautentzündung wieder als unterhaltende Ursache des Fiebers, denn diejenigen Kranken, welche wenig Scharlachexanthem haben, kommen in der Regel auch mit leichterem Fieber weg; je höher und ausgebreiteter dagegen die Röthe der Haut ist, je mehr sie durch äußere Wärme oder innere erhitzende Mittel erhöht wird, desto mehr wächst auch das Fieber. In dem gesunden Zustande geht zwar auch die Erneuerung der Epidermis, und die Abhäutung des alten Oberhäutchens unaufhörlich vor sich, aber in so langsamer und stiller Thätigkeit, daß wir es nur an dem Staub, der sich auf der Haut einfindet, wenn sich ein Mensch lange Zeit nicht gebadet oder gewaschen hat, gewahr werden. Bei dem Scharlachfieber aber wird die Natur zu der übermäßigen Anstrengung gezwungen, diese neue Bildung in die kurze Zeit von einigen Tagen zu concentriren, welches demnach nicht nur eine außerordentliche Erregung des bildenden Systems im Organismus, sondern auch einen so schnellen Verbrauch der gerinnbaren Lymphe des Blutes veranlaßt, daß die Ernährung des Körpers stille steht, und die Kranken, zumal da durch das Fieberfeuer die organischen Stoffe aufgelös't und verflüchtigt werden, schon in wenig Tagen äußerst abgezehrt erscheinen. Die meiste Gefahr führt das Scharlachfieber durch die Entzündung innerer Theile mit sich, welche sowohl von der ursprünglichen Erregung des Fiebers, als auch von der weitern Verbreitung der Hautentzündung entstehen kann. Am meisten ist dies der Fall im Gehirn, mit Anhäufung des Blutes im Kopfe, welche um so schneller gefährlich wird, da schon im gesunden Zustande eine so bedeutende Menge Blutes nach dem Kopfe strömt. Daher entstehen bei dem Scharlachfieber so häufig und oft

so schnell heftige Kopfschmerzen, Betäubung, Irreseyn, Schlafsucht, Krämpfe und Schlagfluß. Oft tritt aber auch Entzündung in absondernden Häuten innerer Theile ein, und so wie die Entzündung auf der äußern Haut die neue Epidermis erzeugt, so ist das Product der Entzündung der innern Organe Schleim, lymphatische Flüssigkeit, scharfe Galle u. s. w., je nach der eigenthümlichen Absonderung dieser Organe. In diesem Falle geht die Krankheit einen weniger schnellen Gang, und die Gefahr tritt oft erst alsdann ein, wenn die eigentliche Scharlachentzündung der Haut vorüber ist, und das Fieber entweder aufhört, oder nur von dem innern Entzündungszustande noch unterhalten wird, woher alsdann oft hartnäckige und gefährliche Nachkrankheiten entstehen. Das Scharlachfieber kann zu jeder Zeit des Jahres, bei jeder Witterung, an jedem Orte herrschend werden. Am meisten überfällt es Kinder, doch sind auch Erwachsene demselben ausgesetzt, aber seltener, weil die Krankheit in der Regel den Menschen nur einmal befällt, und die meisten schon als Kinder sie auszustehen haben. Wenn in einem Hause, wo mehrere Kinder sind, eins davon das Scharlachfieber bekommt, so folgen zwar in den meisten Fällen die andern nach, doch bleiben auch zuweilen einzelne auf kürzere oder längere Zeit, manche für das ganze Leben davon befreit. Aus diesen Erfahrungen ist der Schluß zu ziehen, daß das Scharlachfieber weder das Product einer besondern Beschaffenheit der Luft, einer epidemischen, endemischen, oder Witterungsconstitution, noch eine nothwendige Bildungskrankheit ist, welche der Mensch durchlaufen muß, sondern daß sie von einem Ansteckungsstoffe entsteht, welcher jedesmal im Wesentlichen die nämliche Krankheit erzeugt, und von ihr wiederum von neuem gebildet wird, wie bei den Blattern derselbe Fall Statt findet. Gleichwohl muß auch noch eine besondre, bisher noch nicht erforschte Disposition des menschlichen Organismus dazu gehören, diesen Ansteckungsstoff aufzunehmen, und von ihm in dieselbe krankhafte Erregung versetzt zu werden. Die Empfänglichkeit für ihn kann wahrscheinlich durch Einfluß der Luftbeschaffenheit befördert werden. Deßhalb vielleicht sind zu manchen Zeiten, besonders im Winter und Frühjahr, bei naßkalter Witterung, bei Nordwest- und Nordostwind, unter welchen Umständen die Thätigkeit der Haut verändert, das Nervengewebe derselben krankhaft gestimmt wird, und katarrhalische Zufälle, besonders Halsentzündungen häufiger vorkommen, auch die Scharlachfieber weit häufiger. In Ansehung der Vorhersagung des Ausgangs dieser Krankheit sind die Zufälle und Zeichen noch immer trüglich. Viele Kranken kommen sehr leicht durch, bei Andern ist die Krankheit äußerst heftig; Manche genesen trotz der schlimmen Zufälle, bei Andern hat die Krankheit anfangs einen gelinden Anschein, und plötzlich treten die gefährlichsten Zufälle ein, welche oft schnell den Tod herbeiführen, ehe noch Zeit übrig bleibt, Mittel dagegen anzuwenden. So viel bis jetzt Erfahrungen gelehrt haben, rührt die größte und dringendste Gefahr meistens von einem schnell eintretenden Blutandrang nach dem Gehirn, Entzündung, auch wohl Lähmung desselben, oft auch von einem unvermuthet schnell überhand nehmenden Zustand von Schwäche der Lebenskräfte her, welche bis zur Lähmung der Blutgefäße und bis zu Fäulniß ähnlicher Verderbniß der Säfte herabsinken können. Andre innre Organe, z. B. Drüsen, die Leber u. a. m. werden zwar auch zuweilen von einem entzündlichen Zustande ergriffen, allein in diesen Fällen hat die Krankheit keinen so raschen Verlauf. Dieser oft so

trügliche Anschein von Gelindigkeit mit nachfolgenden gefahrdrohenden Zufällen, überhaupt die häufigen Fälle, in welchen der Tod erfolgte, haben besonders die Gemüther der Familienväter und Mütter in große Besorgniß versetzt, und das Scharlachfieber in den Ruf gebracht, als wenn es jezt eine Bösartigkeit mit sich führe, die es sonst nicht gehabt habe. Dies ist jedoch nicht der Fall, indem auch die ältern Aerzte, welche Beschreibungen dieser Krankheit lieferten, Beispiele ihrer Bösartigkeit aufstellen. Obgleich z. B. Sydenham in der Mitte des 17ten Jahrhunderts sie meistens nur als ein gelindes Fieber gesehen hat, so daß er sie nur für eine mäßige Aufwallung des Geblüts hielt, so berichtet er doch schon, daß er auch Fälle von Krämpfen, epileptischen Zuckungen, Schlafsucht und Betäubung beobachtet habe. Morton, welcher (um die nämliche Zeit) das Scharlachfieber noch nicht genau von den Masern unterschied, hat sehr bösartige Fälle desselben beobachtet. Weiterhin gab es auch schon sehr bösartige Epidemien, welche die Aerzte der damaligen Zeit zum Theil unter andern Benennungen, z. B. als bösartiges Friesel (wie Simon Schulze), Halsbräune, (wie Tissot in dem Anfang der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) u. s. w beschrieben, meistens aber auch unter ihrem jezt allgemein bekannten Namen schilderten. Es sind also seit der langen Zeit, als man anfing, aufmerksamer auf das Scharlachfieber zu seyn, eben so wohl gefährliche und tödtliche Zufälle dabei erschienen als jezt, und es erscheint noch jezt eben so häufig auch in gelinder Form und Gutartigkeit, als es sonst darin auftrat. Es kann aber ganze Epidemien geben, die sich bösartig zeigen, und von der so viele Fälle tödtlich ausfallen, ja es kann eine Reihe von Jahren eine bösartige Constitution der Krankheiten überhaupt herrschen, die ihren Einfluß auch über das Scharlachfieber erstreckt. Nicht in der Krankheit selbst liegt folglich die Bösartigkeit, sondern in äußern Umständen und Verhältnissen, welche diejenige Tendenz der Krankheit, von welcher gefährliche Zufälle herrühren können, besonders begünstigen. Diese liegen besonders in gewissen Veränderungen der Luftbeschaffenheit, z. B. starke und trockne Kälte, welche die Neigung zu Entzündungen, oder anhaltende, besonders nasse und warme Witterung, welche die Neigung zu dem Sinken der Lebenskräfte und zur Abweichung der Säfte begünstigen. Eine vorzügliche Ursache schlimmer Zufälle gibt auch oft verkehrte oder nachlässige Behandlung. Die Heilmethoden sind zu verschiedenen Zeiten sehr abweichend gewesen, je nach dem eine verschiedne Meinung über das Wesen der Krankheit unter den Aerzten und dem Volke herrschte. Keine derselben ist unbedingt zu tadeln oder anzupreisen, jede kann nach Zeit und Umständen in einzelnen Fällen anwendbar, nach Beschaffenheit der epidemischen Constitution eine Zeit lang nothwendig seyn, nur dürfen sie nicht als allgemeine Richtschnur empfohlen werden. Wer diese Krankheit richtig behandeln, sie nicht ohne Noth mit vielen Mitteln bekämpfen, aber auch nicht Gefahren, die abgewendet werden können, durch Versäumniß der nöthigen Vorkehrungen heranwachsen lassen will, muß zuvörderst die Krankheit ihrem Wesen nach (so weit es der jezige Stand der Wissenschaft begünstigt), und in ihren Veränderungen und Verbindungen, unter welchen sie im Organismus des Menschen vorkommt, kennen, den einzelnen Fall vorzüglich nach Beobachtung und mit gehöriger Würdigung der herrschenden Krankheitsconstitution, und des möglichen Einflusses der vorhergegangenen und gegenwärtigen Witterung, untersuchen, und dann zunächst erforschen, welchen Charakter das Fieber

hat, in welcher Periode die Krankheit steht, welche Region des Körpers am meisten angegriffen ist, welche Gefahr gegenwärtig am dringendsten ist, welche wahrscheinlicher Weise noch eintreten kann, u. s. w. Wir können hier die Gelegenheit nicht vorbeilassen, einige herrschende Vorurtheile zu rügen, deren verderblicher Einfluß manches mit dieser Krankheit befallene Kind kränker macht. Das erste dieser Vorurtheile ist, daß man, in der Voraussetzung, als müsse ein Friesel (wie man den Scharlachausschlag gemeinhin nennt) auf der Haut zum Vorschein kommen, welches die giftige Schärfe aus dem Körper herausschaffe, durch äußere Wärme und durch treibende, hitzige Mittel, den Ausbruch dieses Friesels befördern, und durch genaues Warmhalten des Kranken, ja durch ängstliche Vermeidung jeder Abkühlung den Zurücktritt dieses Friesels verhüten müsse. Man glaubt demnach, daß der innre Organismus desto reiner von dem Scharlachgift werden müsse, je mehr Röthe und Ausschlag auf der Haut zum Vorschein kommt, und daß hiervon ein glücklicher Ausgang allein zu erwarten sey. Diese Maximen entspringen nicht nur von einer ganz falschen Meinung über das Wesen des Scharlachfiebers, sondern es widerspricht ihnen auch alle geläuterte und vorurtheilsfreie Erfahrung. Wir haben schon oben berührt, daß das Wesen des Scharlachexanthems in einem Entzündungszustande des bildenden Theils der Haut bestehe, wovon alle Zufälle abhängen. Je heftiger folglich dieser entzündliche Zustand ist, desto stärker muß die Röthe der Haut, desto stärker muß das Fieber, desto heftiger müssen die daher rührenden Zufälle seyn. Was diese Entzündung der Haut vermehrt, muß folglich auch alle die davon abhängigen Zufälle vermehren, und sogar ihre Verbreitung auf innere Theile befördern, dagegen dasjenige, was diese Entzündung in Schranken hält, so daß sie ihre natürlichen Gränzen nicht zu überschreiten vermag, was die zu hoch gestiegene Entzündung herabsezt, auch die Heftigkeit der Krankheit vermindern muß. Wie oft sehen wir, daß Kinder, welche von dieser Krankheit befallen werden, nur wenig Scharlachausschlag bekommen, und doch ihre Krankheit so leicht ist, daß sie kaum nöthig haben, sich in das Bett zu legen; daß dagegen andre, die mit brennender Röthe übergossen sind, gefährlich krank darniederliegen. Auch wird das Fieber nie durch den Ausbruch des Exanthems gemindert, sondern in den meisten Fällen wächst es in dieser Periode noch immer mehr an, und die hitzigen Mittel, welche nicht selten den Kindern gegeben werden, um das sogenannte Friesel herauszutreiben, erhöhen die Entzündung und verstärken die Krankheit. Wie peinlich muß das Gefühl der armen kranken Kinder seyn, die mit entzündeter scharlachrother heißer Haut, bei erhitzter Stubenluft in warmen, von Dunst qualmenden Federbetten stecken müssen! Da ist es denn wohl natürliche Folge, wenn solche Kranke immer höher steigende Fieberparoxysmen bekommen, Delirien und sogar Raserei eintreten und endlich auch wohl von Entzündung des Gehirns Betäubung, Krämpfe und Schlagfluß erfolgen, wie wir in der neuern Zeit Beispiele genug gesehen haben. Dagegen mußte uns auffallend seyn, wie häufig Kinder armer Leute bei dem Scharlachfieber in kalten Stuben liegen geblieben, auch wohl mit dem Scharlachausschlag auf der Haut im Freien herumgelaufen sind, nicht allein ohne Nachtheil, sondern mit offenbarer Erleichterung der Krankheit, und mit Beschleunigung des glücklichen Verlaufs derselben. Erfahrung und die Theorie von dem Wesen des Scharlachfiebers

lehren uns demnach, daß die Kranken in der Periode der Entzündung, also in den ersten fünf bis sechs Tagen der Krankheit, ganz kühl gehalten werden müssen. Der Aufenthalt des Kranken sey in einer zwar trockenen aber kühlen und luftigen Stube, auf einem mit Pferdehaaren versehenen Lager, die Bedeckung ganz leicht. Man gebe dem Kranken kühlendes Getränk, z. B. Abkochung von säuerlichen Früchten, frisches Wasser mit Citronensäure oder Weinessig und Zucker. Alle erhitzenden Getränke und schweren Speisen, der zu häufige Genuß warmer Getränke, Hollunderblütenthee und dergl. lasse man ihn vermeiden. Stellt sich aber das Fieber mit größerer Heftigkeit ein, so muß man auch kräftigere Mittel dagegen anwenden, worunter lauwarme Bäder, und bei sehr heißer, trockner und rother Haut öfteres Waschen und Uebergießen des ganzen Körpers mit kaltem Wasser, die vorzüglichsten und hülfreichsten sind. Man lasse sich durch kein Vorurtheil und durch keine ungegründete Furcht vor Erkältung oder Unterdrückung des Scharlachausschlags davon abhalten. Das Fieber vermindert sich hiernach, der Kranke bekommt Ruhe, die brennende Hitze der Haut wird gemildert. Nach zwei bis drei Stunden, je nach dem die Fieberhitze heftig ist, eher oder später, nimmt die Unruhe, das Herumwerfen des Kranken, die Hitze und das Fieber von neuem wieder zu, man wiederholt deßhalb das Waschen des Körpers mit kaltem Wasser, worauf die ruhigen Zwischenzeiten immer länger werden, bis das Fieber gemäßigt, die Hautentzündung gedämpft und in ihrem Product erloschen, und die Crisis mit gänzlichem Nachlaß eingetreten ist, was bei diesem Verfahren eher geschieht, als bei dem entgegengesetzten. Uebrigens versteht es sich, daß sogleich bei Entstehung dieser Krankheit die Leitung der Behandlung einem Arzte muß übertragen werden, da so viele unvorgesehene, gefahrdrohende Zufälle, Verwickelungen und Unregelmäßigkeiten bei dem Scharlachfieber vorkommen können, daß der Beistand eines Arztes unumgänglich nothwendig ist. Wenn einmal die Entzündung der Haut, das Fieber und andre davon abhängige Zufälle nachgelassen haben, und die Abschuppung der Haut anfängt, dann muß allmählig das Verhalten des Kranken sich ändern, und etwas wärmer werden. Waschen und Baden hören alsdann auf, und der Kranke bleibt entweder in einem leichten Bette, oder doch gehörig bekleidet in der Stube. Es ist höchst nothwendig, daß in der Zeit der Wiedergenesung die Ausdünstung ungestört von Statten gehe, und also alle Erkältung, besonders die Berührung der Luft vermieden werde. Auch hierin wird nicht selten sehr gefehlt. Man übersieht oft die Wichtigkeit dieser Periode, und erlaubt den Kranken oder Reconvalescenten Nachlässigkeiten, die sie theuer, nur zu oft mit dem Leben büßen müssen. Das Scharlachfieber hat das Eigne, daß es gern eine Geneigtheit des Organismus zu krankhafter Ansammlung wässerigter Feuchtigkeit unter der Haut nicht allein, sondern auch in den innern Höhlen des Körpers, zu Haut-, Bauch-, und Kopfwassersucht hinterläßt. Die Erfahrung lehrt es, daß nicht die Heftigkeit der Krankheit allein die Ursache davon ist, denn man findet sie auch bei solchen Kindern, bei denen der Hautausschlag sehr gering war, beinahe eben so oft, als bei solchen, bei denen er sehr stark war, obgleich die letztern noch größere Disposition dazu behalten; allein gewiß ist es, daß durch Erkältung, oder auch nur wenn die Reconvalescenten der freien Luft ausgesetzt werden, diese Anhäufung von wässerigter Flüssigkeit am öftersten und schnellsten entsteht. Jede vom Scharlachfieber

genesende Person sollte noch vier Wochen nach der Crisis die Stube hüten und warm gekleidet seyn, eine Vorsicht, die jedoch selten ganz beobachtet wird. Ein anderes Vorurtheil in Rücksicht der Behandlung dieser Krankheit ist dieses, es sey bei derselben nichts zu brauchen, man müsse es der Natur überlassen. Dies ist nur halb wahr. Die Krankheit selbst kann wohl nicht mehr unterdrückt werden, wenn einmal der ansteckende Stoff im Körper ist, und die Erregung des krankhaften Bildungsprozesses beginnt. Allein die Verordnung des jeder Periode angemessenen Verhaltens des Kranken, die Bestimmung der zu beobachtenden Diät, die Milderung des Fiebers, die zeitige Abwendung drohender Gefahren, die Entfernung nachtheiliger Einflüsse auf den Kranken, die Abwendung oder Bekämpfung verderblicher Verwickelungen mit dem Scharlachfieber, und vieles andre, sind Gegenstände von dem größten Gewicht für die Achtsamkeit und Thätigkeit eines Arztes; Dinge, an welche freilich der große Haufe nicht denkt, welcher gewohnt ist, nur dann erst die Gegenwart des Arztes für wünschenswerth zu halten und zu verlangen, wenn der Kranke schon mit augenfällig gefährlichen Zufällen zu kämpfen hat, die den innern Kampf um Leben und Tod durch ängstliche und grausenerregende Bewegungen andeuten, und dem Arzte nur noch übrig lassen, den Ausschlag zum letztern vorauszusehen, und den traurigen Ruhm zu erwerben, ihn sogleich angesagt zu haben. H.

Scharnhorst (Gebhard David von), geboren im J. 1756 zu Hämelsee im Hannöverischen von bürgerlichen Aeltern, die daselbst und nachher zu Bothmar ein Gut gepachtet hatten. Der Vater, durch eine merkwürdige Ungerechtigkeit in einen weitläuftigen Prozeß verwickelt, konnte seinen Sohn nur in die Dorfschule schicken und bestimmte ihn ebenfalls zum Landwirth. Dieser erreichte unter den geringscheinenden Beschäftigungen einer beschränkten Landwirthschaft das 15te Jahr. Durch einige Schriften über den siebenjährigen und den österreichischen Successionskrieg, die er beim Pastor fand, noch mehr durch die Erzählungen eines invaliden Unteroffiziers war in ihm der Wunsch geweckt worden, Soldat zu werden. Der Gedanke, einst als Unteroffizier Vorposten zu commandiren, begeisterte ihn schwärmerisch. Endlich gewann der Vater seinen gerechten Prozeß und damit das adelige Gut Bordenau. Unfern hatte zu Steinhude der berühmte Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe-Bückeburg ein Artilleriecorps errichtet und damit die bekannte Kriegsschule verbunden. Niemand wurde ohne des Grafen eigne Prüfung aufgenommen. Neuere Sprachen, Geschichte und Geographie, auch höhere Mathematik, Physik und die eigentlichen Kriegswissenschaften waren die Gegenstände des Unterrichts. Der Graf kannte den gesunden, kräftigen Geist des Jünglings zu wohl, um ihm den Eintritt zu verweigern; wiewohl dieser von Kenntnissen noch entblößt war. Scharnhorst bildete sich schnell. Göthe's Werke, der Wandsbecker Bothe und Youngs Nachtgedanken wurden seine Lieblingsbücher und schärften seinen Sinn für das Rechte, Große und Schöne. Nach fünf Jahren war er Conducteur, als Graf Wilhelm 1777 starb. Der hannöverische General Estorf verschaffte ihm Dienste als Fähndrich bei seinem eignen Regiment. Er mußte zugleich die Unteroffiziere und selbst die ältern Offiziere des Regiments unterrichten. Damals wurde er auch dem Publicum bekannt durch die Erfindung, Fernröhre mit Mikrometern für den Kriegsgebrauch einzurichten, und durch sehr brauchbare statistische Tabellen. Im J. 1780 wurde

er Lieutenant der Artillerie zu Hannover, zweiter und bald nachher erster Lehrer an der damals errichteten Kriegsschule. Nach zwölf Jahren ward er Stabshauptmann und 1793 erhielt er eine Compagnie reitender Artillerie. Sein schriftstellerischer Ruhm war schon durch sein Handbuch der Kriegswissenschaften, dann durch das Taschenbuch für Offiziere und das militärische Journal gegründet. Im Revolutionskriege gründete er seinen Ruhm als Krieger. Als der hannöverische General Hammerstein 1794 für die schöne Vertheidigung von Menin und dann das kühne Durchschlagen durch einen zehnfach stärkern Feind den Dank seines Fürsten und hohen Ruhm erwarb, erkannte dieser das ganze Verdienst in Plan und Ausführung Scharnhorst zu, der von dem Könige von Großbritannien einen Ehrensäbel empfing, zum Major im Generalstabe und bald darauf zum Obristlieutenant ernannt wurde. Auf Empfehlung des Herzogs von Braunschweig stellte ihn der König von Preußen als Obristlieutenant bei dem damaligen dritten Artillerieregiment an. Nachher in den Generalstab als dritter Quartiermeister-Lieutenant versetzt, hielt er zu Berlin Vorlesungen für Offiziere. Im J. 1804 wurde er Obrist, 1807 General-Major und 1813 General-Lieutenant. Bei Auerstädt zwei Mal verwundet, folgte er doch dem Zuge Blüchers nach Lübeck als Chef vom Generalstabe desselben. Ausgewechselt eilte er nach Preußen, wo er Antheil an der eylauer Schlacht nahm. Der König, dessen Achtung und Vertrauen er verdienter Weise besaß, ernannte ihn nach dem Frieden von Tilsit zum Präsidenten der Commission zur neuen Einrichtung der Armee. Nachher verwaltete er auf kurze Zeit das gesammte Kriegsdepartement, ward Chef des Ingenieurcorps und empfing die preußischen und russischen Orden. Mit besonnenem Eifer griff Scharnhorst auf das thätigste ein, als für Preußen die Stunde erschien, das Franzosenjoch abzuwerfen. Er leitete die Bewaffnung, die nach seinem Plane geschah. Als Chef des Generalstabs erschien er im Frühjahr 1813 mit dem Heere Blüchers in Sachsen, ward in der lützner Schlacht durch eine Kartätschenkugel am Fuße verwundet, und starb an den Folgen dieser Wunde, da er sich nicht die erfoderliche Ruhe gönnte, sondern in Aufträgen seines Königs nach Prag und Wien eilte, einige Wochen nachher. Das dankbare Vaterland, für das er lebte und starb, wird sein Andenken stets in Ehren halten.

Schatten und Licht machen die eigentliche Seele der Zeichnung und der Malerei aus, da der Umriß mehr den Körper und die gestaltete Form bestimmt. So wie das sanfte Dunkel des Schattens auf jedem Gegenstande unserm Auge erst Ruhe gewährt und Haltung gibt, so ist auch kein Kunstwerk denkbar ohne Schatten. Selbst der einfachste Umriß hat seine Schattenseite, wo die Linie dunkler und breiter ist. Schatten hebt das Licht erst heraus, er ist stärkend und wohlthuend für Auge und Seele, wie der Ernst des Lebens, wie die Kühle der Nacht. Im Orient, in Persiens Rosengefilden, bei Indiens Ambrastauden, wo die senkrechten Pfeile der Sonne den wohlthätigen Schatten verscheuchen, da versteht es auch die dort in ewiger Kindheit weilende Kunst nicht, Schatten in eine Darstellung zu bringen. Nur die brennenden Farben bezeichnen die Lichtfläche eines orientalischen Gemäldes. Eben so sind die Gebilde der heißern Zone in der neuen Welt; schattenlos und bunt malen die Mexikaner und Peruaner. Im reinsten Licht erscheinen uns die Gebilde griechischer Kunst, doch da dieselbe sich mehr zur Plastik neigt,

so steht sie in stiller Klarheit und läßt die wechselnden Schatten über sich hinschweben wie den Hauch der Jahrhunderte. Griechische Malerei war blüthenhell und jugendfrisch. — Unsere gemäßigten Himmelsstriche genießen den vollen Zauber des Schattenwechsels und des reizenden Helldunkels. Je mehr nach Süden, desto mehr bemerken wir die Neigung zu glühenden Farben, und das von der Natur selbst dazwischengemischte tiefe Dunkel des Haares und der Augen, alles dies ersetzt den Schatten und ahmt seine Wirkung nach. — In den Gemälden bemerken wir dreierlei Hauptgattungen der Schatten: Hauptschatten, Schlagschatten und Halbschatten. Der Hauptschatten breitet sich über alle die Theile des Gemäldes aus, die dem einströmenden Licht entgegenstehen; nothwendiger Weise muß jeder einzelne Gegenstand seinen Hauptschatten haben, doch sind diese Schatten der einzelnen Theile von abgestufter Dunkelheit, nachdem sie dem Hauptlicht näher stehen. Je breiter die Massen der Schatten sich verbinden und je mehr alle verstreuten zufälligen Lichter vermieden sind, um so einfach größer ist die Wirkung des Ganzen; es hat Haltung und Ruhe. Schlagschatten sind solche, die durch einen auf dem Gemälde befindlichen Gegenstand geworfen werden, die also nicht dazu dienen, dessen Rundung anzudeuten, sondern vielmehr ihn herauszuheben von den dahinter befindlichen Gegenständen. Halbschatten sind zweierlei Art: theils nennt man die Mitteltinte zwischen dem Licht und dem Hauptschatten so, theils bezeichnet man auch zuweilen die Reflexe mit dieser Benennung. Auf der Schattenseite eines gerundeten Gegenstandes nämlich wird sich nie der Hauptschatten bis an den Umriß erstrecken, weil ein gebrochner Lichtstrahl, der von hinten um den Gegenstand herumschimmert, sowohl, als der Widerschein des zunächst befindlichen Gegenstandes die Dunkelheit des Schattens dicht neben dem Umriß erhellen werden; diese Widerscheine oder Reflexe sind die zweite Art der Halbschatten. Alle Dunkelheit in der Natur und auf den Gemälden entsteht nicht sowohl durch völlige Abwesenheit des Lichtes (dies wäre Finsterniß und könnte nicht mehr Gegenstand der Kunst seyn), sondern durch das Brechen und Einsaugen der Lichtstrahlen. Wer also, um Schatten zu bewirken, nur glaubt, schwarze Farbe hinmalen zu müssen, wird nimmermehr seinen Zweck erreichen, sie wird selbst zum Körper, der das Licht wieder zurückstrahlt. Nur durchsichtige, gebrochene Farbentöne saugen das Licht ein und bewirken tiefes Dunkel. Dämmernd muß ihre eigne Farbe und der Widerschein der benachbarten Gegenstände in ihnen verschmelzen. Unter den Meistern der italienischen Schule bleibt ewig Correggio der größte Künstler in dieser herrlichen Benutzung des Schattens und Lichtes, er dichtet mit beiden und weiß sie wunderbar zu beseelen; wir werden aber nie einen schwarzen Schatten auf seinen Gemälden finden, alles ist klar, alles durchsichtig. Nicht in dem grellen Gegensatz, sondern in der höchsten Verschmelzung von Licht und Schatten liegt die auffallendste Wirkung. Die Meister der lombardischen und venetianischen Schule sind am bewundernswerthesten hierin, man kann von ihnen sagen, daß sie wußten, dem Licht einen Ton, dem Schatten eine Sprache zu geben. Gherardo della Notte, der von solchen kunstvollen Beleuchtungen den Namen erhielt, verdient hier besonders bemerkt zu werden. Die römische und florentinische Schule beschäftigt sich mehr mit der Form und ist näher mit der allesgestaltenden Plastik verwandt, da jene sich mehr zur zauberwirkenden Musik hinneigen. Schon die

gewöhnlichen Benennungen deuten dies an, man sagt: Farbenton, Farbenaccord, Harmonie eines Gemäldes. In der Musik selbst wird die hinreißendste Wirkung durch Schatten und Licht (Forte und Piano) hervorgebracht, sobald wir uns über den engbeschränkten Begriff erheben, als ob nur das Sichtbare so zu nennen sey. Bei der Betrachtung des Schattens und Lichtes müssen wir auch der niederländischen Schule gedenken, deren Meister diesen Zauber trefflich anzuwenden verstanden. Da sie die Farben besonders zart und durchsichtig behandelten, so brachten auch selbst untergeordnete Künstler bei ihnen große Wirkungen dieser Art hervor. Rembrandt bleibt der berühmteste dieser Schattenkünstler. Er wußte auf seinen Gemälden alles mit warmen, bräunlichgrünen Dinten zu überdämmern und das Licht auf engen Raum zusammenzudrängen, so daß es da flammenartig wirkte. Durch diese wundervolle Beleuchtung weiß er oft den trivialsten Gegenständen, den gemeinsten Formen, eine höhere Bedeutung und wahre Poesie zu geben. Viele der Meister im Fach der kleinen zartausgeführten Cabinetsstücke sind hierin auch bewundernswerth, besonders Gerhard Dow, Schalken und Mieris. Die deutsche Schule bleibt hierin weit hinter den Italienern und Niederländern zurück, meist sind ihre Schatten trocken, grau und undurchsichtig; es ist als hätte die treue Ehrlichkeit der altdeutschen Meister sich diese täuschenden Zauberkünste nicht erlaubt. Schon der Goldgrund, den sie so sehr liebten und so oft anwendeten, zeigt das Streben dieser schlichten tiefen Gemüther nach Licht. Das Heilige erschien ihnen so hellleuchtend, und Sinn und Leben war bei ihnen so klar und eintönig, daß ihre Phantasie gar nicht auf die magischen Schattenwirkungen hingeleitet wurde, ihnen wären dies Schwarzkünsteleien gewesen. Sie gränzen hierin wieder an die ruhige Klarheit der altgriechischen und byzantinischen Künstler. Das Stillbeschauende des Orients lebte noch in ihnen, so wie die kindliche Freude an der bunten Farbenpracht, die sie so ungern trübten und verdämmerten. Die düstern schwermüthigen Spanier dachten anders, doch ihre Maler (besonders Morillos und Spagnoletto) malten oft mehr finster als dunkel. Die ältere französische Schule zeichnet sich nicht durch Schattenwirkungen aus; daher haben auch fast alle ihre Gemälde etwas Flaches und Kaltes, besonders scheinen sie den tiefen Sinn des Schattens nicht gefühlt zu haben; sie nahmen und gebrauchten ihn nur als eine practische Nothwendigkeit. Wie unendlich ergreifender würde der sinnige Poussin und der fromme Le Sueur wirken, wenn ihr Pinsel zum Zauberstab würde, der tiefere und wärmere Schattentinten hervorzulocken vermöchte! Die neue französische Schule hat hierin große Vorzüge. Ihr Schöpfer David wendete schon bei seinen beiden berühmtesten Gemälden, dem Schwur der Horazier und Brutus, Schatten und Licht höchst sinnig an. Gerard und Richard wissen den Schatten und das Helldunkel meisterlich zu behandeln. Die neuere deutsche Schule hat auch in diesem Fach treffliche Meister. So wie wir aber unter den Meistern aller Völker und Zeiten hierin Correggio zuerst erwähnten, so müssen wir auch zuletzt auf seine heilige Nacht in der dresdner Gemäldegallerie, als auf das Höchste in Vertheilung und Anwendung der Schatten verweisen. Es ist eine wahrhaft geweihte Nacht: Selige Klarheit entströmt dem tiefsten Dunkel und wird zum Licht der Welt. — Bei Zeichnungen und Kupferstichen gilt dasselbe von dem Schatten, was bei den Gemälden gesagt ist, nur daß sie

auf technisch verschiedene Weise hervorgebracht werden, bald durch schräg über einander gelegte Striche oder Schraffirungen, bald durch Punkte, bald durch einen weich in einander verblasenen Hauch, welche Manier man à l'estompe, oder verwischte Manier nennt bei den Zeichnungen, schwarze Kunst aber bei den Kupferstichen.

W-l.

Schattirung (Malerei), ist die Veränderung einer Farbe, die durch die verschiedene Beleuchtung in einer und der nämlichen Farbe hervorgebracht wird. Die Wirkung einer Beleuchtung oder des Lichts hat nichts Willkürliches; sobald es einmal gegeben ist, folgt die Art, wie es erleuchtet, es mag nun gerade oder durch den Widerschein geschehen, nothwendig aus der ersten Stellung. Daher muß der erfindende Künstler, besonders wenn er Zeichnungen durch Farben beleben will, sich einen Vorrath von Beobachtungen über alle Wirkungen des Lichts gesammelt haben, die ihn in den Stand setzen, die Natur zu copiren. Es ist nicht schwer zu sehen, ob ein Gemälde oder eine Stickerei Wirkung thut; aber sehr schwer, ob diese Wirkung wahr und nach Grundsätzen richtig ist. Viele wollen für Schattirung, Nuance, Mittelfarben, sagen; und rechnen sie darunter alle Tinten, wodurch die eigenthümliche Farbe eines Gegenstandes von dem höchsten Lichte allmählig abnimmt, es sey, daß sie sich in ganzen oder halben Schatten verliert oder nur in eine andere weniger helle Farbe übergeht, so mögen sie Recht haben. Man sieht Köpfe von van Dyk, an denen man keine Schatten wahrnimmt, ob sie sich gleich vollkommen runden. Hier entsteht die Wirkung von den sogenannten Mittelfarben oder von der ähnlichen Wirkung durch Licht und Schatten.

Schatulle heißt diejenige Casse des Landesherrn, welche aus seinen Privat- oder Schatullengeldern, d. h. denjenigen Einkünften besteht, welche er nicht in der Eigenschaft des Landesherrn, sondern als Privatmann zu erheben hat. Schatullengüter sind folglich die Güter des Landesherrn, die ihm als Privatmann sowohl rücksichtlich des Eigenthums, als der Benutzung zugehören. Sie sind den Rechten nach andern Privatgütern derselben Gattung gleich, und haben verhältnißmäßig dieselben Lasten zu tragen, wofern sie nicht von dem Landesherrn besonders privilegirt sind.

Schatz (Thesaurus) nennt man einen verborgenen beweglichen Gegenstand von Werth, dessen ehemaliger Besitzer oder Eigenthümer durchaus unbekannt ist. Ein absichtlich gesuchter Schatz gehört dem Eigenthümer des Bodens; ein durch Zauberkünste oder abergläubische Mittel gesuchter ganz dem Fiscus. Von einem zufällig gefundenen Schatze erhalten Arbeitsleute und Dienstboten, so wie auch der zufällige Finder die Hälfte.

Schauspiel heißt in der Umgangssprache diejenige Unterhaltung, welche Darstellungen auf dem Theater gewähren. Die Kunstlehre versteht darunter in der weiteren Bedeutung das zur Darstellung bestimmte dramatische Gedicht, es sey von welchem Inhalt und welcher Form man will; in der engeren aber diejenige Zwittergattung von Drama, welche zwischen die Komödie und die Tragödie fällt, indem sie, ohne den Eindruck des tragisch Erhabenen zu ihrem Endzweck zu machen, uns durch die Verwickelungen einer ernsten Handlung zu Besorgniß und Mitleid bewegt, und zuletzt unser Gemüth durch einen glücklichen Ausgang erfreut. (Vergl. d. Art. Rettungskomödie.) Es unterscheidet sich von der Komödie durch den Ernst der Handlung, der

jedoch durch komische Einzelnheiten unterbrochen seyn kann; von der Tragödie mit glücklichem Ausgange hingegen dadurch, daß der Eindruck des Erhabenen wegfällt, welchen jene entweder durch die Handlung selbst, oder durch die heilbringende Peripetie (s. den bes. Art.) hervorbringt. Man denke, um diesen Unterschied sich deutlich zu machen, auf der einen Seite an die Ifflandischen und Kotzebueschen Rührspiele, z. B. die Hagestolzen, die Sonnenjungfrau, und auf der andern an Voltaire's, Merope, und an Calderons das Leben ein Traum. Das letztgenannte ist mit größerem Rechte noch als Merope Tragödie zu nennen, wenn schon der Dichter es nur Drama genannt hat: denn wie die Fabel überhaupt, so ist auch die Handlung erhaben, welche die Begebenheit glücklich endiget: ein Sieg der Vernunft über wilde Leidenschaften und rohe Triebe. Die Handlung, welche in der Merope den glücklichen Ausgang hervorbringt (der ungleiche Kampf Ägists gegen Polyphont) ist mehr heldenkühn, als sittlich erhaben zu nennen. In der Sonnenjungfrau fehlt auch das. Der König vernichtet ein grausames Gesetz, welches die Liebenden trennt. In dem genannten Stück Ifflands besiegt der schwache Held ein eignes Vorurtheil, und ist also hier von Erhabenheit im Sinne der Kunstlehre ebenfalls nicht die Rede. Dieser Begriff des Schauspiels erfüllt jedoch den Spielraum nicht, welchen die freie Kunst zwischen Komödie und Tragödie findet. So z. B. ist Göthe's Tasso, bei aller Anlage zum Trauerspiel, weder das, noch auch im oben festgestellten Sinne ein Schauspiel; weil der Ausgang der Fabel, welche in einem Conflict zärtlicher Neigungen mit Standesschranken besteht, weder glücklich noch unglücklich, sondern — ungewiß ist. Womit das zu rechtfertigen sey, oder, wenn es ein Fehler ist, wodurch wir dafür schadlos gehalten werden, gehört nicht hieher. In der Sprache der Theaterpraxis wird das Schauspiel in der weiteren Bedeutung gewöhnlich in das recitirende Schauspiel (auch Schauspiel schlechthin genannt), in die Oper und das Ballet eingetheilt. Man versteht dann unter jenem eine theatralische Darstellung, welche ihren Gegenstand hauptsächlich durch Rede und Handlung dem Ohr und dem Auge versinnlichet, welches in der Oper durch Gesang, und im Ballet durch Tanz (beide mit Geberdenspiel vereiniget) geschieht. Die verschiedenen Gattungen des recitirenden Schauspiels sind: Tragödie, Komödie, Schauspiel (Rührspiel, comédie larmoyante), Ritterstück, dramatisches Idyll, Schäferspiel (sonst Schäferei, Waldkomödie), Zauberspiel (wohin z. B. Shakspeare's Sturm zu rechnen), Festspiel (meist ein allegorisches Drama), Vorspiel, Nachspiel u. s. w. Von einigen dieser Arten, welche nicht schon ihre eignen Artikel haben, oder durch ihren Namen schon erklärt sind, wollen wir noch insbesondere sprechen, nachdem wir vorher einiges Allgemeine über das dramatische Gedicht, worauf aus den Artikeln Drama und Handlung verwiesen worden ist, vorausgeschickt haben werden, was mehr oder weniger auf jene gemeinschaftlich zu beziehen ist. Allen gemeinsam ist die Aufgabe, ein Bild des menschlichen Lebens aufzustellen, und zwar durch Handlung. Handlung nun ist die Reihe von Veränderungen, welche durch die absichtliche Thätigkeit wirkender Wesen herbeigeführt wird. Die dramatische Handlung wird als gegenwärtig entstehend, fortschreitend und sich entwickelnd gedacht; wohingegen die Handlung des epischen Gedichts als vergangen vorausgesetzt wird. Die Fabel (s. d. Art.) gibt den Stoff zur Handlung. Die erste Eigenschaft der dramatischen Handlung ist, daß das, was geschieht, aus den vorhergehenden Ursachen und unter den gesetzten Bedin-

gungen, wenn auch nicht im Kreise der gemeinen Wirklichkeit, hätte erfolgen müssen. Hierin besteht die wahre Natürlichkeit der Handlung, ohne welche kein Interesse möglich ist. Es muß die Handlung aus dem Charakter und den Verhältnissen der Personen entspringen. Zweitens muß die Handlung interessant seyn, durch Beziehung auf irgend eine der Menschheit würdige Idee, und der Geist des Zuschauers muß dadurch unaufhörlich in Spannung und Erwartung erhalten werden. Vor allem aber ist Einheit der Handlung dem dramatischen Gedichte nothwendig. Nur Eine Haupthandlung, in welcher die zu versinnlichende Idee sich klar aussprechen soll, auf welche sich alle Nebenhandlungen beziehen, muß zum Grunde liegen, damit nicht das Interesse getheilt und gestört werde. So muß auch die Handlung ganz und vollständig seyn. Man muß den Anfang, die Triebfedern und den Fortgang der Handlung wahrnehmen, und über nichts Wesentliches in Ungewißheit bleiben. Die Beobachtung der Einheiten der Zeit und des Orts, welche man ehedem strenger foderte, war bei den Griechen und Römern wegen der Einrichtung ihrer Bühnen und der beständigen Anwesenheit des Chors durchaus nöthig. Jetzt hält man hierauf weniger strenge; und die neuere Einrichtung unserer Bühnen verstattet dem Dichter mehrere Freiheiten, sobald die Beibehaltung der nämlichen Scene und eine zu strenge Beschränkung der Zeit größern Schönheiten im Wege steh n würde. Man muß jedoch die wirkliche Zeit der Vorstellung von der scheinbaren Zeit des Verlaufs der ganzen Handlung unterscheiden. Oeftere Veränderungen des Orts der Scene muß der Dichter während der Aufzüge wo möglich vermeiden; wenigstens müssen sie nicht so plötzlich und unwahrscheinlich geschehen, daß sie die Täuschung der Zuschauer stören, und ihr Interesse vermindern könnten. Um dem dramatischen Ganzen Zusammenhang zu geben muß der Ausarbeitung eines dramatischen Gedichts ein wohl überdachter, in allen seinen Einzelnheiten geordneter Plan vorausgehen. In der Ausführung muß man alles Widersprechende, Gekünstelte und Unwahrscheinliche, und Reden, welche weder in der Handlung noch in dem Charakter der Personen ihren Grund haben, vermeiden; nichts thut der Wirkung eines dramatischen Gedichts auf der Bühne mehr Schaden, als gedehnte und überflüssige Unterredungen, die den Fortgang der Handlung aufhalten; auch die glänzendsten Denksprüche können den Zuschauer für eine auf solche Weise hingehaltene Erwartung nicht entschädigen. Aus den Hindernissen, welche sich der Haupthandlung des Drama entgegenstellen, entspringt die Verwickelung oder Schürzung des Knotens, welche in jedem Schauspiele nothwendig ist, falls es die Aufmerksamkeit der Zuschauer erregen soll. Doch ist die Verwickelung nicht in allen Schauspielen gleich; in Trauerspielen ist sie besser ganz einfach, denn hier würde ein allzuverschlungener Knoten unsere Aufmerksamkeit so sehr beschäftigen, daß der Zweck der Rührung verfehlt würde, indem Nachdenken und Rührung nicht gut neben einander bestehen können. Eine zu vielfache Verwickelung kann aber auch dem Lustspiele schaden, und oft ist es sogar vortheilhaft, den Zusammenhang mancher verwickelten Umstände mehr den handelnden Personen, als den Zuschauern räthselhaft seyn zu lassen; vornehmlich wenn durch die Entdeckung die Rührung befördert wird, die allemal stärker und anhaltender wirkt, als flüchtige Ueberraschung. Unter Auflösung wird die Wegräumung und Hebung der Hindernisse, die sich der Haupthandlung in den Weg legten, verstanden. Diese

Auflösung darf nie gewaltsam geschehen durch einen bloßen Theatercoup (s. d. Art.); ihr Keim muß gleichsam schon in der Haupthandlung selbst, in dem Charakter der Personen und in ihren Verhältnissen liegen. Eine Auflösung von fremder Hand, ein Deus ex machina, ist am wenigsten im strengen Drama zulässig. Die Zahl der Personen wird durch ihre Nothwendigkeit zur Ausführung der Haupthandlung bestimmt. Mehrere, als dazu erfodert werden, sind überflüssig und fehlerhaft, denn sie zerstreuen die Aufmerksamkeit des Zuschauers und leiten dieselbe von dem Hauptgegenstand ab, wodurch immer die Erreichung des Hauptzwecks vereitelt wird. In den Charakteren vorzüglich muß der Dichter, der in dem Schauspiel ein poetisches Bild des Lebens aufstellen soll, der Natur folgen, und die Reden und Handlungen der Personen ihren Gesinnungen genau anpassen; vor allen aber nach jener dramatischen Objectivität streben, die uns nur die angeführten Personen nach ihren Gesinnungen und Verhältnissen, nicht aber blos den Dichter sehen und hören läßt. Obgleich die Charaktere — sowohl im Guten, als im Schlimmen — schärfer gezeichnet seyn müssen, als sie in der Wirklichkeit sich äußern, so müssen sie, wenn sie Theilnahme erregen sollen, doch nicht in das Phantastischbestandlose übergehen. Auch hier muß die menschliche Natur treu, wenn auch zusammengedrängter in ihren Aeußerungen, dargestellt werden. Hat der Dramatiker die Personen aus der wahren Geschichte genommen, so ertheilt er ihnen ihren historischen Charakter. Doch steht es ihm frei, in so fern es seinem Zwecke entspricht, ihnen einige von der geschichtlichen abweichende Züge beizulegen. Von den Verhältnissen oder Situationen, in welche der Dichter seine Personen versetzt, hängt auch besonders die Aeußerung und Entwickelung ihrer Charaktere ab. Deshalb müssen die Situationen auf eine kräftige, wahre und dringende Weise angelegt seyn. Nicht der Contrast allein, worin die verschiedenartigen Charaktere gegen einander stehen, sondern derjenige, in dem sie zu ihren Situationen sich befinden, dieses Kämpfen und Ringen gegen die Verhältnisse und gegen das Schicksal selbst, macht eine dramatische Dichtung so anziehend. Indessen kann auch der Contrast der Charaktere selbst sehr vortheilhaft wirken, nur müssen die letztern nicht allzuabstechend gegen einander, noch allzuähnlich seyn. So wie der dramatische Dichter sorgfältig auf richtige Zeichnung und Haltung des Charakters der dargestellten Personen achten muß, so ist auch die Beobachtung des Costume, oder des nach dem Zeitalter und den Nationalsitten der dargestellten Personen Ueblichen, seine Pflicht; besonders dann, wenn der Stoff aus der wahren Geschichte genommen ist. Hier müssen die Sitten, die Denk- und Handlungsweise, die Gewohnheiten und überhaupt alles, was der Zeit oder der Nation eigenthümlich war, und was in die dramatische Dichtung eingreift, möglichst beobachtet und dargestellt werden. Die Kleidungen der Schauspieler, was man gewöhnlich im engern Sinne Costum nennt, und die Verzierungen der Bühne müssen dem gleichfalls entsprechen, wenn die Täuschung der Zuschauer über die Wirklichkeit des Drama nicht verloren gehen oder gehindert werden soll. Die äußere wesentliche Form jedes Schauspiels ist dramatisches Gespräch, d. i. ein solches, wo während und mittelst der Unterredung selbst zwischen den sprechenden Personen eine Handlung oder Veränderung ihres Zustandes entsteht und ausgeführt wird. Das dramatische Gespräch (d. h. Dialog) hat also eine durch dasselbe auszuführende, gegenwärtig geschehende

Handlung zum Gegenstande; daher bewirkt und veranlaßt es die Handlung ihrer Entstehung und ihrem Verlaufe nach. Das dramatische Gespräch muß die Denkart und den Gemüthszustand der redenden Personen richtig darstellen; sie müssen so sprechen, und sich so ausdrücken, wie sie in der Wirklichkeit unter denselben Verhältnissen und bei dem nämlichen Charakter es thun würden. Dadurch erhält die Unterredung Mannichfaltigkeit, Wahrheit und Individualität, und deßhalb muß der dramatische Dichter höchst aufmerksam auf das Benehmen und die Gemüthsäußerungen der Menschen nach ihren verschiedenartigen Verhältnissen, ihrem Alter und Temperamente seyn. Uebrigens muß der Dialog auch natürlich und einfach seyn, er muß im richtigen Verhältnisse zur Handlung, zu dem höhern oder geringern Grade der Leidenschaft, und zu dem äußern und innern Zustande der Personen stehen. Die richtige Führung des Dialogs trägt ungemein viel zur Erhöhung des Interesses bei. Monologe oder Selbstgespräche, worin nur Eine Person für sich oder zu Andern redet, die jedoch nicht gegenwärtig sind, oder an dem Selbstgespräche keinen unmittelbaren Antheil nehmen, darf der Dichter nur da einmischen, wo die eingeführte redende Person in einen so leidenschaftlichen Gemüthszustand oder in ein so vertieftes Nachdenken über sich und ihre Lage gerathen ist, daß der Ausbruch ihrer Empfindungen und Worte, die eigentlich Niemand vernimmt, wahrscheinlich wird. Um so größer ist der Werth der Selbstgespräche, wenn sie zum Fortgange der Handlung oder zur Entwickelung der Leidenschaft des Redenden mitwirken. Die Sprache solcher Monologen muß nicht periodisch und ausführlich, sondern kurz, abgebrochen, und gleich den ausgedrückten Gesinnungen stark und forteilend seyn. Durch die Mimik, welche Geberden, Bewegung und Thätigkeit mit der Rede verknüpft, wird die dramatische Vorstellung lebhafter, wahrer und eindrücklicher. Sie muß daher dem Schauspieldichter immer vorschweben, der auf der Bühne Effect zu machen wünscht. Uebrigens wird Gespräch und Handlung jedes Schauspiels in Aufzüge oder Acte, und diese wieder in Auftritte oder Scenen vertheilt. Im Lustspiele (Komödie) sind der Aufzüge gewöhnlich fünf, drei oder einer; selten zwei oder vier; das Trauerspiel hat gewöhnlich fünf, die ernsthafte Oper zwei oder drei; und die scherzhafte so viel wie das Lustspiel. Die Anzahl und Länge der Scenen ist unbestimmt, denn hier entscheidet allemal das Bedürfniß des Stoffs; eben so unbestimmt ist auch die Zahl der Auftritte oder Scenen, welche zu einem Aufzuge gehören, denn dies richtet sich gleichfalls nach der Beschaffenheit der Handlung und der Schicklichkeit des Aufschubs oder Stillstandes derselben, worin die Abtheilung der Aufzüge immer gegründet seyn muß. Es kann folglich ein Act wenige und kurze Scenen, der andere hingegen viele und längere haben, je nach dem der Gegenstand es heischt. Jeder der Aufzüge oder Acte hingegen hat, wenn das Schauspiel deren mehrere enthält, seinen bestimmten Antheil an dem Ganzen. Der erste Aufzug macht den Zuschauer mit dem Inhalte des Stücks, den theilnehmenden Personen und Mitteln, wodurch die Handlung ausgeführt werden soll, bekannt. Dies geschieht am besten durch Gespräch und Thätigkeit der Personen selbst, nicht durch Beschreibung und Erzählung, und wird die Exposition aber Einleitung zur Handlung genannt. Auch muß schon im ersten Acte die Verwicklung der Handlung beginnen. Personen, von denen nicht bereits in dem ersten Aufzuge die Rede, oder die dort nicht vielleicht schon selbst thätig wa-

ren, dürfen der Regel nach nicht in den folgenden Aufzügen erscheinen. In den letztern nimmt die Verwicklung zu, die Handlung wird immer lebhafter, die Aufmerksamkeit und Erwartung der Zuschauer immer gespannter, bis sie durch die Auflösung, welche erst am Schluß des letzten Acts erfolgen darf, befriedigt werden. Diese Auflösung muß übrigens vollständig seyn, und hat sie einmal Statt gehabt, so darf keine neue Verwickelung beginnen, da hierdurch die Einheit der Handlung zerstört werden würde. Uebrigens sind die Auftritte oder Scenen (in einer andern Bedeutung die Bühne selbst, oder den Ort, welchen sie vorstellt) nicht bloß als abgesonderte Abschnitte und Stücke der Aufzüge, sondern als gemeinschaftliche und einwirkende Theile eines Ganzen zu betrachten. Deßhalb müssen sie auf das engste mit einander verbunden werden; in dem vorhergehenden Auftritte muß immer der Grund des nachfolgenden, und dieser wieder als eine nothwendige, oder doch natürliche Folge des vorhergehenden Auftritts erscheinen. Ohne hinlänglich angedeutete Veranlassung dürfen überhaupt keine Personen auftreten und abgehen. Auch darf die Bühne am Schlusse eines Auftritts, der nicht zugleich den Aufzug selbst beschließt, nicht leer bleiben; denn dadurch würde die Handlung sichtbar unterbrochen, und ihr Fortgang unwahrscheinlich werden. Uebrigens bemerken wir hier noch, daß die Benennung Scene einen weitern Umfang hat, als der Begriff, den wir mit Auftritt verbinden. Unter Scene versteht man nicht bloß den eben genannten Theil einer dramatischen Dichtung und Vorstellung, sondern auch die Bühne selbst, und in noch ausgedehnterm Sinne sogar den Ort und das Land, wo die Handlung des Schauspiels vorfällt. — Das Trauerspiel nun oder die Tragödie ist die dramatische Bearbeitung einer erhabenen Handlung, welche in dem Ringen einer oder mehrerer theilnehmenden Personen mit dem, durch Leidenschaften oder Verkettung der Umstände herbeigeführten Schicksal ihren Grund hat. Ferner muß die tragische Handlung uns den Menschen im Kampfe mit dem waltenden Schicksale oder mit seinen Leidenschaften zeigen; denn nur darin kann der Mensch seine Kraft und Sittlichkeit bewahren. Das Gemüth des Zuschauers fühlt sich erhoben durch die Kraft, welche der Mensch in dem Streite mit dem Schicksale oder der Leidenschaft beweis't, und ermuthigt, in gleichem Falle mit gleicher Kraft gegen die äußere Nothwendigkeit anzukämpfen. Ein unglücklicher Ausgang ist kein wesentliches Erfoderniß des Trauerspiels; aber ein ernster Ausgang ist durchaus nothwendig, damit nicht die in dem Zuschauer erregten Gefühle der Besorgniß, des Mitleidens, und besonders die Erhebung des Gemüths, welches der Hauptzweck jeder Tragödie ist, wiederum zerstört werden. Hieraus ergibt sich, daß die Wahl des Gegenstandes von der größten Wichtigkeit ist. Der Trauerspieldichter kann seinen Stoff aus der Geschichte nehmen, oder ihn selbst erfinden. Im erstern Falle steht es ihm, wie jedem andern Dichter, frei, die Begebenheiten und Charaktere anders zu ordnen und zu halten, als sie in der Geschichte erscheinen, nur muß er in der Veränderung wirklicher und in der Hinzudichtung neuer Umstände vorsichtig seyn, damit die innere Wahrheit nicht verletzt werde. Uebrigens ist ein historischer Stoff wegen des höhern Interesse und der größern Wahrscheinlichkeit der vortheilhafteste. Das Trauerspiel ist in Hinsicht auf den Gegenstand am nächsten mit dem Heldengedichte verwandt. Beide erfodern Handlungen von Wichtigkeit; allein das Heldengedicht erzählt sie als vergangen, das Trauerspiel stellt sie

als gegenwärtig und wirklich dar, wodurch es einen höhern Grad von Stärke erhält. Das Heldengedicht umfaßt einen aus mehreren Begebenheiten und Umständen zusammengesetzten Gegenstand, und schildert den Helden in vielfachern Verhältnissen und Lagen; das Trauerspiel ist mehr auf eine Handlung und den dadurch zu bewirkenden Glückswechsel beschränkt. Die Wichtigkeit der Handlung, die zunächst in dem hohen Grade der Thätigkeit, Kraft und Anstrengung der handelnden Personen, und in der Glücksveränderung, welche dadurch bewirkt wird, beruht, und die Theilnahme der Zuschauer kann sehr gespannt und erhöht werden, wenn der Dichter eine solche Begebenheit wählt, die an sich oder in ihren Folgen einen besonders großen und merkwürdigen Einfluß auf die Menschheit gehabt hat. — Die Handlung des Trauerspiels vornehmlich muß ein abgeschlossenes Ganzes ausmachen, dessen Theile mit einander in genauer Verbindung und in solchem Verhältnisse stehen, daß keiner derselben ohne Veränderung und Störung des Ganzen wegfallen kann. Bei dem Mangel eines einleitenden Anfangs der Handlung würde der Zuschauer sich die Thätigkeit der theilnehmenden Personen nicht erklären können; er würde ungeduldig werden. Daher ist es nöthig, ihn schon frühe mit der Veranlassung jener Thätigkeit, mit der Wichtigkeit der Handlung, so wie mit den Mitteln und Hindernissen derselben bekannt zu machen. Dieses geschieht, wie oben gesagt, durch die Exposition; und sie findet gleich im Anfange durch Unterredung der theilnehmenden Personen Statt. Wesentliche Theile des Trauerspiels sind ferner die Peripetie und die Katastrophe, welche zum Ende führt. Erstere ist die Glücksveränderung, oder der Uebergang aus einem glücklichen in einen unglücklichen Zustand oder umgekehrt. Sie muß wie der Ausgang durch natürliche und vorbereitete, nie durch blos wundervolle Mittel herbeigeführt werden. Katastrophe aber nennt man im Trauerspiele denjenigen Zeitpunkt, welcher in den Schicksalen der Hauptpersonen eine wichtige und entscheidende Veränderung hervorbringt. Auch in Hinsicht der Einheit der Handlung wird bei dem Trauerspiele dasselbe erfodert, was wir deßhalb im Allgemeinen oben schon angeführt haben. Um diese Einheit nicht zu verfehlen, muß der Trauerspieldichter den Zusammenhang der Handlung gehörig überdenken. Hier muß er sein vornehmstes Augenmerk auf die Haupthandlung und die Hauptpersonen richten, und episodische Vorfälle und Nebenpersonen zum Vortheil jener benutzen, ohne dadurch das Interesse des Zuschauers zu theilen oder zu schwächen. Was die Personen anlangt, so sind weder vollkommen tugendhafte, noch durchaus lasterhafte Personen für das Trauerspiel geeignet; den erstern fehlt es an Wahrscheinlichkeit, sie erregen bloß kalte Bewunderung, aber keine Theilnahme; die ganz bösartigen können uns nur mit Unwillen und Abscheu erfüllen. Auch muß die Würde und Größe der tragischen Personen mit der Wichtigkeit der Handlung im Verhältnisse stehen. Die handelnden Personen müssen Menschen der ersten Gattung seyn, d. h. sie müssen eine vorzügliche Kraft der Seele besitzen. Die Größe ihrer Sitten sowohl im Guten, als im Bösen, äußert sich in starken und muthvollen Entschließungen und Handlungen, in kühnem Unternehmungsgeiste, und in kräftigen, oder auf wichtige Dinge gerichteten Leidenschaften. Denn nicht bloß die Heftigkeit der Leidenschaften macht ihre Größe aus, sondern die Kraft des Geistes, von der sie begleitet sind, und das Ziel, wohin sie streben. Eben so wenig trägt der Rang, den der Dichter seinen tragischen Personen beilegt, zur Größe ihrer Sitten bei; obgleich eben nach dieser

Verschiedenheit des äußern Ranges und des Wirkungskreises der Unterschied zwischen heroischem und bürgerlichem Trauerspiel bis jetzt Statt gefunden hat. Doch hat der Dichter sich bei der Größe der Sitten wohl in Acht zu nehmen, daß er nicht ins Abenteuerliche verfällt. Die dichterische Wahrheit der Sitten ist die oben verlangte Uebereinstimmung der Reden und Handlungen der Personen mit ihren Verhältnissen und ihrem Charakter. Außerdem muß der Dichter den Charakteren Contrast und Mannichfaltigkeit, und jene Grundzüge moralischer Güte geben, die zur Erregung der Theilnahme, des Mitleids und der Besorgniß fähig sind. Der Ausdruck und die Sprache des Trauerspiels müssen dem Stande, dem Charakter und dem Gemüthszustande der tragischen Personen gemäß seyn. Für das heroische Trauerspiel ist die metrische Form am vortheilhaftesten; doch findet diese auch bei dem bürgerlichen Statt, obgleich man hier häufiger die prosaische Einkleidung wählt. Bei uns Deutschen sind die fünffüßigen Jamben von verschiedner Länge die gewöhnlichste Versart. Doch haben sich Neuere nach dem Vorgange der Spanier auch der gereimten Trochäen mit Wirkung bedient. Ursprünglich waren die Tragödien gemischte lyrische und erzählende Gesänge zur Ehre des Bacchus bei dem Feste der Weinlese, wie noch der Name andeutet. Die Spuren dieses festlichen Ursprungs der griechischen Tragödie verloren sich nie aus derselben; und die Begleitung von Tanz und Musik blieb, so lange noch ein griechisches Trauerspiel aufgeführt wurde (S. d. Art. Griechische Literatur). Die Erfindung der Tragödie bei den Griechen schreibt man gewöhnlich dem Thespis zu (s. d. Art.). Der wirkliche Schöpfer der Tragödie war Aeschylos. Thespis hatte nur einen Schauspieler auftreten lassen, der durch bloße Erzählungen, die er von Zeit zu Zeit hersagte, den Chor ablösen mußte, um der Vorstellung mehr Reiz zu geben. Aeschylos verwandelte die bisher bloß mimische Darstellung einer Begebenheit in wirkliche Handlung, indem er noch einen zweiten, auch wohl einen dritten und vierten Schauspieler gebrauchte, den Dialog erfand, und durch die Freigebigkeit des Staats unterstützt der Aufführung mehr Würde verschaffte. Nun ward einer seiner Schauspieler der Held des Stücks, und erregte vorzüglich die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Zuschauer. Der Chor bekam eine untergeordnete Rolle, und die Gesänge desselben wurden abgekürzt, obgleich sie immer noch unverhältnißmäßig lang und im höchsten lyrischen Schwunge abgefaßt waren, der selbst sich bisweilen im Dialog findet. Aeschylos sah überhaupt mehr auf Größe als auf Schönheit; er erschütterte und flößte mehr Entsetzen, als Rührung ein. In seinen Trauerspielen waren noch viele Spuren von Rohheit; allein es herrscht auch ein Reichthum großer und auffallender Züge darin. Die Handlung in seinen Trauerspielen ist überaus einfach, ohne Verwickelung. Der Chor beschäftigte sich nicht mehr bloß mit Absingen von Gesängen, die auf den Inhalt des Stücks keinen Bezug hatten, sondern er gehört zum Ganzen, ist der Vertraute der handelnden Personen, der Rathgeber der Könige, der Tröster der Unglücklichen, das Schrecken der Tyrannen. Aeschylos führte statt der Weinhefen, womit die Schauspieler des Thespis ihr Gesicht beschmierten, die Larven ein, und ahmte durch lange schleppende Gewänder und hohe Kothurnen den erhabenen Wuchs und das stolze majestätische Ansehn, welches man den alten Heroen beilegte, nach. Statt des ehemaligen schlechten Brettergerüstes erhielt er eine mit Maschinen und Decorationen

versehene Bühne, und seine Schauspieler übte er fast immer selbst in der Declamation (s. Aeschylus). Ihm folgte Sophokles (s. d. Art.), ein vorzüglicher Meister der tragischen Kunst, welcher Größe und Schönheit zu vereinigen, und die Leidenschaften der Theilnahme, des Mitleidens und des Bedauerns auf das innigste zu erregen wußte. Euripides (s. d. Art.), weniger erhaben und groß, als Aeschylos und Sophokles, verstand vorzüglich die Kunst zu rühren, allein in der Anordnung seiner Stücke war er weniger glücklich, verletzte oft die Wahrscheinlichkeit und die Einheit der Handlung, und verfehlte nicht selten die Auflösung des Knotens. Durch diese drei großen Männer wurde das griechische Trauerspiel ausgebildet. Ihnen folgten sehr viele andre griechische Dichter, von denen uns aber nichts übrig geblieben ist. Unter den deutschen Trauerspieldichtern sind die berühmtesten: J. E. Schlegel, Weiße, von Cronegk, von Brawe, Lessing, von Gerstenberg, Leisewitz, Klinger, von Göthe, von Schiller, A. W. Schlegel, von Collin, Oehlenschläger, Werner, Müllner, Grillparzer, Klingemann u. s. w. Uebrigens ist die neuere Tragödie in einzelnen Artikeln abgehandelt worden. — Das Lustspiel oder die Komödie ist die dramatische Darstellung einer komischen Handlung, deren Vorfälle sowohl als die Sitten und Charaktere der handelnd dargestellten Personen zur Belustigung und Unterhaltung der Zuschauer dienen. Der Gegenstand dieser Schauspielgattung ist also das Privatleben der Menschen, sowohl der Höchsten wie der Niedrigsten, mit allen ihren dort sich äußernden Thorheiten, Fehlern, Vorurtheilen und Tugenden. Nicht bloß das Lächerliche, Einseitige und Hassenswürdige, auch das Edle, Liebenswürdige und Gefällige in den menschlichen Lebensweisen liegt in dem Gebiete der Komödie, und oft werden in derselben Charaktere und Vorfälle verschiedner Art und Wirkung dargestellt. Denn man würde den Begriff des Komischen zu sehr beschränken, wenn man bloß das Lächerliche darunter verstehen wollte (s. d. Art. Komisch). Der Dichter kann die Handlung des Lustspiels entweder ganz erfinden, oder auch aus der Wirklichkeit einen Stoff zur Bearbeitung wählen. Das Erstere ist das Gewöhnlichste, aber das Lustspiel wird treffender, anziehender und lehrreicher durch die Beziehung auf solche Begebenheiten und Personen, die der Zuschauer als gleichzeitig, und als Vorfälle und Personen aus der gegenwärtigen Welt erkennen kann. Jedes Volk und jede Zeit haben ihre Sitten, ihre Gebräuche und Meinungen vom Anständigen und Unanständigen; daher kann der Lustspieldichter nur gewinnen, wenn die Haupthandlung, die Personen und die Scene seines Stücks einheimisch sind. Durch zu großes Anschließen an den gesellschaftlichen Geschmack der Zeit entsteht jedoch das zwar feine aber auch unpoetischere Conversations-Lustspiel, in welchem die Versification oft nur als eine fremde Zuthat erscheint, und alles auf Gewandheit der Intrigue, Charakterwahrheit und Witz im Einzelnen beruht. Indessen bleiben allgemeine Charaktere und Sitten, gehörig modificirt, gleichfalls brauchbar. Das Komische des Lustspiels wird entweder durch die Charaktere, oder die Situationen, oder durch beide zugleich erzeugt. Die letztere Gattung des Komischen, welche nämlich durch den Contrast des Charakters mit der Situation hervorgebracht wird, ist gewiß die wirksamste. Man theilt übrigens das Komische in das hohe und niedre ein; eine Eintheilung, die nicht nach dem Stand der vorgestellten Personen, sondern nach der Beschaffenheit des Stoffs und seiner Behandlungsart zu bestimmen ist. Doch fallen die Gränzen

oft zusammen. Wenn das Niedrigkomische, welches aber nicht in das Gemeine und Widerliche fallen darf, in einem Lustspiele herrschend ist, so heißt es eine Posse oder eine Farce. (s. d. Art.). Ein Charakterstück nennt man hingegen ein solches Schauspiel, wo der Dichter hauptsächlich seinen Fleiß auf Darstellung und Entwickelung eines Hauptcharakters verwandte. Schauspiele dieser Art haben überaus viel Anziehendes, wenn sie gehörig in der Natur und Wahrheit gegründet sind; nur erfodern sie eine geschickte Anordnung und Verwickelung der Begebenheiten, die hier allemal aus dem Charakter der Hauptperson entspringen, oder wenigstens mit demselben in beständiger Beziehung seyn müssen, ohne daß doch diesem die übrigen Personen ganz aufgeopfert werden. Ein Lustspiel darf kein einzelnes Porträt, es soll ein volles, reichhaltiges Gemälde des Lebens seyn, und in einzelnen Charakteren nicht bloß ein Individuum, sondern die ganze Gattung darstellen. Wenn der Dichter die Anhäufung und Verwickelung wichtiger Schwierigkeiten und Vorfälle mehr als die Schilderung der Charaktere der handelnden Personen sein Geschäft seyn läßt, so entsteht das Intriguenstück. Die Verwickelung (der Knoten) oder die Intrigue des Lustspiels entspringt aus der Anordnung und Verflechtung der einzelnen Vorfälle und Begebenheiten, woraus die ganze dramatische Handlung besteht, durch die Spannung und Erregung der Ungeduld des Zuschauers in Hinsicht des Ausganges. Durch Mitwirkung der verschiedenen Situationen und Charaktere und durch die allmählige Hebung der gegen die Haupthandlung erregten Schwierigkeiten, aber nicht auf eine gewaltsame Weise muß die Auflösung des Knotens erfolgen. Die Verwickelung sowohl, als die Auflösung müssen nicht bloß im Reiche der Möglichkeit liegen, sie müssen auch als ein natürliches und wahrscheinliches Resultat aus dem Bau des Ganzen, aus den Charakteren, Begebenheiten und Situationen hervorgehen. So wie richtige Haltung und Darstellung der Charaktere, Leidenschaften und Begebenheiten wesentliche Erfodernisse eines guten Lustspiels sind, so wird auch die Wahrscheinlichkeit der Haupt- und Nebenhandlungen dann um so mehr erfodert, wenn der Stoff aus dem gewöhnlichen Leben genommen wird. Nur muß diese Wahrscheinlichkeit nicht zum Trivialen und Gemeinen, oder gar bis zum Ekelhaften hinabsinken. Ja es kann im Lustspiele selbst ein gewisser Grad von Uebertreibung bei Schilderung der Charaktere und Begebenheiten nach Maßgabe des Stoffes Statt finden. Die seltener und vereinzelt sich äußernden komischen Charakterzüge können nehmlich mehr gehäuft und verstärkt, die Veranlassungen dazu mehr vervielfacht werden, um den Charakter von allen Seiten und nach allen seinen Nuancen zu zeigen; nur darf die Schilderung, außer in der eigentlichen Posse, nicht in Caricatur oder Uebertreibung jeder einzelnen Charakteräußerung so ausarten, daß die innere Wahrscheinlichkeit durchaus verloren geht. — Nicht minder wird vom Lustspiel Einheit, Vollständigkeit und Interesse der Handlung gefodert. Die mit der Haupthandlung verbundenen, oder in dieselbe eingewebten Nebenhandlungen oder Episoden müssen jener beständig untergeordnet bleiben, und so wenig ihr Fortschreiten hemmen, als ihren Zusammenhang unterbrechen. Der Dialog des Lustspiels muß den Charakteren, den Verhältnissen und Leidenschaften der redenden Personen, ihrer jedesmaligen Situation und der Sprache des gesellschaftlichen Lebens gemäß, dabei lebhaft, abgerundet und natürlich seyn. Bei den Griechen und Römern waren die Lustspiele durchgehends metrisch, die Neuern ahmten diese Form

nach, jetzt wendet man gewöhnlich nur bei kleineren, feinen Lustspielen die metrische Form (des Alexandriners) an. Ertheilt auch der prosaische Dialog der Nachahmung einen höhern Grad von Natürlichkeit, so kommt sie doch dem gemeinen Leben zu nahe. Der Willkür des Dichters ist fast ganz die Wahl des Titels für sein Lustspiel überlassen. Indessen wählt man doch gern so, daß von dem Inhalte oder Ausgange des Stücks nichts im Voraus verrathen wird. Oft dient der Name der Hauptperson, oft die Moral des Stücks zum Titel. Häufig wird derselbe auch von einer vorzüglich wesentlichen Scene, oder von der Katastrophe, oft von der Intrigue, dem Hauptcharakter u. s. f. hergenommen. Nicht bloß Belustigung und Unterhaltung der Zuschauer, sondern mittelbar auch ihre Belehrung und sittliche Verbesserung durch lebendige Darstellung menschlicher Güte, Thorheit und Untugend, und durch Aufdeckung und Entwickelung der verborgenen Falten des menschlichen Herzens ist Endzweck des Lustspiels. Dieser Endzweck kann aber nicht durch kalte, wenn auch noch so glänzende, Gemein- und Sinnsprüche, nicht durch moralische Betrachtungen, sondern hauptsächlich nur durch das Beispiel der in Handlung und Thätigkeit gesetzten Personen erreicht werden. Uebrigens hängt die Wirkung des Lustspiels bei der theatralischen Vorstellung hauptsächlich von der mimischen Darstellung ab. Hierauf muß der Lustspieldichter Rücksicht nehmen, und durch Andeutung des mit der Unterredung zu verbindenden Spiels dem Leser sowohl als dem Schauspieler zu Hülfe kommen. Der Schauspieler kann aber die Wahrheit und Täuschung des Stücks durch eine leichte, lebhafte und natürliche Darstellung, die durchaus keine Kunst ahnen lassen darf, sehr heben. — Die Komödie, deren Entstehung bei den Griechen in die 50ste Olympiade fällt, soll von Susarion erfunden worden seyn, der auf einem Brettergerüste die Thorheiten und Laster seiner Zeit angriff. Die ursprüngliche Form des Lustspiels unterschied sich von der gegenwärtigen gar sehr, denn die alte Komödie der Griechen bestand aus dramatisch-epischen Gesängen, die mit Tanz verbunden waren, womit umherziehende Lustigmacher die Leute in den Dörfern unterhielten. Daher entsprang auch der Name Komödie, der so viel wie Dorfgesang bedeutet. Der Inhalt dieser Gesänge war überaus fröhlich und possenhaft, oft ausschweifend und unanständig; indessen war der Inhalt wenig von den damaligen Tragödien unterschieden, welche bei den Festen der Weinlese zu Ehren des Bacchus in begeisterter Lust abgesungen wurden. Nach und nach wurden jedoch die Tragödien ernsthaft und anständig; sie dienten zum Vergnügen der Stadtbewohner; die Komödien hingegen behielten ihren fröhlichen Charakter bei, wurden bisweilen von einer Art dramatischer Vorstellung begleitet, und machten hauptsächlich die Belustigung des attischen Landvolks aus. Selten nur kamen solche Gesellschaften von Komödianten nach Athen, wo sie von der Regierung nur geduldet wurden. Endlich wurde auch eine ordentliche Gesellschaft von Komödianten zu Athen errichtet, und mehrere Veränderungen der Komödie wurden von der Tragödie entlehnt. Eine Hauptperson, ein tanzender und singender Chor, mehrere Schauspieler und eine schickliche Bühne wurden für die Komödie eingeführt, auch suchte man durch Masken die persönliche Satire, welche in der alten Komödie vorherrschte, zu mildern. Hierüber sehe man Kannegießers Werk über die komische Bühne von Athen. Epicharmus führte die Einheit der Handlung ein, und bildete seine Stücke nach der Form des Trauerspiels. Seine Komödien wurden in Griechenland, besonders in Athen, mit Beifall aufgenommen, und unter seinen Nach-

folgern zeichneten sich besonders Phormes, Magnes, Crates, Cratinus, Eupolis, Pherecrates und Aristophanes aus. Indessen blieb persönliche Satire noch immer der Hauptgegenstand, und sowohl obrigkeitliche als Privatpersonen wurden mit Namen genannt und angeführt. Vergebens wurde dies durch Volksbeschlüsse und Gesetze verboten. Erst mit dem Ende des peloponnesischen Krieges erhielt die Komödie in Griechenland eine neue Gestalt. Es begann nun die sogenannte mittlere Komödie. Die neuen Oligarchen nahmen, um ihre Macht auch in dieser Rücksicht zu sichern, dem Volke die Freiheit, die Maßregeln der Regierung ferner zum Gegenstande des Spottes zu machen. Es wurde durchaus verboten, lebende Personen namentlich auf die Bühne zu bringen, und der Chor, der bis jetzt der Haupturheber der Schmähungen gewesen war, wurde abgeschafft, dagegen kamen mit den allgemeinen Charakterschilderungen auch die Charaktermasken auf und auch die Bildnisse auf den Larven verschwanden. Selbst Aristophanes mußte sich in seinen letzten Stücken dieser Veränderung unterwerfen; und so trat an die Stelle der vormaligen Zügellosigkeit mehr Anstand und Sitte. Die Gegenstände des Lustspiels wurden indessen immer noch, wie vorher, aus der Fabel und Geschichte genommen; aber die Schilderungen des Sonderbaren, Thörichten und Lächerlichen enthielten mehr allgemeine, als individuelle Züge, und seltener bediente man sich der Anspielungen auf lebende Personen. Nur seltner kam der Chor wieder zum Vorschein, und alsdann wurden, wie früher, Zwischenspiele und Gesang unter die Declamationen gemischt. Zu der neuern Komödie der Griechen gehört (300 J. vor Chr. Geb.) Menander, der durch die Feinheit seines Witzes, durch seine Laune und die Regelmäßigkeit seiner Stücke eine neue Periode des griechischen Lustspiels herbeiführte. Von ihm und dem Philemon sind uns nur Bruchstücke übrig geblieben. Nicht viel glücklicher waren wir in Hinsicht der nachahmenden römischen Lustspieldichter, unter denen Plautus und Terentius die einzigen sind, von welchen wir vollständige Werke dieser Art erhalten haben. Ueber das Theater der neuern Völker s. die besondern Artikel, Deutsches Theater, Französisches Theater ꝛc.

Schauspielhaus, s. Theater.

Schauspielkunst ist die Kunst, dramatische Werke durch theatralische Darstellung dem Ohr und dem Auge zu versinnlichen. Diejenigen, welche diese Versinnlichung dadurch bewirken, daß sie sich stellen, die in dem dramatischen Werke als handelnd gedachten Personen zu seyn, heißen Schauspieler. Auf Verstellung, auf Täuschung fremder Einbildungskraft vermittelst der Sinne des Gehörs und des Gesichts, beruht sonach die Ausübung dieser Kunst. Daher bezeichnet im Griechischen ein und dasselbe Wort (ὑποκριτής) den Heuchler und den Schauspieler. Der letztgenannte muß die Person, welche erscheinen will, sich zuvörderst im Geiste vorstellen, und sie sodann durch seine wirkliche Person, soweit es deren Beschaffenheit zuläßt, versinnlichen, darstellen. Jene Thätigkeit des Geistes, besonders der Einbildungskraft, heißt die Auffassung der Rolle (der gesammten Eigenschaften der im Drama als handelnd gedachten Person); die letztgenannte Thätigkeit (des Geistes und Leibes zugleich) nennen wir das Spiel. Der höchste Zweck der Auffassung ist, die Vorstellung des Dichters von der darzustellenden Person mit der Phantasie zu erreichen. Das höchste Ziel des

Spieles soll seyn, durch die Versinnlichung der Auffassung (der eignen Vorstellung von der darzustellenden Person) zu entsprechen. So ist denn die Kunst des Schauspielers in der Theorie nichts anders, als die Fähigkeit, den Gedanken des Dichters in Bezug auf eine gegebene Person des Drama in seiner Totalität aufzufassen, des Dichters Vorstellung zu einer Vorstellung der eignen Einbildungskraft zu machen, und dieselbe an der eignen Person zu versinnlichen. Weniger die zweite, als die erste dieser beiden Fähigkeiten ist es, welche den Schauspieler (den Heuchler im Doppelsinne der Griechen) zum Künstler macht. Viele haben das Geschick, Eigenschaften einer fremden Individualität, die sie beobachteten, an ihrer eignen Person nachzuahmen. Wenigen ist es gegeben, eine dramatische Person in ihrer Totalität, also auch in ihrem Zusammenhange mit dem ganzen Drama, nach der dürftigen Anleitung des *todten* Buchstaben lebendig in der Einbildungskraft zu reproduciren, und diese dichterische Nachschöpfung an sich selbst täuschend vor fremde Sinnen heraustreten zu lassen. Das Geschäft der Auffassung ist es, welches vom Schauspieler fodert, was die Erfindung und geistige Gestaltung vom Dichter heischt: Streben nach möglichster Ausbildung aller Seelenkräfte. Das Geschäft des Spiels (der Darstellung) richtet seinen Anspruch mehr auf Uebung und Ausbildung der physischen Kräfte und Fähigkeiten, damit es der Einbildungskraft um so leichter werde, die physische Person nach dem Bedürfniß ihrer Vorstellung von dem, was dargestellt werden soll, zur Verstellung (ὑπόκρισις) zu bestimmen. Wie man seine Fähigkeiten zur Schauspielkunst, besonders zur Darstellung einer gegebenen Rolle, prüfen, und bei Ausübung der Kunst vom Einstudiren bis zur wirklichen Aufführung mit sich selbst in seinem Innern verfahren möge, davon findet sich eine Abhandlung in Müllner's Almanach für Privatbühnen 1817. So wenig die Schauspielkunst als eine selbstständige angesehen werden kann, da sie nur in Verbindung mit der dramatischen Poesie denkbar ist (denn selbst beim Extemporiren kann diese nicht fehlen), und überdem ihre volle Wirkung nur in Verbindung mit denjenigen Hülfskünsten und Handwerksfertigkeiten erreichen kann, welche die gesammte Theaterkunst ausmachen (z. B. Dekorirkunst, Machinerie, Costumirung, Gesichtsmalerei u. s. f.); so gewiß ist sie von allen schönen Künsten die bewundernswürdigste und die wirksamste; jenes, weil bei ihrer Ausübung der Mensch Werkmeister, Stoff und Kunstwerk zugleich ist; dieses, weil eben als Kunstwerk nichts mehr auf den Menschen wirken kann, als der Mensch lebend durch den Menschen dargestellt. Diese Wirksamkeit erklärt den Hang zu ihr, den wir bei allen cultivirten Völkern finden. Ihr Keim liegt tief in der Natur des menschlichen Geistes und Gemüths. Es ist der Keim aller schönen Künste überhaupt: der Trieb, unabhängig von dem Zwange der Wirklichkeit, von ihrer Nöthigung zu Gedanken und Empfindungen, freithätig zu spielen mit dem Schein. (M. vergl. Schiller über die ästhetische Erziehung des Menschen.) Der Trieb, anzuschauen und zu empfinden, was wir wollen, nicht was wir müssen, hat alle schönen Künste erfunden, welche Schiller treffend genug die Künste des Scheins nennt. Der Wunsch, durch den Schein soviel als möglich getäuscht zu werden, muß nothwendig die lyrische und epische Dichtkunst zur dramatischen, und den mündlichen Vortrag der letztgenannten zur Schauspielkunst steigern, so lange die Cultur eines

Volkes, und mit ihr die Ansprüche der Geister und Gemüther auf jenen Genuß des Scheines, im Steigen begriffen sind.

Was wir ersehnen, will sich nicht begeben;
Was sich begiebt, ist nicht, wonach wir streben.

Darum, mitten unter dem, was sich begiebt, erschafft die Einbildungskraft, was wir ersehnen, und das Talent führt es aus im selbstgewählten fügsamen Stoff. Die Theatergeschichte aller Völker wird am Ende auf diesen Quell sich zurückführen lassen. Das Theater in Athen mit seinen Tragödien und Lustspielen ist aus den Vorträgen der Rhapsoden und dem Thespiskarren herangewachsen, und die Sakontala des Calidas ist unfehlbar mit irgend einer Bänkelsängerei oder Jonglerie der alten Hindu in gerader Linie verwandt. Da es die Cultur ist, welche den Anspruch auf Genuß des täuschenden Scheins entwickelt, und da diese nur langsam (in der modernen Welt vielleicht nie) ein Eigenthum der Volksmasse wird; so ist wahrscheinlich, daß wir an den meisten Orten Deutschlands die ersten Spuren einer eigentlichen Schauspielkunst im geselligen Privatleben der Gebildeten aufzusuchen hätten, wo es eine vollständige Geschichte dieser Kunst gälte. Man sehe z. B. Blümners Geschichte des Theaters in Leipzig, 1818. Das älteste gedruckte Stück, welches der sorgsame Forscher dort aufgefunden, die Comoedia nova Hegendorfii, führt auf dem Titel der Beisatz: Lipsie non raro in doctissimorum virorum corona acta. Später erschien ihre Spur unter den Schülern und Studenten, und erst unter Johann Velthem (1669) scheint sie dort von einer zu diesem Zweck vereinten Schauspielergesellschaft öffentlich vor dem Volk ausgeübt worden zu seyn. Dieser Velthem hatte studirt, und meist Studenten bildeten seinen Verein. Anderer Orten und früher scheint nur in religiösen Processionen eine Art von heiliger Schauspielkunst öffentlich erschienen, und hier und da von den Handwerksgilden auf öffentlichen Plätzen eine Art dramatischen Spieles betrieben worden zu seyn (s. Pauls von Steffen Kunstgeschichte von Augsburg S. 530.), besonders in den Fastnachtsspielen. Die Nachrichten von jenen früheren Zeiten findet man in dem angez. Buche Blümners S. 2. ff. zusammengestellt, und ihre Quellen angezeigt. Es ergibt sich daraus, daß, wenn schon die Geschichte des deutschen Drama bis auf den Krieg auf der Wartburg zurückgeführt werden kann, und wenn es auch in Klöstern und Schulen und in den älteren Zeiten schauspielartige Darstellungen, so wie bei religiösen Processionen und bei Fastnachtsmummereien Verkleidungen und Verstellungsspiele gegeben, dennoch eine eigentliche öffentliche Schauspielkunst erst mit Velthem (nach seiner eignen, von Blümner a. a. O. gelieferten Unterschrift: Johann Velten von Halle aus Sachsen) in Deutschland begonnen habe. Kaum in dieser Maße begonnen, hatte sie schon Kämpfe mit der Geistlichkeit zu bestehen, und Velthems Gattin, die nach dessen Tode die Direction der Gesellschaft führte, schrieb eine Vertheidigung der Schauspiele gegen einen Diaconus Winkler in Magdeburg (Blümner a. a. O. S. 28.). Gegen das Gewicht der Geistlichkeit scheint das fürstliche Ansehen die junge Kunst gleich bei ihrem Eintritt in das Gebiet der Oeffentlichkeit in Schutz genommen zu haben; denn schon Velthem hatte mit seiner Gesellschaft die Erlaubniß erhalten, den Titel königlich polnischer und churfürstl. sächsischer Hofcomödianten zu führen, obschon sie sich durch Bereisen mehrerer, besonders der Meßstädte, erhielt. Der verliehenen Titel

ungeachtet hießen bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein dergleichen Gesellschaften Banden. So wird noch in der Vorrede zu Cronegks Werken, welche nach dessen Tode seine Freunde herausgegeben, (1760) in allen Ehren der Kochischen Bande gedacht. Die Benennung fiel, als in den Hauptstädten Deutschlands stehende Bühnen Fuß faßten, den wandernden Gesellschaften anheim, und wird jezt auch von diesen nur bei dem Ausdrucke von Verachtung gebraucht. Man nannte sie nach dem Orte, wo sie entstanden waren, oder herkamen. So ist im a. Buche Bl's. S. 37 in einer Verstattungsurkunde von 1695 die Rede von der Merseburgischen Bande Hermann Heinrich Richters. Später führten dergleichen Gesellschaften Elendsohn und Haack (welcher ein Privilegium für Sachsen erhielt) u. a. m. Epoche machte in jener Zeit der wandernden Kunst die Neuberin (1727), theils durch ihre freundschaftliche Verbindung, theils durch ihre Entzweiung mit Gottsched. Hier trat zuerst das Theater in nähere Berührung mit Kunstwissenschaft und Kritik. Gottsched zu gefallen, verbrannte die Neuberin den Hanswurst, und brachte später Gottsched selbst verspottend auf die Bühne. Mit dem Anspruch der Wissenschaft und Kritik auf der einen, und dem Widerspruch der Theaterpraxis auf der andern Seite, wie sie hier öffentlich im Gebiet der Literatur laut wurden, war diejenige Wechselwirkung begründet, von welcher sich hoffen ließ, daß sie die Kunst heben, und die Wissenschaft aufklären und practisch machen würde. In der That gingen bald aus diesem Conflict zwei Schauspieler hervor, welche die Kunst aus dem höheren Gesichtspuncte betrachteten, und demselben gemäß behandelten: Koch, der als Student zu der Gesellschaft der Neuberin gekommen war, und später auf dem Theater der Schröderin in Hamburg gespielt; sodann Eckhof, welcher 17 Jahre lang bei der Schönemannischen Gesellschaft gestanden hatte, die Gottsched nach seinem Zerfall mit der Neuberin begünstigte. Mit einem spätern Coripheen unserer Literatur, mit Lessing, kam die Bühne zu Hamburg in Wechselwirkung, welche Ackermann 1764 gegründet, und 1767 an Seyler überlassen hatte. Lessing fing an, der dortigen Bühne Tag für Tag kritisch zu folgen, und obwohl er durch die Empfindlichkeit der Schauspieler bald veranlaßt wurde, sich auf die Kritik der Stücke zu beschränken (Hamb. Dramaturgie); so wirkte er doch unfehlbar sehr entscheidend auf die Schauspieler, besonders auf Eckhof, welcher damals zu dieser Gesellschaft gehörte, und bald den Ruf eines wissenschaftlichen Schauspielers erwarb, welchen selbst dramatische Dichter zu Rathe zogen. (S. Weißens Selbstbiographie S. 21.) Im J. 1768 kam Schröder zu dieser Gesellschaft zurück, die er ein Jahr früher verlassen hatte, weil Seyler das Ballet aufgab. (S. Schröder.) Aus dem Balletmeister wurde später (1771 ff.) ein Schauspieler von Bedeutung, ein Theaterdichter, und ein Bearbeiter Shakspeare's. In Berlin unter Friedrich Wilhelm II., erschien ein Philosoph und Kunstrichter, der berühmte Engel, als Oberdirector an der Spitze des Theaters, und im Jahre 1796 folgte ihm Iffland, der, wenn auch nicht als Director, doch gewiß als Muster des durchdachten Spiels, und als dramatischer Dichter großen Einfluß auf die Kunst hatte. (M. s. die bes. Art.) Alle diese Fortschritte, welche von Velthem an bis jezt die Schauspielkunst im Einzelnen gemacht hat, haben sie dennoch im Ganzen nicht viel weiter gebracht, als zu einer Art von Crisis, wo es sich

erst entscheiden zu müssen scheint, ob die Kranke genesen, oder an Entkräftung sterben werde. Glänzend zwar hat sich der Patientin ökonomische Lage verbessert. Die öffentlichen Theater haben in den wichtigsten Städten aufgehört, schwankende Privatunternehmungen zu seyn. Sie sind Sache der Staaten oder der Regenten, und die Schauspieler reich besoldete, mit Ansprüchen auf Pensionen ausgestattete Staatsdiener geworden. Aber ihre Krankheit ist ziemlich so alt, als ihr erster Conflikt mit Gottsched. Sie heißt: Vereinigung des Schauspiels mit der Oper, welche Gottsched vergebens befehdete. Die wahre Schauspielkunst hängt, wie aus den oben entwickelten Begriffen folgt, in ihrem innersten Wesen mit der dramatischen Dichtkunst zusammen. Nicht so die Oper, welche die Musik für ihre Herrin erkennt, und statt der Poesie mit metrischer Abgeschmacktheit vorlieb nimmt. Sie raubt der Schauspielkunst ihre Priester und Priesterinnen. Was irgend singen kann, zieht die einträglicheren Stellen bei der Oper vor, und verlernt in ihrem, nicht dem Sinne des Wortes, sondern dem Notenlaufe der Musik folgenden Carikaturspiele das wahre. Der Sinnenreiz, welchen die Oper darbietet, verderbt den Geschmack des Publikums an den Werken der Dichtkunst, welche hauptsächlich vom Geist aus auf das Empfindungsvermögen wirken müssen. Die Vorliebe des Volks für diesen Sinnenreiz schmeichelt den Bühnenverwaltungen mit reichen Einnahmen, und die Kosten, welche sie dafür aufwenden müssen, erschöpfen die pekuniären Kräfte, welche das Ganze des Theaterwesens aufrecht erhalten sollen, meist allein. Darinne scheint die Hauptursache zu liegen, warum keine deutsche Hauptstadt noch ein deutsches Theater hat in dem Sinne, wie Paris sein Théâtre françois besitzt: eine Künstlergesellschaft, welche ausschließlich sich damit beschäftiget, diejenigen Werke der dramatischen Dichtkunst, welche auf Classicität Anspruch machen, in das theatralische Leben zu rufen. Das Burgtheater in Wien ist davon nur ein Schatten. Die Censur hemmt dort den freien Aufflug der Poesie, und die Meisterstücke, womit der gebildete Theil der Nation gegen das Ausland prunkt, erscheinen oft verstümmelt. So steht es im Ganzen um die Praxis der Schauspielkunst in Deutschland. Ihrer Theorie mangelt ein vollständiges, geschriebenes System. Was Sonnenfels, Lessing, Göthe (in Wilhelm Meister), Engel, von Seckendorf, Iffland u. a. über diese Kunst geschrieben haben, hat großen Werth, ohne ein zusammenhängendes, umfassendes Ganzes zu seyn. Die Schauspielerstudien van Sievers sind unklar und verworren. Ein großes systematisches Werk, welches der jüngst verstorbene Koller ankündigte, ist, saviel der Verfasser dieses Artikels weiß, nicht zu Stande gekommen. Die Schriften von Mercier, Dorat, Riccobini, Hill (s. Theatralische Darstellung) gehören nicht der deutschen Literatur an, und handeln von der Schauspielkunst, wie sie bei andern Nationen sich gestaltete, und auszuüben ist. Mnr.

Schawl (Schaul), heißt eigentlich der feinste unter allen bis jetzt bekannten wollenen Zeugen, welcher im Orient verfertigt wird. Die Wolle dazu wird in Tibet von einer daselbst einheimischen Ziegenart gewonnen und heißt dort Touz. Sie ist sanfter und feiner als das beste Biberhaar. In Caschmir werden daraus Kopftücher gemacht, welche die Mogolen und Indier das Stück mit 100 Ducaten und drüber bezahlen. Auch zu uns kommen s. g. türkische zu Kir-

schlagetüchern bestimmte Schawls, welche das Stück 1000 und mehr Thaler kosten. In Europa heißen überhaupt alle große Umschlagetücher der Damen Schawls. Diese werden aus Seide, Wolle und Baumwolle von verschiedenen Farben und Größen verfertigt, am vollkommensten in Frankreich und England.

Schedoni, nach Andern Schidoni (Bartolommeo), ein ausgezeichneter ital. Maler, geb. zu Modena 1560. Er war ein Schüler der Caracci, aber ahmte den Styl der Correggio höchst gelungen nach. In Modena zeigt man viele seiner Werke, die bedeutendsten scheinen die im Zimmer des großen Raths von Modena. Auch die königl. Dresdner Gallerie besitzt ein schönes Bild von ihm: Maria mit dem Kinde, dem Joseph das Kreuz des heil. Johannes überreicht. Nachher begab er sich, aufgefodert von dem Herzog, an den Hof zu Parma, wo er mehreres für die Farnesische Gallerie malte, z. B. eine Grablegung. Seine Werke sind selten. Bekannt ist sein leidenschaftlicher Hang zum Spiel, der auch seine Lebenstage verkürzt haben soll. Er starb 1615 oder 1616 zu Parma.

Scheeren heißen die Seeklippen auf den Küsten von Schweden und Finnland, vorzüglich vor Stockholm, welche sich 16 bis 17 Meilen weit ins Meer erstrecken, und die Einfahrt in die Häfen unsicher machen. Daher die Scheerenflotte, die zur Deckung des Eingangs in die Scheeren dient, und aus Fahrzeugen besteht, die auch in dem seichten Wasser sicher fortkommen.

Scheibenschießen. Dieses geschieht entweder zur Uebung für das Militär, besonders für leichte Truppen, oder zum Vergnügen gewisser Gesellschaften, die sich Schützengesellschaften nennen. In frühern Zeiten bildeten sich diese Vereinigungen, und als man noch nicht eine so beträchtliche Zahl bestehender Truppen hielt, wurde ihnen die Vertheidigung gewisser Plätze mit übertragen. Jetzt werden die bürgerlichen Schützen nur selten zu kriegerischen Operationen benutzt, sondern ihr Zweck ist lediglich auf Vergnügen berechnet. Das Schießen nach der Scheibe geschieht gemeiniglich mit Büchsen oder gezogenen Gewehren, die, um das Rohr recht sicher in die Ziellinie zu richten, auf eine Unterlage gelegt werden. Der vorzüglichste Schuß ist derjenige, der den Mittelpunkt der Scheibe trifft, der folgende ist der Schuß ins Schwarze, dann folgen die Abstufungen nach immer größern Kreisen, bis zum Rande der Scheibe. Wer die Scheibe gar nicht trifft, wird unter die schlechten Schützen gezählt. In den meisten großen und kleinen Städten Deutschlands findet man besondre Häuser, Schützenhäuser, wo sich die Schützen versammeln, und ihre Angelegenheiten besorgen; in der Nähe dieser Häuser ist gemeiniglich der Schießplatz. P. S.

Scheidemünze heißt diejenige Gattung von Metallmünze, welche bestimmt ist, bei den im Binnenverkehr vorkommenden kleinern Ausgleichungen von Waaren und Diensten gebraucht zu werden; sie besteht gewöhnlich entweder aus bloßem Kupfer, oder aus einer Mischung von Kupfer und Silber, welches Billon genannt wird. Je gebildeter und reicher eine Nation ist, desto mehr kleinere Dienste werden bei ihr gegen Bezahlung verrichtet, desto mehr sonst unbedeutende Dinge erhalten einen Tauschwerth, desto mehr Scheidemünze ist daher erfoderlich, um Alles was begehrt wird, zu bezahlen. Mangel an Münze aus edlem Metall mag in einzelnen Fällen für die mit einander in Verkehr stehenden Bürger eben so empfindlich seyn als Mangel an Scheidemünze, aber im Allgemeinen sind

die nachtheiligen Folgen des letztern weit sichtbarer als die des ersteren. Der Tauschverkehr in Gegenständen des täglichen Bedarfs fällt zwar bei weitem nicht so sehr in's Auge, wie der Großhandel; die kleinern Gütermassen, welche hier im Verkehr begriffen sind, gehen beinahe unbemerkt von einer Hand in die andere, allein gerade die Lebhaftigkeit dieses Verkehrs im Kleinen ist die Grundlage eines jeden Verkehrs im Großen. Stockt daher aus Mangel an Scheidemünze der erstere Verkehr, so muß nothwendig auch der letztere stocken. Alle unsere Gewerbe müßten in Stillstand gerathen, verschwände durch einen Blitzstrahl unsere Scheidemünze und blieben auch alle unsere harten Thaler und Goldstücke zurück, denn nichts gäbe es, was den Uebergang der Erzeugnisse menschlicher Betriebsamkeit in den Kreis des Verbrauchs mehr hindern könnte als eine solche Erscheinung. Es ist aber nicht gleichgültig, in welchem Verhältnisse die Masse von Münze aus edelem Metall zu der Masse der Scheidemünze in einem Lande stehe, wenn der Zweck, nämlich die Ausgleichung der in den Tauschverkehr gebrachten Werthe, möglichst vollkommen erreicht werden soll. Als Merkmale, ob in dieser Hinsicht ein richtiges Verhältniß beobachtet worden, sind folgende Fälle zu betrachten: sobald größere Zahlungen mittelst Scheidemünze geleistet werden oder sobald die Metallmünze aus edlem Metall im Verkehr eine Aufmünze (Agio) gegen Scheidemünze tragen, ist verhältnißmäßig zu viel Scheidemünze im Umlaufe; sobald hingegen für Scheidemünze eine Aufmünze gezahlt wird, sobald schlechte Sorten und selbst falsche Scheidemünzen im Umlauf gesetzt werden, um nur der Verlegenheit bei kleinen Zahlungen abzuhelfen, ist zu wenig von dieser Münzgattung im Lande vorhanden. Der Metallwerth der Scheidemünze kann übrigens so unbedeutend seyn, daß er gar nicht einmal in Betracht kommt, und sie kann dennoch ihren Zweck, nämlich die Ausgleichung der kleinsten Vermögenstheile unter den Staatsbürgern, vollkommen erfüllen, denn während bei der Gold- und Silbermünze immer der Charakter einer Waare vorherrschend ist, so ist es bei der Scheidemünze immer der eines reinen Werthausgleichungsmittels. Damit aber die letztere stets das gelte, was ihr Gepräge verspricht, sind den Regierungen folgende Vorsichtsmaßregeln zu empfehlen: 1) Es muß diese Münze so künstlich ausgeprägt seyn, daß sie nicht leicht, wenigstens nicht ohne kostspielige Werkzeuge und Maschinen, nachgemacht werden kann; 2) sie darf nur auf die geringsten Beträge lauten, zur Ausgleichung größerer Werthe muß Münze aus edlem Metall gebraucht werden; 3) es darf keine größere Menge solcher Münze in Umlauf gebracht werden, als zum Bedürfniß im Innern des Landes erfoderlich ist. Damit aber dieses Bedürfniß erkannt und nicht überschritten werde, müssen 4) öffentliche Kassen vorhanden seyn, wo die Scheidemünze zu jeder Stunde und zwar nach ihrer vollen Geltung gegen Münze aus edlem Metall umgetauscht werden kann; 5) nur die auf inländischen Münzstätten verfertigten und mit dem Nationalgepräge versehenen Scheidemünzen dürfen Kurs haben, allen fremden muß der Eingang ins Land versagt seyn. — Werden diese Bedingungen mit Strenge und Gewissenhaftigkeit erfüllt, so sind vom Umlaufe der Scheidemünze durchaus keine nachtheilige, sondern vielmehr nur wohlthätige Folgen für den Nationalverkehr zu erwarten. KM.

Scheiden heißt in der Chemie, die Bestandtheile eines zusammengesetzten Körpers von einander trennen; die Chemie selbst wird von

dieser in ihr Gebiet gehörigen Operation Scheidekunst genannt. Vergl. d. Art. Auflösung und Chemie.

Scheidewasser ist Salpetersäure mit mehr (einfaches) oder weniger (doppeltes Scheidewasser) Wasser verdünnt. Es wird durch Schwefelsäure mittelst der Destillation in vorgeschlagenes Wasser aus dem Salpeter erhalten. Je reiner dieser ist, desto besser wird das Scheidewasser. Im reinen Zustande muß es Silber oder Blei ohne weißen Rückstand klar auflösen. Es dient als das vorzüglichste Auflösungsmittel der mehrsten Metalle, und färbt Haut und Seide dauerhaft gelb. Königswasser oder Goldscheidewasser, das Auflösungsmittel des Goldes und des Platins, wird aus Scheidewasser und $\frac{1}{3}$ Salzsäure bereitet, auch dient statt letzterer Kochsalz oder Salmiak. F.

Scheidung, s. Ehe.

Schein, in psychologischer Hinsicht, ist das Verhältniß der Gegenstände zu unserm Vorstellen, oder dasjenige an der Erscheinung (s. d. Art.), wodurch wir zum Irrthum verleitet werden. Jeder Irrthum gründet sich daher auf einen Schein, ist aber nicht selbst und an sich Irrthum (s. d. Art. Irrthum). Ein Schein findet Statt, wenn die Erscheinungen so beschaffen sind, daß einerlei Gegenstände verschiedene, oder verschiedene Gegenstände einerlei Vorstellungen erwecken, so daß dadurch der Urtheilende leicht verleitet wird, jene für verschieden, diese für einerlei (in Hinsicht auf Natur, Eigenschaften, Ursache, Wirkung) zu halten. Wer nach dem Scheine urtheilt, irrt, und hält einen Gegenstand für etwas, was er nicht ist (z. B. eine Bildsäule für eine lebendige Person), oder für das nicht, was er doch ist. In so fern aber der Schein immer auf einem subjectiven Grunde beruht, ist der Schein gleichsam der Schatten der Wahrheit, das auf der Oberfläche nachgeahmte Seyn; und je größer der Schein ist, desto größer ist auch die Scheinbarkeit, und desto verzeihlicher der Irrthum; je geringer der Schein, desto größer die Ungereimtheit des Irrenden. Um den Schein zu widerlegen, muß man die Ursachen desselben kennen und ihn aufdecken. Da der Schein ein subjectives Verhältniß ist, so liegen auch die Gründe desselben zunächst in unserer auffassenden und erkennenden Thätigkeit, so wie in dem ganzen Verhältnisse unserer geistigen Kräfte. Denn die Wahrnehmungsfähigkeit äußerer oder innerer Erscheinungen (innerer und äußerer Sinn) hat ihren bestimmten Wahrnehmungskreis und Wahrnehmungspunkt, und was den äußern Sinn insbesondere betrifft, so verursacht z. B. die besondere, zum Theil krankhafte Beschaffenheit unserer Sinnesorgane auf mannichfaltige Weise Schein. Hiernach gibt es einen optischen, akustischen rc. Schein. Wer also das subjective Verhalten unserer Sinnesorgane, z. B. des Gesichts (hier ist im eigentlichen Sinne von Schein die Rede), zu den Gegenständen für etwas Objectives, d. h. für eine reale Beschaffenheit der letztern, nimmt, der irrt durch Sinnenschein verleitet. Aber dabei wirkt größtentheils die Einbildungskraft mit, welche die mangelhafte Sinnenempfindung ausfüllt, das Gegebene vergrößert, und bei der Vergleichung der Gegenstände Einbildungen unterschiebt, die der Urtheilende leicht für Sinneswahrnehmungen hält. Ferner entsteht auch der Schein unmittelbar aus der Einbildungskraft (Schein der Einbildungskraft), wenn die Bilder derselben zu stark werden, so daß sie an Lebhaftigkeit den Sinnesanschauungen sich annähern, oder willkürliche Ideenassociationen statt Urtheile sich ein-

drängen; das Gedächtniß und die Erinnerungskraft erzeugt den Schein, indem wir manches vergessen, was wir dann als nicht vorhanden betrachten. Der Verstand bewirkt den Schein durch Mangel an Selbstthätigkeit, Mangel an Aufmerksamkeit auf die Denkgesetze (daher der logische oder dialectische Schein, der in der Nachahmung der Denkformen besteht), Armuth an Kenntnissen; so auch Verwechslung gewohnter Zeichen mit den Sachen, und endlich die Herrschaft der Gefühle und Neigungen über uns. So wirkt auch überhaupt Schwäche und Krankheit des Erkenntnißvermögens, und die verschiednen Lagen und individuellen Verhältnisse der Menschen. Der Vernunftschein im Gegensatz des empirischen, der durch die Erfahrung erkennbar ist, beruht auf der Neigung des Menschen, gewisse Vorstellungen des Uebersinnlichen für Erfahrungsgegenstände zu halten, oder die Gesetze der Wirklichkeit auf das Ideale auszudehnen. Der Schein verschwindet entweder, sobald er aufgedeckt wird, dann nennen wir ihn Blendwerk, bei den Sinnesgegenständen Betrug der Sinne (s. d. Art.) oder richtiger Sinnentrug — denn der Betrug deutet mehr auf böse Absicht — oder er bleibt, und wir überlassen uns ihm gern; dann wird er Illusion (s. d. Art.) genannt. Einen solchen bewirkt die Kunst. T.

Scheintod ist der Zustand eines Menschen, da alle Aeußerungen des Lebens, welche von andern Menschen bemerkt werden können, fehlen, und doch im Innersten des Körpers noch Leben vorhanden ist, oder mit andern Worten, wenn die äußern Erscheinungen des Lebens fehlen, die innern Bedingungen desselben aber noch Statt finden. In einem solchen Zustande kann also der Mensch völlig todt scheinen, und doch nach einer gewissen Zeit wieder zum Leben kommen. Die äußern Bewegungen, wodurch sich das Leben offenbart, die Muskelbewegungen, der Gebrauch der Sinne, die Gegenwirkung durch Sprache und willkürliche Bewegung, das Athmen, die Wärme des Körpers, die Röthe der Haut, das Schlagen des Herzens und der Arterien, alle diese Erscheinungen können fehlen; sind aber die innern Bedingungen des Lebens, unverletzte Organisation der zum Leben nothwendigen Theile des Körpers und normale Beschaffenheit der Flüssigkeiten desselben, noch nicht so weit angegriffen, daß sie des Lebens ganz unfähig sind, so ist wenigstens die Möglichkeit vorhanden, daß auch in die Theile, welche schon leblos erscheinen, das Leben wieder zurückkehren könne. So sehen wir an einzelnen Gliedern, z. B. den Fingern, der Hand, den Füßen, den Ohren, daß sie von Kälte gleichsam abgestorben erscheinen, daß sie gefühllos, erstarrt, ohne Wärme und ohne Bewegung sind, und doch, wenn ihre Organisation im Innersten noch nicht zerstört ist, durch die gehörigen Mittel wieder das volle Leben in ihnen zurückgerufen werden kann. Wir sehen ferner an der Ohnmacht, daß der Mensch einige Zeit ohne alle Aeußerungen des Lebens da liegen kann, obgleich niemand glaubt, daß kein Leben mehr in ihm sey, da dieser Zustand gemeiniglich nicht lange dauert, sondern alle Lebensäußerungen in kurzer Zeit sich von selbst wieder einstellen. Indessen kann auch der Zustand einer tiefen Ohnmacht so lange anhalten, daß der Mensch wirklich todt zu seyn scheint, und doch kann eben so gut das Leben noch in ihm verborgen stecken, als bei einer kürzer vorübergehenden Ohnmacht. Ein Mensch, welcher in Asphyxie liegt (s. d. Art.), hat sogleich von Anfang an ganz den Anschein eines Leblosen, allein obgleich Viele in diesem Zustand wirklich gestorben sind,

so wurden doch auch Manche gerettet und wieder in das Leben zurückgerufen, und gewiß kann man behaupten, daß alle Asphyctische im Anfang nur scheintodt sind. Gleiche Beispiele des Scheintodes liefern uns die Erfrornen, welche ohne alle Zeichen des Lebens da liegen, und von denen bei gehöriger Behandlung doch auch Mancher wieder zum Leben kommt. Daß aber nicht allein äußere Einflüsse, welche die Verrichtungen des Lebens einige Zeit hemmen, einen todähnlichen Zustand hervorbringen können, sondern auch der Scheintod durch innere Vorgänge selbst veranlaßt werden, und nicht allein die Aeußerungen, sondern alle Verrichtungen des Lebens im Organismus selbst einige Zeit aufgehoben werden können, davon haben wir gleichfalls mehrere Beispiele. Das innere Leben des Menschen mit allen davon herkommenden Aeußerungen beruht zunächst vorzüglich auf zwei Factoren, auf dem Blute, welches das Materiale zu allem organischen Ansatz im Körper hergibt, und auf dem Nerven, welcher das erregende, schaffende und ordnende Princip enthält. Eins von dem andern getrennt, kann kein lebender Organismus bestehen. Wird dem Nervenprincip das Materiale entzogen, so strömt es entweder auf andere Theile mit über, und erregt diese, oder zieht sich in sich selbst ruhend zurück. Daher entstehen nach übermäßigem Blutverlust oft Krämpfe und Convulsionen, oder Ohnmacht und Scheintod. Wird aber durch heftige Anstrengung des Nervengeistes, durch widrige directe Einwirkungen auf denselben von dem Gemüthe aus, das Nervenfluidum erschöpft, in seinen Verrichtungen zerrüttet, gestört, gebunden, die Einwirkung desselben verhindert, oder die Einheit desselben von seinem Centrum im Gehirn verrückt, und nach einem andern Centrum (dem großen Sonnengeflechte des Gangliensystems) versetzt, so erscheint die Partie des Körpers, welcher der Einfluß des Nervengeistes entzogen wird, als todte Masse, ohne Bewegung, ohne Leben. Daher können auch Krankheiten, besonders Nervenkrankheiten einen Zustand hervorbringen, in welchem der Mensch einem Todten ähnlich wird, obgleich noch im Innern Leben vorhanden ist. Auch hiervon hat uns vielfältige Erfahrung Beispiele genug geliefert. Wir wissen, daß Personen, welche z. B. an einem Fieber mit heftigen Nervenzufällen krank lagen, endlich in so große Schwäche und in Erstarrung verfielen, daß sie allgemein für todt gehalten, wohl gar in den Sarg gelegt wurden, und gegen alles Vermuthen sich wieder erholten. Hysterische Frauenspersonen verfallen nach heftigen Krämpfen und Convulsionen nicht selten in Ohnmachten, aus denen sie sehr schwer und erst nach langer Zeit wieder erwachen. Auch Catalepsie, Starrsucht, Starrkrampf, nimmt oft den Grad von Heftigkeit und Hartnäckigkeit an, daß solche Kranke von Unkundigen für todt könnten gehalten werden. Manche Personen, welche scheintodt sind, haben dabei ihr volles Bewußtseyn, manche gar nicht. Unter denjenigen, welche sich bewußt sind, haben auch Manche noch eine Wahrnehmung von der Außenwelt des Gehörs, welches unter allen Sinnen einzig und allein empfänglich bleibt. Bei andern Scheintodten ist das Nervensystem so zerrüttet, daß der Mittelpunkt der Wirksamkeit des Nervenäthers von dem Gehirn nach dem Gangliensystem versetzt ist, und die Seele zwar ihr Bewußtseyn noch hat, aber ihre Wirksamkeit nicht mehr im Gehirn, als dem eigentlichen Seelenorgan, sondern in einem der Geflechte des Gangliensystems hat, deswegen auch des willkürlichen Gebrauchs ihrer Bewegungsmuskeln und aller Wahrnehmung durch die Sinne beraubt ist. Dieser Zustand ist zwar noch nicht oft genug be-

obachtet und nicht genau genug erforscht worden, mag aber schon häufiger bei Nervenkranken eingetreten seyn, als man bis jetzt vermuthete. So erzählt Renard (in Mainz) (S. Journal der practischen Heilkunde von Hufeland u. Harles. 1816. II. St.) von einigen Cataleptischen, welche in todähnlichem Zustande lagen, so daß sie nicht die geringste Wahrnehmung der Umgebung mittelst der Sinne bekamen, das, was man ihnen sagte oder sogar laut zuschrie, nicht hörten, und nicht die Macht hatten, nur einen Finger zu bewegen. Alles dieses aber änderte sich, sobald der Arzt in unmittelbare Verbindung mit den Kranken kam, indem er ihre Hände anfaßte, oder die seinigen auf ihre Herzgrube legte. Das, was der Arzt alsdann, wenn auch leise, zu ihnen sagte, verstanden sie vollkommen, sie wußten bei noch krampfhaft verschlossenen Augen, wer in der Stube anwesend war, konnten aber nur diejenigen Bewegungen mit ihren Gliedern vornehmen, welche der Arzt ihnen befahl. Zugleich hatten sie ihr Bewußtseyn, und die Kenntniß ihres Zustandes, wußten auch, daß sie nicht in demselben bleiben würden. Hieraus läßt sich hinlänglich schließen, in welcher qualvollen Angst diejenigen Scheintodten liegen müssen, welche ihr volles Bewußtseyn, und ihr Gehör noch haben, ohne sich im geringsten bewegen, aber sonst nur irgend ein Zeichen ihres Lebens geben zu können. Wenn aber auch nicht alle Scheintodte das Bewußtseyn und das Gehör behalten, so bleibt doch bei allen die Möglichkeit, aus diesem Zustand wieder in das Leben mit Bewußtseyn zurückzukommen, und selbst im Grabe kann dies noch geschehen, da zumal das bei uns übliche Begraben der Leichen in Särgen es begünstigt. (S. d. Art. Beerdigung.) Die Möglichkeit des Scheintodes nimmt bis zur Wahrscheinlichkeit in dem Verhältnisse zu, in welchem sich die Fälle von denen, wo das Leben unmöglich ist, bis zu denen, wo der nur schnell eingetretene aber kurze Zeit dauernde Mangel an Material des Lebens oder vorübergehende Hemmung des darauf wirkenden Lebensgeistes, einen Anschein von Aufhören des Lebens bewirkte. Die Wahrscheinlichkeit des Scheintodtes ist daher bei allen Todesarten nicht in gleichem Grade vorhanden. Es wäre Uebertreibung, bei einem an unheilbarer Verletzung eines zum Leben nothwendigen Theils an Scheintod zu denken. Eben so wenig ist er bei Verstorbenen, welche an langwierigen Krankheiten, mit Zerstörung innerer Eingeweide verbunden, an Lungensucht, an Leberveriterung u. dergl. m. litten, zu erwarten. Dagegen wächst die Wahrscheinlichkeit, wenn die Person mit übrigens gesunden, oder doch durch langwieriges Leiden nicht zerstörten Eingeweiden, an bloßer Erschöpfung der Lebenskraft oder Blutverlust gestorben ist, und diese Wahrscheinlichkeit muß um so eher als Gewißheit respectirt werden, je schneller jene Ursache des scheinbaren Todes auf sonst gesunde, oder doch mit unverletzten Eingeweiden begabte Personen gewirkt haben, und noch mehr, wenn mehrere dergleichen Ursachen sich vereinten. Am meisten hat man deswegen Ursache bei Wöchnerinnen auf der Hut zu seyn, zumal wenn sie mit Krämpfen oder an Blutflüssen starben. Ein solcher Fall wird von Klein erzählt. (Journal der practischen Heilkunde von Hufeland rc. 1816. September.) Eine Wöchnerin hatte jedesmal bei der Entbindung heftige Convulsionen; nach der Geburt verfiel sie in einen Scheintod, welcher zwölf Stunden anhielt, wobei Wärme, Puls, Athemholen und Bewegung so ganz wegblieben, daß man sie das erste Mal für todt erklärte und schon Trauerbriefe geschrieben wurden. Auch bei dieser Person wurde der

Zustand dadurch qualvoll gemacht, daß sie alles hörte, was um sie vorging, ohne daß sie im geringsten fähig war, sich zu rühren. Auch anhaltender Kummer, verbunden mit Nerven erschütternden Auftritten, kann Schwäche und Ohnmacht erzeugen, welche letztere so tief, so hartnäckig und anhaltend werden kann, daß sie zum Scheintode wird. Einen solchen Fall, welcher in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich zutrug, erzählt Kluge in seiner Schrift über den animalischen Magnetismus. Auch bei neugebornen Kindern ereignet es sich nicht gar selten, daß sie scheintodt geboren werden. Personen, von welchen man vermuthet, daß sie nur scheintodt sind, dürfen durchaus nicht von einem bequemen und zweckmäßigen Lager weggebracht werden, bis man alle möglichen Versuche zu ihrer Wiederbelebung gemacht hat. Aber selbst alsdann, wenn diese vergeblich angewendet worden sind, darf man sie nicht in das Grab legen, bis man von der Unmöglichkeit, daß noch Leben in ihnen verborgen seyn könne, überzeugt, daß ein Sachverständiger darüber Gewißheit gegeben hat. Die Behandlung selbst muß sanft, gradweise und kräftig, aber nicht stürmisch und verwirrt unter einander geschehen, damit durch ein tumultuarisches Verfahren der schwach und verborgen glimmende Lebensfunke nicht vollends verlische. (S. d. Art. **Beerdigung**.) H.

Scheitelkreis, s. **Verticalkreis**.

Scheitelpunkt, s. **Zenith**.

Schelde (französisch Escaut), ein mittelmäßiger Fluß in den Niederlanden, welcher in dem französischen Departement Aisne, auf dem Berge St. Martin, aus einem kleinen See bei dem Flecken Beaurevoir entspringt, bei Fonde' schiffbar wird, und bei St. Antring in das Gebiet des Königreichs der Niederlande tritt. Bei Gent erhält die Schelde eine beträchtliche Erweiterung, theils durch zwei große Kanäle, wovon seiner die Verbindung zwischen Brügge und Gent, der andere zwischen Gent und Sas unterhält, theils durch die schiffbare Lys. Bei Dendermonde wird sie durch die Dender verstärkt, und bei Aupelmonde durch die Aupel, welche aus der Vereinigung der Dyle und großen und kleinen Nethe entsteht. Bei Antwerpen wird sie zu einem sehr beträchtlichen Strome. Die Fluth des Meeres dringt nämlich bis über die Stadt hinauf, verschafft bei derselben der Schelde eine Breite von 1600 Fuß, und zur Zeit der 15 Fuß hohen Fluth eine Tiefe von 45 Fuß. Da diese Breite und Tiefe noch weiter gegen das Meer hin zunimmt, so wird Antwerpen dadurch zu einem geräumigen und sichern Seehafen. Vier Meilen nördlich von dieser Stadt theilt sich der Fluß in die **Ost**= und **Westschelde**, und hat eine Breite von 1800 Fuß. Die letztere ist der Hauptfluß, hat den Namen **Hont**, fließt zwischen Nordflandern und den seeländischen Inseln, und verliert sich bei Vliessingen in die See. Die erstere windet sich durch die zeeländischen Inseln gleichfalls in das deutsche Meer. Beide Arme haben noch innerhalb des festen Landes Verbindung mit den Ausflüssen der Maas und des Rheins. Die vornehmsten an der Schelde gelegenen Städte sind: Cambray, Valenciennes, Conde', Tournay oder Doornik, Oudenarde, Gent, Dendermonde, Antwerpen und Vliessingen. Berühmt wurde die Schelde durch die 1784 und 1785 entstandenen Scheldestreitigkeiten, indem Oesterreich die Eröffnung und durchaus freie Schifffahrt auf der Schelde von den Generalstaaten der damals bestehenden Republik Holland verlangte. Da die Republik in diese Foderung nicht willigen wollte, und Oesterreich dezungeachtet zwei Brigantinen von Antwerpen aus ab-

schickte, um auf der Schelde in die See zu fahren: so wurden beide Schiffe von den Holländern durch Kanonenschüsse an der Fortsetzung ihrer Fahrt verhindert. Österreich sah dies als eine Kriegserklärung an, und ließ Truppen zusammenziehen. Durch die Vermittlung des Königs von Frankreich wurden jedoch diese Streitigkeiten beigelegt, und den 20sten September 1785 die Präliminarartikel zu Paris unterzeichnet, worauf den 8ten November desselben Jahres die Ratificirung erfolgte. Gegen einige kleine Abtretungen und Bezahlung einiger Geldsummen erhielten die Generalstaaten von Österreich, daß es sich die fernere Verschließung der Schelde gefallen ließ. (Vergl. Antwerpen.)

Scheller (Imman. Joh. Gerh.), Magister der Philosophie, Rector und Bibliothekar am königl. Gymnasio zu Brieg, war geboren am 22sten März 1735 zu Ihlow, einem Dorfe im sächsischen Churkreise, nicht weit von Dahme. Sein Vater, Johann Gerhard Scheller, Verfasser der Reisebeschreibung von Lappland und Bothnien, Jena 1713 (u. 1727) 8., war zuletzt Prediger in dem genannten Dorfe Ihlow, wo er 1740 starb. Der junge Scheller, der seinen Vater früh verlor, legte den ersten Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung auf der Schule zu Apolda, wohin sich seine Mutter begeben hatte. Im Herbste des Jahrs 1747 kam er auf das Lyceum zu Eisenberg im Altenburgischen, und nach einem fünftehalbjährigen Aufenthalt auf die Leipziger Thomasschule, wo er den gründlichen Unterricht des damaligen Rectors, Joh. Aug. Ernesti, und des Conrectors (nachmaligen Rectors und Professors) Fischer in der griechischen und lateinischen Sprache von 1752 bis 1757 genoß. Hierauf bezog er die Universität in Leipzig, wo er sich dem theologischen und hauptsächlich philologischen Studium mit großem Eifer widmete. Im Jahre 1761 erhielt er den Ruf als Rector nach Lübben in der Niederlausitz, wo er am 7ten August eingeführt wurde. Gegen Ende des Jahrs 1771 wurde ihm das Rectorat am Gymnasio zu Brieg angetragen, das er auch im folgenden Jahre antrat und 31 Jahr bis an seinen Tod verwaltete. Er starb daselbst in der Nacht vom 4ten auf den 5ten Julius 1803 in seinem 69sten Lebensjahre. Die Verdienste, welche sich Scheller um ein gründliches Studium der alten Sprache erworben hat, sind allgemein bekannt. Als Lehrer wußte er sich die Liebe und Achtung seiner Schüler zu erwerben, doch hatte sein Ton einigen Anstrich von Pedantismus. Als Rector und Vorsteher des Gymnasiums genügte er weniger, besonders in seinen letztern Jahren. Für die Gesellschaft war er nicht gebildet; seine Sitten verriethen eine große Unbefangenheit über alles, was der gesellschaftliche Umgang auch dem Gelehrten und Schulmann auferlegt. Äußere Anmuth war nicht sein Eigenthum geworden. Seinen eigentlichen Ruhm gründete er durch seine Wörterbücher, Sprachlehren und Anweisungen zum lateinischen Styl, die seinem Namen auch im Auslande eine große Celebrität verschaffen. Der Werth seines lateinisch-deutschen und deutsch-lateinischen Wörterbuchs, 7 Bände, und seines Handwörterbuchs, 3 Bände, ist allgemein anerkannt. Letzteres, dessen neueste Ausgabe der gelehrte Lünemann besorgt hat, ist zum Schulgebrauch von allen, die wir besitzen, bei weitem das empfehlenswertheste. Seine übrigen zahlreichen Schriften hat Meusel im gelehrten Deutschland der Zeitfolge nach verzeichnet.

Schelling (Fr. Wilh. Joseph). Schellingsche Philosophie. Von dieses berühmten Philosophen äußerm Leben ist uns

nichts weiter bekannt geworden, als daß er 1775 zu Leonberg im Würtembergischen geboren ist, in Leipzig und Jena studirt hat, Fichte's Schüler gewesen und diesem als Lehrer der Philosophie in Jena mit großem Beifall nachgefolgt ist, jetzt aber seit mehrern Jahren mit der Stelle eines Secretärs der königl. Akademie der bildenden Künste in München lebt und von dem König von Bayern geadelt worden ist. Wichtiger als alle Notizen dieser Art ist die originelle philosophische Ansicht, welche sich aus dem tiefsinnigen Geiste dieses genialen Mannes entwickelt hat. Die Einseitigkeit des Fichtischen Idealismus, welcher das Objective aus dem Subjectiven (dem Ich) herleitete, veranlaßte ihn, nachdem er die Kantische Kritik und Wissenschaftslehre mit philosophischem Ernst und Eifer aufgefaßt und bearbeitet hatte (seine erste Schrift ist über die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt, Tüb. 1795), derselben eine Naturphilosophie entgegenzustellen, in welcher er „das Ideelle aus dem Reellen zu erklären" versuchte. Hieher gehören seine Ideen zu einer Philosophie der Natur, Tüb. 1795, später in der 3. Aufl.; von der Weltseele, eine Hypothese der höhern Physik zur Erläuterung des allgemeinen Organismus, Hamb. 1798; Erster Entwurf der Naturphilosophie, Jena 1799. Dieser setzte er seinen transscendenten Idealismus zur Seite, welcher die Aufgabe haben sollte, „das Reelle dem Ideellen unterzuordnen." (Hieher gehört sein System des transscendentalen Idealismus, Tüb. 1800, 8.) „Beide Wissenschaften aber sind ihm eine, nur durch die entgegengesetzten Richtungen ihrer Aufgaben sich unterscheidende Wissenschaft, und beiden kommt im Systeme des Wissens gleiche Nothwendigkeit zu." Es leuchtet daraus ein, daß es falsch ist, Schellings ganze Philosophie Naturphilosophie zu nennen; und es ist dies nur daraus zu erklären, daß Schelling diese Seite seines Systems zuerst bearbeitet und am meisten ausgebildet hat. Ihren höhern Vereinigunspunkt sollten beide dadurch finden, daß das Ideale und Reale als in der Idee des Absoluten eins (identisch) sey — daher die Schellingsche Philosophie mit größerm Recht den Namen Identitätssystem oder Philosophie des Absoluten empfing, indem sie von dieser Idee ausgeht. Schwer ist es, sagt selbst einer der vorzüglichsten Schüler und Kenner dieser Philosophie (in den Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Philosophie in Deutschland überhaupt und über die Schellingsche Philosophie insbesondere, Nürnberg 1813), von der Philosophie Schellings einen erschöpfenden Begriff aufzustellen; denn sie ist noch kein völlig entwickeltes, und zur äußern (systematischen) Einheit verbundnes Ganzes, und die über dieselbe herrschenden Meinungen durchkreuzen sich so sehr, daß man es vielen Menschen nicht verdenken kann, wenn sie dieselbe mißverstehen und unrichtig deuten. — Wir versuchen daher im Folgenden nur den Begriff der Philosophie, welchen Schelling aufstellt, und die Hauptlehren seiner philosophischen Ansicht herauszuheben, indem wir uns so viel als möglich seiner eignen Worte bedienen. „Die erste Idee der Philosophie, wenn diese mehr als ein bedingtes Wissen enthalten soll, beruht auf der stillschweigenden Voraussetzung einer möglichen Indifferenz des absoluten Wissens mit dem Absoluten selbst; mithin darauf, daß das absolut Ideale auch das absolut Reale sey. Das absolut Ideale ist das absolute Wissen, und dieses ein solches, worin das Subjective und Objective nicht als Entgegengesetzte vereinigt, sondern worin das

ganze Subjective auch das ganze Objective und umgekehrt ist. Das Absolute ist eine Identität, sich selbst Stoff und Form, Subject und Object, das gleiche Wesen des Subjectiven und Objectiven, ein Produciren, in welchem es auf ewige Weise sich selbst in seiner Ganzheit als Idee, als lautere Indentität, zum Realen, zur Form wird, und hinwiederum auf gleiche Weise sich selbst als Form (in so fern als Object) in das Wesen oder das Subject auflös't," oder mit andern Worten, „ein Produciren, in welchem es seine Subjectivität und Unendlichkeit ganz in die Objectivität und Endlichkeit bis zur wesentlichen Einheit der letztern mit den erstern gebiert, und sich selbst in seine Objectivität oder Form wieder ungetheilt in das Wesen verwandelt (dieses die Subjectobjectivirung). Im Absoluten selbst sind diese beiden Einheiten (Form und Wesen) nicht verschieden; es ist in seiner Absolutheit und dem ewigen Handeln oder Produciren schlechthin Eines und dennoch in dieser Einheit unmittelbar eine Allheit, der drei Einheiten nämlich, derjenigen, in welcher das Wesen absolut in die Form, derjenigen, in welcher die Form absolut in das Wesen gestellt wird, und derjenigen, worin diese beiden wieder eine Absolutheit sind (Triplicität in der Identität). Die Einheiten sind zugleich die Ideen oder Dinge an sich. Die erste ist die Natur, die andere die ideale Welt, und die dritte wird als solche da unterschieden, wo in jenen beiden die besondere Einheit einer jeden, indem sie für sich absolut wird, sich zugleich in die andere auflös't und verwandelt. Weil aber Natur und ideelle Welt jede einen Punkt der Absolutheit haben, wo die beiden entgegengesetzten zusammenfließen; so muß auch jede in sich wieder die drei Einheiten unterscheidbar enthalten, die in dieser Unterscheidbarkeit und Unterordnung unter eine Einheit Potenzen genannt werden, so daß dieser allgemeine Typus der Erscheinung sich nothwendig auch im Besondern und als derselbe in der realen und idealen Welt wiederholt. Die Philosophie ist Wissenschaft des Absoluten; aber so wie das Absolute in seinem ewigen Handeln nothwendig zwei Seiten, eine reale und eine ideale, als Eins begreift, so hat die Philosophie, von Seiten der Form angesehen, sich ebenfalls in zwei Seiten zu theilen, obgleich ihr Wesen eben darin besteht, beide Seiten als Eins in dem absoluten Erkenntnißact zu sehen — und so ist alle Philosophie Idealismus, aber absoluter Idealismus, welcher den relativen Idealismus, wie den Realismus unter sich begreift." — Dies Schellings Begriff von der Philosophie (vergl. Einleitung zu den Ideen zu einer Philosophie der Natur, N. A.; auch entwickelt in seinen Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums, Tübingen 1803, 8. 2. Aufl. 1814) und die damit verbundenen philosophischen Grundbegriffe. Der Verf. dieses Artikels will dieser Ansicht eine andere, vielleicht deutlichere Darstellung dieses Begriffs der Philosophie und ihrer Hauptlehren beifügen. Das wahre und eigentliche Wissen, welches die Philosophie immer hervorzubringen gesucht hat, ist ein in sich selbst begründetes, allumfassendes, sich lebendig (organisch) entwickelndes, und seinem Gegenstande vollkommen entsprechendes — denn die Wahrheit kann nur in der vollkommnen Übereinstimmung des Wissens mit dem Gewußten bestehen. Indem nun alles Philosophiren von der Voraussetzung ausgehen muß, daß der erkennende Geist wahrer Erkenntnisse fähig sey, so folgt auch, daß das Wissen dem Gewußten, das Subjective dem Objectiven nicht wesentlich entgegengesetzt seyn könne, und es dar-

um möglich sey, das wahre Seyn der Dinge zu erkennen. Schellings Grundbehauptung ist nun, daß das Wesen des Denkenden und Seyenden, der Seele und des Leibes, Ein und dasselbe sey (absolute Identität), diese mithin nur Formen eines und desselben Wesens seyen, und so hob er die Gegensätze zwischen Seyn und Wissen, Leib und Seele in Hinsicht des Wesentlichen auf, ohne jedoch die Verschiedenheit der Dinge überhaupt aufzuheben. Vermöge dieser wesentlichen Einheit des Wissens und Seyns (Identität, oft auch Indifferenz genannt), und weil der Geist seiner Substanz nach den Dingen gleichartig ist, ist der letztere fähig, die Dinge, wie sie in der Wahrheit oder dem Wesen nach sind, im Erkennen abzubilden. Eine solche Erkenntniß ist keine bloße Reflexion, die auf das Gegebene beschränkt ist, sondern speculative Erkenntniß der Vernunft, welche, indem sie sich durch intellectuelle (reingeistige und productive) Anschauung über die Erscheinungen bis zum identischen Ursprunge derselben oder zur Idee des Absoluten erhebt, in den Ideen das Wesen der Dinge ergreift. Diese (Ideen) bringen wir zum Bewußtseyn mit Hülfe der Sinne durch Reflexion. Die Kunst der Reflexion, die Ideen zu entfalten, ist die Dialectik. Dazu gehört, daß man das identische Princip in seiner gesetzlichen Entwicklung (Dreiheit in der Einheit) verfolge und jede Erkenntniß sowohl im Verhältniß zur Grundidee des Wahren, als zu den verwandten Erkenntnissen bestimme. Dies ist die Methode der Construction. „Sich der dem Geiste inwohnenden Gesetzmäßigkeit bewußt werden, und ihr gemäß das besondere Wissen entsprechend der Existenz der Dinge gestalten, macht die Methode der Philosophie aus, ohne welche kein Schritt in dieser Wissenschaft mit Sicherheit gethan werden kann." Mittelst ihrer entsteht die philosophische Wissenschaft, und die Philosophie ist sonach eine Wissenschaft des Seyenden durch die Ideen (Wissenschaft der Ideen), d. i. eine Wissenschaft von Gott, seinem Verhältnisse zur Welt, der Natur und dem Menschen. Und so erhellt zugleich, wie die Schellingsche Ansicht von der Kantischen nicht nur in Hinsicht der Erkenntnißart, welche sie voraussetzt, sondern auch der Gegenstände, von denen sie ein wahres Wissen für möglich hält, verschieden, ja dieser sogar entgegengesetzt ist. Ihrem Wesen nach will sie ein treues Bild von dem Gewußten geben, und umfaßt daher die „Natur-, Menschen- und Geisterwelt;" in Hinsicht ihrer Darstellung will sie aus eben diesem Grunde den reellen Bildungsgang in der Natur, vermöge dessen Alles in zusammenhängender Stufenfolge von dem Unentfalteten zum Entfalteten und Vollkommneren fortschreitet, nachahmen, von den untersten Stufen des Seyns beginnen und zu den höhern Entwickelungen desselben fortschreiten. Durch letzteres entstehen die sogenannten Potenzen, welche bei dieser Construction angenommen werden. Die Grunddogmen der Schellingschen Lehre lassen sich nun auf folgende zurückführen: Das Absolute, Gott ist das Seyn und Wissen in der Einheit ohne Gegensatz (absolute Idealität), aus welcher alles durch den Gegensatz hervorgegangen, und in welche alles durch seine Wiedervereinigung zurückkehrt. Hierin liegt: 1. das Absolute, Gott, ist das eine und ewige Wesen aller Dinge. Alles wahre Seyn ist mithin göttlich und lebendig (mithin auch die Natur); kein Seyn, das nicht göttlich wäre, oder an

dem göttlichen Seyn Antheil nähme. Die Dinge sind daher nicht nach ihrem wahren Wesen, sondern nur quantitativ verschieden, womit die Substanzialität und specifische Verschiedenheit der Dinge nicht aufgehoben wird. 2. Das Absolute hat sich in der ewigen Erzeugung der Dinge auf unendliche Weise selbst geoffenbart in Raum und Zeit. Das Absolute ist die Ursache alles Seyenden. Seine Offenbarung aber ist eine lebendige Entwickelung unendlicher selbstständiger Dinge durch wirkende Gegensätze (daher auch Selbstentzweiung genannt). Diese Gegensätze sind im Allgemeinen das Reale und Ideale. 3. Diese Gegensätze streben sich auf verschiedenen Stufen (wo sie verschiedene Benennung erhalten) mit verschiedenem Übergewicht des Idealen oder Realen (Polarität) zu vereinigen; und die Dinge sind um so vollkommener, je mehr die Gegensätze in ihnen vereinigt, und sie dadurch Abbilder des Absoluten sind. Ihre völlige Vereinigung (absolute Indifferenz) findet Statt in dem universellen Organismus (Universum), und diese Wiedervereinigung ist die vollendete Selbstoffenbarung Gottes. Der Mensch ist ein Abbild des Universums (Microcosmus), in so fern er die Gegensätze des Reellen und Ideellen auf seine Weise wiedervereinigt. — Tiefer in das Einzelne einzugehen, ist hier unmöglich; einiges aber noch unten. Hier bemerken wir nur, daß Schelling die Philosophie nicht in abgesonderten Disciplinen bearbeitete, und sich nach den deshalb herkömmlichen Abtheilungen richtete, sondern mehr um die Sache selbst bemüht und auf die Untersuchung der höchsten Probleme der Philosophie gerichtet, als um die Anordnung des Gefundenen bekümmert war. Natürlich, daß dieses denjenigen anstößig seyn mußte, welche in den gewohnten Eingränzungen und in den ängstlichen Verzäunungen gegebener Erkenntnisse und herrschender Ansichten das Wesen der Wissenschaft setzen. Die erste allgemeine Darstellung seines Systems, welche Schelling, nach seiner eignen Erklärung in der Zeitschrift für speculative Physik (2 Bände, Jena 1800 und 1801) gegeben hat, ist „wegen äußerer Umstände" nicht fortgesetzt worden. Er hat sich seitdem mehr auf naturphilosophische Untersuchungen beschränkt, und nur einzelne Hauptpunkte aus dem Gebiete der Philosophie theils dialogisch (wie im Bruno oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge, Berlin 1802, auch wieder aufgelegt), theils in einer dieser Darstellungsweise verwandten, und weniger systematischen Form, in der kleinen Schrift Philosophie und Religion, Tüb. 1804, 8., und in seiner Abhandlung: philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit, und die damit zusammenhängenden Gegenstände, im ersten und bis jetzt einzigen Bande seiner gesammelten philosophischen Schriften, Landshut 1809, (worin auch seine schätzbaren frühern Abhandlungen vom Ich, als Princip der Philosophie, oder über das Unbedingte im menschlichen Wissen, ehemals Tüb. 1795, 8. gedruckt; ferner die philosophischen Briefe über Dogmatismus, und Kriticismus, ehemals im Niethammerschen phil. Journal, Jena 1796; die Abhandlungen zur Erläuterung des Idealismus der Wissenschaftslehre, ebenfalls daselbst; und die 1807 zum Namensfeste des Königs von Bayern gehaltne meisterhafte Rede über das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur enthalten sind) schriftlich behandelt. Jacobi's Behauptungen über die neueren Philosophien in der Schrift von den göttlichen Dingen bewogen Schelling zu einer Schrift (Schellings Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen des

Hrn. F. H. Jacobi und der ihm in derselben gemachten Beschuldigung eines absichtlich täuschenden, Lüge redenden Atheismus, Tüb. 1812, 8.), deren polemischer Theil auch von Freunden Schellings nicht ganz gebilligt worden ist. In seiner allgemeinen Zeitschrift von und für Deutsche (von welcher nur drei Hefte erschienen sind, Nürnberg 1813, 8.) befindet sich Schellings Antwort auf ein Schreiben Eschenmayers über die vorhin genannte Abhandlung über die Freiheit, welche diesen Gegenstand noch etwas genauer beleuchtet. — In einer früheren Schrift gab er eine Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zu der verbesserten Fichtischen Lehre (Tüb. 1806, 8.). Dies sind seine philosophischen Schriften. Schellings originelle Ansicht, die sich unter dem vorzüglichen Einflusse des Plato und Spinoza entwickelt hat, liegt, wie er selbst erklärt hat, noch nicht vollkommen als fertiges, beschlossenes System vor den Augen des Publicums; „er hat nur einzelne Seiten eines solchen und auch diese oft nur in einer einzelnen (z. B. polemischen) Beziehung gezeigt, somit seine Schriften selbst für Bruchstücke eines Ganzen erklärt, deren Zusammenhang einzusehen eine feinere Bemerkungsgabe, als sich bei zudringlichen Nachfolgern, und ein besserer Wille, als sich bei Gegnern zu finden pflegt, erfodert würde." Auch sind seine, die höchsten Gegenstände alles Wissens umfassende tiefsinnige Untersuchungen mehr im Großen und Ganzen, als im Einzelnen ausgearbeitet und in verschiednen Darstellungsformen aufgestellt worden, so daß es leicht und natürlich zu erklären ist, warum Schelling so viele Tadler und Gegner fand. Zu den letztern gehörte besonders Fr. Köppen (Jacobi's Schüler), Weiller, Fries und Eschenmayer (Übergang der Philosophie zur Nichtphilosophie, 1804), welcher Schelling vorwarf, aus seinem System sey die Seele, der Glaube und die Tugend ausgeschlossen. Diesem antwortete Schelling in der Schrift: Philosophie und Religion, in welcher er diese Gegenstände im Sinne seines absoluten Idealismus berührt, und die Abkunft der endlichen Dinge aus dem Absoluten mit Platon durch Abfall oder Entfernung der Ideen von dem Absoluten erklärt, woraus dann durch Wiedererhebung, freie Wiedervereinigung die Sittlichkeit entspringe. Dem letztern Gegner trat auch Jacob Wagner, früher Anhänger der Schellingschen Philosophie, bei, und tadelte dessen Ansicht 1. als reinen Idealismus oder leere Speculation, die sich die Absolutheit anmaße, 2. das Verhältniß des Absoluten zum Wirklichen nicht zu lösen vermöge und 3. des Princips der Religion und Sittlichkeit ermangle. Der erste Vorwurf ist mit dem Einwurfe der kritischen Schule nicht zu verwechseln, es widerstreite dem Begriffe der philosophischen Methode, das an die Spitze der philosophischen Untersuchung zu stellen, was erst das Resultat derselben seyn könne (das Absolute), wogegen Schellings Anhänger rühmen, daß Schelling die Philosophie wieder auf die Idee Gottes gegründet, welche axiomatischer Natur sey, und dadurch auch der in der Kantischen Lehre eine höchst untergeordnete Stelle behauptenden Religionswissenschaft ihren gebührenden Rang zurückgegeben habe, und hinzufügen, das Absolute sey als solches keiner eigentlichen Deduction oder Demonstration fähig rc. Was aber Wagners ersten Vorwurf betrifft, so hat man ihm, so viel wir wissen, nirgends geantwortet. Der zweite, betreffend das Dogma vom Abfall, trifft entweder einen Machtspruch, oder beruht auf der Unbestimmtheit der Darstellung Schellings in jener

Lehre; es ist aber zugleich ein Vorwurf, der, wenn von Erklärung der Art und Weise, wie die wirklichen Dinge aus dem Ewigen entstanden sind, die Rede ist, alle Philosophie trifft, die nicht den Gegensatz als das Ursprüngliche setzt (Dualismus), oder die Probleme des Philosophirens auf die Gesetze des menschlichen Geistes, ebenfalls durch einen nur mehr oder minder versteckten Machtspruch, beschränkt. Der letzte Vorwurf endlich, und daß namentlich Schellings Lehre pantheistisch oder atheistisch sey, ist seitdem öfters vorgebracht worden, aber vielleicht mit dem wenigsten Grunde, da Schelling den ethischen Theil der Philosophie bisher nur weniger berührt hatte. Auch hat er sich gegen diesen Vorwurf in der Abhandlung über die Freiheit und in dem Denkmal ꝛc. bei denjenigen hinlänglich gerechtfertigt, die nicht blos ängstliche Buchstabenkritiker sind. Am merkwürdigsten ist seine, in der Abhandlung über die Freiheit aufgestellte Gotteslehre, nach welcher Gott sich aus einem, von ihm verschiedenen und doch in ihm liegenden Grunde der Existenz entfaltet, wobei aber Schelling nicht von Gott schlechthin, den er auch späterhin ein intelligentes, allervollkommenstes und persönliches Wesen nannte, sondern dem durch die Welt sich offenbarenden, und seine Vollkommenheit kund gebenden Gotte sprach. Ferner hatte man gegen Schilling behauptet, der Mensch, als Offenbarung oder Modification Gottes, könne unmöglich einen freien Willen haben, mithin auch nicht sittlich seyn, wogegen er erwiedert, die Gottheit kann nur sich offenbar werden in dem, was ihr ähnlich ist, in freien, aus sich selbst handelnden Wesen ꝛc. Zu weit würde es uns führen, und hier nicht am Orte seyn, aus einander zu setzen, wie Schelling die Entstehung des Bösen und das Verhältniß der Freiheit zur Nothwendigkeit, aus seiner Gottes- und Freiheitslehre entwickelt. Ein anderer Vorwurf, den man Schelling machte, ist: er hebe die Verschiedenheit der Dinge auf und identificire sie mit Gott; alles, selbst Gott, sey ihm Natur; worauf zum Theil schon oben geantwortet, theils hier noch hinzuzufügen ist, daß Schelling unter Natur nicht die wirklichen Erscheinungen im gewöhnlichen Sinne, sondern dasjenige Princip in Gott versteht, woraus die ganze Welt, Geisterwelt und Natur im engern Sinne, ihren Ursprung hat. Aber hier ist zugleich zu bemerken, daß Schelling oft willkührlich seinen eignen Sprachgebrauch wählt, ohne eine Erklärung beizufügen, und dadurch selbst eine Menge Mißverständnisse und Irrthümer bei seinen Schülern und Gegnern erzeugt, die den gewöhnlichen voraussetzen müssen. Vorzüglich aber wirft man seiner Philosophie Mysticismus und poetische Schwärmerei vor. Wer jedoch weiß, wie sehr es noch unter denen, die von Mysticismus sprechen, an einem klaren Begriffe des Mysticismus fehlt, und bedenkt, wie sogar Schelling da, wo Andere nur von Ahnung reden, ein bestimmtes Wissen für möglich hält und ein wissenschaftliches Verfahren verlangt, der wird auch wissen, wie wenig dieser Vorwurf zu bedeuten hat. Er kommt zurück auf den Vorwurf der relativen Unverständlichkeit, die bei einer originellen, umfassenden und im Einzelnen nicht immer consequent, ja oft sehr dunkel ausgesprochnen Ansicht unvermeidlich ist. Die poetische Schwärmerei trifft wohl mehr diejenigen Schüler Schellings, welche, ohne seine reichen, besonders naturwissenschaftlichen Kenntnisse, und ohne den Geist seiner Methode zu besitzen, die eben so der philosophischen als der poetischen Darstellung fähigen Ansichten desselben in ein loses

Spiel des Witzes und der Phantasie verwandelten, als den Lehrer, der die herabgesetzte und aus dem Gebiete der Philosophie verwiesene Phantasie zwar wieder in ihre Rechte einsetzte und sich des poetischen Bildes zur Erläuterung hier und da mit Recht bediente, aber sich von dem „haltungslosen poetischen Taumel" vieler seiner Anhänger selbst losgesagt hat. (Vergl. die Vorrede zu seinen philosophischen Schriften.) Dagegen kann behauptet werden, daß seit ihrem Erscheinen der Geist dieser Lehre tiefer, als man glaubt, in die Wissenschaft und selbst ins Leben eingedrungen sey, um so mehr, da die Principien derselben in alle Wissenschaften eingreifen, und die Schellingsche Philosophie keine leblose abstracte, blos für die Studirstube bestimmte, für das wirkliche Leben unbrauchbare, sondern eine Welt- und Lebensansicht ist, welche die echte Erfahrung mit dem Vernunftwissen in Verbindung bringen will, mithin umfassender und lebendiger ist als viele andere philosophische Systeme der Neuern; weshalb selbst Fichte in seiner letzten Zeit seiner Wissenschaftslehre aus dieser Ansicht manches zuzusetzen anfing. Auch sind aus Schellings Schule eine Menge der bedeutendsten und geistreichsten Männer hervorgegangen, welche die Schellingsche Philosophie nicht blos erläutert, sondern zum Theil auch auf andere Wissenschaften angewendet und ihr im Leben Einfluß verschafft haben. Hieher gehören G. M. Klein (Beiträge zum Studium der Philosophie, als Wissenschaft des All, nebst einer vollständigen und faßlichen Darstellung ihrer Hauptmomente, Würzb. 1805. Versuch, die Ethik als Wissenschaft zu begründen rc. Rudolst. 1811. — Man nennt ihn auch als Verfasser der oben angeführten Schrift: Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand rc., welche zugleich als eine Art von Apologie der Schellingschen Philosophie angesehen werden kann); als Bearbeiter der eigentlichen Naturphilosophie Steffens, Troxler, Oken, Kielmeyer, Windischmann, Schelver, Baader, Kieser, C. E. Schelling, Schubert, Fr. von Walter, Weber; in andern Fächern Ast, Thanner, Creuzer, Solger, Görres, Daub, Zimmer, Krause, Kanne, Hegel, welcher nachher einen eignen Weg gegangen ist. Vorzüglich aber hat Schellings Lehre zu einer tiefen, eifrigen und geistreichen Forschung der Natur, vermöge deren man dieselbe mehr als organisches und lebendiges Ganzes betrachtet und den innern Zusammenhang ihrer Erscheinungen erforscht hat, so wie zu vielen Entdeckungen in der Physiologie und Medicin mächtig beigetragen. Als philosophische Ansicht schließt sie keins der Probleme aus, welche von jeher die Philosophie aufzulösen versucht hat und verbindet die philosophischen Wissenschaften aufs innigste. Doch ist ihr schwächerer, oder bis jetzt am wenigsten ausgebildeter Theil der der ethischen Philosophie, der stärkste die Naturphilosophie; und es wäre daher auch in dieser Hinsicht zu wünschen, daß Schelling sein längst versprochenes Werk, das seine Lehre im Zusammenhang enthalten soll, bald mittheilen möchte, so wie eine erschöpfende Prüfung seines Systems von einem ihm congenialen Philosophen ebenfalls noch zu wünschen steht. Die Hoffnung zu dem erstern hat Schelling denen, die an einer so wichtigen Sache Interesse nehmen, vor der Hand dadurch benommen, daß er sich gegenwärtig mit mythologischen Untersuchungen beschäftigt, welche sich seiner Ansicht anschließen sollen, wovon er neulich eine Probe in der Schrift: Über die Gottheiten von Samothrace (Tüb. 1816) aufgestellt hat.

Schenkung (donatio) nennt man im Allgemeinen jede Handlung, wodurch Jemand einem Andern freiwillig und unentgeldlich etwas, sey es ein Recht oder eine Sache, eigenthümlich überträgt. Im engern Sinne wird blos die unentgeldliche Übertragung des Eigenthums einer Sache an einen Andern Schenkung genannt. Im weitern Sinne heißt aber auch der Vertrag, durch welchen Jemand einem Andern ein erworbenes Recht unentgeldlich überläßt, eine Schenkung. Die Schenkungen unter den Lebendigen (donationes inter vivos) erhalten, sobald die Annahme des Geschenknehmers (donatarius), welche im Zweifelsfall vermuthet wird, erfolgt ist, ihre Gültigkeit, und der Geschenknehmer (Beschenkte) hat das Recht, wenn der Zeitpunkt der Übergabe des Geschenks da ist, dieselbe gerichtlich zu verlangen. Alle Schenkungen unter den Lebendigen aber, die über 500 Solidos (tausend Speciesthaler) betragen, erfodern eine gerichtliche Untersuchung und Bestätigung, sonst werden sie, falls das geschenkte Object nicht schon übergeben ist, auf Verlangen des Schenkers (donator), seiner Erben oder Gläubiger, bis auf jene Summe beschränkt. Ausgenommen hievon sind Schenkungen des Landesherrn und seiner Gemahlin, der Militärchefs an ihre Untergebenen, und solche Schenkungen, die zur Errichtung einer frommen Stiftung, oder zur Auslösung von Gefangenen gemacht sind. Außerdem werden hieher alle remuneratorischen Schenkungen, die blos zur Belohnung der Verdienste des Geschenknehmers um den Schenker, alle diejenigen, welche die Erleichterung der Lasten des Ehe- und Wittwenstandes zum Zweck haben, und endlich auch die Schenkungen gerechnet, welche dem Herkommen nach gemacht werden müssen; alle diese, welche man juristisch auch qualificirte Schenkungen nennt, bedürfen der richterlichen Untersuchung und Bestätigung nicht. Einfache Schenkungen (donationes simplices), im Gegensatze der qualificirten, welche in der Absicht, die Notherben in ihrem Pflichttheil zu verletzen, gemacht sind, können binnen 5 Jahren, nachdem diese die pflichtwidrige Schenkung erfahren haben, mit der Beschwerde wegen pflichtwidriger Schenkung gerichtlich angefochten werden. Jene Absicht muß aber bewiesen werden. Nach der Größe des Vermögens zur Zeit der gemachten Schenkung wird, im Fall solcher Beschwerde, der Pflichttheil gerechnet. Schenkungen unter Eheleuten sind bis an den Tod des Schenkers widerruflich, durch den Tod des letztern aber werden sie bestätigt. Aber solche Schenkungen, welche Eheleute sich einander zum Beweise ihrer Liebe machen, sind gleichgültig; doch darf das Geschenkte nicht in Grundstücken oder Geld bestehen. Auch erkennt der Gerichtsgebrauch alle Schenkungen unter Ehegatten für gültig, wenn sie mit einem Eide bestätigt sind, und dies nicht in der bösen Absicht, einen dritten zu benachtheiligen, geschehen ist. Schenkungen von Todes wegen (donationes mortis causa) sind solche, die nach der Absicht des Schenkers erst durch seinen Tod unwiderruflich werden, und wobei die Sache, oder das Recht, erst nach seinem Tode übertragen werden sollen. Zu solchen Schenkungen wird in Rücksicht des Schenkers verlangt, daß er alle zur gültigen Testamentserrichtung erfoderlichen Eigenschaften besitzt, daß der Geschenknehmer den Schenker überlebt, daß die Schenkung vor fünf Zeugen gemacht wird, und endlich auch die Annahme des Geschenknehmers. Sie ist widerruflich bis zum Tode des Schenkers, wofern dieser sich nicht verpflichtet hat, sie nicht zu widerrufen. Sie behält ihre Gültigkeit, wenn auch der im Testament eingesetzte

Erbe die Erbschaft nicht antritt, und also das Testament, welches die Erbeinsetzung enthält, zu Grunde geht. Nur dann, wenn der von Todes wegen Schenkende stirbt, braucht der auf diese Weise Beschenkte fähig zu seyn, gültig zu einem Erben eingesetzt zu werden. Der Geschenknehmer von Todes wegen hat übrigens alle die Klagen, welche den Legatarien, oder den mit Vermächtnissen bedachten Personen zukommen. N. P.

Scherbengericht, s. Ostracismus.

Scherif (arab. edel, heilig), bedeutet bei den Türken einen Mann von hoher Würde, und ist besonders ein Titel der Nachkommen Mohammeds von seiner Tochter Fatime und ihrem Gatten Ali, die auch Emirn genannt werden. — Desgleichen heißt Scherif eine türkische Goldmünze, 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Fl. werth. — S. auch den Art. Sheriff.

Scheuffelin oder Scheuffelein (Hans), ein geschätzter altdeutscher Mahler. Sein Vater, Franz Scheuffelin, war ein Kaufmann, der 1476 sich in Nürnberg niederließ und ihn zu Albrecht Dürer in die Schule schickte, mit dem er auch in seinen Zeichnungen viel ähnliches hat. Hier soll Hans Scheuffelin auch (nach Doppelmayer) geboren seyn. In Nördlingen finden sich einige schöne Werke von ihm, namentlich Altartafeln, die Grablegung Christi vorstellend, welche er unter Dürers Aufsicht gemahlt hatte, und die Belagerung von Bethulia auf dem Rathhause daselbst al fresco und im deutschen Costum gemahlt. Er erhielt auch wegen seiner Kunst das Bürgerrecht in Nördlingen 1515. Hier und für die Nachbarschaft mahlte er verschiedene Altarblätter. Auch besitzt die Münchner Gallerie eine Grablegung des heil. Johannes von ihm. Er soll, auf die ehrenvolle Auffoderung des Raths in Nürnberg an ihn, dahin noch einmal zurückgekehrt, später aber zu Nördlingen gestorben seyn, zwischen 1539 und 1540. Sein Name ist auch in der Kunst der Holzschnitte berühmt, doch ist nicht erwiesen, was er eigenhändig verfertigt hat. Er hatte einen Sohn gleiches Namens, der ebenfalls Mahler war.

Schiavone (Andrea), eigentlich Andrea Medola, ein ausgezeichneter Mahler der venetianischen Schule, gebürtig aus Sabenico, einer Stadt in Dalmatien, woher auch wahrscheinlich der Beiname Schiavone (Sclabonus). Er war geb. 1522, machte seine ersten Studien nach den Kupferstichen des Parmegianino (Mezzuola), und studirte hierauf die Werke des Giorgione und Tizian. Die Grazie jenes Meisters und das Colorit dieser suchte er zu vereinigen. Aber die großen Massen von Helldunkel und ein weicher, saftiger Pinsel waren ihm eigenthümlich. Indessen tadelt man an seinen feurigen Werken Mangel an Genauigkeit in der Zeichnung. Er starb zu Venedig 1582. In Venedig und dem übrigen Italien, Frankreich, so wie in einigen deutschen Gallerien sind Werke von ihm zu sehen. (In der Dresdner zwei heil. Familien, und ein Christus, von Arimathias und dem Engel gehalten.)

Schiboleth, ein Wort oder Ausdruck, wodurch man verräth, daß man nicht zu einer gewissen Partei gehöre. Es war dies nämlich das Wort, welches, zufolge der biblischen Erzählung (B. d. Richter, XII. 6.), die lispelnden Ephraimiter, auf die Anfrage der Gileaditer, nur Siboleth aussprechen konnten; dadurch verriethen sie sich, und wurden alsdann von diesen an dem Jordan sofort niedergemacht. Der so Erschlagenen waren damals an 42,000 Mann.

Schicksal, s. Fatum und Vorsehung.

Schicksalstragödie wird der Leidenschaftstragödie entgegengesetzt, und einige Kunstphilosophen, namentlich Eberhard im Handbuche der Ästhetik B. 4. S. 199 ff., wollen jene, als die höhere Gattung, Tragödie, und diese Trauerspiel genannt wissen. Sonach wäre dieses ein Drama, welches die tragische Wirkung auf das Gemüth blos durch Darstellung des Getriebes menschlicher Leidenschaften hervorbringt, welche sich im Gebiete der moralischen Freiheit bewegen; jene hingegen ein solches, welches zum Behuf dieser Wirkung die Idee eines Verhängnisses, einer übersinnlichen, von dem Willen des Menschen unabhängigen Nothwendigkeit ins Spiel zieht, und beide, übersinnliche Nothwendigkeit und moralische Freiheit, in ihrem wechselnden oder gleichzeitigen Einflusse auf die menschlichen Handlungen darstellt. Daß auf dem erstgenannten Wege echt tragische Totalwirkung hervorgebracht werden könne, ist in neueren Zeiten bezweifelt worden. Auf keinen Fall läßt sich bezweifeln, daß es sehr schwer ist, indem dabei in der Darstellung menschlicher Handlungen getrennt werden müßte, was in der Erfahrung vereinigt ist: Bestimmung durch den menschlichen Willen, und Einwirkung von außen, sey es nun des unberechenbaren Zufalls, oder einer Nothwendigkeit, deren Grund wir in einer undurchschauten, übersinnlichen Weltordnung suchen. Wie frei auch immer, selbst im leidenschaftlichen Zustande, unsere Willenskraft seyn mag; der Erfolg ihrer Thätigkeit wird immer von Dingen abhängen, die außer dem Bereich dieser Freiheit liegen, und die Erscheinung dieses Erfolgs wird theils auf die eine, theils auf die andere Ursache hinweisen. Nun ist aber die Idee eines Zufalls, welcher blind den Erfolg unserer Willensthätigkeit mit bestimmt, vielmehr niederschlagend, als erhebend. Sie thut dem Begriffe der moralischen Welt und der Menschenwürde Abbruch; sie verletzt den Stolz des Geistes, der, wo er einmal sich für abhängig erkennen muß, lieber von einem höheren Geist, als von einem geistlosen Stoffe abhängig seyn mag. Daher das Streben der Dichter, die unabläugbare Einwirkung von außen einer geisterfüllten, übersinnlichen Welt, einem Verhängniß oder Schicksal zuzuschreiben, welches höhere Wesen lenken. Sobald aber der Dichter einmal diese Idee in das Spiel seiner Einbildungskraft gezogen hat, muß er, eben weil er Dichter ist, ihr Gestaltung geben für die Intuition: er muß ihr Eigenschaften beilegen, welche uns ihr Wesen, wie er es dachte (und er muß es größer, würdiger, erhabner denken, als den Menschen, weil er den Menschen von ihm abhängig darstellen will) wo nicht erkennen, doch ahnden lassen. Auf dieser Gestaltung nun beruht die Natur und der Werth der Schicksalstragödie. Stellt er das Verhängniß als ein nach blinder Willkühr zwingendes Fatum dar, mit andern Worten: schreibt er ihm ein Analogon menschlichen Willens ohne Analogon menschlicher Vernunft zu; so vernichtet er den Zweck seiner Gestaltung, und giebt statt eines in dem Weltstoffe sich regenden Zufalls ein Etwas über demselben, welches zum Behuf der tragischen Erhebung unseres Gemüthes nicht besser taugt, als eben die Idee des Zufalls, die er verbannen wollte; ja er giebt sogar etwas noch Schlimmeres, weil mit dem Gedanken eines Willens auch die Macht dieses unerkannten Wesens steigt, und die Vorstellung einer solchen Obmacht übersinnlicher Willkühr von der Phantasie leicht so gigantisch gestaltet werden kann, daß daneben der auf moralischer Freiheit ruhende Begriff einer menschlichen Handlung

gänzlich verschwinden muß. Die Phantasie des Schicksalstragöden muß daher dem unbekannten Wesen, Verhängniß genannt, neben dem Analogon des menschlichen Willens auch ein Analogon der menschlichen Vernunft leihen: er muß es einwirken lassen nach einer, nur dem Ahnungsvermögen erreichbaren, Autonomie einer möglichen höheren Vernunft, die auch da, wo sie von der Sittengesetzgebung unserer Vernunft abzuweichen scheint, ihr doch in so fern nicht widerstreitet, als wir uns bekennen müssen, daß unsere moralische Autonomie von dem Raume bedingt wird, den wir von der moralischen Welt übersehen; und daß mithin für ein Vernunftwesen, welches davon mehr überschaute, eine andere, höhere Vernunftgesetzgebung, eine andere, nach dem Maaßstabe einer umfassenderen, erhabneren Zweckmäßigkeit messende Gerechtigkeit möglich ist. Denn wollt' er uns in ihm nichts Höheres ahnen lassen, als was im Gebiet der moralischen Gesetzgebung unsere eigne Vernunft leistet; so würde er wiederum dem Zweck seines Phantasiespiels entgegen handeln: er würde den Menschen in der Abhängigkeit von einem Wesen darstellen, welches, von der Seite seiner Verwandtschaft mit dem Menschen, d. h. als Vernunftwesen betrachtet, eben nicht mehr, als er selbst, und ihm nur an Mitteln zur Willensvollziehung, nicht an Einsichten bei der Willensbestimmung überlegen wäre. Diese Umstände übersehen diejenigen beschränkten, undichterischen Köpfe, welche über heidnischen Fatalismus schreien, wenn sie in der Schicksalstragödie das Verhängniß so zur Anschauung gebracht sehen, daß es das Maaß ihrer Verstandesbegriffe von Gut und Bös, von Grausamkeit und Gerechtigkeit, von gewaltthätiger Willkühr und moralischer Zweckmäßigkeit überragt. Auf der andern Seite gehen vielleicht manche Dichter irr' in der Wahl der Mittel, der Phantasie das Verhängniß in der Eigenschaft eines höheren Vernunftwesens anschaulich zu machen, und es als mithandelnd darzustellen. Sie unterscheiden nicht scharf genug, was von der übersinnlichen Welt dem leiblichen oder geistigen Auge des Zuschauers sichtbar, was ihm zum Bilde in der Denkform des Raumes werden darf; und was ihm dagegen unsichtbar und gestaltlos bleiben muß, um desto lebhafter das Ahnungsvermögen anzuregen, und durch dasselbe das Gemüth in seiner tiefsten Tiefe zu bewegen. Dadurch gaben sie den Schwachköpfen Gelegenheit, gegen die Poesie unter dem Paniere eines sogenannten gesunden Menschenverstandes zu Felde zu ziehen, welcher eigentlich an einem organischen Fehler unheilbar krank ist, und sich blos darum gesund wähnt, weil ihm rüstige, gesunde Finger zu Gebote stehen. — Wie seit der Erscheinung der Braut von Messina die Theorie der tragischen Kunst, durch das Beispiel der griechischen Meister unterstützt, für den Gebrauch der Schicksalsidee in der Tragödie sich erklärt hat (s. Blümner über die Idee des Schicksals in den Tragödien des Äschylos, Abschn. I u. XI.), so haben seit dem Erscheinen der Schuld die Theaternotizenschreiber ihre Stimmen wieder dagegen erhoben, und die Ahnfrau (s. d. Art. Geistererscheinung), worin diese Idee nicht glücklich gebraucht, ja vielleicht zu blossem Theatereffect gemißbraucht worden ist, hat ihnen neue Waffen dazu geliehen. Der Hauptirrthum, worauf ihre Räsonnements beruhen, ist der Trugschluß, daß überall im Drama, wo ein Fluch, eine Voraussagung, ein Traum oder eine Ahnung in Erfüllung geht, auch eine unausweichliche höhere Vorherbestimmung der menschlichen Handlungen anzunehmen sey. Von dieser fodern sie

nun, daß sie nach menschlichen Begriffen gerecht sey, und gerathen so auf Absurditäten, welche den Begriff der Schicksalstragödie aufheben würden. (Vergl. den englischen Zuschauer XL.)

Schiebeler (Daniel), ein bekannter Dichter, 1741 zu Hamburg geboren, und erhielt seine erste Bildung von Privatlehrern. Die Lecture von Romanen und Schauspielen, so wenig sie seinem jugendlichen Alter angemessen seyn mochte, erregte den Wunsch in ihm, die neuern Sprachen zu lernen, und schon im 20sten Jahre verstand er französisch, englisch, italienisch und spanisch, und machte späterhin selbst dichterische Versuche in diesen Sprachen. Der Unterricht, den er auf dem Gymnasium und Johanneum erhielt, wirkte auf seine sittliche und poetische Ausbildung vortheilhaft. Blos der hergebrachten Nothwendigkeit wegen, sich zu einer der drei Facultätswissenschaften zu bekennen, ging er 1763 nach Göttingen, um die Rechtswissenschaften zu studiren, verwandte aber dort seine meiste Zeit auf das Studium der schönen Literatur. 1765 ging er nach Leipzig. Er schrieb hier mehrere Nachspiele und andere dramatische und musikalische Gedichte, besonders aber seine Romanzen, die mit Melodien (von Hiller) 1767 zuerst herauskamen. Dies sind unstreitig die besten seiner dichterischen Producte, und sie gehören noch immer zu den deutschen Meisterstücken in dieser Dichtungsart. Nachdem er 1768 zu Leipzig Doctor geworden war, ging er nach Hamburg, wo er ein Canonicat am Domcapitel erhielt, und vergnügt und glücklich mit seinen Freunden, besonders mit Ebeling und dem Buchhändler Bode, lebte. 1770 gab er eine Sammlung seiner Poesien unter dem Titel: Musikalische Gedichte von S. heraus, die er Metastasio zueignete, der ihn dafür mit Lobsprüchen überhäufte. Er starb an der Auszehrung den 19ten August 1771. Eschenburg hat eine vollständige Sammlung seiner Werke unter dem Titel: Daniel Schiebelers auserlesene Gedichte, Hamburg 1773 (kl. 8) herausgegeben. In dieser sind außer einem Lehrgedichte, Heroiden, Sinngedichte, lyrische Gedichte geistlichen und weltlichen Inhalts, Romanzen und Epigramme enthalten. Sein Herz war für weiche Empfindungen geschaffen, und Reize des Körpers und des Geistes rührten ihn auf das lebhafteste.

Schiedsmann heißt ein Vermittler, dessen Ausspruch von den Parteien nicht angenommen zu werden braucht, indem die Annahme blos von dem Belieben jeder Partei abhängt. Schiedsrichter (Compromissarius) hingegen ist ein Vermittler, der von streitenden Parteien zur Entscheidung ihrer Sache unter der Bedingung, daß sie sich seinem Ausspruche (laudum) unterwerfen wollen, gewählt ist. (S. Compromittiren.)

Schiefe der Ekliptik wird, wie bereits im Art. Ekliptik gesagt worden ist, der Winkel genannt, unter welchem sich Ekliptik und Äquator schneiden. Die Sphärik lehrt, daß man den Winkel, den die Ebenen von zwei größten Kreisen durch ihre schiefe Lage gegen einander machen, durch den Bogen eines dritten größten Kreises mißt, welcher so gezogen wird, daß er die beiden vorigen in den Punkten, wo sie am weitesten von einander abstehen, rechtwinklicht durchschneidet. Diese Durchschnittspunkte fallen 90 Grad von den Punkten entfernt, in welchen sich Äquator und Ekliptik schneiden, d. h. in die Solstitialpunkte. Schon im Alterthum hat man die Schiefe der Ekliptik zu messen gewußt. Nach

Plinius fand sie Anaximander zuerst; nach Gassendi hat sie schon Thales bestimmt. Die berühmteste Messung im Alterthum ist die Messung des Pytheas zu Massilien. Er fand sie 350 Jahre vor Chr. Geb. 23° 49′ 23″. Hundert Jahre später soll sie nach Ptolemäus Bericht Eratosthenes 23° 51′ 20″ gefunden haben. Nachher bestimmten mehrere die Schiefe der Ekliptik bis auf unsere Zeiten, und merkwürdig ist es, daß die spätern Beobachter sie fast übereinstimmend mit der Ordnung ihres Alters immer geringer gefunden haben. Die letzten Bestimmungen sind von Cassini 23° 28′ 35″, von La Caille 23° 28′ 19″, von Bradley 23° 28′ 18″ und von Mayer 23° 28′ 16″. In Betreff der successiven Abnahme der Schiefe der Ekliptik nehmen die berühmtesten Astronomen unsrer Zeit, z. B. La Lande, an, daß sie ununterbrochen fortschreite. Louville bestimmte sie für jedes Jahrhundert auf 1′, La Caille auf 44″ und La Lande auf 33″. Mehrere Physiker der neuesten Zeit haben damit die Vermuthung in Verbindung gebracht, daß die Ebne der Ekliptik mit der Ebne des Äquators ehedem zusammengefallen sey; daß nachher ein Stoß von einem Cometen oder eine mächtige Revolution auf der Erde der Axe derselben die schiefe Richtung gegeben habe, daß nunmehr schon seit Jahrtausenden die Erdaxe ihrer ursprünglichen Lage wieder entgegenrücke, und nach 198,000 Jahren abermals in dieselbe gelangen werde. La Place dagegen hat mit Hülfe der Analysis zu zeigen gesucht, daß dies nie geschehen werde, sondern daß die Abnahme der Größe des Winkels blos von einer periodischen Wirkung der übrigen Planeten herrühre, und daß ihr höchstes Maaß sich nicht über 1° 48′ erstrecken könne. Nur ein langer Zeitraum wird verstatten, Beobachtungen anzustellen, die hierüber etwas Näheres bestimmen lassen. — Außer dieser bisher betrachteten Veränderung ist die Schiefe der Ekliptik oder, was einerlei ist, die Lage der Erdaxe gegen diese noch einer andern Veränderung unterworfen, nach welcher sie abwechselnd neun Jahre wächst und neun Jahre abnimmt, während welcher Zeit der größte Unterschied 18″ beträgt.

Schiefer oder Schieferstein ist ein gemeines, sehr weit verbreitetes Mineral von verschiedener Beschaffenheit. Eigentlich heißen alle grobblättrige Steine, die sich in platte undurchsichtige Tafeln spalten lassen, Schiefer. Es giebt Kalk- und Thonschiefer. Dieser letztere ist von doppelter Gattung, nämlich Schieferthon, welcher meistentheils eine rauchgraue, ins Schwarze laufende Farbe hat, auf dem Bruche schiefrig, scheibenförmig ist, und zum Theil an die Zunge klebt. Besonders thut dies der aschgraue Hygrometer-Schiefer in der Nähe der Wolga, aus welchem die Lowitzschen Hygrometer verfertigt werden. Sehr oft enthält der Schieferthon Kräuterabdrücke, und heißt dann Kräuterschiefer. Der Schieferthon bildet ganze Flötze; und findet sich gewöhnlich in der Nähe der Steinkohlenflötze. Wenn er von Erdharz durchdrungen ist, brennt er mit Harzgeruch, und wird Brand- oder Kohlenschiefer genannt. Manche Arten gehen in Thonschiefer über, welches die andere Gattung dieser erdigen Mineralien ist. Die Hauptfarbe des Thonschiefers oder Leyensteins, auch Wacke genannt, ist grau, und geht durch viele Abstufungen ins Schwarze und Schwarzblaue über. Zum Theil zeigt er rothe und weiße Streifen und Flecken. Manche Arten dieser Gattung glänzen fast wie Seidenstoffe. Auf dem

Bruche ist dieser Schiefer theils geradblättrig, theils wellenförmig, sein Korn von sehr verschiedener Feinheit, und der Strich grauweiß oder aschfarben. Außer der Grunderde, welche in verhärtetem Thone besteht, hat dieser Schiefer auch häufig andere erdige und metallische Minerale bei sich, woher die verschiedenen Abänderungen entstehen. Wegen des beigemischten Erdharzes fängt der Thonschiefer leicht Feuer. In der Hitze verändert er seine Farbe, und schmilzt zu einem leichten, schaumartigen, auf dem Wasser schwimmenden Glase. Der Thonschiefer ist härter, als der Schieferthon, und läßt sich besser in Tafeln spalten. Nach der verschiedenen Feinheit seines Korns und seiner sonstigen Beschaffenheit führt der Thonschiefer verschiedene Namen, z. B. Probierstein, Tafelschiefer, Dachschiefer; nach den fremden beigemengten Mineralien heißt er Kieselschiefer, Glimmerschiefer u. s. w. Eine ganz besondere Spielart ist die schwarze Kreide, welche, da sie weich ist und abfärbt, zum Zeichnen dient. Die Metallschiefer gehören zu den Erzen und nicht hieher. Der Thonschiefer findet sich in Ganggebirgen und in Flötzen. Seine Lage und Schichten, und die Abdrücke von Pflanzen, Fischen u. s. w. zeugen dafür, daß er im Wasser entstanden seyn müsse. Man gewinnt den Schiefer überhaupt, besonders den metallischen, bergmännisch, sprengt in den Brüchen große Blöcke aus, fördert ihn zu Tage, und zerschneidet denjenigen, der zu Tafeln gebraucht werden soll, so lange er noch feucht ist, mit stählernen Werkzeugen. Den eigentlichen Thonschiefer benutzt man vorzüglich zu Rechentafeln, Schreibtafeln, Tischplatten, wenn er von feinem Korn ist, den gröbern aber zum Dachdecken. Man findet beide Arten in mehreren Provinzen Deutschlands von verschiedener Güte. Ein gutes Schieferdach steht nicht selten 100 Jahre, ohne sonderlicher Ausbesserung zu bedürfen. Nur muß der Schiefer, ehe er zu Dächern gebraucht wird, vorher untersucht werden, ob er nicht leicht im Feuer zerspringt, und ob er im Wasser einfrieren kann, ohne zu zerbersten. Beide Eigenschaften sind zum guten Schieferdache nothwendig. Doch ist bei Feuersbrünsten jedes Schieferdach gefährlich, da auch der beste Schiefer wegen des beigemischten Erdharzes Feuer fängt, fortfliegt und das Feuer weiter verbreitet. Die Schieferasche, die man durch das Zerkleinen des Abgangs erhält, ist ein Düngungsmittel für Weinberge.

Schießen und Schuß. Wenn eine Kugel aus einem metallnen Rohre in größter Schnelligkeit nach einer Gegend hingetrieben wird, so nennt man diese Wirkung einen Schuß, und die Handlung selbst Schießen. Geschütz und Gewehr sind die vorzüglichsten Werkzeuge zum Schießen, und es kommt hierbei alles darauf an, daß man einen entfernten Punkt mit einer Kugel noch sicher treffe. Zum Forttreiben der Kugel aus dem Rohre bedient man sich gemeiniglich des Pulvers, und blos die Windbüchse macht hiervon eine Ausnahme. Indem das Pulver entzündet wird, entwickelt sich mit Heftigkeit die im Salpeter verschlossene Luft, und indem diese sich ausbreiten will, treibt sie den Gegenstand, der sie am mindesten behindert, vor sich weg. Je genauer die Kugel ins Rohr paßt, desto mehr Kraft muß die gepreßte Luft äußern, und desto sicherer und weiter geht auch die Kugel, woraus die Wirkung gezogner Röhre und geschliffener Kugeln zu erklären ist. Man kann einen Gegenstand in gerader Linie und

im Bogen beschießen, indem er ruht, oder indem er sich fortbewegt. Die Theorie hierzu greift in das Gebiet der Mathematik ein, indem die Lehre von der beschleunigten Kraft der Schwere und andre Sätze hier ihre Anwendung haben. Die Practik, gut zu schießen, setzt Übung, ein scharfes Auge und eine gewisse Ruhe des Bluts voraus, letzteres besonders bei aller Art von Gewehr. P. S.

Schießpulver, bekanntlich eine Zusammensetzung aus Salpeter, Schwefel und Holzkohle. Die Erfindung dieser Zusammensetzung verliert sich in dem Dunkel des Mittelalters. Wenn der ungarische König, Salomon der Heilige, als er Belgrad im J. 1073 belagerte, sich wirklich der Schießgewehre bedient hat, so wäre dies die älteste Spur der Anwendung des Schießpulvers; indessen reden die Quellen doch nur von Wurfmaschinen, die ein donnerndes und krachendes Geräusch hervorgebracht haben, und diese waren im Mittelalter ganz allgemein. Auch wäre es höchst sonderbar, wenn die Ungarn Geschütz gehabt hätten, und die Deutschen hätten es nicht gekannt. Das wahrscheinlichste ist, daß die Chinesen die Zusammensetzung des Schießpulvers erfunden, und daß die Kenntniß davon durch die ersten Missionarien, Johann de Plano Carpini, Wilhelm von Rubruquis und Marco Polo nach Europa gekommen. Die beiden ersten Minoritenmönche kamen schon vor der Mitte des 13ten Jahrhunderts in die Mongolei, Marco Polo aber lebte geraume Zeit in der östlichen Mongolei, und nachher selbst im südlichen China, von wo er 1295 zurückkam. In demselben Jahre starb Roger Baco, der in seinem Opus majus die Zusammensetzung des Schießpulvers ausdrücklich lehrt. Von Marco Polo konnte er also dies wohl nicht gelernt haben; entweder ist er selbst der Erfinder, oder die früheren Minoriten haben die Anweisung zur Verfertigung desselben aus der Mongolei mitgebracht, und sie in den Klöstern verbreitet. Wie dem auch sey, so ist das Schießpulver durch die Kreuzfahrer gewiß nicht in Europa bekannt geworden; denn es fehlte, seit die Araber im neunten Jahrhundert mit China einen Verkehr anfingen, an allen Handelsverbindungen zwischen dem östlichen und westlichen Asien, und jene Minoriten waren wirklich die Ersten, die aus dem Abendland in die Mongolei gelangten. In den Klöstern ward diese Erfindung weiter verfolgt, und sowohl Berthold Schwarz als ein gewisser Constantin Anelzen mögen sich in die Ehre theilen, es zur Erfindung der Feuergewehre benutzt zu haben. Übrigens ist es Thatsache, daß in den Kriegen, welche Venedig mit Genua führte, im Jahre 1330 zuerst Feuergewehre gebraucht wurden. Kanonen aber findet man schon in gleichzeitigen Nachrichten von der Schlacht von Crecy 1346 genannt. Nach diesen historischen Angaben wollen wir über die Bereitung des Schießpulvers einige technische Bemerkungen, aus den neuesten und besten Quellen geschöpft, hinzufügen. Die Reinheit und Güte der Stoffe, woraus Schießpulver gemacht wird, ist das Erste, worauf man zu sehen hat. Der Salpeter ist bisweilen mit Potasche, salzsaurem Kalk, oder andern Salzen vermischt. Um dies zu prüfen, vermischt man mit einer Auflösung des Salpeters eine Auflösung von schwefelsauerm Silber; hierdurch entsteht ein weißbläulicher Niederschlag, wenn salzsauere Salze mit dem Salpeter vermischt sind. Ist Kalk darunter, so entsteht durch sauerkleesaueres Ammonium ein weißer Niederschlag. Die Franzosen reinigen den Salpeter auf sehr einfache Weise, indem sie die geringere Auflöslichkeit des Salpeters als der übrigen Salze in kaltem Wasser voraussetzen, diese also auslaugen, und dergestalt

en reinen Salpeter behalten. Auch der Schwefel muß gehörig sublimirt und ganz rein seyn. Dies erkennt man, wenn er, auf einem Porzellanscherben verbrannt, keinen Rückstand übrig läßt. Der beste Schwefel ist der durch die Hitze der Vulkane natürlich sublimirte, den wir aus Italien und Sicilien ziehen. Was die Holzkohle betrifft, so glaubte man sonst, daß gewisse Holzarten den Vorzug verdienten; davon ist man indeß zurückgekommen, und hält jetzt dafür, daß die Holzkohle die beste ist, welche sich bei der Destillation der brennzlichen Holzsäure bildet. Nach der Auswahl der Stoffe muß man vor Allem darauf sehen, daß diese in eine solche Verbinduug gebracht werden, wodurch sie die größtmögliche Wirkung hervorbringen. Wäre diese Verbindung eine chemische, wie das Knallpulver, so würde die Wirkung gleichförmig seyn; da sie aber eine mechanische ist, so muß man Alles anwenden, um das rechte Verhältniß zu treffen, und die Mischung recht innig zu machen. Zuerst stößt man die Stoffe klein, und schlägt sie durch feine Siebe, dann nimmt man 75 Procent Salpeter, 12 Procent Schwefel und 13 Procent Kohlenpulver. Diese Pulver werden nun so innig gemischt, daß sie eine ganz einförmige Farbe annehmen. Hierauf wird Wasser hinzugethan, und das Ganze in eine steife aber noch knetbare Masse verwandelt. Hierzu bediente man sich sonst eigner Pulvermühlen, wo man das Pulver mit Stempeln von Guajakholz schlagen ließ. Weil aber durch dies heftige Schlagen leicht Entzündung entstehen kann, so hat man jetzt eine andere Vorrichtung, wo man durch einen Mühlenstein den Pulverteig, der in einem kreisrunden Troge liegt, zusammendrückt. Diese Maschine wird entweder durch Dämpfe, oder durch ein Wasserrad, oder auch von Pferden getrieben. Nun muß das Pulver gekörnt werden. Zu dem Ende legt man den trocknen Teig in Siebe, deren Boden aus durchlöchertem Pergament besteht, und läßt eine Keule von Guajakholz mit kugelichtem Ende auf dem Siebe sich drehend bewegen. Hierdurch zwingt man den Teig durch die Löcher des Pergamentes, und so bildet er ziemlich gleichförmige Körner. Dabei aber entstehen viel feinere, die nun wieder durch ein Drathsieb durchgeschlagen werden, und Körner von verschiedner Größe geben; die durch das feinste Sieb durchgehen, werden als Staub wieder zu Teige gemacht und von neuem verarbeitet. Jene Körner müssen nun aber auch polirt werden. Das geschieht, indem man sie in einem Cylinder, gleich einem Butterfasse, auf- und niederrüttelt und hin- und herschwenkt. Hierauf kommt das Trocknen. Dies ist nach der gewöhnlichen Methode ein gefährliches Verfahren. Denn man breitet das Pulver auf Brettern aus, welche die drei Wände eines Zimmers einnehmen; an der vierten Wand ist ein eiserner Ofen, der von außen geheitzt wird. Wenn man bedenkt, daß das Zimmer oft so erhitzt wird, daß das Pulver sich entzünden kann, so ist es erstaunlich, daß man nicht längst auf sicherere Maaßregeln gedacht hat. Heiße Dämpfe scheinen hierzu am schicklichsten zu seyn, da sie die Luft im Zimmer bei weitem nicht so stark erhitzen, daß sich der Schwefel verpflüchtigen könnte. Die häufigen Unglücksfälle, welche vom Verpacken des Pulvers in hölzernen Fässern entstehen, vermeidet man jetzt in England dadurch, daß man kupferne Fässer dazu nimmt, die vollkommen wasser- und luftdicht sind, und deren Boden man einschraubt, um so das Pulver vor aller Gemeinschaft mit Außendingen zu schützen. — Wissenschaftliche Untersuchungen über die Kraft des Schießpulvers stellte zuerst Robins an. Er fand, daß der Umfang des Gases oder der elastischen Luft-

art, die sich aus dem Pulver erzeugt, 244mal größer als der Umfang des Pulvers selbst ist. Dann bemerkte er, daß die Hitze bei der Explosion noch mehr zur Ausdehnung des Volumens beiträgt, und daß man deswegen den Umfang der erzeugten Luft ungefähr tausendmal größer als das Volumen des Pulvers annehmen kann. Die Güte des Schießpulvers wissen Kenner schon aus dem Anblick zu beurtheilen. Es muß eigentlich nicht ganz schwarz, sondern bläulich grau sein und etwas ins Röthliche fallen. Es muß, abgebrannt, keine schmierige Masse zurücklassen, und der Rauch muß in Ringen oder Kreisen aufsteigen. Die sogenannte Probe, éprouvette der Franzosen, ist eine Maschine, worin das Pulver gegen ein Gewicht wirkt, um es zu einer gegebnen Höhe zu treiben. In jedem Pulvermagazine ist ein kleiner Mörser, worin eine Kugel von $7\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser Platz hat. Diese wird von dem Pulver nach seiner verschiedenen Stärke bis zu verschiedenen Höhen geworfen. Noch genauer ist die von Hutton erfundene Maschine, die einer kleinen Kanone von einem Zoll im Kaliber gleicht. Diese wird an einer Maschine so aufgehängt, daß man mit einem Gradbogen leicht den Winkel ihrer Neigung bestimmen kann. Nun ladet man sie mit ungefähr 2 Unzen Pulver: dann giebt der Gradbogen das Maaß der Geschwindigkeit an, womit das Pulver explodirt. Auch kann man die Stärke des Pulvers sehr gut prüfen, wenn man eine Kugel in ein gleichförmiges Medium, als Sand oder Thon, abfeuert. Man prüft zuerst das Medium, indem man von einer gegebnen Höhe eine Kugel hineinfallen läßt, und die Tiefe des Loches mißt, die sie gemacht hat. Diese Tiefe verhält sich wie das Quadrat der Geschwindigkeit der Kugel. Da man nun die Geschwindigkeit der fallenden Kugel kennt, und den Raum bestimmt hat, den sie durchläuft, so kann man umgekehrt aus dem Raum, den eine abgefeuerte Kugel in demselben Medium durchläuft, ihre unbekannte Geschwindigkeit berechnen.

Schießscharten sind in die Brustwehr gemachte Einschnitte, um dadurch, gegen das feindliche Feuer gedeckt, mit Geschütz zu feuern. Sie sind so hoch von der Erde, daß das Rohr bequem an die Öffnung gebracht werden kann, also $3\frac{2}{3}$ Fuß für den preußischen Sechs-, $3\frac{1}{3}$ Fuß für den Zwölfpfünder. Diese Höhe heißt die **Kniehöhe**. Die Seiten der Schießscharte werden mit Faschinen oder Flechtwerk, besser mit Rasen verkleidet, und **Backen** genannt; die untere Fläche, die mit der Krone der Brustwehr parallel läuft, heißt die **Sohle**; die innere Weite beträgt 14 bis 18 Zoll, die äußere muß wenigstens 5 bis 6 Fuß betragen, weil sonst der Pulverdunst die Bekleidung zerstört. Hat das Geschütz, wie oft in der Fortification permanente, bei Bestreichung von Defileen rc., eine festbestimmte Richtung, so ist diese äußere Weite hinreichend; soll es aber, wie gewöhnlich in der Fortification passagère, das ganze vorliegende Feld bestreichen, so öffnet man die Scharte außen 8 bis 9 Fuß; eine größere Weite würde die Brustwehr zu sehr schwächen. Das zwischen zwei Scharten stehen bleibende Stück Brustwehr heißt die **Schartenzeile**, **Merlon**; dessen gewöhnliche Länge beträgt 18 bis 20 Fuß, ist sie geringer, so leidet das Merlon zu leicht vom feindlichen Kanonenfeuer, und das eigne Geschütz kann wegen der zu großen Annäherung nicht bequem bedient werden. Um noch mehr gedeckt zu seyn, **blendet** man die Schießscharte, d. h. man befestigt eine Faschine, Schanzkorb oder Wollsack über derselben; bedarf man aber gar keiner Deckung, so ist es allerdings besser, ganz ohne Scharten **über Bank** zu feuern, wo es schneller

nd nach mehreren Richtungen geschehen kann. — Die auf angegebne Weise erbauten Scharten erfüllen den Zweck: das Feld vor einer Verschanzung bis an den Grabenrand wirksam bestreichen, und sonach des Feindes Annäherung hindern zu können. Bei den Ricochetbatterien, welche diesen Zweck nicht haben, indem aus ihnen nur ein ntferntes feindliches Werk mit Ricochets (Schleuderschüsse mit schwaher Ladung) enfilirt werden soll, findet daher auch eine andere Construction Statt, die mehr auf die Deckung der Bedienung des Geshützes berechnet ist. Die äußere Öffnung beträgt nur das oben angegebne Minimum, und die Schartensohle senkt sich nicht nach außen, ondern nach innen. So werden sie überall construirt, wo der Angriff es Feindes nicht leicht zu befürchten, oder auf andere Weise abzuschlaen ist, z. B. in der ersten Parallele, wo sie durch deren Besatzung, nd oft auch durch kleine eigens gegen Ausfälle bestimmte Batterien inlänglich gedeckt werden.

Schiff und Schiffbaukunst. Die Kunst, den einzelnen Theilen eines Schiffs ihre gehörige Gestalt und Verbindung zu einem veckmäßigen Seegebäude zu geben, oder die eigentliche Schiffsimmerkunst ist ein Theil der Technologie, und beruht auf der wissenschaftlichen (aus der Mechanik und Hydraulik abgeleiteten) Unersuchung der Eigenschaften eines Schiffs, in so fern diese Einfluß uf das Gleichgewicht und die Bewegung desselben haben. Diese Unersuchung selbst ist die Aufgabe der Schiffbaukunst. Sie und ie Schifffahrtskunde (auch Steuermannskunst, englisch avigation, französisch le pilotage genannt), welche nach den Grundätzen der Arithmetik, der ebenen und sphärischen Trigonometrie, der phärischen Astronomie, des Sonnen- und Mondlaufs insbesondre, und ittelst des geschickten Gebrauchs der nautischen Instrumente (als da sind er Compaß — s. d. Art. — das Log, einige Instrumente zur Höhenmesing, ein Reißzeug), der Seemannstafeln und Seekarten, sowohl den ereits zurückgelegten Weg eines Schiffs kennen, als den Weg deslben an den Ort seiner Bestimmung finden lehrt, machen den ersen Haupttheil der Seewissenschaften aus, deren zweiter auptheil die sogenannte Seemannschaft, oder die zur Beegung (Regierung, Manoeuvre) des Schiffs unter allen Umstänn erfoderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten begreift. Vergl. d. Art. Schifffahrtskunde und Seemannschaft. Es ist hier nicht der rt, über das Schiff — das kühnste, sinn- und kunstreichste menschhe Bauwerk, welches der Eskimo am Nordpol als ein höheres Wesen, als einen überirdischen verkörperten Geist anstaunt — eine issenschaftliche Betrachtung anzustellen, noch in die Geheimnisse der nalytischen Theorie von dem Mechanismus der beiden Schwerpunkte nzubringen, wie der Druck des Schwerpunkts des Wasserraums aufärts, und der des Schwerpunkts des Schiffs auf den Kiel senkcht wirkt, beide aber vereinigt streben, die auf den Kiel senkrecht llende Linie lothrecht zu stellen. Eben so wenig gestattet es der aum, das zaubervolle Gemählde des Neptunischen Lebens — seit eßners erstem Schiffer bis zu des (auf festem Lande verunglückn) Esmenards (s. d. Art.) Gedicht über die Schifffahrt — er aufzustellen, und alle Theile des Schiffs vom Kiel an, auf den ahen und Stengen, bis zur Bramstenge (Mât du Perroquet) zu rchlaufen, oder nach Röding (Verfasser des allgemeinen Wörterchs der Marine, und nach Stratico's Vocabolario di Marina,

4. Vol. Milano 1809,) alle Kunstwörter der Nautik und der Seesprache (welche bei den Deutschen und Holländern, wahrscheinlich seit den Zeiten der Hanse, fast dieselbe ist) zu erklären. Wir verweisen den Leser, welcher die stürmische Welt des Seemanns und das furchtbare Bild einer Seeschlacht versinnlicht anschauen, und die Ausdrücke der Takelasche, Bemastung und Schiffbaukunst (wie Kreuzrahe, Vorsteven, Pfortlucken, Mars- und Bramstengen, Fockmast, Bugspriet, Backbord, Zwischendeck u. s. w.) verstehen lernen will, auf das Prachtwerk von Stallkart (Naval Architecture, Lond. 1781), oder auf Ozanne (Marine militaire) und auf die genannten Wörterbücher. Besser noch ist es, ein Modell zu betrachten, und z. B. hinter den weggenommenen Planken, in die Spanten oder Rippen des Körpers eines Linienschiffs vom ersten Range, einen Blick zu werfen. Hier enthüllt sich ihm die wundergleiche Ökonomie eines Gebäudes, das über 1200 Mann und 120 Kanonen — in der untern Lage Sechsunddreißigpfünder, in der obern Stücke von leichtem Kaliber — trägt; über welchem eine Segelfläche von beinahe 6500 Quadratellen schwebt, wo das große Marssegel allein gegen 30 Ellen tief und 25 bis 40 Ellen breit ist; aus welchem Masten von 70 bis 117 Fuß Höhe emporsteigen; welches Anker von 2 — 8000 Pfund, an 9 oder 10 schweren Tauen, jedes von 13,000 Pfund, ohne das Kabeltau, welches gegen 5000 Pfund wiegt, in der Tiefe festhalten, und das mit allen nöthigen Vorräthen eine sinnreich vertheilte Last von mehr als 5 Millionen Pfund, in einem Raume von ungefähr 180 — 190 Ellen Länge und 50 Fuß Breite, bei einer Tiefe von 25 Fuß, einschließt! In einem solchen Modelle sieht man, wie der Ballast den Schwerpunkt des Schiffs nach unten zieht, um der großen Schwere des Gebäudes über dem Wasser, nebst dem Geschütze, das Gleichgewicht zu halten; hier erkennt man die einzelnen, durch Schotten und Fluren abgesonderten Abtheilungen des Raums, z. B. das Kabelgat, die Kambüsen oder Küchen, den Wasserraum und die Buttlerei, den Pumpsoo und die Kugelbacken, die Segelkoje, die Pulverkammer (Ste Barbe) und selbst das Geräthe in den Kajüten. Und solcher Riesengebäude (Linienschiffe genannt), zählt England in seinen Häfen an 260! Welche Geldkraft muß diese Baukunst unterstützen. Im J. 1805 kostete in England ein Kriegsschiff von 100 Kanonen zu bauen und auszurüsten gegen 80,000 Pfund Sterling oder über 480,000 Thlr., dessen monatliche Unterhaltung aber wurde auf 3400 Pfund, oder ungefähr 20,500 Thaler geschätzt. Eine andere Einrichtung haben die Handelsschiffe, oder Kauffahrer, die jedoch nach der Beschaffenheit der Waaren oder der Ladung, so wie nach den Eigenschaften der zu befahrenden Meere, manche Verschiedenheit zulassen. Die Größe der Kauffahrteischiffe wird nach einem Maaße des Gewichts seiner Ladung bestimmt, welches man Tonne (etwa 2000 Pf.) oder Last (etwa 4000 Pfund) nennt. Endlich sind auch die Packetboote, oder Fahrzeuge, die zwischen bestimmten Örtern, wie eine Post zu Lande, fahren, und für Reisende bequem eingerichtet, leicht und schnell segeln, noch zu bemerken. Der zum Schiffbau eingerichtete Platz heißt Schiffswerft. Legt man den Kiel eines Schiffs bei seiner Erbauung auf Klötzen und andern Hölzern (Stapeln) zu, so sagt man, so lange es in dieser Lage bleibt, es steht auf den Stapeln. Eine andre Vorrichtung zum Kielbau ist die Hellung, d. i. ein langes, auf Rösten, Unterlagen u. s. w. befestigtes, gegen die Wasserseite zu geneigtes Stück Holz. Auf diese Hellung wird auch

das Schiff hinaufgewunden, wenn es einer beträchtlichen Ausbesserung am Boden bedarf. Das Aufwinden erleichtern große Wasserbecken oder Schiffsdocken (s. Docke). K.

Schiffbrücke ist eine Art von Brücken, welche man da, wo die Breite und Gewalt des Stroms die Erbauung einer gewöhnlichen Brücke verhindert oder wo Eile nöthig ist, zu schlagen pflegt. Im ersten Fall pflegt man sich einer Anzahl Kähne zu bedienen, die man durch Anker im Flusse befestigt und durch darüber gelegte Balken und Bohlen zu einer Brücke verbindet. Zu den Schiffbrücken, welche der Eile wegen geschlagen werden, gehören vornehmlich die militärischen, welche gewöhnlich aus kupfernen Schiffsböden (Pontons) bestehen, die eigens zu diesem Zwecke die Heere mitzuführen pflegen.

Schifffahrt. Die Geschichte der Schifffahrt ist zugleich die Geschichte des Völkerverkehrs und der Ausbreitung der Civilisation. Die Phönicier werden für die Urheber der Schifffahrt gehalten, wenigstens haben sie nach der alten Geschichte das mittelländische Meer zuerst bis nach Spanien befahren. Wahrscheinlich wurde mit den kleinsten Versuchen der Anfang gemacht, und vielleicht gaben Stücke Holz, die auf dem Wasser schwammen, die erste Veranlassung zu dieser, jetzt zu einer solchen Höhe gediehenen Kunst. Bei der Nothwendigkeit über Flüsse und Seen zu setzen, versuchte man durch Zusammenfügung mehrerer Stücke Holz fortzukommen, und so entstanden Fähren oder Flösse. Die ersten Fahrzeuge der Deutschen waren hohle Bäume. Anfänglich schiffte man blos an den Küsten und Ufern; wurde man vielleicht von denselben durch Stürme verschlagen, so mußten die Gestirne und die Sonne zu Hülfe genommen werden, um den Lauf wiederzufinden. Hatten Ungewitter oder andre Unfälle jene verborgen, so hatte man Vögel in Vorrath, die man fliegen ließ, und deren Fluge man folgte, weil man voraussetzte, daß sie aus natürlichem Hange ihrem Vaterlande wieder zufliegen würden. Nach Erfindung der Magnetnadel und des Compasses (s. d. Art.) konnten die Seefahrer vermöge des letztern die verschiedenen Himmelsgegenden selbst bei Nacht und trüber Witterung erkennen, und sich nun auch außer dem Gesichte des Landes auf das hohe Meer wagen. Die Entdeckung beider Indien gab Anlaß, die Schifffahrt mit immer größerm Eifer zu betreiben, und die Spanier, Portugiesen, Engländer und Holländer suchten sie von jener Zeit an zur höchsten Vollkommenheit zu bringen; auch scheint dies Ziel beinahe erreicht. Die immer höher gestiegene Schiffbau- und Schifffahrtskunst haben die Gefahr, welche ehedem mit der Schifffahrt verbunden war, um vieles vermindert, und so haben die Europäer die wichtigsten Entdeckungen und Eroberungen in den übrigen Welttheilen machen, und den Handel besonders zu seinem höchsten Flor bringen können. Zur Beförderung des Handels durch die Schifffahrt suchte man in mehreren Ländern durch Canäle die Flüsse und Meere mit einander zu verbinden, und schon Carl der Große versuchte die Donau mit dem Rhein und Mayn zu vereinigen. Auch in Frankreich wurde unter Ludwig XIV., um Handlung und Schifffahrt zu befördern, der große Canal durch Guienne und Languedoc zur Verbindung des atlantischen mit dem mittelländischen Meere angelegt. Jetzt sind die Engländer durch ihre vortrefflichen Häfen, durch ihre geographische Lage, ihre reichen Colonien und ihre gut geübte Seemacht in dem Besitze der größten und einträglichsten Schifffahrt und

der meisten Handlungs- und Kriegsschiffe unter allen Nationen Europa's. Dagegen ist Holland, ehemals der Nebenbuhler Britanniens, in dieser Hinsicht sehr von seiner Höhe herabgesunken, und die Franzosen haben, wenn gleich ihre Schifffahrt in Vergleichung mit andern Zeiten jetzt von geringer Bedeutung ist, doch das große Verdienst, unter Ludwig XIV. die ersten Schulen zur Bildung von Seeoffizieren angelegt, und die Schiffkunst zuerst auf wirkliche Regeln gebracht zu haben. Die wichtigste Erweiterung der Schifffahrt der neuern Völker hat die Erfindung des Dampfboots (s. d.) herbeigeführt.

Schifffahrtskunde, oder Steuermannskunst, ist die Kunst, den Weg auszumitteln, den ein Schiff von einem gewissen Punkt aus zurückgelegt hat, und den es nehmen muß, um an einen bestimmten Ort zu gelangen. Sie erfodert eine gute Kenntniß der Rechenkunst, der ebnen und sphärischen Trigonometrie, der sphärischen Astronomie, des Sonnen- und Mondlaufs insbesondre, und eine geschickte Hand in Zeichnung geometrischer Constructionen. Die dem Schiffer nöthigen Werkzeuge sind der Compaß, das Log, einige Instrumente zur Höhenmessung und das erfoderliche Reißzeug; außerdem sind ihm genaue Seekarten unentbehrlich. Vom Seecompaß ist unter Compaß gesprochen worden. Man unterscheidet aber einen Strich- und einen Peil- (Visir-) Compaß. Von jenem hat der Steuermann gewöhnlich zwei vor sich, in einem Schrank, der das Nachthaus heißt, und so eingerichtet ist, daß Nachts zwischen beiden Compassen ein Licht angezündet werden kann. Der Peilcompaß dient, die Lage entfernter Gegenstände oder der Himmelskörper in Absicht auf die Weltgegenden aufzunehmen, auch die Abweichung der Magnetnadel zu erfahren. Ist der Peilcompaß zu Beobachtungen eingerichtet, um das Azimuth der Sonne, des Mondes oder eines Sterns zu finden, so heißt er Azimuthcompaß. Das Log ist ein hölzernes Dreieck, sechs oder sieben Zoll hoch, an welches eine durch Knoten eingetheilte lange Leine, die Logleine, an der einen Spitze geknüpft ist. Dieses wird ins Wasser gelassen, worin es sich, wegen des in den untern, der Spitze gegenüber stehenden Theil eingegossenen Bleis, senkrecht stellt. Damit das Dreieck aber seine breite Fläche dem Wasser entgegenstelle, ist unten daran noch ein Stückchen Holz mit einer starken Schnur angebunden; eine andre kurze Schnur geht von der Logleine ab, und vereinigt sich mit jener mittelst eines Pflöckchens, das in ein Loch des Stückchens Holz gesteckt wird. So lange man von dem segelnden Schiffe ab die Logleine laufen läßt, stellt sich die breite Fläche des Dreiecks dem Wasser entgegen nach der Richtung des Schiffes; sobald man, nach vollendetem Versuch, das Log wieder einnehmen will, zieht man mit einem Ruck die Leine an sich, der Pflock geht aus dem Stückchen Holz heraus, und das Dreieck wendet dem Schiffe seine schmale Seite zu. Mit diesem Werkzeuge mißt man die Geschwindigkeit des Schiffes. Man nimmt an, daß das Dreieck im Wasser unbewegt stehe, und schließt von der Länge der abgewickelten Schnur und der Zeit auf die Geschwindigkeit des Schiffes, allein mit vollkommner Sicherheit kann dies nicht geschehen, da das Log nicht fest steht. Auf Kriegsschiffen pflegt man alle Stunden, auf Kauffahrteischiffen alle zwei Stunden das Log zu gebrauchen. Lauf und Kiel eines segelnden Schiffes weichen in der Richtung von einander ab. Diese Abweichung, welche die Abdrift heißt, wird besonders auch durch einen schief in die Segel stoßenden Wind verursacht. Daher muß der Schiffer die Angabe des Compasses, welche blos auf die Richtung des Kiels geht, zu verbessern suchen.

Die Instrumente, deren sich der Schiffer zur Messung der Höhen der Himmelskörper bedient, sind jetzt vornehmlich der englische Schiffsquadrant und der Hadleyische Reflexionsoctant, deren Beschaffenheit und Gebrauch wir jedoch ohne Zeichnung der Figur nicht beschreiben können. — Die Karten, deren sich die Seefahrer bedienen, sind entweder platte oder reducirte. Jene stellen ein Stück der Erdfläche als eben vor, und können nur bei kleinen Gegenden, als einer Bay oder einem kleinen Theile einer Küste, gebraucht werden. Die reducirten oder runden Karten sind zur See einzig allgemein brauchbar. Auf einer solchen Karte werden von den Ländern nur die Küsten, die Häfen, die Mündungen der Flüsse gezeichnet, außerdem aber alles, was auf dem Meere dem Schiffer zu wissen nothwendig ist, als Inseln, Klippen, Sandbänke, Meerströme, Wassertiefen u. s. w. An mehrern Stellen werden die 32 Striche des Compasses aufgetragen, daß er, wenn er von irgend einem Orte aus eine Linie zieht, die er zu befolgen gedenkt, durch eine Parallele mit derselben an die nächste Windrose, leicht den Strich erfahre, nach dem er sein Schiff zu richten hat, oder auch, daß er den zurückgelegten Weg bequem auf die Karte tragen könne, wenn er den gehaltnen Curs weiß. Die geographischen Operationen auf der Karte nennt der Schiffer Besteck setzen. — Ein Schiff hält, wenn auch nicht auf der ganzen Reise, doch durch beträchtliche Theile derselben einerlei Curs. Der Weg eines Schiffes nun, das denselben Curs hält, heißt die loxobromische Linie, deren Berechnung dem Seefahrer sehr nöthig ist, weswegen man auch loxodromische oder Strichtafeln berechnet hat, welche für die acht Striche eines Quadranten auf dem Compasse für jede Meile des Weges vom Äquator an die dazu gehörige Länge und Breite angeben. Der Schiffer kann also aus dem Curs, den er gehalten, und dem Wege, wenn er die Länge und Breite des einen Endpunktes weiß, den Unterschied der Länge und Breite des andern Endpunktes finden. Nothwendig ist dem Schiffer die Tafel der Meridionaltheile, in welcher die vergrößerte Länge der Breitenkreise vom Äquator an, wie sie in den reducirten Karten aufgetragen werden, angegeben ist. Mit dieser Tafel kann er allenfalls die Strichtafel entbehren. Gesetzt, es weiß ein Schiffer den zurückgelegten Weg und den Curs, so kann er von dem zuletzt auf der Karte bemerkten Orte seines Schiffes die Richtung des Weges nach dem Curs zeichnen, und die Länge desselben nach der Größe der Meridiangrade zwischen den Parallelen der Breite, wo er sich befindet, auftragen. Dadurch erfährt er, wie viel er Länge und Breite verändert hat. Diese Verzeichnung seines Weges muß er möglichst oft vornehmen. Der Winkel, den die Richtung des Schiffes mit dem Meridian nach der Angabe des Compasses macht, heißt der gesegelte oder angelegene Curs; der wegen der Abweichung der Magnetnadel und der Abdrift verbesserte wahre Winkel, so wie er in der Schiffsrechnung gebraucht oder auf der Karte abgesetzt wird, heißt der behaltene Curs. Der Schiffer muß den Punkt seiner Abfahrt nicht allein genau bemerken, sondern kurz vorher, ehe er die Küste verliert, wo möglich die Lage zweier auf der Karte bemerkten Örter mit dem Peilcompasse aufnehmen und den beobachteten Strich auf der Karte durch jeden Ort ziehn. Dann giebt der Durchschnitt beider Striche die Stelle an, wo sich das Schiff noch zur Zeit der Beobachtung befand. Ist er im Schätzen geübt, so mag er auch

blos die Richtung eines Punktes auf der Karte peilen und die Entfernung nach dem Augenmaaße schätzen. Jenes Verfahren heißt: den Punkt der Abfahrt durch eine Kreuzpeilung festlegen; das andre nennt man eine einfache Peilung. Solche Beobachtungen wird er bei jeder bekannten Küste vornehmen, um seine Angaben dadurch zu verbessern. Dieses Verfahren, den Ort des Schiffes durch Schätzung der Länge des Weges und der Richtung zu bestimmen, heißt die Schiffsrechnung. Sie besteht in der Auflösung des rechtwinklichten Dreiecks, welches der Weg des Schiffes, die Veränderung der Breite und die Veränderung der Länge auf einem Parallelkreise mit einander bilden, von welchen Seiten die beiden letztern den rechten Winkel einschließen, die erste aber die zweite unter einem spitzen Winkel schneidet, welcher der Curs ist. Zwei von diesen Stücken (außer dem rechten Winkel) sind gewöhnlich gegeben; am öftersten Curs und Weg, oder Curs und Veränderung der Breite, auch wohl Weg und Veränderung der Breite. Je nach dem man dieses Dreieck auf der platten oder auf der runden Karte darstellt, unterscheidet man in der Steuermannskunst das Segeln nach der platten oder nach der runden Karte. Zwischen beiden liegt das Segeln nach der Mittelbreite. Da die Schiffsrechnung immer unsicher bleibt, so muß der Seefahrer, so oft er kann, die Länge und Breite seines Orts durch astronomische Beobachtungen zu erfahren suchen. Die Breite macht keine Schwierigkeit, zumal wenn man die Höhe der Sonne zu Mittage oder die Höhe eines Sterns im Durchgange durch den Meridian zu beobachten Gelegenheit hat. Die Declination der Sonne ist aus einem astronomischen Calender oder aus Ephemeriden, die Declination der Sterne aus den Sternverzeichnissen zu ersehen. Der Unterschied oder die Summe der Höhe und der Declination aber giebt die Höhe des Äquators, deren Complement die Polhöhe oder Breite des Orts ist. Die Zeit, wo das Gestirn im Meridian ist, erfährt man hiezu hinlänglich genau mittelst des Compasses. Kann man aber auch keinen Durchgang der Sonne oder eines Sterns durch den Meridian beobachten, so läßt sich doch aus drei Höhen außer der Meridianfläche, aber in der Nähe derselben, und den Zwischenzeiten der Beobachtung die Meridianhöhe herleiten, am leichtesten, wenn die Zwischenzeiten gleich sind. Die wahre Zeit, deren genaue Kenntniß besonders zur Erforschung der Länge nöthig ist, erfährt der Seefahrer am zuverlässigsten, wenn er aus der Breite des Orts, der Abweichung der Sonne und ihrer Höhe die Entfernung derselben vom Meridian oder den Stundenwinkel berechnet, und diesen mit der Zeit der Uhr vergleicht. Ein andres Mittel ist, die Zeit des Auf- oder Unterganges der Sonne zu beobachten, welche man aus der bekannten Breite des Orts auch berechnen oder mittelst berechneter Tafeln wissen kann. Der Unterschied der berechneten und beobachteten Zeit ist die Abweichung der Uhr; doch muß dabei die Strahlenbrechung berücksichtigt werden. Das wichtigste und schwerste ist die Erforschung der Länge zur See; auf eine sichere Methode, sie zu bestimmen, setzte das englische Parlament im J. 1714 einen Preis von 20,000 Pfund. Wie diese Aufgabe von Harrison mittelst genauer Uhren zum Theil, noch genauer aber in der Folge von Tobias Mayer mittelst seiner Mondtafeln gelöst worden, haben wir unter dem Artikel Länge angeführt. Demnach ist es gegenwärtig nicht mehr von besondrer Schwierigkeit für

den Schiffer, Breite und Länge zu erfahren. Mit ihrer Hülfe kann er den Ort des Schiffs auf der Karte genau angeben, die Schiffsrechnung damit vergleichen und verbessern, und den fernern Lauf des Schiffes bestimmen. Außer den eigentlichen astronomischen Kenntnissen und Geschicklichkeiten muß der Schiffer noch manche andre besitzen; er muß namentlich ein guter Zeichner und Rechner seyn, die Strömungen und Winde, die Meeresufer und Meerestiefen, die Beschaffenheit der Ebbe und Fluth u. s. w. kennen und zu beurtheilen wissen. Das beste Werk (seit Röhls Steuermannskunst, Greifsw. 1778, und Robertsons Elements of Navigation 1796) zum Gebrauche für Navigationsschulen und zum Selbstunterricht angehender Steuerleute ist das von der Hamburgischen Gesellschaft zur Verbreitung der mathematischen Kenntnisse verfaßte Handbuch der Schifffahrtskunde, mit einer vollständigen Sammlung der unentbehrlichsten Seemannstafeln, nebst 15 Kupfern und 2 Seekarten, Hamburg 1819. Auch ist des berühmten Cap. von Krusenstern (s. d. Art.) neuestes Werk: Beiträge zur Hydrographie der größeren Oceane (Leipzig 1819, 4.) zum Studium des Seewesens unentbehrlich. Es enthält wichtige Bemerkungen über den Gebrauch des Marinebarometers und eine treffliche Seekarte.

Schiffmühle ist eine Mühle, welche auf einem platten Fahrzeuge erbaut ist, und auf den Strömen von einem Orte zum andern gefahren werden kann, damit ihr Wasserrad von dem daran schlagenden Strom gehörig herumgetrieben werde. Eine solche Mühle hebt und senkt sich mit dem steigenden und fallenden Wasser, muß aber mit starken Seilen oder Ketten, entweder an das Land gehangen und befestigt, oder tüchtig verankert werden.

Schiffpfund, s. Pfund.

Schiiten, diejenigen Mohammedaner, welche die Autorität der Sunna nicht annehmen. S. Mahomet.

Schildknappe (Schildträger, Junker, Wapener), hieß im Mittelalter derjenige, welcher unter den Befehlen und der Leitung eines wirklichen Ritters sich zum Kriegsdienste und zu den Ritterspielen vorbereitete. Als in der letztern Hälfte des elften Jahrhunderts die Ritterspiele (Turniere, deren Ursprung jedoch in Frankreich zu suchen ist) aufkamen, und allgemein beliebt wurden, behandelte man sie ordentlich zunftmäßig als Vorbereitungsmittel zum wirklichen Kriegsdienste (s. Ritterwesen). Jeder, ohne Unterschied der Geburt, der einst Ritter seyn und heißen, und als solcher bei Ritterspielen erscheinen und turniren wollte, mußte sich allen deshalb bestehenden ausdrücklichen und stillschweigenden Verfügungen unterwerfen. Die Ritter theilten sich ordentlich in Nationen ein, und jeder derselben stand ein angesehener und beliebter Ritter vor, der deshalb Turnierkönig hieß, und dem jeder andre Ritter, wenn auch von noch so hoher Geburt, untergeordnet war. Nun hatte jeder Ritter (Miles) wieder dergleichen junge Männer unter sich, die, weil sie noch nicht zunftgerechte Ritter waren, Schildknappen hießen, und mancherlei Verpflichtungen gegen den Ritter, der ihr Lehrer war, hatten, z. B. ihm an Turniertagen die ritterlichen Waffen und seinen ganzen Apparat nachtragen und herbeischaffen, außer Turniertagen aber ihm auf seiner Burg aufwarten und ihn bedienen mußten. Selbst junge Fürsten unterzogen sich in Deutschland gern solchem Dienste, und wenn

auch der Meister von nicht so hoher Geburt war. Um aber Schildknappe zu werden, mußte man bis zu Kaisers Friedrich II. Zeit frei geboren, und den zum Ritterstande nöthigen Lebensunterhalt haben. Jener Kaiser verordnete, daß blos diejenigen zu Lehrlingen der Ritterspiele angenommen werden sollten, welche von Rittern geboren, oder von dem Kaiser wegen ihrer Verdienste mit diesem Rechte würden begünstigt werden. Dabei blieb es bis zum Ausgange des 16ten Jahrhunderts. Von dem Meister des jungen Schildknappen hing es übrigens ab, ihn zum Ritterschlage oder derjenigen feierlichen Handlung zuzulassen, kraft der er durch einen Schlag mit dem flachen Schwert auf den Rücken zum Ritter geschlagen ward. Diese Ertheilung der Ritterwürde geschah von Kaisern, Königen und berühmten Fürsten, besonders bei feierlichen Gelegenheiten. Auch konnte kein Fürst sich vermählen oder zur Succession gelangen, wenn er nicht erst auf jene Art zum Ritter gemacht worden wär.

Schildkröte. Die Schildkröten gehören zu den sogenannten vierfüßigen oder kriechenden Amphibien, und sind von allen andern Geschöpfen durch den sie oben und unten bedeckenden Schild unterschieden, durch den sie meistentheils Kopf, Füße und Schwanz willkührlich hervorstrecken und wieder einziehen können. In Ansehung der Größe sind die Schildkröten sehr verschieden. Der Schild der größten Art mißt 4 bis 5 Fuß in der Länge, und 3 bis 4 Fuß in der Breite; die Dicke des Thieres beträgt an den erhabensten Stellen nicht selten 4 Fuß, und das Gewicht wohl gegen 800 Pfd., wovon auf die beiden Schilde die Hälfte kommt. Die kleinsten Gattungen dagegen sind 2 bis 3 Zoll lang, und wiegen oft nicht ein Pfund. Nach der Beschaffenheit ihres Aufenthalts und der sich darauf beziehenden Form ihrer Füße unterscheidet man Meer-, Fluß- und Landschildkröten. Der Rückenschild ist bei diesen Thieren so fest, daß ein Lastwagen darüber hingehen kann, ohne ihn einzudrücken. — Die Schildkröten wachsen sehr langsam und scheinen ein sehr hohes Alter zu erreichen; dabei ist ihre Lebenskraft so groß, daß sie Monate lang an feuchten Orten ohne Nahrung leben, und oft erst nach mehrern Tagen sterben, wenn ihnen der Kopf abgehauen ist. Sie pflanzen sich durch Eier fort, welche sie in den Sand vergraben, und durch die Sonnenwärme ausbrüten lassen. Eine Schildkröte legt deren jährlich wohl 1000 bis 1200. Sowohl die Eier als auch die Schildkröten selbst sind eine angenehme Speise. Die Riesenschildkröte, welche zwischen den Wendekreisen einheimisch ist, dient den dortigen Bewohnern zur Hauptnahrung. Man kann sie leicht fangen, denn da sie sich nicht umwenden kann, darf man sie nur mittelst eines Hebels auf den Rücken werfen, wenn sie ans Land kommt. Bei ihrer großen Menge können auf diese Weise wenige Menschen in einer Nacht 30 bis 40 Stück dieser Schildkröten fangen. Das Fleisch wird theils frisch, theils eingesalzen genossen. — Die gemeine Flußschildkröte oder die europäische Schidkröte bewohnt die meisten Länder Europa's bis Preußen hinauf, und wird ebenfalls häufig gegessen, da ihr Fleisch sehr schmackhaft ist. — Das Schildplatt, welches aus den Schalen der schuppigen und der Caretschildkröte besteht, wird zu allerlei Waaren verarbeitet, welche bekannt genug sind.

Schill (Ferdinand von), berühmt und dem deutschen Patrioten werth und in ehrendem Andenken als ein kräftig aufstrebender

Held, der sich schnell durch seinen Geist emporschwang, die Liebe einer Nation gewann und, hingerissen von gerechtem Haß gegen Preußens und Deutschlands Unterdrücker, mit dem Schwerte in der Hand für sein Vaterland starb, unter Umständen, die ihn doppelt merkwürdig machen. Schill war 1775 in Schlesien geboren. Sein Vater, preußischer Oberst-Lieutenant, der später nach Pommern zog und ihn überlebt hat, widmete ihn dem Militärdienst. Im J. 1806 stand Schill als Unterlieutenant bei dem preußischen Dragoner-Regiment der Königin (ehedem Anspach-Bayreuth) und kam, in der unglücklichen Schlacht vom 14ten October verwundet, noch ehe er völlig genesen war, nach Pommern, wo er sich zuerst an den Befehlshaber der Festung Colberg, den Obersten von Loucadou, wendete und ihn um Unterstützung bei seinen Streifzügen bat, die ihm jedoch nur selten gewährt wurde. Dennoch ließ er nicht ab, mit seiner ganzen Thätigkeit den Feinden entgegenzuwirken. Alles, was er that, war einzig sein Werk, von seinem Haupte ersonnen, und mit seiner Faust durchgefochten. Zwei Dragoner von dem Regimente, welchem er angehörte, waren die ersten, mit denen er einige kühne Streiche ausführte. Der Ruf mancher gelungenen That führte ihm bald viele der flüchtig Herumirrenden zu, aber Loucadou's neidische Besorglichkeit ließ seine Freischaar nie über 50 bis 60 Mann anwachsen, worüber Schill sich beklagte. Sein vorzüglichstes Gefecht in jener Zeit war bei Naugardt, wo er jedoch leider eine neue Verwundung erhielt, die seine Thätigkeit unterbrach, sein glücklichster Fang der General Victor, gegen welchen Blücher ausgewechselt wurde. Nicht eiteln Selbstruhm, sondern den höhern Vortheil des Vaterlandes im Auge, beschränkte Schill sich auf einen Wirkungskreis, der für ihn vielleicht minder glänzend war, auf dem er aber mit Erfolg nutzen konnte. Ohne ihn wäre wahrscheinlich Colberg vor Gneisenau's Ankunft übergeben worden. Er war in Begriff, unter Blücher mit größerm Nachdruck in Pommern aufzutreten, als der Tilsiter Frieden erfolgte. Die Regierung erkannte Schills Verdienste an. Er ward nicht nur Major und Chef eines Husarenregiments, sondern noch überdies von dem Könige und der Königin ehrenvoll ausgezeichnet. Zugleich war Schill der Liebling des Volks geworden. Davon ward ihm der schönste rührendste Beweis, als er im Jahr 1808 an der Spitze seines Regiments in Berlin einzog. Ein beispielloser Freudentaumel beseelte alle Volksclassen, auf deren begrüßendes Zujauchzen der bescheidne Held nur durch Thränen danken konnte. Schill ward jetzt der Mittelpunkt, um den sich das Berlinische Leben drehte; edle Frauen, Gelehrte, jüngere und ältere Offiziere, auswärtige Gesandte, alle warben mit gleichem Eifer um Schills nähern Umgang, wobei es auch an heimlichen Hassern und Neidern nicht ganz fehlte. Krieg gegen Frankreich war der Wunsch aller Herzen. Österreich rüstete sich und erklärte endlich den Krieg. Viele lagen dem Könige von Preußen an, diesen günstig scheinenden Zeitpunkt zu benutzen. Wirklich pflog man Unterhandlungen, die sich aber zerschlugen. Schill empfing aus Königsberg von einer wichtigen Hand diese Zeilen: „Der König schwankt, Schill muß fort, damit der König nicht wieder zurück kann." Da zog der kühne Jüngling ohne seines Königs Wissen und Willen, als wolle er exerciren, mit seinem Husarenregiment aus Berlin, und schnell über die Gränze; Fußjäger folgten ihm, aber auch mancher, der zugesagt hatte, blieb

zurück. Nicht auf Antrieb des sogenannten Tugendvereins hatte Schill dies Wagstück unternommen, denn er gehörte nicht dazu. Wohl aber befanden sich Mitglieder dieses Bundes unter seinen Begleitern. — Schills Unternehmung beruhte einzig auf der Hoffnung, daß die österreichischen Waffen siegreich in Bayern vordringen würden: dann wäre, welchen Entschluß auch Preußen genommen hätte, Norddeutschland durch ihn aufgeregt worden. Statt dessen ging die Schlacht bei Regensburg und somit die Möglichkeit, den Österreichern sich anzuschließen, verloren; Preußen sah sich genöthigt, den Mann zu ächten, der es befreien wollte; das Volk in Norddeutschland zögerte, zu den Waffen zu greifen, da es dem Erfolg nicht traute. Schill wagte nicht mehr, sich von der Elbe zu entfernen. Er zog über Baumgartenbrück nach Cöthen, vertrieb den dasigen Fürsten, der ihn einen Räuber gescholten, und ging bei Wittenberg über die Elbe. Sein erstes Gefecht bestand er bei Dodendorf gegen eine ihm weit überlegne Zahl Westphalen und Franzosen. Hier fielen seine Freunde Kattenburg, Diegalsky und Stock. Statt jetzt, wie man erwartete, nach Leipzig zu gehn, wo man ihn günstig aufgenommen hätte, zog er an der Elbe entlang nach der Altmark, wo er bei Arneburg diese Worte zu den Seinen sprach: „Kameraden, Insurgenten sind wir nicht, wir wollen blos für unser Vaterland streiten, und unserm Könige die verlornen Länder wiedergewinnen; und wenn er das letzte Dorf wieder hat, dann gehn wir alle nach Hause, und ich schwöre bei meiner Ehre, ich will nie mehr werden als preußischer Offizier." Eine solche Ansicht war vollends nicht geeignet, unter den obwaltenden höchst schwierigen Verhältnissen, die jedoch durch den Preis von 10,000 Franken, den Hieronymus auf Schills Kopf gesetzt hatte, um nichts gemehrt worden, zu einem glücklichen Ausgang zu führen. — Von der Altmark wendete sich Schill nach Meklenburg, wo er Dömitz besetzte, um einen sichern Übergang über die Elbe und zugleich einen festen Waffenplatz zu haben. Seine Schaar mochte auf 6000 Mann angewachsen seyn. Dann zog er nach Pommern, um sich durch Gewinnung der Meeresküste den Rücken frei zu halten. Hätte er mit einiger Gewißheit auf einen wirklichen allgemeinen Aufstand rechnen können, so würde er gewiß nicht angestanden haben, in das Herz des Königreichs Westphalen vorzudringen; unter den eingetretnen Verhältnissen war seine Mannschaft zu gering für ein Unternehmen von so ungewissem Erfolg. Und wer möchte ihn tadeln, daß er das Leben so vieler Wackern, ja den ganzen Zweck des Wagstücks nicht tollkühn daran setzen, sondern lieber Zeit gewinnen, und im schlimmsten Fall sich einen Ausweg offen halten wollte. Stralsund schien ihm diese Vortheile zu gewähren, darum warf er sich den 25sten Mai in diese Stadt, in der er sich sogleich zu befestigen suchte. Aber ihn, diesen glimmenden Funken, der leicht zur gefährlichen Flamme werden konnte, schnell zu erdrücken, hatte Napoleon sogleich die kräftigsten Maaßregeln ergriffen. Zehntausend Mann Holländer und Dänen unter Gratien und Ewald rückten gegen Stralsund an. Schill, das Mißliche seiner Lage einsehend, schlug den Seinigen vor, sich dem Meere anzuvertrauen; aber sie antworteten ihm einmüthig: „So weit die Erde fest und der deutsche Himmel über uns ist, wollen wir ziehen, aber nie zu Schiffe!" — So blieb denn nichts übrig als zu fechten auf Leben und Tod. Am 31sten Mai erschienen die Holländer und Dänen vor

Stralsund, und drangen nach einem fürchterlichen Kanonen- und Ge-
wehrfeuer in die Stadt, in der bald durch alle Straßen gekämpft
wurde. Schills tapfre Genossen fochten wie Verzweifelnde. Er selbst
war im heißesten Gewühl, und erschlug eben den holländischen Gene-
ral Carteret mit den Worten: Hundsfott, bestell' mir Quartier!"
als er selbst unter den feindlichen Säbeln fiel. Mit seinem Tode
hörte der Widerstand auf. Viele der Seinen waren geblieben, viele
wurden gefangen und zu schmählicher Strafe verurtheilt, nur we-
nige retteten sich. Aber auch der Feind hatte seinen Sieg theuer er-
kauft. So endigte ein kühnes, aus reinem Patriotismus mit einem
begeisterten Herzen gewagtes Unternehmen, dessen Helden von dem
Vaterlande wohl nicht gebührend anerkannt worden.

Schiller (Friedrich von, mit seinem ganzen Namen Friedrich
Christoph von), dieser große Dichter, Denker und Geschichtschreiber
der deutschen Nation, dessen Werke mehr als irgend eines andern
Deutschen ein Gemeingut seiner Nation geworden, in allen Volks-
klassen Entzücken und Bewunderung erregt haben, und noch erregen,
und der bei allen gebildeten Nationen unsterblich fortleben wird, war
am 10ten November 1759 zu Marbach, einem würtembergischen
Städtchen am Neckar, geboren. Sein Vater, früher Wundarzt bei
einem bayerischen Husarenregimente, dann Fähndrich und Adjutant
eines Prinzen von Würtemberg, nachher Hauptmann und Inspector
der auf dem herzoglichen Lustschlosse Solitude angelegten Baumschule,
war ein biederer, wissenschaftliebender, und durch sein schätzbares
Werk: Die Baumzucht im Großen (2te Auflage, Gießen 1806)
rühmlich bekannter Mann. Die Mutter, die Tochter eines Bäckers
aus Kodweis, war eine treffliche und gemüthliche Hausfrau, die ih-
ren Gatten und Sohn innig liebte. Schiller zeigte schon als Knabe
eine feurige lebhafte Einbildungskraft; er las mit hohem Vergnügen
die heiligen Sänger des alten Bundes; Hesekiels Visionen entzückten
ihn vor allen; im übrigen zeigte er überall Spuren eines weichen,
redlichen und frommen Herzens. Seinen ersten Unterricht erhielt er
von einem Pfarrer Moser in Lorch, einem würtembergischen
Gränzdorfe, wo seine Ältern sich von 1765 an drei Jahre aufhielten.
Nachher zogen sie wieder nach Ludwigsburg, wo er bis 1773 die öf-
fentliche lateinische Schule besuchte. Ein glänzendes Schauspiel, das
er in seinem neunten Jahre sah, bewirkte, daß alle seine jugendli-
chen Spiele sich auf Schauspiel bezogen. Sein erstes Gedicht aber
soll er am Tage vor seiner Confirmation 1772 ausgearbeitet haben.
Sonst war er muthwillig, munter und dabei von großem Fleiße.
Letzterer veranlaßte, daß ihn der Herzog Carl von Würtemberg in
die militärische Pflanzschule, welche er für Söhne seiner Offiziere er-
richtete (zuerst auf dem genannten Lustschlosse, dann unter dem Na-
men die hohe Carlsschule in Stuttgart), nicht ganz nach dem
Willen seiner Ältern, (1773), aufnehmen ließ. Er opferte den Ver-
hältnissen seiner Ältern seine Neigung, und entschied sich hier für das
juristische Studium. Schwer wurde es ihm, die alle Freiheit des
Geistes einengende und niederdrückende Erziehungsmethode, welche in
diesem Institute herrschte; zu ertragen, aber je tiefer sein Geist die-
sen Druck empfand, desto mehr schwang sich dessen Kraft in eine
ideale Welt, die sich sein Geist erschuf, empor, wobei er nicht ohne
Bitterkeit und Trotz die wirkliche anzuschauen gewohnt wurde. In
der Jurisprudenz machte er wenig Fortschritte, und ergriff schon
1775 die dargebotne Gelegenheit, sie mit dem Studium der Medicin

zu vertauschen, für welches ebenfalls eine Anstalt bei der genannten Militärakademie eröffnet wurde, deren Benutzung der Herzog den Zöglingen frei ließ. Nächst diesem Studium interessirte ihn vorzüglich Geschichte und lateinische Sprache. Die Dichtkunst war für ihn eine „verbotne Frucht," um so begieriger suchte er in Stunden der Muße von ihr zu naschen. Unter den deutschen Dichtern zog ihn vorzüglich Klopstock, am meisten dessen Messiade an. Und gewiß hatte die frühe Vertrautheit mit den alttestamentlichen Dichtern in Luthers kräftiger Sprache, so wie nachher das enthusiastische Studium von Klopstocks ernsten, hohen, oft durch erhabne Einfachheit so tief erschütternden, oft aber auch nach einem Unerreichten und Unerreichbaren unbefriedigt ringenden Werken einen entschiednen Einfluß auf die Entwicklung und Richtung seines dichterischen Genius. Aber nicht blos genießend verhielt sich Schiller bei seiner poetischen Lectüre, sondern er las mit freier Urtheilskraft, von keiner vorgefaßten Liebe oder Hochachtung bestochen. So strich er damals in seinem Exemplare von Klopstock, in der Ode: So schweigt der Jüngling lang' u. s. w., nach den Worten: Ich liebe dich, mein Vaterland, die übrigen Strophen weg, weil sie nach seinem Gefühl den Eindruck nur schwächten. Die durch Worte und Versbau prachtvolle, an Gehalt aber nicht so reiche Ode: Die Genesung, durchstrich er ganz, weil sie ihm weiter nichts zu sagen schien, als: Wäre ich nicht genesen, so wäre ich gestorben, und hätte meine Messiade nicht vollenden können. Wer erkennt nicht schon in dieser strengen Kritik seines Lieblingsdichters den selbstständigen Geist Schillers, der sich einst frei auf selbst gebrochnen Bahnen bewegen sollte? Durch die fortgesetzte Lectüre der Bibel und Klopstocks war sein religiöser Sinn so angeregt worden, daß er, um seinen Ideen Gestalt zu geben, an einem epischen Gedicht zu arbeiten anfing (1773), dessen Held Moses, der Befreier, Heerführer und Gesetzgeber seines Volks, seyn sollte. Die Bekanntschaft mit Gerstenbergs Ugolino aber, diesem an den gräßlichsten und erschütterndsten Scenen so reichen Trauerspiele, weckte plötzlich in ihm die Liebe zur tragischen Dichtkunst; Göthe's Götz von Berlichingen, Leisewitzens Julius von Tarent, und Lessings dramatische Arbeiten nährten diese Gluth; Shakspeare's belebender Athem endlich fachte sie zur Flamme an. Schiller unternahm die ersten dramatischen Versuche: Der Student von Nassau, ein Trauerspiel, und Cosmus von Medicis, ein nach Julius von Tarent entworfenes Schauspiel. Beide wurden in der Folge von dem erleuchtetern Verfasser selbst verbrannt, und wir zweifeln nicht, daß dieses Urtheil gerecht war. Nur einzelne Stellen des letztern Stücks nahm er in die spätern Räuber auf. Seine gleichzeitigen lyrischen Versuche gelangen noch weniger, da sie nicht aus einem in sich selbst klaren und beruhigten Gemüth hervorgingen, sondern größtentheils getrübte Reminiscenzen aus andern Dichtern (Klopstock, Kramer, Uz) waren, die seine stürmische, leidenschaftlich bewegte Phantasie zu überbieten suchte. Nur wenige seiner Gedichte aus dieser Zeit haben sich erhalten, welche sich im schwäbischen Magazin befinden. Übrigens bildete er durch Plutarchs Lebensbeschreibungen, Herders, Garve's und Fergusons philosophische Schriften auch seinen historischen und philosophischen Geist. Zwei Jahre trieb er dann die Medicin ernstlich und ausschließlich, und schrieb damals eine lateinische Abhandlung: Philosophie der Physiologie, die aber nicht im Drucke erschienen ist. Vom J.

777 an schuf der achtzehnjährige Jüngling die Räuber, ein gi=
antisches Werk voll ungebändigter Kraft, das die Kritik zwar als
öllig unkünstlerisch zu tadeln, dem sie aber nicht die Bewunderung
er Leser und Zuschauer zu rauben vermocht hat. Als Schiller nun=
nehr in Stuttgart seine akademischen Studien vollendet hatte, gab
r nach dortiger Gewohnheit im J. 1780 eine deutsche Probeschrift
nter dem Titel: Versuch über den Zusammenhang der
hierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen,
eraus. Man findet darin, angeblich als eine Übersetzung aus dem
Englischen, ein Bruchstück aus dem 5ten Act seiner damals noch un=
gedruckten Räuber als einen psychologischen Beleg angeführt. Schil=
er bediente sich dieses Vorwandes, weil er sich auf den Rath seiner
Freunde als Verfasser eines solchen Schauspiels verläugnen mußte.
Er ward noch in diesem Jahre als Regimentsarzt angestellt. — Bis=
her war Schillers Kraft durch eine despotische Erziehung gehemmt
gewesen; und nur auf Stunden, auch nicht ungestraft, entschlüpfte
er mit einigen Freunden seinem Schulkerker, oder trotzte der dort
herrschenden Ordnung. Aber desto gewaltsamer brach nun jene
Kraft hervor, als er Herr seines Willens geworden war. Ja selbst
in den Mauern dieses militärisch=pädagogischen Instituts war durch
enen Zwang nur eine innigere Verbindung, eine Art von Corpora=
tionsgeist unter den jungen Studirenden entstanden, der, wie er ih=
ren Eifer in den Studien schärfte, und sie antrieb, in dem Gebiete
der Wissenschaft eine Freiheit zu erringen, deren Bild ihnen vor=
schwebte, auch große und erhabne Ideen in ihnen weckte, und den
dichterischen Genius mächtig in seinem Aufschwung unterstützte. Viel=
leicht floß aus dieser Quelle die Scene in den Räubern, in wel=
cher Carl Moor mit seinen Gefährten den schrecklichen Bund schließt,
und jene andre, in welcher er dem platten Dolmetscher der Gerech=
tigkeit Rechenschaft von seinen Thaten giebt. Noch in seinen spätern
Jahren versicherte Schiller, daß er, trotz der großen Einschränkung
auf der Akademie zu Stuttgart, seine glücklichsten Tage dort verlebt
habe. Auch fehlte es nicht an mehr oder minder gleich gesinnten Freun=
den. Der ausgezeichnete liebenswürdige Tonkünstler Zumsteeg gehörte zu
seinen Schulfreunden; auch der unglückliche, geniale Schubart fand sich
von ihm zur Vertraulichkeit hingezogen. Viele Gedichte, die er nach=
her nebst den Producten seiner Freunde unter dem Namen Antho=
logie herausgab, entstanden in dieser Zeit. Jetzt ließ er auch (auf
eigne Kosten, weil er keinen Verleger fand) seine Räuber drucken,
nachdem er auf den Rath seiner Freunde manche zu grelle Scene
und Stelle ganz gestrichen, oder doch gemildert hatte. Höchst erfreu=
lich war ihm die Anerkennung dieses Werks im Auslande, indem
ihn schon im J. 1781 der Buchhändler Schwan in Mannheim zu
einer Umarbeitung desselben für die dortige Bühne auffoderte.
Einen ähnlichen Antrag erhielt er kurz darauf von dem Director des
Mannheimer Theaters, dem Freiherrn von Dalberg, mit welchem er
von dieser Zeit an in immer genauere Verbindung kam. Man sehe
darüber Friedrich Schillers Briefe an den Freiherrn Heribert
von Dalberg in den Jahren 1781—85, Carlsruhe 1819, 8. Er
änderte, wo man ihn überzeugen konnte, und die Räuber wurden
in Mannheim 1782 zum erstenmale aufgeführt. Bei den zwei er=
sten Aufführungen war Schiller gegenwärtig, und da diese Reise
nach Mannheim ohne Urlaub geschehen war, so erhielt er nach seiner
Rückkehr 14tägigen Arrest. Natürlich mußte ein so originelles Werk

ein lebhaftes und allgemeines Aufsehn machen. Unglücklicher Wei war das vaterländische Ehrgefühl eines Graubündners durch ei Stelle in jenem Schauspiel, wo von seinen Landsleuten, als von g meinen Straßenräubern, die Rede war, gekränkt worden. Diese führte Beschwerde beim Herzog, welcher dem Dichter verbot, auße dem medicinischen Fache irgend etwas drucken zu lassen, wahrschein lich weil seinem Geschmacke Schillers Werke anstößig waren. Schil ler, der sich damals mit Professor Abel und Bibliothekar Petersen zu Herausgabe der Zeitschrift: Würtembergisches Repertoriu vereinigt, und in dieselbe den Aufsatz über das gegenwärtige deut sche Theater, den Spaziergang unter den Linden rc. und verschiedene Recensionen geliefert hatte, dem überdieß durch seine Verbindungen in Mannheim die lockendsten Aussichten zu einer Anstel lung bei der Bühne sich eröffneten, mußte diese Beschränkung unerträg lich finden. Einen Ausweg einzuschlagen, welcher die Zurücknahme jenes Verbots hätte bewirken können, da der Herzog kein Feind der Künste war, und für den talentvollen Jüngling Interesse hegte, er laubte diesem sein Stolz, und vielleicht auch die Furcht vor gewaltsa men Maaßregeln der Regierung nicht, die er an Schubart erfahren. Der Herzog wünschte nämlich, Schiller sollte ihm seine poetischen Pro ducte vor dem Abdruck selbst mittheilen; dies wollte er nicht und entfernte sich im J. 1782 heimlich aus Stuttgart, nachdem er den Freiherrn von Dalberg vergeblich um seine Verwendung in dieser Sache gebeten. Er ging nun unter einem angenommenen Namen nach Franken. Hier lebte er beinahe ein Jahr zu Bauerbach bei Meinungen auf einem Gute der Geheimeräthin von Wollzogen, deren wohlwollende Aufnahme er seiner Verbindung mit ihren Söh nen verdankte, die mit ihm in Stuttgart studirt hatten, und endete in poetischer Muße seinen schon in Stuttgart angefangenen Fiesko, und sein Trauerspiel Cabale und Liebe. Im September 1783 be gab er sich nach Mannheim, wo damals Iffland, Beck, Beil und Caroline Beck auf der Bühne glänzten. Die Darstellung seiner Räu ber von diesen Künstlern hatte schon bei seinem ersten Aufenthalte ei nen so begeisternden Eindruck auf ihn gemacht, daß der Wunsch in ihm entstanden war, Mitglied dieses Theaters zu werden. Diesem Gedanken soll sich damals vorzüglich Beil sehr ernst entgegengesetzt, und prophetisch gesagt haben: nicht als Schauspieler, sondern als Schauspieldichter werden Sie der Stolz der deutschen Bühne werden. Jetzt fand Schiller in Mannheim unter den Vornehmsten gebildete Freunde, vorzüglich Dalberg und Anton von Klein, durch deren Mitwirkung ihm die Freude zu Theil ward, sich als Theater dichter an der Mannheimer Bühne angestellt zu sehen. In diesem Amte fühlte er sich um so glücklicher, da er die Schaubühne nach ih rem höchsten Einfluß auf den Menschen würdigte, und sie als mo ralische Anstalt betrachtete. (Siehe den damals geschriebenen Auf satz in seinen Werken, 2. B., und das 1. Heft der Thalia.) Auch ward er damals zum Mitgliede der churpfälzisch-deutschen Gesellschaft zu Mannheim aufgenommen. Hier war er auch Anton von Kleins Hausfreund, vor dessen freimüthigem Urtheile er viel Achtung hegte. Eben desselben Rudolph von Habsburg bestimmte auch Schillern, seinen Carlos, zu dem er schon damals den Entwurf gemacht hatte, in Jambra zu schreiben. Hier endet gleichsam die erste Periode Schillers. Er selbst hat sich auf eine merkwürdige Art über dieselbe und seine erste dramatische Arbeit erklärt. „Frühe," sagt er, „verlor ich

nein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plane seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel; aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir eine Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus, aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden — unbekannt mit den Menschen, — denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß Eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte, — unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen, denn hier kam nur Eine zur Reife, Eine, die ich jetzt nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich convulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem schönen Geschlechte — die Thore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu seyn; — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt setzte. — — Ich meine die Räuber. Dies Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefodert. Seine ganze Verantwortung sey das Clima, unter dem es geboren wurde. Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir nur einer begegnete." So urtheilte der Dichter über sein erstes dramatisches Studium, ein Stück, welches trotz allen theils üppigen, theils mißgestalteten Auswüchsen einer glühenden, noch nicht durch Weltkenntniß geregelten Phantasie und gehäuften Gräßlichkeiten immer eine geniale Schöpfung bleiben wird, und welches man in seiner ursprünglichen unkünstlerischen Rohheit nicht antasten darf, wie alle theils vom Verfasser selbst, theils von Andern gemachten, aber mißrathenen Versuche mit Feile und Scheere beweisen. Die Aufgabe des Dichters war: darzustellen, wie ein von Natur edler Mensch durch harte Verhältnisse und feindselige Bosheit zum Verbrecher verleitet wird. Tief verborgene Falten des menschlichen Herzens sind in den Motiven entwickelt, welche die beiden Brüder von Moor jeden auf seine strafbare Bahn hinleiten, wenn auch das Motiv selbst, wodurch Carl verleitet wird, Verbrecher zu werden, nämlich der Brief mit Drohungen von seinem Bruder, seiner Wirkung nicht entsprechend ist. Franzens Monolog, wo er sagt: „ich habe große Rechte, mit der Natur zu grollen, und, bei meiner Ehre, ich will sie geltend machen;" und Carls Empfangen des väterlichen Fluchs, statt des eben erwarteten Segens, der ihm die Himmelspforte zum ersehnten Guten und Rechten werden sollte, sind

psychologische Meisterzüge, und zeigen, daß wenn Schillern damal die Welt noch fremd war, er den Menschen schon kannte und dessen Innerstes, wenn auch nur in der Ahnung, schon tief ergründete Hierbei muß auch die treffende Charakteristik der Bösewichte, Schufterle, Spiegelberg und Hermanns, welche dem Franz Moor bedeutend gegenüber stehen, nicht unbemerkt gelassen werden. — Fiesko (1783) und Cabale und Liebe (1784) zeigen bei aller schroffen Größe, die auch sie auszeichnet, schon ein besonneneres Streben, so wie eine bessere Kenntniß der dem Dichter zu Gebote stehenden Mittel, und konnten Schillers Ruf nur befestigen. In allen diesen drei Stücken giebt das Laster den Anstoß; Hauptgegenstand ist das Ringen der Freiheit mit dem Schicksal, dem Staate und seinen Conventionen; aber die Zeichnung des Lasters verliert allmählig das Caricaturmäßige, Ungeheure, Teuflische, und wird menschlicher, wahrer, der überspannte Styl, der das ungewöhnlich Kräftige sucht und das Paradoxe, ist in ihnen noch herrschend. Mit diesen drei Tragödien schließt sich in Schillers Dichterleben die erste Periode, welche wir als die Zeit der mächtig aber regellos aufstrebenden Kraft hinlänglich charakterisirt zu haben glauben. Noch fallen in diesen Zeitraum einige kleinere Gedichte in der von ihm und Städlein gemeinschaftlich herausgegebnen Anthologie und in Armbrusters Chronik. Die Schlacht, die Kindesmörderin und die Gedichte an Laura (Tochter des Kammerraths Schwan) gehören in diese Periode. Noch unternahm er die Herausgabe der Thalia (1784), durch welche er auf die Verbesserung der Bühne zu wirken suchte; auch beschäftigten ihn damals noch mehrere dramatische Stoffe, besonders ein Conradin von Schwaben, und ein zweiter Theil der Räuber. — Seine längst gehegte Vorliebe für Don Carlos, welchen Stoff ihn Dalberg zu bearbeiten veranlaßt hatte, gab den Ausschlag. Eine glühende Jugendliebe und das Studium der Philosophie, welches unter andern auch seine philosophischen Briefe von Julius und Raphael bezeugen (Werke IV. B.), hatten seinem Geiste eine neue, ideale Welt aufgeschlossen, die er in seinem Don Carlos zu gestalten begann, von welchem zuerst er einige Scenen in die Thalia einrücken ließ. Durch Vorlesung derselben an dem landgräflich hessen-darmstädtischen Hofe wurde Schiller dem erhabnen Beschützer und Freunde der Künste und Wissenschaften, dem jetzigen Großherzoge von Weimar, persönlich bekannt und von ihm zum Rath ernannt, welche Auszeichnung für ihn von den wichtigsten Folgen war. — Schiller sehnte sich aber bald wiederum nach einem erweiterten Wirkungskreise. Er beschloß daher zu reisen, und zuerst nach Leipzig zu gehen, wo er sich durch seine poetischen Werke viele Freunde, besonders Huber gewonnen hatte, mit dem er vornehmlich in Briefwechsel stand. Er fühlte auch das Bedürfniß eines vertrauten Freundes, der mit ihm wohnen, ihm rathen und seine ökonomischen Angelegenheiten leiten sollte, und kam im März 1785 nach Leipzig. Hier und in dem nahen Dorfe Gohlis lebte er in einem freundschaftlichen Cirkel. Hier wurde auch das Lied an die Freude erzeugt. Zu Ende des Sommers ging er nach Dresden. Viele geistreiche Männer, die er dort kennen lernte, die schönen Umgebungen der Stadt, ihr Reichthum an Kunstschätzen, und vornehmlich die köstliche Bibliothek fesselten ihn bis 178? an diesen Aufenthalt. Er studirte des Don Carlos wegen Alles, was er über Philipp II. und seine Regierung hier auffinden konnte. Eine Frucht dieser Studien, die ihn unvermerkt in das historische Ge-

let führten, war seine Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung Leipzig 1788, 1sten Thls. 1r u. 2r Bd. N. Aufl. Ebendas. 1801, . mit Kupf. — 2ter Thl. Fortgesetzt von C. Curth, Leipzig 1808, 8., auch unter dem Titel: Der niederländische Revolutionskrieg u. s. w.). In diesem Werke (zu dem er später nicht zurückkehrte, um es zu beendigen) verband er, damals noch ein Jüngling, mit tiefem philosophisch-historischen Untersuchungsgeiste, eine lebendige Darstellung und glänzende Schreibart. Der Leser ward durch die Würde und Anmuth des Vortrags angenehm fortgerissen, und auch der Kenner fand sich befriedigt. In diese Zeit der historischen Forschungen gehört auch sein Werk: Geschichte der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen, wovon ebenfalls nur ein Band erschien. Seine bekannte Freigeisterei der Leidenschaft (welche aber, wie so manche seiner andern Gedichte, durch spätere Änderungen und Abkürzungen sehr an ihrem ursprünglichen Charakter verlor) schrieb er um dieselbe Zeit. Wie jeder mit reicher Fülle des Geistes und Gemüths begabte Mensch, der früher den Genuß des Lebens hat entbehren müssen, oder dem er durch Zwang vergällt worden, setzte auch Schiller, da ihm die Freiheit zu Theil worden, den Becher der Freude an die empfänglichen Lippen, und leerte ihn oft und gern in glühenden Zügen. Aber seine Freuden waren genialisch und edel wie er selbst. Gern mochte er sein allem Großen und Schönen geweihtes Herz dem Gleichgesinnten öffnen, und im Austausch der verwandten Gefühle sein Daseyn vervielfachen. Innig rührte ihn der hohe Reiz der Natur. Das Erhabne, das schauerlich und würdig Begeisternde sprach ihn mächtig an. Wohl mocht' er (und er that es oft) im leichten Kahn dem Laufe des Stromes folgen, wenn Stürme die Wellen durchbraus'ten, und schwarze Gewitter um ihn krachten und flammten. Wenn er die Elemente im Kampfe gegen einander erblickte, dann fand er die Harmonie in der eignen Brust, und strömte gern seine Gefühle in die Saiten aus. Mit Ernst und Eifer setzte er indeß seine Studien und Arbeiten fort. Die Nächte waren diesen vorzüglich gewidmet. Wenn das verworrne und verwirrende Treiben der Außenwelt schwieg, dann sprach der Genius vernehmlicher und klarer zu ihm. Mit der verlöschenden Fackel des Tages entzündete sich die Flamme seiner Begeisterung, und oft brach die Morgenröthe an, ohne daß noch Schiller des Schlafs genossen hatte. — In Dresden und in dem nahgelegnen Dorfe Loschwitz, in dem Hause seines Freundes, des damaligen Appellationsrathes Körner, vollendete Schiller seinen Don Carlos, welcher, obgleich immer ein Werk, das schon allein den Namen des Verfassers bei der Nachwelt verherrlichen würde, doch nicht den Grad von Vollendung erhielt, welchen er erlangt hätte, wenn Schiller seinen ursprünglichen Ideen gefolgt wäre. Er selbst sagt in dieser Hinsicht (in seinen Briefen über Don Carlos in seinen kleinen prosaischen Schriften Th. 1. S. 163 bis 262): „Es kann mir begegnet seyn, daß ich in den ersten Acten dieses Stücks andre Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. St. Reals Novelle, vielleicht auch meine eigenen Äußerungen darüber im 1sten Stücke der Thalia mögen dem Leser einen Standpunkt angewiesen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete, welches mehrerer Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war, hat sich — in mir selbst Vieles

verändert. An den verschiednen Schicksalen, die während dieser Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen sind, mußt nothwendig auch dieses Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfang vorzüglich in demselben gefesselt hatte, that diese Wirkung in der Folge schon schwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen die indeß bei mir aufkamen, verdrängten die frühern; Carlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit voraus gesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. Der Hauptfehler war: ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatisches Werk aber kann und soll nur die Blüthe eines einzigen Sommers seyn. Auch der Plan war für die Gränzen und Regeln eines dramatischen Werks zu weitläuftig angelegt. Dieser Plan foderte zum Beispiel, daß Marquis Posa das uneingeschränkte Vertrauen Philipps davontrug; aber zu dieser außerordentlichen Wirkung erlaubte mir die Ökonomie des Stücks nur eine Scene." Schiller wollte daher auch dieses Stück nicht für ein Theaterstück gehalten wissen, obgleich es mit dem größten Beifall auf der Bühne aufgenommen wurde, und immer eine Zierde derselben bleiben wird, wie vielfach, und oft ganz sinnlos es auch verschnitten und verstümmelt worden ist. Er selbst nennt es in seinen Briefen an Dalberg ein Familiengemählde aus einem königlichen Hause. Wieland, der sehr scharf darüber urtheilt, fand in den Personen dieses Stücks nur idealische Phantasiegeschöpfe, bei denen man doch die psychologische Wahrheit vermisse. Und in der That sind in diesem Stücke der Drang nach Anwendung philosophischer Ideen von Freiheit und Cosmopolitismus, so wie das Streben der Phantasie, den geschichtlichen Stoff zu idealisiren, mit dem Streben, die in dieser Beziehung entworfenen Charaktere durch psychologische Kraft und Wahrheit zu individualisiren, darin noch in einem großen Streite begriffen. — Außerdem gehört in diese Periode seines Lebens noch der Entwurf zu einem Lustspiele: der Menschenfeind, von welchem einige Scenen vorhanden sind, und der unvollendete Roman der Geisterseher (Leipz. 1789); ein Versuch seiner Phantasie im Gebiete der Erzählung, zu welchem ihm wahrscheinlich die damaligen Gerüchte von Cagliostro Veranlassung gaben. Interessante Charakterzeichnung, Lebendigkeit der Erzählung und Diction zeichnen ihn aus. Im J. 1787 ging Schiller nach Weimar, wo ihn Herder und Wieland freundlich aufnahmen, und letzterer besonders sehr günstig auf ihn wirkte. Von hier aus machte er wieder einen Besuch in Bauerbach. In Rudolstadt lernte er seine nachherige Gattin, damals Fräulein von Lengefeld, kennen und fühlte das Bedürfniß, sich an einer Gattin Seite eine bürgerliche und häusliche Existenz zu gründen. Auch im folgenden Jahre kehrte er nach Rudolstadt zurück. Hier traf er zum erstenmal mit Göthe zusammen, der in Gesellschaft der verwitweten Herzogin Amalia eben aus Italien zurückkehrte. Durch Göthe, der ihn anfangs nicht ansprach, und der in der ganzen Weltansicht so höchst verschieden von ihm war (siehe Göthe zur Naturwissenschaft, und den Auszug im Morgenblatte, St. 216, 1817.) wurde er dieser geistreichen Fürstin bekannt; auch erhielt er durch dessen und des nachherigen Geheimenraths von Voigt Verwendung nach Eichhorns Weggange von Jena die Professur der Geschichte und Philosophie daselbst, welche er im J. 1789 mit der Rede: Was heißt und zu welchem Zwecke studirt man Universalgeschichte?

antrat (Werke B. VII.). Dem Studium der Geschichte widmete er sich jetzt voll Begeisterung, und die wenigen poetischen Producte dieser Periode beziehen sich größtentheils darauf. Hieher gehören die Götter Griechenlands, die Künstler (zuerst in Wielands Merkur) und der kühne Plan zu einem epischen Gedichte aus der Geschichte Friedrichs des Großen. In dieselbe Periode fällt die Lectüre der Classiker, die er theilweise übersetzte (besonders Euripides). Der Umgang mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in Jena regte ihn bedeutend an, besonders mit Reinhold, durch welchen er mit Philosophie, besonders mit der Kantischen, vertrauter ward. Dies veranlaßte viele philosophische und ästhetische Abhandlungen in dieser Zeit, in welchen die Kantische Grundansicht oft hervorschimmert, ohne die geistreichen und originellen Ansichten unsers Dichters zu unterdrücken. Schiller lehrte mit dem ausgezeichnetsten Beifalle Geschichte, in der Folge auch Ästhetik, und benutzte den Reichthum der deutschen Sprache glücklich zur Darstellung der abstractesten Begriffe, der erhabensten Ideen und verwickelter Thatsachen. In dieser Zeit begann er ferner seine Memoiren vom 12ten Jahrhundert an bis auf die neuesten Zeiten (1790) und die Geschichte des 30jährigen Krieges. Diese zweite bedeutende Frucht seiner historischen Forschungen wurde mit Enthusiasmus in ganz Deutschland aufgenommen. Sie erschien zuerst im Taschencalender für Damen 1790—93. Wieland (in seiner Vorrede zur Geschichte des 30jährigen Kriegs, Leipz. 1791, 3 Bde. 12.) und Johannes von Müller fällten darüber das günstigste Urtheil, und erklärten es für ein Buch der Nation. Und welche Hochachtung und Bewunderung flößt der Eifer und die Geistesgewandtheit ein, womit dieser Mann den Forschungen der Philosophie und Geschichte sich hingab, und sie mit poetischem Sinne zu verbinden suchte! Für die Poesie selbst wirkte er in dieser Zeit weniger; nur Übersetzungen aus dem Virgil und andere fallen in die Zeit von 1790—94, und mehrere Plane zu künftigen poetischen Arbeiten. In und außerhalb Deutschland wurden jetzt Schillers große Verdienste anerkannt, und von Fürsten und Völkern belohnt. So ertheilte ihm der Landgraf von Hessen-Darmstadt gleichfalls schon 1788 den Titel als Rath. 1790, in welchem Jahre er sich auch verheirathete, wurde er von dem Herzoge von Meiningen zum Hofrath ernannt. Die damalige französische Republik ertheilte ihm zu Anfang der Revolution das Bürgerrecht, und der deutsche Kaiser erhob ihn 1802 in den Reichsadelstand. Wenn auch dergleichen Ehrenbezeigungen nicht den Werth des Mannes erhöhen, so sind sie doch als Beweise freiwilliger Anerkennung jenes Werthes schätzbar. — Anhaltendes nächtliches Studiren, verbunden mit dem Genusse geistiger Reizmittel, hatte Schillers Gesundheit untergraben; nur langsam genas er von einer gefährlichen Brustkrankheit, ohne sich jedoch ganz wieder erholen zu können. Aber dies hemmte seine Thätigkeit nicht, die ihn oft das Äußere vergessen machte. Um ihn indessen in eine sorgenfreiere Lage zu versetzen, bei welcher er sich schonen, und geistanstrengende Arbeiten einige Zeit lang unterlassen könnte, bot ihm der damalige Erbprinz, jetzt regierende Herzog von Holstein-Augustenburg, vereint mit dem Grafen von Schimmelmann, ein Jahrgehalt von tausend Thalern auf drei Jahre an, was den Empfänger sehr rührte. Um das Jahr 1793 hatte Schiller auch eine Revision seiner Gedichte vorgenommen, bei welcher er sehr streng gegen sich verfuhr. In dieselbe Zeit fiel die scharfe Beurthei-

lung der Bürgerschen Gedichte (Werke B. VIII. Abth. 2. S. 264.), die man wohl auf seinem Standpunkte, der sich zu dem Bürgerschen fast wie Kunstpoesie zur Naturpoesie verhielt, ganz natürlich und begreiflich finden muß, obgleich diese Kritik den unglücklichen Dichter tief verletzte. Im Jahre 1793 reiste Schiller in seine Heimath nach Schwaben, und lebte dort vom August bis zum Mai des folgenden Jahres in dem Kreise seiner Ältern und Freunde abwechselnd in Heilbronn und Ludwigsburg sehr glücklich, und ohne von dem Herzoge, an den er von Heilbronn aus schrieb, gestört oder weiter bemerkt zu werden. Als er nach Jena zurückgekommen war, faßte er den Plan, in Verbindung mit den vorzüglichsten Schriftstellern Deutschlands eine neue Zeitschrift: die Horen, zu eröffnen, da mit dem Jahr 1793 die Thalia geschlossen worden war. In derselben Zeit kam er auch mit Göthe in vertraulichere Verbindung und fortgesetzten Briefwechsel, was auf seine Poesie den entschiedensten Einfluß hatte. Auch besuchte er letztern zuweilen in Weimar und wohnte bei ihm. Mit neuer Liebe kehrte er in den folgenden Jahren zur Dichtkunst zurück; und brachte vorzüglich vom Jahr 1795 die schönsten seiner lyrischen Gedichte hervor, die er zuerst in den Horen und in seinen Musenalmanachen (der erste erschien 1796) mittheilte, zuerst mehrere didactischer Art, die ihm vorzüglich eignete (z. B. das Ideal und das Leben, die Ideale, der Spaziergang), im Jahr 1796 in Verbindung mit Göthe die kritischen Xenien (s. d. Art.) und im Jahr 1797 seine ersten Balladen, wozu er durch einen Wetteifer mit Göthe veranlaßt wurde. Doch kehrte er bald zur dramatischen Laufbahn zurück. Schon 1795 hegte er den Plan zu einem Stücke aus der Geschichte der türkischen Belagerung von Malta, unter dem Namen die Ritter von Malta (s. Werke XII. B.). Aber über alle andere Plane siegte Wallenstein, den er 1799 beendigte. Die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs hatte schon früher in Schillern den Gedanken rege gemacht, den großen Gustav Adolph zum Helden eines epischen Gedichts zu machen, der aber nicht zur Ausführung kam. Statt dessen ergriff er aus derselben Geschichte den Plan, den Wallenstein zum Helden eines Drama's zu machen. Mit großer Scheu ging er an die Ausführung dieser schweren Aufgabe, und die jetzt klarere Reflexion in ihm erregte ihm manche Zweifel. Große Charakterschilderung wird hier sein Hauptzweck; in der Composition der ganzen Handlung aber, die fast epische Breite gewinnt, so wie in den einzelnen Reden des Wallenstein, bricht die Reflexion über Schicksal, und die von Schiller abstrahirte Theorie der Tragödie überall hervor. Unstreitig ist Wallenstein durch gleichmäßige Haltung und stete Sicherheit, dem Carlos wie den meisten Werken seiner Gattung, weit vorzuziehn. Allenthalben ist verständige Fügung sichtbar, die Charakteristik der Hauptpersonen aus der Tiefe des gesammten Lebens geschöpft und fest in sich selbst gegründet. Vor allen herrlich steht Wallenstein selbst da, als großer, kühner Krieger geschildert, der seiner überwiegenden Geisteskraft, dem von ihm erst geschaffnen Heere, der Freundschaft und den Sternen vertrauend, als Opfer der Eigenmacht fällt, mit welcher er verbrecherisch den unverdienten politischen Fall abzuwenden verleitet wird. Reich und herrlich ist die Schattirung dieses großen Charakters, durch die Charaktere der Krieger, welche ihn umgeben, bewirkt. Das Lager Wallensteins hängt damit nur locker zusammen, und schildert den Charakter des

Heeres und seine Meinung und Erwartungen von seinem Führer. Die Schilderung Wallensteins in seinem Familienverhältnisse, und die Episode der Liebe zwischen Max und Thekla vollenden das große Bild, mildern den erhabnen Ernst, und heben, in Verbindung mit dem Wunderglauben des Wallenstein, das politische Drama in die Sphäre der lyrischen Romantik. — Zugleich ist die Sprache und die ganze äußere Form mit großem Fleiße abgerundet und zu einem hohen Grade von Vollkommenheit geführt. — Mit diesem großen Werke schließt seine zweite Dichterperiode, durch Streben nach großer und wahrer Charakteristik, so wie durch Einfluß selbstgeschaffner Theorie, ausgezeichnet. Göthe und das Theater zog ihn nach Beendigung dieses Werks immer fester nach Weimar. Hier lebte er seit 1799 im Umgange der geistreichsten und herrlichsten Freunde, glücklich als Gatte und Vater, und von seinem Fürsten sehr geehrt, und gewann neue Kraft und Heiterkeit des Geistes. Zwei Werke folgten dem Wallenstein, denen wir vor allen andern den Preis zuerkennen: Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans. Wenn sich jenes Drama durch echt tragische Motive, durch meisterhafte Anordnung als Ganzes, und durch den Geist versöhnender Religiosität, der die Seele dieser Tragödie ist, auszeichnet und um so tiefer erschüttert, je wahrer und in sich selbst gegründeter die dramatische Schilderung ist, so strahlt diese, als das begeisterte Werkzeug der rettenden Gottheit, im reichsten Schmucke der damals wiedererweckten Wunderromantik, nicht weniger mit dem heitern Zauber der Phantasie, als mit dem äußern Prunke der Bühne ausgestattet, und in die Rechte wieder eingesetzt, die der Dichter schon früher gegen unheiligen Spott in einem kleineren Gedichte geltend gemacht. Schiller läßt sie auf dem Gipfel ihres Glückes durch irdische Liebe geprüft, und von dem Geschick entsühnt werden. Herrlich ist vorzüglich die Schilderung des prophetischen Hirtenmädchens in den ersten Acten. Der Dichter selbst schrieb in der Folge einige Briefe über die Jungfrau, die in ihrer Einfachheit und Sinnigkeit ein schönes Licht auf sein damaliges inneres Leben werfen. — Diese Werke (sie wurden in den Jahren 1800 und 1801 gearbeitet) scheinen den Gipfel seiner dramatischen Poesie zu bezeichnen. Ruhe, Klarheit und Zusammenhang, glücklicheres Streben nach dem Ganzen, und nach poetischer Wahrheit, in welcher Idealität und Wirklichkeit vereinigt sind, zeigen sich nirgends so offenbar, als in Maria Stuart; dahingegen der Dichter in der Jungfrau manchen fremden Schimmer geborgt hat, und von der Einfachheit der Geschichte abzuweichen, durch seine Ansicht von romantischer Ausführung bestimmt wurde. Johannens hartnäckiges Schweigen und die Erscheinung des schwarzen Ritters sind an diesem Stücke am meisten getadelt worden (s. jedoch Böttiger in dem Taschenbuche Minerva 1812, und Apels Recension in der Jenaer Literaturzeitung). — Jetzt lebte er ganz für die dramatische Dichtkunst, und wie ihn die ausgebreiteten Naturforschungen Göthe's vielfältig anregten, so beschäftigte ihn auch die Vervollkommnung des deutschen Theaters, zu welcher er durch belehrenden Umgang mit den Schauspielern der Weimarischen Bühne, und Bearbeitung seiner und fremder Stücke sehr vortheilhaft wirkte. (Vergl. Göthe's Aufsatz über das deutsche Theater, Morgenblatt, April 1815, St. 85.) — In seinem nächsten Drama, der Braut von Messina (1303), wich Schiller wieder ab von der betretnen Bahn. In diesem Stücke, das zugleich einen Versuch enthält, den Chor der Griechen auf unsre

Bühne zu bringen, sind mit lyrischem Feuer die glühendste Liebe und die furchtbarste Rache geschildert; aber wenn schon die Vermischung der Religionen störend wirkt, so ist die Darstellung des Schicksals, das nicht als ernst gerechte Strafgöttin, sondern als furchtbare Furie erscheint, welche die schönsten Bande nur knüpft, um sie hohnlachend zu zerreißen, dem Eindrucke des Ganzen noch nachtheiliger. Das Ganze konnte mehr als Studium angesehen werden, das Antike und Romantische zu verbinden. (Siehe darüber Böttiger in der Minerva, Jahrgang 1814, und das Leipziger Kunstblatt 1817, 1. St.). So sehr in diesem tragischen Intriguenstücke die Charakterzeichnung gelitten hat, so kräftig ist sie wiederum in seinem letzten großen Werke. Wilhelm Tell ist mächtig anziehend durch die Wahrheit, womit die einfache Sitte eines freigesinnten, unverderbten Volks, das in glücklicher Abgeschiedenheit lebt, geschildert, und im Kampfe gegen frevelhafte Unterdrückung als Sieger dargestellt wird. Als ein Seher der Zukunft hinterließ der Dichter dieses Werk zum kostbaren Erbe seinem Volke, dessen Erniedrigung er nicht schauen sollte. Möge dies Bild der Sittlichkeit, Einfalt, Eintracht, das sein scheidender Sänger ihm zurückließ, nie aus seinem Andenken kommen! — Ein Werk, das ihn der Tod nicht vollenden ließ, war der falsche Demetrius. (Herr von Maltitz hat denselben nach Schillers Plane ausgeführt. Siehe Böttiger in der Minerva 1819 und vergleiche die interessante Beurtheilung des Maltitzischen Gedichts in der Leipziger Literaturzeitung 116, 1819). Außerdem bearbeitete er noch Shakspeare's Macbeth, Gozzis Turandot (beide nicht gelungen) für die Bühne; schrieb die prächtige Huldigung der Künste (1804) zur Vermählungsfeier des Erbprinzen von Weimar, bearbeitete Racine's Phädra und zwei französische Lustspiele (der Neffe als Onkel und der Parasit). Zu letzterm besaß er nicht die leichte, spielende Munterkeit, welche im Gebiete des Lustspiels herrschen muß. Hiermit schließt sich der Kreis seiner dramatischen Wirksamkeit. Über diese sagt Fr. Schlegel in seinen Vorlesungen über die Geschichte der ältern und neuern Literatur (B. 2. S. 318): „Wenn auch zwischen seiner Poesie und unsrer Bühne noch einige Disharmonie bleibt, so ist Schiller doch als der wahre Begründer unsrer Bühne zu betrachten, der die eigentliche Sphäre derselben und die ihr angemeßne Form am glücklichsten getroffen hat. Er war ganz dramatischer Dichter; selbst die leidenschaftliche Rhetorik, die er neben der Poesie besitzt, ist diesem wesentlich. Seine historischen, und auch seine philosophischen Werke und Versuche sind nur als Studien und Vorübungen seiner dramatischen Kunst zu betrachten. Doch sind die philosophischen auch von der Seite merkwürdig, daß sie uns am meisten darstellen, wie er in seinem Innern dachte, und wie wenig er in sich zur vollkommnen Harmonie gelangt war. Eine zweifelnde, skeptische und unbefriedigte Ansicht leuchtet aus allen jenen Versuchen, seinem forschenden Geist Genüge zu leisten, hervor. Einige sind der Meinung gewesen, das Studium der Philosophie sey ihm schädlich gewesen, auch für die Kunst. Allein in Zweifel befangen war er schon früher; und die innere Befriedigung eines solchen Geistes muß doch immer als das Erste gelten, und ist wichtiger als alle äußere Kunstübung. Und selbst für die Kunst dürften diese großen historischen und philosophischen Zurüstungen Schillers zu einigen Dramen eher zu loben als zu tadeln seyn. Nicht durch eine noch so große Menge und schnelle Arbeiten vielschreibender Theaterdichter wird bei uns die

Bühne aufblühen. Nur durch Gedankentiefe und historischen Gehalt ist dramatische Vortrefflichkeit, wie in Griechenland, England und Spanien, so insonderheit für uns erreichbar. Ist Schiller in einigen Werken seiner mittleren Periode nicht frei von einer verkehrten Anwendung philosophischer Begriffe über das Wesen der alten Tragödie, oder von historischer Einseitigkeit, so entspringen diese Mängel nicht daraus, daß er sich der Speculation ergab, sondern nur daraus, daß diese Studien, so ernst er sie auch getrieben, und so gründlich er sie meinte, doch noch nicht zum Ziel gelangt und für seinen Zweck vollendet waren." — Unter allen Werken, die Schiller hervorgebracht, stehen seine dramatischen oben an. Wenn aber Shakspeare und Calderon die vielgestaltige Welt in den mannichfaltigsten Schöpfungen abbilden und darstellen, so sehen wir Schillern, nicht zufrieden mit dem Irdischen, Menschlicherreichbaren, nach einem Ideale ringen, das kein menschlicher Geist erreichen kann. Ein Schwanken zwischen Ideal und Wirklichkeit war überhaupt Grundzug seines Wesens, und war vielleicht aus der Reflexion über die grellen Gegensätze, die ihm in seinem Leben so früh entgegentraten, veranlaßt worden. Ein zweiter Prometheus, strebt er nach dem himmlischen Feuer, das dem Sterblichen versagt ist, mit sichtbarem Kraftaufwand. Sagt er doch selbst, daß nur unbestürmt der Himmel sich freundlich herniederneige, und daß nur leicht erbeten aus dem Schooße der Götter das Glück herabfalle. Daher gelingt es ihm nie ganz, sich und sein Werk zu trennen, sondern immer erscheint uns in demselben zugleich der reflectirende Dichter, ob er gleich in späterer Zeit, wo er mehr im Schaffen lebte, dies wohl fühlend, die ganze Ästhetik unwillig verdammte; daher auch bildete er die Komik ungleich weniger aus, als die Tragik, in der sein, auf das Erhabne und Ernste gerichteter Geist sich einheimischer fühlte. Daher legte er selbst in die Zeichnung seiner weiblichen Charaktere mehr Größe als weibliche Grazie, und ist weniger glücklich als Göthe in der Schilderung derselben; auch bleibt ihm die Liebe stets untergeordnet. Daher mußte ihm vor Allem, und mit Recht, das kleinliche, ewig wiederkehrende Treiben des alltäglichen Lebens, als ein schlechter Stoff für die Bühne, verhaßt seyn, worüber er sich in Shakspeare's Schatten kräftig ausspricht. Auch seine Poesien tragen sämmtlich das Gepräge dieses Geistes. Von seinen lyrischen Stücken gehören zu den köstlichsten: die Götter Griechenlands, Resignation, die Ideale, das Reich der Formen, die Worte des Glaubens, die Worte des Wahns, das Lied von der Glocke, die Würde der Frauen, der herrliche Hymnus an die Freude und mehrere didactisch-lyrische Stücke. (Siehe den Aufsatz über Schiller als Lehrdichter im Journal für Luxus und Mode, Oct. 1818). Durch Innigkeit und Zartheit sind vor andern ausgezeichnet Thekla's liebliche Geisterstimme, das Mädchen aus der Fremde, eine schöne Allegorie, u. a. Ein eignes großes Gepräge tragen seine Balladen und Romanzen. Ohne die Einfachheit zu haben, die ursprünglich dieser Gattung gehört, rühren sie nicht minder tief und mächtig. Dahin gehören vornehmlich der Taucher, die Kraniche des Ibicus, der Ritter Georg, der Gang nach dem Eisenhammer u. s. w., vor allen aber der Ritter Toggenburg, der nimmer veralten und stets zum Herzen sprechen wird, so lange die Heiligkeit der Liebe, und der ewige Schmerz unerwiederter Neigung als wahr wird anerkannt wer-

den. Viele dieser Gedichte werden ewig im Munde der Gebildeten leben. Musterhaft sind seine didactischen Epigramme durch die tiefe Bedeutung, die er den meisten derselben einzuprägen gewußt hat. Zu diesen gehört auch sein Antheil an den 1797 zuerst erschienenen Xenien, die zur Genüge beweisen, wie wenig es ihm an dem recht eigentlichen epigrammatischen Witze fehlte. Dagegen ist er im Mechanismus des Hexameters und Pentameters nicht vollkommen Meister, wie er sich denn auch in andern Versmaaßen und im Reime viele Nachlässigkeiten erlaubt, die er leicht beseitigt haben würde, wenn er nicht zu wenigen Werth darauf gelegt hätte. — Von seinem hohen Talente als Romandichter hat Schiller uns eigentlich nur einen Wink gegeben, aber einen bedeutenden, der ihn auch in dieser Gattung als Meister zeigt. Außer dem oben angeführten Romane, der Geisterseher, besitzen wir von ihm nur die schöne Erzählung der Sonnenwirth und einige andere Fragmente in seinen kleinen prosaischen Schriften. — Ein früher Tod entriß ihn der Welt. Im J. 1804 wohnte er in Berlin der Aufführung des Tell bei, wo ihm die ehrenvollsten Auszeichnungen zu Theil wurden; kränklich kehrte er nach Weimar zurück. Schon war er auch diesmal dem Anscheine nach wieder genesen, als er am 9ten Mai 1805 in seinem 46sten Lebensjahre unerwartet starb. Wohl nie erregte der Tod eines deutschen Dichters eine tiefere und allgemeinere Trauer, als Schillers frühes Hinscheiden. Im Ringen nach dem Ewigen, Göttlichen war er ein Opfer geworden für Wissenschaft und Kunst, und mit Wahrheit sagte sein großer Freund Göthe von ihm:

Er wendete die Blüthe höchstens Strebens,
Das Leben selbst an dieses Bild des Lebens.

„Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen", sagt eben derselbe, „daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseyns zu den Seligen emporgestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt, und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten; und so bleibt uns Achill als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig! Daß er früh hinwegschied, kommt auch uns zu Gute. Von seinem Grabe her stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort- und immer fortzusetzen. So wird er seinem Volke und der Menschheit in dem, was er gewirkt und gewollt, stets leben." Bisher haben wir nur von seinen seltnen Geistesgaben gesprochen; gleich selten waren die Gaben seines Herzens. Haß gegen alles Falsche und Rechtswidrige war ein Hauptzug seines Charakters. Ein reiner Ernst und Eifer für das Wahre und Schöne, weswegen ihn A. W. Schlegel mit dem vollkommensten Rechte den tugendhaften Künstler nennt, und eine tiefe Ehrfurcht vor dem Heiligen erfüllte sein Herz. — Zutraulich und offen, redlich in Worten und Handlungen, gewann er schnell eines Jeden Vertrauen. Kein Stolz, kein Geltendmachen einer Überlegenheit, keine vornehme Zurückhaltung entfernten von ihm. Je näher man ihm kam, desto mächtiger zog er an. Seine lange Statur, sein hageres bleiches Gesicht, das die Spuren der Kränklichkeit trug, mochten im ersten Augenblick gleichgültig lassen; aber

em Forscher leuchtete in seinem blauen Auge ein geistvolles Feuer; ie gewölbte freie Stirn verkündigte den Dichter und Denker, und obald sich die Lippen zur Rede öffneten, war über seinem Gesicht, em in der Lebhaftigkeit des Gesprächs wohl eine leichte Röthe anlog, eine unbeschreibliche Anmuth verbreitet. (Am treuesten hat Professor Dannecker Schillers Bild in einer colossalen Büste gegeben. Schiller hatte ihm bei seinem Aufenthalte in Schwaben dazu selbst gesessen.) Schillers Leiche wurde auf dem Jacobskirchhofe zu Weimar beerdigt, und ruht im Landschafts-Cassengewölbe. Er hinterließ seine Witwe mit zwei Söhnen und zwei Töchtern. Von seinen drei Schwestern war die jüngste vor ihm gestorben, die beiden ältesten verheiratheten, überlebten ihn. — Schön und würdig war des wackern Becker Vorschlag, Schillers Namen auf eine Weise zu verewigen, die ihn nicht minder als das dankbare Vaterland geehrt haben würde. Dieser Vorschlag bestand darin, auf allen bedeutenden Bühnen Deutschlands Todtenfeiern für den Verewigten zu veranstalten, und den Gesammtertrag zum Ankauf eines Landguts anzuwenden, das unter dem Namen Schillers-Ehre ein unveräußerliches Eigenthum seiner Familie bleiben sollte. Die bald darauf ausgebrochnen Kriegsunruhen haben die Ausführung verhindert, und seine Nation hat ihre Schuld an seine Manen noch nicht abgetragen. In der Biographie Schillers von D. im XV. Hefte der Zeitgenossen (Leipz. bei Brockhaus 1819) finden sich ziemlich alle Schriften über Schillers Leben verzeichnet. Nur die kleine Schrift: Schillers Leben und Beurtheilung seiner vorzüglichsten Werke, Basel 1811, 8. fehlt. Eine sehr interessante Kritik eines Schweden über Schillers Werke: Försok till en Kritik öfver Friedrich Schiller etc., Stockholm 1808, 8. (wovon ein Auszug in der Wiener Zeitschrift für Kunst und Literatur, St. 49, 1818 gegeben wurde), ist in Deutschland wenig bekannt.

Schilling ist eine deutsche, theils wirkliche, theils Rechnungsmünze, welche man von den ehemaligen römischen Solidis herleitet (wovon auch die französischen Sols oder Sous, ingleichen die italienischen Soldi ꝛc. herstammen. In Deutschland ist sie theils in Golde als Gulden, theils in Silber als Schilling ausgeprägt worden. Ehemals war ein alter Schilling von feinem Silber 20 bis 24 Groschen werth; daher denn auch diese Schillinge, so wie die nachher erfolgten Groschen, bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts die größten Silbermünzen im deutschen Reiche waren. Die gegenwärtigen Schillinge sind hiervon sehr verschieden; wiewohl es heut zu Tage schwerere und leichtere giebt, die an verschiednen Orten in verschiedner Währung stehen. Von jenen, den schweren, machen gemeiniglich sechs Stück einen Reichsthaler; von den leichten hingegen hält das Stück zwölf, wohl auch nur sechs Pfennige. In Ansehung der ausländischen Schillinge rechnet man den brabanter Schilling ungefähr 3½ Groschen sächsisch, den englischen (12 Pence haltend) etwa 7½ bis ½ Groschen.

Schilling (Friedrich Gustav), einer unserer berühmtesten und unterhaltendsten erzählenden Schriftsteller, wurde zu Dresden am 25sten November 1766 geboren. Schon im 9ten Jahre verlor er seine Mutter (eine Schwester des Geheimenraths und Commerziendirectors Freiherrn von Ferber) durch den Tod, und Berufsgeschäfte entfernten seinen Vater, welcher chursächsischer Assistenzrath war, oft Monate lang von ihm. Daher nahm Frau Sophia Kaufmann zu Bischofswerda, eine der edelsten und gebildetsten Frauen

und Freundin des älterlichen Hauses, den kränkelnden, mutterlosen Knaben bei sich auf. Während der Jahre 1779-1781 studirte er auf der Fürstenschule zu Meißen, trat aber, von dem damals dort vorherrschenden Pennalismus und seiner Vorliebe für den Soldatenstand gedrängt, 1781 in das sächsische Artilleriecorps ein. Nach Ablauf von sieben Jahren und nach dem vierjährigen Besuch der Artillerieschule zum Offizier vorgerückt, wohnte er (seit 1791 Gatte und Vater) der Belagerung von Maynz, der dreitägigen Schlacht von Moorlautern und den meisten Gefechten des sächsischen Contingents während des Feldzuges von 1793 bei. Nach der unglücklichen Schlacht von Jena wurde er nebst noch 122 sächsischen Offizieren gefangen. Im Jahr 1807 führte ihn der Krieg nach Warschau und Danzig, von wo aus er, jetzt zum Hauptmann vorgerückt, nach erfolgtem Frieden wegen eines chronischen, immer zunehmenden Nervenübels auf sein Gesuch mit Pension entlassen, nach Freiberg zurückkehrte. Er lebt seit einigen Jahren nun in Dresden. Gewiß ist Schilling einer unsrer geistvollsten, gewandtesten und launigsten Romandichter. Mit einer tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens, der Sprache und der Sitten, besonders in den höhern und gebildetern Ständen, verbindet er eine fast unerschöpfliche Erfindungsgabe, eine überaus lebhafte und blühende Phantasie, einen leichten, natürlichen Witz, und eine Mannichfaltigkeit und Vielseitigkeit der Ansichten und Darstellungen, wie man sie bei einem so fruchtbaren Schriftsteller nicht erwarten sollte. Sein Guido von Sahnsdom ist eins seiner ersten und gelungensten Werke. Eine kühne, oft zu kühne Darstellung der höhern Verhältnisse des Lebens, eine Charakterschilderung, wie nur die Hand eines Meisters, der in die Mysterien der großen und vornehmern Welt eingeweiht ist, sie entwerfen kann, herrscht in dieser Dichtung. Außer diesem und vielen andern lobenswerthen Romanen besitzen wir von ihm mehrere Sammlungen kleiner Erzählungen, die fast durchgehends zu Mustern dieser Gattung dienen können. Es sind liebliche geistvolle Darstellungen aus dem Leben, eben so anziehend durch die Mannichfaltigkeit ihres Inhalts, als durch Zartheit der Empfindungen, leichten gefälligen Witz, und genaue Kenntniß der Menschen und Sitten. Besonders ist der Dialog in Schillings Schriften vortrefflich, und deshalb möchte man es bedauern, daß dieser Schriftsteller wenig oder gar nichts für die Bühne gearbeitet hat. Was man vielleicht ihm vorwerfen könnte, wäre, daß seine Sprache nicht immer gleich correct ist. Übrigens gehört er zu den wenigen deutschen Schriftstellern, die sich nie einer Schule angeschlossen haben. Bei Arnold in Dresden kommt seit 1810 eine Ausgabe von seinen sämmtlichen Schriften heraus. N. P.

Schimmelpennink (Rütger Jan), der letzte Oberbeamte oder Präsident der Republik der vereinigten Niederlande unter dem Titel eines Großpensionairs der batavischen Republik, aber mit fast monarchischer Gewalt bekleidet, ist in Deventer gegen 1760 geboren. Er studirte in Leyden die Rechte, wurde 1784 Doctor derselben und schrieb bei dieser Gelegenheit eine Dissertation de imperio populari rite temperato, und wurde darauf Advocat in Amsterdam. Beim Ausbruch der Revolution (nach Pichegru's Einrücken) wurde er in die batavische Nationalversammlung gewählt und erhielt (1798) die damals besonders wichtige Stelle als

Gesandter in Paris. Bei den Unterhandlungen von Amiens, denen er als außerordentlicher Botschafter der batavischen Republik beiwohnte, wußte er mit Glück und Erfolg die Interessen derselben geltend zu machen. Nach geschlossenem Frieden wurde er zum batavischen Ambassadeur am englischen Hofe ernannt. Bei dem wieder ausbrechenden Kriege von 1803 versuchte er, die Neutralität Hollands zu behaupten, auch würde ihm dieses gelungen seyn, wenn Buonaparte, damals erster Consul, sie hätte zugestehen wollen. Schimmelpennink kehrte jetzt wieder nach Paris zurück, wo ihn Buonaparte zuerst nicht günstig aufnahm, indem er ihn dem Interesse Englands ergeben glaubte. Bald aber gewann Schimmelpennink Buonaparte's ganzes Vertrauen, und als des Letztern Verlangen, mehr Einheit in die Staatsform Hollands zu bringen, realisirt und in diesem Sinne eine neue Constitution gebildet wurde, trat statt der zeitherigen executiven Gewalt (eines Collegiums von zehn Personen unter dem Namen Staatsbewind) Schimmelpennink (im Mai 1805) als Präsident unter dem schon angeführten Titel an die Spitze. Er bediente sich seiner bedeutenden Gewalt zur Einführung vieler nützlichen Einrichtungen. Insbesondre gründete er ein ganz neues Abgaben- und Finanzsystem, wobei ihn sein Studium der englischen Staats- und Finanzwissenschaft trefflich leitete. Im Jahr 1806, nach kaum einjähriger, den Umständen nach glücklicher Regierungsverwaltung verschlimmerte sich eine vieljährige Augenkrankheit so sehr, daß er fast gänzlich erblindete, und sich keinem Geschäfte mehr unterziehen konnte. Buonaparte benutzte diesen Umstand, seinen Bruder Louis als König vorzuschlagen, und vergebens suchte Schimmelpennink, diesem gewaltsamen Aufdringen eines nicht geachteten Fremdlings entgegenzuwirken. Auch erwartete er die Ankunft Louis nicht, sondern zog sich auf seine Güter im Geldrischen zurück. Als Holland völlig mit Frankreich vereinigt wurde, ernannte ihn Napoleon zum Senator. Nach Buonaparte's Sturz 1814 gab er seine Entlassung. Bei der Bildung des Königreichs der Niederlande wurde er in die erste Kammer desselben gewählt. Er lebt indessen bei seiner fast gänzlichen Blindheit von allen Geschäften zurückgezogen. Auf allen Posten, die er bekleidet, hat er den Umfang seiner Kenntnisse und den Adel seines Charakters bewährt. Er ist sowohl mit der alten als mit der neuern Literatur auf das genaueste bekannt, und mit dem seltensten Gedächtnisse begabt, wußte er aus den römischen und griechischen Classikern, so wie aus denen der ganzen neuern Literatur, bei jeder Gelegenheit ganze Stellen auf das glücklichste anzuwenden und herzusagen.

Schinderhannes, s. Bückler.

Schirach (Gottlob Benedict von), königl. dänischer Etatsrath, bekannt als ein Mann von vielseitiger gelehrter Wirksamkeit und vornehmlich als Begründer und vieljähriger Herausgeber des politischen Journals, war geboren den 13ten Junius 1743 zu Tieffenfurth in der Oberlausitz, wo sein Vater Prediger war, besuchte mit seinem sechzehnten Jahre das Gymnasium zu Lauban unter dem Rector Bauer, und bezog darauf die Universität Leipzig, wo Ernesti sein Lehrer und Rathgeber ward. Mit Eifer studirte er die alten Sprachen, Geschichte und schöne Wissenschaften; fühlte aber dagegen so entschiedne Abneigung gegen die Theologie, daß er ihr und mit ihr der fernern väterlichen Unterstützung ent-

sagte. Im Jahr 1764 ging er von Leipzig nach Halle, wo er mit Semler und Klotz bekannt wurde. Die literarische Verbindung mit letzterm ward Ursach, daß er an den damaligen gelehrten Fehden auf Klotzens Seite Antheil nahm. Fünf Jahre währte dies Verhältniß. Schirach verließ darauf das Gebiet der orientalischen Literatur, um sich ganz der lateinischen und griechischen Sprache zu widmen. Über den Sophokles, Cicero, Horaz, Virgil, Ovid, Terenz und andere Classiker schrieb er Commentare und einzelne kritische Anmerkungen. Auch die Geschichte beschäftigte ihn, und er gehörte zu den ersten deutschen Schriftstellern, die sie mit Kritik und philosophischem Geist behandelten. Die schöne Literatur verband ihn mit denen, die damals für die Bildung des Geschmacks thätig waren. Er gab selbst einen Band Gedichte heraus, lieferte mehrere belletristische Beiträge, schrieb über die Harmonie des Styls und die poetische Sympathie und übersetzte das englische Gedicht Olivier und Marmontels Werk über die Dichtkunst. Hierdurch kam er mit den ersten deutschen Schriftstellern jener Zeit in Verbindung. 1769 wurde ihm eine außerordentliche Professur in der philosophischen Facultät zu Helmstädt angetragen; ein Jahr darauf ward er ordentlicher Professor. Jetzt wählte er Geschichte und Statistik zu seinen Hauptfächern. Die erste Frucht seines Fleißes zu Helmstädt war (1770) der erste Band der Biographie der Deutschen, dem noch fünf andere folgten. Man muß dem Bestreben einer philosophischen Behandlung, das sich darin offenbart, Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Im Jahr 1776 erschien sein pragmatisches Leben Kaisers Carl VI., in welchem er die Resultate seiner kritischen Untersuchungen über einen wichtigen Zeitraum des achtzehnten Jahrhunderts niederlegte. Maria Theresia erhob ihn zur Belohnung dafür in den Adelstand. Daß er auch jetzt seinen alten Lieblingsfächern, der Philologie und schönen Literatur, nicht ganz untreu geworden, beweis't seine Übersetzung des Plutarch (8 Bände), seine vierjährige Herausgabe des Magazins der deutschen Kritik, seine Ephemerides literariae Helmstadienses (6 Bände) u. s. w. Im Jahr 1780 legte er sein Lehramt nieder, um einem Rufe der dänischen Regierung, veranlaßt durch seine Schrift über das königl. dänische Indigenatrecht, als königl. dänischer Legationsrath nach Altona zu folgen. Hier begann er mit dem Jahr 1781, in dem noch bestehenden (und von seinem Sohne fortgesetzten) politischen Journal seinen Landsleuten eine concentrirte fortlaufende Zeitgeschichte zu liefern. Vierundzwanzig Jahre hindurch bis an seinen Tod (1804) widmete Schirach diesem nützlichen Institut seine Zeit, Kraft und Thätigkeit, ja selbst seine Lieblingsbeschäftigungen. Unläugbar hat er sich dadurch ein Recht auf den Dank seiner Zeitgenossen erworben, wenn auch einige Schwachheiten bei der Redaction dieses Journals den übrigens wackern Patrioten dem Spotte seiner Zeitgenossen aussetzten.

Schisma, Kirchenspaltung, wird derjenige Zustand der catholischen Kirche genannt, wo die oberste Kirchengewalt durch die Wahl mehrerer Gegenpäpste, deren jeder von einzelnen Staaten anerkannt wird, getheilt und dadurch die Einheit der Kirche aufgehoben ist. Das Beispiel der längsten Spaltung dieser Art war das sogenannte große Schisma, welches 1378 durch die Wahl zweier Gegenpäpste begann, und erst durch die Kirchenversamm-

ng zu Costniz, welche die allgemeine Anerkennung des (von ihr
417 erwählten alleinigen) Papstes Martin V. bewirkte, völlig
fhörte. Vergl. d. Art. Papst. E.

Schlaberndorf (Gustav, Graf von), geboren zu Breslau
t Jahr 1749, ein ausgezeichneter Mann, welcher, ohne Schrift-
eller und Staatsmann zu seyn, nicht unbedeutenden Einfluß auf sein
eitalter ausgeübt hat. — Ein sehr ansehnliches Vermögen und
ndere günstige Verhältnisse setzten ihn früh in den Stand, seinem
riebe nach Erkenntniß in fast allen Kreisen menschlicher Forschung
achzuhängen. Nachdem er Deutschland durchreis't, und noch vor
er Revolution Frankreich gesehen, brachte er sechs Jahr in Eng-
nd zu, wo er eine Zeit lang den Freiherrn von Stein auf sei-
en Reisen im Innern dieses merkwürdigen Landes zum Begleiter
atte. Beim Ausbruche der Revolution ging er nach Frankreich
urück, und blieb seitdem ununterbrochen in Paris. Mit einem
ir die Menschheit glühenden Herzen, mit hohem und kräftigem
eiste stand er im drängenden Gewühl dieses großen politischen
ebens, eifrig und thätig für alles, was in dem Wechsel der Er-
ignisse als wahrhaft gut und rechtschaffen zu erkennen war. Die
ohlthätigen und nützlichen Unternehmungen, denen er mit Rath
nd That beigetreten, die Anstalten, die er gefördert, die men-
henfreundliche Hülfe, die er Einzelnen dargereicht, sind nicht
ufzuzählen. Doch ist dies Alles nichts gegen die Wirkung seines
ben so tiefen, als reichen und lebendigen Geistes, der durch den Zau-
er der herrlichsten Beredsamkeit unaufhörlich in die Gegenwart
nströmte, und besonders für Deutsche, von denen er die besten
nd würdigsten in Paris seit fünfundzwanzig Jahren zu seinem
mgang sich drängen gesehen, lehrreich und heilsam war. Mit ei-
er unglaublichen Geschichts- und Weltkenntniß ausgerüstet, zu
en tiefsten Quellen der Staatskunde gedrungen, und vertraut
nit der lebendigen Fülle des Geschehenden, sprach er besonders
ründlich, scharfsinnig, hinreißend über die politischen Gegenstände,
nd vieles, was in Büchern oder Depeschen unter anderm Na-
nen Aufsehen und Bewunderung erregte, war nur der Abfall sei-
er reichhaltigen, täglich erneuerten Gespräche. Sein Reichthum
n Gedanken und Ergründungen war so groß, daß er niemals
öthig hatte, das Ausgesprochne noch als sein Eigenthum zu be-
achen. Seine tiefsinnigen und selbstständigen Untersuchungen ge-
alteten sich zu einer vollständigen Philosophie des Staats. Aber
uch in andern Gebieten des Denkens versuchte sein reicher Geist
ch mit fruchtbarem Erfolg, und ein Werk, das z. B. seine For-
chungen über Sprache mittheilte, würde durch die wunderbarsten
ufschlüsse überraschen. — Während der Schreckenszeit war er an-
erthalb Jahr lang im Gefängnisse, bis der Fall der Jacobiner
hm die Freiheit wiedergab. Unter Buonaparte's Herrschaft, ge-
en den er nie aufhörte, mit allem Nachdrucke der Wahrheit zu
eben, und dessen Sturz er lange voraussagte, entging er neuer
Verhaftung zum Theil vielleicht durch die Sonderbarkeit seiner Le-
ensart, die man für ein Zeichen der Unschädlichkeit nehmen mochte.
In einem schlechten Zimmer, das er nie verschließt, und selten
erläßt, unter geringer Umgebung, in zerrissener Kleidung und
hne Bedienung, nimmt er die zahlreichen Besuche an, die
hm täglich von Menschen aller Art und jedes Standes zukom-

men; sein ganzes Wesen und Betragen zeigt gleich den Mann der offen und gerade seinen rechtschaffenen Wandel verfolgt, nichts für sich will, nichts auf Nebenwegen herbeizuführen sucht, der ohne Ehrgeiz, und sogar der Eitelkeit unzugänglich, keinerlei Einflüsterungen anhören oder Ränke anzetteln kann. Weil er seine Gesinnungen und Meinungen nicht verhehlte, selbst den abgeschickten Kundschaftern nicht, so konnten sie nicht gefährlich dünken, und die Polizei, die mit dringendern Sachen beschäftigt war, ließ ihn in Ruhe. — Seine Einkünfte verwendet er, da er für sich fast gar nichts braucht, meist ganz im Stillen zu wohlthätigen Zwecken, besonders für Landsleute, denn in fast dreißigjähriger Abwesenheit blieb er ein Deutscher, Preuße und Schlesier, als ob er immerfort im Vaterlande geblieben wäre, und wußte und kannte auch Alles genau, was dort gemeint und gethan wurde. An die preußischen Kriegsgefangnen in Frankreich ließ er mehrmals die größten Summen insgeheim vertheilen, und zwar in Zeiten, wo ihm der größte Theil seines Vermögens in Preußen, wegen seiner langen Abwesenheit, mit Beschlag belegt worden war, der erst später wieder aufgehoben wurde. Im Jahr 1813 wollte er an der seinen heißesten Wünschen entsprechenden Begeisterung des preußischen Volks thätigen Theil nehmen, und nach Preußen zurückkehren, allein böse Ränke wußten dies zu hintertreiben, und er mußte in Paris die Ereignisse abwarten. Aber auch von hier aus wußte sein vaterländischer Eifer so herrlich auf die Heimath zu wirken, daß der König sich bewogen sah, ihm das eiserne Kreuz zu verleihen. Die Wiederkehr Buonaparte's im folgenden Jahre hinderte ihn abermals, Paris zu verlassen und nach Deutschland zurückzukehren, und noch gegenwärtig befindet er sich in Paris.

Schlacke heißt, beim Bergbau, das im Feuer geschmolzene Gestein, und überhaupt jede Unreinigkeit, welche bei Bearbeitung der Mineralien im Feuer sich absondert, und nach ihrer Erkaltung eine glasartige Gestalt bekommt. Sie schmilzt zwar im Feuer, löst sich aber im Wasser nicht auf. Ein Schlackenbad ist ein solches warmes Bad, in welches heiße Schlacken vom Roh- oder Schwarzkupfer ins Wasser geworfen werden. Es soll sehr heilsam seyn.

Schlaf ist der Zustand, in welchem die der Willkühr unterworfenen Organe ausruhen, um sich dadurch neue Kräfte zum Leben zu verschaffen. Man bemerkt am Menschen zwei auffallend verschiedene Systeme von Organen; ein System gehorcht der Willkühr und seine Organe sind alle doppelt, wie die zu den Händen, Füßen, Augen, führenden Muskeln und Nerven; das zweite System verrichtet seine Functionen ohne Einfluß der Willkühr, seine Organe sind einzählig, wie der Magen mit den Eingeweiden. Jenes System zeigt ein höheres animalisches Leben und ist unmittelbar ans Bewußtseyn geknüpft; seine Organe erfodern zu ihrer Verrichtung einen weit größern Kraftaufwand und daher auch eine größere Masse an ernährendem Blute, als die zweiten, sie erschöpfen sich leichter und müssen Ruhepunkte haben, um den Verlust zu ersetzen. Diese Ruhepunkte werden durch den Schlaf gewährt. Daher der Mangel an Bewußtseyn während des gesunden Schlafes, die todtenähnliche Ruhe, die Stärkung, welche er moralisch und

hysisch gewährt. Die Reihe der einzähligen Organe dagegen edarf keiner solchen auffallenden Ruhepunkte, sie verrichten in er Gesundheit ihre Function ununterbrochen, ohne sich durch Willkühr stören oder beschleunigen zu lassen. Krankhafter Schlaf uß als Nervenkrankheit angesehen werden; er entsteht entweder urch organische Hemmung der Nervenfunction im Gehirn (Erguß on Wasser, Entzündung) oder durch Zerstörung und Ausartung er Nerven, und dadurch entstehende Unfähigkeit zu ihren Verichtungen (Schwäche). **Magnetischer Schlaf**, s. **Magneismus**. Fs.

Schlägeschatz, s. **Schlagschatz**.

Schlagfluß nennt man den meistens plötzlich (gleichsam mit inem Schlage) eintretenden Zufall bei dem Menschen, welcher im Verluste des Bewußtseyns, des Gefühls und aller willkührlichen Bewegungen besteht, während das Athmen, der Herz- und Arteienschlag fortdauern. Ein von vollkommenem Schlagfluß befallener Mensch fällt plötzlich, wie von einer unsichtbaren Macht getroffen, zusammen, ist unfähig, seine Glieder selbst zu bewegen, unfähig zu sprechen, hört auf keinen Zuruf, hat kein Gefühl, sieht nicht, wenn gleich seine Augen offen stehen, athmet stark und zuweilen mit Schnarchen, wie ein im tiefsten Schlafe Liegender. Bei einem weniger vollkommenen Schlagflusse sind manche Zufälle gelinder. Das Bewußtseyn fehlt alsdann zuweilen nicht ganz, die Bewegung ist noch etwas frei, oder fehlt doch nur auf einer Seite, die Sprache fehlt zuweilen nicht ganz, sondern ertönt noch als ein unverständliches Lallen. Deshalb theilen die Nosologen den Schlagfluß nach seiner Verschiedenheit in der äußern Form in den Halbschlag (Hemiplexie), wo der Kopf und die Hälfte des Körpers gelähmt ist; in die Paraplexie, wo der Kopf, das Bewußtseyn und die Sprache frei und unverletzt geblieben sind, aber der ganze Rumpf gelähmt ist, und in den vollkommenen Schlagfluß (apoplexia exquisita), wo der oben beschriebene Zustand eintritt. Die wesentliche Ursache des Schlagflusses ist eine Lähmung des Gehirns, wahrscheinlich auch des Rückenmarks, entweder in seinem ganzen Umfange, welches den vollkommenen Schlagfluß bewirkt, oder nur in einer Hälfte des Gehirns, wodurch Hemiplexie entsteht, oder nur im Rückenmark, wodurch wahrscheinlich Paraplexie entsteht. Obgleich die Erhaltung des Organismus nicht von diesen Nervenpartien abhängt, so kann doch eine so bedeutende Verletzung des Organismus in seinem Innersten nicht lange bestehen, ohne daß das Leben darüber zerstört werde. Daher ist der Ausgang des Schlagflusses verschieden: entweder er ist, jedoch in den seltneren Fällen, mit bald darauf (in einigen Stunden) folgendem Tode verbunden, oder der Anfall tödtet erst in zwei bis drei Tagen, während welcher Zeit man oft einen fieberhaften Gang bemerkt; oder es folgt zuweilen Genesung, doch bleibt meistens Lähmung irgend eines Gliedes, oder mehrerer Glieder zurück. Was nun aber diese plötzliche Lähmung jener wichtigen Theile selbst verursacht, ist schwer aufzuhellen, obgleich neuerer Zeit von mehreren Ärzten Versuche darüber gewagt wurden. So viel lehrte Erfahrung anderer Fälle, daß ein Druck auf das Gehirn einen dem Schlagflusse ganz ähnlichen Zustand hervorzubringen vermag, daß, sobald dieser Druck aufhört oder weggenommen wird, das Bewußtseyn, die Empfindung und der Gebrauch der Sinne und

Glieder zurückkehrt. Ja man hat bei Personen, bei welchen das Gehirn zum Theil entblößt lag, z. B. bei Verwundeten, Trepanirten, durch abwechselndes Drücken auf das Gehirn und Nachlassen des Drucks ein eben so abwechselnd erfolgendes betäubtes Einschlafen und Erwachen bewirken können. Personen, welche durch einen heftigen Schlag auf den Kopf verletzt worden sind, wodurch ein Erguß von Blut, oder ein Austreten von Blutwasser entstand, oder wodurch in dem Schädel ein Knochenstück niedergedrückt wurde, liegen in einer Betäubung, welche sogleich aufhört, sobald das geronnene Blut, oder die niedergedrückte Knochenplatte durch den Trepan weggebracht worden ist. Von ähnlichen Zufällen hat man auf ähnliche Ursachen den Schluß gemacht, und deshalb auch bei dem Schlagflusse einen Druck auf das Gehirn vermuthet. Indessen kann auch dies nicht allemal und für sich allein der Fall seyn, denn man hat bei Leichenöffnungen mancher an Schlagfluß verstorbener Personen nicht allemal Zeichen eines solchen vorhanden gewesenen Drucks auf das Gehirn gefunden, man hat im Gegentheil, ohne alle solche Veranlassungen, von bloßer Schwäche Schlagfluß entstehen sehen. Man kann daher für jetzt folgende nach den entfernten Ursachen für die Behandlung wichtige Eintheilung des Schlagflusses als die beste ansehen. Die Thätigkeit der Hirnorgane ist gelähmt, entweder 1. durch einen mechanischen Druck auf dasselbe, oder 2. durch eine unverhältnißmäßige Ableitung des Nervenäthers auf das Gangliensystem, oder 3. durch unverhältnißmäßiges Zuströmen des erstern nach dem Gehirn oder 4. durch eigene Schwäche und Erschöpfung des Nervenäthers selbst. Was die erste Ursache betrifft, so kann der Druck auf das Gehirn entstehen von übermäßiger Anhäufung des Bluts im Gehirn (gewöhnlich Blutschlagfluß, apoplexia sanguinea genannt), welche durch Entzündung des Adernetzes in demselben, durch Hemmung des Zurückflusses des Blutes aus den Behältnissen desselben, selbst durch heftige Affecten, welche das Blut nach dem Kopfe treiben, durch übermäßige Erhitzung des Körpers, durch Hemmung des Athemholens, z. B. bei Ertrunkenen, durch habituelle Hemmung des Rückflusses u. s. w., veranlaßt werden kann. Der lähmende Druck auf das Gehirn kann auch ausgeübt werden von einer Anhäufung wässeriger, lymphatischer oder eiterartiger Flüssigkeit (wässeriger Schlagfluß, apoplexia serosa), z. B. bei der innern Hirnwassersucht, nach Hirnentzündungen bei Ausschwitzung von dergleichen Flüssigkeit, bei einem plötzlichen Ergusse von Eiter aus Hirngeschwüren. Die zweite Ursache, krankhafte und übermäßige Ableitung des Nervenäthers aus dem Gehirn, kann vorfallen bei heftigen oder oft wiederholten Erregungen anderer Organe, Übermaaß im Genusse von sinnlichen Vergnügungen, Überfüllung des Magens mit Speisen, heftigen Krämpfen, starken Reizen im Unterleibe und dergl. Daher der sogenannte gallichte, gastrische und krampfhafte Schlagfluß (apoplexia spasmodica). Die dritte Ursache findet nicht selten Statt bei heftigen Affecten, von dem Genusse von narkotischen Giften, von dem übermäßigen Genusse geistiger Getränke. Dies könnte man Schlagfluß von Betäubung (apoplexia narcotica) nennen. Endlich die vierte Ursache kann eintreten nach heftigen Anstrengungen, Folge heftiger, lang anhaltender, oft wiederkehrender Krämpfe, Schwäche überhaupt und Mangel an Blut, übermäßiger Genüsse der Sinnlichkeit u. a. m., welche Art zuweilen apoplexia nervosa, Nerven-

hlag, genannt wird. Man sieht schon hieraus, daß die Heilung es Schlagflusses nicht leicht ist, indem die Verschiedenheit der Ur: chen berücksichtigt, und die Behandlung darnach eingerichtet wer: en muß. Es ist jederzeit ein sehr bedeutender Zufall, doch ist e Gefahr nicht allemal in gleich hohem Grade. Nicht selten er: olen sich auch die Kranken wieder, indem entweder die Gesund: eit ganz wieder zurückkehrt, ohne Lähmung einer Seite, einzel: er Muskeln, z. B. der Sprachwerkzeuge, einiger Muskeln des esichts, zurückbleibt, so daß der Mund nach einer Seite gezo: n, die bisherige Physiognomie des Kranken verändert wird. in tödtlicher Ausgang ist meistens zu erwarten, wenn der Schlag: uß vollkommen und hartnäckig ist, wenn das Bewußtseyn und e Empfindung ganz verloren sind, wenn die Empfindlichkeit des uges gegen das Licht sich gar nicht regt, wenn der Kranke nicht lucken kann, wenn das Athmen immer schwerer und mühsamer ird, einige Tropfen Blut aus der Nase, oder Schaum aus dem lunde kommen, wenn der Puls anfängt schwächer zu werden. agegen ist ziemliche Hoffnung zu einem bessern Ausgange da, enn sich bald nach dem ersten Anfalle wieder Nachlaß der Zufälle igt, wenn Spuren von Bewußtseyn zurückkehren, das Schnar: en und Röcheln sich verlieren, wenn ein hinlänglicher Blutab: ang sich einfindet mit Erleichterung. Es giebt Menschen, welche or andern, vermöge ihrer körperlichen Beschaffenheit, in Gefahr nd, von diesem Zufalle betroffen zu werden. Auch kommt er ei: entlich wohl nie so schnell und unvorbereitet, als es bei manchen ranken dieser Art der Fall zu seyn scheint, sondern es verkün: gen manche vorausgehende Zeichen seine Ankunft. Wenn man och genauer darauf merkte, würde man noch mehrere Vorzeichen eobachten, denn nur der letzte Schlag kommt schnell auf eine be: ondere Veranlassung, allein die vorbereitenden Ursachen wirke: ielleicht Jahre lang vorher. Besonders scheinen solche Personen m Schlagflusse geneigt, welche schon etwas in die Jahre vorge ückt sind und einen dicken, schwammichten, fetten, kurzgebauten örper haben, deren Kopf etwas groß, der Hals kurz ist; ferner ersonen, welche an steten Krämpfen leiden, u. s. w. Zeichen, wel: e bei Personen, die schon Anlage dazu haben, baldigen Schlag: uß befürchten lassen, sind beständige hohe Röthe des ganzen Ge: chts, Schwindel, Ohrenbrausen, Übelkeit bei nüchternem Zustande, ötzliche Abnahme des Gedächtnisses, einzelne kleine Lähmungen, esonders im Gesichte. Wenn Personen Anlage zum Schlagflusse aben, oder Vorboten davon merken, so müssen sie in allen sinn: chen Genüssen sich der größten Mäßigkeit befleißigen, nie den lagen überladen, besonders Abends nicht viel und nur leichte peisen geniesen, sich der erhitzenden Getränke enthalten, nach m Essen keine anstrengende Kopfarbeit vornehmen, vor Erhit: ng überhaupt sich hüten, besonders aber schnelle Erkältung, Zug: ıft bei schwitzendem Körper, oder Erkältung des Kopfes, wenn schwitzt, vermeiden. Dagegen müssen solche Personen mäßige ewegung vornehmen, und stets auf gehörige, regelmäßige und ichte Leibesöffnung halten. H.

Schlaglicht (coup de jour) heißt in der Mahlerei ein leb: after, wirksam angebrachter Lichtstrahl, durch welchen man einen egenstand vorzüglich hell und leuchtend hervortreten läßt.

Schlagschatten, s. Schatten.

Schlagschatz. Die Verfertigung der Metallmünze macht eben so wie irgend eine Arbeit des Goldschmids oder Silberschmids einen Kostenaufwand nothwendig, diesen Kostenaufwand nennt man den Schlagschatz oder Prägschatz der Münze. Großbritannien ist der einzige Staat in Europa, welcher die Prägkosten seiner Münze auf die ganze Nation wälzt, und sich dieselben nicht von den Einzelnen, die sich ihrer bedienen, wieder vergüten läßt: dort wird nämlich die geprägte Metallmünze blos um ihr Gewicht weggegeben, und die Regierung trägt selbst die Kosten der Prägung. Es verdient jedoch die Gesetzgebung Großbritanniens in dieser Hinsicht keineswegs nachgeahmt zu werden, denn jede Metallmünze ist ein Erzeugniß des menschlichen Gewerbfleißes; ihre Ausprägung hat Vorrath (Kapital), Werkzeuge und Arbeit, erfordert; es ist also gerecht und billig, daß jeder, der die Vortheile des allgemeinen Werthausgleichungsmittels vermöge der Zerstückelung und Beglaubigung des Münzmetalls genießt, auch die Kosten, welche dadurch verursacht worden, mit trage. Die Vergütung des Schlagschatzes ist sogar nothwendig; denn sie allein kann hindern, daß der in demselben liegende Arbeitslohn im Verkehr nicht wieder der Metallmünze entzogen, die Münze von neuem in bloßes Metall verwandelt, zu Gefäßen, Zierrathen ꝛc. eingeschmolzen, also der Nation das Ausgleichungsmittel, dessen sie bedarf, entrissen, und sie zugleich durch die Vernichtung, durch den Untergang des auf die Verfertigung der Metallmünze verwandten Arbeitslohns in Verlust gebracht werde. Hierzu kommt noch, daß, wie sehr auch die Münzkunst in den neuern Zeiten vervollkommnet worden, man es doch noch immer nicht dahin hat bringen können, dem einen Münzstücke genau denselben Metallgehalt zu geben, den das andre hat; kommen nun diese Stücke von verschiedenem Metallgehalte aus der Münzstätte, und es wird kein Schlagschatz genommen, so suchen Speculanten die guten Stücke aus, und schmelzen sie ein, so daß nur die schlechtern im Umlaufe bleiben. Dieser Fall tritt in England wirklich ein, wo man fast gar keine guten Münzstücke mehr im Umlaufe sieht. Läßt sich ein Staat den Schlagschatz nicht wieder vergüten, so macht er dadurch allen fremden Nationen, welche sich seiner Münze zu ihren Werthausgleichungen bedienen, ein ganz unverdientes und zweckloses Geschenk. Die brittische Regierung hat dies eingesehen, und deshalb die Ausfuhr einheimischer Münzen bei Todesstrafe verboten. Aber, gesetzt auch, ein solches Verbot könne in einem Inselstaate, wie Großbritannien, streng befolgt werden, so ist dies doch gar nicht denkbar in irgend einem Staate des festen Landes. Die Aufopferung des Schlagschatzes würde hier nur dann ganz unschädlich seyn, wenn alle Nationen durch eine allgemeine Übereinkunft sich dazu verständen, denn außerdem hätte es ja eine einzige Nation, welche den Schlagschatz sich vergüten ließe, stets in ihrer Macht, die Metallmünze aller andern Nationen mit Gewinn an sich zu ziehen. Die Größe des Schlagschatzes einer Metallmünze ist denselben Bedingungen unterworfen, wie der Schaffungskostenbetrag irgend eines andern Gewerbserzeugnisses, es hängt dieselbe nämlich ab theils vom Arbeitslohne, theils vom Kapitalaufwande, welchen die Ausprägung der Münze nothwendig macht; beide, sowohl der Arbeitslohn als der Kapitalaufwand aber sind, je nachdem die Metallmünze entweder von grobem oder

feinem Schrote ist, und je nachdem dieselbe an dem einen oder andern Orte verfertigt wird, höchst verschieden. Die Ausprägung einer Mark Silber zu groben Münzsorten, z. B. zu Speciesthalern, kostet natürlich bei weitem weniger, als deren Ausprägung zu kleiner Münze, z. B. zu Groschen; bei jener ist daher der Schlagschatz nothwendig geringer als bei dieser, und eben so ist die Münzprägung an den Orten, wo sowohl die Brennstoffe als der Arbeitslohn vorzüglich niedrig sind, oder wo eine vervollkommnete Maschinerie Ersparungen an Kapital und Arbeitslohn gestattet, wohlfeiler als da, wo solche günstigen Verhältnisse fehlen. — Was übrigens die Art und Weise betrifft, wie sich die Regierung den zur Prägung der Metallmünze vorgeschossenen Kostenaufwand, den Schlagschatz, von den Benutzern dieser Münze wieder vergüten läßt, so kann dies nur dadurch geschehen, daß die Geltung der Münze über den Betrag des in ihr enthaltenen Metalls gesetzlich um so viel erhöht wird, als der Schlagschatz ausmacht. K. M.

Schlangen, die zweite Ordnung der Amphibien, so benannt, weil sie sich vermöge ihres langen wurmförmigen, äußerst biegsamen und geschmeidigen Körpers auf mancherlei Art in sich selbst und um andere Körper schlingen oder winden können. Ihr wurmförmiger Körper, der gänzliche Mangel aller äußern Gliedmaßen zur Bewegung, sowohl der Beine als der Flossen, zeichnen sie hinlänglich vor den übrigen Amphibien aus. Trotz des letztern Mangels bewegen sich die Schlangen mit ungemeiner Geschwindigkeit. Ihr langer gestreckter Körper schießt, da vermöge einer wunderbaren Einrichtung jeder Theil desselben eine elastische Feder ist, die bei der Berührung des Bodens losschnellt, pfeilschnell dahin und scheint mehr in der Luft dicht über der Erde hinzufliegen, als die Erde selbst zu berühren. Mit unglaublicher Leichtigkeit winden sie sich die Bäume hinan und heben sich, wenn Zorn oder Liebe sie erhitzt, auf ihren geringelten Schwanz gestützt, mit dem Vordertheile ihres Körpers in die Höhe. Die Schlangen haben auch keine äußeren Ohren, wohl aber innere Gehörorgane, und hören ziemlich gut. Das Verhältniß des Kopfes zum Rumpfe, so wie die Gestalt desselben, ist sehr verschieden; die Augen sind schön und feurig, die Mundöffnung ist ungemein weit, und der Rachen kann stark erweitert werden, da die Kinnladen nur mittelst elastischer Bänder zusammenhängen; der Schlund dehnt sich zu einem Kropfe aus, der ein drei- bis viermal größeres Thier faßt, als die Schlange selbst, wenigstens in Rücksicht ihrer Dicke, ist. Die Zunge ist in einer Scheide verborgen, ist lang und gespalten, und bewegt sich pfeilschnell im Rachen, besonders wenn man das Thier zum Zorne reizt. Die Ränder der Kinnladen sind gezähnt, dienen aber nicht zum Zermalmen der Speisen, sondern blos zum Festhalten des erhaschten Raubes. Nur bei einigen finden sich vorn ein Paar längere zum Verwunden geschickte Zähne. Diese sind hohl, beweglich, in einen festen Knochen eingesenkt, und stehen mit der Speicheldrüse in Verbindung. Sie können durch eine Bewegung des Unterkiefers und mittelst eigner Muskeln hervorgestreckt und eingezogen werden. Hinter ihren Wurzel liegen kleine Bläschen, in welchen sich aus der Speicheldrüse ein Gift absondert, welches beim Biß vermittelst eines Druckes in den hohlen Zahn und durch eine äußerst feine

Öffnung an der Spitze desselben in die Wunde fließt. Viele Schlangen, besonders in den heißen Ländern, führen ein so scharfes Gift bei sich, daß es in kurzer Zeit, ja selbst auf der Stelle tödtet. In Ansehung der äußern Bekleidung halten die Schlangen das Mittel zwischen den Fischen und Eidechsen. Die Schuppen, welche den äußern Überzug bei den mehresten ausmachen, weichen in Hinsicht auf Größe und Gestalt bei den verschiedenen Gattungen sehr von einander ab, und auf ihrer Zahl und Zusammenstellung beruhen meist die Charaktere der Geschlechter und Gattungen, obgleich diese Merkmale nicht ganz sicher sind. Das Knochengerüste der Schlangen ist höchst einfach und besteht außer dem Schädel in einer vom Kopfe bis zum Schwanze reichenden Reihe von Wirbelbeinen, ohne irgend weitere Verzweigungen. Die einzelnen Wirbelbeine sind sehr beweglich, und endigen sich am hintern Theile mit einer Kugel, die in der Pfanne des folgenden Wirbelbeins frei spielt. An den Seiten derselben stehen die Rippen, die sich nach mehrern Richtungen biegen. Gegen das Ende des Schwanzes haben die Wirbelbeine weder Rippen noch Zacken. Rippen und Wirbelbeine machen übrigens die einzigen festen Theile in dem Rumpfe der Schlangen aus, und die innern weichen Theile sind daher von unten durch nichts als durch die breiten Bauchschuppen und durch eine beträchtliche Lage von Fett zwischen Haut und Eingeweiden beschützt. In der Größe findet sich bei den Schlangengattungen die äußerste Verschiedenheit; einige erreichen eine Länge von 30 und mehr Fuß, dagegen messen andere nur wenige Zoll. Dabei sind die Zeichnungen und Farben ungemein mannichfaltig und bei einigen so prächtig, daß man sie zu den schönsten Thieren rechnen muß. — Die Schlangen finden sich nur in der heißen und in den gemäßigten Zonen, nicht jenseit des Polarkreises. In den heißen Ländern innerhalb der Wendekreise giebt es die meisten, die größten, die schönsten und die gefährlichsten. Mehrere Gattungen trifft man sowohl in der alten als neuen Welt an. Fast alle lieben feuchte, dumpfige aber zugleich warme Örter. In der Hitze des hohen Sommers sind sie am lebhaftesten und thätigsten, die giftigen aber auch am gefährlichsten. Dagegen werden sie im Herbst immer träger und erstarren zuletzt, wo der Winter auch nur einigermaßen streng ist. In diesem Winterschlafe verbleiben sie, bis das Frühjahr sie wieder erweckt. Alsdann häuten sie sich. Die größern Schlangengattungen sind dem Winterschlaf nicht unterworfen, da sie nur in heißen Ländern leben; auch zeigen sie keine Geselligkeit, dagegen man die kleinern öfters in ganzen Gesellschaften und in einander verschlungen in Erdhöhlen u. s. w. findet. Alle Schlangen können im Wasser leben, und suchen zum Theil ihren Fraß dort; aber sie müssen beständig Luft schöpfen, wenn sie nicht ersticken sollen. Die Nahrung der Schlangen beschränkt sich blos auf das Thierreich. Die kleinern Gattungen fangen allerhand Insecten und Gewürme, die größten aber stellen auch den größten Säugthieren nach, und selbst Panther und Leoparden werden ihnen öfters zur Beute. Die Schlangen zerkauen ihren Fraß nicht, sondern verschlucken ihn ganz. Ist ihre Beute dazu zu groß, so zermalmen sie sie durch ihre Windungen. Die Verdauung der mit Haut und Haar verschluckten thierischen Körper scheint bei den mehrsten Schlangen viel Zeit zu erfodern, und daher ihr Fraß im Magen selbst in

Fäulniß überzugehen. Daraus lassen sich die übelriechenden Ausdünstungen erklären, die man bei allen Schlangen bemerkt und die wohl Ursach seyn mögen, daß man ihnen sonst eine betäubende Zauberkraft zuschrieb. Sie gehören sämmtlich zu den eierlegenden Thieren, doch brüten einige ihre Eier im Leibe selbst durch ihre eigne Wärme aus; diese pflegt man daher auch lebendig gebärende oder Vipern (Viviparae) zu nennen. Für den Menschen haben die Schlangen keinen bedeutenden Nutzen. Einige dienen zu Arzneimitteln, andre, selbst die giftigsten, zur Nahrung. Man kennt jetzt neun Geschlechter der Schlangen, welche in ungefähr 104 Gattungen zerfallen. Bei den Alten hatten die Schlangen eine heilige Bedeutung. Siehe z. B. Koch de cultu serpentum apud antiquos, Lips. 1717, 4.

Schlangenbad, in der churfürstlich hessischen Grafschaft Katzenellenbogen, in der Nähe des schönen weitberufenen Rheingaues gelegen. Die Gegend ist eine wahrhaft romantische Waldgegend, die in ihren einfachen Reizen das Gemüth des Naturfreundes anspricht. Ein Rind, das krank sich täglich von der Heerde sonderte, und von dem Hirten an der warmen Quelle gefunden ward, von der es Genesung erhielt, entdeckte diese Quelle vor 200 Jahren. Doctor Glaxin aus Worms erkaufte nun 1657 dieselbe nebst nothdürftigem Bauholz um zwei Ohm Wein von den Bauern von Berstadt. Später ward es hessisch, und 1694 mit allerhand Anlagen ausgeschmückt, die späterhin immer fortgesetzt wurden und bis hieher über 400,000 Gulden kosten. Die Alleen und Spaziergänge sind, so wie die mit den schönsten Zimmern versehenen geschmackvollen Gebäude, mit glücklichem Sinne geschaffen. Das nassauer Haus ist durch einen bedeckten Gang mit dem hessischen Hause verbunden und enthält drei Quellen und zehn geräumige Bäder, außerdem auch noch ein Tropfbad. Das neue Haus hat sechs Bäder. Manche sind mit Marmor, andre mit Porzellan eingefaßt. Obige drei Quellen geben in 24 Stunden 3500 Ohm Wasser, das 21 — 22° Reaumur hat und Thon- und Kalkerde enthält. Es verjüngt das Alter, indem es als seifenartiges Wasser und durch seine milde Wärme geschmeidig macht, die straff gewordnen Hautfasern erweicht und stärkt, und Steifigkeit und Contracturen hebt. Schärfe der Säfte, Flechten, Gries und Stein, Dörrsucht, Krämpfe des Unterleibes, krampfigte Engbrüstigkeit, u. s. w. hebt es ebenfalls. Der Haut theilt es eine unglaubliche Zartheit und Weichheit mit. Es ist bläulich und wie Seifenwasser anzufühlen. Die ihm eigne Fettigkeit schwimmt in Gestalt eines schmierigen Schmutzes auf dem Wasser. Der Badeschlamm wird zum Heilen und Trocknen alter Geschwüre benutzt. Zwischen Schwalbach und Schlangenbad ist ein immerwährender Verkehr, so daß die Gäste beider Bäder sich fast täglich besuchen. Das Schwalbacher Wasser wird auch täglich in der Kühle des Morgens nach Schlangenbad gebracht und dort gebraucht. An Spaziergängen und herrlichen Naturpartien fehlt es nicht.

Schlegel (Johann Elias), wurde 1718 zu Meißen geboren. Sein Vater war daselbst Appellationsrath und Stiftssyndicus, und ließ diesen Sohn durch Privatlehrer unterrichten. Schon im zwölften Jahre fing er an, deutsche Verse zu machen. Mit großen Kenntnissen in den sogenannten Schulwissenschaften ausgerüstet, besuchte er Schulpforte, wo er auch über seinen jüngern Bruder,

Johann Adolph Schlegel, die Aufsicht übernahm. Durch seinen Vater ermuntert, studirte er den Horaz, suchte diesen Dichter und die Cyropädie des Xenophon zu übersetzen, und verfertigte schon in seinen Schuljahren ein Trauerspiel, welches er die Trojanerinnen nannte. Diesen und mehrere Versuche wagte er ohne weitern Beistand seiner Lehrer. So begeistert er war, wenn er arbeitete, so strenge in der Kritik war er gegen sich selbst, und häufig strich er die Hälfte seiner Arbeit, die er Abends vorher gemacht hatte, am andern Morgen durch. Mehrere, freilich selbst für jene Zeit noch mittelmäßige dramatische Arbeiten vollendete er auf der Schule. In Leipzig, welches er 1739 besuchte, um die Rechtswissenschaften zu studiren, wurde er mit Gottsched bekannt, der, seinen wandelbaren Ruhm durch Verbindungen mit jungen talentvollen Dichtern zu sichern bemüht, auch Schlegel an sich zog, und mehrere Aufsätze desselben in seine Beyträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit aufnahm. Nach Beendigung seiner Universitätsjahre (1743) nahm ihn sein Verwandter, der sächsische Kriegsrath und Gesandte von Spener, als Privatsecretär mit nach Copenhagen. Schlegel nahm späterhin an den Bremischen Beiträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes thätigen Antheil, und gab selbst eine Wochenschrift unter dem Titel: der Fremde, heraus, worin er seine Bemerkungen über dänische Sitten, Verfassung, Geschichte, Sprache u. s. w. vortrug. Diese Wochenschrift wurde in Dänemark sowohl, als in Deutschland sehr günstig aufgenommen. Zum Behuf des dänischen Theaters arbeitete er einige Lustspiele aus, welche nach seiner deutschen Handschrift ins Dänische übersetzt wurden. Durch den Einfluß des Freiherrn von Holberg, dessen Gunst er sich durch seinen Fleiß in der dänischen Geschichte und Sprache erworben hatte, wurde er (1748) zum außerordentlichen Professor an der neuerrichteten Ritterakademie zu Soroe ernannt. Seine Einkünfte waren sehr geringe, desto größer seine Arbeitsamkeit, die, verbunden mit Nahrungssorgen, ihm ein hitziges Fieber zuzog, woran er den 13ten August 1749 im 31sten Jahre seines Alters starb. Höchst rühmlich, aber karglich belohnt war das Streben dieses Mannes für die Literatur seines ersten und zweiten Vaterlandes. Er war der erste deutsche Tragiker, der genannt zu werden verdient. Sind seine dramatischen Arbeiten jetzt gleich tief unter den Werth gesunken, den sie bei ihrem ursprünglichen Erscheinen hatten, so bleiben sie doch immer schätzbare Denkmale des ersten Aufblühens unserer schönen Literatur. Seine Schriften kamen unter dem Titel: Joh. Elias Schlegels Werke, herausgegeben von Johann Heinrich Schlegel, zu Copenhagen und Leipzig (1761 bis 1770) in 5 Bänden 8. heraus. Außer den dramatischen Stücken befinden sich Episteln, epische, lyrische und allegorische Gedichte, und prosaische Ausarbeitungen, namentlich auch die obige Wochenschrift: der Fremde, in dieser Sammlung. Außerdem hat man auch eine Übersetzung des ersten und zweiten Bandes der Lustspiele des Saintfoix (Leipzig 1750, 8.) von ihm.

Schlegel (Johann Adolph), deutscher Belletrist, Dichter und Kanzelredner, geboren zu Meißen den 18ten Sept. 1721, bezog mit seinem Bruder Joh. Elias, nachdem beide zu Schulpforte die erste gelehrte Bildung empfangen hatten, die Universität zu Leip-

ig. Hier entstand zwischen ihnen, Gellert, Rabener, Cramer, Ebert u. A. der innige Freundschaftsbund, der in der Folge auf die Ausbildung des deutschen Geschmacks so vortheilhaft wirkte. Die Bremischen Beiträge waren die erste Frucht dieses Bündnisses. Späterhin gaben dieselben Verfasser, von denen Johann Adolph Schlegel einer der eifrigsten war, unter dem Titel: vermischte Schriften, eine Monatsschrift heraus, die als Fortsetzung jener Beiträge zu betrachten ist. Nachher arbeitete dieser Schlegel mit an der von J. A. Cramer herausgegebenen Wochenschrift: der Jüngling. In ästhetischer Rücksicht erwarb ihm jedoch seine Übersetzung von Batteux's Zurückführung der schönen Künste auf einen Grundsatz (les beaux arts reduits à un même principe), welche er mit eignen Abhandlungen und Anmerkungen begleitete, den meisten Ruf, obgleich seine Ansichten oft eben so unhaltbar und bestandlos sind, wie diejenigen des von ihm verdeutschten, und zum Theil widerlegten Originals. 1754 ward er als Prediger und Professor der Philosophie am Gymnasium zu Zerbst angestellt, von wo er 1759 nach Hannover kam, und, nach mehreren Beförderungen zu geistlichen Ämtern, das Amt eines Generalsuperintendenten des Fürstenthums Lüneburg 1787 erhielt. Er starb am 16ten September 1793. Obgleich der größere Theil von J. A. Schlegels dichterischen Werken für unsere Zeiten keinen Werth mehr hat, obgleich seine ästhetischen Ansichten, seinem Zeitalter gemäß, noch höchst beschränkt waren; so verdienen doch seine Bemühungen um die deutsche schöne Literatur Achtung, und selbst seine Fabeln (Leipzig 1769) und seine geistlichen Lieder (vermischte Gedichte Th. 1. Hann. 1786) gehören zu dem Bessern, was wir Deutsche in diesen Dichtungsarten aufzuweisen haben. Als aufgeklärter Kanzelredner sicherte sich Schlegel gleichfalls einen dauernden Ruhm durch mehrere Sammlungen von Predigten, unter denen die zu Leipzig 1757 in 3 Bänden herausgekommene eine der vorzüglichern ist.

Schlegel (Johann Heinrich), geboren zu Meißen 1724, ein Bruder von Johann Elias und Johann Adolph, mit denen er gleiche Erziehung erhielt, studirte von 1741 an in Leipzig die Rechtswissenschaften, beschäftigte sich aber besonders mit der Geschichte der schönen Literatur, und kam durch Vermittelung seines ältern Bruders, Johann Elias, als Secretär der dänischen Kanzlei nach Copenhagen, wo er (1780) als Professor der Geschichte, königl. Historiograph und Justizrath starb. Er hat mehrere Schauspiele von Thomson und andern englischen Dramatikern, nach Maaßgabe seiner Zeit sehr glücklich, verdeutscht. Außer andern die dänische Geschichte betreffenden Werken, hat er auch eine Geschichte der dänischen Könige aus dem oldenburgischen Stamme (Copenhagen und Leipzig 1777, 2 Bände in Folio mit Kupfern) geschrieben.

Schlegel (August Wilhelm und Friedrich), zwei Brüder, welche durch ihre kritischen Bestrebungen, durch eigene poetische Erzeugnisse, durch Nachbildungen und Übersetzungen ihr Zeitalter ergriffen und eine literarische Revolution veranlaßt haben, die auf deutsche Kunst und Wissenschaft heilsam gewirkt hat. A. W. Schlegel ist 1767 zu Hannover geboren, F. Schlegel eben daselbst 1772. Ihr Vater war Johann Adolph Schlegel, ihr väterlicher Oheim Johann Elias Schlegel. (S. oben.) Das

wissenschaftliche Leben beider Brüder fällt zwar größtentheils zusammen; indessen fodert Jeder vorläufig seine eigene Betrachtung. Wie eine Stelle der Elegie von A. W. Schlegel „Neoptolemus an Diokles" andeutet, herrschte im älterlichen Hause das liebevollste Verhältniß und gewiß verlebte er glückliche Kinder- und Knabenjahre. Von der Mutter, einer trefflichen Frau, ward er in der Religion, von Hauslehrern und auf der Schule zu Hannover in den Elementen der Sprachen und Wissenschaften unterrichtet. Ein besondres Talent zeigte er für Sprachen. Früh entwickelten sich seine Dichteranlagen und schon in seinen ersten, zum Theil abenteuerlichen Jugendversuchen zeigte er eine ungemeine Leichtigkeit im Versbau und Reim. Als achtzehnjähriger Jüngling sprach er auf dem Lyceum an einem Geburtstage des Königs eine selbstverfertigte hexametrische Rede, die eine Geschichte der deutschen Dichtkunst im Abriß gab und mit Recht bewundert wurde. In Göttingen studirte er anfangs Theologie, ging aber bald zur Philologie über. Hier war es, wo er Bürgers Freundschaft gewann, welcher ihm in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner Gedichte 1789 die poetische Weihe gab und in einem klangreichen Sonette die Unsterblichkeit verkündigte. Auch arbeitete er an dessen Akademie der schönen Redekünste, in welcher sich z. B. seine Ariadne und ein Aufsatz über Dante findet. Zugleich war er ein Mitglied des philologischen Seminariums unter Heyne, und eine lateinische Abhandlung über die Homerische Geographie, welche im Jahr 1787 das Accessit erhielt, bewährte früh seine gründliche Bekanntschaft mit einem der schwierigsten Theile des Alterthums. Auch fertigte er im Jahr 1788 das Register zum Heynischen Virgil. Von Göttingen ging er als Hofmeister nach Amsterdam, in das Haus des großen Banquiers Muilman, von wo er nach einem dreijährigen Aufenthalte in sein deutsches Vaterland zurückkehrte. Er nahm an den Horen, so wie später an den Musenalmanachen von Schiller lebhaften Antheil, besonders zogen, außer den Briefen über Poesie, Sylbenmaaß und Sprache, die Übersetzungen aus dem Dante mit ihrem Commentare die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich, wiewohl die Form des Originals absichtlich verletzt war. Auch gab er zu den Erholungen von Becker und zum Taschenbuche für das gesellige Vergnugen einige zum Theil gehaltvolle, zum Theil scherzhafte Beiträge, und war bis zum J. 1799 vielleicht der fleißigste Mitarbeiter an der allgemeinen Lit. Zeitung. Im J. 1797 begann er die Übersetzung des Shakspeare, deren wohlthätiger Einfluß auf den Geist und auf das Gemüth verwandter Deutschen, so wie auf theatralische und declamatorische Darstellung noch lange fortdauern wird. Von dieser Übersetzung sind 9 Bände erschienen. Er lebte jetzt, mit dem Titel eines Raths, als Professor in Jena, wo er ästhetische Vorlesungen hielt, und sich vom J. 1798 bis 1800 mit seinem Bruder zur Herausgabe des Athenäums verband, einer Zeitschrift, die, durch 5 Stücke hindurchgehend, das Schlechte von dem Guten genau abzusondern und bei aller kritischen Strenge die Keime lebendiger Bildung in empfänglichen Gemüthern zu entfalten suchte. Dieses Athenäum, wiewohl es seiner Schärfe und seines übermüthigen Tons wegen Vielen mißfiel, hat auch durch die Theilnahme befreundeter Geister viel beigetragen, einen freiern Geist in der Ansicht deutscher Literatur auf-

uregen, und die geistigen Vortheile werden in so fern den Nach-
heil überwiegen, den diese Zeitschrift sowohl durch ihre eigene Hy-
ersthenie, als durch einige tölpelhafte Nachtreter bewirkt hat.
Noch erschien während seines Aufenthalts in Jena die erste Aus-
abe seiner **Gedichte** im J. 1800, unter welchen besonders die
Sonette, deren zweiter Vater unter den Deutschen A. W. Schle-
el ist, namentlich die geistlichen und Kunst-Sonette (die ihr Da-
eyn einer Reise nach Dresden verdanken) einen Chor von geschick-
en und ungeschickten Nachahmern erweckt haben. In die letzten
Jahre seines polemischen Lebens in Jena fällt noch das **Leben
Nicolai's von Fichte**, welches er mit einer Vorrede heraus-
ab, und die Erscheinung der **Ehrenpforte** für den Theater-
Präsidenten von Kotzebue (1800). Diese Geburt des Capriccio,
urch den hyperboreischen Esel von K. veranlaßt, ist nicht mit
Unrecht von Vielen angefochten worden; doch muß man, um das
Schauspiel zu übergehen, die Spottgedichte aus ihrem eigenthüm-
ichen Gesichtspunkte betrachten und der Wahrheit zur Ehre ge-
tehn, daß A. W. Schlegel dieses Quodlibet herausgab, als öf-
entliche Zeitungen die gewisse Rückkehr **Kotzebue's** sogleich nach
einer Gefangennehmung gemeldet hatten. In das J. 1801 fallen
ie **Charakteristiken und Kritiken** in zwei Theilen, von
eiden Brüdern herausgegeben, worin das Urtheil über **Bürgers**
Werke, von A. W. Schlegel mit umfassender Einsicht und Un-
arteilichkeit ausgesprochen, neu war; die andern Aufsätze waren
us mehrern Zeitschriften zusammengestellt. Gewiß ist es, daß
iese Sammlung manchen Geistesfunken entzündet und manche
reffliche Ideen und Grundsätze mehr in Umlauf gebracht hat.
Bald darauf erschien der **Musenalmanach** auf d. J. 1802, wel-
hen er mit **L. Tieck** gemeinschaftlich herausgab. Der Geist des
Mysticismus und der Symbolik herrscht hier vor; doch werden
Viele mit Freuden dieser Erscheinung gedenken, z. B. der rühren-
en Sonette von A. W. Schlegel an seine Stieftochter Augusta
Böhmer. Überhaupt lebten jetzt die beiden Schlegel ein schönes
eben mit gleichgesinnten Freunden, und nur der Tod von **No-
valis** (s. d. Art. **Harbenberg**) hatte sie in diesem Zeitraume
etrübt. — Jetzt hatte sich A. W. Schlegel, der mit seiner Gat-
in, einer geb. Michaelis, nicht in Harmonie lebte, und sich von
hr trennte, nach Berlin gewandt, wo er zu Ende des J. 1802
Vorlesungen über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters hielt,
ie im dritten Bande der **Europa** seines Bruders abgedruckt
ind. Im J. 1803 erschien der **Jon**, ein antikes Trauerspiel,
ber welches in der Zeitung für die elegante Welt (an welcher
A. W. Schlegel mit Rath und That arbeitete) auch in Beziehung
uf den Euripides und auf die theatralische Darstellung sehr lehr-
eiche Discurse zwischen Bernhardi, Schelling und dem Verf. ver-
ührt wurden. Jener Zeitung hatte sich bald der Freimüthige un-
er **Kotzebue's** und **Merkels** Redaction entgegengesetzt, und
s kam nun zu einem Federkriege gegen die sogenannte neue Schule
nd ihre Häupter, bei welchem auch Klätschereien und Caricaturen
icht verschmäht wurden; A. W. Schlegel ging jedoch auf die-
en Schmutz nicht ein. In demselben Jahr 1803 erschien der erste
Band des **spanischen Theaters**, welcher 3 Stücke des **Cal-
deron** enthielt; der zweite Band folgte 1809. Schlegel hatte
urz zuvor im zweiten Stücke der **Europa** das Publicum auf

den Genuß jenes Dichters vorbereitet. Man konnte an den Übersetzer des Shakspeare keine geringen Forderungen machen; sie wurden aber vollkommen erfüllt, und man kann wohl sagen, daß er hier mit größern Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die Übersetzung ist treu, auch hat er sich in Beziehung auf Sylbenmaaße, Reime und Assonanzen die strengsten Gesetze vorgeschrieben und durchgeführt. A. W. Schlegel behauptet allerdings einen ausgezeichneten Rang unter *allen* Übersetzern; auch hat er nicht blos unsere Literatur mit Übersetzungen aus südlichen Sprachen bereichert, sondern seine Virtuosität auch in andern Übersetzungen, besonders aus dem Griechischen, bewährt. Die *Blumensträuße der italienischen, spanischen, und portugiesischen Poesie* gaben im J. 1804 einen neuen Beweis dieser Kunstfertigkeit. — A. W. Schlegels Leben in Berlin gewann nun einen neuen Wendepunkt, indem er einer unfreundlich beengenden Prosa durch eine der edelsten Frauen entrissen ward, mit welcher er sich im freiern Lichte der Welt sonnte und nach neuen Quellen der Wahrheit und Schönheit forschte. Mit der Frau von *Staël*, die er auch in der Elegie: „Rom" gefeiert hat, ging er im J. 1805 auf Reisen und lebte bald in Copet, bald in Italien, Frankreich, Wien, Stockholm ꝛc. Einige vortreffliche Recensionen von ihm aus diesem Zeitpunkte finden wir in der Jen. Lit. Zeitung, späterhin in den Heidelberger Jahrbüchern. In französischer Sprache schrieb er 1807 eine Vergleichung der *Phädra* des *Euripides* mit der des *Racine*, welche unter den Pariser Literatoren ungewöhnliches Aufsehen machte. Im Frühlinge des J. 1808 hielt er in Wien vor einem glänzenden Kreise *Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur*, die 1809 bis 11 in 3 Theilen erschienen sind. (Eine zweite Ausgabe erschien 1817.) Sie sind in alle gebildete Sprachen übersetzt worden. Seine Absicht dabei war, einen allgemeinen Überblick zu geben, und die Begriffe zu entwickeln, nach denen der Kunstwerth der dramatischen Hervorbringungen verschiedener Zeitalter und Völker zu schätzen ist. Und in der That herrscht in diesen Vorlesungen eine Klarheit und Leichtigkeit des Vortrags, und wenn man den Überfluß von Liebe für einige Meister abrechnet, eine Besonnenheit des Urtheils, die nichts zu wünschen übrig läßt. Eben so besorgte er im J. 1811 eine neue Sammlung seiner poetischen Werke, von welcher wir noch den dritten Theil erwarten. In diesen Gedichten, worin zugleich die Sprache in glänzend reinen Farben spielt, findet sich der größte Reichthum poetischer Formen. Man kann den Werth dieser von echter Bildung durchdrungenen Poesien als bekannt voraussetzen. An dem *deutschen Museum* seines Bruders nahm er besonders durch die gründlichen Untersuchungen Antheil, welche er in mehrern Stücken desselben über das *Lied der Nibelungen* anstellte, von welchem er uns eine kritische Ausgabe versprochen hat. — Die großen Ereignisse der Zeit bemächtigten sich nun seines Gemüths; er ward im verhängnißvollen J. 1813 politischer Schriftsteller in französischer und deutscher Sprache, begleitete selbst den Kronprinzen von Schweden, welchen er im J. 1812 in Stockholm kennen gelernt hatte, als Secretär; auch hat er zur Anerkennung seines Verdienstes mehrere schwedische Orden und den Adelsrang erhalten. Nach Buonaparte's Sturz kehrte er zu Mad. Staël zurück, und erhielt 1818 einen Ruf an die Univer-

tät Bonn, den er annahm. Er verheirathete sich 1819 mit der
ochter des Kirchenraths Paulus zu Heidelberg. Das Neueste,
as wir von Schlegel besitzen, ist ein Aufsatz über Necker im
ritten Stück der Zeitgenossen; eine italienische sehr gelehrte Ab-
andlung, in der Biblioteca italiana 1816, über die bronzenen
ferde zu Venedig, die er für griechische Kunstwerke erklärt;
ine Abhandlung über die Gruppe der Niobe in der Bibliothèque
niverselle von Genf, 1817; eine historische Notiz über den flo-
entinischen Mahler Johann von Fiesole, und eine Erklärung
on dessen Gemählde des heil. Dominicus; endlich Bemerkungen
ber die provenzalische Sprache und Literatur (französisch,
818, 8.). Noch möchte zu bemerken seyn, daß er manche Werke
ingerer Freunde herausgegeben hat, z. B. den Lacrimas,
803, und die dramatischen Spiele von Pellegrin, 1804. Wir
llen nun zu seinem Bruder, Friedrich, jetzt ebenfalls von Schle-
el. Seine Kindheit verlebte er bei seinem Oheim und dann bei sei-
em ältesten Bruder, welche beide Landgeistliche waren. Obgleich
er Vater ihn dem Kaufmannsstande zu widmen wünschte, ließ
r ihm doch einen vielseitigen Unterricht geben, um ihm eine desto
reiere Wahl vorzubehalten. Er zeigte früherhin bei natürli-
hem Verstande und lebhaftem Geiste keine bedeutende Spur eines
usgezeichneten Talents; doch fühlte er, als er in Leipzig die
handlung erlernte, seine Unfähigkeit dazu so lebhaft, daß der
Vater seinen Bitten nachgab, und ihn zurücknahm. Jetzt, im
6ten Jahre, fing er seine gelehrte Bildung mit dem glühendsten
Eifer an. Er widmete sich der Philologie, studirte nur ein Jahr
n Göttingen, dann in Leipzig, und durfte nach Vollendung sei-
er akademischen Studien sich rühmen, jeden uns übrig gebliebe-
en griechischen und römischen Schriftsteller von einiger Bedeutung
us eignem Studium zu kennen. Die erste Schrift, mit wel-
her er, so viel wir wissen, öffentlich auftrat, ist ein Aufsatz
ber die griechischen Dichterschulen (in der Berl. Monatsschrift),
er etwa in das J. 1793 fällt. Dann war er Mitarbeiter an
em Journale Deutschland, welches in den Jahren 1795 und
796 Reichard in Berlin herausgab, so wie am Lyceum
er schönen Künste, welches 1797 unter derselben Direction
rschien. Seine Beiträge bestanden in Charakteristiken und
ritiken, die größtentheils, wie z. B. die Aufsätze über For-
er und Lessing (dessen Gedanken und Meinungen er
päter auch mit commentirenden Abhandlungen in 3 Bänden her-
usgab), in das unter demselben Titel angeführte Werk überge-
angen sind, welches 1801 zu Königsberg in 2 Bänden heraus-
am. Nur die Nachrichten über den Boccaz, zu welchen er
päterhin einen Nachtrag in der Europa lieferte, waren neu.
ie erste Schrift Fr. Schlegels von größerm Umfange waren die
riechen und Römer, 1797, welcher einen Aufsatz über die
latonische Diotima und über die Darstellung der Weiblichkeit in
en griechischen Dichtern angehängt war. Den Werth dieser
chrift erkannte selbst Heyne mit Achtung an. Sie ist nicht
rtgesetzt worden: man kann aber die Poesie der Griechen
nd Römer, 1798, als den zweiten Theil derselben ansehen,
iewohl auch diese Geschichte leider nur ein Torso geblieben ist.
n diesen Werken zeigte Fr. Schlegel bei einer Fülle von Gelehr-
mkeit die Originalität des Selbstdenkers und die Kraft der hi-

storisch-kritischen Waffen, mit welchen er sich im Felde der antiken und modernen Poesie zu bewegen anfing. Es kann hier der Ort nicht seyn, das Ganze zu charakterisiren; indessen kann man sagen, daß im erst genannten Werke die beiden Kunstwelten und ihre Erscheinungen streng geschieden wurden, und daß hier nach der vortrefflichen Abhandlung von Schiller in den Horen der Gegensatz des Antiken mit dem Modernen, des Classischen mit dem Romantischen scharf ausgesprochen war. Im zweiten Werke machte er den glücklichen Anfang, die Erzeugnisse der griechischen Poesie in ihrem organischen Zusammenhange zu betrachten, und die Hervorbringungen des Alexandrinismus, so wie die römische Ausartung, von hellenischer Harmonie abzusondern. Dabei beschäftigte er sich mit der Kritik des Platon, in Beziehung auf welchen er sich in Berlin mit Schleiermacher verband, zog sich aber von der projectirten Übersetzung dieses Schriftstellers zurück, nachdem 5 Bogen davon bereits bei Frommann gedruckt waren. Im Athenäum, welches er mit seinem Bruder gemeinschaftlich herausgab, befinden sich viele gediegene Aufsätze von ihm, und fruchtbare Andeutungen in Fragmenten, Ideen u. s. w. Im J. 1799 erschien, als freies Werk der Phantasie, des Gefühls und der Reflexion zugleich der erste Theil der Lucinde, die bis jetzt unvollendet geblieben ist, wiewohl der Verfasser einst in der Europa erklärte, daß er sie fortzusetzen gedenke. Schwerlich haben sich je über ein Werk mehr verschiedene, zum Theil pöbelhafte Stimmen erhoben, und die Verkehrtheit in den Urtheilen der Menge, die in diesem Romane blos eine Art von Ardinghello fand, und in der Freiheit dichterischer Anschauungen der Liebe das Wahre und Schöne nicht zu schätzen, den Geist und den Körper nicht zu scheiden wußte, hat wahrscheinlich die Fortsetzung verhindert. Damals lebte Friedr. Schlegel in Berlin. Im J. 1800 habilitirte er sich als Privatdocent in Jena, wo er mit großem Beifall philosophische Vorlesungen hielt. In dieser Periode trat er zuerst als Dichter auf, da er vorher immer geklagt hatte, daß es ihm an der Sprache gebreche. Die ersten Gedichte von ihm befinden sich im Athenäum, dessen letztes Stück im J. 1800 herauskam, namentlich die kräftigen Terzinen an die Deutschen. Im zweiten Bande der Charakteristiken und Kritiken, 1801, erschien darauf ein größeres Gedicht im elegischen Sylbenmaaße: „Hercules Musagetes," welches für die Ergreifung seines eigentlichen Charakters und Strebens sehr wichtig ist. Von jetzt an sprach er sich in den mannichfaltigsten Formen aus, z. B. im Musenalmanache von Vermehren auf 1802 und 1803, vorzüglich aber im M. Alm. von Tieck und A. W. Schlegel, worin die Abendröthe ein eben so architektonisches, als musikalisches Gedicht ist, um andere Gedichte zu übergehen. Die Assonanz wendete er bei größern Gedichten zuerst an, nämlich im Alarkos (1802), einem Trauerspiele, welches Äschyleisch gedacht, aber dem Stoffe und der Äußerlichkeit nach romantisch genannt werden muß. Auch dieses Trauerspiel erfuhr viele ungünstige Urtheile, doch ist es in Berlin und Weimar aufgeführt worden. Im J. 1802 lebte er einige Zeit in Dresden, zu welcher Stadt ihn alte Erinnerungen und eine geliebte dort verheirathete Schwester öfters hinzogen. Dann reis'te er mit seiner Gattin (einer Tochter Mendelssohns, mit welcher er später in Cöln zur römisch-katholischen Kirche

[über]ging) nach Paris, wo er Vorlesungen über die Philosophie [h]ielt, die Monatsschrift Europa, bestehend aus zwei Bänden, [o]der vier Stücken, herausgab, und sich außer der Kunst und den [s]üdlichen Sprachen besonders mit der indischen Sprache und Litera[t]ur beschäftigte. Die Resultate dieses Studiums legte er 1808 in der Schrift: „über die Sprache und Weisheit der In[d]ier," nieder; auch bei der Mangelhaftigkeit dieses Versuches ist [d]och der glückliche Fleiß dieses unermüdlichen Forschers rühmlich [a]nzuerkennen. Auch machte er sich während seines Aufenthalts in Paris um die altfranzösischen Ritterromane verdient, indem er [1]804 eine Sammlung romantischer Dichtungen des Mit[t]elalters aus gedruckten und handschriftlichen Quellen in 2 Thei[l]en herausgab, so wie 1805 den Lother und Maller. Doch [w]ar das Original der Rittergeschichte, die er nach einer unge[d]ruckten deutschen Handschrift bearbeitete, ursprünglich italienisch. Nicht minder verdanken wir ihm diplomatische Aufklärungen über [d]ie Geschichte der Jungfrau von Orleans, die er aus den Notices et Extraits zog. Fr. Schlegel ging nun nach Deutschland [z]urück, und sein vaterländisches Gemüth ergoß sich auf der Reise [z]um Theil in dithyrambischen, zum Theil in elegischen Gesängen; [d]och immer weht die Hoffnung wie eine frische Luft hindurch. Man findet den innigen Ausdruck dieses Gefühls nicht allein in [s]einen Gedichten (1809), sondern auch in seinem poetischen Taschenbuche für d. J. 1806, worin er zugleich über die deut[s]che Kunst, besonders über das Wesen der gothischen Bau[k]unst, treffliche Worte gesprochen und nach Turpins Chronik den Roland, ein Heldengedicht in Romanzen, mit durchgehender Assonanz gebildet hat. Ein noch ungedrucktes historisches Drama, Carl V., durch Benutzung historischer Urkunden zu vollenden, [g]ing er 1808 nach Wien, war im folgenden Jahre als kaiserlicher Hofsecretär im Hauptquartiere des Erzherzogs Carl, und wirkte [d]urch kraftvolle Proclamationen auf den Geist der Nation. Bei [d]er unglücklichen Wendung der Dinge kehrte er zur literarischen Thätigkeit zurück, hielt zu Wien Vorlesungen über die [n]euere Geschichte und über die Geschichte der Literatur [a]ller Völker, welche 1811 und 1812 im Druck erschienen sind. Wenn im ersten Werke bei der Eigenthümlichkeit historischer An[s]ichten eine gewisse Parteilichkeit durchschimmert, so findet man im [z]weiten ein lebensreiches Gemählde aller Literatur sowohl der [a]lten und mittlern, als der neuern Zeit, ein Werk, welches der ganzen deutschen Nation angehört. Im J. 1812 gab er das deut[s]che Museum in zwei Jahrgängen heraus, erwarb sich Met[t]ernichs Vertrauen durch manche diplomatische Schrift, wurde [d]ann Legationsrath der österreichischen Gesandtschaft bei dem deut[s]chen Bundestage zu Frankfurt a. M., welche Stelle er im Anfange [d]es J. 1818 wieder verlassen hat. Die neueste politische Schrift [v]on ihm ist eine Darstellung der jetzigen Staatenverhältnisse. Wir [h]aben bei der gedrängten Übersicht der Werke dieses tiefen Den[k]ers, Schriftstellers und Dichters manche Beiträge nicht erwähnt, [d]ie er z. B. in Rostorfs Dichtergarten, im attischen Museum [n]iedergelegt hatte; auch hat er mit seinem Freunde Ludwig Tieck die Schriften von Novalis, den ersten Theil des Flo[r]entin von seiner Gattin, und 1807 noch vor der Erscheinung [d]es französischen Originals die Corinna der Frau von Stael

deutsch herausgegeben, welche Übersetzung ebenfalls von seiner Gattin herrühren soll. — Die literarische Revolution, welche diese geistigen Dioskuren bewirkten, war, wiewohl sie Spuren genug hinterlassen hat, mehr durch die Schuld vieler sogenannten Schlegelianer, als der Stifter selbst verhaßt, welchen man bei der Tiefe und Fülle ihrer Kenntnisse und bei dem Reichthume ihres Geistes eine zweckmäßige Form der Darstellung nicht absprechen kann. Besonders ist die Prosa von A. W. Schlegel wegen ihrer Klarheit und Anmuth zu loben, zu welcher sich der Tiefsinn des Bruders nicht immer herabläßt; dagegen verräth die Poesie des Ersten, vorzüglich in den spätern Erzeugnissen, bisweilen eine ungemein zierliche Künstlichkeit. Wir müssen aber von den eigenen poetischen Schöpfungen dieser verbrüderten Kraft die kritischen Bestrebungen sondern, welche eine dankbare Nachwelt gewiß nicht verkennen wird, und von welchen man noch viel Heilsames für die Zukunft erwarten darf, da ihre literarische Laufbahn noch nicht geschlossen ist. Es verdient Lob, daß sie bei ihren steten polemischen Berührungen, ohne Rücksicht auf berühmte Namen, immer auf das wahrhaft Vortreffliche drangen, das Schlechte und Mittelmäßige aber mit entschiedenem Hasse verwarfen, wenn sie auch in jugendlichem Enthusiasmus, oder in wohlgemeintem Scherze bisweilen zu weit gegangen seyn sollten, wie z. B. in jenen Bücheranzeigen des Athenäums. Sie unterschieden, wie oben schon angedeutet ist, die Gränzen der antiken und romantischen Kunst und die einzelnen Dichtungsformen genau, drangen mehr auf das Ideale und auf die Objectivität der Darstellung, und machten in dieser Hinsicht auf unsern größten Meister (Göthe) aufmerksam, dessen gründlicheres Studium sie wirklich eingeleitet haben. Auch blieben sie durch ihr reges Leben in einer reichern Welt, so wie durch den schnellen Umtausch ihrer Ideen von aller Pedanterei und geistigen Fäulniß frei, welches bei Gelehrten nicht immer der Fall ist. Die gegenseitigen Verhältnisse der beiden Brüder sind am bestimmtesten ausgesprochen in A. W. Schlegels Gedichten, 1. Th. S. 218, und in Fr. Schlegels Gedichten S. 369. Sie lebten stets harmonisch mit einander, wenn sie auch ihre Ansichten nicht immer theilten. Über eine gewisse Einseitigkeit in der Liebe zum Mittelalter, über ihre Polemik gegen französische Poesie, wie über manches Andere, hat sich die edle Freundin der beiden Brüder, die Frau von Staël, besonders im dritten Theile ihres Werks über Deutschland erklärt. Bei so vielen Verdiensten können sie eben nicht so strenge für das Unheil verantwortlich gemacht werden, welches bald nach ihrem Auftreten in der deutschen Literatur gleich einem Gespenst umherging. Es wurden zwar in manchen jungen Gemüthern herrliche Kräfte geweckt; es ist aber auch nicht zu läugnen, daß bei Vielen ihrer Anhänger die Form vorwaltete, daß oft ein loses Spiel mit dem Heiligen getrieben wurde, und daß manche den Thyrsus schwangen, ohne begeistert zu seyn. bb.

Schleiermacher (Friedrich Daniel Ernst), einer unsrer gelehrtesten und geistreichsten Theologen und Philologen. Geboren zu Breslau den 25sten Nov. 1768, empfing er seine eigentliche Schulbildung auf dem Pädagogium der Brüdergemeine in Niesky, fing darauf in dem Seminarium derselben in Barby das theologische Studium an, hörte aber im J. 1787 auf, ein Mit-

lied dieser Gemeine zu seyn, und bezog die Universität Halle, o er seine Studien unter Nösselt und Knapp fortsetzte, dabei ich Eberhard und Wolf hörte. Nach zurückgelegten Universitäts-hren war er Erzieher bei dem Grafen Dohna auf Finkenstein in reußen und trat sodann zu Berlin in das Schullehrerseminarium nter Gedike's Leitung. Im J. 1794 ward er zum Predigtamt or-inirt und zuerst Hülfsprediger in Landsberg an der Warte, dann on 1796 bis 1802 Prediger am Charitéhause zu Berlin. Hier at er zuerst als Schriftsteller auf, indem ihm der jetzige Bischof ack einen Theil der Übersetzung des letzten Bandes der Blairschen redigten übertrug. Dann übersetzte er auf dessen Anrathen Faw-atts Predigten, zwei Bände, nahm hierauf Antheil an dem on A. W. und Fr. Schlegel herausgegebnen Athenäum, und hrieb die herrlichen, durch Kühnheit der Gedanken und den chwung des Vortrags ausgezeichneten Reden über die Reli-ion und die Monologen, auch noch bei Gelegenheit des endschreibens jüdischer Hausväter an Teller „Briefe eines Predi-ers außerhalb Berlin." In diesen Jahren wurde zwischen ihm nd Fr. Schlegel eine gemeinschaftliche Übersetzung des Platon erabredet, die hernach Schleiermacher allein unternahm. Von erselben sind aus Schuld seiner wechselnden Lage und der Zeiten berhaupt von 1804 bis jetzt erst fünf Bände erschienen. Die Re-ublik, Timäus, Critias, die Gesetze und Briefe, und eine ver-prochene Charakteristik des Platon und seiner Philosophie sind noch u erwarten. Diese Arbeit gehört unstreitig zu den wichtigsten und ruchtbarsten, die über den Platon unternommen worden, da wohl chwerlich unter den Neuern irgend einer tiefer in den unerschöpf-chen und unergründlichen Geist dieses Philosophen eingedrungen eyn möchte. Nach 1802 gab er die erste Sammlung seiner Pre-igten heraus, der bis jetzt zwei andre allmählig gefolgt sind. inige Predigten, größtentheils bei besondern Veranlassungen, nd außerdem einzeln gedruckt. Alle diese Reden sind Muster ei-es klaren, gediegnen, eindringenden Vortrags, wiewohl nicht u läugnen, daß er sich minder an das Gefühl, als an das Denk-ermögen seiner Zuhörer wendet. In dieser letztern Gattung er Erbauungsrede ist er Meister, aber auch der erstern keines-egs fremd. In demselben Jahre ging Schleiermacher als Hof-rediger nach Stolpe, wo er die „Kritik der Sittenlehre" nd die „zwei unvorgreiflichen Gutachten in Sachen es protestantischen Kirchenwesens" verfaßte, letztere hne seinen Namen. Einen Ruf an die Universität Würzburg hnte er nach dem Wunsche der Regierung ab, und ward noch in emselben Jahre als Universitätsprediger und außerordentlicher rofessor der Theologie und Philosophie nach Halle berufen. Der niversitätsgottesdienst kam jedoch erst 1806 kurz vor dem Kriege u Stande, der die Universität auf eine Zeit lang wenigstens un-erbrach. In diesen zwei Jahren hatte er theologische Encyclopä-ie gelesen, exegetische und dogmatische Vorlesungen gehalten, auch hilosophische Sittenlehre vorgetragen. Er ging 1807 erst nur uf einen Sommer nach Berlin zurück, begab sich dann, als Halle bgetreten worden, ganz dahin, und hielt Vorlesungen vor einem emischten Publicum. Zugleich nahm er als wahrer Patriot den bhaftesten Antheil an den politischen Verhältnissen, unter welchen in Vaterland schmachtete, und sprach unaufhörlich von der Kan-

zel in dem herrlichsten Sinne für König und Vaterland, mit einem Muthe und Trotze, der selbst inmitten der Bajonnete Davousts unerschütterlich blieb. In dieser Zeit erschienen auch seine kleine Schrift „über Universitäten," das „Sendschreiben über den ersten Brief an den Timotheus„ und der Aufsatz über Heraklit im Wolfischen Museum der Alterthumswissenschaften, und früher „die Weihnachtsfeyer." Im J. 1809 ward er Prediger an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin und verheirathete sich. Als im Jahre nachher die neue Universität eröffnet wurde, trat er bei selbiger als ordentlicher Professor auf, wie er es auch zuletzt in Halle schon gewesen war. Wohl möchte der Lehrstuhl vor allem der ihm angemessenste Wirkungskreis seyn. Hier zeigt sich seine Beredsamkeit noch glänzender, als auf der Kanzel. Im großen zusammenhängenden Redebau, dessen Kunst von der fließenden Anmuth eines freien Vortrags belebt wird, faßt er die schwierigsten und reichhaltigsten Gegenstände der Wissenschaft mit Scharfsinn und Klarheit zusammen und verfolgt sie in das Einzelnste mit heller Ordnung und Sicherheit. Im J. 1811 ward er Mitglied der Akademie der Wissenschaften und 1814 Secretär der philosophischen Classe, bei welcher Gelegenheit er von dem Antheil, den er seit 1810 an den Arbeiten in der Abtheilung für den öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern gehabt hatte, wieder dispensirt ward. Seit 1811 kommen in den Denkschriften der Akademie mehrere Abhandlungen, besonders die philosophische Geschichte betreffend, von ihm vor. Auch fällt in diese Zeit noch seine Darstellung des theologischen Studiums. Von Vielen wird ihm, mit welchem Rechte, steht dahin, das Glückwünschungsschreiben an die zur Verbesserung der Liturgie niedergesetzte Commission zugeschrieben. Unverkennbar herrscht darin dieselbe Platonische Dialectik, die in der Schrift gegen Schmalz (s. d.) eben so bewundernswürdig als grausam erscheint. Zuletzt hat er in Beziehung auf Harms 99 Thesen gegen den Oberhofprediger Ammon geschrieben. Die Schrift über Religion und Mythologie ist seiner ausdrücklichen Erklärung nach nicht von ihm.

Schleifen heißt, in der Musik, zwei oder mehr unmittelbar nach einander folgende Töne unabgesetzt vortragen. Dies geschieht beim Gesange und bei den Blasinstrumenten mit einem sanften und ununterbrochenen Athemzuge, bei den Bogeninstrumenten mit einem einzigen fortlaufenden Bogenstrich, bei den Claviaturinstrumenten durch einen sanften Druck der Finger, durch das Verweilen derselben auf den Tasten, und durch einen ziehenden Übergang derselben von einer Taste zur andern. Die Bezeichnung des Schleifens ist ein bogenförmiger Strich, welcher alle zu schleifende Noten umfaßt.

Schleifer, ein deutscher Nationaltanz, dessen Charakter hüpfende Freude ist. Er ist im Dreiachteltact gesetzt und besteht aus zwei Reprisen von acht Tacten.

Schleim, eine Flüssigkeit des thierischen Körpers, welche sich nicht allein in der Nase und Luftröhre, sondern auch in den Gedärmen absondert, und diese Theile feucht und schlüpfrig erhält, daher der Mangel derselben nachtheilig ist. Im reinen Zustande ist er ohne Farbe, Geruch und Geschmack, verschiedne Krankheiten aber können ihn verändern.

Schleimhaut ist die Schleim absondernde Haut, womit das Innere der Nase und Luftröhre bekleidet ist.

Schlesien, ein ehemals zu Böhmen gehöriges Herzogthum, welches jetzt theils zu dem preußischen, theils zu dem österreichischen Staate gehört, und geographisch in Ober- und Niederschlesien, und politisch in preußisch und österreichisch Schlesien zerfällt. Niederschlesien begreift die Fürstenthümer Breslau, Brieg, Schweidnitz, Jauer, Liegnitz, Wohlau, Glogau, Carolath, Münsterberg, Sagan, Öls und Trachenberg, die Standesherrschaften Militsch, Wartenberg und Goschütz und die Minderherrschaften Neuschloß, Freyhan und Sulau, und ist ganz preußisch; Oberschlesien begreift die Fürstenthümer Oppeln, Ratibor, Neisse, Troppau, Jägerndorf, Teschen und Bielitz, die Standesherrschaften Pleß und Beuthen, und die Minderherrschaften Loslau, Oberberg, Freystadt, Freudenthal, Friedeck, Deutschleuthen, Reichwald und Roy, wovon die an dem rechten Ufer der Oppa liegenden Theile von Troppau und Jägerndorf, der kleine südliche Theil von Neisse, ein Theil von Oderberg und ganz Teschen, Bielitz, Freudenthal, Freystadt, Friedeck, Deutschleuthen, Reichwald und Roy österreichisch, das übrige preußisch sind. Auch rechnet man die Grafschaft Glatz zu dem preußischen Schlesien. Seit der neuen Eintheilung des preußischen Staates ist der Umfang des preußischen Schlesiens verändert worden, indem der vormalige Schwiebuser Kreis des Fürstenthums Glogau zur Provinz Brandenburg geschlagen, und nebst Glatz auch ein kleiner Theil der Neumark und der durch die Wiener Congreßacte 1815 an Preußen abgetretene Theil der Oberlausitz (mit Ausnahme der Herrschaft Hoyerswerda und der westlich von derselben gelegenen Ortschaften) mit dem preußischen Schlesien vereinigt worden sind, und nun die Provinz Schlesien bilden. Diese preußische Provinz Schlesien (die Beschreibung des österreichischen Schlesiens folgt weiter unten) gränzt nach dem angegebenen Umfange und nach der neuern Eintheilung des preußischen Staates, gegen Osten an die Provinz Posen, das Königreich Polen und den Freistaat Krakau; gegen Süden an das österreichische Schlesien, Mähren und Böhmen; gegen Westen an Böhmen, Sachsen und Brandenburg, und gegen Norden an Brandenburg und Posen. Schlesien ist die wichtigste Provinz des preußischen Staates, welche $\frac{1}{5}$ der ganzen Volksmenge enthält und über $\frac{1}{5}$ zu den Bedürfnissen des Staates beiträgt. Die Größe beträgt 720 Quadratmeilen, worauf sich (1817) 1,992,598 Menschen befanden. Der westliche und südliche Theil des Landes ist gebirgig, weil hier die Sudeten mit ihren Abzweigungen liegen. Der Gebirgszug, welcher am Queis anfängt und bis an die Grafschaft Glatz hinreicht, heißt das Iser- und Riesengebirge, welches Schlesien von Böhmen trennt (s. den Art. Riesengebirge) Den östlichen Arm der Sudeten bildet das mährische Gebirge, welches durch Glatz und den südlichen Theil Schlesiens zieht und sich bei Jablunka (schon im österreichischen Schlesien) an das karpathische Gebirge anschließt. Gegen Brandenburg und Posen zu ist das Land ohne Gebirge und eben, aber zum Theil sandig und sumpfig, doch zum Ackerbau durchaus brauchbar. Der Hauptfluß ist die Oder, welche aus dem österreichischen Schlesien in das Land tritt, daselbst schiffbar wird, es der ganzen Länge nach durchfließt, an beiden Seiten viele Flüsse (besonders die Oppa, Neisse, Ohlau, Bartsch, die in der Kriegs-

geschichte von 1813 so berühmt gewordene Katzbach und den Bober mit der Queis) aufnimmt, und von der größten Wichtigkeit für den Handel Schlesiens ist (s. d. Art. Oder). Die südöstliche Gränze berührt die hier noch unbedeutende Weichsel. Es ist im Ganzen genommen ein sehr fruchtbares Land, reich an Getraide jeder Art, als Waitzen, Roggen, Gerste, Hafer, Spelz, Mais, Erbsen, Linsen, Heidekorn und Bohnen, und die Einwohner könnten hiervon noch mehr ausführen, wenn die gebirgigen Gegenden in dieser Hinsicht ergiebiger wären. Die besten Gartengewächse baut man um Breslau, Brieg, Liegnitz und Neisse. Das Obst bei Niederbeuthen und Grüneberg ist das vorzüglichste. Der schlesische Wein, besonders der an letzterm Orte wachsende, ist, wenn er einige Jahre gelegen hat, sehr gut, und es wird damit nach dem Auslande hin ein starker Handel getrieben. Aus dem schlechtern Wein wird Essig gemacht. In den gebirgigen Gegenden, wo der Boden sich weniger zum Getraide- und Gartenbau eignet, ist er doch mit Holz bewachsen, oder giebt gute Weiden und Wiesen. Flachs wird in großer Menge gebaut, und ist ein Hauptzweig der Fabriken und des Handels. Hanf hat man nicht so viel, wie verarbeitet wird; aber der Handel ins Ausland mit Färberröthe, deren Anbau hier von einem niederländischen Kaufmann im 16ten Jahrhundert eingeführt ward, ist desto beträchtlicher. Auch wird viel Hopfen, besonders in der Gegend von Münsterberg, gebaut und ausgeführt. Scharte, ein Kraut, welches zum Gelbfärben gebraucht wird, sammelt man in mehreren Gegenden fuderweise ein. Der Tabaksbau ist seit einigen Jahren gleichfalls sehr in Aufnahme gekommen. Das Holz nimmt freilich auf dem platten Lande ab, indessen wird doch noch aus den Fichten, Tannen und Kiefern viel Holz, Theer und Pech, und aus den Lerchenbäumen Terpentin und Kienruß verfertigt und ausgeführt. Rindvieh- und Pferdezucht reichen nicht zu den Bedürfnissen des Landes hin. Das nöthige Schlachtvieh wird aus Polen und Ungarn hergebracht, und auf den größern Ochsenmärkten, welche zu Brieg, Breslau und Schweidnitz gehalten werden, hat man ehedem wohl mehr als 15,000 Ochsen auf einem Platze gesehen. Die inländische Schafzucht ist veredelt, und die Wolle der schlesischen Schafe wird sehr gerühmt, und gehört zu den feinsten Sorten, welche die Provinzen des preußischen Staates liefern. Die feinste und beste fällt um Öls und Namslau. Ziegen giebt es viel im Gebirge, und die Bienenzucht ist besonders in der Herrschaft Muskau und in Oberschlesien wichtig. Wildpret ist reichlich vorhanden, und die Oder, die übrigen kleinern Flüsse, Seen und Teiche liefern viele und gute Fischarten. Das Mineral- und Steinreich ist gleichfalls sehr ergiebig an Eisen, Kupfer, Blei, etwas Silber, Arsenik, Galmei, Vitriol, Schwefel, Steinkohlen an vielen Orten, Kalk, Gyps, Mergel, Marmor, Schiefer, Mühl- und Schleifsteinen, Jaspis, Agath, Topasen, Karniolen, Onyx, Amethyst ꝛc. Mineralwasser sind besonders zu Warmbrunn, Flinsberg, Reinerz, Landeck, Altwasser, Charlottenbrunn ꝛc. Die Manufacturen Schlesiens, besonders die Leinwandmanufacturen und die dazu gehörigen Spinnereien und Bleichen, sind sehr berühmt. Die letztern Manufacturen lieferten im Jahre 1805 für 10½ Millionen Thaler Waaren, und der Ertrag der Baumwollen- und Wollenmanufacturen und der Lederbereitungen stieg beinahe eben so hoch.

Man webt Leinwand von verschiedener Güte und Breite. Feine Leinwand wird besonders in Greifenberg und in der Umgegend verfertigt. Daß die schlesische Leinwand so berühmt ist, verdankt sie hauptsächlich den eingeführten Schauanstalten, die alle gewebte Leinwand prüfen müssen. Unter den Metallfabriken sind nur die in Eisen von Bedeutung. Auch giebt es Papier-, Tabaks-, Fayance- und irdene Geschirrfabriken. Der Activhandel übersteigt den Passivhandel. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel sind Garn, Leinwand, Tuch, Baumwollenwaaren und Krapp. Schlesien ist in vier Regierungsbezirke eingetheilt, nämlich Breslau, Reichenbach, Liegnitz und Oppeln. Die höchste Gerichtspflege besorgen die königlichen Oberlandesgerichte zu Breslau, Liegnitz und Ratibor. Ein großer Theil der oben genannten Fürstenthümer, Standes- und Minderherrschaften wird von mittelbaren Fürsten, Standes- und Minderherren besessen, die zwar zum Theil auch ihre eigenen Regierungen und Justizkanzleien, aber keine landesherrliche Gewalt haben, und der Aufsicht der königlichen Oberlandescollegien untergeordnet sind. Die meisten Einwohner bestehen aus Lutheranern und Catholiken. Doch giebt es auch andere gottesdienstliche Parteien, denen freier Cultus gestattet ist, als Hussiten, Reformirte, griechische Christen, Herrenhuther, Schwenkfelder und Juden. Die Catholiken stehen in Kirchensachen unter dem Bischof von Breslau, der zugleich Fürst von Neisse ist, jedoch unbeschadet der landesherrlichen Rechte des Königs von Preußen über dies Fürstenthum. Die geistlichen Sachen der Lutheraner werden von den in jedem Regierungsbezirke bestehenden Kirchen- und Schulcommissionen, und in letzter Instanz von dem Consistorium zu Breslau besorgt. Schlesien ist als das Vaterland vorzüglicher Dichter und Gelehrten berühmt. Zu Breslau, der Hauptstadt des ganzen Herzogthums Schlesien, ist eine Universität, womit 1811 die protestantische Universität zu Frankfurt vereinigt worden ist, so daß sie jetzt zwei theologische Facultäten, eine für die Protestanten und eine für die Catholiken, hat. Gymnasien und andere gelehrte Schulen sind zu Breslau, Öls, Brieg, Glogau, Hirschberg, Jauer, Liegnitz (die Ritterakademie ist in eine Erziehungs- und Lehranstalt für die gebildeten Stände umgeschaffen), Schweidnitz, Görlitz, Lauban, Glatz, Oppeln, Leobschütz und Grüssau. Jüdische gelehrte Schulen sind zu Breslau und Glogau, und zu Niesky haben die Herrnhuter ein akademisches Collegium, das in Rücksicht der Theologie die Stelle der Universität vertritt. Überhaupt wird sowohl auf dem Lande, als in den Städten für den öffentlichen Unterricht auf das Beste gesorgt. Der König von Preußen hat aus seinem Schlesien jährlich 8 Millionen Thaler Einkünfte. — Unter österreichisch Schlesien versteht man denjenigen Theil, welcher im Hubertsburger Frieden 1763 dem Hause Österreich verblieb. Er gränzt an preußisch Schlesien, Galizien, Ungarn und Mähren, und begreift, wie schon gesagt, die Fürstenthümer Teschen und Bielitz, den größten Theil von Troppau und Jägerndorf und einen Theil vom Fürstenthum Neisse, nebst den Minderherrschaften Freudenthal, Freystadt, Friedeck, Deutschleuthen, Reichwald und Roy, und einen Theil von der Minderherrschaft Oberberg. Das Ganze ist seit 1784 in den Troppauer und Teschener Kreis eingetheilt, und zu Mähren geschlagen. Österreichisch Schlesien enthält 86 Quadratmeilen (nach

Liechtenstern 129), 24 Städte, 4 Marktflecken, 646 Dörfer und 347,864 Einwohner. Das Land ist sehr gebirgig, denn im Osten sind die Karpathen und im Westen das mährische Gebirge, eine Abzweigung der Sudeten; das Clima ist jedoch gemäßigt, nur im Osten rauh und kalt. Der größere südliche Theil des Teschner Kreises ist wegen seines steinigen Bodens wenig fruchtbar, mehr jedoch im Troppauer Kreise, wo auch der Garten- und Obstbau blühender ist. Überhaupt hat sich der Feldbau seit 30 Jahren merklich verbessert, und die Einwohner lassen sich durch mühsamere Bearbeitung und bessere Düngung es thätigst angelegen seyn, den Ertrag ihrer Ackerfelder zu erhöhen, der von Natur geringer, als in Mähren ist. Außer dem Getraide-, Obst- und Gartenbau, treibt man auch starken Flachsbau, und hat bedeutende, meistens Nadelwaldungen. Die Rindvieh- und Pferdezucht könnte bedeutender seyn, das Schlachtvieh zieht man aus Ungarn und Galizien. Die Schafzucht und Bienenzucht sind nicht unwichtig. Es werden Eisen- und Steinkohlenbergwerke bearbeitet. Die Einwohner sind theils deutscher, theils slavischer Abkunft und zeichnen sich durch Industriefleiß aus, indem sie besonders wichtige Tuch- und Wollenzeugfabriken unterhalten und viel Leinwand verfertigen. Der Handel, den sie theils mit Landesprodukten, theils mit ihren Fabrikaten betreiben, so wie der Commissions- und Transitohandel gewähren dem Lande viele Vortheile. Die herrschende Religion ist die catholische, aber die Protestanten haben auch öffentliche Religionsübung. Die politischen Angelegenheiten des Landes besorgt das Gubernium zu Brünn in Mähren. Gymnasien findet man zu Troppau, Teschen und Weißwasser. — Die **Geschichte von Schlesien** gehört hierher, und konnte nicht nach der neuen politischen Eintheilung dieses Landes getrennt werden. Doch verweisen wir hier besonders auf die Artikel **Friedrich Wilhelm** (den großen Churfürsten), **Friedrich II.**, **Friedrich Wilhelm II.**, **Preußen**, und **Theresia** (Maria), und beschränken uns gegenwärtig blos auf die Anführung der Hauptereignisse Schlesiens vor 1740. In ältern Zeiten wurde dieses Land von den **Lygiern** und **Quaden** bewohnt, zwei Völkern, welche im 6ten Jahrhundert durch die Slaven verdrängt wurden, wodurch Schlesien an Polen kam. Der Name Schlesien entstand aus dem slavonischen Worte **Zle**, womit die Polen den Begriff des Worts Quade (böse) bezeichneten. Unter polnischer Herrschaft wurden auch polnische Sprache und Sitten, welche noch in mehreren Gegenden Schlesiens fortbestehen, und die christliche Religion eingeführt. Zur Befestigung der letztern ward 966 zu Schmoger ein Bisthum errichtet, welches endlich nach Breslau verlegt wurde. Als der polnische Regent Boleslaus III. seine Länder unter seine Söhne theilte, bekam der älteste, Wladislav oder Uladislaus, außer andern Landschaften auch Schlesien, und den vornehmsten Antheil an der Regierung. Er wurde aber von seinen Brüdern, denen er ihren Antheil nehmen wollte, aus Polen verjagt, und sein Bruder Boleslaus III., der sich seiner Länder bemächtigt hatte, trat mit Zustimmung seiner Brüder Wladislavs II. Söhnen, nämlich dem Boleslav, mit dem Zunahmen der Hohe oder Altus, Miecislav und Conrad Schlesien 1163 ab. Diese drei Brüder, welche sich in das Land theilten, wurden die Stammväter der schlesischen Herzoge aus dem piastischen Geschlechte. Die zahlreichen Nachkommen

ieser drei Herzoge theilten sich wieder in ihre väterlichen Landesantheile, und daher entstanden die vielen kleinen Fürstenthümer, aus denen Schlesien besteht. Johann, König von Böhmen, suchte das durch diese Theilungen, durch die Uneinigkeit seiner Regenten und durch andere Ursachen geschwächte Schlesien unter seinen Scepter zu bringen, und von 1327 trugen auch wirklich alle schlesische Herzoge (zwei ausgenommen) ihm ihre Länder, mit Vorbehalt der ansehnlichsten fürstlichen Hoheitsrechte, zu Lehn auf. Sein Sohn und Nachfolger Karl IV. erhielt durch Heirath das Erbfolgerecht in den beiden noch übrigen Fürstenthümern Jauer und Schweidnitz, und verleibte 1355 ganz Schlesien der Krone Böhmen ein. Die Könige von Polen leisteten 1335 und 1338, nachher wieder 1356 und 1372 auf Schlesien Verzicht. Unter der böhmischen Herrschaft breiteten sich hier Hussens, Luthers, Calvins und Schwenkfelds Lehren aus und die Anhänger derselben erhielten zum Theil Freiheit zur Ausübung ihres Gottesdienstes. Das Ober- und Fürstenrecht (supremum tribunal principum atque ordinum), welches König Wladislav 1498 den Herzogen und Ständen ertheilte, verband die Herzogthümer zwar näher mit einander, allein der Letztern Macht ward immer mehr geschwächt, so wie die Gewalt der Oberherrn zunahm, und die piastischen Herzogen ausstarben, deren Lande theils der Krone Böhmen unmittelbar unterworfen, theils andern Fürsten, aber mit weit größern Einschränkungen, zu Lehn gegeben wurden. Mit den polnischen Regenten verschwanden auch größtentheils polnische Sitten und Gebräuche; alles wurde auf deutschen Fuß gestellt, und Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften fingen an aufzublühen. Noch höher aber würde schon in frühern Zeiten der Flor des Landes gestiegen seyn, wenn nicht die Protestanten während der österreichischen Herrschaft so sehr gedrückt worden wären. [Das Weitere unter den angeführten Artikeln und unter Reich (deutsches.)] N. P.

Schleswig, dänisches Herzogthum, welches den südlichen Theil von Jütland oder Südjütland ausmacht, und gegen Mitternacht an Norder-Jütland, gegen Mittag an das Herzogthum Holstein (von dem es durch die Eider und den Kieler Canal getrennt wird), gegen Abend an das deutsche Meer, und gegen Morgen an den kleinen Belt gränzt. Es hat 18 Meilen in der größten Länge und 13 Meilen in der größten Breite, und enthält 162 Quadratmeilen. Das Land ist ganz eben und flach. Auf der Westküste liegen niedrige und fette Marschländer, die durch Dämme sorgfältig gegen das Eindringen der Meereswellen geschützt werden müssen, besonders gegen die Spring- oder Sturmfluthen, die oft bis 13 Fuß hoch steigen. Durch die Mitte des Landes zieht sich eine sandige Heide mit Torfmooren abwechselnd hin. Die Ostküste ist nicht so niedrig als die Westküste, aber auch nicht minder fruchtbar und ergiebig. Berge sind gar nicht vorhanden, sondern bloß Hügel und Anhöhen. Das Clima ist im Ganzen gemäßigt und gesund, nur an der Westküste feuchter und weniger gesund. Das Land ist reich an Getraide, von welchem jährlich an 150,000 Tonnen ausgeführt werden; an Rindvieh, womit nicht blos gleichfalls ein großer Handel getrieben wird, sondern welches auch Butter und Käse zur Ausfuhr liefert; an Pferden, von denen jährlich über 3000 Stück nach dem Auslande hin verkauft werden. Auch wird mit Fischen ein bedeutender Handel getrieben. Aber an Bau- und Brennholz ist Mangel. In diesem Lande sind 13 Städte, 11 Flecken, und 1500 Dörfer, in denen sich die gesammte

Menschenzahl auf 288,000 Einwohner beläuft, die sich zur lutherischen Kirche bekennen und theils vom deutschen, theils vom friesischen Volksstamme sind, und meistens plattdeutsch reden; doch hört man auch schon hier und da dänisch. Sie ernähren sich hauptsächlich vom Ackerbau, Viehzucht und Fischerei. Fabriken sind nur in den größeren Städten und von geringer Bedeutung, am beträchtlichsten die Spitzen= und Wollenstrumpffabriken. Seit 1720 macht Schleswig einen integrirenden Theil Dänemarks aus, steht jedoch noch in gewisser Verbindung mit Holstein, und wird mit demselben durch einen gemeinschaftlichen königlichen Statthalter nach gleichen Gesetzen regiert, und die Streitigkeiten der Unterthanen beider Lande werden nach einerlei Rechten beurtheilt und geschlichtet. Die Hauptstadt dieses Herzogthums heißt gleichfalls Schleswig. Sie liegt an der Schley. Sie besteht aus der Altstadt, dem Lollfuß und dem Friedrichsberg, hat 1200 Häuser und ungefähr 6800 Einwohner, ohne das Militär. Die Häuser sind meist gut gebaut und vorzüglich zeichnet sich das Rathhaus aus. Auch ist der Dom sehenswerth. Es befinden sich hier mehrerere milde Stiftungen, unter denen das graue Kloster, das Waisenhaus und Arbeitshaus die vorzüglichsten sind; desgleichen ein Taubstummeninstitut. Auf dem Holm, zu dem man über eine Schiffbrücke kommt, ist das Johanniskloster, worin eine Priorin und neun Stiftsfräulein wohnen. Von Fabriken befinden sich hier eine Fayence=, eine Segeltuch=, eine Strumpf= und eine Battistfabrik und eine Zuckersiederei. Die Schiffahrt ist, da die versandete Schleymündung durch einen Canal fahrbar gemacht worden, ziemlich lebhaft. Nahe bei der Stadt liegt das Schloß Gottorp, auf einer Insel des Meerbusens Schley, vormals die Residenz der Herzoge von Schleswig=Holstein, jetzt der Sitz des königlichen Statthalters und der höchsten Dicasterien der beiden Herzogthümer Schleswig und Holstein.

Schleuse nennt man einen Bau (von Holz, Erde, Steinen oder dergleichen), der bestimmt ist, das Wasser eines Sees, Flusses u. s. w. aufzuhalten und zu erhöhen, um es nöthigen Falls fließen zu lassen. So hat man Schleusen, wodurch das Wasser von Flüssen gehemmt und gesammelt wird, um es in größerer Fülle zum Betriebe der Mühlräder laufen zu lassen; andere Schleusen wieder dienen dazu, das Seewasser von dem niedrig gelegenen Lande zurückzuhalten, und das letztere, wenn es nöthig ist, unter Wasser zu setzen, wie z. B. die Schleusen in Flandern u. s. w. Wenn zwei schiffbare Ströme, von denen der eine höher als der andere liegt, zur Beförderung der Schifffahrt durch einen Canal in Verbindung mit einander gebracht sind, und ein Theil des höher liegenden Stromwassers in den niedrigern geleitet worden; oder wenn die Schifffahrt auf einem Strome durch eingebaute Mühlwehre unterbrochen wird, und letztere durch Canäle umgangen werden: so legt man darin Schleusen an, mittelst deren man an einem Punkt das Wasser des niedrigern Stroms dem höhern gleich erhöhen, und im umgekehrten Falle das Wasser des höhern Stromes dem niedern gleich erniedrigen kann. Dieses Gebäude nun besteht in einer von allen Seiten wohl verwahrten Kammer, die so weit ist, daß ein Schiff gemächlich hindurch kommen kann, aber eine solche Länge hat, daß zwei, auch wohl drei Schiffe auf einmal darin liegen können. Bei der Einfahrt sowohl, als der Ausfahrt, oder oberhalb und unterhalb des Canals, ist die Kammer mit Pforten oder Thorflügeln — bei kleinern Schleusen nur mit Stä=

en versehen. Will nun ein Schiff stromab, oder aus dem höhern Strom in den niedrigern fahren, so werden die obern Thorflügel eöffnet, und die untern zugelassen, das Wasser in der Kammer wird un durch das zuströmende anwachsen, und sich so weit erhöhen, bis s sich mit dem höhern Stromspiegel in der Ebene befindet, wo dann as Schiff bequem hineinfahren kann. Nachher werden die obern Thorflüel geschlossen und die untern geöffnet, worauf das Wasser aus der Schleuse bfließt, und endlich bis auf den unterhalb befindlichen Stromspiegel fällt. Weil nun das Schiff zugleich mitgesunken, und hierdurch auf den öfers mehrere Ellen tiefer liegenden Strom gebracht worden ist, so ann es dann ohne Hinderniß die Fahrt weiter fortsetzen. Will im Gegentheil ein Schiff stromauf fahren, so läuft es in die Kammer er Schleuse ein; die untern Thorfliegel werden geschlossen, die obern ber geöffnet. Das zuströmende Wasser steigt dann in der Kammer o lange, bis es die Höhe des höherliegenden Wasserspiegels erreicht at; das Schiff wird zugleich mit gehoben, und kann dann ebenfalls en Canal weiter stromauf bis in den Hauptstrom fahren.

Schlosser (Joh. Georg), wurde 1739 zu Frankfurt am Main geboren, studirte anfangs zu Gießen und nachher zu Altdorf die Rechtswissenschaften, und erhielt an letzterm Orte die Doctorwürde. Darauf ging er in die Dienste des Herzogs Friedrich von Würtemberg nach Mömpelgard, von da nach Carlsruhe, wo er Hofrath, Amtmann zu Emmendingen im Hochbergschen, auch Geheimer Hofrath wurde, kam als solcher 1787 nach Carlsruhe zurück, und wurde dort 1790 wirklicher Geheimer Rath und Director des Hofgerichts. Er stand seinem jedesmaligen Berufe mit großer Treue und vielem Nutzen vor. Im Jahre 1794 foderte er aus Redlichkeit und Gerechtigkeitsliebe seinen Abschied, weil ein Gesetz, welches er zu Gunsten armer Bürger gemacht hatte, nicht gelten sollte. Wegen des Revolutionskrieges begab er sich 1796 nach Eutin. Im Jahre 1798 wählte ihn seine Vaterstadt Frankfurt zu ihrem Syndikus, wo er sich aufs neue als einen vielfach thätigen nnd nützlichen Geschäftsmann zeigte, aber schon den 17ten Oct. 1799 im 61sten Jahre seines Alters starb. Schlosser war ein feuriger Denker und Wahrheitsforscher, der für Gott, Recht und Tugend eifrig schrieb und handelte. Er sammelte die wohlthätigsten Wahrheiten aus dem Gebiete der Politik, Geschichte, Moral und practischen Philosophie überhaupt und spendete sie mit einer glänzenden Beredtsamkeit aus. Man mußte seine Talente bewundern, sein wohlwollendes Herz lieben, seine weltbürgerliche Gesinnung, seine Freimüthigkeit, und den edlen männlichen Ton seines Vortrags ehren, wenn man ihn gleich nicht von einem gewissen Hange zur Paradoxie freisprechen kann. Vor eigentlichem Mysticismus bewahrte ihn sein heller Verstand, so nahe ihn auch seine Ansichten über die Grundsätze des Glaubens und Wissens und der Umgang mit seinen Freunden Matthias Claudius, F. H. Jacobi und dem Grafen Friedrich Leopold von Stollberg dazu führten. Da er gewohnt war, alles auf praktische Wirksamkeit, auf das Thun, zurückzuführen, und da sein phantasiereiches Philosophiren nicht für trockene, abstrakte Speculationen gemacht war, so gereichte ihm Kants kritische Philosophie mit ihren tiefsinnigen Untersuchungen zum Ärgerniß; und er schrieb mit einer Leidenschaftlichkeit dagegen, die ihn als Kenner verdächtig machte, und des praktischen Weisen nicht würdig war. Sein Seuthes, oder der Monarch, und seine Schriften über die preußische Gesetzgebung, so wie über andere

Gegenstände des Staats- und bürgerlichen Rechts zeugen von hellem Kopfe und warmem Eifer für Wahrheit und Recht. Er liebte und studirte die Alten fleißig und hat den Longin vom Erhabenen und Mehreres aus dem Äschylus, Plato, Aristoteles, Thucydides u. s. w. übersetzt. Auch hier waren es vorzüglich practische Beziehungen auf Moral oder Politik, die er aufsuchte und hervorhob. Außer seinen zahlreichen übrigen Schriften hat man eine Sammlung kleinerer Aufsätze und Übersetzungen, die unter dem Titel: J. G. Schlossers kleine Schriften, 6 Theile, 8. Basel 1779 — 1794 herausgekommen sind. Seine Uebersetzung des Longin vom Erhabenen erschien mit einem Anhange und mit Bemerkungen zuerst zu Leipzig 1781, kl. 8.

Schlosser (Johann Ludwig), geboren den 20sten Oct. 1738 zu Hamburg, empfing seine erste Bildung auf beiden Hamburgischen Schulen, dem Johanneum und Gymnasium, und ging von letzterm auf die Universität Jena, um Theologie zu studiren. Als er darauf wieder nach seiner Vaterstadt zurückkam, wurde er in Bergedorf, welches den Reichsstädten Hamburg und Lübeck gemeinschaftlich gehörte, als Prediger angestellt. Vereinigt mit dem Rector Friedrich Wilhelm Mascho zu Bergedorf bemühte sich Schlosser, in seiner Gemeine geläuterte Begriffe über Religion zu verbreiten, welches ihm auch gelang. Als Candidat hatte Schlosser 1768 mehrere Lustspiele, die damals zu den besten gehörten, geschrieben und drucken lassen. Der Senior J. Melchior Göze nahm daran ein Aergerniß und griff zu seinen polemischen Waffen. Die Göttingische theologische Facultät gab ein Schlossern nicht günstiges Gutachten, mehrere Gelehrte mischten sich in den Streit, der von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt wurde, bis endlich der Magistrat zu Hamburg allen weitern Schriftwechsel verbot, und Schlossern gegen seine Gegner in Schutz nahm.

Schlözer (August Ludwig von), einer unserer gründlichsten und umfassendsten Geschichtsforscher, war 1737 zu Jagstadt an der Jaxt im Hohenlohe-Kirchbergischen geboren, wo sein Vater Prediger war. Er verlor diesen früh, ward bei Verwandten erzogen und ging, mit guten Vorkenntnissen in der lateinischen, griechischen, hebräischen, chaldäischen, syrischen und französischen Sprache ausgerüstet, 1751 nach Wittenberg, um dort nach dem Willen seiner Verwandten Theologie zu studiren. Hier ergriff ihn der Wunsch, den er fast sein ganzes Leben hindurch feurig verfolgt und dennoch nicht erreicht hat, den Orient zu bereisen, und veranlaßte ihn zum eifrigen und gründlichen Studium der orientalischen Sprachen. Nachdem er zu Wittenberg über eine Abhandlung de vita Dei 1754 öffentlich disputirt hatte, ging er nach Göttingen, wo zwei Jahre hindurch gleichfalls Theologie, vorzüglich biblische Philologie, sein Hauptstudium blieb. Ein vortheilhaft scheinender Vorschlag führte ihn von hier als Hauslehrer nach Schweden, wo er viertehalb Jahre theils zu Stockholm theils zu Upsala verlebte, und 1758 seinen Versuch einer Handelsgeschichte in schwedischer Sprache herausgab. Aber stets seinen Reiseplan im Auge behaltend, kehrte er 1759 nach Göttingen zurück. Neben den orientalischen Sprachen, besonders der arabischen, in der er bald selbst Unterricht ertheilen konnte, legte er sich mit allem Eifer, vorzüglich unter der Anweisung des bekannten Geburtshelfers Röderer, dessen Tochter nachher seine Gattin ward, auf die Medicin, die er für nothwendig zum Gelingen seines Plans hielt, und schon wollte er darin promoviren, schon hatte er einige hundert Ducaten Reisegeld

rspart, als ein Antrag aus Rußland seinen ganzen Lebensplan störte. Der berühmte russische Reichshistoriograph Müller ließ ihm den Vorschlag machen, als Hauslehrer und literarischer Gehülfe in seine Dienste zu treten, mit der Aussicht auf eine künftige Anstellung bei der Petersburger Akademie. Schlözer, in der Hoffnung, seinen Reiseplan dadurch zu fördern, nahm den Antrag an und begab sich 1761 nach Petersburg. Die Abenteuer seiner Reise und seines dortigen Aufenthalts hat er selbst sehr anziehend in dem ersten Fragment seiner Autobiographie beschrieben. Sein erstes Geschäft in Rußland war die Erlernung der Sprache, mit deren Hülfe er sodann an das Studium der altrussischen Jahrbücher ging. Allein eben dadurch reizte er Müllers Eifersucht, der überdies weder für seinen Reiseplan noch für seine Anstellung großen Eifer zeigte. Schlözer, der seine Aussichten so unangenehm gestört sah, fuhr indeß fort, die mittlere russische Geschichte aus den Chroniken und sonstigen Nationalschriftstellern zu bearbeiten, ward 1762 Adjunct bei der Academie und Lehrer an der Rasumowskischen Erziehungsanstalt und trennte sich von Müller, der jetzt sein entschiedener Gegner ward. In dieser Lage war ihm 1764 die Ernennung als Professor zu Göttingen, wenn gleich für jetzt noch ohne Gehalt, die er auf Michaelis Betrieb erhielt, sehr willkommen. Allein Müller wirkte ihm entgegen, und brachte es dahin, das der Senat förmlich befahl, Schlözers Abreise aus dem Reiche aufzuhalten und ihm seine historischen Sammlungen abzufordern. Das Letztere geschah zwar nicht, indessen mußte er doch bleiben. Nach manchen Verhandlungen bewilligte ihm endlich die Regierung 1765 seine früher gemachten Forderungen und ernannte ihm zum Professor bei der Akademie mit 860 Rubel Gehalt, wobei alte russische Geschichte ihm zur Hauptbeschäftigung angewiesen ward. Auch bekam er dreimonatlichen Urlaub zu einer Reise nach Deutschland, die er sogleich antrat. Nach seiner Rückkehr blieb er noch zwei Jahre in Petersburg, dann kehrte er 1767 aufs neue mit Urlaub nach Göttingen zurück, wo er bis zu seiner Ernennung zum ordentlichen Professor der Politik blieb. Mit dieser Anstellung beginnt eigentlich seine glänzende, gemeinnützige Thätigkeit, die sich rastlos über einen weiten Wirkungskreis verbreitete. Als die vorzüglichste Ausbeute seiner historischen Forschungen verdienen seine allgemeine nordische Geschichte (zuerst im J. 1772) und sein Nestor (1802 — 1809) genannt zu werden. Mit nicht minderm Eifer bearbeitete er die Statistik. Wiewohl er darin zu große Vorliebe für das Tabellenwesen zeigte, so gebührt ihm doch der Ruhm, zuerst ihren Begriff und Umfang genauer bestimmt und eine vollständige Theorie derselben entworfen zu haben. Nächstdem verdankte ihm die Universalgeschichte neues Licht und Leben; dies beweisen seine Weltgeschichte im Auszuge und Zusammenhange (1792), so wie seine Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder. Noch nicht zufrieden mit diesen Leistungen, umfaßte sein Streben die gesammte Staatswissenschaft, die er nach ihren verschiedenen Haupttheilen in kurzen Abrissen auszuarbeiten sich vornahm; leider erschienen davon nur zwei Hefte. Einen besondern Einfluß auf Deutschland erhielt er zu seiner Zeit als politischer Schriftsteller durch seinen Briefwechsel (1776—82) und seine Staatsanzeigen (1782 — 93), deren Hauptzweck war, ohne Furcht und Scheu Mißbräuche und Mängel zu rügen. Als akademischer Lehrer hat er sich ebenfalls bleibende Verdienste erworben. Er hielt mit großem Beifall und vor einem zahlreichen Auditorium hauptsächlich über allgemeine Weltgeschichte und Statistik, über europäische

Staatengeschichte, allgemeines Staatsrecht, Politik und nordische Geschichte Vorträge; auch las er ein Reise- und ein Zeitungscollegium. Nachdem er sich mit seinem siebzigsten Jahre von allen Geschäften zurückgezogen hatte, verlebte er die letzten fünf Jahre nicht ohne tiefen Kummer über die traurige Lage, in der er sein Vaterland sehen mußte, und starb 1809 als Geheimer Justizrath und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, auch seit 1804 vom Kaiser Alexander geadelt und mit dem Wladimirorden vierter Classe beschenkt. Auch seine Tochter, Dorothea, verehel. Rodde verdient eine rühmliche Erwähnung. Sie wußte die gründlichen Kenntnisse eines Gelehrten mit aller Liebenswürdigkeit ihres Geschlechts zu vereinen, bearbeitete um ihrem Vater Freude zu machen, z. B. die russische Münzgeschichte in den trockensten Reductionen und Münzberechnungen, erhielt 1787 die Doctorwürde und trat mit ihrer Verheirathung anspruchlos in den reinen Kreis der weiblichen Wirksamkeit zurück. Eine ausführlichere Biographie Beider steht in den Zeitgenossen, Heft XIV.

Schluß s. Syllogismus.

Schlüssel, Musik- oder Notenschlüssel. — Weil man sich in der modernen Musik eines größern Umfanges der Töne bedient als in der alten, und weil dieser Umfang der bei uns gebräuchlichen Töne nicht mit einem Liniensysteme von fünf Linien vorgestellt werden könnte, ohne die Noten bis zur Verwirruug des Auges mit Nebenlinien zu überhäufen, so hat man in der Tonschrift ein Mittel erfunden, auf nicht mehr als fünf Linien den Umfang der Töne jeder Stimme und jedes Instruments mit Bequemlichkeit darstellen zu können. Dieses besteht in der Verschiedenheit der Schlüssel, vermittelst welcher man den auf dem Liniensysteme dargestellten Noten die Bezeichnung einer höhern oder tiefern Region verschaffen kann. — Man bedient sich drei verschiedener Arten dieser Schlüssel, nämlich erstens des F-Schlüssels, wodurch nur die tiefere Hälfte der Töne unseres Tonsystems dargestellt wird, und den man daher auch den Baßschlüssel oder das Baßzeichen nennt. Seine Form ist [Baßschlüssel] und er zeigt an, daß auf der Linie, auf welche er gesetzt wird, das kleine f steht, und daß von dieser Stelle die Stellen der übrigen Töne gezählt werden müssen. Er kommt jetzt nur noch auf der zweiten Linie von oben vor. Der zweite Schlüssel ist der G-Schlüssel. Er dient für die höhere Hälfte der Töne und heißt auch Violinschlüssel. Seine Form ist [Violinschlüssel] Er zeigt an, daß auf der Linie, wo er steht, das eingestrichene g ist, und kommt jetzt nur auf der zweiten Linie von unten vor. Der dritte Schlüssel ist der C-Schlüssel: [C-Schlüssel] Er zeigt an, daß auf der Linie, auf welcher er steht, das eingestrichene C ist. Man braucht ihn jetzt hauptsächlich in der Tonschrift für die Discant-, Alt- und Tenorstimme. Für den Discant setzt man ihn auf die unterste Linie und nennt ihn dann Discantschlüssel; für den Alt wird er auf die mittlere Linie gesetzt, uud heißt Altschlüssel, und für den Tenor auf die zweite von oben und heißt Tenorschlüssel.

Schlußfall, s. Cadenz.

Schlußsatz, s. Finale.

Schmacke, ein mittleres Kauffahrteischiff. Es ist unten platt und vorn und hinten sehr voll gebaut, und hat an den Seiten

Schwerter (d. i. stark mit Eisen beschlagene Planken, fast in Gestalt einer Schuhsohle, die am Schiffe ungefähr wie die Floßfedern am Fische angebracht sind, um dessen zu vieles Abtreiben und auf die Seitelegen zu verhindern). Der erste Mast ist ein Gabelmast (der einen nach hinten zu laufenden Stock [Gabelbaum] hat, an welchen das Segel befestigt ist); der Besanmast (hintere) ist viel kleiner und steht ganz hinten auf dem Heck. Die Schmacke hat außer der Cajütte noch auf dem Verdeck einen zur Küche u. s. w. dienenden Roof. Das Takelwerk hat mit dem der Kufen und Galliotten Ähnlichkeit. In Holland, auf der Elbe und auf der Weser sind sie vorzüglich gebräuchlich.

Schmähschrift, s. Pasquill. Einige unterscheiden Schmähschrift und Pasquill, und nennen Schmähschrift eine anonyme von ihrem Verfasser verbreitete Schrift, welche die Anschuldigung eines Verbrechens, Pasquill hingegen eine solche Schrift, welche Beleidigungen jeder andern Art enthält.

Schmalkaldischer Bund heißt die Vereinigung, welche im März 1531 von neun protestantischen Fürsten und Grafen, und 11 Reichsstädten zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihres Glaubens und ihrer politischen Selbstständigkeit gegen den Kaiser Carl V. und die katholischen Stände zu Schmalkalden im Hennebergischen, vorläufig auf 6 Jahre, geschlossen und auf den Conventen zu Frankfurt im Junius und December desselben Jahres mit der Bestimmung bestätigt wurde, daß der Churfürst von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen die gemeinschaftlichen Angelegenheiten als Häupter des Bundes leiten sollten. Er wurde, da der seichte Nürnberger Religionsfriede (s. Religionsfriede) seine Erhaltung nicht unnütz machen konnte, auf einem Convent zu Schmalkalden 1535 durch den Zutritt neuer Glieder, durch die Verlängerung auf 10 Jahr und durch den Beschluß, ein stehendes Bundesheer von 12,000 Mann zu unterhalten, sehr verstärkt und erhielt auf dem Convent 1537 ein neues Band der Vereinigung durch die von Luther abgefaßten Verwahrungsartikel, welche von den zu Schmalkalden anwesenden Theologen unterschrieben wurden und unter dem Namen der Schmalkaldischen Artikel bekannt sind. Ihre erste Bestimmung, auf dem vom Papste angekündigten Concilio in Mantua zur Darstellung des evangelischen Glaubens zu dienen, konnten sie zwar nicht erreichen, da dieses Concilium nicht zu Stande kam, doch sind sie als völlig übereinstimmend mit der Augsburgischen Confession unter die symbolischen Bücher der evangelisch lutherischen Kirche aufgenommen worden und durch ihren derben Ton in Bestreitung der papistischen Lehren und Mißbräuche ein Beweis der Erbitterung und rücksichtslosen Heftigkeit, von welcher Luther und seine Partei damals beseelt war. Seit dieser Zeit nahm der Schmalkaldische Bund immer mehr eine feindliche Stellung gegen die Catholischen an. Die volle Hälfte der Kräfte Deutschlands war damals auf seiner Seite; ganz Sachsen, da das Meißnische nach Georgs Tode an den gut lutherischen Herzog Heinrich von Freyberg fiel, Hessen, Würtemberg, Lüneburg, Dänemark, Pommern, Brandenburg, die anhaltischen und mansfeldischen Lande in Vereinigung mit den oberdeutschen, schwäbischen, fränkischen, rheinischen, westphälischen und niedersächsischen Städten, die fast alle dem Bunde zugethan waren, boten eine Macht dar, gegen die sich weder die 1538 geschloßne heilige Ligue der katholischen Fürsten, noch der durch die Türken und wiederholte Kriege mit Frankreich beschäftigte Kaiser stark genug fühlte. Daher blieb der kühne Schritt, den der Churfürst

Johann Friedrich von Sachsen und der Landgraf Philipp 1542 auf einem Feldzuge zu Gunsten der Städte Goßlar und Braunschweig, durch Vertreibung Herzogs Heinrich d. j. von Braunschweig, (welcher das eifrigste Mitglied der Ligue war), und durch völlige Besitznahme seiner Lande wagten, vor der Hand ungestraft, der Kaiser wendete jedes Mittel der List an, die Protestanten durch Unterhandlungen friedlich hinzuhalten und diese würden gerade jetzt durch einen offnen, gemeinsamen Angriff des Kaisers alles erlangt haben, was sie wünschten, wenn nicht die Uneinigkeit unter ihnen selbst, die Verlegenheit Philipps wegen seiner Doppelehe und Johann Friedrichs grillenhafter Eigensinn ihre Thatkraft gelähmt hätte. Sie sahen der Unentschlossenheit und Demüthigung des ihnen geneigten Herzogs von Cleve und dem geringen Erfolge der Reformation des von ihnen verlaßnen Churfürsten von Cöln unthätig zu, sie lehnten aus fürstlichem Stolz den Beitritt tapferer und vielgeltender Reichsritter zu ihrem Bunde ab, sie setzten auf die wiederholt angebotene und wieder hinausgeschobene Unterstützung des Königs von Frankreich, der freilich, weit entfernt, den Protestantismus beschützen zu wollen, ihren Bund nur als Gegengewicht gegen den Kaiser zu brauchen gedachte, bald zu viel, bald zu wenig Vertrauen und verwilligten dem römischen Könige die Türkenhülfe zu einer Zeit, wo dieser selbst ihr ärgster Türke zu werden drohte. Indeß war ihre Macht, als der Krieg endlich im Julius 1546 von dem Heere der oberländischen Städte unter Schärtlin und von den beiden Bundeshäuptern in Schwaben begonnen wurde, groß genug, um den wenig gerüsteten Kaiser in Verlegenheit zu setzen. Schärtlin rückte glücklich an der Donau vor, um der aus Italien heranrückenden kaiserlichen Armee den Paß zu versperren. Doch die traurige Eifersucht des Churfürsten Johann Friedrich und des Landgrafen Philipp lähmte auch diesen großen Feldherrn. Dazu kam, daß nach der den 20sten Julius gegen beide Bundeshäupter erlaßnen kaiserlichen Achtserklärung, Moriz von Sachsen die Churlande als Vollstrecker der Acht in Besitz nahm, wodurch der Churfürst zum Rückzuge genöthigt wurde. Nun eroberte zwar Johann Friedrich sein Churfürstenthum noch im Herbste 1546 wieder, allein während des Winters rückte Carl V. nebst seinem Bruder Ferdinand mit einem schlagfertigen Heere, das ihm schon sämmtliche oberdeutsche Bundesglieder unterworfen hatte, durch Franken vor, bald standen Johann Friedrich und Philipp in der Nähe der Gefahr allein und von den übrigen Bundesgliedern verlassen, und die unglückliche Niederlage bei Mühlberg den 24sten April 1547 brachte sie beide in des Kaisers Gewalt. Dieser traurige Erfolg, an dem Verrätherei und Schwäche gleichen Antheil haben mochten, beendigte den Schmalkaldischen Krieg und löste den ohnehin zerstreuten Bund völlig auf. Der Zweck des Bundes aber, die Sicherstellung der Religionsfreiheit, für welche die Protestanten gekämpft hatten, wurde durch den kühnen Streich des Churfürsten Moriz erreicht, der 1552 den Passauer Vertrag zur Folge hatte. Vergl. den Artikel Moriz von Sachsen. E.

Schmalte, oder Smalte, ist eine blaue Farbe (oder Stärke), die in verschiedenen Künsten häufig verbraucht wird. Man färbt damit Crystall- und Schmelzgläser, bemahlt damit das echte Porzellan, die Fayance und Töpferwaaren. Auch bedienen sich die Mahler derselben zu Pastell-, Wasser-, Wachs- und Ölfarben. Da man zum Behufe der Porzellanmahlerei eines reinern Kobaltoxydes bedarf, als die Schmalte gewöhnlich enthält, so kann man einen Theil Schmalte

nit drei Theilen Kali schmelzen und das Kieselöl in Wasser auflösen, vorin das Kobaltoxyd zu Boden fällt. Der Gebrauch des Zaffer zu Färbung des Glases fällt in die letzte Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. Die geringste Sorte gebrauchen die Wäscherinnen als Zusatz zur gewöhnlichen Stärke, um dadurch die Weiße der Wäsche zu erhöhen. Anstalten, wo Schmalte verfertigt wird, heißen Blaufarbenwerke (s. d. Art.)

Schmalz nennt man ein weiches und schmieriges thierisches Fett, welches besonders den fleischfressenden Thieren eigen ist, dagegen die bloß pflanzenfressenden Thiere ein Fett von festerer Consistenz (Talg) ausschließend besitzen.

Schmalz (Theodor Anton Heinrich), königl. preußischer Geheimerath und Professor der Rechte auf der Universität zu Berlin, ist geboren zu Hannover 1759, studirte zu Göttingen und Rinteln, erlangte an letzterm Ort 1786 die juristische Doctorwürde, und ward daselbst 1787 außerordentlicher Professor der Rechte. Im J. 1789 ward er nach Königsberg in Preußen berufen. Als Schriftsteller hatte er sich schon 1783 durch seine Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe gezeigt. Jetzt erschien von ihm nach Kantischen Grundsätzen bearbeitet das Naturrecht in 3 Theilen, nämlich Darstellung des reinen Naturrechts, das natürliche Staatsrecht und das natürliche Familien- und Lehnrecht. Späterhin verfocht er die Grundsätze der Physiokraten. Im J. 1802 ward er Direktor der Universität Halle und erster Professor der Rechte daselbst, ging aber nach dem Tilsiter Frieden nach Königsberg und ward nachher bei der Berliner Universität angestellt. Andre Schriften von ihm sind: Handbuch der Staatswirthschaft, Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle der Hallischen Juristenfacultät, Annalen der Politik und Staatswirthschaftslehre in Briefen an einen deutschen Prinzen. Wir bezweifeln seine Verdienste so wenig als seine Rechtschaffenheit. Aber ein nicht rühmliches Aufsehen erregte er im Jahre 1815, und reizte den Unwillen der Rechtlichen gegen sich. Wohl aus keinem schlimmern Motiv, als aus dem eiteln Wunsche, einmal von sich selbst und seinem Antheile an dem Sturze der Franzosenherrschaft, so wie von seinen Verdiensten um König und Vaterland, wovon allerdings nichts zur allgemeinen Kunde gekommen war, öffentlich zu sprechen, benutzte er eine ihn betreffende unrichtige Notiz in der schon vier Jahre zuvor erschienenen Bredow-Venturinischen Chronik auf 1808, und berichtigte dieselbe, obgleich der Irrthum im Buche selbst längst verbessert worden, 1815 in einer eignen kleinen Schrift unter dem Titel: Berichtigung einer Stelle in der Venturinischen Chronik auf das Jahr 1808 über politische Vereine und ein Wort über Scharnhorst und seine (Schmalzens) Verhältnisse zu ihnen. In dieser Schrift erzählt der Geheimerath unter andern, daß er im Jahr 1808 zum Director des Tugendbundes für die Marken ernannt worden, diese Ernennung aber, wie jede Theilnahme am Bunde nach Durchsicht der Statuten abgelehnt habe; daß er deshalb vielfältig angefeindet worden, obgleich er doch dem Bunde, wenn auch nur indirect, wesentliche Dienste geleistet. Trotz der nachherigen gesetzlichen Aufhebung des Bundes, behauptete er, dauere derselbe in der Stille in andern aus seinen Trümmern entstandenen Verbindungen fort. Von diesen gingen aus

jene „pöbelhaften“ Schmähreden gegen fremde Regierungen, und jene „tollen“ Declamationen über Vereinigung des ganzen Deutschlands unter Eine Regierung in einem Repräsentativsystem, wie sie es nennten. Es charakterisire die Mitglieder dieser politischen Vereine leidenschaftliches Predigen unbedingten Todhasses gegen Frankreich, verbunden mit den schmählichsten Beschuldigungen gegen alle deutsche Regierungen. Mit Vergiftung der heiligsten Sittlichkeit lehrten sie wirkliche bestimmte Pflichten ruchlos für erträumte allgemeinere, und darum angeblich höhere, übertreten. Wie vormals die Jacobiner die Menschheit, so spiegelten sie die Deutschheit vor, um uns der Eide vergessen zu machen, wodurch wir Jeder seinem Fürsten verwandt sind. Sie wollten durch den Krieg Deutscher gegen Deutsche Eintracht in Deutschland bringen, durch bittern gegenseitigen Haß Einheit der Regierung gründen, und durch Mord, Plünderung und Nothzucht, welche letztere gar klärlich gepredigt werde, altdeutsche Redlichkeit und Zucht vermehren. Zwar rühmten sie gar keck, was sie, die Verbündeten (zu denen auch alle deutsche Schriftsteller gehören, die vor und in jener verhängnißschwangern Zeit durch Wort und Beispiel den vaterländischen Sinn ihrer deutschen Landsleute zu erheben und mit Glauben, Muth und Hoffnung zu stärken suchten), gethan hätten, um die preußische Nation zu begeistern; allein sie sagten nur keck die Unwahrheit. Von Begeisterung sey 1813 bei den Preußen keine Spur gewesen. Das Volk habe in ruhiger Kraft auf den Wink des Königs gewartet, und sey nur auf königlichen Befehl zu den Waffen und zu jeder Thätigkeit geeilt. Und das sey gerade das Edle, Schöne und Große gewesen, daß Niemand die Miene angenommen, als thäte er etwas Besonderes, sondern daß man die Waffen genommen habe, wie man aus gewöhnlicher Bürgerpflicht zum Löschen einer Feuersbrunst beim Feuerlärm eilt ꝛc. ꝛc. Diese so grundlosen und abgeschmackten Behauptungen bekamen dadurch eine, wenn auch unbeabsichtigte Wichtigkeit und Bedeutung, daß sie gerade in dem Zeitpunkte erschienen, wo nach Beendigung des großen Kampfes alle deutsche Völker das Anerkenntniß ihres Werths und ihrer Selbstständigkeit durch Gewährung der ihnen gebührenden Rechte und Freiheiten von ihren Regierungen erwarteten. Daher der allgemeine und heftige Widerspruch. Zuerst trat Niebuhr (Geheimer Staatsrath, jetzt preußischer Gesandter zu Rom) mit einer Schrift: Über geheime Verbindungen im preußischen Staate und deren Denunciation, gegen den Geheimenrath auf, worin er statt leerer Behauptungen gerichtlichen Beweis von demselben foderte. Ohne diesen zu geben und geben zu können, antwortete jener theils durch Wiederholung des Behaupteten, theils durch Ausflüchte, ohne daß seine Sache dadurch gewann. Aber zu gleicher Zeit waren auch Koppe (Die Stimme eines preußischen Staatsbürgers in den wichtigsten Angelegenheiten dieser Zeit; reich an den trefflichsten Ansichten), Ludwig Wieland (Bemerkungen gegen die Schrift des Geheimenraths Schmalz in Berlin über politische Vereine u. s. w., und später: Über die Schmalzische Vertheidigungsschrift gegen Herrn Staatsrath Niebuhr), Fr. Schleiermacher (An den Herrn Geheimerath Schmalz; ein wahres Meisterstück verspottender Dialektik), Fr. Förster (Von der Begeisterung des preußischen Volks im J. 1813 als Vertheidigung unseres Glaubens), Fr. Rühs (das Mährchen von den Verschwörungen), Krug (Das Wesen und Wirken des sogenannten Tugendbundes und andrer angeblichen

nde), ferner die deutschen Blätter in zwei, auch einzeln gedruck-
, Aufsätzen (Gegen den Geheimenrath Schmalz, und: Die neuen
scuranten im J. 1815), die Nemesis (Band 5) und mancher an-
Gegner (z. B. Wenige Worte vom Untugendbund u. s. w.) ge-
den Geheimenrath in die Schranken getreten, und hatten auf eine
hr oder minder glimpfliche Weise dargethan, daß die Behauptun-
desselben ohne allen Grund seyen. So vielen und sowohl durch
Sache als durch den Geist ihm weit überlegenen Widersachern
nte Schmalz nicht stehen. Mit wenigem Glück suchte er sich durch
Letztes Wort über politische Vereine zu rechtfertigen,
konnte am Ende nichts weiter thun, als sich auf seine anerkannte
chtschaffenheit berufen, um wenigstens den Verdacht schlechter
sichten von sich abzuwenden, als habe er Volk und Fürsten entzweien,
htliche Männer verleumden wollen u. dgl. mehr. Ein Befehl
Königs von Preußen, worin derselbe die Verdienste des von
n früher bestätigten, nachher aber aufgehobenen sittlich-wissen-
aftlichen sogenannten Tugendbundes anerkannte, aber nun zu schwei-
gebot, machte in den preußischen Landen dem mit großer Erbit-
ung geführten Streite ein Ende. Der Geheimerath trat, zwar von
n König von Preußen mit dem rothen Adlerorden, und von dem
önig von Würtemberg mit dem Civilverdienstorden belohnt, aber
ch geschlagen und in der Meinung des Publicums sehr gesunken, vom
ampfplatze.

Schmauß (Johann Jacob), einer der berühmtesten deutschen
taatsrechtslehrer, wurde zu Landau im Elsaß 1690 geboren, studirte zu
traßburg und Halle, hielt daselbst Vorlesungen, und wurde 1721
n dem Markgrafen zu Baden-Durlach zum Hofrath, und 1728
m Kammerrath ernannt. 1734 ging er als Professor des Natur-
nd Völkerrechts nach Göttingen, 1743 als Professor des Staats-
chts nach Halle, und 1744 wieder nach Göttingen zurück,
o er den 8ten April 1757 starb. Er las zu Göttingen mit dem
rößten Beifall über Geschichte und Staatsrecht, und war über-
aupt ein genialer Kenner und Bearbeiter dieser Wissenschaften,
esonders der neuern Geschichte. Er war scharfsinnig und freimüthig,
nd eröffnete manche neue Ansichten. Aber sein Charakter hatte
iele Flecken. Er war ein Tyrann in seinem Hause und von rohen
nstößigen Sitten. Unter Schmaußens Schriften sind zu merken:
orpus Juris publici sacri Romani Imperii academicum. Lips.
745, Vol. II. 8., mit Anmerkungen von Schumann, Ebendas.
774, 8.; Corpus Juris gentium academicum, Vol. II. Lips.
730, 8.; Einleitung zu der Staatswissenschaft, 2 Theile, Leipzig
741. Durch sein neues System des Rechts der Natur
Göttingen 1753) erregte er Aufmerksamkeit, da er einige neue Ansichten
arin aufstellte. Sein neuester Staat von Portugal (zwei
Theile, Halle 1714, 8.) verdient gleichfalls als eine sehr gute
Geschichte dieses Staats voll vortrefflich kritischer Bemerkungen
chtung.

Schmelzen ist der Übergang eines festen Körpers in den
ropfbaren Zustand. Dieser Übergang wird durch Wärme oder Hitze,
ie bei dem einen Körper stärker, bei dem andern geringer seyn
nuß, bewirkt. Nur der Wärmestoff scheint den Zustand der Flüssig-
eit bewirken zu können, indem er sich vermöge einer chemischen Ver-
vandtschaft mit den Theilen eines festen Körpers verbindet, und
en Zusammenhang derselben, welcher den Zustand der Festigkeit aus-

macht, aufhebt. Nach angestellten Versuchen wollte Blei in Wasserstoffgas nicht schmelzen, dagegen es augenblicklich schmolz, als man atmosphärische Luft hinzuließ; darf man diesen Versuchen trauen, so beweisen sie, daß zum Schmelzen noch etwas anderes als Wärmestoff erfoderlich ist. Nicht alle Körper sind schmelzbar. Einige verändern ihren Aggregatzustand in den höchsten Wärmegraden nicht, andere verflüchtigen sich endlich, ohne zu schmelzen, mit oder ohne Zurücklassung eines Rückstandes, den man Kohle nennt. Die wirklich schmelzbaren Körper erfodern, um in Fluß zu kommen, einen sehr verschiedenen Wärmegrad. Ist dieser noch nicht erreicht, so dehnen sie sich zwar ihrem Umfange nach aus, allein sie bleiben immer noch mehr oder weniger fest. Wird er überschritten, so reißt die ausdehnende Kraft die geschmolzenen Theile in Dampfgestalt mit sich fort. Man pflegt nach den Graden, welche sie zum Schmelzen erfodern, leichtflüssige und strengflüssige Körper zu unterscheiden, wiewohl die Eintheilung, die auf einem relativen Grunde beruht, viel Willkührliches und Unbestimmtes hat, denn so leichtflüssig auch Blei, und so schwerflüssig auch Eisen dagegen ist, so ist doch jenes gegen Butter schwerflüssig, und dieses gegen Platina noch leichtflüssig. In vielen Fällen wird die Strengflüssigkeit durch Verbindung mit andern Materien vermindert. Kupfer mit Zink vermischt fließt leichter als für sich; reine Thonerde fließt in der stärksten Hitze nicht, wohl aber in Verbindung mit dem Kalk. Verschiedene Substanzen sind bei dem gewöhnlichen Wärmegrad flüssig, als Wasser, Milch, Wein, ätherische Öle, Quecksilber. Letzteres ist unter allen bekannten Stoffen derjenige, welcher zu seiner Flüssigkeit des geringsten Wärmegrades bedarf. Die Art und Weise, wie der Zustand der Flüssigkeit eintritt, so wie die Nebenumstände, sind auch bei verschiedenen Körpern verschieden. Einige zerfließen nach und nach, wie das Eis, andere erweichen immer mehr und mehr, und kommen endlich in Fluß, wie Butter, Wachs, Eisen, noch andere zerfließen plötzlich, ohne vorher weicher geworden zu seyn, wie Blei und Zinn; einige verändern dabei die Farbe, andere nicht.

Schmelzmahlerei, s. Email.

Schmergel ist eine Steinart, die zum Granatgeschlechte gehört, und ehemals bei Schneeberg in Sachsen in verhärtetem Talke (Agalmatholit) vorkam. Er ist blauschwarz und sehr hart; er wird deshalb zum Steinschneiden und Poliren sehr gesucht. Ihm ähnlich ist der Folith vom Cap de Gades in Spanien. Sonst werden auch Granaten, Pyrenäit, Eisenkiesel für Schmergel zum Steinschneiden verkauft. F.

Schmerz nennt man jede hervorstechende widrige Erregung des Gefühls. Eigentlich gilt dies nur von körperlichen Gefühlen, uneigentlich bezieht man aber das Wort auch auf unangenehme innere Empfindungen. Unter dem Gefühle ist aber hier nicht der besondre Sinn, den wir auch Gefühl nennen, zu verstehen, sondern das allgemeine Gefühl, welches wir, in so fern es den ganzen, innern sowohl als äußern, Organismus umfaßt, physiologisch Gemeingefühl nennen. (S. d. A. Gemeingefühl.) Dieses, auf welches unser Selbstgefühl in körperlichem Betracht sich gründet, wird durch das den ganzen Körper durchdringende Nervensystem der Reproduction vermittelt. Durch dasselbe erhält die Seele das Gefühl ihres Körpers, als ihres eignen. Das Gefühl als Sinn des Getastes selbst entwickelt sich erst vollkommen in den Fingerspitzen, und einigerma-

en auch in den Fußzehenspitzen. Die Sinne aber sind nicht der Sitz des Schmerzes; sie werden nur von den ihnen angemessenen Gegenständen angenehm oder unangenehm afficirt, allein ohne Gefühl von Schmerz. Ein unangenehmer Geschmack z. B. ist noch kein Schmerz, eben so wenig als ein widriger Geruch, das Anhören einer schlechten Musik u. s. f. Allein das Sinnesorgan selbst, als Theil des Organismus, gehört dem Ganzen an, und ist in so fern auch mit Nerven des Gemeingefühls versehen, folglich auch durch dieses selbst des Schmerzes fähig, aber nicht als Sinnorgan, sondern überhaupt als Theil des Organismus. Das Gemeingefühl wird im gesunden Zustande gar nicht erregt, sondern die Gesundheit des Organismus offenbart sich der Seele alsdann, wenn diese ihre Aufmerksamkeit auf ihren eigenen Körper richtet, eben durch diese genußreiche Stille als Wohlbefinden, wie das ruhige Meer durch den Wasserspiegel seine Klarheit durchschauen läßt. Das reproductive Nervensystem des Organismus, welches die Ausbildung und Erhaltung desselben beherrscht, enthält, als der irdische Leib, die lebendige Idee des Organismus, und das Ziel seiner Thätigkeit ist erreicht, wenn dieser sowohl im Ganzen als in den einzelnen Theilen harmonisch besteht. Geht diese harmonische Thätigkeit des Nervensystems ohne Störung fort, so geht auch das Leben der Idee in sich klar und ungetrübt fort. Es ist folglich kein Grund vorhanden, daß es eine andre Hemmung erfahren sollte, da das Ziel seiner Thätigkeit in ihm selbst liegt, und es ganz eins mit dem ihm angehörigen Organ ist, indem ja dieses selbst nichts anders als die leiblich geoffenbarte dem Nerven inwohnende Idee ist. Folglich kann das Gemeingefühl kein Object haben, weil dieses (wie bei den Sinnen) etwas ihm Entgegengesetztes, ihm Fremdes seyn müßte, was aber das den Nerven umgebende Organ nicht seyn kann, da es mit ihm eins ist. Diese Klarheit des Selbstgefühls ist daher ein nothwendiger Begleiter der Gesundheit, und das eigentliche behagliche Gefühl des Wohlbefindens. Jede gesetzwidrige Hemmung der Function des Nerven und seines Organs veranlaßt nun eine Trübung dieses Selbstgefühls, offenbart sich als Übelbefinden, und wenn die Einwirkung heftig ist, als Schmerz. Jede Krankheit äußert sich daher durch unangenehme Gefühle, so wie jeder Theil des Organismus, welchen man hervorstehend fühlt, krank ist. Der körperliche Schmerz entsteht demnach von einer heftigen und beschränkenden Einwirkung auf die Nerven des Gemeingefühls. Eine solche Einwirkung kann theils von außen herkommen, von mechanischen Ursachen, von Verletzung des Zusammenhangs durch Stich, Schnitt, heftigen Stoß oder Druck, von chemischer Einwirkung zerstörender Substanzen, z. B. ätzender Mittel, oder von organisch einwirkenden, die Function eines Theils in seiner Ordnung störenden Dingen; theils aber kann der Schmerz von innen selbst erzeugt werden durch widrige Affection des Gemeingefühls von gesetzwidriger Erhebung eines Organs in dem Körper vor dem andern, wodurch die Harmonie aufgehoben worden, und ein Theil des Nerven in seiner Function eine Störung und Hemmung erfahren muß. So z. B. erregt jede Entzündung im Innern um so mehr Schmerz, je reichlicher der entzündete Theil mit Nerven versehen ist, daher ist auch jedes Fieber mit schmerzhaften Empfindungen in allen Gliedern verbunden, und je größer dies Schmerzgefühl ist, auf desto wichtigere Störungen der Gesundheit ist zu schließen. Der körperliche Schmerz kann in seinen Folgen nachtheilig, aber auch

wohlthätig seyn. Das erstere ist er durch seine niederschlagende Einwirkung auf das Gemüth, durch die Verhinderung des Schlafes bei Kranken, wenn er anhaltend und heftig ist, durch die Störung der Verrichtungen des übrigen Theils des Nervensystems, welche zuweilen durch starken und anhaltenden Schmerz so heftig werden können, daß blos hiervon der Tod erfolgen kann. Doch haben sie auch als Natureinrichtung ihre wohlthätigen Folgen. Der Schmerz überhaupt macht die Seele aufmerksamer auf das Leiden ihres Körpers, als es ohne ihn geschehen würde, und treibt daher den Menschen als ein mächtiger Sporn, sich um Hülfe zu bemühen. Aber auch als mächtiges Ableitungsmittel wirkt der Schmerz oft heilsam auf die verirrte Aufmerksamkeit der Seele, wenn das Bewußtseyn selbst schlummert oder unterdrückt ist. Auch dürfen wir nicht übersehen, daß der Schmerz selbst ein Zeichen wiederkehrender Gesundheit ist, wenn er nämlich nicht empfunden wurde, da doch die Ursachen davon Statt fanden, z. B. bei Lähmung des Nerven, bei gänzlicher Unthätigkeit desselben, in Verhärtungen und manchen kalten Geschwülsten. Endlich müssen wir auch noch in Anschlag bringen, daß der Schmerz als Zaum und Gebiß für das Uebermaaß in sinnlichen Genüssen, und als moralisches Zuchtmittel bei Manchen wohlthätig wirkt, deren harte Haut schon starke Schläge verlangt, wenn das moralische Selbstgefühl erwachen soll. Jeder zu hoch getriebne Genuß wird zum Schmerz, weil er als störendes Object für das Gemeingefühl wirkt, und also Schmerz erregt, so wie das Aufhören eines jeden Schmerzes schon an sich als Lust empfunden wird, weil die Störung in den Nervenfunctionen des Gemeingefühls aufhört, und das Selbstgefühl wieder zur vorigen Klarheit und Ruhe zurückkehrt. H.

Schmerzstillende Mittel, s. Anodyna. Hier nur noch Einiges über deren Gebrauch. Die directen schmerzstillenden Mittel benehmen durch ihr narkotisches Princip den Nerven des Gemeingefühls die Empfänglichkeit für das Object des Schmerzes, und verhindern demnach die Seele an der Wahrnehmung desselben. Ihr Gebrauch kann nur da Statt finden, wo die Ursache des Schmerzes nicht gehoben, oder nicht so schnell entfernt werden kann, als es die Heftigkeit des Schmerzes erfoderte; ferner da, wo der Eindruck des Schmerzes selbst nachtheiliger wirkt, als die Ursachen des Schmerzes, indem er z. B. durch Störung des Schlafes die günstige Entscheidung einer Krankheit verhindert. Sie dürfen aber nicht angewendet werden, wo man die Ursache des Schmerzes kennt und entfernen kann, sondern hier muß der rationelle Arzt die indirecten schmerzstillenden Mittel, nämlich solche anwenden, welche die Ursachen des Schmerzes, z. B. Blutanhäufung, Entzündung, Verletzung von einem fremden Körper u. a. m. entfernen.

Schmettau (von). Aus diesem gräflichen Hause sind folgende denkwürdige Männer zu nennen: Samuel, Reichsgraf von Schmettau, königlich preußischer Generalfeldmarschall, Grand Maitre d'Artillerie, Ritter des schwarzen Adlerordens, erster Curator der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, geboren 1684. Er focht zuerst in einem fürstlich anspachschen Regiment, welches in holländischen Diensten stand, unter Prinz Eugen und Marlborough bei Hochstädt 1704, 13ten Aug.; im J. 1714 trat er in polnische Dienste, wo er bei den dortigen sogenannten Conföderationsunruhen dem Könige August wichtige Dienste leistete, der ihn auch nach der Schlacht bei Kowalewe zum Obersten der Artillerie ernannte. Nach der Schlacht

bei Belgrad 1717 trat er in österreichische Dienste, und wurde, nachdem die Türken beruhigt waren, gegen die Spanier nach Sicilien geschickt, wo er als Generalfeldwachtmeister in der Schlacht bei Villafranca rühmlichst focht, worauf ihm der Oberbefehl bei der Belagerung von Messina anvertraut wurde (1720). 1731 ging er auf kaiserlichen Befehl nach Genua, um die dortigen Aufrührer zu beruhigen. Auch dies gelang ihm, und nun zog er im Jahr 1733 als Generalfeldmarschall-Lieutenant unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig-Bevern gegen die eindringenden Franzosen nach dem Rhein. Im Jahr 1737 zog er wiederum gegen die Türken mit gleichem Waffenruhme, wie früher. Von der Beschuldigung, als habe er einigen Antheil an der nicht rühmlichen Übergabe und Schleifung Belgrads gehabt, ist er völlig freigesprochen. 1741 ward er Feldmarschall. Beim Ausbruche des Kriegs zwischen Österreich und Preußen berief ihn Friedrich II. als preußischen Vasallen zurück: er folgte gern, da in Wien seine Neider ihm viel Verdruß machten. Da er nicht wünschte, gegen Österreich zu fechten, so brauchte ihn Friedrich mehr als Gesandten, zuerst nach München, dann an Kaiser Carl VII. und an den König Ludwig XV. von Frankreich. — Er starb zu Berlin 1751, im 68sten Jahr. Er hat in 23 Schlachten und bei 32 Belagerungen mitgefochten. Siehe histor. geneal. Nachrichten für das Jahr 1751, Seite 1062. — Carl Christoph, Reichsgraf von Schmettau, königlich preußischer Generallieutenant, Ritter des schwarzen Adlerordens, geboren 1696, war ein Bruder des erstgenannten, auch zuerst in kaiserlich österreichischen, dann während des siebenjährigen Kriegs in preußischen Diensten, in der Kriegsgeschichte genannt wegen seiner tapfern Vertheidigung Dresdens im J. 1759.

Schmetterlinge oder Zweifalter sind geflügelte Insecten (s. d. Art.), welche die dritte Ordnung dieser Classe von Thieren einnehmen; sie charakterisiren sich durch vier bestaubte Flügel und eine spiralförmige Zunge. Der Staub ihrer Flügel besteht aus einer Menge kleiner Schuppen; ihre Nahrung im Safte der Blumen, obgleich auch mehrere nichts zu genießen scheinen. Um ihre Art fortzupflanzen, und ihre vollständige Ausbildung zu erhalten, durchlaufen sie mehrere unvollkommne Zustände. Das Weibchen legt Eier, aus welchen Larven (Raupen) mit nicht weniger als 8, aber nicht über 16 Füßen kriechen, die sehr gefräßig sind, sich einigemale häuten, und in den Zustand der Puppen übergehen, wo sie mehrere Zeit ohne Nahrung fast leblos verweilen, und unterdessen sich zum vollkommnen Insect, das mit Geschlechtsunterschied versehen ist, entwickeln. Während des Puppenzustandes erzeugt sich in ihnen rothes Blut, das zur vollkommnen Ausbildung des Schmetterlings nothwendig und stets im Überflusse vorhanden ist. Das nicht verbrauchte entläßt der ausgekrochene Zweifalter tropfenweis, wo es denn oft mit Blutregen verwechselt wird. Man findet Zweifalter, die des Tages umherschwärmen, und beim Sitzen ihre Flügel in die Höhe halten, sie werden Tagevögel, Papilio, genannt; andre haben einen dickern und rauhern Körper, ein Theil davon schwärmt in der Dämmerung; die heißen Dämmerungsvögel, Sphinx; ein andrer, die Nachtvögel, Phalaena, sind in der Nacht am geschäftigsten. Die Raupen der Tagevögel haben alle 16 Füße, sie verpuppen sich ohne Gespinnst; ihre Puppen sind gewöhnlich goldfarbig (Chrysaliden), hängen sich an dem Hintertheile auf, und kommen in drei Wochen aus. Zu diesen Vögeln gehören diejenigen Weißlinge, deren Raupen unsern Obst- und

Küchengewächsen oft großen Schaden zufügen. Die Dämmerungsvögel haben Raupen, die mit dem Oberleibe gewöhnlich aufrecht sitzen (daher der Name Sphinx), und sich unter der Erde ohne Gespinnst verpuppen. Die Vögel selbst schwirren beim Fliegen, weshalb sie Schwärmer heißen, fliegen sehr schnell, und legen beim Stillsitzen die Flügel dicht an den Leib. Die Wolfsmilchraupe, Lindenraupe, die des Todtenkopfes, sind die bekanntesten dieses Geschlechts. Das Geschlecht der Nachtvögel ist an Arten weit zahlreicher als die beiden vorigen, ihre Raupen aber auch weit schädlicher. Beide, Vögel und Raupen, sind des Nachts sehr munter, diese verkriechen sich oft am Tage in die Erde, und gehen erst des Nachts auf Nahrung aus. Sie verpuppen sich alle, die Federmotte ausgenommen, in seidenartiges Gespinnst. Von mehreren Arten, vorzüglich von der Seidenraupe, Phal. bombyx mori, sammelt man dieses Gespinnst und verarbeitet es als Seide (s. d. Art.). Außerdem giebt die Raupe des Atlasvogels, der acht Zoll breit ist, in China wilde Seide, die spinnenwebenartig in die Citronenbäume gesponnen ist, und von da gesammelt wird. Auch liefert die Ph. noctua serici in Japan eine sehr leichte Seide, so daß zehn lange Frauenkleider, die davon gewebt sind, nur ein Pfund wiegen. Zu den schädlichen Raupen dieser Vögel zählt man die Stammraupe, die Ringelraupe, die Fichtenraupen, die Prozessionsraupe und andre. **F.**

Schmidt (Michael Ignaz), einer der verdienstvollsten Geschichtschreiber Deutschlands, wurde den 30sten Januar 1736 zu Arnstein, einer Stadt im vormaligen Hochstift Würzburg, geboren. Den ersten Unterricht erhielt er in seiner Vaterstadt, und nach dem 1749 erfolgten Tode seines Vaters auf dem Gymnasium zu Würzburg. Er wählte den Stand eines Weltgeistlichen, und trat deshalb in das bischöfliche Seminarium, wo er, außer der Theologie, sich besonders mit Geschichte, und nächstdem mit dem Studium der Philosophie und der französischen Sprache beschäftigte. Nach fünfjährigem Aufenthalt in dem Seminarium ward er Licentiat der Theologie und Priester, und als Caplan zu Haßfurt angestellt, und bald darauf kam er nach Bamberg als Hauslehrer zu dem Großhofmeister von Rotenhan, einem Manne von vielen Kenntnissen und hohem Geiste. Schmidt lernte hier die besten Schriftsteller aller Nationen kennen, und bildete sich durch den Umgang mit mehreren angesehenen und geistvollen Männern. Im siebenjährigen Kriege begab sich Rotenhan nach Schwaben auf seine Güter nahe bei Stuttgart, und nahm seinen bisherigen Hauslehrer mit dahin, dem er eine geistliche Pfründe ertheilte. Schmidts Aufenthalt in der Nähe jener Residenz, wo Pracht und Luxus damals den höchsten Gipfel erreicht hatten, gab seinem Geist einen hohen Schwung und eine freiere unbefangnere Ansicht des Lebens. Im Jahre 1771 wurde er zum Bibliothekar der Universität in Würzburg ernannt. Bald darauf ward er auch Mitglied der vom Fürstbischofe zur Reform des Erziehungswesens angeordneten Schulcommission, darauf Beisitzer der theologischen Facultät, und Lehrer der deutschen Reichsgeschichte. 1774 erhielt er eine ansehnliche Präbende, und die Würde eines geistlichen Raths mit Sitz und Stimme in der geistlichen Regierung. Nun war er ernstlich auf die Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens bedacht, wobei er von seinem Landesherrn möglichst unterstützt wurde. Schon 1769 hatte er indessen durch seine schätzbare Schrift: über die Methode zu catechisiren (Methodus

tradendi prima elementa religionis, sive catechizandi etc. Bambergae et Wirceburgi 1769, 8.), auf die Reformation vorbereitet. Zur nämlichen Zeit stiftete der Fürstbischof mit Schmidts Zuziehung und Beihülfe ein Seminarium für Landschullehrer, eins der ersten in Deutschland, das selbst bei den Protestanten großen Beifall fand. 1772 erschien seine Geschichte des Selbstgefühls (Frankfurt und Leipzig, der eigentliche Verlagsort war aber Würzburg). Dies Werk machte dem philosophischen Beobachtungsgeiste seines Verfassers viel Ehre. Auf die Empfehlung Carls von Dalberg (nachmaligen Großherzogs von Frankfurt) ward er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Erfurt erwählt. 1778 begann er die Herausgabe seiner Geschichte der Deutschen, welcher er sein ganzes übriges Leben widmete. Diesem Werke verdankte er seinen Ruf zum Custos der kaiserlichen Bibliothek, welchen er aber ablehnen mußte. Indessen reiste er doch nach Wien, um die dortigen Archive zur Fortsetzung seiner Geschichte zu benutzen. Hier ließ die Kaiserin ihm ihren Antrag, in ihre Dienste zu treten, wiederholen: und da er denselben, ohne weiter auf den Fürstbischof zu achten, annahm, so wurde er als wirklicher kaiserlicher Hofrath und Director des Haus- und Staatsarchivs mit einem Gehalt von viertausend Gulden angestellt. Der Kaiser Joseph kannte Schmidts Werth zu gut, und benutzte die Talente des neuerworbenen Staatsdieners auch dadurch, daß er ihn zum Mitgliede des neu organisirten Censurcollegiums und zum Lehrer in der Geschichte für seinen Neffen und künftigen Thronfolger, den jetzigen Kaiser Franz von Österreich, ernannte. Nachdem er vierzehn Jahre in Wien gelebt hatte, starb Schmidt den 1sten November 1794 im 58sten Jahre seines Alters. Er war der Erste, welcher eine Geschichte der deutschen Nation schrieb, denn seine Vorgänger bearbeiteten nur deutsche Kaiser-, Reichs- und reichsständische Geschichte. Seine Hauptabsicht war, zu zeigen, wie Deutschland seine gegenwärtigen Sitten, Aufklärung, Gesetze, Künste und Wissenschaften, hauptsächlich aber seine Staats- und Kirchenverfassung erhalten habe; kurz, wie es das geworden sey, was es wirklich ist. Und so war die Culturgeschichte der Nation sein vornehmster Gegenstand. So weit er diesen durch seinen Tod unterbrochenen Entwurf ausführte, geschah es mit Wahl, Ordnung, Geschmack und philosophischem Scharfsinn. Indessen ist er bei der Erzählung der großen Kirchenverbesserung des 16ten Jahrhunderts nicht immer treu und unparteiisch. Auch ist seine Schreibart und Sprache nicht durchaus musterhaft. Seine Geschichte kam heraus unter nachstehenden Titeln: M. J. Schmidts Geschichte der Deutschen. Erster bis fünfter Theil (auch unter dem Titel: Ältere Geschichte der Deutschen. Erster bis fünfter Theil) Ulm 1785-1787, Sechster bis elfter Thl. (auch unter dem Titel: Neuere Geschichte der Deutschen; erster bis sechster Band). Ebendas. 1788-1793, gr. 8. Mich. Ign. Schmidts Geschichte der Deutschen, aus den hinterlassenen Papieren des Verfassers fortgesetzt von Joseph Milbiller. Zwölfter bis zweiundzwanzigster Theil, (auch unter dem Titel: Neuere Geschichte der Deutschen, siebenter bis siebzehnter Band) Ebendas. 1797-1808, gr. 8. Der Vollständigkeit halber führen wir hier noch an: Joseph Milbillers Geschichte des deutschen Reichs unter Kaiser Franz II.

Schnecken, s. Schalthiere.

Schnee, ein Erzeugniß gefrorner Wasserdünste. Die durchsichtigen elastischen Wasserdünste werden in den obern Luftregionen durch die Kälte zu Nebel oder Wolken, d. h. zu kleinen Dunstbläschen, welcher Zustand ihrer gänzlichen Niederschlagung als Wasser vorangeht. Haben diese Bläschen durch die Kälte allen Wärmestoff verloren, so schießen sie unter gewissen Umständen in kleine Eisnadeln an, welche sich so lange in der Luft schwebend erhalten, bis die Wolke, zu der sie gehörten, ihre Electricität vorloren hat. Nun fallen sie herab, und setzen sich, wenn sie unterwegs einander nahe kommen, meist unter Winkeln von 60, aber auch von 30, und 120 Graden an. Nach Beschaffenheit der Atmosphäre und andrer Umstände verbinden sich bald mehr, bald weniger Eisnädelchen mit einander zu einem Ganzen, welches wir Flocke nennen, und welches bei näherer Untersuchung eine sehr regelmäßige Bildung zeigt. Eine solche Schneeflocke besteht aus lauter sechseckigen Sternchen von verschiedner Größe und — die sechseckige Figur ausgenommen — von unbeschreiblich mannichfaltiger Bildung und Zusammensetzung. Je kälter die Luft ist, desto kleiner sind die Flocken, ja bei sehr strenger Kälte fallen die einfachen Nadeln selbst herab; gegen die Pole hin ist der Schnee dem Staube ähnlich. Dagegen sind die Schneeflocken um so größer, je gelinder das Wetter ist. Wegen seiner großen Lockerheit fällt der Schnee sehr langsam herab, senkt sich auch, wenn er einige Zeit gelegen hat, und giebt verhältnißmäßig zu seinem Volumen nur wenig Wasser. Er ist, wie das Wasser und Eis, der Verdünstung unterworfen, besonders sobald heftige, wenn gleich kalte Winde wehen. Die Polargegenden sind das rechte Vaterland des Schnees. Um die Pole selbst schneit es fast unaufhörlich, selbst im Sommer, und die Schneemassen sammeln sich dort zu ungeheuern Höhen an. Ungefähr 140 bis 150 Meilen diesseit des Nordpols schneit es, wenigstens in manchen Gegenden, in den Monaten Julius und August nicht. Je mehr man sich nach Süden wendet, desto kürzer ist die Schneezeit. In Norddeutschland kann man in der Regel annehmen, das es in den Monaten Mai, Junius, Julius, August und September nicht schneit; in Süddeutschland, die hohen Gebirgsgegenden ausgenommen, fällt noch weniger Schnee; in Oberitalien ist er nicht selten, doch bleibt er selten so lange liegen, daß Schlittenbahn würde. Im Königreich Neapel fällt in den Ebnen fast gar kein Schnee, und er thaut gleich wieder weg. Näher gegen die Wendekreise hin, auf Malta und in Nordafrika kennt man den Schnee nicht, und innerhalb der heißen Zone noch weniger. Jenseit des südlichen Wendekreises fängt er sich schon etwas früher wieder an, und nach dem Südpole hin trifft man weit eher unaufhörliches Schneegestöber als gegen den Nordpol zu. Hohe Berge, wie die Schweizeralpen, der Ätna, die Schneeberge in Südafrika und selbst die Andes und Cordilleras unter oder am Äquator in Südamerika, haben ewigen Schnee. — Der Schnee ist von wohlthätigem Einfluß. Bei dem heftigsten Froste der Polargegenden bleibt der Schnee immer 4 Fuß unter der Oberfläche bei der Temperatur des aufthauenden Eises. Man sieht daraus, welche Decke er dem Erdboden mit allen darauf befindlichen Pflanzen gewährt, und wie warm selbst die unter dem 6 bis 8 Ellen hohen Schnee begrabnen Hütten der Polarmenschen liegen müssen. Auch bei uns ist der Schnee in kalten Wintern eine unentbehrliche Decke; viele Gewächse gehen, wenn er fehlt, zu Grunde. Dagegen schadet er selbst nicht den zartesten Gewächsen, die gar keinen Frost ertragen können.

sie liegen sicher darunter, und viele einheimische Pflanzen wachsen nd blühen sogar unter dieser Decke. Eben so schützt der Schnee den hierischen Körper gegen die zerstörenden Wirkungen einer übermäßigen Kälte. Reisende, von der Kälte erstarrt, welche in den Schnee egraben wurden, lebten wieder auf, da sie an der freien Luft nie rwacht wären. Daher wühlen sich auch die Bewohner der Polargegenden, wenn sie vor Ermüdung oder der Nacht wegen ihre Winterwohnungen nicht erreichen können, so tief als möglich in den Schnee ein, und setzen nach einigen Stunden erquickt ihre Reise weiter fort. Sehr nützlich wird der Schnee auf den Gebirgen als Unterhaltungsmittel der Quellen. — Irrig ist es, ihm eine besondre befruchtende Kraft beizulegen; er kann den Pflanzen nur als Feuchtigkeit und als Decke gegen die Kälte nutzen.

Schneeberg, wohlgebaute Bergstadt im erzgebirgischen Kreise es Königreichs Sachsen, auf einem Berge, unweit der Mulda, aus welcher ein Floßgraben abgeleitet ist, auf welchem das Holz nach Schneeberg geflößt wird. Sie enthält 2 Kirchen, darunter die Stadtkirche eine der schönsten im Lande ist, 600 Häuser und 4400 Einwohner, welche vom Bergbau, von Verfertigung von Gold-, Silber- und seidnen Spitzen, Posamentir- und Drechslerarbeit, von Arzeiwaarenbereitung und Bierbrauerei leben, und Spitzenhandel treien. Es sind hier der Sitz eines Bergamts, ein Lyceum, mehrere Trivialschulen, worin zugleich das Spitzenklöppeln gelehrt wird, ein Waisenhaus und ein Hospital. Auch ist hier die Hauptniederlage des königlichen Blaufarbenwerkes im Dorfe Schlema, welches am Floßgraben in einiger Entfernung von der Stadt liegt. Drei Viertelstunden von Schneeberg ist der Filzteich, der eine Stunde im Umfange hat, und aus welchem mehrere Berggebäude zur Betreibung hrer Künste die Aufschlagwasser erhalten. 1783 zerriß das angelaufene Wasser den Damm des Deiches und richtete in zwei nahe liegenden Dörfern einen großen Schaden an, wobei achtzehn Menschen umkamen. Man hat seit diesem Vorfalle die besten Vorkehrungen getroffen, um ähnlichen Unfällen vorzubeugen. Gleich neben dem Filzteiche sind Torfstechereien. Schneeberg wurde 1471 erbaut, als man beim hiesigen sehr alten Bergbau neue reichhaltige Silbergänge entdeckt hatte. Die Georgenzeche war vorzüglich reich, und gab in einem Jahre sechshundert Speciesthaler Ausbeute auf jeden Kux. Herzog Albrecht speis'te den 23sten April 1477 in dieser Grube mit einen Räthen an einer Stufe gediegenen Silbererzes von sieben Lachter Breite und zwei Lachter Höhe, aus welcher 400 Centner Silber oder 80,000 Mark Silber geschmolzen wurden, welches 800,000 Speciesthaler beträgt. Mit allem Rechte konnte da freilich Herzog Albrecht sagen: unser Kaiser Friedrich ist wohl reich, gleichwohl weiß ich, daß er jetzt keinen so stattlichen Tisch hat. In der Folge hat die Reichhaltigkeit dieser Bergwerke sehr abgenommen, dagegen wurde man nun auf ein anderes Mineral, nämlich Kobalt, aufmerksam. Kobalt und Silber sind jetzt noch die Hauptproducte des hiesigen Bergbaues, zugleich wird auch in der Gegend Wismuth, Blei, Zinn und Eisen gewonnen.

Schneekoppe ist der höchste Berg auf dem schlesischen Riesengebirge, im Fürstenthum Jauer, an der böhmischen Gränze, der gräflichen Familie von Schafgotsch gehörig. Er erhebt sich 4950 rheinische Fuß über der Meeresfläche. Auf demselben steht eine Capelle, worin jährlich fünfmal catholischer Gottesdienst gehalten wird.

Schneider (Eulogius), war deutscher Priester, zeigte als Dichter ein e rrliches Talent, wurde vom Churfürsten Maximilian von Cöln in Bonn als Professor an die dortige Hochschule berufen, und von diesem geistreichen und edlen Fürsten mit Gunst und Güte überhäuft. Die Begebenheiten in dem revolutionirten Frankreich wirkten aber auf seine lebhafte Phantasie so leidenschaftlich ein, daß er sein Vaterland, seine Studien und seinen Wohlthäter verließ, nach Straßburg auswanderte und hier, fortgerissen von dem Wahnsinne jener Zeit, einer der wüthendsten Demagogen wurde und die Nationalfranzosen selbst in ihren Gräueln zu überbieten suchte. An der Spitze einer Revolutionsarmee und begleitet von der Guillotine durchzog er von Ort zu Ort die ganze Umgegend von Straßburg. Auf die bloße Aussage seiner Agenten wurden Menschen jedes Geschlechts und Alters, jedes Standes, Reiche und Arme von ihm auf das Blutgerüst geschickt. Nachdem Schneider viele Gräuelthaten verübt hatte, ließen ihn die Commissäre des Convents, Saint Just und Lebas, jedoch mehr durch seinen Hochmuth als durch seine Verbrechen wider ihn aufgebracht, den 20sten December 1793 verhaften. Den folgenden Tag wurde er auf einem Blutgerüste zur Schau ausgestellt, darauf nach Paris geschickt, wo er am ersten April 1794 hingerichtet wurde.

Schneider (Johann Gottlob). Dieser ehrwürdige Veteran der deutschen Philologen ist 1752 zu Colm im Meißnischen geboren, machte seine Studien auf Schulpforte, dann zu Leipzig, und ist seit der Verlegung der Universität Frankfurt, zu deren verdientesten und berühmtesten Lehrern er eine Reihe von Jahren gehörte, nach Breslau, dort ebenfalls als Professor der Beredsamkeit und griechischen Sprache und zugleich als erster Bibliothekar angestellt. Er verbindet mit gründlicher philologischer Gelehrsamkeit ausgebreitete Kenntnisse in mehrern Zweigen der Naturgeschichte, der vergleichenden Anatomie und der Künste, die ihn in Stand gesetzt haben, eine Menge alter Schriftsteller besser als seine Vorgänger zu erklären und wieder herzustellen. Es würde uns zu weit führen, wenn wir sämmtliche Schriften dieses rastlos fleißigen Gelehrten hier aufzählen wollten. Vorzüglich geschätzt sind seine Ausgaben des Oppian, Älian, Xenophon, Nicander, Theophrast, Vitruv, der Scriptores rei rusticae u. s. w., ferner seine Ichthyologiae veterum specimina und mehrere naturhistorische Werke. Ein wesentliches Verdienst um das Studium der griechischen Sprache erwarb er sich durch sein Wörterbuch derselben, wovon jetzt (1819) die dritte Auflage erscheint.

Schnepfe (Scopolax). Von diesem größtentheils wegen seines wohlschmeckenden Fleisches beliebten Geschlechte der Vögel sind bereits über 50 Gattungen bekannt, von denen an vierzehn noch nicht genau bestimmte Gattungen in Deutschland einheimisch sind. Sie gehören in die Ordnung der Sumpfvögel. Nach der verschiedenen Richtung des Schnabels vertheilen die Naturforscher die Schnepfen in folgende drei Familien: 1. mit abwärts gekrümmtem Schnabel, 2. mit geradem, und 3. mit aufwärts gekrümmtem Schnabel. Sie halten sich meistens an der Erde auf, und nur selten sieht man sie auf Bäumen. In den Sümpfen, Morästen und seichten Gewässern waten sie mit Bequemlichkeit umher, und suchen Gewürme, Insectenlarven und Insecten, wovon sie sich nähren; doch fressen sie auch verschiedne Pflanzenblätter. Aus den kalten Ländern ziehen die Schnepfen meistens im Herbste nach den südlichen. Schnepfendreck nennt man die Gedärme, nebst Leber und Magen, von

Schnepfen, die mit Eiern und Semmelmehl in Schmalz gebacken, als Delicatesse gegessen werden.

Schnepfenthal, eine von Salzmann angelegte Erziehungsanstalt in dem Amte Reinhardsbrunn des Fürstenthums Gotha, nicht weit von der Stadt Waltershausen, liegt auf und unter einem Hügel, in einer angenehmen Gegend. Außer den Gebäuden der Erziehungsanstalt mit einer Bibliothek und einer Naturaliensammlung, gehören auch eine Buchdruckerei und eine Buchhandlung dazu. (Vergl. Salzmann.)

Schnepper oder Schnäpper, auch wohl Schnipperling, nennt man eine kleine stählerne Armbrust wegen des schnappenden Lautes der Sehne. Besonders führen den Namen Schnäpper auch zwei wundärztliche Werkzeuge, von denen das eine zum Aderlassen, das andre beim Schröpfen gebraucht wird.

Schnorr (Veit Hans) von Klde, ein rühmlich bekannter deutscher Mahler, geboren zu Schneeberg im Erzgebirge im J. 1764. Schon früh zeigte er große Neigung zur mechanischen und bildenden Kunst, und versuchte sich darin. Da ihm die damalige Beschaffenheit der niedern Schulen den entschiedensten Widerwillen einflößte, so wuchs er fast ohne alle wissenschaftliche Kenntnisse heran; desto lebhafter interessirte ihn die Natur, in der er, sich selbst überlassen, einen großen Theil seiner Zeit verlebte. Als vierzehnjähriger Knabe begleitete er seinen Vater auf einer Geschäftsreise nach Leipzig. Der kurze Aufenthalt in dieser Stadt bewirkte eine völlige Veränderung in dem Jüngling; um einst dahin zurückkehren zu können, nahm er die Bedingung dazu, die Rechte zu studiren, sogleich an. Mit Beiseitesetzung aller seiner Lieblingsbeschäftigungen studirte er nun mit rastlosem Fleiße, und brachte es in drei Jahren so weit, daß er die Universität beziehen konnte. Aber die Jurisprudenz konnte ihn nicht wahrhaft fesseln, und als nach vollendeten Studien und bestandnem Examen sein Vater starb, ging er verheirathet und durch eigne Verhältnisse getrieben, nach Königsberg in Preußen, wo er bei Hippel und einem Universitätsfreunde Rath und Theilnahme fand. Die freundliche Einladung von einigen der ersten adelichen Häuser, den Ihrigen Unterricht zu ertheilen, nahm er gern an, und entsprach ihr mit gutem Erfolg. Vor allen fühlt er sich den gräflichen Häusern von Kaiserling und Dohna verpflichtet. Schnorr war im Begriff, von hier mit dem Sohne eines russischen Ministers nach Petersburg zu gehen, als er auf Betrieb seiner Mutter den Antrag einer Stelle an der Magdeburger Handlungsschule erhielt, den er auch annahm. Nach einem Jahre verließ er contractmäßig Magdeburg, und zog nach Leipzig zurück. Hier beschäftigte er sich mit Miniaturmahlen und Buchhändlerarbeiten. Durch rastloses Studium der Kunst und im Umgange mit Öser, Weiße, Müller, Seume und andern trefflichen Männern bildete er seine Anlagen immer vollkommner aus, wiewohl ihm das Glück nicht zum Theil wurde, seine ganze Zeit sorgenfrei und einzig der Kunst zu widmen. Er hat vielfältige Arbeiten auf Elfenbein, in Kupfer, Thon und Gyps geliefert, die den Beifall der Kenner fanden. Seit 1816 ist er an des 1812 verstorbnen Tischbein Stelle Director und Professor der königlichen Kunstakademie in Leipzig. Unter seinen Kindern zeichnen sich als Künstler aus Louis (verheirathet in Wien), Eduard und Julius. Letzterer ist gegenwärtig (1819) in Rom und hat durch seine genialen Arbeiten die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde auf sich gezogen.

Schnupfen ist die allgemein bekannte Krankheit, welche m Frost und gelinder Hitze, zuweilen auch mit Kopfschmerz anfäng mit häufigem Niesen verbunden ist, und endlich in einen Schleim ausfluß aus der Nase übergeht. Während der ganzen Zeit ist di Nasenhöhle verstopft und innerlich verschwollen, der Geruch fehl so wie auch der Geschmack; beide kehren erst nach Beendigung de Schnupfens wieder zurück. Wenn die Feuchtigkeit abfließt, so nenn man den Schnupfen fließend oder triefend; ist aber die Nase in nerlich sehr verschwollen, und der Ausfluß fehlt ganz, oder ist seh zäh, so nennt man dies den Stockschnupfen. Der Schnupfen hat seinen Sitz in der Schleimhaut der nach hinten über den Gau men, nach oben bis an die Hirnschädelhöhle verbreiteten Nasenhöhle. Diese Haut besteht aus lockerem Zellgewebe, in welches sich eine außerordentliche Menge von Blutgefäßen verästelt, wodurch si ihr rothes Ansehen erhält. Außer mehreren andern Nerven, welche sich in dieser Haut verbreiten und sie sehr empfindlich machen, ist besonders der eigentliche Geruchsnerv merkwürdig, indem dieser seine Zweige vorzüglich in den Theil der Schleimhaut verbreitet, welcher die beiden obern Nasenmuskeln und den größten Theil der Scheidewand der Nasenhöhle bedeckt. Diese Zweige sind außerordentlich weich, und vermischen sich zuletzt ganz mit dem schwammigen Gewebe der Schleimhaut. Die Absonderung von Feuchtigkeit und Schleim ist in der Nasenhöhle zur Erhaltung der Weichheit und Zartheit der die Geruchsnerven umfassenden Haut, also zur Beförderuug des Geruchsinnes, nicht aber zur Reinigung des Blutes von Schärfen vorgerichtet, denn zu dem letztern Zwecke würde die Natur wohl nicht einen Theil bestimmen, welcher durch die Menge seiner Nerven, durch die Zertheilung derselben zu einem äußerst empfindlichen Organ wird, eben so wenig als die Absonderung der Thränen in der Thränendrüse des Auges, die Absonderung des Ohrenschmalzes im äußern Gehörgange u. s. w. als reinigende Absonderungen in Rücksicht des Blutes zu betrachten sind. Dagegen ist die mit so zahlreichen arteriellen Haargefäßen versehene Haut um so leichter der Entzündung ausgesetzt, und alle Zufälle des Schnupfens zeigen an, daß er nichts anders sey, als eine Entzündung der Schleimhaut der Nasenhöhle. Diese Entzündung entscheidet sich gewöhnlich durch vermehrte Absonderung eines dicken häufigen Schleims in Zeit von zwei bis vier Wochen, nach welchem Zeitraume sie sich wieder zertheilt, die Geschwulst der Schleimhaut abnimmt, die Luft wieder freier durch die Nase gezogen werden kann. – Über die veranlassenden Ursachen des Schnupfens sind die Meinungen eben so verschieden, wie über das Wesen desselben. Häufig wird er noch für eine Folge von Schärfe im Blute und von Erkältung angesehen. Allein wir sehen oft, daß ganz gesunde Menschen, bei denen keine Schärfe im Blute zu vermuthen ist, den Schnupfen bekommen, dagegen andre, von deren Säften und Blute wir allerdings eine nicht normale Beschaffenheit vermuthen können, den Schnupfen gar nicht oder doch nicht beständig haben. Mehr Anschein hat es noch, daß eine zu große Menge roher Schleimstoffe die Entstehung des Schnupfens begünstige, und dieser als Ableitung desselben anzusehen sey. Erkältung ist ebenfalls nicht allemal Ursache des Schnupfens, denn sie findet gar oft bei mehrern Menschen Statt, ohne daß sie den Schnupfen bekommen, dagegen es Viele giebt, welche den chronischen Schnupfen kaum in den wärmsten Sommertagen los werden. Alles, was

ntzündung überhaupt, und insbesondre Entzündung der Schleim-
aut der Nase hervorzubringen vermag, erregt oder befördert den
Schnupfen. Disposition dazu giebt überhaupt Überfluß an Blut, be-
onders an Schleimstoff in demselben, und vorwaltende Thätig-
eit der Schleimhäute. Die Ursachen, welche den Ausbruch des
Schnupfens veranlassen, sind solche, welche nun wirklich die Thätig-
eit des arteriellen Haargefäßsystems der Schleimhaut zum Exceß
ringen, besonders Einwirkung von sauerstoffreicher Luft, daher
ei kalter Luft, vorzüglich bei Nordost- und Nordwestluft, der
Schnupfen, so wie überhaupt katarrhalische Entzündung jeder Art,
llgemein herrschend wird. Aber auch jede Veranlassung zu Erhit-
ung, wodurch die Thätigkeit des arteriellen Blutsystems übermä-
ig erregt wird, kann dieses bewirken, daher plötzlicher Übergang
us der Kälte in die Wärme, heiße Stuben, in welche man aus
er kalten Luft kommt, auch der Genuß von erhitzenden Getränken,
esonders Wein und Branntwein, ihn sehr oft erregen. Eine häufige
Veranlassung zum Schnupfen ist die Unterdrückung einer Function,
velche mit der Thätigkeit der Schleimhaut der Nase in naher Ver-
bindung steht, nämlich der Hautausdünstung, daher auch bei feuch-
er und kalter Luft der Schnupfen sich häufiger einfindet. Winter
und Frühjahr sind besonders die Jahreszeiten, in welchen der
Schnupfen herrschend ist, weil in ihnen alle oben angeführte Ursa-
chen, kalte und feuchte Luft, schneller Wechsel von Kälte und Wär-
me, Überfüllung des Blutes mit schleimigen rohen Stoffen von zu
reichlichem Genusse der Nahrungsmittel, besonders Statt finden.
Der Schnupfen ist also allemal auch eine Krankheit, obgleich eine
gelindere. Jedoch kann er auch durch seine Heftigkeit und Verbrei-
tung größere Beschwerden verursachen und sogar gefährlich werden,
wenn der entzündliche Zustand durch Vernachlässigung, oder fortge-
setzte Einwirkungen der Ursachen sich nach dem Gehirn oder nach den
Lungen hinzieht. Kann man also den Schnupfen verhüten, so ist
es in der Regel besser, nur darf man nicht glauben, daß man ihm
blos dadurch entgeht, wenn man sich recht warm hält, im Gegen-
theil verzärtelt man sich dadurch, und setzt sich um so leichter der
Gefahr aus, sich zu erkälten. Gerade diejenigen, die in warmen
Stuben sich aufhalten, sich in Pelz und Wolle einhüllen, erkälten
sich, wenn sie von einem rauhen Lüftchen bestrichen werden, und
haben beinahe beständig den Schnupfen. Die krankhafte Empfind-
lichkeit, in welche die Haut durch diese Verzärtelung versetzt wird,
pflanzt sich auch auf die innere Haut der Nasenhöhle fort, und giebt
die Anlage zum chronischen Schnupfen. Zur Verhütung des Schnu-
pfens gehört überhaupt Stärkung der körperlichen Natur, Abhärtung
des Körpers gegen die Einflüsse der Witterung, Verhütung einer
Anhäufung von rohen schleimigen Nahrungsstoffen im Blute. Hierzu
dient öfteres Baden in lauem, und tägliches Waschen, besonders des
Kopfes, des Halses und der Brust, mit kaltem Wasser, und dar-
auf vorzunehmendes Bürsten oder Reiben der Haut; ferner tägli-
cher Genuß der freien Luft, Mäßigkeit im Essen und Trinken, be-
sonders im Genusse fetter Speisen und hitziger Getränke. Bei er-
hitztem oder schwitzendem Körper vermeide man schnelle Abkühlung
durch Zugluft, Entkleidung oder kaltes Waschen, man vermeide aber
auch den schnellen Wechsel von Kälte zur Wärme. Erlauben es die
Umstände, so verhalte man sich, aus der Kälte kommend, erst in
einer nur mäßig erwärmten Stube, ehe man in die wärmere sich

begiebt, so lange, bis der Körper sich erst an einen gelindern Grad von Wärme gewöhnt hat. Zu heiße Stuben überhaupt vermeide man ganz. Wer mit dem Schnupfen wirklich befallen ist, beobachte in der ersten Periode, von etwa drei bis vier Tagen, durchaus die kühlende Methode. Man halte sich in einer nur ganz mäßig erwärmten Stube auf. Man wasche den Kopf, das Gesicht, den Nacken, den Hals und die Brust einigemal des Tages mit kaltem Wasser, gurgle sich öfters mit Wasser, worin etwas Salpeter aufgelös't, oder welches mit ein wenig Weinessig vermischt ist. Wer sich vorher gewöhnt hat, zuweilen kaltes Wasser in die Nase zu ziehen, thue es auch jetzt öfters; wer aber hieran nicht gewöhnt ist und heftigen Stockschnupfen hat, mit starkem Schmerz in die Stirn hinauf oder in die Backenknochen, der ziehe öfters den Dampf von warmem Wasser in die Nase, setze aber dieses nicht länger, als die Umstände es nöthig machen, fort. In Ansehung der Speisen und Getränke lege man sich strenge Enthaltsamkeit auf. Das Getränk bestehe aus Limonade, Crystallwasser, oder auch bloßem reinen Wasser; Bier, Wein und andre erhitzende Getränke vermeide man. Der Speisen enthalte man sich so viel als seyn kann, und genieße blos etwas Suppe von Hafergrütze, leicht bestrichnes Butterbrot, oder etwas ähnliches. Dabei nehme man einigemal des Tags, besonders Nachmittags und Abends, eine Gabe von Weinsteinrahm, Salpeter und Zucker. Vor dem Schlafengehen wasche man sich noch einmal auf schon angezeigte Weise, und setze die Füße in ein laues Bad. Dabei vermeide man auch in dieser Periode nicht den Genuß der freien Luft, sondern, zumal wer schon daran gewöhnt ist, gehe täglich ins Freie. Nur vor den zu warmen Zimmern hüte man sich bei der Zurückkunft. Durch diese Behandlung bricht man schon in dieser Periode die größte Stärke des Schnupfens, so daß Fieber, Hitze und Kopfschmerzen, so auch die lästige Verschwellung und Verschließung der Nasenhöhle und die Entzündung derselben nicht weiter zunehmen und sich ausbreiten wird. In der folgenden Periode hat man nichts zu thun, als dieselbe Methode, nur etwas gelinder, fortzusetzen. In Ansehung der Diät kann man nun etwas zugeben, und den Appetit mit mehrern Speisen befriedigen. In den Nacken kann man jetzt ein Pechpflaster legen, als gelindes Ableitungsmittel. Abends kann man einige Tassen Thee von Fliederblumen mit Weinsteinrahm und Zucker trinken, dabei setzt man die Fußbäder fort. Sollte der Schnupfen heftig und beschwerlich werden, oder mit Zufällen drohen, die sogar Verbreitung der Entzündung auf andre Theile andeuten, z. B. es stellten sich heftige Kopfschmerzen, starkes Fieber, Husten mit Beengung der Brust, beschwerlicher Athem, Keuchen oder Stechen in der Seite ein; so lasse man alsbald den Arzt rufen, und beruhige sich nicht mehr mit dem Gedanken, es sey nichts als Schnupfen.

Schnürbrust, Schnürleib, ein Stück der weiblichen Kleidung, welches aus einer umfassenden Bedeckung des Unterleibes und der Brust sowohl als der Seiten und des Rückgrathes besteht, aber zugleich durch die Härte der dazu kommenden Stücke und durch die Festigkeit der Anlage so geeignet ist, daß es nicht den weichen Theilen, die es bedeckt, nachgiebt, und deren Form annimmt, sondern im Gegentheil die bedeckten weichen Theile in Zwang hält, und seine Form ihnen aufdringt. Die dazu kommenden Stücke werden entweder von Holz oder von Fischbein, selbst von Stahl verfertigt.

erden in Leinwand eingenäht, auf diese Weise in die passende orm gebracht, und am Rücken herauf zusammengeschnürt. Die orm selbst ist zu verschiednen Zeiten verschieden gewesen, je nachem nun die Absicht ihres Gebrauchs sie nach der herrschenden Meiung über Schönheit des weiblichen Körpers oder nach einem besonern Bedürfnisse bestimmte. Soll sie zur Beförderung der Schöneit dienen, so muß sie der Idee der weiblichen Schönheit entspreen, und dem Körper nicht eine andre Form aufzwingen, als die Natur mit sich bringt. Die Bestimmung, welche die Natur dem Weibe gegeben hat, bringt es mit sich, daß der weibliche Körper nehr Zartheit, Vollheit und Rundung, Biegsamkeit und Weichheit at, daß besonders in der Form ein unmerklich sanfter Übergang on einem Gliede zum andern, von einem Theil des Körpers zum ndern Statt finden muß. Das Gesicht, als den vorzüglichsten Sitz der geistvollen Schönheit, übergehen wir hier, da wir es zu nserm Zwecke blos mit dem übrigen Körper zu thun haben. Von iesem erfodert die Idee der Schönheit, daß er in harmonischen Verhältnissen schlank, rund und voll sey, daß der Busen und Unerleib, jener in stärkerm, dieser in schwächerm Bogen nach außen ich bemerklich mache. Der Übergang in beiden Seiten auf die Hüfen muß in ganz unmerklichen Wellenlinien von der Seite der Brust erunter mit unmerklich einwärtsgehendem, von da über die Hüfte nit sanft auswärtsgehendem Bogen geschehen. Diese Form ist es, velche die Schnürbrust oder der Schnürleib unterstützen muß. Wie s mit andern Moden in der Kleidung ging, so wird auch die Geschichte dieses Stücks derselben seyn. Bedürfniß, Bequemlichkeit, natürliches Gefühl des weiblichen Geschlechts für Decenz und Verschönerung erfand es, Liebe zur Veränderung verschlimmerte und erbesserte daran, so daß es bald zur Caricatur ausartete, bald vieder seinem ursprünglichen Zwecke sich näherte, je nachdem Eitelkeit, Nachahmungssucht oder bessere überzeugung die Herrschaft hatten. In so fern die Schnürbrust und der Schnürleib den oben genannten Foderungen entsprechen, kann man ihnen ihren Nutzen nicht bläugnen. Beide geben dem Körper eine Bekleidung, die gut aniegt, sich an denselben anschließt, den Unterleib gehörig warm hält, zu einer schicklichen und bequemen Befestigung der untern Kleidungsstücke dient, ohne den Unterleib zusammen zu schnüren, vie bei dem Binden der Röcke über den Hüften außerdem unvermeidlich ist. Durch seine anschmiegende Form hat es den Vortheil, daß es die schöne Gestalt des weiblichen Körpers nicht versteckt, ondern sie bei dem Gebrauche der übrigen Kleidungsstücke noch benerken läßt, durch welche sie außerdem zu sehr verhüllt würde. Dabei erleichtert die Festigkeit und Steifheit des Schnürleibs dem Körper die gehörige Haltung. Soll aber der Gebrauch der Schnürbrust diese Vortheile gewähren und keinen Nachtheil für die Gesundheit verursachen, so muß sie der Gestalt des weiblichen Körpers überhaupt, und der Person insbesondere angemessen seyn, für welche ie bestimmt ist, ohne bedeutende Abweichung, weder in Ansehung er Größe noch der übrigen Form zu haben. Die Schnürbrust darf, ndem sie angelegt wird, durchaus die natürliche Form des Körpers icht verändern, sondern sie muß sich ganz nach ihr richten; sie muß emnach vorn elastisch, nach den Seiten nachgebend, nach vorn und unterwärts etwas weniges weiter und in einen kaum merklichen Bogen ausschweifend seyn. Die Seiten herunter müssen durchaus

über die Hüften, wenigstens einige Zoll tief, heruntergehen, und diesen geschlossen anliegen. Nach unten und vorn, wo der Unterleib umschlossen wird, kann die Form steif und etwas rund seyn, nach oben muß sie vorn mehr platt und breit seyn, auf den Seiten einen Bogen nach hinten zu nehmen. Bis in die Gegend der Herzgrube kann die Schnürbrust anliegen, doch ohne Druck, nur den Unterleib, wenn er etwas zu stark ist, wenn er herunterhängt, kann und muß sie durch etwas festern Druck unterstützen. Dies ist nicht nur ohne allen Nachtheil, und dem Gefühl beim Gehen sehr wohlthätig, sondern es ist auch für den Körper selbst vortheilhaft, indem es die Eingeweide des Unterleibes unterstützt, und die zu große Ausdehnung desselben, welche der Schönheit zuwider ist, beschränkt. Von der Gegend der Herzgrube an, unter der Brust, muß aller Druck von der Schnürbrust aufhören. Hier muß sie ausgeschnitten seyn, und nach den Seiten und dem Rücken zu etwas weniges höher gehen. Soll sie vorn an der Brust noch höher heraufgehen, so muß sie nach dem Bogen, den die Brüste in ihrer gehörigen Lage bilden, gewölbt seyn, so daß sie von der siebenten Rippe an etwa noch anderthalb oder zwei Zoll hoch eine bogenförmige hohle Wölbung bildet, welche den Brüsten, wenigstens der untern Hälfte derselben, Schutz gegen Druck und Verletzung, und eine Unterstützung geben, daß sie nicht zu tief herabsinken. Zum Material der Schnürbrust schicken sich dünne Fischbeinstäbchen am besten, welche mit der gehörigen Elasticität versehen sind, ohne zu starken Druck auszuüben. Noch dienlicher dazu wäre vielleicht, zumal im Winter, gewöhnlicher Hutfilz, der nach der gehörigen Form geschnitten in Leinwand eingenäht würde. Bei der Anlegung der Schnurbrust ist zu beobachten, daß der Druck überall nur mäßig seyn muß, so daß sie an allen Stellen zwar geschlossen und fest anliegt, doch den Theilen keine andre, als die naturgemäße Form giebt. Der verhältnißmäßig stärkste Druck muß von dem untersten Theile, dem eigentlichen Schnürleibe, ausgehen, weil die Schwere der Eingeweide herunterwärts drängt, und also der Unterleib der meisten Unterstützung bedarf. Hiernach muß sich auch die Stärke des Druckes richten, dieser muß nämlich gerade so stark seyn, daß die Eingeweide in ihrer natürlichen Lage erhalten, oder wenn sie (bei Fettbäuchen, Hängebäuchen) von derselben etwas herunterwärts abgewichen wären, in dieselbe zurückgehoben werden. Bei jüngern Personen, deren Gestalt durch die Jahre oder durch andre Veränderungen noch nicht gelitten hat, braucht auf den Unterleib nur ein mäßiger Druck durch das Zusammenschnüren angebracht zu werden, so daß der Schnürleib der natürlichen Form des Unterleibes nur fest anliegt und dem Gegendrucke nicht nachgiebt, sondern daß er nur ein Stützpunkt für den Unterleib wird. Von hier aus nach oben muß das Anziehen in der Stärke gradweise abnehmen, so daß es um die kurzen Rippen herum schwächer wird, und die darunter liegenden Theile nicht gedrückt werden. Die jetzt wieder gebräuchlichen Schnürbrüste haben den Fehler, daß sie unten zu enge sind und den Unterleib zu sehr einpressen. Hierdurch müssen allemal die Eingeweide derselben sehr viel Druck ausstehen, wodurch das Athmen ängstlich und erschwert wird, Beklemmungen, Herzklopfen, Ohnmachten, Blutungen, besonders Bluthusten, und andre übel mehr entstehen. Auch muß die schädliche Einwirkung auf die Nerven des Unterleibes in Grun-

zung kommen, die durch öftern Druck beleidigt und in ihrer Verrichtung gestört werden, daher so häufig Krämpfe, Hysterie, selbst Melancholie ihren Ursprung blos von dem Gebrauche, oder vielmehr von dem Mißbrauche der Schnürbrüste haben. Ein anderer Fehler in der Form der Schnürbrüste ist der, wenn sie zu weit heraufgehen, und dabei eng und platt sind, so daß sie die Brüste mit Gewalt herausdrängen und an ihrem untern Theile drücken. Dieser Fehler der Schnürbrüste ist jetzt, da man die ehemalige Form derselben etwas abgeändert hat, noch häufiger, als der vorige. Nach der ältern Mode sollte es für Schönheit gelten, wenn die Frauenzimmer um die Hüften herum so eng zusammengeschnürt waren, daß von beiden Seiten die Hüftknochen weit hervorstanden, wozu die auf beiden Seiten durch hohle Taschen (Poches) ausgebreitete Kleidung noch mehr beitrug, so daß damals die so angeputzten Damen mit Recht einem Insect verglichen wurden, das in der Mitte ganz dünnleibig ist, nach oben und unten aber immer breiter wird. Doch blieb damals die Brust mehr verschont, weil die Schnürbrust nach oben geräumiger war, und die Brüste weniger drückte. Die neuere Art aber preßt diese nicht nur mehr in die Höhe, sondern drückt sie auch von unten beinahe platt. Dies ist nicht nur der natürlichen Schönheit ganz zuwider, sondern kann auch zu den traurigsten Folgen Veranlassung geben. Die Natur hat die Brüste nicht unter das Kinn versetzt, wo hinauf man jetzt zuweilen sie gepreßt erblickt, sondern ihr Platz ist von der dritten bis zur sechsten oder siebenten Rippe. Jede Verletzung derselben kann die traurigsten Folgen haben, und muß daher sorgfältig vermieden werden. Auch ein gelinder, aber oft wiederholter und anhaltender Druck auf diese Theile kann das traurige Übel veranlassen, dessen öfteres Vorkommen nicht ohne Grund dem unvorsichtigen Gebrauche der Schnürbrust zugeschrieben wird. Auch ist diejenige Art der Schnürleiber schädlich, die mit einem sogenannten Blankscheit vorn versehen ist, welches nach oben zwischen dem Busen auf die Brustknochen drückt, und das Schnürleibchen so gegen die Brüste andrängt, daß diese von unten platt und hinaufwärts recht voll gepreßt werden. Nach unten aber drückt dieses Blankscheit so auf den Unterleib, daß auch hier das Schnürleibchen fester und stärker denselben zurückdrängt. Diese Anwendung des Blankscheits, zumal wenn es zu lang, von zu festem Material, z. B. von Holz oder gar von Metall ist, hat in jeder Rücksicht Manches wider sich. Es ist der wahren Schönheit und Grazie nicht günstig, wenn ein Frauenzimmer so gerade, steif, gezwungen und gestreckt einhergeht, als wenn der ganze Körper aus Holz geschnitzt wäre, oder wenn die Brust von unten herauf wie ein Brett platt gedrückt ist, oben der Stab heraufguckt, oder unten auf dem Leibe die untere Spitze des Blankscheites sich von dem Drucke nach oben biegt, und wie ein Schnabel die Oberkleider in die Höhe hält. Ist aber auch das Blankscheit nicht zu lang, so kann sich doch ein Frauenzimmer beim Bücken durch den Druck von demselben, wenn es zu stark und hart ist, oder wenn es sich von der Mitte nach der Seite hin verschiebt, auf die Brust oder auch auf den Unterleib den größten Schaden zufügen. Wenn sie denn aber nöthig sind, so muß dazu ein dünnes elastisches, kurzes und breites Stäbchen von Fischbein genommen werden, welches oben und unten stumpf abgerundet und in das Leibchen festgenäht ist, so daß es auf den Körper keinen unmittelbaren starken Druck ausüben kann. H.

Schnurrer (Christian Friedrich), ein gelehrter Orientalist und Theolog, vormaliger Professor und Kanzler der Universität Tübingen u. s. w., ist 1742 in Canstadt im Würtembergischen geboren. Nachdem er nach einander Professor der Philosophie, ordentlicher Professor der griechischen und der morgenländischen Sprachen und Ephorus der theologischen Facultät zu Tübingen gewesen, empfing er 1805 die theologische Doctorwürde und 1808 den würtembergischen Civilverdienstorden. Großen Antheil nahm er seit 1793 an den Tübinger literarischen Nachrichten. Bei den politischen Streitigkeiten im Würtembergischen befand sich Schnurrer anfangs auf der königlichen Seite; später zeigte er sich der Gegenpartei geneigt. Er lebt jetzt von allen Geschäften zurückgezogen zu Stuttgart und hat sogar seine schöne Bibliothek an einen Engländer, seinen ehemaligen Schüler, verkauft, der mehrere von Schnurrer unvollendet gelassene Arbeiten fortzusetzen Willens ist. Außer mehrern philologischen Abhandlungen über die Psalmen, über verschiedne Propheten u. s. w. begnügen wir uns seine Bibliotheca arabica (neueste Aufl. Halle, 1811) zu nennen, die einen rühmlichen Beweis von des Verfassers Genauigkeit und Gelehrsamkeit giebt.

Schock wird 1. eine Anzahl von sechzig Stücken genannt; 2. war es ehedem, als noch keine Gülden und Thaler bekannt waren, in einem Theile Deutschlands eine Reichnungsmünze von 60 Groschen. In Sachsen hatte man früherhin zwei Arten Groschen, nämlich Wilhelminer oder alte silberne, wovon 160 eine feine Mark Silber enthielten, und Löwengroschen, von denen 60 Stück ein Schock und so viel wie 20 alte silberne Groschen ausmachten. Daraus entstand der Unterschied zwischen alten und neuen Schocken, der in Sachsen noch jetzt in gewissen Fällen, z. B. bei Geldstrafen ꝛc. Statt findet, wo dann ein altes Schock zu 20 Groschen, ein neues aber zu 2 Rthlr. 12 Gr. gerechnet wird. 3. heißen gewisse Landessteuern in Sachsen Schocke. Um dort einen sichern Steuerfuß einzuführen, wurden 1546 die unbeweglichen Güter geschätzt, und nach dem Werthe, der nach solchen Schocken berechnet wurde, machte man die Vertheilung der Abgaben, welches die Beschockung genannt wurde. Im J. 1628 wurden neue Beschockungen vorgenommen.

Schöffer (Peter), s. Buchdruckerkunst.

Scholarchat heißt die über eine gelehrte Schule Aufsicht führende Behörde. Scholarchen sind die Glieder dieser Behörde oder die Aufseher über Lyceen und Gymnasien. Gewöhnlich wird diese Würde von den obersten Magistratspersonen und den ersten Geistlichen bekleidet. Vergl. d. Art. Schulen. E.

Scholastiker hießen bei den Römern die Lehrer der Beredsamkeit. Im Mittelalter entstand eine eigne Gattung von Philosophen unter dem Namen der Scholastiker und eine eigne scholastische Philosophie, oder Schulweisheit, deren Wesen nach Tennemann in der Anwendung der Dialectik auf die Theologie und der innigen Verbindung beider bestand. Einige machen den Augustinus zum Urheber derselben, Andre finden ihren Anfang in den monophysitischen Streitigkeiten im 5ten und 6ten Jahrhundert. Gewöhnlich nennt man als ersten Scholastiker Johannes Scotus Erigena im 9ten Jahrhundert, ohne diesen zum eigentlichen Urheber der Scholastik zu machen. Die scholastische Philosophie erhielt ihren Namen und Charakter dadurch, daß sie aus den von Carl dem Großen und seinen Nach-

olgern gestifteten Schulen zur Bildung der Geistlichen hervorging
[. d. Art. Schulen). Die hier vorgetragene Philosophie bestand
n einem aus den lateinischen Commentatoren des Aristoteles, beson=
ers dem Augustinus und Boethius gezognen Aggregat logischer Re=
eln und ontologischer Begriffe, die unter dem Namen Dialectik die
heoretische Philosophie überhaupt ausmachten und mit der spätern
lexandrinischen Vorstellungsart von Gott, seinen Eigenschaften und
Verhältnissen zur Welt verbunden, oder darauf angewendet wurden.
Ihr Zweck war kein andrer, als das dogmatische Religionssystem der
Kirche zu befestigen und zu vertheidigen. Buhle setzt drei Perioden
est: die erste bis auf Roscellinus (1089) oder bis auf den Streit der
Nominales und Reales (s. d. Art. Nominalisten); die zweite Pe=
iode bis auf Albertus Magnus (st. 1280), wo die Aristotelischen
Werke, außer der Logik, allgemeiner bekannt und commentirt wur=
en; die dritte bis auf die Wiederherstellung der alten Literatur in
er Mitte des 15ten Jahrhunderts und die dadurch bewirkte Verbes=
erung der Philosophie. — Nach Tiedemann, der den Scholasti=
ismus als diejenige Behandlungsart der Gegenstände a priori er=
lärt, wo, nach Aufstellung der meisten für und wider aufzutreiben=
en Gründe in syllogistischer Form, die Entscheidung aus Aristote=
es, den Kirchenvätern und dem herrschenden kirchlichen Systeme ge=
ommen wird, fängt die Geschichte desselben mit dem Franziscaner
Alexander von Hales (st. 1245), einem Kloster in Gloucestershire,
n. Die Form dieser Philosophie, nach Autorität zu entscheiden, ist
us der ältern Theologie durch Hildebert von Lavardin (st. 1134)
zuerst aufgebracht, aus der Hierarchie entsprungen, und aus der
Theologie herübergekommen. Roscellinus, Abälard sind nach Tiede=
mann Dialectiker, nicht Scholastiker. Man muß hier erinnern, daß
Aristoteles nicht die einzige feste Autorität bei den Scholastikern war,
sondern daß auch die Alexandriner Einfluß hatten. Der genannte
Alexander Halesius war der erste ausführliche Commentator der Sen=
enzen Peters des Lombarden, und erwarb sich als Lehrer zu Paris
den Beinamen Doctor irrefragabilis. Auch commentirte er die
Psychologie des Aristoteles. Ohne eignes Denken entscheidet und ur=
heilt er allenthalben nach andern Kirchenschriftstellern und Philoso=
phen. Das zweite Zeitalter der Scholastiker beginnt Tiedemann mit
Albertus Magnus (s. d. Art.), welcher sowohl die physikalischen
als philosophischen Schriften des Aristoteles, mehrere biblische Bücher
u. s. w. commentirte. Noch größern Ruhm erwab sein Schüler,
Thomas von Aquino (s. d. Art.), der Vater der Moral und stren=
ger Anhänger des Aristoteles, über den er 52 Commentare hinter=
ließ. Diesem stellte sich der Franziscaner Johannes Duns
Scotus entgegen, einer der spitzfündigsten Dialectiker, den man mit
Recht als den Urheber des scholastischen oder barbarischen Lateins
nennt. Da er als Gegner des Thomas auftrat, bildeten sich zwei
Parteien, die Thomisten und Scotisten, deren Zwistigkeiten
besonders lebhaft wurden, als Scotus sich gegen die strenge Augusti=
nische Lehre von der Gnade, welcher Thomas anhing, erklärte, und
welche Jahrhunderte lang sich in der Kirche erhielten. Außerdem wa=
ren scharfsinnige Scholastiker dieses Zeitraums der Franziscaner Bo=
naventura, Schüler des Alexander Halesius, der General des Domi=
nicanerordens Hervey, der Franziscaner Franz Mairon, Schüler des
Duns Scotus und Stifter der sorbonnischen Disputation zu Paris,

bei welcher der Respondent von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends ganz allein die Streitsätze vertheidigen mußte, und nur eine kleine Mahlzeit auf dem Katheder zu sich nehmen durfte. Zugleich zeichnete sich Mairon unter den Scholastikern dadurch aus, daß er abstracte Begriffe oft definirt und nicht selten glücklich schließt. Das dritte Zeitalter des Scholasticismus fangen einige mit Wilhelm de St. Pourcain oder Durandus de Sancto Porciano (gestorben zu Meaux 1333) an; besser beginnt man mit ihm das dritte Zeitalter der scholastischen Theologie. Wegen seiner Fertigkeit in Auflösung spitzfündiger Fragen bekam er den Beinamen Doctor resolutissimus. Er machte einen Unterschied zwischen theologischer Wahrheit (die auf der Autorität der Kirche beruhe) und philosophischer (die unabhängig vom Kirchenglauben durch eignes Nachdenken begründet wird) und gab zu, daß manches theologisch wahr und doch philosophisch falsch sey. Andre fangen den dritten Zeitraum der Scholastiker mit Wilhelm Ocham oder Occam (gestorben 1347) an, einem Franziscaner, der die fast vergeßnen Streitigkeiten der Nominalisten wieder belebte, und sich als unerschrockner Vertheidiger der christlichen Freiheit gegen die Anmaßungen der Päpste merkwürdig machte. Einer der Letzten dieses Zeitraums war Gabriel Biel (gest. 1495), ein bescheidner Nominalist und thätig bei der Begründung der Universität Tübingen (1477). Tennemann nimmt 4 Perioden an. Erste Periode bis zum 11ten Jahrhundert. Er charakterisirt sie durch blinden Realismus, einzelne philosophische Versuche in der Theologie. In diese Periode gehört vornehmlich Johann Scotus Erigena, Berengar von Tours, sein Gegner Lafranc, Hildebert von Lavardin und Anselm von Canterbury. Zweite Periode. Anfang einer freiern, durch die Kirchengewalt bald unterdrückten Denkart, und Entzweiung des Nominalismus und Realismus. Sie geht von Roscellin bis zu Albert dem Großen im Anfange des 13ten Jahrhunderts. In dieselbe gehört Roscellin, Abälard, Hugo de St. Victore, Gilbert Porretanus, Peter Lombardus, Peter von Poitiers, Richard de St. Victor und Alanus, Joh. von Salisbury. Dritte Periode. Ausschließliche Herrschaft des Realismus. Völlige Coalition des kirchlichen Systems und der Aristotelischen Philosophie von Albert dem Großen bis Occam im 14ten Jahrhundert. Hieher gehört Alex. von Hales, Vincent von Beauvais, Bonaventura, Thom. von Aquino, Petrus Hispanus, Duns Scotus, Franz Mairon, Durand a St. Pourcain. Vierte Periode. Erneuerter Kampf des Nominalismus mit dem Realismus mit Übergewichte des erstern, und allmählige Trennung der Theologie und Philosophie. Hieher gehört Wilh. von Occam, Marsilius von Inghen, Robert Holcot, Gabriel Biel, Johann Buridan &c. S. Tennemanns Grundriß der Geschichte der Philosophie S. 195 ff. 2te A. — Wegen der Spitzfündigkeit, die in der scholastischen Philosophie herrschte, hat der Ausdruck scholastisch die Bedeutung des spitzfündigen erhalten. Mit der Reformation verschwand nach und nach der Scholasticismus. Nur einzeln standen noch bedeutende Scholastiker auf, wie in dem spanischen Jesuiten Suarez (gestorben 1617). Baco von Verulam endlich ist als der Wiederhersteller der Philosophie und ihr Befreier von dem scholastischen Wesen anzusehen.

Scholien, Scholiasten. Scholien sind kürzere oder längere Erklärungen zu einem griechischen oder lateinischen Schriftsteller, welche vornehmlich die alten Grammatiker, die den praktischen Thei

dieser Wissenschaft lehrten, beizuschreiben pflegten. Die Verfasser solcher Scholien heißen Scholiasten. Wir besitzen noch eine Menge alter Scholien zu griechischen Dichtern und Schriftstellern, weniger zu lateinischen. Die Namen der Verfasser sind uns meist unbekannt. Ihr Werth ist zwar sehr ungleich, doch verdanken wir ihnen vielfältige Aufschlüsse, die wir außerdem ganz entbehren würden.

Schöll (Friedrich), früher Buchhändler in Paris, jetzt als königlich preußischer geheimer Legationsrath bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin angestellt, ist gegen 1760 im Elsaß geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, machte sehr gute Studien und widmete sich dem Buchhandel. Gegen 1804 etablirte er sich in Paris, und bald machte er sich durch mehrere große Unternehmungen, z. B. das Humboldtsche Reisewerk, das Werk von Gall über die Anatomie des Gehirns und andere, in der literarischen Welt auf das vortheilhafteste bekannt, obgleich sie merkantilisch nicht gut mögen berechnet gewesen seyn. Nach der ersten Einnahme von Paris trat er auf Humboldts Veranlassung in preußische Dienste. Als Schriftsteller lieferte er mehrere treffliche Werke, von welchen wir hier anführen: Histoire de la littérature romaine, 2 Vol.; Histoire de la littérature grecque; Histoire des traités de paix, 15 Vol.; Congrès de Vienne, 8 Vol.; Annuaire généalogique. Die Geschäfte seiner Buchhandlung werden theilweise unter der Firma: Griechisch-lateinisch-deutsche Buchhandlung in Paris von seinem ältesten Sohne fortgeführt.

Schoen, auch Schoenhauer oder Schoengauer (Martin) einer der ältesten und vorzüglichen deutschen Mahler, wurde zu Colmar, nach Andern zu Culmbach von Augsburgischen Ältern geboren und starb 1486, oder wahrscheinlicher 1499 zu Colmar. Er lernte bei Lupert Rust, wohnte zu Colmar, und stiftete eine dauernde Freundschaft mit Peter Perugino, dem Lehrer Rafaels. Wegen seiner damals sehr bewunderten Kunstfertigkeit erhielt er den Beinamen Hipsch Martin (Hübsch Martin) und die Italiener nannten ihn Bonmartino oder Martino d'Anversa. Michel Angelo soll in seiner Jugend den Traum des heiligen Antonius, den Martin Schoen in Holz geschnitten hatte, copirt haben. Seine bekannten Stücke werden auf 121 geschätzt, von denen eine große Anzahl aus der biblischen und Kirchengeschichte sind. Noch gegenwärtig gestehen ihm Kenner ein seltenes Genie, Reichthum an Ideen, und das Verdienst zu, seinen Figuren eine natürliche Bewegung gegeben und sich fast über alle Künstler seiner Zeit emporgeschwungen zu haben. Der Florentiner Ghergardo, W. Hollar und Andere haben nach M. Schoens Gemählden geätzt.

Schön, Schönheit. Es ist jedem bekannt, auf wie verschiedenartige Gegenstände das Wort Schön angewendet zu werden pflegt, und wie verschiedner Meinung die Menschen in der Beilegung derjenigen Eigenschaft sind, die sie durch diesen Ausdruck bezeichnen, so daß Einige dieselbe gewissen Dingen beilegen, welchen Andere sie absprechen, oder gar das Gegentheil beilegen. Dessen ungeachtet würde man sich sehr irren, wenn man (wie Einige gethan, welche eine Wissenschaft des Schönen für unmöglich halten), daraus den Schluß ziehen wollte, daß das Schöne keine feste und allgemeine Bestimmung zulasse, sondern etwas nach Willkühr und Gewohnheit (z. B. durch nationelle Ansichten) Bestimmtes sey. Denn wie die Anwendung eines Gesetzes verschieden seyn kann, ohne daß das Gesetz sich

ändere, wie ferner ein inneres Gesetz und ursprüngliches Bedürfniß des Menschen auf verschiedne Weise vorgestellt und ausgesprochen werden kann: so kann auch der Gedanke des Schönen und das Bedürfniß, welches der über die Stufe der Thierheit sich erhebende Mensch in dem Bestreben, sich mit schönen Gegenständen zu umgeben, und sie dem Häßlichen vorzuziehen, bald verräth, nach der verschiedenen Stufe der Bildung, sich mehr oder minder vollkommen aussprechen, und Einer von dem Andern sich in der Auswahl der einzelnen schönen Gegenstände, so wie in der Beurtheilung derselben weit entfernen, mithin auch die Schönheit selbst sich durch ganz andere Begriffe oder Bilder denken, so daß der Eine als häßlich verwirft, was der Andre schön findet, ohne daß das Ziel sich ändere, zu welchem alle unbewußt in dem Suchen des Schönen hinstreben. Auf ähnliche Weise wird ja auch die Idee des Sittlichen auf höchst verschiedene Weise ausgesprochen, wie wir an den verschiedenen Moralprincipien sehen; auch sind die Menschen in der moralischen Beurtheilung der einzelnen Handlungen keinesweges einstimmig, ohne daß sie als sittliche Menschen es wagten, das Wesen des Sittlichen für wandelbar zu halten. So verschieden und irrig nun auch der Gebrauch jener Ausdrücke seyn mag, so kommen doch alle darin überein, daß sie unter dem Schönen etwas Vorzügliches, und unter der Schönheit einen Vorzug, eine Vollkommenheit verstehen; wenn auch das, was sie für vollkommen halten, nicht immer wahrhaft vollkommen ist. Die Schönheit ist sonach eine Idee, denn die Ideen sind Gedanken des Vollkommenen, Urbilder, denen das Wirkliche nur als Abbild gleicht. Nun aber deuten wir selbst durch den Ausdruck schön, welcher von scheinen herstammt, auf eine Vollkommenheit des Scheins, oder der Erscheinung: die Schönheit ist also die Idee von der Vollkommenheit der Erscheinung, und schön ist sonach, was einen vollkommenen Schein von sich giebt. Das Schöne zeigt sich also nicht nur an allen sinnlich wahrnehmbaren Gegenständen, sondern auch an denjenigen Veränderungen unseres Inneren, die wir durch den innern Sinn erfahren, in so fern sie durch die Einbildungskraft gestaltet, sich auf sinnliche Vorstellungen beziehen — denn in allen diesen Fällen reden wir von Erscheinungen. Daß wir aber bei dem Ausdrucke schön zunächst an das Sichtbare denken, ist nicht zu verwundern, da der Schein im engern Sinne von beleuchteten oder Licht ausstrahlenden Gegenständen ausgeht, die sichtbaren Erscheinungen aber die bestimmtesten sind, an welchen wir deshalb die Vollkommenheit sinnlicher Gegenstände am leichtesten und frühesten aufzufassen und festzuhalten gewohnt werden. Aus diesem Grunde hat man auch das Schöne früher in den Werken der bildenden Kunst erkannt. — Die Vollkommenheit der Erscheinung ist aber darum nicht blos eine sinnliche Vollkommenheit. Letztere nämlich würde entweder auf der bloßen Angemessenheit der sinnlichen Gegenstände an unsere Empfindungs- und Wahrnehmungsorgane beruhen, und in so fern ganz subjectiv seyn, oder zugleich auf objectiven Eigenschaften der Dinge, die wir mittelst der Empfindungen vorzustellen angeregt werden. Wäre das Erstere der Fall, dann würden nebst den Ursachen der äußern Lebensempfindung die Gegenstände derjenigen Organempfindungen, welche wir vorzugsweise subjective nennen (d. i. des Geruchs und des Geschmacks), um dieser Einwirkung willen schön seyn, da sie doch nur einen materiellen Reiz in unsern Organen hervorbringen; und so fiele das

Schöne überhaupt mit dem Angenehmen zusammen. Auch würde daraus folgen, daß der sinnlichste Mensch die Schönheit am meisten zu fassen fähig sey, und daß das Schöne die sinnlichen Begierden am meisten reize; — allein jenes widerlegt der Zustand uncultivirter Völker, dieses gilt nur von einigen Arten dessen, was schön genannt wird. Auch nennt die Sprache Kunst- und Schönheitssinne nur diejenigen, durch deren Empfindungen wir objective Eigenschaften, und zwar zunächst individuelle Formen der Dinge anzuschauen fähig sind. Wo wir aber diese anschauen, da ist zwar der sinnliche Reiz nicht gänzlich ausgeschlossen, aber es verbindet sich mit ihm die höhere Bedeutung des Geistigen. Vollkommenheit der Erscheinung finden wir also da, wo wir ein durch die Sinne oder die Einbildungskraft anschaubares und überschauliches Ganzes betrachten und genießen, dessen Mannichfaltiges nicht nur zur Hervorbringung eines wohlthätigen und erfreulichen Gesammteindrucks zusammenstimmend wirkt (formale Vollkommenheit des Gegenstandes), sondern auch zu einer das Ganze belebenden und bildenden Idee innigst übereinstimmt (ideale Vollkommenheit). Die Schönheit oder die Vollkommenheit der Erscheinung besteht also darin, daß die sinnlich vollendete Form Form oder Ausdruck des Idealen wird, und sich dadurch auf die höchsten Gegenstände der Menschheit bezieht. Sonach ist weder das Sinnliche an sich schön, sondern nur durch eine in demselben sich ausprägende Idee, noch das rein Geistige; und wir reden nur uneigentlich von einer schönen Seele, wenn sie sich nicht in entsprechenden anschaubaren Handlungen äußert, wie wir andern Theils nur dann mit Recht von schönen Formen reden, wenn wir dieselben auf einen idealen Typus beziehen können, der in ihnen gleichsam ausgeprägt wird. Alles Schöne, d. i. alles dasjenige, was sich dieser Idee nähert, ist etwas Sinnliches und Geistiges zugleich, aber beides in harmonischer Verbindung sinnlich angeschaut. Hiermit haben wir nun den allgemeinen Begriff vom Schönen mitgetheilt, nach welchem die Schönheit (τὸ καλόν) der erhabnen Idee des Guten und Wahren beigesellt wird. — Gleichwie nun die Idee der Menschheit beide Geschlechter, das männliche und das weibliche, begreift, in welchem das rein Menschliche unter verschiedenem Charakter erscheint, so wird auch die Anmuth (venustas) und Erhabenheit von der Idee der Schönheit umfaßt, so daß wir jene die weibliche, diese die männliche Schönheit nennen würden, weil beide auf ähnlichem Gegensatz beruhen. Hiermit ist auch zugleich der Grund des gemeinen und beschränkten Sprachgebrauchs angedeutet, welchen die meisten Ästhetiker oft bewußtlos befolgt haben, wenn sie das Schöne dem Erhabenen entgegengesetzt, und unter jenem das Anmuthige, Reizende, die Grazie (denn so wird dasselbe nur unter verschiedenen Beziehungen genannt) verstanden haben; auch zeigt sich klar, wie einseitig es ist, nur das Weibliche schön zu nennen. — Es kann nämlich, unbeschadet jenes harmonischen Verhältnisses, ohne welches kein Ding schön genannt werden darf, die Idee, welche den Gegenstand belebt, 1. entweder die Form ganz erfüllen, und gleichsam aus ihr hervorzugehen scheinen, welches der Fall ist, wenn die Idee selbst sich auf den Kreis des Sinnenlebens unmittelbar bezieht. Hier, wo die Form uns ganz anzieht und ihren Sinn vollkommen erklärt, wo die Vollkommenheit der Form mit einem leichten Übergewicht hervorzutreten scheint, reden wir von Anmuth und Grazie (s. d. Art.) und sie ist mehr die

Gabe der Natur, der höchste Reiz, welchen diese ihren Bildungen geben kann, ja sie erscheint auch überall natürlich und ungezwungen. Sanftes Ineinanderfließen der Formen, eine den Sinn ergötzende und an ihre Beschauung fesselnde Bewegung sind die Zeichen der Anmuth, ein heiteres, ruhiges Spiel der Seelenkräfte ihre Wirkung; oder 2. die Form eines Gegenstandes erhebt uns durch Andeutung einer Idee, welche über alle Form erhaben ist, zu der Vorstellung und dem Gefühle des Unendlichen. Dies ist das Erhabene; und das Erhabne liegt in uns, in so fern es etwas ist, das den unendlichen Geist durch sichtbare oder hörbare Einwirkung in seinem innersten Wesen erschüttert, indem es das Gefühl des Unendlichen und Unerreichbaren in ihm aufregt. Hier scheint der Gegenstand mehr durch sein inneres Wesen auf uns zu wirken, als durch seine Form, ja er scheint oft alle Form abzuwerfen (z. B. Felsenmassen, die gen Himmel ragen), und doch wirkt er durch seine Form, wenn auch nur negativ, indem er das Unzureichende aller Formen an die Unendlichkeit der Ideen andeutet, — und seine äußere Größe wirkt nur mittelbar zu dieser Stimmung mit. Nun aber wirkt ein äußrer Gegenstand entweder extensiv (dieses das Mathematischerhabene, welches auf Ausdehnung beruht), oder intensiv (dieses das Dynamischerhabene, welches auf Wirksamkeit der Kraft beruht); das Geistige aber wirkt durch die Kraft der Vorstellung oder durch Hoheit des sittlichen Willens das Gefühl des Erhabenen. Hier aber kann nur von dem Erhabenen die Rede seyn, das unter dem Charakter der oben aufgestellten Idee der Schönheit erscheint, kürzer von dem Erhabenen, welches zugleich schön (mithin geistigsinnlich) ist. Es wird durch das Zusammenwirken großer Kräfte erzeugt, und muß darum auch das Gemüth mit Macht bewegen, und über das Gewöhnliche emportragen. In der Wirklichkeit nun neigen sich die Gegenstände (der Natur und Kunst) größtentheils zu einer dieser beiden Erscheinungsformen (dem Erhabenen oder Anmuthigen) in verschiedenen Graden hin. In der Kunst, deren Princip die Schönheit ist, soll die Anmuth durch Kraft gestärkt, das Erhabene durch Anmuth gesänftigt seyn, und so suchen beide, das männliche und weibliche Schöne, gleichwie die beiden Geschlechter der Menschen zur gegenseitigen Ergänzung und vollkommenen Vereinigung in der Menschheit liebend hinstreben, sich in den höchsten Werken der Kunst in einer Schönheit zu vereinigen. — Das Schöne ist ferner Naturschönes und Kunstschönes, und stellt sich dort bewußtlos, hier durch den weltumfassenden Geist des geniellen Künstlers dar. Von dieser Eintheilung ist zu unterscheiden eine andere häufig vorkommende: die Natur- und Idealschönheit, welche selbst das Gebiet des Kunstschönen bestimmen soll, und durch jene das in die Kunst übergetragene Naturschöne, durch diese das in dem Kunstgebiete ideenmäßig und originell erzeugte Schöne bezeichnet, oder auf die mehr oder minder künstliche (intellectuelle und artistische) oder einfachere Bildung (Naturalismus) hindeutet, welche die Werke der Kunst verrathen oder voraussetzen. Hierüber haben wir Mehreres unter dem Art. Naturdichter, Naturpoesie gesagt. In der Kunst kann endlich das Schöne sich eben sowohl unter dem Charakter des Ernsten, als des Scherzenden darstellen. Das Komische also wird ebenfalls als eine Gattung des Schönen anzusehen seyn, wenn es gleich seinem Begriffe zu widerstreiten scheint. Jede Kunst beruht aber auf einer eignen Darstellungsform der Schönheit, darüber vergl. die Art. Kunst, Poesie, Mahlerei u. a. — Der

Verfasser dieses Artikels, welcher hier größtentheils seiner eignen An- ...cht gefolgt ist, kann in Hinsicht der zahlreichen Literatur dieses Ge- ...enstandes auf Ersch Lit. der schönen Künste, vergl. Nr. 5—31 Systematische Schriften über Ästhetik), und insbesondere auf Nr. ...6—67 S. 7 und 8 verweisen. Kenner werden beurtheilen, wie sich ...ie hier gegebene Ansicht zu den Kantischen Bestimmungen: „1. Schönheit ist, was ohne alles Interesse gefällt; 2. Schönheit ist Form ...er Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes, sofern sie ohne Vorstellung ei- ...es Zwecks an ihm wahrgenommen wird; 3. schön ist, was ohne Be- ...riff allgemein gefällt; 4. schön ist, was ohne Begriff als Ge- ...enstand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird," oder ...u der daraus geflossenen Definition: schön ist, was durch seine Form gefällt, oder: was durch seine Form Einbildungskraft und Ver- ...tand in eine freie harmonische und spielende Thätigkeit versetzt, welche ...mit Wohlgefallen (einem hohen Gefühle der Lust) verbunden ist, ver- ...halte. Doch ist zu erinnern, daß das Schöne auch bei Kant dem Er- ...habenen entgegengesetzt wird. Übrigens vergl. mit diesem Art. ...ie Art. Ästhetik, Baumgarten, Batteux. T.

Schönburg, (das Haus) oder die Fürsten und Grafen, Herren (d. i. Dynasten) zu Schönburg, ein reichsunmittelbares Ge- ...schlecht, im Königreiche Sachsen, ist evangelisch lutherischer Religion, ...nd hatte ehemals mit auf der Wetterauischen Grafenbank Sitz und Stimme auf dem Reichstage, besaß aber nie ein unmittelbares Reichsland, sondern böhmisch- und meißnische Lehns-Standesherr- ...schaften, oder Feuda majora, mit eignen Vasallen-Rittergütern, ...unter sächsisch-meißnischer Landeshoheit. Als Beweis, ...wie verworren noch immer in Deutschland Souverainetäts- und Feu- ...dalrechte mit alten Dynastenvorrechten in kleinen zerstückelten Ge- ...bieten sich durchkreuzen, und jede Herstellung einer einfachen und ...einen Verfassungs- und Verwaltungsform verhindern, stehe hier ...eine umständliche Angabe von den Besitzungen und Rechten des Hau- ...ses Schönburg. I. Jene Feuda majora nebst den dazu gehörenden Vasallengütern, die alten Stammgüter des Hauses, bilden jetzt die ...mit Gesammt-Regierungsrechten, oder mit der untergeordneten Landeshoheit (nach dem mit dem Churhause Sachsen abgeschlossenen ...und auf dem Wiener Congresse den 13ten Mai 1815 bestätigten, Recesse von 1740) beliehenen sogenannten fünf Receßherr- ...schaften Glauchau, Waldenburg, Lichtenstein, Har- ...tenstein und Stein, die 9 Städte und 80 Dörfer mit 49,000 ...gewerbfleißigen Einwohnern enthalten, in einem schönen, fruchtbaren Thale an der Zwickauer Mulde, im sächsischen Erzgebirge, liegen, ...und commissionsweise an das königlich sächsische Amt Zwickau ge- ...wiesen sind. Die drei ersten waren bis 1779 alte böhmische, die bei- ...den letzten aber alte meißnische Lehen. Durch den Teschner Frieden ...von 1779 erhielt das Churhaus Sachsen auch über die drei ersten ...die Lehnshoheit. Die landeshoheitlichen Rechte (die der Souveraine- ...tät) sind durch jenen Receß von 1740 in Ansehung dieser 5 Herr- ...schaften dahin bestimmt, daß einzelne, ausdrücklich bezeichnete Regierungsrechte als Ausnahme von der Landeshoheit, welche ...in der Regel dem Könige von Sachsen gehört, den Herren zu Schönburg zukommen, welche sie theils gemeinschaftlich durch die ...für Justiz-, Lehns-, Steuer- und Militärsachen errichtete und mit ei- ...nem Gesammt-Consistorium verbundene Regierung zu Glau- ...chau, theils besonders in den jener gemeinschaftlichen Regierung

untergeordneten Kanzleien und Ämtern der abgetheilten Linien ausüben. Sie gehören in Ansehung dieser Receß-Herrschaften zu den Standesherren, und haben Sitz und Stimme in der ersten Classe (oder unter den Prälaten, Grafen und Herren) der königlich sächsischen Landstände. II. In Ansehung ihrer übrigen Besitzungen, die theils aus alt-schriftsässigen Herrschaften (Feuda minora: Penig, Rochsburg, Wechselburg und Remissa, sämmtlich an der Zwickauer Mulda, im Leipziger Kreise, gelegen), theils aus Rittergütern (z. B. Ziegelheim, Ölsnitz, Abtei Oberlungwitz u. a. m.) mit Patrimonialgerichten, theils endlich aus entfernt und zerstreut liegenden, ererbten Gütern bestehen, sind die Herren zu Schönburg zugleich königlich sächsische, preußische, böhmische und baiersche Vasallen. Als Besitzer der oben genannten Feuda minora und Rittergüter insbesondre, gehören sie im Königreiche Sachsen zu der zweiten Classe der Landstände, oder zu der Ritterschaft. — Unter dem Lehnshofe der Gesammtregierung zu Glauchau stehen die Vasallen des Hauses Schönburg, oder die Besitzer der Rittergüter Alberoda, Callenberg, Thurn, Schönburg, Ober-Wiehra, Ober-Mosel u. a. m., über welche das Gesammthaus ebenfalls die untergeordnete Landeshoheit ausübt. Doch liegen einige andre Rittergüter, wie Kändler, Ostrau, Bonitz u. a. m., deren Oberlehnseigenthum dem Hause Schönburg gehört, unter fremder (sächsischer, preußischer gothaischer) Souverainetät. — Die Herren zu Schönburg leiten ihren Ursprung ab von Alban Schönburg, dem König Otto I. 936 in der Reichsdomäne Zwickau die Vertheidigung des Landes gegen die Sorben übertrug. Ernst von Schönburg (st. 1534) besaß die genannten 5 Feuda majora, und stiftete durch seine Söhne Hugo und Wolfgang die beiden Hauptlinien: Waldenburg und Penig, welche im J. 1700 die reichsgräfliche Würde bestätigt erhielten. Die Waldenburger Linie wurde 1790 in den Reichsfürstenstand erhoben. Diese, oder die obere, fürstliche Hauptlinie zu Waldenburg, welche ungefähr 8 Q. M. mit 29,000 Einwohnern und 100,000 Thaler Einkünfte besitzt, hat sich 1816 in zwei Äste getheilt: a) Stein-Waldenburg: Fürst Otto Victor, residirt zu Waldenburg, besitzt die mit der Primogenitur verbundenen Herrschaften Waldenburg, Lichtenstein und Remissa, nebst den Rittergütern Callenberg, Reichenbach, Tirschheim, Ziegelheim und Ölsnitz, sämmtlich unter königlich sächsischer Souverainetät; b) Stein-Hartenstein: Fürst Alfred (der Bruder des F. Otto Victor zu Waldenburg), der zu Hartenstein residirt, und dem seit 1813 die Herrschaften Stein und Hartenstein nebst dem Rittergute Zschocken (zusammen 13,000 Einwohner) gehören. Ein dritter Bruder, Fürst Eduard, ist Herr der böhmischen Herrschaft Doberschan im Saatzer Kreise. Beide, nebst dem jüngsten Bruder, dem Prinzen Herrmann, und ihren Schwestern, besitzen gemeinschaftlich mit ihrer Mutter, nach gewissen Antheilen, die im Baireuthischen liegenden Güter Schwarzbach und Förban, so wie die ererbten vormals gräflich Podewillsischen Güter Tempelhof bei Berlin, Gusow und Platkow bei Frankfurt an der Oder, und die im Schlaweschen Kreise von Hinterpommern gelegenen Güter Wusterwitz, Buddiger, Valentin und Schmarsow. — Die zweite Hauptlinie des Hauses Schönburg, oder die niedre gräfliche Hauptlinie zu Penig, welche ungefähr 8 Q. M. mit 26,800 Einwohnern und etwa 35,000 Thaler Einkünfte besitzt, theilte

ch 162 in die zwei Äste: a) Penig=Remissa, und b) Penig=Penig. Der Ast Penig=Remissa theilte sich 1746 in die beiden Familien: aa) Schönburg=Rochsburg: Graf Heinrich Ernst zu Rochsburg; und bb) Schönburg=Hinterglauchau: Graf Ludwig zu Glauchau. — Der Ast Penig=Penig oder Wechselburg besitzt die vordre Herrschaft Glauchau und Penig, wie auch Wechselburg, welche seit 1815 dem noch unmündigen Grafen Carl Heinrich Alban gehören.

Schöne Künste, s. Kunst Nr. III. und IV.

Schöne Wissenschaften, belles lettres. Unter ihnen verstand man sonst vornehmlich die Dichtkunst und Beredsamkeit, welche beide zu den Künsten gehören. Der Grund davon lag darin, daß man den Ausdruck Kunst, wie die Alten die Worte ἐπιστημη und τεχνη, scientia und ars, oft gleichbedeutend nahm, und so das Verschiedenartige verwechselte (vergl. den Art. Kunst Nr. II). Den Unterschied der schönen Wissenschaften und Künste setzte man sonst in die Verschiedenheit der Zeichen, deren sie sich zur Darstellung derselben Gegenstände bedienen. Die schönen Wissenschaften nämlich, sagte man, bedienten sich der willkührlichen Zeichen, worunter man die menschliche Sprache verstand; die schönen Künste dagegen bedienten sich der natürlichen, d. i. der Töne und sichtbaren Formen. Dann nannte man oft, wiewohl ebenfalls unrichtig, alle nicht strenge Wissenschaften schöne Wissenschaften. Die Deutschen haben nach genauerer Untersuchung über die Verschiedenheit der Künste und Wissenschaften diesen Sprachgebrauch schon seit einiger Zeit mit Recht verlassen, so daß er fast nur noch historisches Interesse hat.

Schonen (schwedisch Skåne), ist eine Provinz von Gothland in Schweden (s. d. Art.) und zwar im südlichen Theile Gothlands gelegen. Es wird gegen Norden von den (schwedischen) Provinzen Bleckingen, Smaland und Halland, gegen Osten, Süden und Westen von der Ostsee und dem Sund umgeben. Sie enthält 92 schwedische oder 188 geographische Quadratmeilen und 270,000 Einwohner, die sich durch den besondern Dialect, den sie reden, so wie durch ihre Sitten von den übrigen Schweden auszeichnen. Diese Provinz ist nicht blos einer der schönsten und fruchtbarsten Theile von Südgothland, sondern überhaupt des ganzen schwedischen Reichs. Sie ist flach, und nur gegen Norden finden sich einige Bergrücken, wohin der Rommele=Klint gehört, eine Reihe von Bergen, welche auf der nördlichen Seite steil und kahl sind, auf der östlichen aber mit niedrigen Holzungen bewachsen. Sie liegt zwei Meilen von Lund und wird weit umher auf der Ebene gesehen. Die nördlichen Gegenden sind auch weit waldiger und nicht so gut angebaut, als die südlichen. Vormals gehörte sie den Dänen, wurde aber im Roeskildschen Frieden (1658) nebst den Landschaften Bleckingen, Halland und Bahus an Schweden abgetreten. Die Provinz Schonen hat Überfluß an Getraide, vortreffliche Viehzucht, bedeutende Waldungen und ein gelindes Clima. Man baut auch Tabak und etwas Hopfen. Pferde sowohl als Rindvieh fallen hier größer und stärker als im übrigen Schweden. Die Bienenzucht wird auch mit Fleiß getrieben. In den Landseen und an den Küsten findet man einen Überfluß an Fischen. Aus dem Mineralreiche giebt es Sand-, Schleif= und Mühlsteine, Alaunschiefer, Kalk, Steinkohlen und Bleierze. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel nach andern Provinzen

Schwedens und nach dem Auslande bestehen in Getraide, Vieh und Holz. In dieser einzigen Landschaft von Schweden giebt es Störche und Nachtigallen. Schonen ist jetzt unter die beiden Läne (Statthalterschaften) Christiansstadt und Malmoehuus vertheilt, wovon jene das östliche und diese das südwestliche Schonen begreift. Die größte Stadt in Schonen ist Malmoe; zu Lund befindet sich eine bekannte Universität.

Schopenhauer (Johanna), geboren um das J. 1770 zu Danzig, wo ihr Vater, Heinrich Trosina, Senator war. Schon früh zeigte sie die entschiedenste Neigung zum Zeichnen und Mahlen, so wie ein großes Talent für Sprachen. Nachdem sie im älterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung empfangen und eine glückliche Jugend durchlebt hatte, verheirathete sie sich mit Heinrich Floris Schopenhauer. Dieser führte seine junge Gattin durch Deutschland nach Frankreich, von da nach London, wo sie länger weilten, und dann durch Brabant, Flandern und Deutschland nach Danzig zurück. Hier lebte sie bis zur Besitznahme dieser freien Stadt durch die Preußen 1793; die nächsten zehn Jahre brachte sie mit ihrem Gatten in sehr angenehmen Verhältnissen in Hamburg zu. Im J. 1803 traten beide eine größere Reise an. Sie besuchten Holland, Nordfrankreich, England, Schottland, und gingen von da über Holland nach Paris. Hier war sie so glücklich, von dem berühmten Augustin gründlich in der Miniaturmahlerei, die stets ihre Lieblingsbeschäftigung gewesen war, unterrichtet zu werden. Von Paris ging die Reisende durch Südfrankreich nach Genf, durchstreifte die Schweiz, sah München, Wien (wo sie verweilte), Presburg, Schlesien, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, berührte Danzig, und kam nach drei Jahren wieder in Hamburg an, wo sie bald ihren Gatten durch einen plötzlichen Tod verlor. Sie nahm jetzt (1806) ihren Wohnsitz in Weimar, wo sich bald ein höchst angenehmer geselliger Verein um sie bildete, zu dem Göthe, Wieland, Heinrich Meier, Fernow, Bertuch, Falk, Fr. Majer und viele Literatoren und gebildete Frauen, auf denen der Stolz dieser Stadt beruht, gehörten. Jeder dazu geeignete Fremde war hier willkommner Gast. An Fernow, von dem sie die italienische Sprache erlernte, knüpfte sie bald ein schönes Freundschaftsband, das leider schon nach zwei Jahren der Tod dieses trefflichen Mannes lös'te. G. v. Kügelgen war um dieselbe Zeit nach Weimar gekommen und hatte Göthe's, Wielands, Herders und Schillers Bildnisse gemahlt. Eine Beschreibung dieser vier Gemählde und später eine von mehrern Ölgemählden des Landschaftsmahlers Friedrich (in Bertuchs Modejournal) war das Erste, womit Madame Schopenhauer als Schriftstellerin auftrat. Zu einem größern Werke vermochte sie Cotta's Wunsch, daß sie Fernows Leben schreiben möchte. Dasselbe erschien 1810. Zwei Jahre später gab sie: Erinnerungen von einer Reise durch England u. s. w. heraus (2te Aufl. 1818); 1816 folgte ein Band „Novellen, fremd und eigen;“ 1817 die Reise durch das südliche Frankreich, und 1818 die Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen. Feine Beobachtungen, verbunden mit einer leichten und anziehenden Darstellung haben diesen Schriften gerechten Beifall erworben. Gegenwärtig ist sie mit einem Roman unter dem Titel Gabriele in zwei Bänden, deren erster eben (July 1819. Preis 2 Thlr.) die Presse verläßt, beschäftigt.

Schöpflin (Johann Daniel), einer der berühmtesten deutschen Geschichts- und Alterthumsforscher, war 1694 zu Salzburg im Breis-

rau, wo sein Vater am Hofe des Markgrafen von Baden-Durlach angestellt war, geboren. Er studirte zu Basel und Straßburg und wurde 1720 zum Professor der Geschichte und Beredtsamkeit an dieser Universität gewählt. In diesem Amte erlangte er einen so großen Ruf, daß er von mehrern Fürsten und Universitäten Berufungen empfing; er zog es indeß vor, in Straßburg zu bleiben. Im Jahr 1726 bereis'te er Frankreich, Italien und England. Nach seiner Rückkehr wurde ihm ein Canonicat an St. Thomas verliehen. Auch wurde er französischer Rath und Historiograph. Die Geschichte des Elsaß beschäftigte ihn; um Materialien dazu zu sammeln, besuchte er die Niederlande, Deutschland und die Schweiz. Die Frucht dieser Bemühungen war 1751 der erste Band seiner Alsatia illustrata, Fol. Als er dieses Werk dem Könige von Frankreich überreichte, benutzte er diese Gelegenheit, für die Privilegien der protestantischen Universität Straßburg zu sprechen, und bewirkte deren Bestätigung. Der zweite Band der Alsatia illustrata erschien 1761. In der Zwischenzeit gab er die Vindiciae celticae heraus, worin er bewies, daß die Celten ein ganz von den Germaniern verschiedner Volksstamm waren. Als Supplement zu seiner Geschichte des Elsaß wollte Schöpflin noch eine Urkundensammlung und eine Sammlung der Geschichtschreiber dieser Provinz liefern. Diese Werke wurden erst nach seinem Tode von Koch unter dem Titel Alsatia diplomatica und Alsaticarum rerum Scriptores herausgegeben. Schöpflins letztes großes Werk war eine Geschichte seines Geburtslandes in 7 Quartbänden unter dem Titel: Historia Zaringo-Badensis 1763 — 66. Von seinen kleinern Abhandlungen sind mehrere in den Denkschriften der Akademie der Inschriften gedruckt. Seine schöne Bibliothek und sein reiches Museum vermachte er der Stadt Straßburg; Oberlin hat es in seinem Museum Schoepflinianum beschrieben. Schöpflin starb zu Straßburg im J. 1771.

Schöpfung wird in Beziehung auf das schaffende Wesen derjenige freie Act der Gottheit, durch welchen die Welt hervorgebracht wurde; in Beziehung auf das Geschaffene der Inbegriff aller außer Gott vorhandenen Dinge genannt. In dieser letztern passiven Bedeutung kommt der Begriff der Schöpfung meist nur im poetischen und oratorischen Sprachgebrauche vor. Da sich der Begriff der Schöpfung nicht ohne einen Schöpfer denken läßt, so kann er auf die Art der Weltentstehung, die die Corpuscularphilosophie (s. d. Art. Atomen) annimmt, nicht angewendet werden. Auch stimmt die in den orientalischen Cosmogonien und in den philosophischen Systemen der alten Griechen vorwaltende Meinung von der Ewigkeit der Materie, nach welcher dem schaffenden Princip nur das Geschäft, die vorhandenen Stoffe zu ordnen und zu gestalten, zukömmt, die daher entstandene Lehre von einem der höchsten Gottheit untergeordneten Weltschöpfer (vergl. d. Art. Gnosis) und die Hypothese des Kirchenvaters Origenes, welcher sich die Existenz anfangsloser Weltenreihen vor Entstehung des gegenwärtigen Weltsystems dachte, mit dem biblischen und christlichen Glauben nicht überein. Nach diesem Glauben hat Gott die Welt in Ansehung auf Stoff und Form aus nichts, d. h. ohne einen vorhandenen Stoff dazu zu haben, blos durch das Machtwort seines Willens geschaffen. Der kirchliche Lehrbegriff unterscheidet diese erste unmittelbare Schöpfung, welche das Ganze der Welt hervorbrachte, von der mittelbaren Schöpfung, welche durch die in die Natur gelegten Kräfte jedem Geschö-

pfe sein Daseyn giebt. Die Philosophie der Neuern unterstützt den christlichen Glauben, indem sie darthut, daß die Materie ihrer Natur nach veränderlich und vergänglich sey und ohne einen von ihr verschiedenen, reingeistigen Urheber nicht hätte entstehen können. E.

Schöppen, Schöffen nennt man 1. die Beisitzer in den Gerichten, besonders aber in den Dorfgerichten; 2. vom Staate bestellte Justizcollegien, deren Pflicht es ist, Urtel über die an sie zur Entscheidung geschickten Rechtssachen zu fällen, die aber keine eigentliche Gerichtsbarkeit haben. Ihr Name kommt von Schaffen, weil sie gleichsam das Urtheil schufen, d. h. erfanden (daher man sie lateinisch Scabinos nennt), nach Andern von Schöpfen, weil sie ihre Aussprüche aus den Rechten schöpften. Schon in den ältesten Zeiten Deutschlands nahmen die Richter, welche aus den Angesehensten des Volks gewählt wurden, sich freigeborne Beisitzer zu Hülfe, welche nicht allein Rath gaben, sondern auch selbst Urtelssprüche machten, und von diesen Beisitzern, die man im Mittelalter Schöppen oder Schöffen nannte, und selbst in kleinen Orten und Dörfern als Gehülfen der Richter anstellte, schreiben sich noch unsere Dorfgerichts-Schöppen her, welche freilich jetzt wegen des außerordentlichen Umfangs des juristischen Wissens in rechtlichen Sachen nicht die geringste Gewalt haben, sondern blos der Feierlichkeit und Ordnung wegen bei den meisten Handlungen, die vor Gericht geschehen (besonders bei peinlichen Sachen), gegenwärtig seyn müssen. Man hat ihrer gewöhnlich zwei, die zugleich mit dem Dorfrichter und Gerichtshalter das Personale des Gerichts ausmachen. — Im Mittelalter stiftete man aber in vielen Städten ganze Collegien von rechtserfahrnen Männern, welche den eigentlichen obrigkeitlichen Personen die Urtelssprüche verfertigen, und nannte sie Schöppenstühle. Die Schöppen dieser Art waren damals beinahe die einzigen, welche des Rechts einigermaßen kundig waren; aber ihre Kenntniß erstreckte sich blos auf das eigentliche deutsche Recht, welches sie daher auch sehr standhaft erhielten, und gegen das Eindringen der fremden römischen und canonischen Rechte schützten. Auch erwarben sie sich dadurch großes Verdienst, daß sie das deutsche Recht von seinem gänzlichen Untergange retteten (s. Sachsenspiegel); und wo entweder keine Gesetze vorhanden waren (wie sie denn damals fast gänzlich fehlten) oder ihre sehr eingeschränkte Rechtskenntniß sie verließ, entschieden sie nach Billigkeit, Herkommen und gesunder Vernunft, obgleich oft sehr falsch. Das Ansehen derselben stieg so hoch, daß man nicht nur das ganze damals gebräuchliche vaterländische Recht nach ihren Entscheidungen bildete, sondern auch Ausländer, z. B. die Polen, ihre Rechtssachen freiwillig ihren Aussprüchen unterwarfen, welches besonders bei dem Magdeburgischen Schöppenstuhle, dem berühmtesten unter allen, geschah. Da aber nachher theils das römische und canonische Recht im Jahre 1495, als subsidiarische Entscheidungsquelle der im deutschen Rechte nicht bestimmten Fälle, ausdrücklich aufgenommen wurde, theils den Juristenfacultäten ebenfalls das Recht, Urtel zu machen, beigelegt wurde, verloren sie das Monopol der rechtlichen Entscheidungen und sanken sehr herab. Noch jetzt haben wir Schöppenstühle zu Halle, Jena, Leipzig, Wittenberg rc.

Schoppen, das Schöppchen, überhaupt ein hohles Gefäß. In Oberdeutschland und besonders in den Rheinlanden ist es ein be-

stimmtes Maaß zu flüssigen Dingen, welches in den meisten Gege-
en die Hälfte, in einigen aber nur der vierte Theil eines Maaßes
oder einer Kanne ist, wo es dann auch wohl die Schoppe heißt.

Schöppenstuhl, s. Schöppen.

Schörl oder Schirl nennen einige Naturforscher ein Gestein aus dem Thongeschlechte. Es giebt hiervon mehrere Arten, die sich durch die Farbe, im Bruche und andere Eigenschaften unterscheiden. So findet man braunen, schwarzen und grünen Schörl, der theils wie Glas, theils aber wie Fett glänzt. Der Bruch ist bei den mehresten muschelig. Es sind crystallisirte Steine, die sich in 3-, 6- und 9seitigen, der Länge nach gestreiften Säulen mit dreiseitiger kurzen Endspitze zeigen. Man findet darunter Spielarten von allen drei den erwähnten Farben zugleich, welche die sonderbare Eigenschaft besitzen, daß sie erwärmt Asche und andere leichte Körper an sich ziehen und abstoßen. Diese nennt man Turmaline oder Aschenzieher. Man kann sowohl durch Reibung, als dadurch, daß man sie in warmes Wasser legt, die Electricität dieser Steine erregen. Auf die letztere Weise äußert sich jene Eigenschaft stärker und dauernder, nnd selbst dann noch, wenn der Stein schon Stunden lang kalt ist.

Schottland, ein unter der Königin Anna im Jahre 1707 mit England, unter dem gemeinschaftlichen Namen Großbritannien, vereinigtes Königreich, welches den nördlichen Theil von Großbritannien ausmacht, und sich mit seinen Inseln vom 9° bis zum 17° der östlichen Länge, und vom 54° 45′ bis zum 60° 44′ der Nordbreite erstreckt, und einen Flächeninhalt von 1441 Quadratmeilen hat. Im Süden gränzt es an England, wo zum Theil der Fluß Tweed die Gränze macht, gegen Norden und Osten an das Nordmeer und gegen Westen an das caledonische Meer. Nach seiner natürlichen Beschaffenheit ist Schottland in die Nieder- (Lowlands) und Hochlande (Highlands) eingetheilt. Die Niederlande erstrecken sich von den Gränzen Englands bis zu den Mündungen der Flüsse Tay und Clyde. Ihre Oberfläche ist zwar nicht so eben wie in England, sondern gebirgig, aber zwischen den Gebirgen befinden sich fruchtbare Thäler und der Boden ist in einem beträchtlichen Umfange cultivirt, und trägt Weizen selbst über den 57sten Grad der Breite hinaus. Von den letzten Gebirgen Englands, den Cheviot-Hills, welche die Gränze zwischen England und Schottland machen, dehnen sich nach dem nördlichen Schottland die Pentlands-Hills aus. Nördlich von diesen erstrecken sich die Lowthers-Hills, deren höchste Gipfel 3150 Fuß erreichen und die Leadhills mit reichen Bleiminen. Von Dumbarton an bis ans nördliche Ende von Schottland erstrecken sich die Hochlande, welche beinahe zwei Drittel des Landes einnehmen und aus lauter Gebirgen bestehen, die der Cultur wenig fähig sind. Wo es etwa Ebenen in diesen Hochlanden giebt, ist der Boden morastig und voll Torf, die Thäler aber sind steinig und unfruchtbar, und nur in einzelnen geschützten Strichen zum Ackerbau tauglich. Eine natürliche Scheidewand zwischen den Hoch- und Niederlanden machen die an Naturschönheiten reichen Grampians-Hills, welche aus der Halbinsel Kantyre aufsteigen und vom See Lomond nördlich und nordöstlich bis zum Vorgebirge Kinnaird und nordwestlich bis zum See Naß in Inverneß streichen, und die höchsten Gebirge von ganz Großbritannien sind. Ihre höchsten aus Granit bestehenden Kuppen sind der 4370 Fuß hohe Ben-Navis, der 4050 Fuß hohe Cairngorm

und der 4015 Fuß hohe Ben-Lawers. Fast überall zeigen sich die Felsen über Felsen gethürmt, und neben ihnen furchtbare Tiefen und Klüfte. Enge Zugänge, furchtbare Felsengänge und Pässe führen durch diese Gebirge, und eröffnen den Eingang aus den Niederlanden in die Hochlande. Nordwestlich zerreißen sich die Ketten der schottischen Hochgebirge, und laufen in wilder Verwirrung zu den rauhen, immer mit Schnee bedeckten Gipfeln der nördlichen Grafschaften aus, die ohne regelmäßige Gebirgszüge doch oft den Anbau unmöglich, und große Landstriche unbewohnbar machen; so in Roßshire und Sutherland, wo nur wenige Küstenstriche der Cultur fähig sind, Wildniß mit Wildniß wechselt, und enge Thäler und schauerliche Klüfte sich dem Auge darbieten. In neuern Zeiten sind diese Hochlande sehr häufig von Reisenden besucht worden, weil sie ein großes Gemählde der erhabensten Natur darstellen, und durch reichliche Abwechslungen von erhabenen Aussichten die Mühe des Wanderers belohnen. So zieht z. B. ein neuerer Reisender, welcher den in den Hochlanden befindlichen höchsten Berge Ben-Navis bestieg, die Aussicht von demselben allen Bergaussichten in der Schweiz vor. Diese letzteren haben zwar, sagt er, einen unbezweifelten Vorzug vor irgend einer schottländischen Aussicht, in Hinsicht auf wirkliche Größe, auf die mahlerische Mannichfaltigkeit der Dörfer, der Weinberge, der gedrängten Bevölkerung, der Brücken und Wasserfälle und der Cultur des Bodens; allein was den unermeßlichen Umfang des Horizontes, das große und schöne Colorit, welches die Entfernungen zur See und zu Lande hervorbringen, die rohe und erstaunenswürdige Pracht der Landgegend und das Leben und beständige Wimmeln auf den Gewässern betrifft, so kann ich mir nichts vollkommneres denken als die Aussicht vom Ben-Navis. Die Aussicht von diesem Berge erstreckt sich von einem Meere zum andern und über eine Menge von Inseln, welche sich in einer Entfernung von 15 Meilen im Horizont verlieren, oder sich in der Nähe aus dem Busen des Meeres bis zur Höhe von einigen tausend Fuß empor heben. Die Inseln Jura und die alpenähnliche Insel Skye sind in einer Entfernung von 12 bis 15 Meilen sichtbar. Die großen Schiffe, die man auf den verschiedenen Meeren, Seen und Canälen dahin schwimmen sieht, beleben die Scene. So weit unser Reisender. Wir kehren jetzt zur weitern Beschreibung Schottlands zurück. Schottland wird an seinen Küsten von vielen Meerbusen und Buchten zerschnitten, indem das Meer tief in das Land eindringt, und in seinem Innern von vielen Flüssen bewässert, welche gewöhnlich einen reißenden Lauf haben, und die romantische Schönheit der Hochlande erhöhen; oft sind sie der einzige Pfad, der zwischen unbetretene Gebirge führt, oft durchschneiden sie diese, und brechen aus ihrem Fuße wie ein neuer Strom hervor. Die bedeutendsten Flüsse, welche sämmtlich auf eine Strecke befahren werden, sind: der Tweed, der Clyde, der Forth, der Tay, der Dee und der Spey. Zur Verbindung der Flüsse Clyde und Forth dient der Glasgowsche Canal. Der seit 1811 eröffnete caledonische Canal dient zur Verbindung des Nordmeers mit dem caledonischen. Schottland hat mehrere und bedeutende Landseen, welche gleichfalls reich an den erhabensten Naturschönheiten sind. In Dumbarton eröffnet der Loch-Lomond die Reihe der großen Seen. Er ist 5 Meilen lang, 2 breit und an 600 Fuß tief. Dreißig Inseln liegen darauf, wovon mehrere bewohnt sind, andere als klippige Felsen emporsteigen, andere mit

Wald bewachsen sind. Seine Ufer bieten entzückende Aussichten, freundlich und wild; das Auge kann auf grünen Matten ausruhen oder auf den Höhen weilen, die hier der Ben-Lomond und seine Nachbargebirge gen Himmel thürmen. Bezaubernder noch sind die Umgebungen des Loch-Neß, eines neun Stunden langen Sees, dessen Südseite vorzüglich romantische Abwechslungen darbietet, wo man sich aus dem Anblick wilder Felsmassen plötzlich in abgeschiedene Thäler versetzen kann, die friedliche Bäche durchschlängeln. In seiner Nähe stürzen die Wasser des Foyers, weiß wie Schnee, mit dem Getöse des Donners in den Abgrund von einer 212 Fuß hohen Felswand. Das Clima der Niederlande ist dem von England gleich. Die Seeluft macht den Sommer frisch und kühl, und mildert die Winterstrenge. Die Hochlande haben, wie alle Gebirgslande, strengere Kälte und Hitze, nur wo die See tief in das Land einschneidet, sind beide gemäßigter. Überhaupt ist das Clima wohlthätig für Leben und Gesundheit; daher ein hohes, gesundes Alter durchaus keine Seltenheit in Schottland ist. Rindvieh, Pferde und Schafe sind in diesem Lande fast durchgehends von kleiner Statur, und dabei stark und dauerhaft. Auf die Viehzucht wird in neuern Zeiten große Aufmerksamkeit verwendet. Das Rindvieh in den Hochlanden ist das kleinste im brittischen Reiche, von außerordentlicher Dauer, und verträgt das strengste Clima; es begnügt sich mit dem gröbsten und magersten Futter, wird auf den gewöhnlichen Weiden bald fett, bekommt das feinste und schmackhafteste Fleisch, und wird daher, zum Mästen, auf das theuerste bezahlt. Auch fehlt es nicht an Wildpret; sehr häufig sind Birkhühner, Haselhühner und Schneehühner in den Hochlanden. Mit Seefischen sind die schottischen Küsten auf das reichlichste gesegnet. Am nützlichsten sind der Hering und Kabliau. Hummer werden in großen Quantitäten nach London geführt. Lachs ist auch ein Hauptartikel, von dem viel ausgeführt wird. Man baut Getraide, doch mehr in den Nieder- als Hochlanden, am häufigsten Hafer und Gerste, Flachs, Hanf, Tabak, Garten- und Hülsenfrüchte, und Obst; auch hat man Blei, Eisen, Kupfer, Spießglas, Kalksteine, Bausteine, Schiefer, trefflichen Marmor, mehrere Arten von Edelsteinen, als Karneole, Sapphire, Topase, Rubine, Amethyste, Chalcedone, Granaten, Smaragde rc. und Steinkohlen, welche unter den Mineralproducten Schottlands die erste Stelle behaupten. Sie finden sich reichlich in den südlichen und mittleren Districten. Der große Theil des Nordens ist ganz davon entblößt, welcher Mangel daselbst durch Torf ersetzt wird. Gold und Silber giebt es in Schottland nicht. Industrie ist in den Niederlanden überall ausgebreitet. Die Leinwandfabrikation, sonst ein wichtiger Industriezweig, ist in neuern Zeiten gesunken; dagegen hat die Verarbeitung der Baumwolle bis zu den feinsten Artikeln in den westlichen Theilen von Schottland Grund gefaßt, und ist äußerst bedeutend. Der vortreffliche schottische Zwirn erhält fortdauernd seinen alten Ruhm. Die inländische Wolle wird zu verschiedenen Artikeln verarbeitet. Vornehmlich ist das Stricken von Worsted-Strümpfen sehr allgemein und einer der wohlthätigsten Erwerbzweige der armen Volksclasse. Die schottischen Teppiche empfehlen sich durch wohlfeile Preise und Dauerhaftigkeit. Tartan, ein wollener Stoff, ist Schottland ausschließlich eigen und dient besonders zur Nationalkleidung der Hochländer. Er ist aus dem feinsten Worsted-Garn gewebt und buntgewürfelt, entweder Scharlach oder von gemeinen Farben. In

Glasgow, Edinburg und andern Städten giebt es Fabriken
Steinzeug, Glas, Zucker ꝛc. Von Eisenwerken sind die Carr
Works die bedeutendsten, welche 1500 Arbeiter beschäftigen,
jährlich 5000 Stück Kanonen liefern. Die Whiskybrennereien ha
erstaunlich zugenommen, so daß schon 1791 sich die Quantität
1,700,000 Gallonen belief, und seitdem ist das jährliche Quant
noch viel höher gestiegen. Bewundernswürdig ist die Schnelligk
der schottischen Brenner, womit sie den Whisky destilliren. Scho
land nimmt an dem brittischen Handel einen sehr wesentlichen A
theil und in neuern Zeiten hat der Seehandel sehr zugenommen,
daß 1802 die Anzahl der schottischen Schiffe und Fahrzeuge sich a
2349 und die Ausfuhr 1801 auf fast 26 Millionen Gulden
lief. Glasgow, Edinburg mit Leith, Dundee und Greenok sind
bedeutendsten Handelsplätze Schottlands. Die Einwohner sind
Abstammung nach entweder Hochschotten, Bergschotten, welche ei
eigene Sprache, die galische oder caledonische, reden und die Hoc
lande bewohnen — oder Engländer, welche die Niederlande bewo
nen. Auf den zu Schottland gehörigen shetländischen Inseln sin
Norweger zu Hause, welche norsisch reden. Die herrschende Kirc
ist die presbyterianische; aber auch Episkopalen und Dissenters sin
zahlreich. Die Bergschotten sondern sich auffallend in ihren Sitte
von den Bewohnern der Niederlande ab. Ohne die Fortschritte ei
ner fremden Cultur gekannt oder geachtet zu haben, und fast abge
schnitten von der cultivirten Welt, standen sie noch vor einem halbe
Jahrhundert auf der Stufe des Mittelalters; doch die neuere Zei
hat vieles von jenem Alterthümlichen verwischt. Ihre Hütten sind
zwar einfach und ärmlich, doch wohnt gewöhnlich in ihnen häuslicher
Friede und Eintracht. Des Mannes Beschäftigung ist Fischerei,
Jagd und Hüten des Viehes; die Wirthschaft und Familie besorgt
indeß die Hausfrau, deren Geschäft noch in Weben, Stricken, Le
dergerben und Walken des Tuches besteht. Ihre Kost ist Hafermus
mit Haferkuchen aus Wasser und Mehl gebacken; ihr Getränk Milch,
und bei den Wohlhabenden Whisky, der sich jetzt leider immer mehr
unter ihnen verbreitet hat. Der Bergschotte findet eine große Ehre
in seiner Abstammung von namhaften Heldengeschlechtern der Vor-
zeit, und kleidet sich auf eine ganz eigenthümliche Weise. Der oben
angeführte Tartan, in Vierecken gewebt, die mit den brennendsten
Farben, hauptsächlich grün, gelb und roth, wechseln, ist der Stoff
seiner Kleidung. Eine Art Weiberrock schürzt sich um den Leib, bis
an die Mitte des Dickbeines, und läßt die Knie blos, denn bis un-
ter diese nur reicht der roth und weiß gewürfelte Halbstrumpf. Ge-
sang, Musik und Tanz liebt der Bergschotte, und seine Spiele sind
alle mit Übung körperlicher Kräfte verbunden. Schottland hatte
ehemals, seitdem es durch Kennaths III. entscheidenden Sieg 838
unter die Herrschaft der Schotten gebracht wurde, seine eigenen Kö-
nige, die mit dem Volke schon früh Christen wurden, aber die Macht
derselben war äußerst beschränkt. 1603 erhielt Jacob I. zugleich den
Thron von England. Seit dieser Zeit waren zwar die Kronen von
England und Schottland auf einem Haupte vereint, aber noch behielt
letzteres sein eignes Parlament und selbstständige Verfassung, und erst
ein Jahrhundert später brachte die Königin Anna 1707 die Union
glücklich zu Stande, wodurch beide Reiche zu einer Nationalrepräsen-
tation vereinigt wurden. Schottland hat mit England ein Gesetz und
dieselbe Verfassung. Zum Oberhause des Parlaments sendet es 16

eers, und zu dem Unterhause 45 Repräsentanten. Geographisch eilt man es in Süd-, Mittel- und Nordschottland, politisch in Shires und 2 Stewartrys. Die zu Schottland gehörigen Inseln id: die auf der westlichen Küste liegenden Hebriden, die von der ordküste durch den unruhigen Pentland Frith getrennten orkadischen nseln und die noch nördlicher, eilf Meilen von der nördlichsten orka- schen Insel entfernt liegenden shetländischen Inseln.

Schout by Nacht, s. Admiral.

Schraffiren (ital. sgraffiare). Schraffirung nennt man e Bezeichnung des Schattens in Zeichnungen und Kupferstichen durch beneinander gesetzte oder sich durchkreuzende Striche. Schraffirte eichnung ist eine Federzeichnung.

Schraube, Schraube ohne Ende. Die Schraube, deren inrichtung wir als bekannt voraussetzen, ist eine von den fünf me- anischen Potenzen oder einfachen Maschinen. Man kann durch sie staunliche Lasten bewegen und einen Druck hervorbringen, der un- heure Gewichte erfordern würde. Der Cylinder, welcher den Kör- er der Schraube ausmacht, heißt die Spindel; um sie herum läuft r Schraubengang schneckenförmig. Ein andrer Körper mit einer linderischen Öffnung von der Weite, daß die Spindel hineinpaßt, und it einem Schraubengange versehen, in dessen Vertiefungen die erha- ne Schraubenlinie der eigentlichen Schraube paßt, heißt die Schrau- enmutter. Eine aus einer Schraubenspindel und einem Stirn- ide so zusammengesetzte Schraube, daß die Schraubengewinde zwi- hen den Zähnen des Rades eingreifen, einen Zahn nach dem andern rtschieben und auf diese Art das Rad umdrehen, heißt Schraube hne Ende, weil bei der steten Wiederkehr des Rades die Schrau- enspindel unaufhörlich fortbewegt werden kann, ohne daß sie, wie ie gemeine Schraube, einmal auf einen festen Punkt kommt.

Schrecken, eine heftige unangenehme Empfindung des Ge- üths von einem plötzlich eintretenden, besonders von einem Gefahr ohenden Gegenstande veranlaßt. Der Schrecken ergreift das Ge- üth so heftig, und wirkt auf das Nervensystem so schnell nachtheilig, aß der ganze Körper daran Theil nimmt; er übt auf das Nerven- stem eine vernichtende, lähmende Gewalt aus, so daß Betäubung, hnmacht, Stillstand des Herzschlags, Erstarrung der Muskeln, Läh- ung, Schwindel, Schlagfluß, selbst Verrücktheit darnach folgen kön- n. Ein Mensch, welcher von einem heftigen Schrecken überfallen ird, bekommt ein Gefühl, wie einen electrischen Schlag durch den nzen Körper, sein Bewußtseyn verliert sich auf einen Augenblick er es versenkt sich doch in das Gemüth, daß er nur das Eine, as ihn so schmerzlich und heftig ergriff, denken und fühlen kann. ine Starrheit der Muskeln bemächtigt sich seiner im nächsten Au- nblick; nach dem ersten Zusammenfahren bleibt er eine Zeit lang in r nämlichen Stellung; nach dem ersten unwillkührlich ausgestoßenen usruf bleibt die Sprache gleichsam in dem geöffneten Munde stecken. er Herzschlag und das Pulsiren der Arterien wird so schwach, daß e sprüchwörtliche Rede davon herkommt, „das Blut stand mir vor chrecken in den Adern stille"; daher tritt auch ein Erblassen des sichts sogleich mit ein, das nur dann erst der lebensrothen Fär- ng wieder Platz macht, wenn der erste Eindruck des Schreckens rbei ist. Die Röthe des Gesichts tritt um so schneller wieder ein, nn der Gegenstand des Schreckens sich bei näherer Betrachtung einen freudigen verwandelt, denn auch eine plötzlich eintretende

Freude wirkt im ersten Augenblicke dem Schrecken gleich. Der Schrecken aber, der von einem wirklich unangenehmen Gegenstande herrührt, wirkt länger nach, obgleich die folgende Nachwirkung immer schwächer wird, da jeder Affect sich in der Dauer selbst schwächt, was bei dem Schrecken um so eher geschieht, da der Gegenstand bei näherer Betrachtung nie das ist, was er bei dem ersten Anblick zu seyn schien. In Rücksicht seiner Wirkung auf den Körper wirkt der Schrecken zunächst auf das Nervensystem vom Gemüth aus. Die plötzliche Furcht vor einem drohenden Unglück bringt jenes so außer Fassung, daß das Bewußtseyn außer Stand gesetzt ist, in demselben Augenblicke den Gegenstand, die Verhältnisse der Außenwelt und den Zustand des Gemüths klar zu überschauen, es bleibt daher fixirt auf die dunkle Vorstellung von dem Schrecken erregenden Gegenstand, so daß es für alles andere verschlossen bleibt. Die einzige starke Erregung, sie mag nun sinnlich, durch einen wirklich zur Anschauung kommenden Gegenstand, oder durch ein blos in der Einbildungskraft durch Worte, selbst durch eigene Phantasie erregtes Bild der Vorstellung geschehen seyn, ist aber so heftig, daß sie vor allen andern hervorragt, so wie unter der sanften stillen Musik der Harmonica ein plötzlich schreiender Ton von einigen Trompeten ausgestoßen, alle jene Töne auf einmal verdunkeln würde. So wie aber die gewöhnlichen Vorstellungen schnell durch eine hervorbrechende verdunkelt werden, so werden auch die Organe der Seelenverrichtungen im Gehirne selbst gehemmt, da die Functionen des Geistes mit denen der Seelenorgane in so genauer Verbindung stehen. Alle traurigen Affecte wirken geradezu schwächend auf das Nervensystem, daher muß nothwendig der Schrecken, als der concentrirteste Affect, dies im höchsten Grade thun, und in einem Augenblicke die schrecklichste Wirkung vereinigen, welche langsamer wirkende unangenehme Affecte auf Wochen und Monate vertheilen. Doch ist die Wirkung des Schreckens auch nicht bei allen Menschen gleich heftig, es kommt hier auf die Fassungskraft, welche man Gegenwart des Geistes nennt, und auf die Energie des Nervensystems an, vermöge deren es fähig ist, eindringenden plötzlichen Angriffen mehr oder weniger zu widerstehen. Daher das, was den Einen heftig erschreckt, den Andern nur stutzig macht, nämlich seine Aufmerksamkeit in hohem Grade und plötzlich erregt, was jedoch das Bewußtseyn für die übrigen Verhältnisse nicht verdunkelt, auch auf den Körper keine so fürchterlichen Wirkungen hat, als der Schrecken. Da der Schrecken seine Wirkungen auf den Körper schnell äußert, so ist es jedesmal nöthig, den nachtheiligen Folgen derselben zuvorzukommen. Hierzu sind demnach Mittel nöthig, welche das Gegentheil von jenen Einwirkungen hervorbringen können. Das erschütterte Gemüth muß von dem einzigen Gegenstande des Schreckens losgerissen werden, das Bewußtseyn muß sich auf andere Gegenstände, besonders auf die Function des Verstandes und der Erkenntniß, wenden, so daß der Gegenstand, welcher den Schrecken erregte, selbst von einer andern Seite angeschaut und untersucht wird. In physischer Rücksicht muß man suchen, die Lähmung des Nervensystems, die krampfhafte Erstarrung des Muskel- und Arteriensystems wieder aufzuheben, das nach dem Herzen zuströmende oder daselbst stockende Blut zu zertheilen. Am besten und jederzeit anwendbar ist ein warmes Bad, wenigstens ein warmes Fußbad, von Zeit zu Zeit eine Tasse Melissen- oder ähnlicher Thee, Reiben des Körpers mit warmen Tüchern, oder mit einer Bürste, mit aromatischen Essenzen be-

prengt. Man lasse öfters an dergleichen stärkenden Essenzen oder Spiritus riechen, z. B. an dem sogenannten englischen Riechsalze, Salmiakspiritus mit Lavendelöl, Cölner Wasser, und dergl. Innerlich ann man auch zunächst etwas kräftig Ableitendes und Beruhigendes, . B. Salz in Wasser aufgelös't, Salpeter mit Weinsteinrahm, geen, dann aber, wenn der erste Sturm vorüber ist, lasse man zuweilen ein wenig Wein, einige Tropfen Essigäther in Wasser, oder Thee, oder Hofmannschen Liquor nehmen. H.

Schreibart, s. Styl.

Schreibekunst ist die Kunst, durch Buchstaben oder andere Zeichen, auf Papier oder einer andern Masse, seine Gedanken zu äußern oder mitzutheilen. Auf sie bezieht sich 1. die Schönschreibekunst oder Kalligraphie (s. d. Art.), 2. die Rechtschreibekunst oder Orthographie (s. d. Art.) — welche auch ein Theil er Grammatik oder Sprachlehre (s. d. Art.) — ist, 3. die Geschwindschreibekunst oder Tachygraphie (s. d. Art.), 4. die Geheimschreibekunst (Kryptographie oder Steganographie, s. d. Art.) und 5. die Schreibmahlerei (s. d. Art.). Die erste Grundlage der Schreibekunst waren Bilder, durch die man das Andenken merkwürdiger Personen oder Begebenheiten aufbewahrte, us denen späterhin die Hieroglyphen (s. d. Art.) entstanen. Als eigentliche Erfinder der Buchstabenschrift nennt man die Phönizier, von diesen kam sie zu den Griechen, welche sie den Lateinern und diese wiederum den Römern bekannt machten. Siehe Gmelang von dem Alterthume der Schreibkunst in der Welt, Lpz. 1800; Hugs Erfindung der Buchstabenschrift, Ulm 1801 und Webers Vers. einer Geschichte der Schreibkunst, Götting. 1807. Mit der Herrschaft der Römer wurde die Schreibekunst immer mehr verbreitet. In Deutschland (auf welches wir uns hier allein einschränken) war anfangs die Runenschrift (s. d. Art.) bekannt; jedoch blieb hauptsächlich die lateinische Schrift, so wie die lateinische Sprache bei dem Schreiben üblich, theils weil Deutschlands Lehrer, die aus Irland und England kamen, in dieser Sprache schrieben, theils weil die deutsche Sprache noch zu rauh, und an Worten sehr arm war. Erst unter Carl dem Großen wurde sie durch Kero und Otfried gebildet; und man fing auch im neunten Jahrhundert an, sie zu schreiben, jedoch blos mit lateinischen Buchstaben. Überhaupt wurden öffentliche Schriften, z. B. Gesetze, Friedensschlüsse und Verträge, nicht blos mit lateinischer Schrift, sondern auch in lateinischer Sprache abgefaßt, weil die Geistlichen, die allein der lateinischen Sprache mächtig waren, sich durch den Gebrauch derselben in dem Alleinbesitz der wichtigsten Staatsämter zu erhalten suchten. Die Zeit, in der zuerst die deutsche Schrift gewöhnlich geworden, setzt man gemeiniglich ins dreizehnte Jahrhundert, unter die Regierung Kaisers Friedrich II., dagegen Andere diesen Zeitpunkt später annehmen. Die Ausbildung der deutschen Schrift wurde wohl am meisten durch die Buchdruckerkunst befördert. Deutschland hat, wie Breitkopf bemerkt, nur zwei eigne Schriftarten, die Fractur- und Current-Schrift, indem die Kanzleischrift blos eine zum Geschwindschreiben eingerichtete Fractur ist, in der die Buchstaben mehr gebogen und mit einander verbunden sind. Die Fracturschrift bildete sich aus der im elften Jahrhundert entstandenen sogenannten neugothischen und Mönchsschrift. Späterhin und erst am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts kam auch bei dem Drucke die Current-

oder Cursivschrift in Gebrauch; man hatte nämlich bisher blos mit gerade stehender Schrift gedruckt, allein der ältere Aldus Manutius in Venedig erfand auch die schiefliegende oder Cursivschrift. Im sechzehnten Jahrhundert erhielt endlich die deutsche Schrift ihre vorzüglichste Ausbildung durch Albrecht Dürer (s. d. Art.); dieser setzte anfangs für die Fractur, nachher aber auch für die übrigen Schriften die Proportion fest, worauf sie durch seine Schüler und die Schönschreiber die jetzige regelmäßige Gestalt erhielten.

Schreibmahlerei (die Mahlerei mit der Feder) dankt ihren Ursprung den Schreibmeistern oder Schönschreibern. Zur Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst war besonders in Nürnberg eine Classe derselben, die man Modisten nannte; diese suchten nicht blos schön zu schreiben, sondern auch ihre Schrift durch allerlei Verzierungen und Sonderbarkeiten zu heben. Zuerst erfanden sie die Kleinschreiberei; sie schrieben nämlich mit so kleinen Buchstaben, daß man solche kaum ohne Vergrößerungsglas lesen konnte. Der Gebrauch derselben erhielt sich im 17ten und zu Anfange des 18ten Jahrhunderts; und man findet noch in öffentlichen Bibliotheken und Bildercabineten ganze Bildnisse mit Einfassungen, die aus ganz kleiner Schrift bestehen, welche die Geschichte der abgebildeten Person, eine Lobschrift derselben oder biblische Stellen enthält. Da diese Arbeit mit vieler Mühe verbunden war, so wählten sich die Schönschreiber einen freiern Spielraum und fertigten zu Verzierung ihrer Schriften, besonders zu Anfang und am Ende derselben, mit der Feder ganze Landschaften und dergl. Der bessere Geschmack hat jedoch sowohl die Kleinschreiberei als auch die eigentliche Schreibmahlerei in Vergessenheit gebracht.

Schrift (heilige), s. Bibel und (altes u. neues) Testament.

Schrift. Sprache und Schrift, wie alle zum Stammgute des Menschengeistes gehörige Ideen, ziehen sich, aller Zeitbestimmung spottend, gleichsam in ihre Ewigkeit zurück und ihr Wesen und Ursprung wird daher auf dem gewöhnlichen Wege historischer Forschung nicht ausgemittelt, wenn auch einzelne wie verlorene Spuren davon aufgezeigt werden. Nur in größeren welthistorischen Combinationen treten sie hervor. So viel ist nöthig voraus zu erinnern, um dem Vorwurfe des Nichterschöpfens, oder auch der geheimnißvollen Einfalt des Ausgebeuteten zu begegnen. Sprache ist veranschaulichtes Denken, oder Erkennen und weis't demnach auf sinnliche Anschauung hin. Dem gemäß spricht sich mit jedem Schritte, den sie auf dem Wege aus dem Gemüth heraus thut, ein allmähliges Versenken des Subjectiven in das Objective aus. Sie braucht nämlich Organe des Leibes und Elemente, wie Luft und Licht, um als Ton- und Geberdensprache sich zu versinnlichen, oder hörbar und sichtbar zu werden. Als Geberdensprache ist sie schon ein starrerer leiblicherer Gegenstand geworden, und Geberdensprache eignet darum, nach Beobachtungen der Reisenden, vorzüglich sinnlichern Völkern und Stämmen. So bildet und ist sie also Figur, und die Chladnischen Klangfiguren sind bereits ihre Anfänge und Vorschule. Wird aber die Tonsprache für einen andern Sinn, als das Ohr festgehalten, so entsteht Schrift, d. h. eben für das Auge festgehaltene Tonsprache, mithin schaltet Schriftsprache im Raume, als Hieroglyphe (s. d. Art.) und Buchstabe. Diese beiden müssen ursprünglich in der Idee Eins und Elemente der Ursprache des in Zeit und Raum bildenden und webenden, also Zahl und Figur als Schmetterlingspuppe bauenden und ihr entfliegenden

Geistes seyn; welche Ursprache einer der trefflichsten Geister unserer Nation, J. J. Wagner, in der Mathematik wieder anerkannt und erörtert hat. Wer aber kann die Zeit und Umstände jener Schritte genau angeben und bestimmen? und, wenn einer es könnte, wäre damit wohl das Wesen der Idee ausgemittelt? Da nun die Hieroglyphe mehr die Anschauung, der Buchstabe aber den Begriff in Anspruch nimmt, so setzt Buchstabenschrift schon eine höhere Ausbildung des Geistes voraus, wenn gleich auch die Hieroglyphik mehrere Stufen durchlaufen mußte, um sich zu durchdringen und zu vollenden. Dies ergiebt sich bald, wenn man das Verhältniß von Bild und Kunst, wie von Wort und Wissenschaft ernstlich erwägt, und ihre Wechseldurchdringung in einem klaren Seyn und Schauen auffaßt. — Sind wir nun aber hiermit rücksichtlich der Schrift in eine Urwelt zurückgewiesen, so muß Entstehung, Bewahrung und Element der Schrift nothwendig heilig seyn. Darum schreibt die Sage durchgängig die Erfindung derselben einem Gott zu, wie auch die Folgezeit in ihrem Losreißen vom Ganzen und ihrem Fallen in das Einzelne die Sage selbst mißverstanden und diesen allenthalben und allezeit waltenden Gott z. B. zu einem Kadmus individualisirt, den wahren Mythus also zur lügenhaften Fabel umgedeutet haben möge. Darum ferner darf es nicht befremden, Priester, diese ersten und letzten Siegelbewahrer des geistigen Eigenthums der Menschheit, auch als Schriftbewahrer zu finden. Darum endlich ist es ganz in der Ordnung, daß die Urwelt, welcher alles heilig und Ausdruck der Idee war und wurde, die Gesammtumwelt als Emblem und Symbol zur Veranschaulichung und Vergegenständigung des Geistes und der Idee brauchte. Die Natur war gleichsam die erste colossale Schrift, in ihren schematischen Grundzügen sowohl, als in deren Ausfüllung sinnig ergriffen und geahnet. Darum spielen die acht Kuas des sinesischen Fohi, als ungebrochene und gebrochene Linien Symbole des Vollkommenen und Unvollkommenen, um Physisches und Ethisches; und Keilschrift, wie Strick- und Knotenschrift, gehören wohl auch zu den Versuchen des stammelnden Geistes. Grundzüge bleiben hier wie auch in der Buchstabenschrift die senkrechte, wagerechte und Kreislinie. Die Buchstabenschrift selbst, wie sie in den verschiedenen Alphabeten vorliegt, ist durchaus, wie J. A. Kanne in durchgreifender Combination von Name, Zahlbedeutung und Figur der Buchstaben gezeigt hat, Hieroglyphe, d. h. Trümmer religiöser Ideen über Zeugung und Schöpfung in Zeit und Raum, wo nach der Analogie der zwei Sonnenwenden des Jahres in zwei Abtheilungen Auge, Hand, Finger, Becher, Stier, Haus, Thür, Wasser, Mund, Brunn, Vogel, Schlange, Kreis, Kreuz durch einander gespielt werden — alles tief gegriffene und weit umgreifende Symbole cosmogonischer, chronogonischer, und theogonischer Ideen, welche tiefer in der Sprache selbst wurzeln, hier aber nicht weiter erörtert werden können. Welch ein uraltes Factum wird nach dem allen nicht auch die Buchstabenschrift, und wie fast possenhaft, ja alles Ernstes und aller Würde der Untersuchung entblößt ist ein ungeschriebener blos durch mündliche Überlieferung entstandener und erhaltener Homer auch von hieraus, wenn nicht schon die unüberwindliche Schwierigkeit einer solchen Fortpflanzung und die unumgängliche Voraussetzung einer in ihrer Entwickelung bereits weit gediehenen vorhomerischen Welt ihn jedem verleiden müßte, der nicht einseitig genug ist, Griechenland für die Welt anzusehen! Dazu sind, bei genauerer Ansicht, die Uncial- und Currentbuchstaben gar nicht

so verschieden, als man gemeint hat, und die freieste Willkühr hat die Grundzüge beider nicht verwischen können. — Derselbe heilige Sinn und Instinct nun spricht sich weiter auch in der Schreibweise, oder dem Anreihen und Nebeneinanderstellen und Fortführen der Wörter in Linien aus. Auch diese kommen, wie die einzelnen Buchstaben selbst das Grundschema und den Typus nicht verläugnen konnten, auf das Senkrechte, Wagerechte und Kreisige zurück. Man hat nämlich als älteste Schreibweisen die Tapôkon-, Kionâdon- oder Säulenschrift, wo Buchstabe unter Buchstabe, Wort unter Wort gesetzt wird; Bustrophâdon- oder Furchen- auch Pflügschrift von Osten nach Westen, von Westen nach Norden, von Norden nach Süden; Plinthâdon- oder Ziegelschrift in Form eines Ziegels; Speirâdon- oder Kreisschrift, welche beide letztern nur weitere Ausbildung und Vollendung der beiden erstern sind. Gedichte in Beil-, Ei- oder anderer Form sind spätere Spielereien, aus welchen der Sinn entwichen war. Aber den Alterthumskundigen wehen beim Überblicke jener genannten Schreibweisen allerlei Ideen an, welche dem instinctartigen Wesen des Alterthums so wenig widersprechen, daß sie vielmehr nur seine Deutung im Geiste sind. Ohne tiefer einzugehen, wozu hier auch der Ort nicht wäre, wollen wir sie den Leser ebenfalls nur anwehen lassen. Wem fallen nicht bei der Säule jene heilige wandelnde Feuersäule, der Obelisk, die Pyramide, diese Denkmäler und Gebilde des Phallusscultus, oder der Anbetung zeugender Naturkraft bei? wem nicht wieder die heiligen Tempelstäbe und Ruthen, womit Zeit und Jahre berechnet, vorgelesene Abschnitte heiliger Bücher geschlossen wurden, wovon die Rhapsoden oder Stabsänger Ursprung und Namen haben? wem nicht die Runenstäbe, die Rune selbst, die Gesang, Schriftzeichen und Zauberwort ist? Wer gedenkt nicht bei der Furchenschrift der Sonnen-, Mondes- und Planetenbewegung? des Stiergottes Buddha, Bugha, Godama in Indien, Somonakodom in Siam und Pegu, Kadmus in Griechenland, der nach Buthoia (dem Stierlande) in Illyrien mit einem Ochsengespann kam, in Theben mit feurigen Stieren pflügte? Wen erinnert die Ziegelschrift nicht an die goldenen Weihgeschenke in Ziegelform? an die israelitische Jahrsäule in Ziegelform? an den Mondgott Laban, die Mondgöttin Lebanah, wovon Lebenah im Hebräischen ein Ziegel und eine geschriebene Columne heißt? Wer erkennt endlich nicht im Kreis das uralte heilige Symbol, als nach allen Seiten gleichförmig ausgedehnten Punkt und Raumbild? In der That muß eine welthistorische Ansicht jenen Sinn herausfinden und klar erkennend durchbringen, da ja doch die Welt, zumal die alte, in zerstreuten Dichtergliedern sich ausspricht; und die Wissenschaft hat sich auch allerdings in einigen Männern dazu gerüstet. — Um mehrere der hier angeregten Ideen bewegen sich auch die in diesen Kreis des Schriftwesens fallenden Wörter der Sprachen. Stäff heißt noch im Norddeutschen ein Buchstab, und Buchstab ist ein Stab aus Buchenholz, worauf wie auf Eschenstäbe die Runen geschnitten wurden; Buch selbst heißt im Lateinischen liber und codex. Rune gehört zu einer Hebräischen Wortfamilie, die Singen und Gesang bedeutet. Heißt sie Ramruner, so erinnert sie an Zweig und Gesang, die in den Wörtern der Sprachen zusammenfallend Familien bilden, die das französische ramage, Waldsang und Reim sich leicht bieten. Exarare vom Schreiben gebraucht, erinnert an Acker und Pflug, also Furchenschrift, also Kadmus. Mehr als diese Andeutung so leise,

ber innig verwebter und verknüpfter Ideen gestattet dieser Ort nicht. — Schreibmaterialien waren im Verlaufe der Zeit Steine, Metalle, Baumrinden und Blätter, Holz, Wachs, Elfenbein, Muscheln, Scherben, Leinwand, Thierhäute, Pergamen, ägyptisches oder Nilpflanzenpapier, Baumwollenpapier, Lumpenpapier. Geschrieben ward mit Meißeln, Eisen- oder Beingriffeln, Schilfrohr, Gänsekiel. Auch Tinte war früh erfunden, aus manchen Ingredienzen. Der Morgenländer trägt noch sein Schreibzeug im Gürtel. Bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst gab es Schön- und Schnellschreiber (Kalligraphen und Tachygraphen). Aus dem Nilpapier wurden Bogen (scapi), aus diesen Rollen (volumina) gemacht und um einen Stab aus Buchs, Elfenbein oder Gold, der am Ende angeleimt ward und Nabel hieß, gewunden. Viereckigte Bücher sollen zu Zeiten der Könige von Pergamus aufgekommen seyn. Die Buchrollen im Herculanum werden, nachdem nun zuletzt Davy, auf chemische Untersuchungen und Ansichten gestützt, mehrere aufzurollen versprochen hat, auch von Seiten der Paläographie vielleicht manches Merkwürdige zu Tage fördern, wie es denn überhaupt damit für die Philologen aller Art neue Arbeit giebt. — Fassen wir also das Ergebniß kurz zusammen, so ist die Schrift uralt in Zahl und Figur veranschaulichter Menschengeist, gebunden an einen Grundtypus aller Zeit- und Raumdurchdringung, d. h. alles Lebens. Das Alphabet ist eine Geschichtsperiode dieses Grundtypus, welcher durch die Wissenschaft aufgefunden und an die Religion, woraus er entstand, abgegeben werden muß, damit nun Ende wie Anfang und die Menschheit vollendet werde in religiösem Seyn und Schauen. Name des Erfinders, Erfindungsjahr des Alphabets und der Schrift lassen sich nicht angeben. Die Elemente derselben sind religiös und müssen in Religion, als dem Wesen des Geistes, sich schließen und ergänzen. Wa.

Schriften. Man unterscheidet in den Druckereien die verschiedenen Arten der Schriften, einmal nach der Größe, dann nach der Lage der Buchstaben. Die Sprache macht dabei keinen Unterschied. Die gewöhnlichen Namen sind in aufsteigender Linie von der kleinsten an: Perl, Colonel, Nompareil, Petit, Borgois, Garmond oder Corpus, kleine Cicero, grobe Cicero, kleine Mittel, grobe Mittel, Tertia, Text, Doppelmittel, kleine Canon, grobe Canon, kleine Missal, grobe Missal, kleine Sabon, grobe Sabon u. s. w. Sind es deutsche Schriften, so nennt man sie Perl Fractur; lateinische, Perl Antiqua; griechische, Perl griechisch u. s. w. In Ansehung der Lage unterscheidet man die geradstehenden Schriften von der Cursiv. Die Schwabacher Schrift ist eine nach altgothischer Art gebildete Fracturschrift.

Schriftgießerei (Schriftgießerkunst) oder die Kunst, Buchdruckerlettern zu gießen, wurde von Peter Schoiffer, einem Geistlichen zu Gernsheim und Gehülfen von Johann Faust, gegen das Jahr 1452 zugleich mit der Buchdruckerkunst erfunden (s. auch den Art. Buchdruckerkunst). Das Verfahren bei der Schriftgießerei ist ungefähr folgendes: Der Buchstabe wird zuerst erhaben auf einem stählernen Stempel (poinçon) geschnitten, und dieser dann so gehärtet, daß man ihn in Kupfer einschlagen kann; dieser Abschlag oder diese Form wird die Matrice genannt, in welche die Buchstaben hernach mittelst der Gießlade (moule) gegossen werden. Die gegossenen Buchstaben werden dann auf Sandsteinen abgeschlif-

sen, auf den Winkelhaken zusammengesetzt und in dem Bestoßzeuge (coupoir) durch Abhobeln und Abschaben der Rauhheiten, unnöthigen Ecken und des Grades (rebord) fertig gemacht, im Schiff in Columnen aufgesetzt und aufgebunden. — Das Metall übrigens, aus welchem die Buchdruckerlettern gegossen werden, ist eine Zusammensetzung aus Blei und martialischem Spießglaskönig, welcher dem Blei die nöthige Härte gibt. Im Jahr 1467 brachten zu Rom zwei Deutsche, Arnold Pannarz und Konrad Sweinheim, zuerst die Antiqua zu Stande. Der Italiener Aldus Manutius, welcher 1515 starb, hat die Cursivschrift erfunden. Die rechten Schriftmaaße der zierlichen deutschen Schrift brachte Johann Neudorfer 1538 zu Nürnberg hervor. Der Schriftgießer Schwabach erfand die sogenannten Schwabacher Schriften. In den ersten 200 Jahren der Buchdruckerkunst hatte Leipzig eigne Schriftschneider und eigentliche Schriftgießereien nicht; die erste, wovon man Nachricht hat, besaß der Buchdrucker Hahn im Jahre 1656, die er an den Buchdrucker Janson verkaufte. Aus dieser entstand in jenem Jahrhunderte noch die berühmte Eberhardische; allein die Abschläge zu den Schriften ließ sowohl diese als die zugleich entstandene Vorsdorfische Gießerei von Nürnberg kommen, wo es immer geschickte Schriftschneider gab. Der Buchdrucker, der sich zuerst auf Stempelschneiden legte, war Müller; die bei seinem frühen Absterben hinterlassenen Stempel und der Anfang einer kleinen Gießerei kamen durch Heirath seiner Wittwe 1719 an den ältern (Bernhard Christoph) Breitkopf, dessen Sohn, Johann Gottlieb Immanuel Breitkopf, sich durch große Erweiterung und Verbesserung seiner Schriftgießerei (welche noch jetzt eine der vollständigsten in Europa ist), durch Erfindung der musikalischen Typen, der Landkartentypen und der beweglichen Lettern zur chinesischen Schrift, hauptsächlich aber als Historiograph seiner Kunst große Verdienste erworben hat. Das größte Verdienst bei der Schriftgießerei besteht in der Kunst, Stempel zu schneiden; und hierin haben sich früher Baskerville, unter den Deutschen Zink und Schmidt, neuerlich aber die Didote in Paris und Bodoni in Parma sehr ruhmvoll hervorgethan. Die vorzüglichsten Schriftgießereien in Deutschland sind außer der schon erwähnten Breitkopfischen die Tauchnizische in Leipzig, die Frankesche in Jena, die Walbaumsche in Weimar, die Ungersche und Frankische in Berlin, die Mannsfeldische in Wien ꝛc.

Schriftsässig heißen namentlich in Sachsen solche Rittergüter, deren Besitzer blos unter der Landesregierung oder sonst einem hohen Landescollegium, das eine der Landesregierung gleich hohe Gerichtsbarkeit ausübt, als der ersten Instanz stehen, und deren Gerichte auch nur ein solches hohes Collegium als ihre Appellationsinstanz anzuerkennen brauchen. Amtssässige Güter dagegen sind solche, deren Besitzer das Amt, unter welchem sie liegen, als ihre erste Instanz anerkennen müssen, und deren Gerichte auch hier ihre erste Appellationsinstanz haben. Die schriftsässigen Güter zerfallen wieder in altschriftsässige, denen die Landtagsfähigkeit nebst den übrigen Rittergutsrechten als ein dingliches Recht zusteht, und in neuschriftsässige, bei denen dies nicht der Fall ist, und die blos ihren Besitzer der Gerichtsbarkeit des Amtmanns

ntziehen. — Auch mit allen höhern Titeln und Prädicaten ist die uf den Gerichtsstand sich beziehende Schriftsässigkeit verbunden.

Schröckh (Johann Matthias), zu Wien 1733 geboren, vurde von seinen lutherischen Ältern in Frömmigkeit erzogen, und ım seine Bildung auf dem Gymnasium zu Preßburg zu begründen, m 16ten Jahre seinem Großvater, Matthias Bel, evangelischem Prediger daselbst, übergeben. Hier brachte die früh erweckte Anhänglichkeit an seine Glaubensgenossen und der Anblick der harten Bedrückungen, die sie damals von dem catholischen Klerus in Ungarn und Österreich leiden mußten, das lebhafte Gemüth des Knaben zu dem Entschlusse, einst Prediger unter ihnen zu werden und hre gerechte Sache zu verfechten. Sein Vater, der ihn lieber im Comptoir gesehen hätte, gab dieser Neigung nach und sandte ihn 1750 auf die Schule zu Kloster Bergen, wo Schröckh nach anderthalb Jahren zur Akademie reif wurde. Er kam nach Göttingen unter Mosheim und Michaelis. Ersterem verdankte er den Geschmack an er Geschichte und historischen Kunst, dem Andern die Kenntniß der rientalischen Sprachen und den Trieb zum eignen Forschen. Dagegen trat hier an die Stelle jener früheren Neigung zum geistlichen Amte die Lust am akademischen Leben, für welches er sich ganz entschied, da sein Oheim, der damalige Professor Bel zu Leipzig, ihn 1754 zu sich zog und nicht nur zum Mitarbeiter bei den von ihm redigirten Actis eruditorum und den Leipziger gelehrten Zeitungen vählte, sondern auch sonst reichlich unterstützte. Seit 1756 hielt er als akademischer Docent zu Leipzig Vorlesungen über die Bücher des A. Testaments und fing die Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten und die allgemeine Biographie an, deren erster Band 1767 erschien. Durch dieses letztere Werk begründete er seinen Ruf als ein für die damalige Zeit geschmackvoller Geschichtschreiber. Schon 1762 war ihm eine außerordentliche Professur übertragen worden, und da sich zu Leipzig keine passende Gelegenheit zu seiner weitern Beförderung zeigte, nahm er 1767 die Professur der Poesie zu Wittenberg an. Obwohl classisch gebildet, schien er doch bei den Vorlesungen, die er nun zu Wittenberg über hebräische und lateinische Dichter hielt, fremden Göttern zu dienen, seine Amtspoesien waren von geringem poetischen Gehalt. Eifrig fuhr er fort, sich in seinen historischen Collegien und Schriften immer mehr des Gebiets zu bemächtigen, auf dem er sich auszeichnen sollte, ganz aber kam er in sein Element, als er 1775 die Professur der Geschichte antrat. Seitdem widmete er sich der Geschichte allein und wußte den Cyclus der historischen Wissenschaften durch seine Collegien über die Geschichte der Kirche, der Reformation, der Theologie und die christlichen Alterthümer, über Literar=, Reichs=, Staaten= und sächsische Geschichte und über die Diplomatik geschickt zu vollenden. Das Ministerium zu Dresden erkannte sein Verdienst nach Vollendung seiner Kirchengeschichte bis zur Reformation durch ein Belobungsdecret und Ehrengeschenk an. So erlebte er die Periode des unglücklichen Krieges, der 1806 Sachsen in die Gewalt der französischen Heere brachte und auch in Wittenberg die gewohnte Ordnung umstürzte. Durch diese Ereignisse und in Folge des Übermaaßes seiner Thätigkeit für seine Kirchengeschichte, sank plötzlich die Kraft seines sonst ungeschwächten Körpers. An seinem 76sten Geburtstage hatte er das Unglück, das Bein zu brechen, worauf er nach sechstägigen Leiden am 1sten August 1808 starb. Nitzsch und Pölitz setzten

ihm kleine biographische Denkmale; eine ausführliche Beschreibung seines Lebens und Charakters hat Tzschirner im 10ten Bde der Schröckhschen Kirchengeschichte seit der Reformation mitgetheilt. Ein großer Fleiß im Sammeln und Forschen, ein feines Gefühl des Wahren und Guten, eine musterhafte Treue und Zuverlässigkeit, eine verständige, bequeme Anordnung blickt aus Schröckhs historischen Werken hervor; seine Sprache ist nicht erhaben, aber edel, sein Styl einfach, klar, leicht und belebt genug, um seinen Schriften Leser aus allen Classen zu verschaffen. Daher die weite Verbreitung seiner Weltgeschichte für Kinder (welche zuerst 1779 — 84 in 4 Bänden mit 100 Kupfern erschien), seiner historischen Compendien, welche ältere und unzweckmäßige verdrängten und lange in den Schulen regiert haben, und seiner in mehreren einzelnen Darstellungen vortrefflichen allgemeinen Biographie, welche 1767 — 92 in 8 Bänden erschien. Auch hat er zur Herausgabe von Guthrie's und Gray's allgemeiner Weltgeschichte die italienische, französische, niederländische und englische Geschichte 1770 — 76 mit einer Einsicht und Sorgfalt bearbeitet, die diesen Übersetzungen den Vorzug vor dem Original verschafft hat. Doch unsterblich ward sein Name durch seine Kirchengeschichte. Dieses anfangs weder so groß angelegte noch für Gelehrte bestimmte Werk, dessen Plan sich erst unter der Arbeit entwickelte, erschien unter dem Titel christliche Kirchengeschichte 1768 — 1803 in 35 Bänden, in denen die Erzählung bis zum Zeitpunkte der Reformation fortgeführt ist; daran schließt sich seine Kirchengeschichte seit der Reformation 1804 — 12 in 10 Bänden an, deren zwei letzte von Tzschirner mit rühmlicher Einsicht und Sorgfalt abgefaßt sind. Schröckh hat in seiner Kirchengeschichte unstreitig das schönste Zeugniß und die reifste Frucht seines Lebens gegeben; sie ist das vollständigste zusammenhängende Gemählde der Menschen und Begebenheiten, die seit achtzehn Jahrhunderten in der christlichen Kirche Bedeutung erhielten; und haben auch Andere Einzelnes tiefer aufgefaßt, beredter und freimüthiger dargestellt, so giebt es doch kein anderes Werk, in dem das Ganze umfassender lehrreicher und anziehender behandelt wäre, als in dem Schröckhischen. Auch solchen Lesern sagt es zu, die bei andern geistvollen Kirchenhistorikern die christliche Gesinnung ungern vermissen; denn die aufrichtige Frömmigkeit, mit der Schröckh an den Lehren und Gebräuchen seiner Kirche hing und die h. Schrift als ein über jeden Zweifel erhabenes Wort Gottes achtete, erlaubte ihm nicht, dem skeptischen Geiste neuerer theologischen Untersuchungen Einfluß auf seine Darstellungen zu verstatten. E.

Schröder (Friedrich Ludwig), geboren zu Schwerin den 3ten November 1744, ein als Schauspieler, dramatischer Dichter und Mensch gleich ausgezeichneter Mann. Seine Mutter, Sophie Charlotte, geborne Biereichel, aus Berlin, war die Gattin eines Organisten, von dem sie sich, weil er kein guter Wirth war, trennen mußte, worauf sie 1742 in Hamburg eine Schaubühne eröffnete. 1744 vereinigte sie sich wieder auf kurze Zeit mit ihrem Gatten, der bald nachher starb, und jener Wiedervereinigung verdankte Schröder sein Daseyn. 1749 verheirathete sich seine Mutter in Moskau mit dem berühmten Schauspieler Konrad Ernst Ackermann. Sie errichteten mit ihrem in Rußland ersparten Gelde in Königsberg eine eigne Schaubühne. In letzterer Stadt erhielt der junge Schröder auf dem Friedrichscollegium seinen

rsten Schulunterricht, und blieb dort während der Reisen seiner Äl-
ern eine Zeit lang zurück. Als Kind von zwei Jahren figurirte er
chon auf der Bühne und in seinem vierten Jahre sprach er zum er-
tenmal öffentlich. In Petersburg mußte er 1748 in einem allego-
ischen Vorspiele die Unschuld repräsentiren, wofür er den Beifall
er Kaiserin in einem so hohen Grade erhielt, daß sie ihn in ihre
Loge holen ließ, ihn auf den Schooß nahm und beschenkte. Nach
erschiedenen Wanderungen durch Preußen, Polen, die Schweiz und
m Rhein kam der junge Schröder mit seinen Ältern nach Hamburg,
vo Ackermann 1764 seine Bühne eröffnete, und der Gründer des dort
tehenden Theaters ward. Schröder machte bei dieser Schauspielun-
ernehmung zugleich den Balletmeister, und erntete durch seine fer-
igen komischen Tänze den höchsten Beifall ein. In der Komödie
pielte er damals die Bedienten mit Leichtigkeit und Laune; dabei
hatte er eine sehr geläufige Zunge und richtige Sprache, und belebte
eine Rollen durch ein höchst glückliches Mienenspiel. Als Ackermann
1767 seine Bühne an Seyler überließ, ging Schröder ab, weil Seyler
das Ballet aufgab, doch schon 1768 trat er wieder als Balletmeister
n die Seylersche Gesellschaft ein, von welcher Ackermann bald darauf
die Direction aufs neue übernahm. Nach Ackermanns Tode erhielt
r die Direction, und zeichnete sich durch große Kenntniß des Thea-
ers, durch seine eifrige Sorge für die sittliche und geistige Ver-
vollkommnung der Schauspieler, und durch seinen eigenen musterhaf-
en moralischen Wandel vor fast allen Theaterdirectoren auf das ruhm-
vollste aus. 1771 trat er zuerst als dramatischer Schriftsteller mit
einem Lustspiele, der Arglistige, auf, dem in der Folge mehrere
theils Originalwerke, theils Bearbeitungen ausländischer Stücke
olgten. Am 26sten Juni 1773 verheirathete er sich mit Anna Chri-
stine Hart (geb. 1756 zu Petersburg, und in der dortigen Tanzschule
rzogen), welche sich gleichfalls zu einer vortrefflichen Schauspielerin
bildete, wobei sie durch Jugend, Gestalt und Talent unterstützt
wurde. Im J. 1773 ging Schröder zum tragischen Fache über, und
bald erschien er als ein vollkommner tragischer Schauspieler. Früher
hatte er mit Erfolg jüngere Helden und Liebhaber, und komische Be-
diente in der höhern Komödie gespielt. Schröder verstand immer den
Dichter vollkommen; dabei hatte er seine Sprache, seinen Körper
und seine Einbildungskraft stets in seiner Gewalt. Schröders Gattin
glänzte besonders als Ophelia im Hamlet, so wie er in seinem
König Lear der Maaßstab tragischer Größe ward. 1780 machte er
ine große theatralische Reise. Er besuchte Paris, spielte in Berlin,
Wien, München und Mannheim, und nahm 1781 einen Ruf nach
em k. k. Theater in Wien an. Im Jahre 1782 erschien Schröder
n seiner glanzvollsten Periode als Dichter. Sein Testament,
der Murrkopf und der Fähndrich wurden zum erstenmale ge-
egeben, und mit außerordentlichem Beifall aufgenommen. 1785 kam
r von Hannover mit seiner Gesellschaft nach Hamburg, eröffnete
en 19ten April sein Theater, und seit dieser Zeit hat Hamburg un-
nterbrochen eine stehende Bühne gehabt. 1798 überließ er seine
Schaubühne an andere Unternehmer, und begab sich auf sein Gut
Relling; doch im Jahr 1811 übernahm er das Theater von neuem
und leitete die Direction bis an seinen Tod, den 3ten September
1816. Sein Leichenbegängniß war besonders durch die Theilnahme
er Freimaurer, in deren Orden er sich sehr thätig und wirksam be-
wiesen hatte, prachtvoll und feierlich. Unstreitig hatte Schröder sich

als dramatischer Dichter sehr große Verdienste erworben; als Mensch aber war er gewiß einer der edelsten Männer seines Standes, der mit Recht von seinen Mitbürgern verehrt und geliebt ward. Eine Charakteristik Schröders, von seinem Freunde Schink abgefaßt, s. in den Zeitgenossen IX. Heft; man vergleiche auch Böttigers Aufsatz über Schröder in dem Taschenbuche Minerva 1818. Eine umständliche Lebensbeschreibung Schröders hat man von Hrn. Prof. F. L. W. Meyer zu erwarten.

Schröder (Sophie), k. k. Hofschauspielerin in Wien, wurde im Jahre 1781 in Paderborn geboren. Ihr Vater hieß Bürger und war Schauspieler. Ihre Mutter, welche sich nach dem Tode ihres ersten Mannes mit dem rühmlich bekannten Schauspieler Keilholz verheirathete, folgte mit ihrer damals 12jährigen Tochter einem Rufe nach Petersburg. Sophie war von ihrer Mutter, obgleich sie schon als Kind in kleinen Rollen Talent bewiesen, dennoch nicht für die Bühne bestimmt, da aber das Personale der Tyllischen Schauspielergesellschaft in Petersburg sehr beschränkt, und durch den Tod der Madame Stollmers das Fach der jugendlichen Rollen in Oper und Schauspiel unbesetzt war, so gab diese den Bitten der bedrängten Directrice nach, und Sophie begann in der Dittersdorfschen Oper: das rothe Käppchen, als Fräulein Lina ihre theatralische Laufbahn. In Reval, wohin die Gesellschaft später reis'te, heirathete sie als 14jähriges Mädchen den Schauspieler Stollmers. Hier lernte sie auch Kotzebue kennen; auf seine Empfehlung erhielt sie ein Engagement bei dem Wiener Hoftheater. Sie spielte damals noch ausschließend naive Rollen und gefiel in ihren Debut-Rollen als Margarethe in den Hagestolzen, und Gretchen in den Verwandtschaften sehr. Nach einem Jahre verließ sie jedoch Wien wieder und ging nach Breslau, wo sie vorzugsweise für die Oper engagirt wurde. In der Rolle der Hulda in den beiden Theilen des Donauweibchens machte sie viel Glück. Im Jahre 1801 ward sie unter sehr vortheilhaften Bedingungen nach Hamburg berufen. Hier war es, wo sie die hohe Bahn betrat, auf welcher sie jetzt als ein Stern erster Größe glänzt; sie verwechselte nämlich das naive Rollenfach mit dem tragischen. Häuslicher Kummer hatte ihren sonst heitern Geist in eine melancholische Stimmung versetzt und den schlummernden Funken zur Flamme entzündet. Ihre erste Rolle in diesem Fache war die Zimmermeisterstochter Spindler in den Trauerspiele: Julius von Sassen. Diese gelang über ihre Erwartung und bestimmte sie, sich von nun an ganz dem tragischen Fache zu widmen. Im Jahre 1804 heirathete sie ihren zweiten Gatten, den Schauspieler Schröder, und lebte unter den günstigsten Verhältnissen zwölf Jahre lang in Hamburg, bis die kriegerischen Begebenheiten im Jahr 1813 sie bestimmten, diese Stadt zu verlassen. Nachdem sie eine Kunstreise gemacht, auf welcher sie überall Lorbeeren geerntet, nahm sie ein Engagement in Prag an, wo sie anderthalb Jahre blieb; nach Verlauf ihrer Contractzeit folgte sie einem ehrenvollen Rufe zu dem Wiener Hoftheater, dessen Zierde in hochtragischen Rollen sie noch ist. Ihre Phädra, Lady Makbeth, Merope, Sappho, Johanna von Montfaucon sind meisterhafte Gebilde.

Schröpfer (Johann Georg), ein Betrüger, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts großes Aufsehen machte. Nachdem er als Caffeewirth in Leipzig bankerott gemacht hatte, nahm er mit der größten Frechheit den Titel eines französischen Obersten und den

Namen eines Barons von Steinbach an, und wollte den Freimaurerorden, der nach seinem allerdings nicht grundlosen Vorgeben viel von seiner ursprünglichen Reinheit verloren hatte, reformiren; allein gerichtliche und außergerichtliche Züchtigungen veranlaßten ihn, ein Vorhaben aufzugeben, wozu er nicht den mindesten Beruf hatte. Desto mehr Aufsehen machte er als Geisterbeschwörer. Daß künstliche Vorkehrungen, ein von dunkelm Nebel erfülltes, nur durch das matte Licht hin- und hergetragener Kerzen erhelltes Zimmer, der durch berauschende Getränke exaltirte Zustand seiner Jünger die letztern in ihrem Glauben so unerschütterlich stark machte, ist wohl kein Wunder, da auch wahrscheinlich optische Spiegel und die Electricität hier mitwirkten, und sein Ansehen, durch den Beifall und den Schutz, welchen er von einem sehr erlauchten Gönner genoß, gegen jeden Angriff geschützt wurde. Wahrscheinlich war er das Werkzeng einer Partei, die ihn nachher verließ. Am 8ten October 1774 ging er mit einigen seiner Freunde, unter dem Vorwande, ihnen etwas Außerordentliches zu zeigen, in das Rosenthal bei Leipzig, entfernte sich seitwärts, und erschoß sich. Seine Papiere zeigten, daß er diesen Schritt mit Überlegung that; Geldmangel und gänzliches Verzweifeln an dem Gelingen seiner Plane waren die wahrscheinliche Ursache.

Schrot heißt beim Münzwesen das Gepräge oder die äußere Tüchtigkeit, das Gewicht, die äußere Form der Münze, im Gegensatz von Korn, welches den innern Gehalt (das gehörige gute Metall, welches jede ordentliche Münzsorte haben muß) bezeichnet. Außerdem heißt Schrot auch ein abgeschnittenes abgesägtes Stück, z. B. im Forstwesen alle dickere Stücke Holz, die zu Scheiten gehauen werden müssen, die Schröte zu den Röhren, im Eisenhandel die von einer Eisenstange abgehauenen Stücke, daher auch die Schrotart: ein Werkzeug etwas zu schroten, oder von einander zu hauen, Schrotsäge 2c.

Schroten bezeichnet im Allgemeinen ein Trennen, absondern und zugleich ein damit verbundenes Geräusch, daher wird in der Naturgeschichte ein eignes Geschlecht von Käfern Schröter genannt. Besonders aber heißt Schroten, Getraide in der Mühle in gröbliche Theile zermalmen, welche man nicht durch das Beuteltuch gehen läßt.

Schröter (Johann Hieronymus), ein berühmter Astronom, ist 1745 zu Erfurt geboren und lebt als Oberamtmann zu Lilienthal. Nachdem er zu Göttingen die Rechte studirt, zugleich aber durch Kästners Unterricht die Mathematik und besonders die Astronomie leidenschaftlich lieb gewonnen hatte, empfing er ebendaselbst die juristische Doctorwürde und ward 1778 bei der hannöverschen Regierung angestellt. Unausgesetzt mit seinem Lieblingsstudium, der Astronomie, beschäftigt, machte er 1779 und 80 wichtige Beobachtungen über die Sonne, die Venus, hauptsächlich aber über den Mond, welcher der Gegenstand seiner anhaltendsten Aufmerksamkeit wurde, und von dem er einen so genauen Atlas lieferte, daß wir diesen Planeten theilweise besser kennen, als eben so große Landstrecken unsrer Erde. Zu Lilienthal, wo Schröter Amtmann wurde, errichtete er eine herrliche Sternwarte, die er nach und nach mit den besten Instrumenten ausstattete. Sein dreizehnfüßiges Telescop erklärte Lalande für das beste unter allen vorhandenen. Seine Hauptwerke sind seine selenotopographischen Fragmente (1791 und 1802, 2 Bde. 4. mit Kupfern und Karten), seine cythereographischen Fragmente oder Beobachtungen über die gigantischen Gebirge, und die Rotation der Venus

(1793, 4.) und deren Fortsetzung unter dem Titel Aphroditographische Fragmente (1796, 4.) ferner Kronographische Fragmente zur genauen Kenntniß des Planeten Saturn, seines Ringes und seiner Trabanten (1808, 8.).

Schub, Schubwesen, eine in neuerer Zeit eingeführte polizeiliche Maaßregel, um sich der fremden Bettler, Landstreicher, Vagabunden und andern lästigen und der allgemeinen Sicherheit gefährlichen Gesindels zu entledigen, welche darin besteht, daß man dergleichen Subjecte aufgreift und unter Aufsicht von Ort zu Ort und Land zu Land bis zu ihrem Geburtsort zurückschaffen läßt, weil nach den allgemeinen Rechtsgrundsätzen der Geburtsort desjenigen, der sich nicht selbst ernähren kann oder sich nicht auf eine ehrliche für Andre nützliche Weise ernähren will, zunächst die Obliegenheit hat, ihn im erstern Fall zu unterstützen, im letztern aber durch Zwang dazu anzuhalten.

Schubart (Christian Friedrich Daniel), geboren den 26sten März 1739 zu Obersontheim in der Grafschaft Limporg. Er zeigte anfangs wenig Fähigkeiten; aber plötzlich erwachten seine Geisteskräfte, er übertraf bald alle seine Mitschüler, und bewies ein bewundernswerthes musikalisches Genie. 1753 schickte ihn sein Vater auf das Lyceum zu Nördlingen. Hier las er die griechischen und römischen Classiker, studirte auch die Werke deutscher Dichter, besonders Klopstocks Messias, und machte außer lateinischen und deutschen Ausarbeitungen, auch Volkslieder, welche er selbst componirte. 1756 wurde er auf die Schule zum heiligen Geist nach Nürnberg geschickt, wo er für seinen Kunstsinn Nahrung fand. Er ging 1758 nach Jena. Ein zügelloses Leben stürzte ihn in Schulden. Er kam mit zerrütteter Gesundheit nach Hause zurück. Die Musik zog ihn bald von der Theologie ab. Nachdem er kurze Zeit Hauslehrer gewesen, suchte er in Aalen und der Gegend umher sein Brot durch Predigen für die dortigen Geistlichen zu verdienen. Nachher ward er Schullehrer und Organist in Gaislingen, und verband sich 1764 mit einer Frau, die sich ganz in seine wunderlichen Launen zu schicken wußte, und den großen Kummer, den er ihr so häufig machte, sanft und geduldig ertrug. 1768 wurde er Musikdirector in Ludwigsburg, wo er nebenher einigen Offizieren Vorlesungen über Ästhetik hielt, aber sich immer größern Ausschweifungen überließ. Seine Frau wurde schwermüthig darüber; ihr Vater nahm sie mit ihren Kindern zu sich. Schubart selbst wurde wegen seiner Unsittlichkeit zur Verantwortung gezogen, und auf eine Zeit lang ins Gefängniß gesetzt. Wegen eines satirischen Liedes auf einen Höfling und wegen einer Parodie der Litanei wurde er endlich seines Amtes für verlustig erklärt, und des Landes verwiesen. Ohne zu wissen, wohin, verließ er, nur mit Einem Thaler, Ludwigsburg, und kam nach Heilbronn, wo er sich von Musikunterricht nährte. Der Gedanke an seine unglückliche Familie trieb ihn nach Heidelberg, endlich nach Mannheim, wo ihn der menschenfreundliche Graf von Nesselrode aufnahm, bis er endlich von dem Churfürsten von der Pfalz Befehl erhielt, sich vor ihm hören zu lassen. Schubarts Spiel gefiel dem Churfürsten, und schon wollte dieser ihn anstellen, wo er durch eine unvorsichtige Äußerung über die Mannheimer Akademie sich den Unwillen des Fürsten zuzog. Hierauf nahm ihn der Graf Schmettau bei sich auf. Nachher ward er mit dem bayerschen Gesandten, Baron Leiden, bekannt, der ihm rieth, catholisch zu werden. Noch ehe er diesen Rath aus-

ihren können, mußte er auch München verlassen. Nun ging er nach Augsburg, wo er seine deutsche Chronik schrieb, die in kurzer Zeit eines der gelesensten deutschen Zeitblätter ward. Er gab Unterricht in der Musik und in den Wissenschaften, schrieb und dichtete, und gab Leseconcerte, in denen er die neuesten Stücke der deutschen Dichter mit dem größten Beifall declamirte. Alles dies wurde ihm reichlich bezahlt, aber durch Unbesonnenheiten und Ausschweifungen machte er sich, besonders unter der Geistlichkeit, die er angriff und verspottete, viel Feinde. Plötzlich wurde er auf Befehl des katholischen Bürgermeisters verhaftet und genöthigt, die Stadt zu verlassen. Er ging nach Ulm, setzte dort seine Chronik fort, zog sich aber auch hier, wo er sich wieder mit seiner Familie vereinigt hatte, eben so viel Feinde als Freunde zu. Als angenehmer Gesellschafter hatte er sich viel Liebe erworben, aber bald sollte er auf Anstiften des kaiserlichen Ministers, Generals Ried, verhaftet werden, weil er in seiner Chronik gemeldet hatte, die Kaiserin Marie Therese sey vom Schlage gerührt worden. Schubart wurde auf eine verrätherische Weise ins Würtembergische gelockt, zu Blaubeuren (22sten Jan. 1777) auf landesherrlichen Befehl arretirt, und auf die Festung Asberg gebracht. Der Festungscommandant war ein Biedermann. Er tröstete den Unglücklichen, und theilte ihm geistliche Bücher mit, welche mystischen und theosophischen Inhalts waren. Der durch Ausschweifungen entnervte, von Leiden niedergedrückte, zur Hypochondrie geneigte und mit einer glühenden Phantasie begabte Schubart ward jetzt für das Mystische gestimmt. Im Februar 1778 wurde seine Gefangenschaft etwas erleichtert. Nachdem er zehn Jahre, ohne alles Verhör, im Kerker gesessen hatte, ward er im März 1787 befreiet, und zum Director der herzoglich würtembergischen Hofmusik und des Theaters zu Stuttgart ernannt. Noch während seiner Gefangenschaft hatte er seine Gedichte herausgegeben, die von seinen zahlreichen Freunden mit enthusiastischem Beifall aufgenommen wurden. In Stuttgart fing er an, seine deutsche Chronik unter dem Titel: Vaterlandschronik, auch seine musikalischen Arbeiten und seine Lebensbeschreibung herauszugeben. Aber er starb schon vor Beendigung der letztern den 10. Oct. 1791 im 52sten Jahre seines Alters. Schubart war kein classischer Dichter und Prosaist, aber ein genialer kräftiger Kopf, den seine sonderbaren Schicksale, seine Verirrungen und Thorheiten eben so merkwürdig machen, als seine Talente. Seine Chronik war ein echtes Volksblatt über Politik, Literatur, Kunst und vaterländische Sitten, dem er durch seine nie versiegende Laune, durch beständig abwechselnde Formen, durch Freimüthigkeit, Popularität und Herzlichkeit stets neues Interesse zu geben wußte. Sie kam heraus von 1774 — 1778. Seine sämmtlichen Gedichte, die außer vielem Schwülstigen, Rohen und Überkräftigen, auch viel Volksmäßiges, Feuriges und Erhabenes enthalten (man erinnere sich des Hymnus auf Friedrich den Großen, der Fürstengruft und des kräftigen Volksliedes: Auf, auf ihr Brüder! rc.), wurden zu Frankfurt am Main 1787 in 2 Octavbänden herausgegeben. Eine bessere und auserwähltere Sammlung derselben besorgte sein Sohn ebendaselbst 1802 in 2 Bänden. Letzterer, königlicher preußischer Legationsrath zu Nürnberg (starb 1812), gab auch 1806 zu Wien: Christ. Friedr. Dan. Schubarts Ideen zur Ästhetik der Tonkunst und vermischte Schriften seines Vaters, Zürich 1812 in 2 Theilen 8, her=

aus, gleichfalls voll genialer Ansichten und Urtheile, wenn auch fragmentarisch.

Schubart von Kleefeld (Johann Christian), saalfeld-coburgischer Geheimerath, geboren zu Zeitz im J. 1734 in einer bürgerlichen Familie, trat in die Dienste eines dortigen Amtmanns, und wurde bald Haushofmeister des chursächsischen Gesandten am Wiener Hofe. Wahrscheinlich kam er hier in maurerische Verbindungen, in welchen er sich nachher, unmittelbar neben dem Baron Hund, durch Einführung und Verbreitung eines neuen Systems der Maurerei (des Systems der stricten Observanz) sehr merkwürdig machte. Nach dem Ende des siebenjährigen Kriegs kam er als großbritannischer Kriegscommissär und als hessendarmstädtischer Hofrath in sein Vaterland zurück, und kaufte 1768 und 1774 die Güter Würschwitz, Pobles und Kreischa. Hier beschäftigte er sich ganz mit Verbesserung der Landwirthschaft. Sein Name wurde vortheilhaft bekannt, als er 1782 den Preis wegen der von der Berliner Akademie der Wissenschaften aufgestellten Preisaufgabe, über den Anbau der Futterkräuter, erhielt. Dieses Verdienst verschaffte ihm auch den Namen eines Adelichen von Kleefeld. Er stellte nun ein neues System der Landwirthschaft auf, dessen Grundlage war: Abschaffung der Brache, und mit dieser der Hut- und Triftgerechtigkeiten, um dadurch den Futterkräuterbau emporzubringen, der dann die Mittel giebt, größere Viehstände auf den Ställen zu füttern, und auf diesem Wege mehr Düngung zu erlangen, mittelst deren der Getraidebau verdoppelt und der Anbau andrer nützlichen Gewächse möglich gemacht werden können. Auch brachte er den Tabaksbau, Krappbau und die Runkelrüben durch Lehre und Beispiel in Aufnahme. Seine wichtigsten Verbesserungsvorschläge findet man in seinen ökonomisch-cameralistischen Schriften, 6 Bände, Leipzig 1786, und in seinem ökonomischen Briefwechsel, 4 Hefte, ebendas. 1785. Er fand mit Recht viele Anhänger und Nachahmer, wiewohl die Heftigkeit und Unduldsamkeit, womit er fremde Meinungen bestritt, ihm auch viele Feinde zuzogen. Unter den Verbesserern der Landwirthschaft wird er immer einen ehrenvollen Platz behaupten. Er starb 1787; seine Biographie erschien zu Berlin 1790.

Schublehen (Schupflehen, Falllehen) heißen solche Lehen, welche die Inhaber nur auf eine gewisse Zeit besitzen, so daß der Grundherr sie wieder einziehen kann, wenn er will. Der Name wird von dem Worte schieben hergeleitet, weil die Erben solche Lehen nicht von ihrem Erblasser erhalten, sondern sie von dem Lehnsherrn gleichsam weggeschoben werden.

Schuckmann (N. N. von), königlich preußischer Staatsminister, Minister des Innern und des Cultus, geboren im Meklenburgischen im J. 1754, studirte in Halle die Rechte, und widmete sich darauf dem preußischen Justizfache, weshalb er bei dem Kammergericht zu Berlin als Referendarius eintrat. Bald erwarb er sich den wohlverdienten Ruf eines thätigen und fähigen Arbeiters. Er wurde Kammergerichtsrath und nach Breslau zur dortigen Regierung versetzt. Zur Anerkennung seiner Thätigkeit und Geschicklichkeit ward er im J. 1792 als Oberpräsident in die fränkischen Fürstenthümer Anspach und Bayreuth geschickt, welches Amt er auch bis zu dem unglücklichen Jahre 1806 mit musterhafter Treue und Umsicht verwaltete. Dem preußischen Staate unwandelbar ergeben, lehnte er mehrere Anträge fremder Höfe ab, und lebte ohne Anstellung auf ei-

nem Landgute in Schlesien, bis er im J. 1810 bei der unter der Leitung des Staatskanzlers von Hardenberg veränderten Einrichtung der obersten Staatsbehörden als geheimer Staatsrath und Chef der Abtheilung für den Cultus, die Gewerbe und den Handel in Berlin angestellt wurde. Statt der letztern erhielt er 1812 die Abtheilung der allgemeinen Polizei, und 1814 würde er Minister des Innern. Geschäftskenntniß, Gewissenhaftigkeit, Thätigkeit und richtige Urtheilskraft machen ihn vollkommen würdig und fähig, an der Spitze einer Verwaltungsbehörde zu stehen. Zum Chef des Unterrichts- und Erziehungswesens war er minder geeignet, da seine Vorurtheile gegen alle höhere Speculation, namentlich gegen die Naturphilosophie und den Magnetismus, so wie seine Unbekanntschaft mit allen Ansichten der Ästhetik, die über die allgemeine deutsche Bibliothek hinausreichen, auf den Geschäftsgang manchen unverkennbar ungünstigen Einfluß haben mußten. — Übrigens ehrt der preußische, besonders der schlesische Erbadel in ihm einen treuen Verfechter seiner Privilegien und Gerechtsame.

Schuh, s. Fuß.

Schuldheiß, s. Schulze.

Schuldschein (Schuldverschreibung, Obligation, lateinisch Chirographum), ist eine solche Schrift, worin ein Schuldner bekennt, daß er dem Gläubiger eine gewisse Sache oder Quantität schuldig sey. Weil, besonders bei Darlehnsverträgen, von dem Schuldner häufig dem Gläubiger Schuldscheine ertheilt werden, ehe noch der letztere dem erstern das Darlehn wirklich vorgestreckt hat, so ist die Beweiskraft durch die Gesetze sehr beschränkt worden, und es soll ein solcher Schuldschein erst nach Ablauf zweier Jahre gegen den Aussteller beweisen, selbst wenn in der Verschreibung ausdrücklich die Auszahlung des Darlehns anerkannt ist. Vor Ablauf der zwei Jahre kann der Schuldner sich nicht blos mit der Einrede des nicht gezahlten Geldes schützen; er kann auch den ausgestellten Schein mittelst einer Klage zurückfodern. Bei wirklich geleisteter Zahlung des Darlehns ist es daher für den Gläubiger sehr rathsam, sich außer dem Schuldschein noch eine besondre Quittung über das Darlehn geben zu lassen, oder die Zahlung desselben in Gegenwart zweier oder mehrerer sicheren Zeugen an den Schuldner zu leisten, weil ihm sonst, wenn der letztere oder dessen Erben den Empfang des Geldes läugnen, die Beweislast obliegen würde. Um diesen Beweis zu führen, genügt es übrigens, wenn der Gläubiger darthun kann, daß der Schuldner ihm Zinsen bezahlt habe. Auch ist es zur Gültigkeit jedes Schuldscheins erfoderlich, daß die Schuldursache darin aufgeführt sey, weil sich der Debitor sonst gleichfalls mit einer Einrede wegen dieses Fehlers schützen kann. Endlich muß jeder klagbaren Schuld ein rechtliches, d. h. durch die Gesetze nicht verbotenes Geschäft, (wie z. B. in den meisten Ländern Spiele und Wetten sind), zum Grunde liegen. Ist ein in einem Lande verbotenes Geschäft als Schuldursache (causa debendi) in dem Schuldschein angeführt, so ist es unverbindlich. Nach Ablauf der zwei Jahre findet die Einrede des nicht gezahlten Geldes nicht mehr Statt, doch giebt es bekanntlich Schutzmittel genug, wodurch sich listige Advocaten und säumige Gläubiger selbst gegen die bündigste Schuldverschreibung auf längere Zeit schützen können. — Noch bemerken wir, daß eine Quittung (Apocha) oder ein Schein über eine geleistete Zahlung, ohne Verpflichtung zur Rückzahlung, erst nach 30 Tagen gegen den Aussteller

53 *

beweis't, und daß der Letztere im Fall nicht geleisteter Zahlung das Recht hat, sie zurückzufodern. Öffentliche, d. h. vor Gericht ausgestellte und bestätigte Schuldscheine und Quittungen bedürfen jedoch keines Ablaufs von zwei Jahren oder 30 Tagen, um gesetzliche Beweiskraft zu erlangen.

Schule nennt man in der Reitkunst die künstlichen und regelmäßigen Gänge des Pferdes, so wie die Art und Weise, die der Reiter zu beobachten hat, das Pferd gehörig zu regieren und es seinem Willen gemäß zu leiten. Das Zureiten der Pferde geschieht gemeiniglich auf besondern mit Sand und Kies beschütteten Plätzen, die man Reitbahnen nennt. Ein in der Schule zugerittenes und in derselben gebrauchtes Pferd heißt Schulpferd, und schulgerecht reiten, den Regeln, welche die Reitschule vorschreibt, gemäß reiten.

Schüle (Johann Heinrich, Edler von), einer der berühmtesten deutschen Fabrikanten neuerer Zeit, wurde den 13ten December 1720 zu Künzelsau in Franken geboren, wo sein Vater ein Nagelschmidt war. Entblößt von allem Einflusse, welchen berühmte Vorfahren, Reichthümer und große Gönner gewähren, hatte dieser Mann seinen nachmaligen Wohlstand und Ruhm nur als den Lohn seines frühen Fleißes, seiner unermüdeten Thätigkeit, seiner Aufmerksamkeit und seines unablässigen Forschens anzusehen. 1739 kam er nach Straßburg in die Lehre, und 1745 erhielt er einen Ruf als Handlungsdiener nach Augsburg, wo er sich kurz darauf verheirathete, und dadurch neben einem eigenen Hause eine Ausschnitthandlung von ungefähr 8000 Gulden erwarb, da sein eigenes Vermögen nur aus 10 Ducaten bestand. Nun erweiterte er in Kurzem seinen Handel, widmete sich besonders dem Vertriebe von Kattun und Bambezeen, und munterte die Weber zur Veredelung ihrer Waare auf, wodurch der Umsatz in diesem Artikel bald ein neues Leben erhielt. Anfangs ließ er seine Waaren in Hamburg drucken, aber 1753 fing er an, sie in Augsburg selbst einmalen zu lassen, und weil die Hamburger zu viel Lohn verlangten, legte er 1759 eine eigne Zitzmanufactur an, deren Erzeugnisse sehr bald in den meisten europäischen Ländern, wegen der Zeichnung, Frischheit der Farben, netten Appretur und reinen weißen Bleiche weit mehr gesucht waren, als die holländischen und englischen. Er setzte vom 18ten December 1745 bis zum 8ten September 1766 blos durch den Verbrauch in Kattunen, seinen Gewinn ungerechnet, in Augsburg die Summe von 3 Millionen, 754,329 Gulden 49 Kreuzer in Umlauf, während welcher Zeit die Augsburgischen Weber für ihn 233,669 Stücke gewebt, und dafür 1 Million 853,082 Gulden erhalten hatten. Ein Prozeß mit dem Magistrat und der Weberzunft, wegen der Einfuhr ostindischer Kattune, welcher erst 1785 geendigt wurde, veranlaßte ihn 1766 nach Heydenheim im Würtembergischen zu gehen, woher er aber 1768 wieder nach Augsburg zurückkehrte. Er vervollkommnete nun seine Kattundruckerei immer mehr durch Erfindung neuer Farben und Muster, und führte das schöne Gebäude vor dem rothen Thore auf. Schon 1772 erwarben ihm seine Verdienste den Adel, den Titel eines kaiserlichen wirklichen Rathes und ein Privilegium, daß seine Zeichnungen und Modelle von keiner andern Fabrik sollen nachgemacht werden dürfen, und daß er befugt seyn solle, seine Zitze besonders zu bezeichnen, so wie auch seine Fabrik unter besonderm kaiserlichen Schutz stehen solle. Unglückliche Combinationen von Umständen und sein vielleicht zu un-

biegsamer Charakter brachten diese berühmte Fabrik späterhin nach und nach ins Stocken und er starb, seinen Ruhm überlebend, den 17ten April 1811 in ziemlich dürftigen Umständen. Seine großen Fabrikgebäude in Augsburg wurden in eine Tabaksfabrik umgewandelt.

Schulen sind Pflanzstätten der Menschenbildung, die nirgend fehlen dürfen, wo Menschen gesellschaftlich beisammen wohnen. Das Leben bildet zwar Gemüth und Charakter nachdrucksvoller, als es die Schule vermag. Auch ohne sie kann die stille Beschauung zu selbstständiger Erkenntniß, der Verkehr mit der Welt und der Drang anregender Umstände zur Tüchtigkeit im Handeln bringen. Große Helden und Führer der Völker glänzen in der Geschichte, die nie eine Schule besuchten, denn die genialische Kraft dringt wohl überall von selbst und am mächtigsten da hervor, wo kein Schulwitz ihr in den Weg tritt. Doch wenn die Völker nicht blos von wenigen Kraftvollen oder Ehrgeizigen unterjocht und vertreten seyn, sondern selbst erkennen und thun wollen, was ihnen frommt; wenn die Einzelnen nicht als Zahlen in der Masse, sondern als freie denkende Menschen gelten, mit Überzeugung und Lust zum Gesammtwohl wirken und im Augenblicke der Noth verständig eingreifen sollen, wo die gemeinschaftliche Sache ihrer bedarf: so muß der Zugang zu Kenntnissen und Einsichten jeder Art auch den Niedrigen und Minderbegabten offen stehen. Anstalten, die diesem Grundsatze entsprechen, zeigt uns die Geschichte erst in spätern Zeiten. Die alte Welt überließ Erziehung und Unterricht dem häuslichen Leben. Da die Erwachsenen selbst im Wissen noch Kinder waren, lernte die Jugend nicht mehr, als sie von den Ältern gelegentlich hörte und absah. In Ländern, wo die Hierarchie des Priesterthums oder der Despotismus der Könige über die Völker herrschte, entstanden zuerst Schulen für die Söhne der Großen und Priester. In einer ägyptischen Priesterschule wurde Moses, in einer Erziehungsanstalt am persischen Hofe Cyrus gebildet; die indischen Braminen pflanzten ihre Weisheit in Geheimschulen fort, die Gesetzkundigen unter den Hebräern vor dem Exil in den Prophetenschulen, nach dem Exil in den Synagogen und Rabbinenschulen, wo wißbegierige Jünglinge sich um einen Meister versammelten, wie es noch Cäsar bei den Druiden in Gallien fand. Die Bildung war geschlossen und Wenigen zugänglich. Der Unterricht beschränkte sich auf Lehrgespräche, Lesen, Memoriren und Auslegen heiliger Bücher. Mehr geschah unter den Griechen. Schon 500 vor Chr. Geb. lernten in ihren Städten Knaben und Mädchen lesen, schreiben und rechnen in Winkelschulen, denn die Gesetzgebung überließ die Bildung der Jugend der älterlichen Willkühr, und was Lykurg in Sparta veranstaltete, war mehr auf körperliche Erziehung abgesehen. Jünglinge, die nach etwas Höherem strebten, benutzten den Unterricht der Philosophen und Sophisten, dessen schönste Proben die Sokratischen Dialogen Platons und Xenophons sind. Das Landvolk blieb in Unwissenheit. Eben so bei den Römern, wo man um 300 v. Chr. Geb. Knabenschulen für die Städter, und seit dem Zeitalter Cäsars, der den Lehrern das Bürgerrecht ertheilte, die höhern Lehranstalten der Grammatiker hatte. Hier wurde die lateinische und griechische Sprache wissenschaftlich erlernt, und von den Grammatikern gingen fähige Jünglinge zu berühmten Rhetoren über, die, wie Quintilian, sie durch oratorische Übungen (declamationes) zur öffentlichen Beredsamkeit bildeten. Ein geordnetes Schulwesen

aber hatten alle diese Völker des Alterthums nicht. Die Schulen waren Anstalten besonderer Casten oder Privatunternehmungen. Kaiser Vespasian stiftete zuerst zur Bildung der römischen Jünglinge für den Staatsdienst öffentliche Professuren der Grammatik und Rhetorik mit bestimmter Besoldung und 150 nach Chr. Geb. gründete Antoninus Pius Kaiserschulen in den größern Städten des römischen Reichs, welche sich mit unsern Kreisschulen und Gymnasien vergleichen lassen, ohne jedoch, wie diese, durch ein Classensystem und Zusammenwirken der Lehrer zum Ganzen geordnet zu seyn. Vielmehr näherte sich die hohe Kaiserschule zu Rom nach der Constitution, die ihr Valentinian 370 gab, der Verfassung unsrer Universitäten. Die berühmteste hohe Schule für wissenschaftliche Bildung blieb Athen, wo noch bis ins 9te Jahrhundert Studirende aus allen europäischen Staaten sich einfanden, und ein oft sehr zügelloses Burschenleben führten. In den niedern römischen Schulen alten Styles war die Disciplin sehr streng. Stock und Ruthe regierten neben der Grammatik und nicht Ovid allein klagte über die Härte eines Orbils. Inzwischen hatte das Christenthum dem Unterrichte neuen Stoff und Schwung gegeben. Zuerst im Orient von den Geistlichen ausgehend, kam er allmählig ganz in ihre Hand und unter ihre Aufsicht. Wo es Christen gab, errichteten sie Schulen für Catechumenen in Städten und kleineren Flecken und zur Bildung der Kleriker in einigen Metropolen auch Catechetenschulen, von denen im 2ten bis zum 4ten Jahrhundert die zu Alexandria die blühendste war. Seit dem 5ten Jahrhundert scheinen jedoch diese höheren Lehranstalten erloschen, und an ihre Stelle die Episcopal- oder Kathedralschulen gekommen zu seyn, worin die für den geistlichen Stand bestimmten Jünglinge neben der Theologie die sogenanten sieben freien Künste lernten, nämlich Grammatik, Dialectik, Rhetorik (Trivium), Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik (Quadrivium), wie sie der Afrikaner Martianus Capella 470 zu Rom dürftig genug in seiner Encyclopädie behandelt hatte, welche bei 1000 Jahre lang das herrschende Schulbuch in Europa blieb. Die Kaiserschulen verloren sich, da in der Periode der Völkerwanderung die Besoldungen ausblieben, theils in diese Kathedralschulen, theils in die städtischen Parochialschulen für Knaben und Jünglinge aus allen Ständen, worin auf Lesen und Schreiben der nun beliebte encyclopädische Cursus des Trivium folgte, daher sie späterhin den Namen Trivialschulen erhielten. Bedeutender als diese Anstalten wurden seit dem 6ten Jahrhundert die Klosterschulen, die anfangs blos Pflanzstätten für das Mönchsleben waren, bald aber auch als Bildungsanstalten für Laien benutzt wurden. Die Benedictinerklöster in Irland, England, Frankreich und Deutschland glänzten vom 6ten bis in das 11te Jahrhundert als die Hauptsitze der neuern europäischen Cultur. Die Zucht war hart und mönchisch, der Unterricht aber meist besser als in andern Lehranstalten, theils wegen des öftern Zusammenflusses vorzüglicher Köpfe, die sich dem Mönchsleben zuwendeten, theils wegen der bessern Gelegenheit, bei dem beständigen Verkehr der Klöster unter einander, und der Vereinigung schreibseliger Kleriker in ihnen, zum Besitze ansehnlicher Bibliotheken zu gelangen. Einzelne lehrhafte Priester und Mönche zogen weither Schüler an sich. Vor andern berühmt waren die Klosterschulen zu Armagh und Cloghar, zu Canterbury, York und Westminster, zu Tours, Rheims, Clermont,

Paris, zu Salzburg, St. Emmeran in Regensburg, Hersfeld, Corey, Fulda, wo Rabanus Maurus, der größte deutsche Schulmann des 9ten Jahrhunderts, lehrte, Hirschau und St. Blasien auf dem Schwarzwald u. s. w., aus denen die Gelehrten jener Jahrhunderte hervorgingen. Sie gaben der scholastischen Philosophie (Scholastici hießen die Lehrer an den Klosterschulen) Gestalt und Namen, und wetteiferten mit den bischöflichen Kathedralschulen, doch immer mehr zum Vortheil der Hierarchie, als der allgemeinen Nationalbildung. Diese hatte Carl der Große bei der Verordnung im Auge, die er 789 zur Verbesserung des Schulwesens für die Völker seines weiten Reiches ausgehen ließ. Nicht nur jeder Bischofssitz und jedes Kloster, sondern auch jede Parochie in Städten und auf dem Lande sollte eine eigne Schule haben, jene zur Bildung der Geistlichen und Staatsbeamten, diese zur Verbreitung der Cultur in den niedern Ständen (vergl. d. Art. Landschulen). In seinem Hofe errichtete Carl eine Akademie ausgezeichneter Gelehrten, von denen er selbst lernte und in der damit verbundenen Hofschule (Schola Palatii) für seine Prinzen und andre fähige Knaben adelichen und unadelichen Standes Unterricht ertheilen ließ. Diesen beiden mit seinem Hoflager herumwandernden Instituten setzte er seinen gelehrten Freund Alcuin (s. d. Art.) als Rector vor. Auch die Damen seines Hofes nahmen an dem Unterrichte Theil, die denn mehrere Frauenklöster in der Sorge für die Cultur ihres Geschlechts hinter den Mönchsklöstern nicht zurückblieben, und die Fräulein Latein lernten, wie jetzt französisch. Carl führte selbst die Oberaufsicht über die Schulen seines Reichs, ließ sich Berichte einsenden, stellte Visitationen und Schulprüfungen an, und hielt den Schülern seiner Hofschule in eigner Person Ermahnungsreden. Da der Klerus an den Kathedral- und Domkirchen sich im 9ten Jahrhundert zum canonischen Leben vereinigt und hierdurch Stifter gegründet hatte, entstanden die Stiftsschulen, welche sich mehr der allgemeinen Bestimmung der Trivialschulen näherten, dagegen die bischöflichen Schulen Seminarien für den geistlichen Stand blieben, oder in die Verfassung der Facultätsschulen und späterhin der Universitäten übergingen. Maynz, Trier, Cöln, Lüttich, Utrecht, Bremen, Hildesheim hatten im 10ten Jahrhunderte berühmte Stifts- oder Domschulen. Doch fehlte es bald wieder an Aufmunterung von oben. Carls Verordnungen wurden während der Regierungsstreitigkeiten seiner Enkel, unter denen auch seine Akademie und Hofschule einging, nicht mehr aufrecht erhalten und seine Schöpfung verfiel, wie die mit gleichem Eifer und Umfang im 9ten Jahrhundert begonnene Schulorganisation des großen Alfreds in England durch die Einfälle der Dänen gestört wurde, und ungeachtet Eduard der Bekenner sie wieder herzustellen suchte, allmählig in Vergessenheit kam. Inzwischen hatten die Rabbinenschulen der Juden in Syrien, Nordafrika, und selbst in Europa, wo es zu Lünell in Frankreich im 7ten Jahrhunderte und zu Corduba in Spanien im 10ten und 11ten Jahrhunderte jüdische Akademien gab, Überreste der wissenschaftliche Cultur des Alterthums fortgepflanzt, und mit freierm Geist und Geschmack seit dem 9ten Jahrhunderte die Schulen der Araber im orientalischen und afrikanischen Chalifat und in den maurischen Königreichen auf der pyrenäischen Halbinsel sich erhoben. Ihre Fortschritte in den mathematischen und medicinischen Wissenschaften theilten sich zunächst dem

Süden des christlichen Europa mit. In Italien, wo nach der unter den Gothen und Longobarden eingerissenen Barbarei erst König Lothar im 9ten Jahrhundert wieder Schulen für die größeren Städte angelegt hatte, so wie in Spanien und Frankreich wurde beim Entstehen der Facultätsschulen der Einfluß arabischer Cultur bemerklich. Zu Salerno, Montpellier und Sevilla lehrten arabische Ärzte, und die naturhistorischen und mathematischen Werke der Sarazenen wurden auch von christlichen Gelehrten gesucht. Dagegen gab die Ausbildung des päpstlichen Kirchenrechts Anlaß zur Gründung besondrer Rechtsschulen, unter denen Bologna und Lyon den größten Ruf erlangten. Das Privilegium der akademischen Freiheiten, das die erstere 1158 vom Kaiser Friedrich I. erhielt, wurde die Grundlage zur Verfassung der Universitäten, die im 12ten und 13ten Jahrhundert entstanden. Es bedurfte auch solcher unabhängigen gelehrten Körper, um in jenen Jahrhunderten, wo die Trägheit und Üppigkeit des Klerus Stifts- und Klosterschulen in Verfall gerathen ließ, neue Generationen von Lehrern zu bilden, und das Interesse der Nationen für die Wissenschaften zu beleben. Allein auch hierbei konnte es nicht an kirchlicher Einseitigkeit fehlen, da seit dem Anfange des 13ten Jahrhunderts die Bettelmönche nicht nur mit ihren Klöstern Volksschulen verbanden, und in den städtischen Parochien als Kinderlehrer auftraten, sondern sich auch als Docenten in die Universitäten einzudrängen wußten, um das Gewicht ihres Ordens und die Macht des Papstes zu erhöhen. So war denn der Zustand des Schulwesens im Mittelalter keineswegs so blühend, als nach der Regsamkeit früherer Jahrhunderte, und nach Carls des Großen Anstalten zu erwarten gewesen. An die Stelle des freien Vortrags kam selbst in höheren Schulen das zeitraubende Dictiren, Gedächtnißkram galt für Gelehrsamkeit, der todte Buchstabe regierte und eine Sokratische Anleitung zum Verstehen des Erlernten wurde fast überall vermißt. Die Schüler auf den lateinischen oder Trivialschulen brachten die meiste Zeit mit Abschreiben der Lehrbücher hin. In den niedern Parochialschulen wollten die Mönche das Schreibenlernen nicht einmal zulassen; denn das vor Erfindung des Bücherdrucks ungemein wichtige und einträgliche Gewerbe der Schreibekunst sollte dem Klerus vorbehalten (ars clericalis) bleiben, und das Recht, Schreibschulen für die Bürgerkinder zu errichten, mußte durch besondre Verträge mit der Geistlichkeit von den Stadträthen erworben werden. Beim Emporkommen des Bürgerstandes fingen diese Obrigkeiten selbst für den von der Geistlichkeit sehr vernachlässigten Jugendunterricht an zu sorgen, und stifteten eigne Stadtschulen, in denen Lesen, Schreiben und das Trivium gelehrt wurde. Für diese, und da die Canonici und Pfarrer aufgehört hatten, sich mit dem Jugendunterrichte zu beschäftigen, auch für die Stifts- und Parochialschulen wurden herumschweifende Mönche und Studenten zu Lehrern angenommen. Hierdurch bildete sich ein Schullehrerstand, der zwar dem geistlichen Stande, (welcher damals allein im Besitze gelehrter Bildung war) angehörte, aber durch seine zunftartigen Abstufungen und durch das sittenverderbende Wandern von Ort zu Ort einen eignen, handwerksmäßigen Charakter erhielt. Die Schul- und Kindermeister wurden von den Stadträthen und Pfarrern auf Jahresfrist oder vierteljährige Aufkündigung gedungen, und mußten nach Maaßgabe der Kinderzahl selbst auf ähnliche Weise Gehülfen annehmen, und ihre Besoldung mit ihnen theilen. Diese Unter-

hrer oder Gesellen (Locati, weil sie gedungen wurden, Stampua-
s, weil sie den Elementarunterricht ertheilten) waren, auch wo
as Patronatrecht den Stadträthen zustand, nebst ihren Meistern,
n Pfarrern untergeben, welche sie als Schreiber und Kirchendiener
rauchten. Bisweilen hießen die Schulmeister, welche Latein lehr-
n, Rectoren; die Unterlehrer, denen der Unterricht im Singen,
esen und in der Religion (Auswendiglernen des Glaubens, der 10
ebote, der Gebete und Psalmen) anvertraut war, Cantoren.
us dieser Abtheilung entstand in Deutschland der Unterschied der
ateinischen und deutschen Schulen, welche seit dem 16ten
ahrhundert entweder völlig von einander getrennt, oder wie an
n meisten Orten geschah, durch Anstellung von Conrectoren und
ubrectoren als Gehülfen des Rectors beim Unterricht in den classi-
hen Sprachen und durch Einführung der Anfangsgründe des Latei-
schen in die untern Classen als ein erweitertes Ganzes zusammenge-
hmolzen wurden. Die größeren Scholaren der Oberclasse wanderten
äufig von einer Schule zur andern, und trieben als fahrende
eisende) Schüler unter dem Volke allerlei muthwillige Künste mit
chatzgräbereien, Mummereien und Hanswurstiaden, daher sie bald
istriones (Acteurs, weil sie, wie in Frankreich die Jongleurs
nd Galiardi, die ersten Schauspielerbanden bildeten), bald Bac-
anten (vacantivi, Müßiggänger) genannt wurden. Gewöhnlich
ihrten sie jüngere Schüler mit sich, welche ihnen mit Leib und Leben
ngehörten, Knechtsdienste leisten, und wenn es eben keinen andern
rwerb gab, durch Betteln und Stehlen (Schießen in der Bur-
hensprache, daher diese kleineren Schüler Schützen hießen, wovon
er Spitzname A B C Schützen) Unterhalt verschaffen mußten, ohne
avon mehr zu bekommen, als ihre Tyrannen ihnen aus Gnade zu-
arfen. Im 14ten und 15ten Jahrhundert war das Unwesen dieser
holarischen Landstreicher und Banden, unter denen es oft 30jährige
Bacchanten gab, die noch keinen lateinischen Autor exponiren konnten,
n Deutschland am ärgsten; sie machten, weil ihnen als angehenden
Studenten das Degentragen erlaubt war, die Straßen unsicher und
örten nicht selten die öffentliche Ruhe. Wo sie etwa lernenshalber
n einer Schule verweilten, fanden sie mit ihren Schützen Herberge
n den Lehrzimmern und auf den Kirchhöfen, und lebten von den
Wohlthaten der Bürger. Auch kam es, wo an einem Orte mehrere
Schulen bestanden, zwischen den beiderseitigen Schülern bisweilen zu
örmlichen Fehden, die nach Weise des Faustrechts blutig entschieden
urden. Noch im Anfange des 16ten Jahrhunderts beklagt Luther,
aß solche verwilderte Menschen Lehrerstellen erhielten; denn meisten-
heils ließen nur Bacchanten, die kaum eine Universität gesehen hat-
n, sich als Locaten und Schulmeister dingen, dagegen edlere ge-
hrte Jünglinge nach geistlichen Pfründen und akademischen Lehräm-
ern strebten. Einzig in ihrer Art war in der Geschichte des Schul-
esens dieser Zeit die fromme pädagogische Brüderschaft der Hiero-
ymianer, welche Geirt Groote, ein Utrechter Canonicus, der
n Perugia die alten Classiker studirt hatte, zu Deventer 1379
iftete. Sie bestand aus Klerikern und Laien, welche zusammen-
bten, und sich theils mit Handarbeiten, theils mit dem Unterrichte
n den vom Stifter errichteten Schulen für Knaben und Mädchen
eschäftigten. Diese lernten Lesen, Schreiben und nützliche Handar-
eiten, für wißbegierige Knaben gab es höhere lateinische Schulclas-
n, wo ihnen eine gründliche philologische Bildung ertheilt wurde.

Nach dem Muster dieser in ihrer Tendenz humanistischen, in ihrer Einrichtung wahrhaft philanthropischen Anstalt entstanden nun in den Niederlanden, am Rhein und im nördlichen Deutschland mehrere Schulen, die sich bald mit den in Italien eingewanderten Griechen in Verbindung setzten und das Studium der Classiker emporbrachten. Durch Männer, wie Thomas a Kempis, Johann Hegius, Erasmus, Rudolph Agricola, Reuchlin und Melanchthon, die aus diesen trefflichen Schulen theils unmittelbar, theils mittelbar hervorgingen, brach die Morgenröthe einer freieren Bildung aus den Quellen des classischen Alterthums an. Zwar blieb, was schon seit der letztern Hälfte des 14ten Jahrhunderts von italienischen Höfen und Universitäten durch gelehrte Griechen und durch die Platonische Akademie zu Florenz und gegen Ende des 15ten Jahrhunderts durch die von Conrad Celtes gestiftete rheinische gelehrte Gesellschaft für die Wiedererweckung der großen Alten geschah, zunächst mehr ein geistiger Luxus der Großen und Gelehrten. Doch kam mancher geschickte Schulmann von Basel, Tübingen, Heidelberg und Wittenberg, welches seit Luthers und Melanchthons Auftritt Deutschlands Lehrerin wurde. Nach dem Rath und Plan der Reformatoren, welche durch die Schulvisitation in Chursachsen 1529 das vorleuchtende Beispiel einer ernstlichen Sorge des Staats für die Schulen gaben, gründeten nun die Stadträthe Gymnasien und Lyceen mit fixirten Lehrern. Das secularisirte Kirchengut wurde von protestantischen Regierungen und Obrigkeiten in der Regel, doch nicht immer mit hinlänglicher Liberalität, zum Besten der Schüler verwendet. Schulmänner, wie die Rectoren (Sturm in Straßburg (st. 1589), Friedland genannt Trotzendorf in Goldberg (st. 1556), Heyder in Nürnberg (st. 1568), Neander in Ilefeld (st. 1595), erwarben sich als Methodiker um den Schulunterricht und die Disciplin weitwirkendes Verdienst; die durch die Buchdruckerkunst vervielfältigten Autoren kamen in die Hände der Schüler, das Herumwandern derselben hörte auf, und jenes wilde, romantische Zeitalter wich der Prosa eines wissenschaftlichen Geistes, der den alten Encyclopädismus bald verdrängte. Nur die Kloster-, Stifts- und Trivialschulen der Catholiken blieben noch in den dürftigen Schematismus der sieben freien Künste gebannt, und an die Abenteuerlichkeiten der scholarischen Lebensweise früherer Jahrhunderte erinnerten nur noch die, wegen der Übung im Lateinsprechen, nützlichen Schulkomödien, die nun errichteten Singechöre und Currenden, die festlichen Schulaufzüge, z. B. der Gregoriusumgang, welche Mittel zur Unterstützung der Lehrer und armer Schüler wurden, und der dem deutschen Zunftwesen so nahe verwandte Pennalismus. Auch für die Mädchen errichtete man in den Städten besondere Schulen, und stellte in protestantischen Ländern auf den Dörfern Schulmeister an, um den Catechismus zu lehren. Während sich nun so im 16ten Jahrhundert unter den Protestanten ein planmäßig geordnetes Schulwesen bildete, und die alten Sprachen den Unterricht selbst in kleinen Landstädten beseelten, erhob sich gegen Ende dieses Jahrhunderts unter den Catholiken das Institut der Jesuiterschulen, die durch ihren bessern Geschmack und methodischen Geist bald das Übergewicht über die Schulen älteren Styles in ihrer Kirche erhielten, und selbst die Eifersucht protestantischer Schulmänner erregten, von denen sie manches Gute angenommen hatten. Das Certiren pro loco und das frühe Lateinreden, das sie nach des Straßburger Sturms Weise einführten, weckte die guten

Köpfe und trieb die langsamen; sie leisteten viel in den mathematischen Wissenschaften, und widmeten der Geographie und Geschichte besondre Lehrstunden. Doch wurden die vielen Feiertage und Andachtsübungen, die spielenden Methoden, die Verstümmelungen der alten Classiker, die Vernachlässigung des Griechischen, das von ihnen ausgehende Halb- und Küchenlatein und die geheimen Sünden, die in ihren Collegiis Lehrer und Schüler verdarben, der Gemeinnützigkeit dieser Schulen hinderlich. Sie waren überdies mehr für die Kinder der Wohlhabenden, als für die niedern Volksclassen eingerichtet, aus denen die Jesuiten nur solche Knaben aufnahmen, die brauchbare Glieder ihres Ordens zu werden versprachen, und bald zeigte es sich, daß sie es damit nicht auf wahre Menschenbildung, sondern auf eine Abrichtung der Jugend für hierarchische Zwecke, angelegt hatten. Doch erwarben sie sich das Verdienst bei der schnellen Verbreitung ihres Ordens, das Licht einiger wissenschaftlichen Bildung in die entlegensten, finstersten Gegenden zu bringen. In Spanien und Italien waren ihre Schulen lange die besten, in Ungarn und Polen neben den Klosterschulen und den Collegien der Piaristen die einzigen, selbst Amerika und Asien nahmen durch ihre Missionen Theil an den Fortschritten der neuern europäischen Cultur. Diese gingen indeß im 17ten Jahrhundert bei weitem nicht so schnell von Statten, als im vorhergehenden. Das strenge Halten auf orthodoxe Kirchlichkeit, das heftige Polemisiren, der steife Dogmatismus selbst in der Philologie und die kleinliche Sylbenstecherei theilte sich von den Universitäten höheren und niedern Schulen mit. Die Gymnasien und Lyceen erstarrten in den Formen der Grammatik, die Trivialschulen hielten es für ihren größten Ruhm, ihnen darin ähnlich zu seyn, die untersten Volksschulen blieben der elenden Führung verdorbner Studenten und Scholaren, oder unwissender Handwerker und Bedienten Preis gegeben. Kaum wurde irgendwo eine andre Geisteskraft der Kinder geübt, als das Gedächtniß, barbarische Härte der Disciplin mußte ersetzen, was den Lehrern an Achtung und Liebe der Schüler abging. Überdies zersprengte der dreißigjährige Krieg manche Schule auf lange Zeit, wilder Fanatismus zerstörte von beiden Seiten, was Frömmigkeit und Sachkenntniß in ruhigeren Zeiten gegründet hatten. Dabei war das Bestreben des Schullehrerstandes, sich jeder kirchlichen Bevormundung zu entziehen, besonders unter den Protestanten sichtbar. Durch Verheirathung waren manche Lehrer schon vor der Reformation aus dem geistlichen Stande getreten, und da die neuen Schulen meist von weltlichen Obrigkeiten abhingen, so verweltlichte sich auch der in ihnen herrschende Geist, und das Princip der akademischen Ungebundenheit trat an die Stelle der klösterlichen Zucht, die überhaupt nur da erhalten werden konnte, wo die Schüler in Erziehungshäusern, wie in den Fürsten- und Klosterschulen und bei den Jesuiten zusammenlebten. Inzwischen sorgten um diese Zeit einige hervorragende pädagogische Schriftsteller, wie der englische Kanzler Baco und der landflüchtige Bischof der mährischen Brüder, Amos Comenius (s. d. Art.), für eine zweckmäßigere Systematik und Methodik des Unterrichts. Auch gab es damals einen pädagogischen Enthusiasten und Abenteuerer, Wolfgang Ratich, der mit neuen Lehrmethoden an den Höfen herumreis'te, das Heil der Menschheit verkündigte, wie Basedow, und endlich 1614 durch fürstliche Freigebigkeit bis zur Errichtung einer Normalschule zu Cöthen kam, die aber bald wieder spurlos unterging. Die

durch solche Rathschläge und Versuche empfohlne Cultur des Verstandes und der Einbildungskraft ging jedoch weniger in das Leben der Schulen, als in die Privaterziehung der höheren Stände ein. Mehr Einfluß erhielt gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts das durch Fenelon und Spener (vergl. d. Art. Pietismus und Quietismus) aufgestellte Princip der Andächtigkeit und frommen Beschauung, auf das A. H. Franke (s. d. Art.) seine Stiftungen gründete. Schulmänner seines Geistes verbreiteten sich in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts von Halle aus über das ganze nördliche Deutschland, Klosterbergen wurde eine Musterschule dieser Art für Studirende und auch in die Winkel- und Landschulen drang neben der Andächtelei bisweilen etwas von den Frankischen Methoden. Doch stand es im Ganzen um das Volksschulwesen viel schlechter, als um die Gelehrtenschulen, wo, wenn auch oft ohne Geschmack latein und griechisch tüchtig erlernt wurde, denn die humanistische Bildung galt in den Augen der Gelehrten noch als die einzige. (Vergl. d. Art. Human.) Die von Baco und Montaigne angeregte Idee einer der Natur und allgemeinen menschlichen Bestimmung angemessneren Lehr- und Erziehungsweise erhielt um diese Zeit eine vollständigere Entwickelung durch Locke und Rousseau (s. d. Art.) und der Philanthropismus Basedows und seiner Freunde verpflanzte sie in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts auf deutschen Boden. Hier fand die practische Tendenz dieser Pädagogen, welche die Bildung der Jugend für den verständigen Genuß und die Geschäfte des irdischen Lebens beabsichtigten und auf die Brauchbarkeit in der bürgerlichen Gesellschaft hinarbeiteten, bei dem nicht gelehrten Lesepublicum großen Beifall. In die Gelehrtenschulen, wo bisher neben den alten Sprachen nur Mathematik geduldet worden war, kam nun durch diesen Einfluß der fast ganz vernachlässigte Unterricht in den Sachkenntnissen (Realien), es entstanden besondere Realschulen, z. B. durch Hecker zu Berlin, in denen neben den Sprachen auch Geschichte, Geographie und Naturgeschichte, Technologie und bürgerliche Rechnungskunst gelehrt wurde, für die Söhne des höheren Bürgerstandes. Sie wurden auch Mittelschulen genannt, weil sie zwischen den Volksschulen und Gymnasien mitten inne stehen. Zur Ausfüllung dieser Lücke des deutschen Schulwesens dienen auch die Militärakademien in den Residenzstädten der größern Staaten, die Handlungsschulen in Hamburg und Magdeburg, die Forstinstitute, als Bildungsanstalten für besondre Stände. In ähnlicher Absicht errichtete die bayersche Regierung bei ihrer neuen Schulorganisation neben den Studienanstalten (Gymnasien) für künftige Gelehrte 1807 und 1808 zu München, Augsburg und Nürnberg Realinstitute, wo Knaben und Jünglinge, die Künstler, Wundärzte, Apotheker, Fabrikanten werden, oder sich dem Bergbau, dem Kammeralfache widmen wollen, neben dem zur allgemeinen menschlichen Bildung nöthigen Religions- und Sprachenunterricht auch die mathematischen und Naturwissenschaften kennen lernen. Die Trivialschulen, die noch in kleineren Städten und neben den Gymnasien auch in größeren bestanden, verwandelte man seit dem Ende des 18ten Jahrhunderts in höhere und niedere Bürgerschulen (s. d. Art.), neben denen für die fast ohne allen Unterricht aufwachsenden Kinder der Armen in größeren Städten besondere Frei- und Armenschulen, zu ihrer Beschäftigung außer den Schulstunden Arbeitsschulen, auch Industrie- oder Gewerbschulen

genannt, wo die Kinder Spinnen und andre nützliche Handarbeiten lernen, für Handwerkslehrlinge und Gesellen und junge Leute aus der dienenden Classe, die mit allzugeringen Vorkenntnissen die Schule verlassen oder Trieb zu weiterer Bildung hatten, Sonntagsschulen zur Nachhülfe im Lesen, Schreiben und Rechnen errichtet wurden. So erfüllte man die frommen Wünsche der Philanthropisten, obwohl bei weitem nicht überall, wo es nöthig war. Die catholischen Staaten Europa's hatten davon wenig Kenntniß genommen, da ihre Regierungen sonst den Jugendunterricht der Geistlichkeit allein überließen, und besonders dem wohlthätigen Einflusse der von den Jesuiten, Piaristen, Ursulinerinnen und andern geistlichen Orden unterhaltenen Schulen für Knaben und Mädchen unbedingt vertrauten. Durch die Aufhebung der Gesellschaft Jesu 1773 entstand eine Lücke, welche die meist blos auf Trivialschulen eingerichteten Piaristen ganz auszufüllen unfähig waren. Am wenigsten wurde dieser Mangel jedoch in Deutschland fühlbar. Schon in den siebziger Jahren hatte Österreich durch die Gründung der vom Abt Felbiger zuerst in Böhmen eingerichteten Normalschulen (Musterschulen für die Jugend der niederen Stände, welche den gesammten Volksschulen der Monarchie zur Norm dienen sollten) eine beßre Ordnung im Unterricht und Schulbesuch vorbereitet und die Thätigkeit des edlen von Schulenstein, der diese Schulreform in Böhmen auch auf die Landschulen ausdehnte und Industrieschulen anlegte, ernstlich unterstützt. Freilich schien die hier eingeführte steife Literalmethode und der todte Mechanismus des Unterrichts, den die nach Art des Exerzierreglements entworfenen kaiserlichen Schulverordnungen vorschrieben, ein Gränzstein künftiger Verbesserungen zu werden, es fehlte noch sehr an brauchbaren Lehrern und bei der mit der Schulaufsicht beauftragten Geistlichkeit an Theilnahme und pädagogischer Einsicht. Diese soll sie jedoch durch die unter dem jetzigen Kaiser errichteten Professuren der Pädagogik an den Universitäten und bischöflichen Seminarien erhalten, um hinter den Fortschritten, welche im 19ten Jahrh. die Stiftung neuer Bürgerschulen und Gymnasien, die Verbesserungen der Lehrergehalte und das Institut der Sonntagsschulen in dieser Monarchie bezeichnet, nicht zurückzubleiben. Die Normalschulen fanden in den meisten catholischen Staaten Deutschlands bald Nachahmung. Maynz, Münster, Fulda, Salzburg und besonders Würzburg und Bamberg nahmen sich ernstlich des Volksschulwesens an, das freilich an vielen Orten erst entstehen sollte. Auch Ungarn und Gallizien blieben nicht ganz zurück, obwohl mehr in Ansehung der städtischen Schulen und Gymnasien, die der Klerus nicht allein versorgen konnte, geschehen ist, als auf dem Lande, wo noch jetzt viele Gemeinden ohne Schule sind. Italien, Portugal und Spanien fuhren in gewohnter Trägheit fort, das Wohl der Jugend dem Klerus und der Willkühr des Zufalls anheimzustellen. Außer einigen bischöflichen Seminarien, den Piaristenschulen und den Klöstern, in denen sorgsame Ältern ihre Kinder unterrichten lassen, giebt es dort keine Anstalten, die mit unsern Schulen verglichen werden könnten. Was Leopold in Toscana nach dem Muster Österreichs zur Einrichtung guter Volksschulen für beide Geschlechter that, verfiel zum Theil in der Revolutionsperiode wieder, und nach Vertreibung der Franzosen glauben die italienischen Fürsten, wie der König von Spanien, die geistige Bildung ihrer Völker um so weniger heben zu dürfen, je gefährlicher die französische

Aufklärung ihrer Ruhe geworden ist. Die wiedererweckten, geistl sehr unbedeutenden Jesuiten werden in dieser Stimmung nichts verändern und die alte Unwissenheit hegen. Um das Schulwesen Frankreichs zu würdigen, darf man auf die während der Revolution und unter Napoleon über diesen Gegenstand in Paris proclamirten Ideen, Plane und Decrete keine Rücksicht nehmen; sie blieben geistreiche Einfälle oder wohllautende Versprechungen ohne erhebliche Wirkung. Vor der Revolution gab es außer den bischöflichen Seminarien und Klosterschulen städtische Lyceen und Colleges, wo die studirende Jugend unter klösterlicher Zucht zur Akademie vorbereitet wurde. Für das Volksschulwesen that der Staat nichts, hier und da wurden von den geistlichen Orden und einzelnen Wohlthätern, besonders nach Fenelons Anregung Elementarschulen unterhalten; was sonst geschehen sollte, mußten die Gemeinden selbst unternehmen, denn aus den Fonds der milden Stiftungen gab die Geistlichkeit nicht leicht etwas her. Der Unterricht war dürftig, durch Bigotterie beschränkt und den Fortschritten der deutschen Methodik ganz fremd. Während der Revolution wurden die Schulen für Staatsanstalten erklärt, die Kirchengüter und Stiftungen zum Staatseigenthum gezogen und ihrem Zwecke entfremdet, und dadurch die Mittel zur Herstellung eines geordneten Schulwesens gerade von denen abgeschnitten, die so viel Herrliches über Staatsbildung zu sprechen wußten. Daß Paris unter dem National-Directorium eine polytechnische Schule, der Verfassung und Absicht nach ganz den bayrischen Realinstituten ähnlich, erhielt, daß Napoleon einige Militär- und Gewerbschulen gründete, die verfallenden Fräuleinstifte in Erziehungshäuser für die Kinder der Ehrenlegionairs verwandelte und eine kaiserliche Universität als Centralbehörde für das gesammte Unterrichtswesen des Reichs constituirte, konnte nur sehr Wenigen zu Statten kommen. Der mit soldatischer Engherzigkeit entworfene Plan dieser Universität gedieh in seiner Ausführung nicht weiter, als das schon Vorhandene sich benutzen ließ. Die Akademien (Facultätsschulen) und die ganz militärisch geordneten Lyceen traten an die Stelle der ehemaligen Anstalten gleicher Gattung. Die zu errichtenden Secondärschulen (Bürgerschulen) kamen an den wenigsten Orten, die Primärschulen (Elementar- und Dorfschulen) fast nirgends zu Stande, weil es an Fonds und gutem Willen fehlte. Die Privatinstitute, denen gewissenhafte Ältern ihre Kinder anvertrauten, wurden auf alle Weise behindert, allen Unterricht in der Moral und Religion sollte der 1806 publicirte Catechismus des Kaiserreichs ersetzen, nur Mathematik und Naturwissenschaften hatten vor Napoleons Augen Gnade. So fanden die Bourbons das Schulwesen Frankreichs in einer Verwilderung, der die Aufhebung der unter Napoleon entstandenen Anstalten und die in Eil verfügte Stiftung einer Normalschule zur Bildung der Lehrer für Gelehrtenschulen, deren Einfluß nicht weit über Paris hinausgehen kann, schwerlich abhelfen wird. Noch haben viele Städte und die meisten Landgemeinden keine Schulen, außer denen, die sie etwa auf eigne Kosten anlegen, an die Bildung von Elementarlehrern ist nirgends gedacht, die Klerisei bleibt lau, weil das Ministerium des Innern die Schulangelegenheiten zu seiner Verwaltung gezogen hat und selbst in den durch die öffentliche Wohlthätigkeit zu Paris errichteten Armenschulen wird die Anwendung neuer Lehrmethoden durch inquisitorische Bigotterie erschwert. Die Brüder der christlichen Schulen

Frères ignorantins, weil sie die Unwissenden belehren, obwohl
e es zum Theil selbst sind), eine nach Art der geistlichen Orden ver-
undene Corporation in Frankreich, die sich, ohne beständige Ge-
ibde abzulegen, dem Unterrichte der Kinder aus den niedern Volks-
lassen widmet, und während der Revolution fast ganz eingegangen
var, lebten unter Napoleon wieder auf. Sie zählen jetzt gegen
200 Glieder, die unter ihrem Directionshause zu Lyon stehen, ver-
halten aber nur 60 Armenschulen. Sicher wächst noch jetzt in die-
em des Vorzugs der feinsten Cultur sich rühmenden Reiche ein
Drittheil der Bevölkerung ohne Schul- und Privatunterricht auf.
Seit 1816 bemühte man sich, diesem Mangel durch Errichtung von
Elementarschulen nach Lancasters Methode abzuhelfen. Nicht viel
besser steht es um die Jugend auf den großbritannischen In-
seln. Man weiß, daß die englische Regierung durch Aufrechter-
haltung der bischöflichen Kirche, in deren Schooße die nach altklö-
sterlicher Art eingerichteten Erziehungshäuser (s. d. Art. Collegien)
als bewährte Schulen der classischen Philologie bestehen, hinläng-
lich für die geistige Wohlfahrt ihrer Völker gesorgt zu haben
glaubt, den Unterricht der nicht zum Gelehrtenstande bestimmten
Jugend aber dem Zufall und der Milde gemeinnütziger Privatge-
sellschaften überläßt. Die Pensionsanstalten, in denen der größte
Theil der Jugend beiderlei Geschlechts aus den höhern und mittlern
Ständen erzogen wird, sind nicht beaufsichtigt und von sehr unglei-
chem Werth. Aus den Armenfonds werden in den Kirchspielen
Freischulen unterhalten, aber säumige Ältern nicht angehalten, ihre
Kinder hineinzuschicken. Für die Menge von Kindern, die man in
den Fabriken braucht, sind die Sonntagsschulen ein sehr dürftiges
Surrogat des ihnen sonst gänzlich mangelnden Schulunterrichts.
In London selbst wachsen nach den neuesten Nachrichten bei 30,000
Kinder ganz ohne Schule auf, und wie kläglich es um die Methoden
des Elementarunterrichts stehen mag, beweis't der große Beifall,
den Bell und Lancaster mit ihrer aus Sparsamkeit für einen
Cötus von 1000 Kindern auf einmal berechneten und nur auf mili-
tärisches Dressiren und Eintrichtern ausgehenden Lehrweise bei Gro-
ßen und Kleinen in England gefunden haben. Etwas mehr thun
die Dissenters für ihre Schulen, doch die armen Catholiken in Ir-
land dürfen keine öffentlichen Lehranstalten haben. In Schweden
steht das Schulwesen noch jetzt auf der Stufe, wo es im 17ten
Jahrh. unter den deutschen Protestanten war; die im Besitz des
Kirchengutes ihrer catholischen Vorfahren gesicherte Geistlichkeit zeigt
wenig Neigung, etwas davon für den öffentlichen Unterricht zu
verwenden, und die Regierung ist zu arm und jetzt zu eifrig auf
völlige Abschließung vom Auslande bedacht, als daß die Ideen neue-
rer deutschen Pädagogen Eingang und Ausführung finden könnten.
Das weite Rußland hat sich seit 100 Jahren, wo es darin nur
eine Klostererziehung für die Geistlichkeit und die schon von Wladi-
mir dem Großen erzwungenen Erziehungshäuser für die Söhne der Gro-
ßen gab, mit Schulplanen getragen, die einigen Bildungsanstalten
für die höheren Stände in den Residenzen das Daseyn gaben. Nach
den Schulverordnungen des jetzigen Kaisers sollen Kreis-, Bezirks-
und Kirchspielschulen im ganzen Reiche errichtet werden, um der
tiefen Unwissenheit des bisher vernachlässigten Volks abzuhelfen.
Die Kreisschulen bestehen nun nach Art der deutschen Gymna-
sien in den meisten Gouvernementsstädten, die Bezirksschulen

in einigen Mittelstädten, die Kirchspielschulen aber noch auf sehr wenigen Dörfern und das Meiste und Beste dieser neuen Schöpfung soll erst werden. Etwas früher gab es schon in den deutschen Provinzen gute Gymnasien und einige Bürger- und Landschulen, doch sind die letztern noch in sehr unvollkommnem Zustande. Für die Cultur der catholischen Jugend haben die von der Kaiserin Catharina II. in Weißrußland aufgenommenen Jesuiten auf ihre Weise gesorgt. Polen, wo sonst nur der Adel durch Ordensgeistliche (Lazaristen, Piaristen, ehedem auch Jesuiten) erzogen wurde, hatte vor seiner letzten Theilung einige gegen Ende des 18ten Jahrh. gestiftete Gymnasien, Bürger- und Landschulen, die es besonders der Periode des preußischen Einflusses verdankte, doch lange noch keine vollständige Schulverfassung. Was die Plane des unter der herzoglich warschauischen Regierung niedergesetzten Erziehungsrathes für den Elementarunterricht beider Geschlechter in allen Kirchspielen beabsichtigten, ist jetzt noch in seiner Entwickelung begriffen. Dänemark, aus dem literarische Nahrung in die lateinischen Schulen der sehr lernbegierigen Isländer kommt, Holland, hinter dem die catholischen Niederlande in der Sorge für den öffentlichen Unterricht weit zurückstehen, und die Schweiz halten mit dem pädagogischen Streben des protestantischen Deutschlands ziemlich gleichen Schritt. Die letztere könnte nach Pestalozzi's Anregung für die Volksschulen noch mehr gethan haben, doch findet man in einigen Cantonen Seminarien fur Schullehrer, die Dänemark schon seit 40 Jahren hat. Eine weise Auswahl des Zweckmäßigsten aus dem großen Vorrathe neuer pädagogischer Ideen ist die von der dänischen Regierung für die deutschen Provinzen 1814 erlassene Schulordnung. Durch treffliche Anstalten zur philologischen Bildung zeichnete sich Holland schon lange aus, und die 1784 vereinigte Privatgesellschaft für das Gemeinwohl hat den Volksschulen eine musterhafte Einrichtung gegeben, die fortwährend besteht. Doch nirgend wurde mehr über das Schulwesen verhandelt und auch im Großen und Kleinen dafür gethan, als in Deutschland. Welche neuen Gattungen von Schulen hier entstanden, haben wir schon oben erwähnt, und verweisen in Rücksicht der Bildung des Landvolks auf den Artikel Landschulen. Das Meiste bei diesen Verbesserungen hatten deutsche Fürsten und Obrigkeiten gelegentlich und nach und nach veranstaltet, eine allgemeine durchgreifende Organisation des Schulwesens als National- und Regierungsangelegenheit aber im 18ten Jahrh. noch nicht unternommen. Bayern war der erste größere Staat, der hierin ein Aufsehen erregendes Beispiel gab, da nach den seit 1806 ins Werk gesetzten königlichen Verordnungen das Erziehungs- und Unterrichtswesen in diesem Reiche ein wohlgegliedertes zusammenwirkendes Ganzes wurde. Eine besondre Section im Ministerium des Innern ist die Centralbehörde des bayerischen Schulwesens, das alle die obengenannten Gattungen von Schulen in sich faßt, bei den General-Kreiscommissariaten durch die Kreisschulräthe vertreten und, was die niedern Volksschulen betrifft, durch die Decane und Districtsinspectoren beaufsichtigt und geleitet wird. Für die bessere Bildung und Besoldung der Lehrer ist dabei auf zweckmäßige Weise gesorgt und die anfangs nach französischem Muster verfügte Centralisirung aller den Universitäten und Schulen gewidmeten Fonds zur obersten Behörde in München als ein den Geschäftsgang erschwerender und die Administrationskosten vermehrender Mißgriff 1816

urch Zurückgabe der Verwaltung dieser Fonds an die Localbehör-
en theilweise wieder aufgehoben worden. Verschweigen läßt sich
abei nicht, daß die bayerischen Schulverbesserungsplane noch keines-
weges so viel genützt und Gutes bewirkt haben, als bei einer mehr
darauf vorbereiteten Nation und bei einem weniger gewaltsamen
Verfahren möglich gewesen wäre. Die kleineren Staaten des pro-
testantischen Deutschlands sind den größeren in der Verbesserung
des Schulwesens vorausgeeilt. Musterhaft ist es im Nassaui-
schen, im Lippe-Detmoldischen, im Anhalt-Dessaui-
schen und in den sächsischen Herzogthümern eingerichtet,
doch haben auch Würtemberg, Baden und Hessen-Darm-
stadt, so viel die unruhige Zeit erlaubte, für das Wohl der nie-
dern Schulen gethan. Hannover und Braunschweig verbes-
serten schon in den siebziger und achtziger Jahren des 18ten Jahrh.
die Gymnasien und legten Seminarien für Landschullehrer an; in
neuern Zeiten scheint man dort etwas langsamer vorwärts zu gehn,
was die unglückliche Periode der französischen Herrschaft wohl er-
klärt. Sachsen hatte die von den Reformatoren vorgezeichnete
Bahn sichern Schrittes verfolgt und fand immer, im Einzelnen ver-
bessernd und auf das Vorhandene bauend, bei den neuesten Regun-
gen für die Sache der Schulen weniger nachzuholen, als seine Nach-
barn. Der Ruhm seiner Fürstenschulen hat sich behauptet, die
Sorge für gute Lehrer-Seminarien, die neuen Bürgerschulen und
die 1805 erlaßne Schulordnung beweisen, daß auch hier das bessere
Neue verständig angewendet wird. Obwohl schon seit der Mitte des
18ten Jahrh. von Berlin und Halle aus manche Schulverbesserung
im Einzelnen bewirkt und durch das 1787 zu Berlin errichtete
Oberschulcollegium für eine zeitgemäße Einrichtung der Ge-
lehrtenschulen befriedigend gesorgt worden war, bedurfte Preußen
doch im Ganzen sehr jener Anregung, die das Volksschulwesen dieser
Monarchie durch den edeln Willen des Königs seit 1808 erhielt.
Die damals entworfenen Plane reifen der Ausführung immer mehr
entgegen, und da die Verwaltung der Schulangelegenheiten neuer-
dings auf eine verständige Weise in den Organismus der Provin-
zialregierungen aufgenommen worden, an guten Anstalten zur Bil-
dung der Lehrer kein Mangel (eine neue ist das Schullehrersemi-
narium in Wittenberg) und auch die Geistlichkeit für die
Sache der Schulen in lebhaftes Interesse gezogen ist, dürfte
es wohl, wenn die That dem Worte entspricht, hier in we-
nigen Decennien, zu einer wahren deutschen Nationalbildung durch
den öffentlichen Unterricht kommen. Glücklicher Weise werden die
Mißgriffe, welche zufolge jenes heftigen Dringens auf Einführung
der Realien durch eine zerstreuende Vervielfältigung der Lehrgegen-
stände in höheren und niedern Schulen, und durch ein übereiltes,
eitles Hinaufschrauben einzelner Schulen über ihren verhältnißmä-
ßigen Standpunkt nicht blos in den preußischen Ländern begangen
und an dem bayerischen Schulplane so sehr getadelt wurden, jetzt
von der Mehrzahl der deutschen Schulmänner erkannt und immer
sorgfältiger vermieden. Man hält es nicht mehr für nothwendig,
daß auf den Gymnasien die historischen und philosophischen Wissen-
schaften in ihrem ganzen Umfange gelehrt, in den niedern Bürger-
und Landschulen aber die weitschichtigen Stoffe der Naturgeschichte
und Technologie oder gar der Gewerb- und Landbaukunde in beson-
dern Lehrstunden abgehandelt würden. Dagegen ist das Leben der

Schulen jeder Gattung in Deutschland heiterer und menschlicher, die Zucht weiser und väterlicher, das Local lichter und freundlicher und der die Lehrer beseelende Geist gediegner und religiöser geworden. Der deutsche Schulmann fühlt die Größe seiner Pflichten und die Würde seines Standes, welche von den übrigen Ständen immer mehr anerkannt wird, und auch die Regierungen gestehen ein, wie viel für die Wohlfahrt und sittliche Kraft der Völker auf die Beschaffenheit ihrer Schulen ankommt. Selbst die Juden nehmen Theil an den Wirkungen dieser Denkart, indem sie seit 40 Jahren viele verbesserte und ganz neue Elementarschulen für ihre Gemeinden erhalten oder selbst gestiftet haben. Außer Europa giebt es nur in den vereinigten Staaten von Nordamerika ein einigermaßen geordnetes Schulwesen, dessen Erfolg jedoch für die Gelehrsamkeit bis jetzt unbedeutend und meist auf die Verbesserung des bürgerlichen Lebens beschränkt gewesen ist. In den auf europäischen Niederlassungen bestehenden Schulen für die Colonisten- und Sklavenkinder erkennt man kaum irgendwo mehr als unvollkommene Nachbildungen der Schulen in den Mutterländern. So trägt der Jugendunterricht in Südamerika das Gepräge der spanischen Indolenz, das Schulwesen am Cap und in den Missionen bei den Hottentotten Merkmale der holländischen Sorgfalt und Betriebsamkeit, der kleine Anfang des Negerunterrichts in Westindien Spuren englischer Sparsamkeit und französischer Oberflächlichkeit. Ganz unabhängig von europäischer Cultur giebt es in Ostindien, China, Japan und den übrigen Reichen des östlichen Asiens Schulen verschiedener Grade, worin Despotismus und Priestergeist die Jugend dressirt, wie er sie braucht; auch Persien unterhält jetzt Schulen, worin die Knaben aller Stände lesen und schreiben lernen; nur die Türkei und das nördliche Afrika beschränkt noch nach alter Weise allen Unterricht auf die zu Auslegern des Corans und zu Staatsdienern bestimmten Jünglinge. So hat Europa an seinen Schulen und Anstalten zur Volksbildung ein Palladium seiner geistigen Überlegenheit, das ihm noch lange kein andrer Theil der Erde streitig machen wird. E.

Schulen (philosophische), s. d. Art. Philosophie.

Schulen (künstlerische), Gesangschulen, Mahlerschulen, s. d. Art. Mahlerei, und die besondern Art. Italienische Kunst, Italienische Musik, Französische Musik, Französische Schule u. s. w.

Schulenburg (von). Aus diesem seit dem 12ten Jahrhunderte bekannten, dermalen noch in zwei Haupt- und mehrern Nebenlinien blühenden Geschlecht nennen wir folgende: Matthias Johann Graf von der Schulenburg, geboren 1660, commandirte als Generallieutenant in sächsischen Diensten ein sächsisches Corps in Polen gegen Carl XII. Er wurde von diesem am 12ten October 1704 bei Puniz angegriffen, hielt zwar den Angriff aus, machte aber noch in der Nacht, unter den schwierigsten Umständen, fast ganz ohne Cavallerie, und immer gegen einen kühnen und raschen Feind kämpfend, einen nicht unberühmten Rückzug nach Schlesien. Er verließ 1711 die sächsischen Dienste, wurde Generalfeldmarschall der Republik Venedig, und erwarb sich durch die Vertheidigung der (1715) von den Türken belagerten Festung Corfu große Verdienste, zu deren Andenken die Republik seine Bildsäule auf den öffentlichen Platz zu Corfu setzen ließ. Schulenburg starb zu Verona

747. Achaz von Schulenburg, königl. preußischer Generallieutenant der Reiterei ꝛc., geboren 1669 zu Apenburg in der Altmark, studirte zu Frankfurt und Wolfenbüttel, trat 1690 unter der Regierung des Churfürsten Friedrich III. in preußische Kriegsdienste. Besonders zeichnete er sich in dem spanischen Erbfolgekriege aus, wo er bei Oudenarde (1708); Lille; Malplaquet (1709) und Mons rühmlich gefochten. Er starb 1731 im 62sten Jahre seines Alters. Großes Verdienst hat er sich um die Schulen für Soldatenkinder erworben. Sein Bild ist von A. B. König in Kupfer gestochen. Adolph Friedrich Graf von Schulenburg, königl. preuß. Generallieutenant der Reiterei, Ritter des schwarzen Adlerordens, geboren zu Wolfenbüttel 1685, studirte auf der Ritterakademie zu Lüneburg, dann zu Utrecht. Vom J. 1705 bis 1713 befand er sich in hannöverschen Diensten, und focht in den Schlachten von Oudenarde und Malplaquet als Major. Von hier trat er in preußische Dienste, wo er unter Friedrich Wilhelm I. dem pommerschen Feldzuge und dem am Rhein 1734 beiwohnte. Unter Friedrich II. focht er bei Molwitz (1741). Obgleich verwundet, verließ er die Schlacht nicht; eine zweite Wunde gab ihm den Tod. Levin Rudolph von der Schulenburg, königl. preuß. Generallieutenant und wirklicher Staats- und Kriegsminister, geboren 1727, befand sich während des siebenjährigen Krieges immer in dem Gefolge Friedrichs II. Er starb 1788. Der Graf von der Schulenburg-Wolfsburg, herzoglich braunschweigischer Staatsminister, der nach dem Tode des Herzogs bei Quatre-Bras vom Prinz-Regenten von England an die Spitze der Landesverwaltung im Herzogthum Braunschweig gestellt worden war, hatte sich früher im preußischen Staatsdienste, dann an der Spitze der Stände sowohl im Königreiche Westphalen als im Königreiche Hannover allgemeine Achtung erworben. Er starb zu Wolfsburg den 25sten December 1818.

Schulmeister (Carl), hat sich unter der Napoleonschen Regierung und unter Savarys Leitung als französischer Polizeioffiziant und mitunter als französischer Spion durch Schlauheit und Geistesgegenwart so berühmt gemacht, daß wir ihm hier eine kleine Stelle nicht versagen können. Er ist eigentlich ein geborner Badener, der als Kaufmann und als Smuggler verunglückte und dadurch gezwungen ward, sich auf andere Industriezweige zu legen. So kam er nach Paris, ward hier Savary, der an der Spitze der geheimen oder sogenannten Gegenpolizei (Contrepolice) stand, und durch diesen Napoleon bekannt, bei dem er sich so wohl zu empfehlen wußte, daß ihm derselbe bald die wichtigsten und delicatesten Aufträge anvertraute. 1805 schlich er sich unter der Maske eines österreichischen Generaloffiziers in Ulm ein, wußte sich bei Mack geltend zu machen, und ihn zu den verkehrtesten Maaßregeln zu bewegen. 1806 beim preußisch-russischen Feldzuge war er nicht minder thätig, und er stand seit dieser Zeit in der Regel an der Spitze der französischen Polizei, welche in Deutschland zu wirken hatte. Er war 1807 in Königsberg und 1809 in Wien General-Polizeidirector. Bei dem Lizenzsystem erhielt er später wichtige Aufträge in den englischen Häfen. Nach Napoleons Abdankung und Verbannung auf Elba war Schulmeister, wie behauptet wird, der Mittelpunkt der sogenannten Verschwörung von Elba; wenigstens wurde er bei der Rückkehr Napoleons von diesem mit Ehren überhäuft und erhielt aufs neue die wichtigsten Aufträge. Man schreibt ihm die jedoch mißlun-

gene Entführung des jungen Napoleon zu, der seinem Plane zufolge zugleich mit dem Vater in Paris eintreffen sollte. Er hatte sich insbesondre den Preußen verhaßt gemacht und Justus Gruner, 1815 Generaldirector der Polizei der verbündeten Armeen, ließ ihn nach der zweiten Einnahme von Paris aufsuchen, arretiren und nach Wesel bringen. Jedoch wurde er nach einigen Monaten wieder entlassen. Er lebt jetzt in der Nähe von Paris. Auf einem prächtigen Gute bei Straßburg hat er viele Kunstschätze aufgestellt.

Schulpforte, s. Fürstenschulen.

Schultens (Albrecht), einer der berühmtesten Orientalisten, war den 22sten August 1686 zu Gröningen geboren, studirte dort, zu Leiden und zu Utrecht, außer der Theologie, besonders die arabische Sprache, wurde 1711 Prediger zu Wassenaer bei Leyden, 1713 Professor der orientalischen Sprachen, und 1717 Universitätsprediger zu Franeker. In der Benutzung des orientalischen Sprachschatzes brach er eine bessere Bahn, indem er die mit der hebräischen verwandten morgenländischen Sprachen, vorzüglich die arabische, kritischer benutzte, und eine neue, das Studium dieser Sprache sehr erleichternde Methode erfand. Sehr bald wirkte er durch dieselbe auf seine Landsleute; später aber folgenreicher auf die Deutschen. Vorzüglich geschah dies durch die Origenes hebraeae sive Hebraeae linguae antiquissima natura et indoles etc. Franec. 1724, T. 2. Lugd. Batav. 1738; noch mehr aber durch die Institutiones ad fundamenta linguae hebr. ibid. 1737, 4, von denen man einen holländischen und lateinischen Auszug hat. — Rühmlich traten in seine Fußstapfen sein Sohn, Johann Jacob, und sein Enkel, Heinrich Albrecht Schultens. Ersterer, geboren zu Franeker den 19ten September 1716, studirte zu Leyden, wurde 1742 zu Herborn Professor der orientalischen Sprachen und der Gottesgelahrtheit und starb dort 1778. Man hat von ihm mehrere gelehrte Dissertationen und Abhandlungen. — Sein Sohn, Heinrich Albrecht, zuerst von seinem Vater gebildet, studirte nachher zu Oxford, und wurde nach seiner Rückkehr Professor der orientalischen Sprachen und der Alterthümer am Athenäum zu Amsterdam. Als sein Vater starb, erhielt er dessen Stelle in Leyden und starb den 12ten August 1793, 44 Jahre 6 Monate alt. Er hinterließ mehrere gelehrte Werke, besonders eine arabische Anthologie. S. auch H. A. Schultens, eine Skizze von Fr. Th. Rink. Riga 1794, 8.

Schulz (Johann Christoph Friedrich), zuletzt Hofrath und Professor der Geschichte am akademischen Gymnasium zu Mitau, ward im Jahre 1762 zu Magdeburg geboren und erhielt durch die sklavische Erziehung seines strengen Vaters eine Art von Schüchternheit, die er erst in spätern Jahren ganz abzulegen im Stande war. Als er einst einer theatralischen Vorstellung der Wäserschen Schauspielergesellschaft beigewohnt hatte, und darüber in Entzücken gerathen war, entlief er den Ältern, um Schauspieler zu werden, wurde aber nicht angenommen und von seinem Vater mit Schlägen in die alte Ordnung der Dinge zurückgeführt. Nachdem er sich während seiner Schuljahre besonders auf die französische Sprache gelegt hatte, wagte er es, die Universität zu Halle zu beziehen, wohin er 15 Thaler an baarem Gelde mitbrachte. Seine Kenntniß der französischen Sprache verschaffte ihm dort für's erste das Nothwendige, indem er Bolts Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande von Bengalen übersetzte. Übrigens erwarben ihm

ein Witz und seine gute Laune bei allen Freunden und Landsleuten Unterstützung und gastfreie Aufnahme. Trotz dessen konnte es nicht fehlen, daß er nicht dann und wann hätte in Noth gerathen sollen. In einer dieser Verlegenheiten wachte seine alte Neigung zum Theater wieder in ihm auf, und er ging im Jahre 1780 nach Dresden, um dort Schauspieler zu werden. Als dieses Project sich abermals zerschlagen hatte, beschloß er, in Dresden zu privatisiren und sich dort durch Schriftstellerei zu ernähren. In dieser Periode erschien sein Carl Treumann und Wilhelmine Rosenfeld; ferner Ferdinand von Löwenhain, Fritz oder die Geschichte eines Belletristen und andere Schriften. Anfangs war seine Lage in Dresden nicht die glänzendste; sie verbesserte sich aber, nachdem er und seine Schriften bekannter geworden waren. Von Dresden ging er auf kurze Zeit nach Berlin und lebte bis zum Jahre 1791, ohne Amt und festen Wohnsitz zu haben, theils zu Wien, Berlin und Weimar, theils auf Reisen. Am längsten hielt er sich zu Weimar auf, wo er sich viele Freunde erwarb. In dieser Periode bearbeitete er einige französische Werke der schönen Literatur und schrieb besonders seine beiden Kinderromane, Moritz und Leopoldine, welche allgemeinen Beifall erhielten. Die Jahre 1789 und 1790 brachte er in Paris zu. Die Frucht dieses Aufenthalts war seine Geschichte der großen Revolution in Frankreich, welche man für das wahrhaftigste und unparteiischste Gemählde aus jener Zeit erklärt hat; so wie sein Werk über Paris und die Pariser das lebendigste und anschaulichste Gemählde jener kleinen Welt darstellt. Von Paris kehrte er im Jahr 1790 nach Berlin zurück, wo er einen Ruf als Professor der Geschichte am akademischen Gymnasium zu Mietau erhielt und annahm. Ehe er dahin abging, ertheilte ihm noch der Herzog von Weimar das Hofrathsdiplom. In Mietau wurde er als Lehrer und als Mensch nicht allein sehr hoch geschätzt, sondern bekam auch Gelegenheit, als Deputirter des Bürgerstandes von Curland auf dem Reichstage zu Warschau im Jahre 1791 eine glänzende Rolle zu spielen. Durch seine geschickten Deductionen und Unterhandlungen wurde nämlich die Sache des Bürgerstandes, die er zu vertheidigen hatte, so wie die Sache des Herzogs gegen den Adel, im Ganzen sehr günstig entschieden. Ob nun gleich daraus sich weiter keine ersprießlichen Folgen ergaben, so brachte Schulzens Reise nach Warschau doch seine Reise eines Liefländers durch Polen hervor. Im Jahre 1793 machte er eine Reise nach Italien, von wo er im folgenden Jahre zurückkehrte und sich dann abwechselnd in Wien, Berlin, Jena und Weimar aufhielt. Im Jahr 1795 wurde er durch politische Verhältnisse nach Mietau zurückberufen. Hier nahm bald seine Kränklichkeit so zu, daß sie in völlige Raserei überging, an welcher er auch kurz darauf im Monat October 1797 starb. Die Werke, welche Schulz in der Gattung des Romans geliefert hat, zeichnen sich durch einen leichten fließenden Styl, durch lebhaftes blühendes Colorit, durch guten Ton und durch zarte Behandlung der aus dem menschlichen Leben rein aufgefaßten Charaktere aus. Seine italienische Reisebeschreibung, von der nur Bruchstücke unter seinem Nachlasse gefunden wurden, ist hernach von einem andern Gelehrten ergänzt und, wenn wir nicht irren, im Jahre 1798 im Drucke erschienen.

Schulz (Friedrich August). Dieser unter dem Namen Friedrich Laun bekannte Romanschriftsteller ist im Jahre 1770 zu Dres-

den geboren. Obschon von Kindheit an für die Wissenschaften erzogen, sah er sich doch durch widrige ökonomische Verhältnisse genöthigt, seine akademische Ausbildung, als sie eben beginnen sollte, auf eine günstigere Zeit zu verschieben und inzwischen zur Annahme einer Stelle bei der Kanzlei des geheimen Finanzcollegiums sich zu entschließen. Unter fortgesetzten Studien gelang es ihm, im Jahre 1797 jene Stelle wieder aufzugeben, und auf der Universität Leipzig seinen Zweck weiter verfolgen zu können. Im Jahre 1800 kehrte er nach Dresden zurück. In demselben Jahre erschien von ihm die Erzählung: der Mann auf Freiers Füßen und mehrere andere Erzählungen, die wegen ihrer gefälligen und naiven Leichtigkeit ein großes Lesepublicum erhielten. Die Gattung des Muntern und Naiven ist seinem Talent überhaupt am angemessensten, das von Manier nicht ganz frei ist. Über die ganz zufällige Wahl des Namens Laun und daß er damit keinesweges ein arrogantes Hindeuten auf den Inhalt beabsichtigte, hat sich Schulz in seinem spätern Romane: das Schloß Riesenstein (erster Theil S. 154) erklärt. Außer vielen, theils in Zeitschriften und Taschenbüchern, theils besonders abgedruckten Erzählungen und Romanen (z. B. Glitts gesellige Abende 1817) war er auch mit A. Apel Herausgeber des Gespenster- und Wunderbuchs. Er ist seit 1807 als expedirender Secretär bei der Commerzdeputation in Dresden angestellt.

Schulze, zusammengezogen aus Schuldheiß, heißt derjenige, der an einem Orte die Gerichtsbarkeit ausübt, besonders in Dörfern der Vorsteher der Dorfgemeinde; doch giebt es auch Stadtschuldheiße.

Schulze (Johann Abraham Peter), einer der scharfsinnigsten musikalischen Theoretiker und ein classischer Componist für den Gesang, wurde zu Lüneburg 1740 geboren, bildete sich unter Kirnberger in Berlin, bereis'te im Dienste einer polnischen Fürstin (1770) Frankreich und Italien, wurde 1780 Capellmeister des Prinzen Heinrich zu Rheinsberg, ging 1787 nach Copenhagen, wo er gleichfalls als Capellmeister angestellt wurde, privatisirte wegen Kränklichkeit seit 1795 zu Schwedt, und starb daselbst den 10ten Junius 1800. Mit dem allgemeinsten Beifall wurden seine Gesänge am Clavier 1779, seine Lieder im Volkston, 3 Theile, 1782 bis 1790, Uzens lyrische Gedichte religiösen Inhalts 1784, und religiöse Oden und Lieder 1786 aufgenommen. Vornehmlich gehören aber seine Oratorien, Chöre und Gesänge aus Racine's Athalia 1785, Minona 1786, die Oper Aline 1789 zu dem Vollendetsten, was die Kunst in diesem Fache aufzuweisen hat. Er erfand eine Methode, Partituren großer Musikwerke in den kleinsten Octavformaten auf wenige Bogen mittelst Chiffern abzudrucken. Sein Oratorium: Johannes und Marie ist auf diese Art 1791 zu Copenhagen gedruckt. Zu Sulzers Theorie der schönen Künste lieferte er viele musikalische Artikel.

Schulze (Ernst Conrad Friedrich). Dieser durch einen frühen Tod in der Blüthe seines Lebens uns entrissene geniale Dichter war 1789 zu Zelle geboren. Als ein lebhafter Knabe zeigte er mehr Anlagen als Fleiß. Sein Dichtertalent, durch die Lecture von Ritterbüchern und Feenmährchen geweckt und genährt, entwickelte sich früh. Dagegen gewann er die gelehrten Studien nur allmählig lieb. Im J. 1806 ging er nach Göttingen, um Theologie zu studiren, die er aber bald mit der Philologie vertauschte, da er den Vorsatz faßte,

ich zum Lehrer der alten Sprachen und der schönen Literatur zu bilden. In der Poesie war ihm damals Wieland Muster und Vorterwerk, dem er seine Versuche vorlegte, Richter und Rathgeber. In diese Zeit fällt sein erzählendes Gedicht Psyche, welches sehr gelungene Stellen enthält und die Gewandtheit des achtzehnjährigen Verfassers in der poetischen Behandlung der Sprache, wie in der Kunst des Styls beurkundet. Das Leben hatte er bisher von der hintersten Seite angesehen. Ernster und bedeutender mußte es ihm werden, als sich die Liebe seines Herzens bemächtigte. Seine Phantasie suchte einen Gegenstand, in dem ihm die Idee des Schönen verkörpert erschien; sie fand dies Ideal in der liebenswürdigen Cäcilie, der er sich fortan mit aller Schwärmerei, der je ein junges Dichtergemüth fähig gewesen, widmete. Dabei setzte er seine philologischen Studien fleißig fort und promovirte in der philosophischen Facultät. Aber die schöne Gegenwart, in der er sich so glücklich fühlte, dauerte nicht lange. Die angebetete Cäcilie starb als Opfer einer Krankheit, die fast ein Jahr lang an ihrem Leben genagt hatte. Während dieser Zeit erreichte Schulze's Enthusiasmus für sie seine äußerste Höhe, und sobald sein Schmerz ruhiger geworden, faßte er den Entschluß, sie durch ein Gedicht zu verherrlichen, auf das er seine ganze geistige Kraft wenden wollte. So entstand die Cäcilie, ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen, das er in dem kurzen Zeitraum von drei Jahren vollendete. Wir sehen auf dem düstern und grauenvollen Hintergrunde dieser Dichtung, deren Stoff nur locker mit einer historischen Begebenheit zusammenhängt und eigentlich reine Erfindung des Dichters ist, das Milde und Edle im stärksten Contraste mit dem Furchtbaren und Schauderhaften hervortreten. Die Rose, die ihm ein Sinnbild des Köstlichsten auf der Welt geworden war, finden wir schon hier gefeiert; später geschah es noch in einem andern Gedichte. Einzig zu bedauern ist, daß der Dichter, verführt durch das Beispiel Wielands, dessen bequeme und laxe Manier überhaupt einen entschieden nachtheiligen Einfluß auf unsere Poesie gehabt hat, für sein Gedicht die unregelmäßige Stanze statt der echten Octave wählte und dadurch verhindert wurde, dasselbe auch in einer vollendeten Form darzustellen. Nebenher entflossen eine Menge kleinerer Gedichte seiner Feder. Mehrere der ältern gab der Verfasser 1813 in einer Sammlung heraus. Diese Thätigkeit wurde nur 1814 durch den Krieg gegen Frankreich unterbrochen, an welchem Schulze als Freiwilliger in dem Grubenhagenschen Jägerbataillon Theil nahm. Die militärischen Beschwerden und Entbehrungen wirkten günstig auf ihn; sein Geist erheiterte sich, und seine durch Brustschmerzen bedrohte Gesundheit stärkte sich. Aber diese Vortheile waren nicht dauernd. Nach dem bald erfolgten Frieden kehrte er nach Göttingen zurück, theils um seine Cäcilie zu vollenden (was auch im December 1815 geschah), theils um seine philologischen Studien, bis er eine Professur erhielte, fortzusetzen. Sein Trübsinn kehrte zurück und machte ihn immer verschlossener, sein Gesundheitszustand ward aufs neue bedenklich. Sich dieser ungünstigen Gegenwart, deren nachtheiligen Einfluß er fühlte, zu entreißen, beschloß er eine Reise nach Italien. Schon arbeitete seine Phantasie an einem zweiten romantischen Gedichte, das ihm, wie er meinte, nur in dem Vaterlande Ariosts, mit dessen Roland es eine gewisse Ähnlichkeit haben sollte, gelingen könne. Im Sommer 1816 beschäftigten ihn die Vorbereitungen auf die Reise; im Herbste unternahm er eine Fußwanderung durch die

Rhein- und Maingegenden, auf der seine Gesundheit litt. Nach seiner Rückkunft nahmen seine Brustschmerzen zu, seine Kräfte ab. Schon sehr erschöpft schrieb er das liebliche Gedicht: die bezauberte Rose, welches den in der Urania ausgesetzten Preis gewann, und durch seinen zarten sinnigen Inhalt, wie durch seine schönen Verse fortdauernd gefallen wird. Inzwischen hatte sich der Zustand seiner Brust immer mehr verschlimmert. Dennoch reis'te er im Frühjahr 1817 nach Celle, seinen nahen Tod nicht ahnend, welcher am 26sten Junius 1817 im neunundzwanzigsten Jahre seines Alters erfolgte. Schulze's poetischer Nachlaß ist von seinem Freunde und Lehrer Bouterwek in vier Bänden herausgegeben worden. Die beiden ersten enthalten die Cäcilie, der dritte des Dichters poetisches Tagebuch, eine Reihe der zartesten und lieblichsten Gedichte an seine Geliebte, die er nach dem Tode derselben an ihre Schwester richtete, auf welche er seine Liebe gleichsam übergetragen hatte; eine Folge von Sonetten unter der Überschrift: Reise durch das Weserthal; endlich das Jugendgedicht Psyche. Der vierte Band, welcher unter der Presse ist, wird vermischte Gedichte und die bezauberte Rose, welche außer der Urania bereits zum zweitenmal in einem besondern Abdruck erschienen ist, enthalten und zugleich mit dem Bilde des Dichters geziert sein. Über die Cäcilie enthält das vierte Heft der Wiener Jahrbücher der Literatur für 1818, über die bezauberte Rose die Urania für 1818 und der besondre Abdruck derselben eine gediegne lesenswerthe Beurtheilung.

Schuster (Joseph), ein ehemals sehr beliebter Componist, wurde zu Dresden 1748 geboren. Schon frühzeitig für Musik bestimmt, trat er in Gesellschaft des berühmten Naumann 1765 eine Reise nach Italien an, studirte zu Neapel bei Pera den Contrapunkt, und erwarb sich schon damals, unterstützt durch Naumanns Anweisungen, mit verschiedenen Opern Beifall auf den italienischen Theatern, wiewohl die Italiener behaupteten, er sey im Kirchenstyle trefflicher. Nach seiner Zurückkunft machte er sich dem Churfürsten durch seine Compositionen bemerkbar, und ward (1772) Kirchen- und Kammercompositeur. Auf mehrern mit Bewilligung seines Fürsten wiederholten Reisen nach Italien erntete er ansehnliche Belohnungen und den größten Beifall ein, und wurde endlich 1787 zum wirklichen churfürstlich sächsischen Capellmeister ernannt. — Durch seine gefälligen und muntern Opern-Compositionen und durch sein Lob der Musik — allen Liebhabern der Musik sattsam bekannt — hat er den Ruf eines der beliebtesten Tonsetzer erlangt. Er starb im Jahr 1812.

Schuß, s. Schießen.

Schute, Schuite, nennen die Holländer einen großen Kahn ohne Masten und Segel, welcher 2 bis 4 Lasten trägt; desgleichen auch Schaluppen, welche bei den Segeln zugleich auch Ruder führen.

Schütter-Quäker oder Shakers heißen die Glieder einer religiösen Secte, die mit den Quäkern in Rücksicht der Verwerfung des geistlichen und obrigkeitlichen Standes, der Kriegsdienste, des Eidschwurs, der Höflichkeitsbezeigungen, des Luxus und des äußern Gebrauchs der Sakramente, so wie in der Meinung, daß der heil. Geist Allen ohne Unterschied seine Offenbarungen mittheile, übereinstimmt, sonst aber auf keine Weise mit ihnen zusammenhängt. Ihre Stifterin war die Concubine eines englischen Offiziers, Anna

eese, die 1774 nach Nordamerika kam und sich unter dem Vorgeben, sie sey das auserwählte Weib, von dem in der Offenbarung Joh. Cap. 12 die Rede ist, Anhänger zu verschaffen wußte, die ihr eine geheimnißvolle Gemeinschaft mit Gott und untrügliche prophetische Kraft zuschrieben und allen himmlischen Segen durch ihre Vermittlung erwarteten. Die erste Niederlassung ihrer Gemeinde entstand zu Nisquenia unweit Albany in New-York; zwei andere Colonien haben sich seitdem in derselben Landschaft gebildet, und bestehen noch jetzt, obgleich Anna Leese schon 1784 starb und erst John Whitacker, nach dessen Tode (1787) aber Joseph Meacham, (der 1801 noch lebte,) als Propheten und Oberhäupter der Secte zu Nachfolgern hatte. Ihr Name Shakers, Schütterer, führt von den schnellen Schwingungen im Kreise und tanzartigen Sprüngen her, welche den Hauptact ihres Gottesdienstes ausmachen und kunstmäßig eingeübt werden. Ihr Gottesdienst beginnt mit schweigendem Harren, an das sich abwechsend kurze Gesänge, lautes Seufzen, Stöhnen und Murmeln, in das die ganze Versammlung einstimmt und jene wunderlichen, oft sehr heftigen und angreifenden, aber jederzeit genau nach Regel und Tact abgemessenen körperlichen Bewegungen, an denen beide Geschlechter Theil nehmen, bisweilen auch Ermahnungsreden und Gebete des Ältesten anschließen. Jede Gemeinde wird von einem Ältesten regiert, der als Stellvertreter des Oberhauptes in Sachen der Disciplin und Polizei blinden Gehorsam fodern darf. Die Glieder theilen sich nach der Verschiedenheit des Alters und religiösen Ansehens in Classen ab, von denen die höheren Beichtiger und Führer der niedern sind. Jedes Mitglied hat eine berathende Stimme in Sachen des Glaubens. Als Regel desselben achten sie das N. Testament, verwerfen aber (obgleich Christus von ihnen als Versöhner der Menschen mit Gott geehrt wird) die Dreieinigkeitslehre, die Gnadenwahl, die Ewigkeit der Höllenstrafen und die Ehe. Darum findet bei ihnen weder ein Familienleben, noch eine Fortpflanzung Statt. Die Frauenzimmer wohnen in abgesonderten Häusern beisammen, wie die Mannspersonen; jede Geschlechtsverbindung wird hart bestraft. Die Secte vermehrt sich nur durch Aufnahme neuer Mitglieder, die, wenn sie verheirathet sind, ihrer Ehe gänzlich entsagen müssen. Auf diese Art soll durch Unterdrückung alles Fleischlichen die Sünde Adams abgethan werden. Ihre Zeit bringen sie mit Feld- und Gartenbau und künstlichen Handarbeiten zu, deren Ertrag der Gemeinde gehört, da keiner Privateigenthum haben darf, sondern alle ihre Güter gemeinschaftlich sind, unter Verwaltung des Ältesten stehen und, so weit als nöthig, zur Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse Aller angewendet werden. Eine einfache, durchaus gleiche Tracht und eine gänzliche Abschließung vom Weltverkehr erhöht diesen durch ihre Disciplin beabsichtigten Gemeingeist. Ihre Beobachter rühmen die Reinheit ihrer Sitten, ihre Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit. Noch haben sie sich genaueren Nachforschungen zu sehr entzogen, als daß über die religiöse Bedeutung ihres Gottesdienstes, bei welchem jene Tänze Ausbrüche der Freude über die besiegte Sünde seyn sollen, vollständigere Erklärungen gegeben werden könnten. Ihre Anzahl beläuft sich kaum auf 1000 Seelen und soll jetzt im Abnehmen seyn.

E.

Schutzverwandte sind diejenigen Personen, welche, ohne bürgerliche Abgaben und Lasten zu tragen, oder an bürgerlichen Ver-

hältnissen Theil zu nehmen, mit Erlaubniß der Stadtobrigkeit in einer Stadt wohnen; dahin gehören auch die Ehrenbürger und die Juden.

Schütz (Christian Gottfried), einer unserer gründlichsten, thätigsten und verdienstvollsten Philologen, geboren zu Dederstedt im Mansfeldischen 1747. Er begann seine Laufbahn als akademischer Lehrer in Halle, wo er seit 1776 als ordentlicher Professor der Philosophie angestellt war. Im J. 1779 ward er ordentlicher Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst in Jena, erhielt 1789 den Charakter als sachsen=weimarischer Hofrath und ging 1804 als ordentlicher Professor der Beredsamkeit und alten Literatur, wie auch Director des philologischen Seminars wieder nach Halle, wo er noch in seinem hohen Alter rastlos fortfährt, sich um die Universität wie um die gelehrte Welt verdient zu machen. Von den alten Schriftstellern hat er vornehmlich den Äschylus und Cicero bearbeitet und von beiden sehr schätzbare Ausgaben geliefert. Die allgemeine Literaturzeitung, welche er 1785 gemeinschaftlich mit Bertuch gründete, und bis 1804 zu Jena, seitdem aber zu Halle herausgab und noch herausgiebt, würde allein hinreichen, ihm, als ihrem Redacteur, ein bleibendes ehrenvolles Andenken in unsrer Literatur zu erhalten; er hat es sich aber noch fester begründet durch eine Reihe nützlicher und gehaltvoller Schriften, von denen Meusel ausführliche Nachricht giebt.

Schütz (Henriette Hendel=). Diese allgemein berühmte Frau, in welcher ihr Vaterland eine seiner ersten tragischen Schauspielerinnen, und ihr Zeitalter die größte mimische Künstlerin verehrt, ist die Tochter des ebenfalls sehr ausgezeichneten Schauspielers Schüler. Dieser ließ sie von ihrem fünften Jahre an durch geschickte Lehrer in der Declamation und im Tanzen unterrichten. Schon als Kind erwarb sie sich in der Tanzkunst eine solche Fertigkeit, daß sie bei der königlichen Schaubühne zu Berlin, deren Mitglied ihr Vater war, förmlich für das Ballet angestellt wurde. Der berühmte Engel, damaliger Director des Berlinischen Theaters, scheint ihre seltenen Anlagen richtig erkannt zu haben, denn er nahm sie zu sich, und ertheilte ihr selbst Unterricht in der Geschichte, Mythologie, Verskunst, in Sprachen und Declamation. In ihrem 16ten Jahre verheirathete sie sich mit dem trefflichen Tenoristen Eunike (in Berlin) und wurde mit ihrem Gatten bei dem damaligen churfürstlichen Hoftheater zu Maynz, nachher zu Bonn, angestellt. Hier erwarb sie sich bald ungetheilten Beifall als erste Liebhaberin. Im J. 1792 ward sie nebst ihrem Gatten nach Amsterdam zu dem dort errichteten deutschen Theater berufen, welches am 11ten November 1793 mit Kotzebue's Indianern in England eröffnet wurde. Sie spielte die Rolle der Gurli, und riß die zahlreiche Versammlung zu Entzücken und Bewunderung hin. Der französische Revolutionskrieg, der bald nachher auch Holland zu bedrohen anfing, machte dem deutschen Theater schon nach einem Jahre ein Ende. Madam Eunike verließ daher Amsterdam und begab sich im October 1794 nach Frankfurt am Mayn. Hier wurde ihr Talent für die Pantomime zuerst durch den berühmten Mahler Pfarr geweckt. Dieser gab ihr unter andern das Rehbergische Kupferwerk von den Attitüden der Lady Hamilton, so wie einige Zeichnungen von Wilhelm Tischbein in Neapel. Hiernach studirte sie die Kunst der Pantomime; aber zwölf Jahre wandte sie an zu Versuchen und Übungen, bevor sie sich

ſentlich damit zeigte. Inzwiſchen folgten beide Gatten im J. 1795 nem vortheilhaften Rufe an das königliche Nationaltheater zu Ber- n. Zehn Jahre lang gehörte ſie hier unter Ifflands Leitung zu n erſten Zierden der deutſchen Bühne. Wenn ſie als Margarethe den Hageſtolzen durch Innigkeit und Herzlichkeit entzückte, ſo er- ſchütterte ſie tief als Merope, Medea, Lady Macbeth, Gräfin erzky u. ſ. w., lauter Rollen, in denen ſie gewiß allen unvergeß- ch iſt, die ſie darin geſehen haben. Inzwiſchen hatte ſie ſich von rem erſten Gatten getrennt und mit dem Doctor Mayer verheira- et. Sie folgte demſelben nach Stettin, trennte ſich aber auch wie- er von ihm, und verheirathete ſich 1806 mit dem dortigen Stadt- rzt, Doctor Hendel. Dieſer Ehe machte ſchon nach ſieben Mona- n der Tod ihres Gatten ein Ende, der als Oberarzt der franzöſi- hen Spitäler ein Opfer des Typhus wurde. Die Umſtände bewo- en ſie, zur Schaubühne zurückzukehren. Im October 1807 unter- ahm ſie eine Kunſtreiſe von Stettin über Berlin nach Halle. Hier rnte ſie ihren jetzigen Gatten, den Sohn des berühmten Philologen Schütz, kennen, der damals als Profeſſor der ſchönen Künſte auf der niverſität Halle angeſtellt war. Kaum waren beide mit einander erheirathet, als die Univerſität von Napoleon, wenigſtens einſtwei- g, aufgehoben wurde. In dieſer Lage vertauſchte Herr Schütz an er Seite ſeiner Gattin die akademiſche Laufbahn mit der theatrali- ſchen, und erwarb ſich bald im Tragiſchen wie im Komiſchen einen hrenvollen Platz unter den deutſchen Schauſpielkünſtlern. Beide ha- en ſeitdem nicht nur die vornehmſten Städte Deutſchlands, ſondern uch Rußland, Schweden und Dänemark beſucht und ſich allenthalben en verdienteſten Ruhm erworben. Nach einer im Jahre 1816 nach Holland unternommenen Kunſtreiſe begaben ſie ſich im Sommer 1817 ach Paris, wo das pantomimiſche Talent unſerer Künſtlerin nicht ur in den gebildetſten und angeſehenſten Privatzirkeln, ſondern auch on den competenteſten Richtern, z. B. einem **Millin**, und öffent- ich anerkannt wurde. Seitdem haben ſie ſich völlig in Halle nieder- elaſſen, wo Herr Schütz von neuem als Profeſſor angeſtellt iſt. Über ie Stelle, welche Frau Hendel-Schütz als pantomimiſche Künſtlerin innimmt, herrſcht bei allen gründlichen Kennern nur eine Stimme; nter allen ihren Nebenbuhlern ragt ſie bis jetzt unübertroffen her- or. Man vergleiche übrigens, was im Art. **Attitude** von ihr eſagt worden iſt.

Schütze (Sagittarius), ein Sternbild des Thierkreiſes. S. **Sternbilder**.

Schützengeſellſchaft, ſ. **Scheibenſchießen**.

Schuwaloff (Graf von), ruſſiſcher Generallieutenant und Ge- eraladjutant des Kaiſers Alexander, hat ſich in den Jahren 1812 — 1815 durch mancherlei wichtige Aufträge in der diplomatiſchen Welt be- annt gemacht, nachdem er früher in allen Feldzügen der ruſſiſchen Ar- mee gegen Napoleon mit größter Auszeichnung gedient hatte. In dem Feldzuge von 1813 unterhandelte er mit **Caulaincourt** den Waffen- ſtillſtand vom 4ten Junius. Nach der Schlacht von Leipzig wurde er zum Generalgouverneur des Königreichs **Sachſen** ernannt, aber ſchon inen Tag nachher durch den Fürſten **Repnin** in dieſem Poſten er- etzt. In dem franzöſiſchen Feldzuge von 1814 erhielt er nach der Einnahme von **Paris** den delicaten Auftrag, die Kaiſerin **Marie Louiſe** in **Blois** aufzuſuchen, ſie von den eingetretenen Verhält- niſſen zu unterrichten und ſie einzuladen, den Wünſchen ihres erlauch-

ten Vaters zu folgen. Dann erhielt er den nicht minder wichtigen Auftrag (in Verein mit dem österreichischen General Koller, dem preußischen General Waldburg-Truchseß und dem englischen Capitain Campbel), Napoleon nach der Insel Elba zu begleiten.

Schwabacher Artikel heißt ein von Luther für den Convent, den deutsche protestantische Fürsten und Städte im October 1529 zu Schwabach hielten, abgefaßtes Glaubensbekenntniß seiner Partei, welches die der schweizerischen Lehre ergebnen süddeutschen Städte wegen der darin allzustreng behaupteten Ansicht Luthers von der leiblichen Gegenwart Christi im h. Abendmahl nicht unterschreiben wollten. Daher wurden diese von den Schmalkaldischen Bundesgenossen angenommenen Artikel ein Haupthinderniß der Vereinigung der Lutherischen mit der Zwinglischen Partei. E.

Schwabacher Schrift, s. Schriften und Schriftgießereien.

Schwaben, Schwäbischer Kreis, war einer von den zehn Kreisen, in welche Deutschland vor der 1806 erfolgten Auflösung der deutschen Reichsverfassung eingetheilt war, und begriff den südwestlichen Strich von Deutschland, eine der schönsten und fruchtbarsten Landschaften unsers Vaterlandes, von der Donau von Südwesten nach Nordosten durchflossen und von dem Schwarzwalde an der Westseite, von der Alp im Innern, und von den allgauer Alpen an der Südostseite durchzogen, zwischen Frankreich, Helvetien (gegen welche Länder der Rhein und der Bodensee die Gränze machten) Österreich, Bayern, Franken und den Rheinkreisen gelegen, ungefähr 620 Quadratmeilen groß und mit 2,200,000 Einwohnern, sehr ergiebig an Getraide, Wein und Obst, obgleich mehr bergig, als eben. Die Bestandtheile dieses unter allen deutschen Kreisen in die meisten und kleinsten Staaten zerstückelten Kreises waren: die Hochstifte Constanz und Augsburg, die gefürstete Probstei Elwangen, die gefürstete Abtei Kempten, die Abteien Salmannsweiler, Weingarten, Ochsenhausen, Elchingen, Yrrsen, Ursperg, Kaisersheim, Roggenburg, Roth, Weißenau, Schussenried, Marchthal, Petershausen, Wettenhausen, Zwiefalten, Gengenbach, Neresheim, Heggbach, Gutenzell, Rothmünster, Baindt, Söflingen, Ysni, Lindau und Buchau, das Herzogthum Würtemberg, die Markgrafschaft Baden, die Fürstenthümer Hohenzollern und Lichtenstein, die Landgrafschaften Klettgau, Stühlingen und Baar, die Deutsch-Ordens-Comthurei Altschhausen, die Grafschaften Thengen, Heiligenberg, Öttingen, Friedberg-Scheer, Königsegg, Eberstein, Hohen-Ems, Bondorf, Hohen-Geroldseck, die gräflich Fuggerischen Lande, die Grafschaft und Herrschaften der Reichserbtruchsessen von Waldburg, ferner die Herrschaften Trochtelfingen, Jungnau, Wiesensteig, Hausen, Mößkirch, Tetnang nebst Argen, Mindelheim, Schwabek, Gundelfingen, Justingen, Eglof, Thannhausen und Burg nebst Neu-Sickingen und folgende 31 Reichsstädte: Augsburg, Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Nördlingen, Schwäbisch-Hall, Rothweil, Überlingen, Heilbronn, Schwäbisch-Gmünd, Memmingen, Lindau, Dinkelsbühl, Biberach, Ravensburg, Kempten, Kaufbeuern, Weil, Wangen, Ysni, Leutkirch, Wimpfen, Giengen, Pfullendorf, Buchhorn, Aalen, Bopfingen, Buchau, Offenburg, Gengenbach und Zell am Harmersbach. Die ansehnlichsten unter diesen vielen Ländern waren die würtembergischen, die badischen und die fürstenbergischen Lande. Jetzt sind nur wenige von der Menge Staaten dieses Kreises geblieben und als Mitglieder des

utschen Bundes aufgenommen, nämlich Würtemberg, Baden, die iden Linien Hohenzollern und Lichtenstein. Außerdem sind viele hwäbische Kreislande zum Königreich Bayern, und ein kleiner Bezirk m Großherzogthum Hessen gekommen, und Hohen-Geroldseck ist ch provisorisch im Besitze Österreichs, so daß also jetzt von diesen hwäbischen Kreislanden besitzen: 1. Würtemberg das vormalige Herzgthum: Würtemberg, Elwangen, Weingarten, Ochsenhausen, Roth, Weißenau, Schussenried, Marchthal, Zwiefalten, Neresheim, Heggach, Gutenzell, Rothmünster, Baindt, Buchau, Söflingen, Ysni, heile von Öttingen und Königsegg, Friedberg-Scheer, einen Theil r Fuggerischen Lande, die Grafschaft und Herrschaften der Reichsbtruchsessen von Waldburg, Tetnang nebst Argen, Justingen, Egf, Eßlingen, und die Reichsstädte Weil, Heilbronn, Reutlingen, ottweil, Bopfingen, Schwäbisch-Gmünd, Schwäbisch-Hall, Aalen, lm, Giengen, Wangen, Ysni, Leutkirch, Buchau, Biberach, Raensburg und Buchhorn; 2. Bayern: Augsburg, Kempten, Eichinen, Yrrsen, Ursperg, Kaisersheim, Roggenburg, Wettenhausen, indau, Theile von Alschhausen und den Fuggerischen Landen, die rößten Theile von Öttingen und Königsegg, Mindelheim, Schwaek, Gundelfingen, Thannhausen und die Reichsstädte: Augsburg, Kempten, Lindau, Kaufbeuren, Memmingen, Nördlingen und Dünelsbühl (diese bayerischen Lande des vormaligen schwäbischen Kreises ehören jetzt zu dem Oberdonau- und Rezatkreise des Königreichs Bayern); 3. Baden: die vormalige Markgrafschaft Baden, Constanz, Salmannsweiler, Petershausen, Gengenbach, Klettgau, Stühingen, Baar, einen Theil von Alschhausen, Mößkirch (größtentheils), Heiligenberg, Thengen, Eberstein, Bondorf, Neu-Sickingen und die Reichsstädte: Pfullendorf, Überlingen, Ostenburg, Gengenbach und Zell am Harmersbach; 4. die Fürsten von Hohenzollern: Hohenzollern, Trochtelfingen, Jungnau und einen kleinen Theil von Mößkirch; 5. Lichtenstein: das Fürstenthum gleiches Namens; 6. er Kaiser von Österreich: die Grafschaften Hohen-Ems und Hohen-Geroldseck und 7. der Großherzog von Hessen: die Reichsstadt Wimpfen. Die größten Städte Schwabens sind: Augsburg, Stuttgart und Ulm. Zu Tübingen ist eine Universität. Sonst war auch eine zu Dillingen.

Schwabenspiegel war, so wie der Sachsenspiegel (s. d. Art.), eine Privatsammlung rechtlicher Vorschriften und Gebräuche, welche in Oberdeutschland, oder den Landen des sächsischen und fränkischen Rechts gültig waren. Diese Sammlung, welche wahrscheinlich innerhalb der Jahre 1268 und 1282 von einem unbekannten schwäbischen Mönch veranstaltet wurde, ist uns aber ihrer ursprünglichen Form nach nicht mehr bekannt, da das Werk an vielen Orten sehr abgeändert wurde. Er wird eingetheilt in das schwäbische Land- und Lehnrecht (jus provinciale et feudale alemannicum). Man findet in ihm mehrere deutsche allgemeine Gewohnheiten, besonders solche, welche in Ländern des südlichen Deutschlands gegolten haben. Das Ansehn des Sachsenspiegels hat er nie erhalten, auch nie Gesetzeskraft bekommen. Der practische Gebrauch des Schwabenspiegels erlosch zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts und im sechzehnten fast gänzlich. Er ist am besten abgedruckt in Senkenbergii corp. jur. Germ.

Schwäbischer Bund, s. Landfriede.

Schwäbische Dichter, s. Minnesänger.

Schwaden nennen die Bergleute gewisse Luft- oder Gasarten, welche oft in den Erzgängen hervortreten, sich am Lichte entzünden und dadurch für die Arbeiter tödtlich werden.

Schwägerschaft heißt die Verbindung, welche aus dem Beischlafe einer der Personen, welche ihn vollziehen (Concubent) und den Verwandten der andern entspringt. Unrichtig nennt man also im gemeinen Leben die Verbindung zwischen den beiderseitigen Verwandten beider Concubirenden Schwägerschaft. Rechtmäßige Schwägerschaft heißt diejenige, welche durch rechtmäßigen; unrechtmäßige, welche durch unrechtmäßigen und außerehelichen Beischlaf geschieht. Eigentliche Schwägerschaft entsteht aus wirklichem Beischlaf; uneigentliche hingegen schon aus dem bloßen Verlöbnisse, und ist das Verhältniß, welches zwischen einem Verlobten und den Verwandten des andern Verlobten durch die Verlobung entsteht. — Der eine Concubent ist in eben dem Grade mit den Verwandten des andern Concubenten verschwägert, als dieser Andere mit ihnen verwandt ist. Also der erste Grad der Verwandtschaft mit dem einen Concubenten ist erster Grad der Schwägerschaft mit dem andern Concubenten u. s. f.

Schwalbach, ein Flecken mit einem geschätzten Bade in der Niedergrafschaft Katzenellenbogen, zu Hessen-Rheinfels-Rothenburg gehörig, gelegen in einer sehr reizenden Gegend. Es wird auch Langen-Schwalbach genannt, und theilt sich in Ober- und Nieder-Schwalbach. Der Brunnen dieses Orts ward 1568 von Tabernämontanus bekannt gemacht, obschon man sich seiner bereits vom J. 1509 an bedient hatte; vielleicht kannten ihn schon die Römer. Die Heilquellen entsprudeln der Erde etwas von Schwalbach entfernt; ihrer sind 14 an der Zahl. Die vorzüglichsten sind: der Wein- und der Stahlborn. Das Wasser des erstern ist hell, von scharfem lieblichem Geschmack, einen geistigen Dunst verbreitend. Es benimmt den Weinrausch, und hat daher wohl seinen Namen bekommen. Der Stahlbrunnen ist weniger schön gefaßt, aber von den schönsten Anlagen umgeben. Er ward vor ungefähr 40 und einigen Jahren vom Cameralarzt Schweizer untersucht und seit dieser Zeit bekannt; jetzt ist er Hauptquelle. Das Wasser ist hell, geistig, von angenehmem Geschmack; aber wenn der Brunnengeist verflogen, wird es trübe und giebt einen gelben Niederschlag. Die Bestandtheile sind: luftsaures mineralisches Laugensalz $\frac{5}{35}$ Gran, Kochsalz $\frac{1}{8}$ Gran, Selenit $\frac{4}{9}$ Gran, luftsaure Bittererde $\frac{5}{9}$ Gran, luftsaure Kalkerde $1\frac{1}{2}$ Gran, luftsaures Eisen $\frac{28}{35}$ Gran, Harz und Extractivstoff sehr wenig, Luftsäure $16\frac{3}{4}$ Kubikzoll. Es gebührt ihm sonach sein Platz unter den alkalisch-erdigen Stahlwassern. Man verführt dieses Wasser sehr häufig, und es wird gerechnet, daß jährlich 120,000 Krüge in andre Länder gehen.

Schwämme oder Pilze nennt man im Allgemeinen die einfachsten Erzeugnisse des Pflanzenreichs, die entweder ganz aus Keimen bestehen, oder wenigstens an einem großen Theil ihrer Fläche solche Keimkörner hervorbringen. Dabei weichen sie von allen übrigen Vegetabilien darin ab, daß sie weder eine grüne Oberfläche, noch eine blattartige Ausbreitung, weder Blüthen, noch Befruchtungstheile, noch eigentliche Früchte haben. Sie entwickeln im Sonnenscheine keine Lebensluft, sondern gehen größtentheils sehr schnell in Fäulniß über. Zwar enthalten sie, gleich den übrigen Pflanzen, oft Färbestoffe, harzige Bestandtheile und Kleber, aber ihre

Mischung nähert sich doch sehr der thierischen. Es ist lange und viel darüber gestritten worden, wie sich die Pilze fortpflanzen, und wiewohl es nun von den vollkommneren Pilzen, die man auch Schwämme nennt, entschieden ist, daß sie aus den Keimkörnern aufgehen; wiewohl es gewiß ist, daß man die sogenannten Champignons in Mistbeeten erzeugt, und daß der Boletus Tuberaster Persoon sich in einer eignen Erdart, dem reinen Töpferthon, aus wahrscheinlich vorhandenen Keimen fortpflanzt: so können wir doch eben diese Keimkörner auf keine Weise mit dem Namen Saamen belegen, weil der Begriff der letzteren viel zusammengesetzter ist, weil die Saamen immer Theile enthalten, die sich wenigstens beim Keimen entwickeln, und weil der allmählige Fortgang der Natur von den einfachen Pilzen zu den mehr zusammengesetzten uns zu dem Schlusse führt, daß das allgemeine Leben der Natur in diesen Geschöpfen die ersten Versuche der organischen Bildung macht; daher denn zur Erzeugung, wenigstens der einfachsten Pilze, nichts weiter als Feuchtigkeit, die organisirbar und zur Zersetzung geneigt ist, erfodert wird. Weil die Pilze die ersten Anfänge der Vegetation sind, so gelten bei ihnen auch die strengen Begriffe von Gattung und Art um so weniger, je unvollkommner sie sind, und manche von ihnen haben auch nicht einmal den Charakter des Lebens, daß sie der Zerstörung widerstehen, oder eigens beschränkte Bildungen darstellen, sondern sie zeigen sich einem crystallinischen Anfluge gleich und zerfließen eben so in Feuchtigkeit und Luft, wie sie aus ihnen entstanden waren. Wir theilen jetzt die Pilze in folgende fünf Gruppen oder Familien: I. Staubpilze (Coniomycaetes): Dies sind durchgehends Kügelchen, längliche Körper, oder selbst sternförmige, welche bisweilen gegliedert zu seyn scheinen, oder wenigstens mit einem, zwei oder mehreren Querstreifen versehen sind. Sie schwitzen aus der Oberhaut anderer Pflanzen hervor, nehmen diese bisweilen, einem Kelche, oder einem äußern Behältnisse gleich, mit sich, haben aber, und dies ist ihr wesentlicher Charakter, nie eine eigene Hülle. In zahlloser Menge erscheint der Staubbrand (Uredo) auf den Blättern der Pflanzen. Dies ist in der That die allereinfachste Art von Vegetation, da er aus bloßen trüben Kügelchen besteht. Kommt ein Querstreifen in diesen Kügelchen vor, so ist es Dicaeoma Link, sind mehrere Querstreifen, und sind die Körperchen selbst länglich, und wie gegliedert, so ist es Puccinia, wozu der Rost an dem Halm und den Blättern des Getraides gehört. Oft hat ein Staubpilz eine Unterlage, diese gehört ihm zum Theil eigenthümlich, es ist entweder eine gallertartige, aus den Pflanzen ausschwitzende Masse, worin die Keimkörner eingebettet sind, wie bei Podisoma und Gymnosporangium Link, welche sich an unsern Wachholderstämmen häufig genug finden, oder jene Unterlage besteht in einer festen, unförmlich zelligen oder faserigen Substanz, auf welcher die Körner gleichfalls aufliegen, wie bei Exosporium Link. Nicht selten bleibt es aber auch bei der Entfärbung, Zersetzung und fremdartigen Ausbildung der Oberfläche, ohne daß sich Körner darauf anlegten. Alsdann nennt man solches Product Xyloma, wovon man auf Ahorn- und andern Blättern häufig Arten findet, die als schwarze und etwas harte Flecken erscheinen. II. Fadenpilze oder Byssoiden (Hyphomycetes Mart, Nematomyci Nees) sind Pilze, die nicht blos aus Keimkörnern, sondern auch aus eigenen Fäden oder Röhrchen bestehen, welche letztere häufig gegliedert sind, und deren Glieder bei ei-

nigen Arten wenigstens sich als Keimkörner selbst ablösen. Auch diese Pilze erscheinen auf faulem Holze, als Schimmel auf Früchten, auf Blättern, und selbst auf andern Schwämmen. Zu ihnen gehören die Gattungen Byssus, Racodium, Dematium, Monilia etc. In dieser Gruppe ist die einfachste Zusammensetzung der beiden Formen, die das Wasser hervorbringt, wenn es polarisch aus einander weicht, oder wenn es belebt wird, nämlich die Kugel- und die Fadenform, welche beide wir in jedem Bildungssafte der Bäume, und sogar in dem Schneewasser der Felsen bemerken, wenn es über schwarze Erde herabträufelt. Hier nennen wir es Racodium rupestre. III. Bauchpilze (Gastromycetes). Immer zusammengesetzter wird der Bau, denn hier sind die Kügelchen der Staubpilze entweder allein, oder an eigenen Fäden hängend, also als Fadenpilze, in eigenen Behältnissen, die man Peridien nennt, eingeschlossen. Das gewöhnlichste Beispiel liefert der Bovist, der, einer Kugel gleich, ganz von den feinsten Staubkörnern, die an einem Haargewebe hängen, angefüllt ist. Auch diese Geschöpfe kommen auf abgestorbenen Stämmen, Zweigen und Blättern, bisweilen selbst auf Krähenfedern und Pferdehufen, die in Verwesung übergehen, vor. IV. Eigentliche Schwämme. So nennt man diejenigen Pilze, welche die zartesten Keimkörner in den feinsten Schläuchen enthalten, und wo eine gewöhnlich oberflächliche Schicht als Haut sich ausbildet. Die Schwämme haben einen weit zusammengesetzteren Bau, als die vorigen Gruppen. Oft wurzeln sie in die Erde, treiben Knollen, aus diesen Strünke, auf denen sich ein halbkugliger, oder schirmförmiger Hut ausbreitet. Ihr Gewebe ist oft schon deutlich zellig, oft zugleich faserig und röhrig. Die Schlauchhaut bildet beim Agaricus Blätter, beim Boletus Röhren, beim Hydnum Stacheln u. s. w. Überall sind die zarten Schläuche mit einer bestimmten Zahl von Keimkörnern, gewöhnlich mit zwei oder vier, oder endlich mit achten angefüllt. Bei dem Mistschwamm, Agaricus coprinus, gewähren die dunkeln zu vieren stehenden Körner einen angenehmen Anblick, wenn sie bei völliger Reife mit Schnellkraft sich trennen, und eins das andere anziehen, bis die vier, die zusammen gehören, wieder in einer Ebene liegen. Bekanntlich wachsen die Schwämme überall, besonders im Herbste, in schattigen und feuchten Wäldern, und nur wenige von ihnen haben hinlängliche Dauer, um aufbewahrt zu werden. V. Kernschwämme (Mycelomici Nees). Dies sind die vollkommensten unter den Pilzen. Sie stellen nämlich geschlossene Behälter dar, in welchen die Schläuche, gewöhnlich auch mit acht Keimkörnern angefüllt, enthalten sind. Die vierte Gruppe zeigte diese Schläuche in oberflächlicher Haut. Hier aber erfüllen sie das Innere, und könnten Bauchpilze genannt werden, wenn die letzteren nicht die Keimkörner ohne Schläuche in sich enthielten. Zu diesen Kernschwämmen gehören besonders die zahlreichen Phacidien, Sphärien, die Hysterien und die Phacidien, die neuerlich von Fries und Kunze so trefflich erläutert sind. Auch diese Geschöpfe erscheinen auf absterbenden Rinden und Blättern, und bilden den Übergang zu den Flechten oder Lichenen.

Schwan, ein in das Geschlecht der Enten und Gänse gehöriger Vogel, von welchem man vier Gattungen kennt. Diese sind: 1. der stumme Schwan, welcher fast in allen Theilen von Europa wild lebt, gegen den Winter aber südwärts zieht. Er dient bei uns zur Zierde der Gewässer; auf dem Lande ist er höchst unbehülflich; 2.

der Ringschwan, welcher kleiner als der vorige ist, selbst auf Island, Kamtschatka, und der Hudsonsbay gefunden wird, und ebenfalls gegen den Winter nach Süden wandert; 3. der schwarze Schwan, welcher auf Neuholland einheimisch und bis auf die gelblichweißen Schwungfedern pechschwarz ist; 4. der schwarzhalsige Schwan, welcher auf den Falklandsinseln und in der Magellanischen Straße gefunden wird, aber noch nicht genau bekannt ist. — Die Sage, daß der Schwan, der kaum zuweilen einen Ton von sich giebt, kurz vor seinem Tode einen harmonischen Gesang (Schwanengesang) anstimme, beruht auf einer alten Tradition und hat sich, da sie eine so mannichfaltige und schöne Anwendung zuläßt, durch die Dichter fortgeflanzt, ohne daß je die Wahrheit durch einen Zeugen bestätigt worden wäre. Indeß war der Schwan von den Alten theils aus diesem Grunde, theils wegen seiner vermeintlichen Wahrsagungsgabe dem Apollo geheiligt.

Schwanengesellschaft, eine im J. 1660 gestiftete deutsche Gelehrtengesellschaft, deren Mitglieder einen goldnen Schwan am blauen Bande trugen.

Schwangerschaft ist der Zustand des menschlichen Weibes, in welchem sich im Schooße desselben ein neues Individuum so weit ausbildet, daß es in der Welt des Lichtes und der Luft, getrennt von dem mütterlichen Organismus, bestehen kann. Es beginnt die Schwangerschaft mit dem Augenblicke der Empfängniß (s. d. Art.) und endigt sich mit dem Acte der Geburt (s. d. Art.). Derselbe Zustand wird mit andern Namen belegt, wenn er bei Thieren, welche lebendige Junge zur Welt bringen, vorkommt; und ein Analogon desselben findet sich auch bei den eierlegenden Thieren. Wir übergehen dies hier, und handeln nur von der Schwangerschaft im menschlichen Geschlechte. Während derselben steigert sich die Lebensthätigkeit vorzüglich in dem Fruchthälter, welcher wahrscheinlich wenige Tage nach der Empfängniß das befruchtete Ei aufnimmt. Die periodische Absonderung von Blut hört dann auf, aber die Gefäße des Fruchthälters werden weiter, blutreicher, länglicher, gerader; das Zellgewebe desselben wird weicher, schwammiger, die Wände dicker, die Höhle größer. Er verliert die birnförmige Gestalt, die er im ungeschwängerten Zustande hat und wird mehr kugelrund. Er sinkt in den beiden ersten Monaten der Schwangerschaft tiefer in das Becken herab; alsdann aber steigt er, größer werdend, bis in den achten Monat so hoch, daß der Grund desselben in der Gegend des Magens äußerlich gefühlt werden kann; in dem neunten Monate sinkt er wieder etwas herab. Unter diesen Veränderungen des Fruchthälters bildet sich der Embryo (s. d. Art.) nach und nach aus, bis er in der vierzigsten Woche den gehörigen Grad von Reife erreicht hat, um, getrennt von dem mütterlichen Organismus, leben zu können, dann aber erfolgt die Geburt und die Schwangerschaft ist geendet. — Aber nicht blos im Fruchthälter, sondern im ganzen weiblichen Organismus ist bei gesunden und nicht verzärtelten Frauen die Lebensthätigkeit gesteigert; Schwangere sind muthvoller, selbstständiger, männlicher, kräftiger, unternehmender, als nicht Schwangere und behalten diese Eigenschaften auch als Mütter; Schwangere werden seltner von ansteckenden Krankheiten befallen, die Auszehrung, an der sie vorher litten, steht während der Schwangerschaft still und macht erst nach dem Ende derselben desto größere und schnellere Fortschritte; Hysterische befinden sich oft während der Schwangerschaft ungewöhnlich wohl, Gichtische

sind gewöhnlich von ihren Anfällen befreit, manche werden auffallend fett. Dagegen ist dieser Zustand bei vielen, zumal sonst schwächlichen, kränklichen, verzärtelten, zu jungen oder zu alten Frauen oft auch von einer sehr großen Menge Beschwerden begleitet, welche durch die veränderte Stimmung des Gefäß- und Nervensystems bedingt und vermittelt werden. Vorzüglich häufig erstreckt sich diese Wirkung auf den Magen, daher Übelkeit, Ekel, Erbrechen, krankhafte Abneigung oder Gelüste mancher sonst gleichgültiger Speisen; überdies leiden Schwangere oft an herumziehenden Schmerzen, vorzüglich in den Zähnen; zu Krankheiten, welche durch eine erhöhete Lebensthätigkeit ausgezeichnet sind, zumal zu Entzündungen, Wallungen ꝛc. findet eine große Geneigtheit Statt; vorzüglich lästig sind oft die Venenaustreibungen an den Füßen und am After. Auch verursacht der mechanische Druck des vergrößerten und in seiner Lage und Form veränderten Fruchthälters nicht selten Beschwerden in der Urin- und Stuhlausleerung. — Alle diese Veränderungen, welche so eben aufgezeichnet wurden, gelten auch als Zeichen der Schwangerschaft, zu ihnen kommen noch die stufenweisen regelmäßigen Veränderungen hinzu, welche bei der innern Untersuchung an dem Mutterhalse bemerkt werden können; auch der Zustand der Brüste, welche während der Schwangerschaft gewöhnlich stärker werden, und in welchen sich eine milchartige Feuchtigkeit einfindet, gehört hierher. Endlich aber wird durch die Bewegungen des Kindes, welche die Mutter in der zweiten Hälfte der Schwangerschaft fühlt, so wie dadurch, daß man bei der innern oder äußern Untersuchung das Kind oder Theile desselben deutlich fühlen kann, die Gegenwart der Schwangerschaft außer Zweifel gesetzt. So wichtig es auch ist, die Schwangerschaft frühzeitig genug zu erkennen, eben so schwierig ist dies doch in manchen Fällen und vorzüglich in der erstern Hälfte, wo alle Zeichen trügen können. Denn es giebt eine große Menge Krankheiten des Unterleibes, welche ähnliche Zufälle, als die der Schwangerschaft, erregen und die man wohl auch unter dem Ausdruck der scheinbaren oder der falschen Schwangerschaft zusammenfaßt. — Auch die Schwangerschaft, so wie jede andre Function, ist sehr vielen Abweichungen von der Regel und Norm unterworfen. Zuerst kann es geschehen, daß das Ei nicht einmal in den Fruchthälter gelangt, sondern entweder im Eierstocke (ovarium) oder in den Muttertrompeten oder an einer andern Stelle zurückbleibt. Auch hier bildet es sich bis zur Reife aus und gewährt die Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter (graviditas extrauterina); die Geburt aber kann nicht auf dem gewöhnlichen Wege erfolgen, sondern es muß, wenn nicht in einem der frühern Monate durch Zerreißung und innere Blutung (wie man es bisweilen beobachtet) der Tod der Mutter veranlaßt wurde, das Kind entweder durch den Bauchschnitt aus dem Unterleibe herausgenommen werden, oder es stirbt ab, geht in Verderbniß über, wird theils resorbirt, theils durch Eiterung ausgeworfen, oder es bleiben die festern Theile, Knochen, Haare ꝛc. zurück, und werden dann Steinkind (Lithopodion) genannt. Eine solche Schwangerschaft kann viele Jahre dauern, bis sie zuletzt gewöhnlich tödtlich wirkt. Ferner hat der Fruchthälter bisweilen vorher schon eine fehlerhafte schiefe Stellung; bildet er sich in dieser Richtung bei eintretender Schwangerschaft aus, so geschieht es unter den mannichfaltigsten Beschwerden. Sodann heftet sich der Mutterkuchen bisweilen nicht an der gewöhnlichen Stelle an. Sehr übel ist es, wenn er sich gerade über der Öffnung

es Fruchthälters befestigt. Es erfolgen dann immer wiederkehrende Blutungen, welche das Leben der Mutter in Gefahr bringen, oder es nimmt das Kind eine ungewöhnliche Lage an und giebt dann zu unregelmäßigen Geburten Veranlassung, welche oft nur durch die Kunsthülfe zu Stande gebracht werden können. Endlich wird die Schwangerschaft nicht selten durch äußere Ursachen abgekürzt und es erfolgt dann eine Frühgeburt, oder Abortus; bisweilen verzögert sie sich wohl auch über die gewöhnliche Zeit hinaus. Überdies degenerirt auch das ganze Ei bisweilen und es bildet sich anstatt desselben ein Mondkalb (s. d. Art.), oder das Kind erleidet in seiner Ausbildung mannichfaltige Abänderungen, welche entweder Naturspiele (wenn sie unbedeutend sind) oder Monstrositäten (wenn die Gestalt in hohem Grade verändert wird) genannt werden. — Die Ursachen einer sehr großen Menge der erwähnten Abnormitäten der Schwangerschaft liegen im Dunkeln, nur die Früh- und Fehlgeburt wird gewöhnlich von offenbaren äußern Veranlassungen hervorgebracht. Die Regeln, die man den Schwangern in Hinsicht auf ihre Diät giebt, beziehen sich daher größtentheils darauf, diese Unterbrechung der Schwangerschaft zu verhüten, und die Schwangern überhaupt so gesund, als es möglich ist, zu erhalten. Es beziehen sich aber diese Regeln auf die Luft, Speisen und Getränke, welche nach den gewöhnlichen Regeln der Diätetik bestimmt werden müssen, auf die natürlichen Triebe oder ungewöhnlichen Gelüste (die letztern sollen nur mit Einschränkung befriedigt werden), auf die Leidenschaften, welche sorgfältig verhütet, die Phantasie, welche nicht aufgeregt werden soll, weil sich der Verdacht noch erhält, daß dadurch zum Versehen Veranlassung gegeben werden kann, und weil auch durch diese die Gemüthsbewegungen leicht zu sehr erregt werden können, auf die gehörige und den Kräften angemessene Abwechselung von Wachen und Schlaf, Bewegung und Ruhe, endlich auf die Kleidung, welche vorzüglich den Unterleib und die Brust nicht drücken soll. Mit ganz vorzüglicher Sorgfalt müssen alle Umstände vermieden werden, welche mechanisch schädlich wirken, z. B. Stoßen, Fallen, Heben zu schwerer Lasten 2c., weil sie so leicht zu Fehlgeburten Veranlassung geben. Sodann muß auch während der Schwangerschaft schon dafür gesorgt werden, daß die Brüste nach derselben geschickt sind, ihre Function zu vollziehen. Endlich müssen die begleitenden Zufälle unangenehmer Art nach den Regeln der Kunst beseitigt oder wenigstens gemäßigt werden. In dieser Hinsicht sollte nichts ohne den Rath eines Arztes geschehen. B. P.

Schwärmer nennt man in der Pyrotechnie (Feuerwerkskunst) gewisse nach Art der Raketen zubereitete Patronen, die bei Kunstfeuerwerken mancherlei Art gebraucht werden. Die Hülse aus Papier oder Kartenblatt ist 3 Zoll 6 Linien lang und hat zum innern Durchmesser etwa 4 Linien. Die Füllung der gewöhnlichen Schwärmer besteht aus 1 Theil Mehlpulver, $\frac{1}{4}$ Theil Kohle und $\frac{1}{8}$ Theil Salpeter. Sie werden übrigens über einen kleinen eisernen Dorn auf einem Klötzchen von hartem Holze oder auch auf einem Tische geschlagen. Man hat ganz kleine Schwärmer bis zur Länge von 3 Zoll und darüber. P. S.

Schwärmerei ist ein krankhafter Zustand des Gemüths, in dem man sich Verhältnisse, Erfahrungen und Erfolge als wirklich oder erreichbar vorstellt, die nur noch in der Idee bestehen oder überhaupt in das Gebiet solcher Einbildungen gehören, die niemals Realität erhalten können. Die Schwärmerei der Freundschaft

und Liebe erträumt sich eine Reinheit, Zartheit und Innigkeit des Verhältnisses mit geliebten Personen, wie sie in Stunden höherer Weihe wohl empfunden, aber unter den aus Geist und Sinnlichkeit zusammengesetzten, von körperlichen Bedürfnissen abhängigen Menschen nicht ausdauernd erhalten werden kann. Die moralische Schwärmerei traut sich und Andern eine höhere sittliche Vollkommenheit zu, als man nach den von der Seelenstärke, Consequenz und Reinheit der tugendhaftesten Menschen gemachten Erfahrungen bei sterblichen Wesen erwarten darf. Die politische und philanthropische Schwärmerei trägt sich mit Phantasiebildern eines Zustandes der bürgerlichen und allgemeinen menschlichen Gesellschaft, wie ihn weder die Culturstufe der Mehrzahl, noch die Gewalt der Leidenschaften unter den Regenten und Regierten, noch die politische Stellung der Völker gegen einander zur Wirklichkeit kommen läßt. Schwärmer dieser Art pflegt man mit Recht die gutmüthigen zu nennen; sie können zwar, wo sie ihren Einbildungen gemäß handeln, manchen Mißgriff und manche Übereilung begehen, auch gegen Andersdenkende heftig und unduldsam werden, doch wenn sich nur kein heimlicher Ehrgeiz oder Eigennutz in ihre Hoffnungen und Bestrebungen einmischt, wird ihre Schwärmerei eher ihnen selbst, als Andern Nachtheil bringen. Gewöhnlich übernimmt das gemeine Leben mit seinen Reibungen die Cur dieser oft sehr liebenswürdigen und interessanten Kranken. Vielfältig getäuscht, durch niederschlagende Erfahrungen überführt, daß der Zustand der Dinge, der ihren Ideen entspräche, noch nicht da oder überhaupt nicht zu verwirklichen ist, gerathen sie in eine Verstimmung, aus der es nach Beschaffenheit ihres geistigen Vermögens zweierlei Auswege giebt. Schwächere Gemüther werden sich in diesem Mißmuth aufreiben und, da Zureden keinen Schwärmer mit der Welt versöhnt, als Opfer ihrer schönen Träume untergehen. Ist hingegen ihre Natur kräftig und lebensfroher Muth in ihnen, so werden wir dieselben, wenn die Erfahrung ihnen die Binde von den Augen genommen hat, aus dem Kampfe der Idee mit der Wirklichkeit als Weise hervorgehen sehen, die, mit vielseitiger Umsicht und Urtheilsfähigkeit bereichert, das Leben beherrschen lernen, und indem sie weniger wünschen und hoffen, desto mehr zur allmähligen Verbesserung der unvollkommnen Welt zu thun wissen. Viel gefährlicher und schwerer zu heilen ist die religiöse Schwärmerei, weil sie von Behauptungen ausgeht, die das Recht einer subjectiven Überzeugung auf ihrer Seite haben und sich auf einem Gebiete bewegt, für das in der Welt des Begreiflichen kein Maaß zu finden ist. Vergl. d. Art. Fanatismus. Alle Schwärmerei hat ihren Grund in Mangel, oder nicht gehöriger Übung der Urtheilskraft bei starker Phantasie und Empfindsamkeit; denn nur wo es an Urtheil und Umsicht fehlt, können unstatthafte Meinungen Eingang finden, und dunkle Gefühle und Einbildungen eine Übermacht erhalten, die das Gemüth aus dem Gleichgewichte der Gesundheit bringt. Die besten Mittel gegen die Schwärmerei sind daher gründliche und umfassende Kenntnisse, munterer Verkehr mit der Welt und ruhige Vergleichung des Erreichbaren mit dem Wünschenswerthen. E.

Schwarz (Berthold), der angebliche Erfinder des Schießpulvers, war ein deutscher Franziscanermönch, geboren gegen die Mitte des 13ten Jahrhunderts zu Freiburg im Breisgau. Er war

großer Scheidekünstler, und da man ihn wegen Zauberei ins Gefängniß gesetzt hatte, verwandte er die Zeit seiner Gefangenschaft auf chemische Untersuchungen, welche ihn auf die Bereitung des Schießpulvers (s. d. Art.) führte. Die Mischung des Schießpulvers war unstreitig schon vor Schwarz von Roger Baco (s. d. Art.) gefunden worden, aber Schwarz stellte es zuerst in einer für den Kriegs- und Jagdgebrauch tauglichen Gestalt dar. (Vergl. Canone.)

Schwarzburg, die Ober- und die Unterherrschaft, in Thüringen, ein souveränes Fürstenthum des Hauses Schwarzburg; 35½ Quadratmeile mit 12 Städten, 246 Flecken und Dörfer und gegen 100,000 Einwohnern. Die Oberherrschaft liegt an der Nordseite des thüringer Waldes, von den großherzogl. und herzogl. sächsischen Ländern und der preuß. Provinz Sachsen eingeschlossen, und wird von der Saale mit der Schwarza, Ilm und Gera bewässert. Die Unterherrschaft liegt ganz von der preuß. Provinz Sachsen umgeben, im nördlichen Thüringen an der Wipper und Helbe. Die ehemals in der königl. sächsischen Landeshoheit sich durchkreuzenden Oberherrlichkeits- und Lehnsrechte sind durch den Vertrag des Hauses Schwarzburg mit Preußen, welches gegenwärtig das königl. sächsische Thüringen besitzt, im J. 1816 mittelst Abtretungen ausgeglichen und aufgehoben worden, so daß es keine schwarzburgischen Rechtsherrschaften mehr giebt. Das alte Haus Schwarzburg besaß schon im 11ten Jahrhundert ansehnliche Güter in Thüringen. Ein Graf Günther XXI. von Schwarzburg wurde 1349 zum deutschen Kaiser gewählt. Sein älterer Bruder Heinrich behielt die Grafschaft. Sein Nachkomme Günther XL. führte im J. 1541 die evangelisch-lutherische Religion ein. Seine Söhne stifteten 1552 die zwei noch regierenden Linien Arnstadt, in der Folge Sondershausen genannt, und Rudolstadt. Beide erhielten 1697 und 1710 die fürstliche Würde, und 1754 auf dem Reichstage Sitz und Stimme im Fürstencollegium. überdies waren die Fürsten des heiligen römischen Reichs Erbstallmeister, nannten sich die Viergrafen des Reichs und hatten die große Comitiv. Im April 1807 traten die Fürsten von Schwarzburg zum Rheinbunde, und den 3. Julius 1815 zum deutschen Bunde. Auf der Bundesversammlung theilen sie die 15te Stelle mit Oldenburg und Anhalt; im Plenum haben sie jeder 1 Stimme. I. Das Haus Schwarzburg-Sondershausen (Fürst Günther, residirt zu Sondershausen) besitzt 16½ Quadratmeile (von der Unterherrschaft zwei, von der Oberherrschaft ein Drittheil) mit 46,000 Einwohnern und 275,000 Gulden Einkünfte. II. Das Haus Schwarzburg-Rudolstadt (Fürst Günther, residirt zu Rudolstadt) besitzt (nach Abtretung der Ämter Kelbra und Heringen an Preußen) 19 Quadratmeilen mit 54,000 Einwohnern und 220,000 Gulden Einkünfte. In Schwarzburg-Rudolstadt sind seit 1816 Landstände eingeführt, in Sondershausen bis jetzt noch nicht. Zum 9. Armeecorps des Bundescontingents stellt Sondershausen 451, und Rudolstadt 539 Mann.

Schwarze Kunst, s. Magie (natürliche).

Schwarze Kunst. Eine der wichtigsten Erfindungen des siebzehnten Jahrhunderts in der Kupferstecherei ist die sogenannte schwarze Kunst. Man nannte sie in Italien und England Mezzo tinto (Helldunkel oder halbe Färbung damit bezeichnend), in Frankreich Taille d'épargne und Gravure en manière noire, und in Süd-Deutschland den Sammetstich

oder geschabte Manier. Sie unterscheidet sich vom Kupferstechen und Kupferätzen dadurch, daß man bei diesen beiden den Schatten, bei der schwarzen Kunst aber das Licht in das Kupfer arbeitet. Es kommt dabei hauptsächlich auf den Grund an. Ein sanftes Verschmälzen verbunden mit großem Schatteneffect zeichnet diese Art von Kupferstichen ganz besonders aus; sie ist von auffallend schöner Wirkung zu Bildnissen und zu historischen Darstellungen, die nicht viele und nicht zu kleine Figuren haben. Die Kupferplatte, auf welcher in schwarzer Kunst gearbeitet werden soll, wird erst ganz rauh durchkratzt, so daß, wenn man in diesem Zustand Abdrücke von ihr nehmen wollte, sie völlig schwarz seyn würden. Diese Gründung ist sehr mühsam und wichtig, denn von dem dadurch bewirkten gleichen Korn der Platte hängt die sammetartige Weichheit ab; doch kann jeder sorgfältige Arbeiter sie vollenden, vermittelst eines guten Gründungseisens. Auf die Feinheit dieses stählernen Schwarzkünstlerkammes kommt alles an. In Augsburg hat man Maschinen dazu erfunden. Auf diesen Grund wird nun die Zeichnung übergetragen, indem man das Papier, worauf sie gefertigt ist, auf der Rückseite mit Kreide überreibt, und solches dann auf der Platte abdruckt, diesen Contour aber nachher mit Tusche übergeht. Nun verfährt man eben so damit, als ob man mit weißer Kreide auf dunkles Papier zeichnete. Man schabt den Grund mehr und minder ab, nachdem man hellere Lichter haben will. Auf den lichtesten Stellen wird das Korn der Gründung ganz weggeschabt, doch muß man sich sorgfältig hüten, nicht, in der Hoffnung, schneller fertig zu werden, die Gründung auf einmal wegzuschaben, weil es sehr schwer ist, sie wieder herzustellen, und weil die zarte Abstufung der Schatten die höchste Schönheit dieser Manier ausmacht. Mit den lichten Theilen fängt man zuerst an, doch läßt man immer einen Hauch vom Korn stehen, dann überarbeitet man die Reflexe, alles in großen Partien. Man schwärzt alsdann die ganze Platte mit einem Ballen von Filz, um die Wirkung davon zu sehen, und fängt nachher immer an den stärksten Lichtstellen wieder an. Die höchsten Lichter oder Glanzblicke müssen endlich das blanke Kupfer ausmachen, und mit dem Polirstahl wieder geglättet werden. Die schwärzesten Schatten hingegen bleiben rauh und ganz unberührt; alle Stufen der Schatten und Lichter aber trägt der Gerbstahl oder das Schabeisen auf das Kupfer. Die stärksten Drucke an den Umrissen übergeht man jetzt mit dem Grabstichel. Da es ungleich leichter ist, Theile des dunkeln Grundes wegzuschaben, als die Schatten durch die unendliche Anzahl von Zügen und Strichen in den Schraffirungen zu bilden, so ist der Stich in Mezzotinto weit schneller und leichter auszuführen, als jede andre Art der Kupferstecherkunst. Die schwarze Kunst ist daher für Mahler, Zeichner und Dilettanten viel anwendbarer, als das Radiren und Stechen. Der erste Erfinder der schwarzen Kunst ist der hessencasselsche Obristlieutenant L. von Siegen (van Sichem) gewesen, der 1643 den ersten Versuch in derselben mit dem Bildniß der Landgräfin von Hessen, Amalia Elisabeth, gemacht hat. Von diesem lernte sie der churpfälzische Prinz Robert, oder Rupert von der Pfalz, welcher sie zu der Zeit Königs Carl II. nach England brachte. Dort wurde sie ungemein beliebt, und man suchte den Prinzen für den Erfinder derselben auszugeben, indem man erzählte, Prinz Robert sei eines Morgens früh ausgegangen, und habe eine Schildwache etwas entfernt von ihrem Posten mit ihrer Flinte

ihr beschäftigt gefunden. Er habe den Soldaten gefragt, was er vorhabe? worauf dieser erwiederte, der Nachtthau habe seine Flinte rostig gemacht, und er putze sie wieder. Als der Prinz das Gewehr betrachtet habe, sey es ihm aufgefallen, daß durch das Poliren mancher Stellen sich eine Zeichnung zufällig darauf bildete, gleichsam von erhabnen silbernen Pauken umkränzt, dieser Anblick habe die Idee des Mezzotinto in ihm erweckt. Ein Kopf Johannis des Täufers nach Spagnoletto ist das erste bekannte Blatt des Prinzen. Doch waren diese frühsten Blätter rauh und unangenehm. Später brachten es die Engländer am weitesten in der schwarzen Kunst. Von John Smith, der zu Ende des 17ten Jahrhunderts lebte, hat man mehr als fünfhundert Blätter; er und George White bildete eine neue Epoche für die schwarze Kunst, welche der letztere besonders dadurch vervollkommnete, daß er die Platte erst radirte, wodurch sie mehr Geist und Leben erhielt. In der neuern Zeit beschäftigten sich in England weit mehr Künstler mit der schwarzen Kunst als anderswo. Besonders berühmt wurden Mac Ardell, Honston, Earlom, Pether, Green, Watson, Dickenson, Dixon, Hudson, J. Smith rc. Unter den Deutschen beschäftigte sich vorzüglich Bernhard Vogel aus Nürnberg (geb. 1683, gest. 1737), und die Augsburger Künstler Haid und Preißler aus Nürnberg damit. Von den Niederländern zeichnen sich Vaillant, Schuppen, de Bruggen, van Bleeck und Faber aus. Unter den Franzosen sind Sarrabat und Boyer die einzigen, die etwas bedeutendes in dieser Kunst leisteten. Außer einem Gemählde kann nichts das sanft verschmolzne Fleisch, das wallende Haar, die Falten der Gewänder und die blinkenden Waffen so gut nachbilden, als die schwarze Kunst, aber die Umrisse lassen sich nicht so bestimmt und geistreich darin zeichnen, wie mit dem Grabstichel, daher können sich die besondern Theile bei zu gehäuften und kleinen Figuren nicht genug herausheben. Zu große Lichtmassen gelingen nicht, dagegen thun Nachtscenen große Wirkung, so wie Porträts. Nach Rembrandt, Benedetto, Murillos, Van Dyk, Reynolds und West hat man die ausgezeichneten Blätter. Man kann nicht leicht auf mehr als 200 gute Abdrücke von einer Platte rechnen, wovon die zweiten funfzig die schönsten sind. Doch kann man der Platte leicht wieder nachhelfen, und dann bis 500 Abdrücke davon nehmen. Die schwarze Kunst hat Gelegenheit zur Erfindung der mehrfarbigen Kupferstiche gegeben, welche die Mahlerei nachzuahmen streben. Dieser Farbendruck geschieht vermittelst mehrerer Platten, welche, eine jede besonders, mit ihrer eignen Farbe auf das nämliche Blatt Papier abgedruckt werden. Diese Platten müssen nämlich richtig auf einander passen, und auf jeder werden nur die Partien, die von einerlei Farbe sind, ausgeführt. Alle Farben, die zu dieser Art abzudrucken gebraucht werden, müssen durchsichtig seyn, so daß, wo sie sich mischen sollen, eine durch die andre im Abdrucke durchschimmere. Pflanzen, Früchte, architektonische Stücke und anatomische Sachen sind am passendsten dazu. Le Blon, ein geborner Frankfurter, der 1741 starb, war der Erfinder dieser Art von Farbendruck. Gautier Dagoty in Paris und Robert führten diese Kunst in Frankreich ein, und gaben auch Porträts in dieser Manier. L'Admiral in Leyden und der neapolitanische Prinz San Severo brachten es weit darin; Götz aus Mähren nebst seiner

Tochter vervollkommneten diese Art von Kupferstichen noch sehr. Bei Letzterm lernte der bekannte Venezianer Franz Bartolozzi, der in England so großes Aufsehen machte. Wl.

Schwarzenberg (die Fürsten von), ein Zweig der Grafen von Seinsheim, sind eins der ältesten Geschlechter in Franken. Erkinger, Baron von Seinsheim, kaufte 1420 die Herrschaft Schwarzenberg, und nannte sich nach ihr. Als Schwager der Gemahlin des Kaisers Sigismund erwarb er für seine Herrschaft die Reichsunmittelbarkeit. Einer von seinen Nachkommen, Adolph, wurde 1599 Reichsgraf, und dessen Enkel, Johann Adolph, 1670 Reichsfürst. Er erhielt 1674 Sitz und Stimme im Fürstencollegium. Sein Enkel, Adam Franz, erbte von seiner Mutter, einer Gräfin von Sulz, die Landgrafschaft Klettgau in Schwaben und wurde 1723 Herzog von Krummau in Böhmen, welchen Titel der regierende Älteste führt. Durch den Rheinbund wurden Schwarzenberg und Klettgau mediatisirt. Der Fürst trat die Landgrafschaft Klettgau 1812 an den Großherzog von Baden ab. Die Besitzungen des Hauses sind: die gefürstete Grafschaft Schwarzenberg in Franken, 5 Quadratmeilen mit 10,000 Einwohnern, in Schwaben die Grafschaft Illereichen und Kellmünz, die Herrschaft Neuwaldeck u. a. m., theils unter bayerscher, theils unter würtembergischer, theils unter badenscher Souverainetät. Die übrigen Güter liegen unter österreichischer Hoheit. Alle zusammen haben ein Areal von 42 Quadratmeilen mit 115,000 Einwohnern. Die Einkünfte betragen gegen 500,000 Gulden. Das Haus ist catholisch, und hat seinen Sitz in Wien. Der regierende Fürst Joseph, geb. 1769, ist kaiserl. Geh. Rath und Kämmerer. Seine Gemahlin Pauline, des Herzogs von Aremberg Tochter, verlor ihr Leben zu Paris (1. Julius 1810) in dem bei einem von ihrem Schwager, dem Fürsten Carl von Schwarzenberg, veranstalteten Feste entstandenen Brande. — Über diesen Fürsten Carl s. den folgenden Artikel.

Schwarzenberg (Fürst Carl Philipp von), kaiserlich österreichischer General Feldmarschall, geb. den 15. April 1771, trat zeitig in den Waffendienst und wurde beim Ausbruche des ersten Kriegs mit Frankreich Adjutant des Grafen Clairfait. In dem Gefecht von Quievrain (1. Mai 1792) fand er Gelegenheit, sich ruhmvoll auszuzeichnen. Im folgenden Feldzug commandirte er einen Theil der Avantgarde des Prinzen Coburg. Bei dem Überfall von Aldenkirchen, bei der Belagerung von Valenciennes und bei dem großen Gefecht zwischen Bouchain und Cambrai (27. April 1794) zeigte der Fürst so viel Tapferkeit, Talent und Geistesgegenwart, daß ihm auf dem letztern Schlachtfelde das Kreuz des Marien Theresien-Ordens als Belohnung zu Theil wurde. 1796 war er als Obrister und Commandant des Küraßirregiments Zscheschwitz bei dem Corps von Wartensleben angestellt, und wurde nach der Schlacht von Würzburg zum Generalmajor befördert. 1802 wurde ihm die Gesandtschaft am Petersburger Hofe angetragen, die er aber ablehnte. Bei dem Ausbruche des neuen Kriegs mit Frankreich im J. 1805 war er einer der drei österreichischen Generalofficiere, die mit dem Baron Winzingerode, Generaladjutanten des Kaisers Alexander, den Plan zu diesem Feldzuge verabredeten. Bei Ulm commandirte er den rechten österreichischen Flügel. Nachdem alles hier verloren war, schlug er sich mit dem Prinzen Fer-

dinand mit einigen Cavallerieregimentern durch und entkam so nach Böhmen. Nach dem Presburger Frieden wurde er zum österreichischen Ambassadeur bei Napoleon ernannt, eine Stelle, die er mit eben so vieler Gewandtheit als Würde ausfüllte, so viel er auch häufig von den Launen desselben zu dulden hatte. Die Unterhandlungen über die Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin Marie Luise wurden von ihm geleitet. In dem russischen Feldzuge, zu welchem Österreich nach dem Tractat vom 14. März ein Hülfscorps zu stellen hatte, wurde Fürst Schwarzenberg zum Befehlshaber desselben ernannt. Dieses 30,000 Mann starke Corps wurde in Gallizien versammelt und passirte in den ersten Tagen des Julius den Bug, verfolgte die sich zurückziehenden Russen und besetzte am 11. die wichtige Position von Pinsk. Im August erhielt der Fürst von Napoleon den Oberbefehl über die auf seinem rechten Flügel operirende Armee und über das 7te (aus Sachsen bestehende) Corps, und es gelang ihm, gegen Tormassow einige Vortheile zu erhalten. Im Monat October mußte er sich jedoch vor der verstärkten russischen Armee unter Tschitschakow und Tormassow unter nachtheiligen Gefechten ins Großherzogthum Warschau zurückziehen. Wahrscheinlich war in diesem Zeitpunkte, vermöge geheimer Instructionen, die Thätigkeit des Fürsten nur noch negativ. Sein Armeecorps blieb bis zum Februar 1813 in der Position von Pultusk. Am 9. dieses Monats verließ er dasselbe, ging nach Wien und erhielt den Oberbefehl über die sich in Böhmen versammelnde Observationsarmee, welcher im August nach der Kriegserklärung Österreichs sich ein Theil der preuß. und russischen Heere anschloß. Fürst Schwarzenberg ward zum Generalissimus der gesammten gegen Frankreich operirenden Armeen ernannt, denn die sich bei der Hauptarmee in Person befindenden Monarchen enthielten sich alles eigentlichen Commando's. General Radezky war unter dem Fürsten Chef des Generalstabs. Die erste Operation der großen Armee gegen Dresden war indessen nicht glücklich (s. Dresden im J. 1813), und ohne die Catastrophe des Generals Vandamme bei Culm (s. d. Art.) hätte der ganze Feldzug eine höchst bedenkliche Wendung nehmen können. Wegen der weitern Geschichte dieses und des nächstfolgenden Feldzugs bis zum Frieden von Paris verweisen wir auf die Art. Russisch-deutscher Befreiungskrieg und Leipzig (Schlacht von). Nach der Rückkehr Napoleons von Elba erhielt der Fürst den Oberbefehl über die verbündeten Armeen am Oberrhein. Am 22. Junius ging er mit den Russen und Österreichern über den Rhein; die Bayern waren bereits vorgerückt. Dem Plane dieses Feldzugs gemäß sollten alle Armeen der Verbündeten unter den Mauern von Paris zusammentreffen. Aber schon durch die Schlacht von Waterloo und die zweite Abdankung Napoleons war der ganze Feldzug beendet. Fürst Schwarzenberg ist gegenwärtig Präsident des Hofkriegsraths. Er ist seit 1799 mit der verwittweten Fürstin Esterhazy, einer gebornen Gräfin Hohenfeld, vermählt. Die militärischen Talente des Fürsten im Ganzen sind nur von Wenigen in Zweifel gezogen worden, wohl aber haben einzelne seiner Operationen sowohl an sich, als in ihrer Leitung einer gerechten Kritik unterliegen müssen. Zu diesen gehört unter andern die Operation gegen Dresden, bei welcher die ganze verbündete Armee auf das Spiel gesetzt wurde. Auch will man die Disposi-

tionen in den Tagen von Leipzig nicht loben und behauptet, daß schon hier die ganze französische Armee habe vernichtet werden können; in den Ebenen von Champagne, an jenen kritischen Tagen, wirft man dem Fürsten ebenfalls Mangel an Energie und Zuversicht vor. Darin indessen stimmen alle Urtheile überein, daß es wenige Heerführer möchte gegeben haben, die, wie er, verstanden, durch das angemessenste und versöhnlichste Betragen die bei einer aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzten Armee unvermeidlich verschiedenen Ansichten zu vermitteln und zu einigen.

Schwarzes Meer, ein Meer, welches zwischen Europa und Asien liegt, gegen Abend an Romanien und Bulgarien, gegen Mitternacht an die russischen Staaten, gegen Morgen an Mingrelien und Guriel, gegen Mittag aber an Natolien stößt, und nur durch den Bosphorus mit dem mittelländischen Meere in Verbindung steht, von dem es eigentlich nur ein Theil ist, der mit dem asowschen Meere (dem großen nördlichen Busen des schwarzen Meeres) die zusammenhängenden Gewässer des mittelländischen Meeres schließt. Die Größe des schwarzen Meeres mit dem asowschen Meere beträgt über 14,000 Quadratmeilen. Das Wasser desselben ist nicht so helle, wie das Wasser des mittelländischen Meeres, und vermuthlich wegen der vielen großen Flüsse, die hineinfallen (Donau, Dnister, Dnieper, Don und Kuban) süßer, daher es auch leichter gefriert. Die Stürme auf demselben sind fürchterlich, weil es rings umher verschlossen ist, wodurch eine Art von Wirbel entsteht. In den Sommermonaten ist es doch im Ganzen ruhiger, als andre Meere, in den Wintermonaten hingegen, vorzüglich längs der Küsten zwischen den Mündungen der Donau bis zur Crimm hin, selbst für die geschicktesten Schiffer kaum zu befahren. Die Hauptströmung zieht sich beständig selbst aus dem seichten Meere von Asow her von Norden gegen Südwesten, nach der thracischen Meerenge und dem Hellespont hin. Das schwarze Meer zeichnet sich auch dadurch aus, daß es gar keine Inseln hat, außer in der Meerenge, welche das asowsche Meer mit demselben verbindet. Die Fischerei im asowschen und schwarzen Meere ist nicht unbedeutend; es fehlt nicht an mancherlei nutzbaren Gattungen von größeren und kleineren Fischen, worunter auch mehrere Arten von Stören sind. Man fischt an diesen Küsten hauptsächlich mit einer Art von Sacknetzen, in welchen zuweilen auf einen einzigen Zug, der etwa sechs Stunden dauert, bis auf 60,000 Fische, worunter aber nur immer wenige große, gefangen werden. Man bereitet hier auch Kaviar, Fischleim, Thran und aus dem Rogen der Meeräschen Botargo, diesen letztern aber nur in geringer Menge. Die gesalzenen und geräucherten Makrelen sind ein wichtiger Handelsartikel der Krimm. Bei den Alten hieß es Pontus Euxinus (s. d. Art).

Schwarzholz, s. Nadelholz.

Schwarzwald, ein ansehnliches deutsches Gebirge, welches theils zum Großherzogthum Baden, theils zum Königreich Würtemberg gehört. Es läuft an der Westseite Schwabens, parallel mit dem Rheinstrome nach seiner großen Beugung bei Basel, und oft nur wenige Meilen von demselben entfernt, von Süden nach Norden hinab. Diese Gebirgskette ist gegen Süden von dem Rheine, gegen Norden aber von der Ebene zwischen der Enz und dem

Einflusse des Neckars in den Rhein begränzt, und begreift in ihrer größten Ausdehnung eine Strecke von achtzehn Meilen. Ihre Ausdehnung in die Breite von Ost nach West kommt jener nicht bei. Da, wo sie den meisten Umfang hat, in der obern südlichen Gegend, mag dieselbe sechs bis acht, in der untern nördlichen aber kaum vier Meilen betragen. Auf der Abendseite ergießen sich die von derselben kommenden Gewässer in den Rhein, und auf der Morgenseite zum Theil in die Donau, welche ihren Ursprung in dieser Gebirgskette hat, aus welcher auch die Flüsse Wiesen, Elz, Kinzig, Murg, Neckar, Nagold und Enz nebst vielen andern hervorkommen. Seine größte Höhe erreicht der Schwarzwald östlich von Freiburg zwischen Todnau und St. Märgen, in der Gegend, wo der Ursprung des Wiesen und der bekannte Paß, die Hölle, sich befindet. Das Gebirge selbst besteht mehr aus Plänen, als isolirter Bergspitzen, unter welchen der Feldberg (4610 Fuß hoch), der Belchen (4335 Fuß hoch) und der Kandel (3903 Fuß hoch) die bedeutendsten sind. Diese Berge erscheinen meistentheils nur von der Mitte des Junius bis Anfang Septembers, und da oft nicht ganz vollständig, ohne Schneebedeckung; beinahe die ganze übrige Zeit des Jahres leuchten ihre beschneiten Spitzen den entfernten Rheinbewohnern entgegen. Der Abfall des Schwarzwaldgebirges nach Abend oder gegen den Rhein ist steil, jener nach Morgen gegen die Donau und den Neckar sanft und nur allmählig sich verlierend. Reißend und tobend stürzen sich die Gewässer auf jener Seite durch enge Schluchten, größtentheils in der Richtung von Nordwest, nach dem Rheine hin, und bilden mit demselben bei ihrem Einflusse einen mehr oder weniger spitzigen Winkel. Sanft rieselnd schlängeln sie sich hingegen auf der östlichen Seite in mancherlei Krümmungen durch leicht abfallende Wiesengründe der Donau und dem Neckar zu. Unter den vielen Thälern, die diese Flüsse bilden, ist besonders das wegen seiner Naturschönheiten berühmte Murgthal den Reisenden bekannt. Das ganze Gebirge des Schwarzwaldes ist Urgebirg, sein Gerippe durchaus Granit, seine höheren Punkte mit Sandstein bedeckt, von wenig untergeordneten Gebirgslagern begleitet, und ringsum von Flötzgebirgen umgeben. Am Fuße des Gebirges, vornehmlich am westlichen Abfalle desselben, erscheint der Gneis. Porphyr und Thonschiefer findet sich auf mehreren Höhen des Schwarzwaldes. Mancherlei Mineralien, als Silber, Blei, Kupfer, Eisen, Kobalt, Mineralwasser, findet man im Schwarzwalde; groß ist der Reichthum an Waldungen, besonders Nadelwaldungen. Der Fruchtbau ist mühsam, und beschränkt sich auf Sommerroggen, Hafer und Kartoffeln. Im Süden auf dem Abhange der Berge gegen den Rhein, auf dem nördlichen Abfall gegen Pforzheim und in mehreren Thälern der Murg, Kinzig, Schutter 2c. gedeihen auch Winterfrüchte, Obst und an einigen Orten auch Wein. In den Vertiefungen, und wo nur immer das Quellwasser hingeleitet werden kann, unterhält man fette und wohlgewässerte Wiesen. Die Viehzucht ist daher der vorzüglichste Zweig der schwarzwäldischen Landwirthschaft. Auf dem eigentlichen Schwarzwald sieht man wenige in Städtchen und Dörfern zusammengezogene Gemeinden. Die meisten bestehen aus zerstreuten Höfen und Häuschen, deren Bauart von der anderwärts gewöhnlichen sehr abweicht. Das Dach ragt weit hervor und hängt tief herab. Unter dem Dache führen zu den finstern Schlaf-

gemächern äußere Gänge nach der Länge des Hauses. Unter diesen Gängen ist der Boden vor und hinter dem Hause bis unter die Dachtraufe wie eine Brücke mit Holz belegt. Auf dieser Hausbrücke geht man vom breiten Hausdache geschützt zu den Ställen, zu den Milchhäusern, zu dem Brunnen, der keinem Hause fehlt. Die Tenne oder Scheuer ist oben im Hause unmittelbar unter dem Dache, und die Einfahrt muß auf einer von der Erde schief ablaufenden Brücke geschehen. Da fährt und drischt man also Menschen und Thieren über den Köpfen. Da der Schwarzwälder im allgemeinen haushälterisch und sparsam lebt, so ist er bei aller Armuth des Bodens nicht arm. Zufrieden mit dem, was er aus seiner Landwirthschaft erzeugt, verwendet er wenig auf Bedürfnisse, die nur ein besserer Boden befriedigt. In so weit die Naturerzeugnisse zu seiner Nahrung nicht hinreichen, schafft er sich Rath durch seinen Handelsgeist und Kunstfleiß. Überhaupt verräth der Schwarzwälder viel natürlichen Scharfsinn und Verstand. Ohne alle Kenntniß der Industrie lebte der Schwarzwälder bis zum 17ten Jahrhundert. Erst die Kriege des genannten Jahrhunderts entwickelten nach und nach den Keim zu einer größern Betriebsamkeit und Bildung. Seit dieser Zeit hat sich der Glas- und Strohhutshandel und besonders die Verfertigung von hölzernen Uhren und der Handel damit ausgebreitet. Jährlich werden über 180,000 Stück Holzuhren, worunter auch viele Kunst- und Spieluhren verfertigt, und der Werth derselben beträgt über eine halbe Million Gulden. Auch werden von den Schwarzwäldern viele andere Holzarbeiten zum Verkauf fabricirt. Zu Neustadt und zu Furtwangen ist der Mittelpunkt des durch ganz Europa und Amerika ausgebreiteten Uhrenhandels. Zwei Pässe des Schwarzwaldes sind in den französischen Revolutionskriegen sehr bekannt geworden, nämlich der Kniebis und die Hölle. Der erstere ist auf der Gränzscheidung zwischen Baden und Würtemberg, an der Quelle der Murg und mit drei jetzt in Ruinen liegenden Schanzen, der Alexander-, Schweden- und der Roßbühelschanze versehen. 1796 und 1797 wurde dieser Paß von den Franzosen eingenommen. Der andere Paß, die Hölle, ist besonders durch den Rückzug Moreau's 1796 bekannt geworden. Es ist ein enges von hohen Gebirgen eingeschlossenes Thal in der Gegend der Stadt Neustadt, an der Straße von Freiburg nach Donaueschingen.

Schweden und Norwegen, oder, wie die beiden vereinigten Königreiche jetzt auch amtlich genannt werden, Skandinavien, bilden das über 13,890 Quadratmeilen große, durch Lappland mit dem Festlande von Europa verbundene Ostsee-Halbeiland (21 — 49° 50′ O. L. und 55° 22′ — 71° 20′ nördlicher Breite), welches die Nordsee mit dem Kattegat westlich und südwestlich, und die Ostsee mit dem bothnischen Meerbusen östlich und südwestlich, im hohen Norden aber das Eismeer umschließt, außer da, wo das norwegische Lappland südöstlich und das schwedische östlich an das russische Lappland stößt. Dort macht der Fluß Paes; hier machen (seit 1809) der Torneo- und der Muoniofluß die Gränze. Ein Bergrücken, dessen höchster Gipfel in Schweden, unter dem 62°, der Syltop von 6079 Fuß und der Schneehättan von 7620 Fuß, in Norwegen der 5432 Fuß hohe Folgefonde sind, scheidet diese Halbinsel in die Länder Schweden und Norwegen. Er heißt nördlich das Kjöl- (Kiel), südlich das Sevogebirge. Dort endigt es im Nordhorn

Nordcap), dem nördlichsten Vorgebirge von Europa; hier theilt es sich, näher der West- als der Ostküste, — daher die Hauptströme am Ostabhange theils in den bothnischen Busen, theils in das Kattegat sich ausmünden — in drei Arme: die lange Fjällen (Langfield und Dofrefield) ziehen sich bis zum Vorgebirge Lindenäs nach der Nordsee hin; ein zweiter Arm scheidet das norwegische Stromgebiet des Glommen von dem schwedischen der Götha-Elf, und verflacht sich nach dem Kattegat; der dritte Höhenzug scheidet die Quellen der Clara, welche in Schweden durch den Wenersee (der 48 Quadratmeilen groß ist) geht und dann Götha-Elf heißt, von denen des Dal-Elf, und streicht in Schweden zwischen dem Wener- und dem Wettersee hin, bis er sich am Oeresunde zur Ostsee hin verflacht. Die Gipfel der skandinavischen Alpen sind wilde mit ewigem Schnee bedeckte Felsenmassen (Fjällen), wo man überall schwindlich steile Abhänge, tiefe schauerliche Klüfte, Seen und reißende Bergströme erblickt. Nach der Nordsee ist der Fall dieses Gebirgs äußerst jähe, schroff und voll fürchterlicher Abgründe. Näher der Ostküste liegt noch der 12 Meilen lange und 5 — 6 Meilen breite Mälarsee, mit 1300 Inseln, welcher zwischen unzähligen kleinen Skären (Klippen) in die Ostsee ausströmt. Mit ihm ist der Hielmarsee verbunden. Der Wettersee nimmt 40 Flüsse auf, und ergießt sich durch den Motalastrom in die Ostsee. Zu Schweden gehören noch die fruchtbaren Ostseeinseln Oeland und Gothland. Die Alandsinselgruppe, am Ausgange des bothnischen Busens, wurde 1809 an Rußland abgetreten. Das durch viele Einschnitte (Fiorde) zerrissene Ufer bildet eine Menge Holme oder kleine felsige Inseln, z. B. Stockholm, und sichere Häfen, vorzüglich an Norwegens Küste; an der letztern sind auch der Saltström, eine gefährliche Meerenge, und der Maelstrom, ein Strudel, zu bemerken. Das Clima von Schweden und Norwegen ist der Beschaffenheit und Höhe des Landes wegen, mit Ausnahme der West- und Südküsten, trocken und kalt. Obst und Getraide (jährlich nur 5 Millionen Tonnen, daher mischt man in mehrern Gegenden unter das Brotmehl zerriebene Fichtenrinde, oder auch gepulvertes Rennthiermoos), Kartoffeln, Flachs, Hanf, Hopfen und Tabak gedeihen nur in den Südgegenden; nördlich ist das Land ein fast ununterbrochner Wald von Nadelholz und Zwergbirken, mit vielem Wild, als Hirsche, Rehe, Hasen, Elenthiere; auch Bären und Wölfen. Hier findet man nur Beere und Rennthiermoos. Noch giebt es Vielfraße, Luchse, Füchse, Lemminge, zahmes und wildes Geflügel. Wegen des nicht üppigen Wiesenwachses bleibt das Rindvieh, so wie die Schafe (die seit 1715 durch englische und spanische Widder veredelt sind), Ziegen und Schweine, klein; doch sind die Pferde schnell und dauerhaft. Im Norden ist das Rennthier einheimisch (vergl. d. Art. Lappland). An den Küsten, vorzüglich am Kattegat, war die Heringsfischerei vor kurzem nicht unbedeutend. Außerdem fängt man Robben, Delphine u. a. F. m. Das Steinreich und der Bergbau sind wichtig. Gold wird wenig gefunden; etwas mehr Silber (das seit dem J. 1400 bearbeitete Silberbergwerk zu Sala hat in den letzten 200 Jahren 1,640,000 Mark löthiges Silber gegeben); vorzüglich Kupfer (die Kupferminen zu Faiun geben jetzt 4 — 6000 Schiffpfund, und alle schwedische Kupfergruben 30,000 Centner jährlich) vieles und treffliches Eisen (400,000 Schiffpfund gegossenes jährlich; die ergiebigsten Eisengruben sind die von Danemora in Upland), etwas

Blei, Kobalt, Vitriol, Schwefel, Alaun, wenig Salz, Marmor, Porphyr, Granit, Schleif-, Mühl- und Sandsteine, Asbest, Marienglas, Krystalle, Granaten, Schiefer, Talkstein, Kalk u. s. w. In Schweden giebt es viele mineralische Quellen; in Norwegen nur eine. Über Mineralogie und Bergbau in Skandinavien siehe Hausmanns Reise durch Skandinavien in d. J. 1806 fgg. 5. Thl. Göttingen 1818 mit Kupfern. — Der Schwede und der Normann sind mittelgroß und gedrungen; die reine kalte Luft, und die Nothwendigkeit, der Erde alles abzutrotzen, geben beiden einen Sinn, fest wie das Eisen ihres Landes; daher ihr Streben nach Unabhängigkeit und ihr Freiheitssinn. In den Wissenschaften zeigt der Schwede einen festen eindringenden Geist. Auch die Dichtkunst, selbst die bildende Kunst hat in diesem rauhen Lande einige schöne Blüthen getrieben. Die Sprache ist germanischen Ursprungs. Die schwedische und die norwegische Mundart sind wenig verschieden. Die lappische Sprache ist eine finnische Mundart. — Beide Königreiche, Schweden und Norwegen, hatten im Jahre 1818, nach amtlichen Angaben, eine Bevölkerung von 3,375,000 Einwohnern, also etwa 243 auf 1 Quadratmeile. Doch kommen in Schwedens südlichen Provinzen 2 bis 3000 Menschen auf 1 Quadratmeile. Schweden selbst enthält auf 8250 Quadratmeilen 2,465,000 Einwohner. Norwegen auf 5640 Quadratmeilen 910,000 Einwohner. Diese bewohnen in Schweden: 86 Städte und 66,459 Höfe in Dörfern und einzeln; in Norwegen 23 Städte, 30 bis 40 Flecken und 332 Kirchspiele. In sämmtlichen Städten zählt man gegen 322,000 Einwohner. Stockholm, die Hauptstadt des Reichs, hat 73,000, Gothenburg, die wichtigste Handelsstadt in Schweden, 22,000, Christiania, die Hauptstadt von Norwegen, 11,000, und Bergen, die wichtigste Handelsstadt in Norwegen, 18,000 Einwohner. Nur wenige Städte noch zählen über 4000, und viele haben kaum 300 Einwohner. Außer Europa besitzt die Krone Schweden (seit 1784) die Antille St. Barthelemy, 2½ Quadratmeile mit 8000 Einwohnern. — A. Schweden begreift 4 Landschaften: 1. Schweden an sich mit 5 Provinzen, darunter Upland, Südermannland, Dalarne oder Dalekarlien, — ein armes Bergland, in welchem 40,000 Menschen ohne Unterhalt im J. 1819 sich befanden — und 7 Landeshauptmannschaften; 2. Göthaland, der fruchtbarste Theil Schwedens, 1900 Quadratmeilen groß mit 1,505,000 Einwohnern, enthält 13 Landeshauptmannschaften; darunter Schonen mit den Seestädten Helsingborg am Sunde, dem Überfahrtsorte nach Dänemark, und Ystadt, dem Überfahrtsorte nach Stralsund. 3. Norrland mit 7 Landschaften (Herjedalen, Jämtland, Westerbottn u. s. w.); 4. Lappland, das schwedische, etwa 16 bis 1800 Quadratmeilen groß. Die Zahl aller schwedischen Lappen betrug im J. 1818 nur noch 3580 Personen, unter denen 669 Rennthiere besaßen. Dazu kommen noch etwa 2000 Colonisten. Mehrere dieser Ansiedelungen in Lappland hat Baron Hermelin auf eigene Kosten gegründet. Das Land bringt dem König fast gar nichts ein. Die allgemeine Verwaltung Schwedens erwartet übrigens eine gänzliche Umbildung, womit sich eine vom letzten Reichstage ernannte Commission beschäftigt. B) Norwegen (s. d. A.). Das südliche begreift die Stifter Christiania und Christiansand; das nördliche die Stifter Bergen, Drontheim und Nordland; zu letzterem gehört Finnmarken, oder das norwegische Lappland. — Schwedens Urbewohner waren vom finnischen Stamme, Finnen und Lappen. Sie wurden von germanischen Völkern (ver)-

ich Norden gedrängt. Unter den letztern erhielten die Gothen und Schweden bald das Übergewicht und unterwarfen sich die übrigen Stämme. Sie hatten Richter aus dem Stamme der Ynglinger zu Oberhäuptern, die im fünften Jahrhunderte den Titel Könige von Upsala annahmen, und bis 1068 in Schweden regierten. Eine feste Regierung führte zuerst Olof I. ein, der zum Christenthume überging. Noch blieben Gothen und Schweden getrennt, und Jahrhunderte lang zerrüttete diese Trennung das Reich. Erst 1250, als das mächtige Geschlecht der Folkungen den Thron bestieg, vereinigten sich beide bisher feindlichen Volksstämme in eine Nation. Zugleich wurde die Erbfolge genau bestimmt. Schweden reichte damals nur bis Helsingland. Erich XI. eroberte 1248 das innere, und Birgers Vormund Torkel Knutsen 1293 das äußerste Stück von Finnland, Karelien, wodurch Schweden Rußlands unmittelbarer Nachbar wurde. Magnus Smek erwarb 1332, durch Mats Kettelmurdsen, Schonen, Blekingen und Halland, welche Provinzen aber schon 1360 wieder verloren gingen. Seiner Bedrückungen endlich müde, empörten sich 1363 die Schweden, und gaben die Krone seinem Schwiegersohne, Albrecht von Meklenburg. Dieser aber unterlag 1388 in dem Treffen von Falköping gegen die Dänen, und 1389 vereinigte die Königin Margaretha von Dänemark und Norwegen mit diesen beiden Reichen auch das schwedische durch die Calmarische Union (12ten Julius 1397), jedoch so, daß jedes Reich seine Verfassung beibehielt. Unruhen und Empörungen, und endlich vollkommne Anarchie waren die Folge dieser Vereinigung, denn schon 1448 wählten die Schweden und Norweger sich ihren eignen König, Carl Knutson, und trennten sich förmlich von der Union. Nach Carls Tode regierten unter dem Titel Reichsvorsteher, aber mit wahrhaft königlicher Gewalt, mehrere Glieder aus der Familie Sture nach einander, bis 1529 Christian II. von Dänemark in einem Frieden als König von Schweden anerkannt wurde. Christian empörte durch seine Tyrannei die Schweden. Gustav Wasa, der aus dänischer Gefangenschaft entkommen war, stellte sich an ihre Spitze (1521), und ward 1523 von ihnen zum Könige gewählt. Er führte die Reformation ein, schlug die geistlichen und Klostergüter zu seinen Domänen, beförderte durch kluge Bündnisse mit England und Holland den Handel und die Schiffahrt der Schweden, und sicherte (1544) seiner Nachkommenschaft die Erblichkeit der Krone. Sein Sohn und Nachfolger Erich XIV. (reg. 1560—1568) brachte Esthland an Schweden, und führte 1561 bei seiner Krönung die bis dahin noch nicht übliche gräfliche und freiherrliche Würde, welche er mehreren Familien ertheilte, ein. Ihm folgte von 1568 bis 1592 sein Bruder Johann II., der 1570 im Stettiner Frieden Schonen, Halland, Biekingen, Herjedalen und Gothland an Dänemark überließ. Johanns Sohn, Siegmund, der zugleich die polnische Krone annahm, wurde 1594 in Schweden von seinem ehrgeizigen Oheim Carl entthront, der sich 1604 förmlich als Carl IX. krönen ließ. Die schweren Fehden mit Rußland, Polen und Dänemark, worein er verwickelt wurde, endigte glücklich nach seinem Tode 1611 der große Gustav Adolph II. (s. d. Art.), der 1632 bei Lützen für die Freiheit Deutschlands fiel. Unter seiner Tochter Christine (s. d. Art.) ward der deutsche Krieg ehrenvoll fortgesetzt und beendigt. Im Laufe desselben ward Schweden von Dänemark bedroht, aber Torstensons Siege und die französische Vermittelung hatten (1645) den Frieden zu Brömsebro zur Folge, in welchem Dänemark an Schweden Jämpteland

und Herjedalen nebst den Inseln Gothland und Oesel, Halland aber auf 25 Jahre überließ, und die Befreiung der schwedischen Schiffe vom Sundzolle bewilligte. Durch den westphälischen Frieden erwarb Schweden die deutschen Herzogthümer Bremen, Verden, Vorpommern, einen Theil von Hinterpommern und Wismar, mit der deutschen Reichsstandschaft. Im J. 1654 legte sie ihre Krone nieder, und gab sie an Gustav Adolphs Schwestersohn, Carl X. Gustav von Zweibrücken. Dieser kriegerische Fürst regierte bis 1660. Er hatte die Polen, Russen und Dänen zu bekämpfen, und setzte durch seine kühnen Unternehmungen die Welt in Erstaunen, ohne jedoch einen dauerhaften Frieden zu erzwingen. Die Vormünder seines großen Sohns Carl XI. schlossen 1660 mit Polen den Frieden von Oliva, wodurch ganz Liefland bis zur Düna an Schweden kam, mit Dänemak den Copenhagner Frieden, worin sie Drontheim und Bornholm, das Carl Gustav im Roschilder Frieden mit Dänemark (1658) nebst Blekingen, Schonen und Halland erworben hatte, zurückgaben, und verglichen sich (1661) mit Rußland auf die Grundlage des Stolbower Friedens. Zwar focht Schweden unglücklich in einem neuen Kriege gegen Brandenburg, Holland und Dänemark, verlor aber in dem Frieden von St. Germain und Lund 1679 nichts weiter, als was es in Pommern jenseit der Oder besaß. Carl XI. erwarb 1680 die Souveränität. Er hob den innern Wohlstand des Reichs, zog die verschenkt gewesenen Krongüter wieder ein, vermehrte seine Einkünfte, aber auch seine Feinde unter dem Adel, und hinterließ seinem Sohne Carl XII., der von 1697 bis 1718 regierte, einen bedeutenden Schatz. Dieser ward aber von Carl XII. eben so wie das Blut seiner Unterthanen in langwierigen und unnützen Kriegen verschwendet (s. Carl XII.), und 1718 blieb er selbst vor Friedrichshall, nachdem er den größten Theil seiner deutschen, und in Rußland eroberten Länder verloren hatte. Mit seinem Tode verschwand die Hoffnung, das Verlorne wieder zu gewinnen. Seine Nachfolgerin war Ulrike Eleonore, seine jüngere Schwester. Die Partei, die sich der Gewalt bemächtigte, trat im Frieden von Stockholm 1719 Bremen und Verden an den Churfürsten von Braunschweig und 1720 Stettin und Vorpommern bis an die Peene an Preußen, im Nystädter Frieden 1721 aber Liefland, Esthland, Ingermannland, Wiburgslän und einen Theil von Karelen an Rußland ab, und verzichtete im Fridensburger Frieden mit Dänemark 1720 auf die Befreiung vom Sundzolle. Friedrich von Hessen, Ulrikens Gemahl, der mit Bewilligung der Stände die Regierung übernahm, und von 1720 bis 1751 verwaltete, war ein schwacher Fürst, der von den Parteien des Adels beherrscht wurde. Der Reichsrath machte sich unabhängig. Auf Anstiften Frankreichs ließ er sich, um die an Rußland abgetretenen Provinzen wieder zu erlangen, 1741 in einen neuen Krieg mit diesem Reiche ein, den 1743 der Friede zu Abo endigte, in welchem der Theil von Finnland bis an den Kymmenefluß verloren ging und die Thronfolge dem Herzoge Adolph Friedrich von Holstein, Bischof von Lübeck, zugesichert ward. Adolph Friedrich, mit dem das holsteinsche Haus auf Schwedens Thron gelangte, regierte von 1751 bis 1771. Er nahm einen schwachen und erfolglosen Antheil am siebenjährigen Krieg, im Innern zerrütteten noch immer die Parteien der Hüte und Mützen das Reich, und die königliche Gewalt sank zu einem bloßen Schattenbilde herab. Die Fesseln der Aristokratie zerbrach glücklich Gustav III. (s. d. Art.). Er gab dem Reiche Stärke

nd Ansehen wieder, ward aber 1792 das Opfer einer Verschwörung. hm folgte, unter Vormundschaft seines Oheims, sein Sohn Gustav IV. Adolph (s. d. Art.), der 1809 den Thron verlor. Sein heim, der unter dem Namen Carl XIII. den Thron bestieg, gab em Reiche eine neue Constitution, wählte den Prinzen Christian uguft von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der den amen Carl August (s. d. Art.) annahm, zu seinem Nachfolger, digte den unglücklichen Krieg mit Rußland in dem Frieden zu Friedrichshamm durch die Abtretung von ganz Finnland, und stellte 1810 e Verhältnisse mit Frankreich wieder her. Inzwischen starb der ronprinz eines plötzlichen Todes, und der Reichstag zu Oerebro ählte zum Thronfolger den französischen Marschall Bernadotte, rinzen von Ponte-Corvo, der unter dem Namen Carl Johann . d. Art.) vom Könige adoptirt wurde. Schweden erklärte zwar tzt gegen Großbritannien den Krieg, aber das Drückende dieses riegszustandes und die immer steigenden Anmaßungen Frankreichs beogen es 1812, sein System zu ändern, und sich bald den gegen apoleon verbündeten Mächten anzuschließen. Welchen Antheil es n diesem Kriege genommen, ist in den Artikeln Carl Johann und ussisch-deutscher Krieg erzählt. In dem Frieden mit Dänemark, welcher den 14ten Januar 1814 zu Kiel abgeschlossen urde, gelangte Schweden zu dem Besitz des Königreichs Norwegen ls eines für sich bestehenden, freien, untheilbaren und unveräußerchen Reichs, und trat dagegen seinen Antheil an Pommern und die nsel Rügen ab. So gewann Schweden Ansehen, Macht und Sicherheit wieder, und darf hoffen, unter einer weisen Regierung von n frühern Wunden bald zu genesen. Auch die Spannungen mit änemark wegen Erfüllung des Kieler Friedens in Ansehung der n Schweden zu übernehmenden norwegischen Staatsschuld scheinen im Jahr 1819 durch Rußlands Verwendung gehoben worden zu seyn. chweden ist nach seiner Verfassung eine Erbmonarchie, die durch e Reichsstände beschränkt wird. Diese theilen sich in vier Stände, ämlich den Adel, die Geistlichkeit, den Bürger- und den Bauernand, ein. Der Adel trennt sich wieder in drei Classen, und zwar den Herrenstand, wozu die Grafen und Freiherren gehören, den itterstand, oder diejenigen Edelleute, deren Vorfahren erweislich ne Reichsrathsstelle bekleidet haben, und den Knappen- (Swenner-) and, welcher die einfachen Edelleute begreift. Der geistliche Stand ird durch die Bischöfe jedes Stifts, und der Bürger- und Baunstand, zu welchem letztern aber blos die freien Reichsbauern gehören, durch Bevollmächtigte repräsentirt. Der König vergiebt alle öhern bürgerlichen und Kriegsbedienungen, wovon jedoch in der egel alle Ausländer ausgeschlossen seyn sollen. Ohne Einwilligung er Reichsstände darf der Monarch keine neuen Gesetze geben oder lte aufheben. Der König muß, der Constitution gemäß, die Stände lle fünf Jahre zusammenberufen; er kann sie aber auch innerhalb ieser Zeit versammeln, wenn es sein Wille ist. Die gesetzgebende Macht in Norwegen gehört dem Storthing; dieser hat jetzt dem Staatsrath Krogh die Ausarbeitung eines Criminalgesetzbuchs für as Königreich Norwegen übertragen. Ein Vicekönig oder Generalouverneur residirt zu Christiania. Die Staatsgelder und die Truppen beider Staaten sollen nicht vermischt werden. Die Festungen sind ur zur Hälfte mit Schweden besetzt. Zu der Anordnung der Kriegsteuern und andrer Abgaben ist die Einwilligung der Reichsstände er-

foderlich, und diesen müssen auch die sämmtlichen Truppen und ihre Befehlshaber den Eid der Treue eben so wie dem Könige schwören. Vor 1789 bedurfte der letztere auch zur Ausübung des Kriegs- und Friedenrechts der Zustimmung der Stände, aber in gedachtem Jahr ward ihm dies Recht und die Besorgung der Justiz- und andrer Reichsangelegenheiten ohne weitere Beschränkung überlassen. 1772 wurde der Reichsrath, welcher vorher einen Mittelstand zwischen dem Könige und den Ständen hatte bilden wollen, aufgehoben, und in ein bloßes, vom Könige abhängiges Conseil verwandelt. 1789 wurde dieser Reichsrath völlig aufgehoben, und die Mitglieder behielten nur ihren ehemalligen Rang und Titel. Die Thronfolge ist in der männlichen Linie nach dem Rechte der Erstgeburt erblich. Nach Erlöschung des Mannsstammes haben die Stände das Recht einer freien Königswahl. Wenn der König für seinen minderjährigen Thronfolger keine vormundschaftliche Regierung bestellt hat, so thun dies die Reichsstände. Die Volljährigkeit des Königs tritt mit dem völlig zurückgelegten 18ten Jahre ein. Vor seiner Salbung und Krönung, welche durch den Erzbischof von Upsala geschieht, muß der König den Inauguraleid ablegen, und die beständige Capitulation, worin auch die Erhaltung der evangelisch-lutherischen Religion zur Pflicht gemacht wird, beschwören. 1778 haben erst die Juden Freiheit erhalten, sich in Schweden niederzulassen. Die Catholiken erhielten unter manchen Einschränkungen diese Erlaubniß später 1781, und jeder Schwede, der von der lutherischen zu einer andern Religion übertritt, geht seiner bürgerlichen Rechte verlustig. Im ganzen Reiche sind ein Erzbischof, dreizehn Bischöfe und 192 Pröbste. In Norwegen ist den Juden das Land vermöge der Constitution verschlossen. Die höchsten Reichscollegien sind 1. die königliche Kanzlei, welche unter der unmittelbaren Leitung des Königs steht, und die allgemeinen auswärtigen und einheimischen Staatsangelegenheiten besorgt. An ihrer Spitze befinden sich ein Kanzleipräsident und ein Hofkanzler. Mit der Kanzlei sind das königliche Cabinet, für die auswärtige Correspondenz, das Bureau des Kanzleipräsidenten und das Reichsarchiv verbunden. Für die besondern Staatsangelegenheiten ist die auswärtige Kriegs- und die einheimische Civilexpedition angeordnet. Die Reichsökonomie besorgt das Kammercollegium. Das von demselben unabhängige Staatscomtoir empfängt und verwendet die Reichseinkünfte, und das königliche Kammergericht entscheidet die Streitigkeiten über die Staatseinkünfte, hat die Untersuchung wegen Vergehungen der Kammerbeamten, und die Nachsicht aller Rechnungen, welche demselben vorgelegt werden müssen. Das Kriegs- und Marinecollegium hat die Leitung des Kriegs- und Seewesens, unter dem Vorsitz eines Generals und des Großadmirals. Das Kriegshofgericht hat die Justizsachen der Militärpersonen zu entscheiden, und seine Mitglieder werden vierteljährig von allen Land- und Seetruppen zusammen berufen. Das höchste Justizgericht ist der königliche höchste Gerichtsstuhl, dessen Präsident in Abwesenheit des Königs der Reichsdrost ist. Von diesem Justizhofe hängen die Landgerichte für die zweite Instanz in den einzelnen Districten und die Rathhausgerichte in den Städten ab. Die Entscheidungen geschehen nach dem Gesetzbuche von 1731, welches 1778 verbessert ist. Für die kirchlichen Angelegenheiten ist das Hofconsistorium, dessen Präses der Oberhofprediger ist, und für die Gesundheitsanstalten

das Collegium Medicum vorhanden. Die Landmacht besteht 1. in Schweden aus 40,000 Mann regulärer Truppen und 5 Classen der Conscription 85,000 Mann, zusammen 125,000 Mann. Der fünfte Theil dieser Conscription wird alle Jahre erneuert, so daß die Truppenanzahl immer vollständig ist. 2. in Norwegen: aus 12,000 Mann regulärer Truppen, 7000 Mann Landwehr, den bewehrten Bürgern der Küstenmilizen und dem Landsturm. Die Seemacht besteht aus 12 Linienschiffen, 14 Fregatten 7 Briggs; 13 kleinen Fahrzeugen, 15 Galeeren, 200 Kanonenböten mit 4700 Kanonen, 7200 Matrosen, einer Reserve von 8000 Mann, und daneben ist die Marineconscription in 5 Classen eingetheilt, welche 25,000 Mann ausmacht. Übrigens deutet mehreres jetzt in Schweden dahin, daß der König ein wohlgeordnetes Landes- und Volksbewaffnungssystem aufstellen will. Dahin gehört die Anlage eines befestigten Lagers für 100,000 Mann auf und an dem Mälarsee. Vor diesem waren in der schwedischen Armee alle höhere Offizierstellen käuflich. Die jetzige Regierung hat große Aufopferungen gemacht, um diesen Mißbrauch abzuschaffen, so daß jetzt der Weg zur Ehre dem Armen eben so gut wie dem Reichen offen steht. Eben so verhält es sich auch jetzt mit den Ämtern der Gouverneurs der Provinzen, die ehedem auch käuflich waren. — Schweden hat 5 Ritterorden: 1. der Seraphinenorden, wurde der Sage nach gestiftet vom Könige Magnus; historisch war er schon 1336 vorhanden; König Friedrich I. erneuerte ihn den 17ten April 1748; die Inschrift ist I H S; — 2. der Schwertorden, wurde, der Sage nach, vom König Gustav I. gestiftet, und den 12ten April 1748 vom König Friedrich I. erneuert; — 3. der Ursprung des Nordsternordens wird von Einigen aus Odins Zeiten hergeleitet; König Friedrich I. erneuerte ihn den 17ten April 1748; die Devise ist: Nescit occasum. — 4. der Wasaorden, gestiftet den 26sten Mai 1772. — 5. der Orden Carls XIII., gestiftet von dem Könige den 27sten Mai 1811, wird nur an Freimaurer höhern Grades vertheilt. Außerdem giebt es noch eine goldne Medaille für das bürgerliche, und eine goldne und eine silberne für das militärische Verdienst. — Die Einkünfte von Schweden und Norwegen belaufen sich gegen 12 Millionen Gulden. Das Norwegische Budjet für die J. 1818 — 21 bestimmte die Einnahme (mit Einschluß der außerordentlichen auf 3 Jahre vom Storthing bewilligten Steuer von 540,000 Species) auf 1,495,000 Species. Die Ausgabe des Königreichs Norwegen ward auf 1,475,714 Species gesetzt. Die Staatsschuld an die Bank ist 7 Millionen Thaler. Nach einer officiellen Erklärung soll Schweden keine auswärtigen Schulden mehr haben, da die jetzige Regierung sie alle getilgt habe. Für den Staatscredit ist vorzüglich wichtig die 1668 gestiftete Reichsbank, die zugleich eine Wechsel- und Leihbank ist, Geld zu niedrigen Zinsen aufnimmt, und dieses gegen sicheres Pfand, auch gegen Hypothek in Grundstücken, wieder ausleiht. Der Adel, die Geistlichkeit und der Bürgerstand leisten die Gewähr für die Sicherheit dieser Bank, und lassen zwischen den Reichstagen durch drei Bevollmächtigte die Oberdirection führen; während der Reichstage aber wird ein eigentlicher Bankausschuß zu diesem Zweck erwählt. Die Bankexpedition besteht in sechzehn Commissarien und einer Anzahl der nöthigen Bedienten. Die Vortheile der Bank, welche sich jährlich zwischen zwei bis drei Millionen Reichsthaler belaufen, kommen den drei Ständen zu, und werden von ihnen häufig zum Gebrauche des Staats ange-

wiesen. Indessen sind die in zu großer Menge ausgegebnen Zettel
dieser Bank im Preise sehr gefallen, und nur durch kräftige Vor-
kehrungen kann größern Übeln vorgebeugt werden. Außerdem hat
Schweden eine ostindische und westindische Handlungscompag-
nie, eine Seeassecuranzgesellschaft u. s. w. Der Acker-
bau und alle Arten Fabriken haben sich seit der Ankunft des
jetzt regierenden Königs sehr emporgehoben. In Schweden sind ge-
gen 900 Fabriken in Tuch, Seide, Baumwolle (Kattundruckereien),
Wolle, Linnen, Leder, Zucker, Tabak, Glashütten, Spiegel, Uh-
ren, Porzellan, Papier, Marmor, Porphyr, in Metallen, worin
die Eisenwerke den wichtigsten Platz behaupten, welche 1,440,000
Centner Stangeneisen jährlich liefern, und an 200 000 Centner in
Fabrikaten verarbeiten. Nach dem schwedischen Tabellenwerke wird
die jährliche Production Schwedens zu 88 Millionen Bankthaler be-
rechnet, darunter die Holzwaaren ½ Millionen, Fabriken und Ma-
nufacturen über 12 Millionen, Handel und Schifffahrt gegen 14½ Mill.
Bthlr. In Norwegen liefern die Eisenwerke (die wichtigsten bei
Laurvig und bei Moß) jährlich 160,000 Centner Eisen. Auch baut
man sowohl in Schweden als in Norwegen viele Schiffe selbst für
das Ausland, und verarbeitet viel Holz zu Brettern (vorzüglich am
Drammenflusse), Latten, Balken, Masten u. s. w. Die Lage be-
günstigt den Handel, der besonders mit den Ostseeländern, Groß-
britannien, Holland, Frankreich, im mittelländischen Meere und mit
Nordamerika (mit den vereinigten Staaten schloß Schweden im Jahr
1818 einen vortheilhaften Handelsvertrag) getrieben wird. Eine
schwedisch-ostindische Compagnie handelt nach China. Ausfuhrar-
tikel sind: Holz, Bretter, Mastbäume, Balken, Theer, Pech, Pott-
asche, Eisen, Stahl, Kupfer, Heringe, Thran, Pelzwerk u. s. w.
Die Einfuhr besteht vorzüglich in Getraide, Wein, Rosinen, Öl,
Salz, Wolle, Flachs, Hanf, Gewürzen. Der Gebrauch des Caf-
fees wurde 1818 verboten. Zum Einkauf von Korn sind der Re-
gierung in Schweden 4 Millionen Bankthaler bewilligt; dies ist aber
in Norwegen nicht der Fall, daher ist hier der Getraidemangel fühl-
barer, zumal da hohe Einfuhrzölle die freie Zufuhr von Korn sehr
erschweren. Schweden hatte im Jahre 1818 gegen 1100 Handels-
schiffe mit 9200 Seeleuten, und Norwegen gegen 800 Handelsschiffe
mit 6500 Seeleuten. Die Hälfte derselben kann im Kriege zu Ka-
pern ausgerüstet werden. Die vorzüglichsten Handelsstädte sind in
Schweden: Stockholm, Gothenburg, Norköping, Gefle, Karlskrona,
Malmö, Landskrona, Ystadt und Udawalla; — in Norwegen: Ber-
gen, Christiania, Drontheim, Christiansand, Stavanger, Dram-
men und Fredrickshald. Zur Beförderung des Verkehrs wurden im
Jahr 1818 vier neue Landstraßen durch Dalekarlien und Helsing-
land, wovon 2 nach Norwegen führen, vollendet. Auch werden meh-
rere Canäle angelegt, z. B. der Trollhättacanal, auf welchem man
die Wasserfälle in der Götha-Elf, von Wenersburg nach Gothen-
burg, deren Fall zusammen 130 Fuß beträgt, umschifft; der noch
nicht vollendete Göthacanal, der zur Verbindung der Ost- und West-
see angelegt wird. Die ganze Durchfahrt von Gothenburg bis Sö-
derköping an der Ostsee beträgt 51 Meilen, wovon 40 durch die
Götha-Elf, den Trollhättacanal und mehrere Landseen gehen, 11
aber zu graben oder zu sprengen sind. — Ein dritter Canal ist der
von Södertelje, 3 Meilen von Stockholm, durch den im Jahr 1819
eine zweite Verbindung des Mälarsees mit dem baltischen Meer zu

Stande kam, der 20 Städte im Innern mit dem Meere in Verbindung bringt und die Einfahrt nach Stockholm erleichtert. — Unter Gustav Adolphs, Christinens und Carls XI. Regierung kamen Eisen-, Messing- und Stahlfabriken, Gerbereien, Seifensiedereien, Wollen- und Seidenmanufacturen zuerst in Aufnahme, aber Carls XII. kriegerische Zeit brachte alles wieder in Verfall. Nachher jedoch hob sich die Industrie der Schweden desto mehr, und sie verarbeiten alle Waaren, die sie nicht roh vom Auslande zu theuer einkaufen müssen, so weit es der durch die vielen Kriege herbeigeführte Menschenmangel nur zuläßt, mit glücklichem Erfolge. Dessen ungeachtet ist Schweden im Verhältnisse seiner Erzeugnisse und Einkünfte zu seiner Ausdehnung unstreitig das ärmste Land, aber auch zugleich mit dem reichsten, mit Großbritannien, das freieste unseres Welttheils. — Für die Beförderung der geistigen Cultur ist vorzüglich in Schweden durch gute Anstalten vielfach gesorgt. Die 1476 zu Upsala gestiftete Universität (mit 24 Professoren) besitzt eine große Bibliothek, einen botanischen Garten, Münz- und Naturaliencabinette, eine Sternwarte u. s. w. Die 1666 zu Lund gestiftete Universität (mit 23 Professoren) hat ebenfalls eine Bibliothek, ein Museum, einen botanischen Garten und eine Sternwarte. Beide Universitäten, so wie die 12 Gymnasien in Lynköping, Westerås, Gothenburg, Werid, Colmar, Wisby, Scara, Strensnås, Karlstadt, Hernösand u. s. w. stehen unter den 11 Bischöfen und dem Erzbischofe, den Häuptern der Geistlichkeit. In allen Städten des Reichs sind Schulen. Zu Carlsberg ist eine Militärakademie; zu Scara eine Vieharzneischule; in Stockholm eine Akademie der militärischen Wissenschaften. Auch wurde schon 1668 unter dem Namen des Antiquitäten-Collegiums eine Gesellschaft zur Untersuchung der Alterthümer, 1688 ein Collegium Medicum zur Beförderung der Arzneiwissenschaften, 1728 zu Upsala die Gesellschaft der Wissenschaften und 1739 die Akademie der Wissenschaften zu Stockholm errichtet. 1753 stiftete die Königin Luise Ulrike, die Gemahlin Adolph Friedrichs, die Akademie der schönen Wissenschaften, die in eine schwedische Akademie und eine Akademie der schönen Wissenschaften getheilt und umgebildet ward. — Noch befinden sich in Stockholm eine Akademie der Musik und eine Akademie der Landwirthschaft; letztere wurde vom vorigen König auf den Vorschlag des jetzt regierenden Königs errichtet. Sie hat in allen Hauptstädten der Provinzen Unterabtheilungen, und der jetzige König hat sie mit einem Capital von 160,000 Thalern ausgestattet. Im königlichen Schlosse zu Stockholm befinden sich eine schöne Bibliothek und ein Museum. — In Norwegen wurde vor wenig Jahren die Universität zu Christiania errichtet, welche eine Bibliothek, einen botanischen Garten und verschiedene Sammlungen besitzt; auch ist daselbst eine Militärakademie; zu Kongsberg befindet sich eine Bergwerksschule, und zu Drontheim ein Seminarium für junge Lappen. Schon unter der Regierung der Königin Christine (1632 — 1654) schien für die schwedische Literatur ein Morgenroth aufzugehen, aber der Thronentsagung jener Königin, ihrer Vorliebe für fremde Literatur, den während und nach ihrer Regierung fortdauernden Kriegen muß man es zuschreiben, daß erst zu Ende des vorletzten, und während des letzten Jahrhunderts ein neues frischeres Leben sich über die schwedische Literatur verbreitete. In der Philologie ist freilich wenig gethan, denn selbst das, was Lo,

renz Normann, Erich Benzelius, Christian Dahl, Axel Lindblom, Sven Hof und A. leisteten, gereichte mehr ihrem Vaterlande, als fremden Völkern zum Nutzen. Von den philosophischen Wissenschaften haben die Schweden bis jetzt hauptsächlich nur diejenigen bearbeitet, die in die Erwerbzweige des bürgerlichen Lebens eingreifen. Um die Astronomie hat sich Peter Wilh. Wargentin (st. 1783) vorzüglich verdient gemacht. In den übrigen Naturwissenschaften, besonders in der Zoologie und Kräuterkunde, erwarb sich Carl von Linné (1707—1778) unsterblichen Ruhm und gleichfalls zeichneten sich in dieser Hinsicht Joh. Andr. Murray, Daniel Carl Solander, Torbern Bergmann und de Geer auf das vortheilhafteste aus. Um die Chemie und Mineralogie erwarben sich Wallerius, Bergmann, Scheele, Cronstadt, Urban, Ljävne und Bromel große Verdienste. Die Geschichte wurde freilich von Olo von Dalin, A. von Botin und Sven Lagerbring bearbeitet, aber ihre Werke sind blos als brauchbare Materialien, jedoch nicht als Muster historischer Schriften zu betrachten. An einem classischen Geschichtschreiber sowohl für eigne als fremde Geschichte fehlt es den Schweden noch ganz, denn Fr. Rühs ist wegen seiner schwedischen Geschichte nicht hieher zu rechnen, da er, freilich unter schwedischem Scepter, doch in Deutschland geboren ist. Erst gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts fing man in Schweden an, die Sprache des Landes, welche eine Mischung der Dialecte zweier germanischen Hauptstämme (der Schweden und Gothen) ist, grammatisch und lexicographisch zu bearbeiten. Tjällmann schrieb 1696 die erste, und Sahlstedt lieferte 1787 die vorzüglichste Sprachlehre; zum Gebrauch für Deutsche ist diejenige von G. Sjöborg (Stralsund 1796) eine der ersten und besten. Um das Wörterbuch haben sich Spegel (1712), Ihre (1769) und Sahlstedt (1773) verdient gemacht. Zum Gebrauche für Deutsche haben Carl Dähnert (1784 und 1796) und G. P. Möller (1783 und 1807) gute schwedisch-deutsche und deutsch-schwedische Wörterbücher geliefert. Schon unter Christinens Regierung (s. oben) trat der Vater der schwedischen Dichtkunst, Georg Stjernhielm, auf, und wenn auch sein komisches Heldengedicht, die Wahl des Hercules, nicht die Frucht eines hohen dichterischen Geistes war, so bewies es doch die Kraft der schwedischen Sprache, welcher es damals noch sehr an Ausbildung fehlte. Stjernhielms Nachfolger aber verwechselten das Wesen der Dichtkunst mit elender Reimerei. Der geistreichen Königin Luise Ulrike war es vorbehalten, auch in dieser Rücksicht die Bildnerin und Wohlthäterin ihres Volks zu werden. Sie stiftete nicht blos die oben gedachte Akademie der schönen Wissenschaften, nach deren Vorbilde sich bald ähnliche Privatgesellschaften zu gleichem Zweck vereinigten, sondern sie ermunterte auch den Olaus von Dalin kräftig in seinem Eifer für die Ausbildung der schwedischen Sprache und Dichtkunst, um welche er sich durch seinen Argus (1733), eine Nachahmung des englischen Zuschauers, ungemein verdient machte. Dalins Beispiel folgten, gleichfalls von Luisen Ulriken unterstützt und aufgemuntert, bald mehrere, so daß Schweden jetzt fast in allen Dichtungsarten vortreffliche Werke aufweisen kann. Stjernhielm, Dalin, Skjöldebrand und Celsius lieferten freilich ernsthafte Epopöen, aber ohne Werth, dagegen Gyllenborgs Zug über den Belt mehr Verdienst hat. Als romantisch epischer Dichter verdient Rudbeck bemerkt zu wer-

den. Die tragische Bühne Schwedens hat noch kein Stück aufzuweisen, welches sich auszeichnete, denn die Trauerspieldichter dieses Landes folgen dem französischen Geschmack, ohne sich um die deutsche und englische Bühne zu kümmern. Celsius, Dalin, Brander, Gyllenborg, Gustav III., Leopold, Adlerbeth, Lidner, Paykull sind die bekanntesten von ihren Tragikern. Mit mehrerem Glück haben sich im Lustspiel Dalin, Hallmann, Modée, Kerell, Lindegern und Paykull versucht, obgleich auch keiner von ihnen etwas ganz Vollkommnes geliefert hat. Die Oper, welche Gustav III. sehr begünstigte, wurde mit Erfolg von Kellgren, Wellander, Leopold und Lidner bearbeitet. In allen Fächern der Lyrik hat Schweden vorzügliche Dichter. 1. In der Hymne: Casström und Graf J. G. Orenstierna; 2. in der heroischen Ode: Edelcranz, Franzén, Silfverstolpe, Sjöberg und Stenhammar; 3. in der philosophischen Ode: Dalm, Kellgren, Leopold, die Grafen Gyllenborg und Orenstierna, Silfverstolpe, Franzen Adlerbeth; 4. im Kirchenliede sind die Versuche von Oedman, Stenhammar u. A. meist mißlungen; 5. im fröhlichen und gesellschaftlichen Liede hat Schweden vortreffliche Dichter an Franzén, Bellmann, Choreus, Lindegren, Silfverstolpe, Sjöberg und Wahlgren; 6. in der Romanze und Ballade sind Franzén, Silverstolpe, Stenhammar, Kellgren, Lindegren und Kallberg bemerkenswerth. So reich die lyrische Poesie in allen ihren Untergattungen ist, so wenig haben die Schweden in der Elegie und der Heroide aufzuweisen. In der erstern bleiben die Elegien der Frau Nordenflycht, worin sie den Tod ihres Gatten (1745) beklagte, noch immer die Hauptsammlung; von dem Grafen Creuz und von Stenhammar hat man nur einzelne Stücke. In der Heroide hat, aufgemuntert durch die schwedische Akademie, blos der Dichter G. Regner ein Stück (einen Brief Gustav Wasa's an dessen Pflegevater Hemming Gadd) geliefert. Für die Idylle, wenn anders ein Arkadien oder doch ein milder freundlicher Himmel zu ihrem Gedeihen durchaus nöthig ist, kann Schweden kein Land seyn. Wirklich hat es nur einen Idyllensänger, Lidner, dessen Schäfergedichte aber mehr Reminiscenzen, als eigne Productionen sind. Der Graf Creuz (starb 1785 als schwedischer Gesandter zu Paris) hat sich in der poetischen Erzählung durch sein Gedicht: Atis und Camilla, als meisterhaften Dichter gezeigt. Gute humoristische Erzählungen lieferten auch Stenhammar und Silfverstolpe, aber alle wurden sowohl in der ernsten als komischen Gattung von Carl Gustav Leopold übertroffen. Die Äsopische Fabel ist bis jetzt von den Schweden nicht mit dem Glück und Fleiß bearbeitet, wie von andern Nationen. Dalins jetzt veraltete Stücke sind von geringem Werth. Gyllenborgs Fabeln hingegen machen seinem Geschmack und Talent Ehre, denn wenn er auch oft seinen Stoff nicht selbst erfand, sondern ihn von Äsop und la Fontaine borgte, so bildete er ihn doch auf eine originelle Weise nach dem Geiste seiner Nation um. Lidner war als Fabeldichter, ungeachtet seiner glücklichen Erfindungsgabe, zu geschmückt. Das Lehrgedicht wird von der schwedischen Akademie, welche nur ernstere Gedichte belohnt, besonders aufgemuntert. Kein Wunder, daß also die Schweden in jedem Theile der didaktischen Poesie vortreffliche

Werke besitzen. Im philosophischen Lehrgedicht galt ehemals der Frau Nordenflycht Vertheidigung des weiblichen Geschlechts gegen Rousseau, und ihr Versuch über die schwedischen Dichter, mehr aus Artigkeit der Schweden gegen die Verfasserin, als wegen des dichterischen Werthes jener Stücke, für eines der besten. Aber unstreitig weit schätzbarer sind die philosophischen Lehrgedichte Leopolds, Bloms, Silfverstolpe's, Stenhammars, welche ihre Gegenstände, Unsterblichkeit des Namens, Religion und Sittlichkeit, mit echt dichterischem Geiste, mit Würde und Correctheit besungen haben. In dem beschreibenden Lehrgedichte lieferten die beiden Grafen Oxenstierna und Gylfenborg, ersterer die Tagesstunden und die Ernte, letzterer die Jahreszeiten, und Lidner sein jüngstes Gericht. In die Classe des scientifischen oder wissenschaftlichen Lehrgedichts gehört Gyllenborgs Versuch über die Dichtkunst in vier Gesängen. Auch die Satire ist von Schwedens Dichtern sehr glücklich bearbeitet worden. Dalin verspottete schon in seinem schwedischen Argus die Thorheiten seiner Zeit. Gleich nach ihm trat Gyllenborg mit der Satire über seine Feinde hervor, die lange für ein Meisterwerk gehalten, aber von Kellgren an Lebensphilosophie und satirischem Witze noch übertroffen wurde. Dem letztern stellten sich Stenhammar, Leopold und Silfverstolpe zur Seite. In der Parodie erwarben sich Hallmann durch seine witzigen Travestirungen von Schauspielen, und Stenhammar durch die seinige von einem Theile des ersten Buchs der Äneide großen Beifall. Die poetische Epistel wurde im ernsthaften Tone von Adlerbeth, im scherzhaft-ironischen von Oxenstierna, von Kellgren in einer angenehmen, leichten, und von Leopold in einer witzigen Voltaire nachgeahmten Manier bearbeitet. Im Fache der Romane und prosaischen Erzählungen ist in Schweden bis jetzt wenig geleistet. Der Prediger Mörk gab beim ersten Aufblühen der schwedischen schönen Literatur (1742) Adelreichs und Gothilda's Abenteuer, und späterhin seine Thecla heraus, aber jetzt sind diese Werke veraltet. Späterhin suchte man durch Übersetzungen englischer, deutscher und französischer Romane diesem Hauptbedürfnisse der gebildeten Stände abzuhelfen. In neuern Zeiten bemühten sich jedoch Wallenberg in einem Romane: Mein Sohn auf der Galeere, Leopold in seinen satirisch-moralischen Erzählungen, Kerell in seinem Zamoleski und seinen Novellen, und ein Ungenannter in einem gar seltsamen Product, welches er als eine Beschreibung und Geschichte des Schelmenlandes (1786) herausgab, auch diesen Zweig der schönen Literatur in Aufnahme zu bringen. Aber ein wirklicher echter Originalroman, der schwedische Sitten, Gebräuche und Charaktere uns darstellte, und für andre Nationen so lehrreich seyn würde, ist bis jetzt in Schweden nicht erschienen. Um die prosaische Redekunst erwarb sich Olaus von Dalin allerdings durch seinen schwedischen Argus das erste Verdienst, denn nun begannen auch die Schulgelehrten ihre Sachen in der Muttersprache vorzutragen, da sie sonst nur in der lateinischen Sprache geschrieben hatten. Durch die schwedische Akademie (siehe oben) suchte Gustav III. (1786) noch mehr und kräftiger die Ausbildung der schwedischen Sprache zu befördern. Indessen sind der guten schwedischen Prosaiker weniger, als der Dichter. In der abhandelnden Schreibart haben sich Rosenstein, Leopold und Thorild ausgezeichnet. Im

Briefstyl kann man nur den Grafen Tessin anführen, da Gustav III. und Scheffer ihre meisten Briefe französisch schrieben. In der weltlichen Beredsamkeit zeichneten sich Tessin, Scheffer, Höpken, Gustav III. und einige Andre vortheilhaft aus. Geistliche Redner gab es, wie allenthalben, auch in Schweden, sehr viele, aber wenige, die sich wie Tolesson und Wälter unter den ältern, und Lindblom und Lehnberg unter den neuern, über das Mittelmäßige erhoben hätten. Lobredner in französischer Manier waren Orenstierna und Torstensohn (auf Gustav III.) und die Akademiker Silfverstolpe, Lehnberg und Schröderheim. Im Fache der Biographie und der classischen Geschichtschreibung ist gleichfalls (s. oben) wenig geleistet. Um die ästhetische Kritik hat sich besonders Kellgren, der oft angeführte Dichter, äußerst verdient gemacht, und bei der sich jetzt zeigenden Liebe der schwedischen Nation für die deutsche schöne Literatur darf man hoffen, daß Schweden in letzterer Rücksicht bald unter die europäischen Nationen des ersten Ranges eintreten wird, wofern nicht französischer Geist und Sinn das Streben des Volks vereitelt. Schweden hat kürzlich mehrere ausgezeichnete Männer verloren: seinen ersten Historienmahler, den Professor und Ritter von Breda (st. zu Stockh. im Dec. 1818), den Botaniker Schwarz, die Dichter Graf Orenstierna und Baron Adlerbeth, den Redner Bischof Wingard, und den Archäologen Ackerblad (starb 1818 in Rom). Unter den noch lebenden Dichtern Schwedens müssen der Professor Tegner in Lund (einer von den 18 der schwedischen Akademiker) und von Atterbom, der Herausgeber eines poetischen Almanachs zu Upsala, genannt werden. Jetzt bemerkt man in Schweden sowohl als in Norwegen viel Vorliebe für die deutsche Literatur. Der Messias von Klopstock hat an dem Professor von Bildstein, Probst in Schonen, einen guten Übersetzer gefunden, und der Abdruck deutscher Classiker in Stockholm ist bis zum 66. Bande fortgeschritten. Überhaupt erscheinen jetzt in Schweden 46 Zeitungen, eine Literaturzeitung und mehrere Journale; unter letzten in Stockholm seit 1819 die Swea, eine Zeitschrift für Wissenschaften und Künste, mit Abhandlungen von Wahlenberg, Häffner, Geyer und Schröder. In Norwegen erschienen im Jahr 1819 die officielle norwegische Reichszeitung und das norwegische Nationalblatt; außerdem noch sieben periodische Schriften. Auch sind die Sammlungen der Schriften von zwei literarischen Gesellschaften vorzüglich für die alte nordische Literatur wichtig, die der skandinavischen Literaturgesellschaft (14 B.) und die der königl. norwegischen Gesellschaft der Wissenschaften im 19ten Jahrhundert. Die Zahl aller im Jahr 1818 in Schweden gedruckten Schriften betrug 362, darunter 91 Übersetzungen. — Der Zusatzartikel zur Constitution, einige Beschränkungen der Preßfreiheit betreffend, den die schwedischen Reichsstände unter Bedingung der Annahme von den norwegischen Ständen kürzlich beschlossen hatten, ward von den norwegischen Ständen nicht angenommen. — Über Schweden vergleiche man außer den bekannten ältern Werken: Molbechs Briefe über Schweden im Jahr 1812. 3 Thl. 1817 (aus dem Dänischen mit Zusätzen des Verfassers Altona 1. 1818). Sie sind für den Topographen und Statistiker wichtig; auch enthält der dritte Theil eine gute Übersicht der Epochen der schwedischen Literatur. — Der erste Staatscalender im schwedischen Reiche erschien zu Stockholm 1819. — Einige Angaben dieses Art. z. B. über Ritterorden, Schulden, Kriegs-

macht und Cultur sind officiell und aus Lüder's Europa im Jahre 1819 entlehnt. — Merkwürdig sind die von Hermelin'schen schwed. Karten. Der Baron Hermelin opferte nämlich ein Vermögen von mehreren Tonnen Goldes auf, um über alle Provinzen des schwedischen Reichs genaue Karten aufnehmen zu lassen, die er in 31 Blättern vollendet herausgegeben hat. Eben so hat er die Kosten des ersten Theils einer sehr schönen Sammlung von Specialkarten und Zeichnungen zu einer Beschreibung Schwedens (Stockholm 1806 Fol.) getragen. Die beste Generalkarte Norwegens ist noch immer die von Pontoppidan zu Copenhagen, nebst einer Geographie Norwegens 1785 u. 1795. Die 7 dänischen Seekarten über Norwegens Küste sind vortrefflich. Sie gründen sich auf die von dem dänischen Contreadmiral Paul de Löwenöre trigonometrisch-hydrographische Ausmessung einer 200 geographische Meilen langen Strecke der norwegischen Küste. Scheels Kriegstheater im Norden, oder geograph. topograph. und historische Beschreibung der Königreiche Dänemark, Norwegen und Schweden, enthält eine treffliche Militärkarte vom ganzen Skandinavien.

Schwedenborg, s. Swedenborg.

Schwefel ist ein einfacher entzündlicher Körper, welchen die Natur theils unvermischt (gediegen), theils mit Metallen und andern Stoffen verbunden als Mineral liefert. Reiner Schwefel ist gelb, spröde, schmelzbar, in der Hitze flüchtig und brennbar. Während des Brennens entwickelt er blaues Licht, und sauern, erstickenden Dampf, (schwefelige Säure), der, sobald er Wasser findet, mit diesem eine fast geruchlose, vollkommene Schwefelsäure bildet. Dies geschieht durch Einsaugung des atmosphärischen Sauerstoffes. Seine natürlichen Verbindungen mit Metallen bekommen den Namen der Kiese (Eisen- oder Schwefelkies), des Glanzes (Bleiglanz) oder der Erze. Vorzüglich wird der Eisenkies zur Abscheidung des Schwefels benutzt. Man füllt zu dem Ende 10 — 12 thönerne röhrenförmige Retorten mit zerstoßenem Schwefelkies an und treibt durch gehörige Hitze den Schwefel in bleierne, mit Wasser gefüllte Kästen, wo er zu einer festen Masse gerinnt. Dieser Rohschwefel muß wegen seines Gehalts an Unreinlichkeiten nochmals destillirt werden, um als gelber Schwefel in Handel kommen zu können. Der Rückstand ist gewöhnlich Operment, ein Gemisch von Schwefel und Arsenik, das als gelbes Farbematerial dient. An der feuchten Luft verwandelt der geröstete Schwefelkies (Schwefelbrand) seinen Schwefel ebenfalls, wiewohl langsam, in Säure und sein Eisen in Eisenkalk. Während dieses Vorganges erhitzen sich jedoch die Kieshaufen bisweilen stark, wohl auch bis zum Glühen, und liefern nach dem Verwittern Vitriol (s. d. Art.) Schwefelsäure kommt natürlich mit mehrern Metallen verbunden vor (im Bleivitriole); sie scheint bei einigen Erdrevolutionen, bei der Steinkohlenbildung, thätig gewesen zu seyn; noch jetzt bilden sich in Sümpfen, die über Steinkohlenflötzen liegen, wie im Serpinasumpfe zu Seidschütz, schwefelsaure Salze. Schwefel mit Wasserstoff verbunden erscheint als stinkende Schwefelluft und ist als wirksamer Bestandtheil in allen Schwefelquellen, zu Aachen, Nendorf, Langensalza zu finden. Angewendet wird der Schwefel häufig als Arzneimittel; technisch als Zündmittel vorzüglich zum Schießpulver, und zu Abgüssen (Schwefelpasten) von Münzen, Steinen und Antiken; seine

metallischen Verbindungen, der Zinnober, das Operment, als Farbin. F.

Schwefelregen. Man findet bisweilen zur Zeit der Kieferblüth die in der Nähe von Nadelhölzern nach Platzregen zusammengelaufenen Pfützen mit schwefelgelbem Blumenstaube gefärbt, und nennt diese Erscheinung einen Schwefelregen. Doch haben glaubwürdige Männer noch andere Schwefelregen beschrieben, bei welchen wirklicher Schwefel aus der Atmosphäre herabkam, der sich wie anderer Schwefel verhielt. Zu Copenhagen fiel ein solcher (nach Museum Wormian. L. 1. C. 11) 1646; während des Falles beobachtete man Schwefelgeruch in der Luft, der gesammelte Schwefel kam mit dem gewöhnlichen in allen Eigenschaften überein. 1665 wiederholte sich diese Erscheinung ebendaselbst; am 24sten Mai 1801 fiel bei Rastadt ein Schwefelregen, von dessen Schwefel man Schwefelhölzer machte. Diese Erscheinungen sind selten, und deshalb auch wohl ganz bezweifelt worden, obgleich gegen ihre Existenz eben so wenig etwas eingewendet werden kann, als gegen den Fall der Meteorsteine (s. d. Art.) F.

Schweighäuser (Johann), einer der gelehrtesten Philologen unserer Zeit, ist 1742 zu Straßburg geboren. Er widmete sich früh den Studien. Von de Guignes nach Paris gezogen, beschäftigte er sich mit den orientalischen Sprachen und besuchte dann zu seiner weitern Ausbildung das Ausland. Nach seiner Rückkehr lehrte er in Straßburg Logik und Philosophie und ward 1778 Professor der griechischen und der morgenländischen Sprachen. Seitdem beschäftigte ihn unausgesetzt die alte Literatur. Die Revolution unterbrach seine Arbeiten; er ward als verdächtig verhaftet und nachher mit seiner Familie auf ein Dorf in Lothringen verwiesen. Als die Umstände sich geändert hatten, erhielt er einen Lehrstuhl an der Centralschule des Departements des Niederrheins. Große Verdienste und ausgebreiteten Ruhm hat er sich durch seine trefflichen Ausgaben des Polybius, Arrian, Simplicius, Epictet u. s. w., vornehmlich aber des Herodot erworben. Er ist jetzt mit einem Lexicon Herodoteum beschäftigt. Seine akademischen Schriften hat er 1807 in 2 Bänden gesammelt herausgegeben (Opuscula acad. philos. et philol.) Im Jahre 1816 ward er auf Verfügung des Königs zum Mitgliede der Akademie der Inschriften ernannt.

Schweizerische Eidgenossenschaft, die Schweiz, ehemals Helvetien (s. d. Art.). Wunderbar haben sich der Süden und der Norden von Europa in diesem Lande gemischt, das durch seine Alpenmauer beide zu trennen scheint. Roms Legionen besiegten wohl den Gallier, den Rhätier und den Allemannen auf dem mit Wald und Morast bedeckten Boden; aber die Freiheit des Nordens vermochten sie nicht zu unterdrücken, so wenig als das neuere Rom die Freiheit des Glaubens. Noch sind aus den Zeiten der alten Römer die Spuren ehemaliger Unterjochung vorhanden; selbst die Sprache in der romanischen Schweiz ist ein Denkmal derselben geblieben; aber die deutsche Freiheit, das Erbtheil seiner Väter, hat der Schweizer nicht verloren. Scheint die Schweiz in Hinsicht auf Sprache und Volksmischung noch jetzt die Ganerbschaft dreier Völker, der Deutschen, Franzosen und Italiener, zu seyn; so kann sie dennoch in ihrem Bürgerthume es nimmer verläugnen, daß sie stets zu Deutschland, zu dem Reiche der deutschen Nation, gehört hat; und Genf und Zürich werden es nie vergessen, daß Wittenberg ihnen voranging. Sie riß

sich von dem Mutterlande ihres Ruhmes los; sie sah sich an Napoleons Triumphwagen gefesselt; sie wurde nicht durch eigene Anstrengung, sondern durch die Kraft der Deutschen befreit: warum schloß sie sich nicht an den deutschen Bund, an die Heimath ihrer freien Altvordern wieder an? — Dies erklärt die Geschichte des Volks: ein aus tausend verschiedenen Orts- und Familiengeschichten (nur von Johannes von Müllers Meisterhand) musivisch zusammengesetztes Gesammtbild, in welchem sich das Schicksal von Europa abspiegelt! — Schon unter den Römern blühte in Helvetien der Handel auf, welcher zuerst das Land mit Städten und Landhäusern bedeckte, und der noch jetzt den nordisch-deutschen, holländischen und französischen Handel mit dem italienischen verbindet. Vor dem Sturze des weströmischen Reichs gehörte der nördliche (der größte) von Allemannen bewohnte Theil der Schweiz den Franken (s. d. Art. Clodwig); am Jura herrschten und wohnten die Burgunder; Rhätien stand unter den Ostgothen; drei deutsche Völker also machten das Land (um 450 n. Ch.) von Roms Herrschaft frei. Früher hatte sich von Italien aus das Christenthum unter den Helvetiern verbreitet, und bereits im vierten Jahrhundert standen christliche Kirchen zu Genf, Chur u. a. a. O. Die Allemannen und Burgunder ließen den romanisirten Helvetiern ihre Sitten und Gesetze. Das Land selbst hatten die Allemannen größtentheils unter sich getheilt. Jeder Krieger erhielt einen Bauerhof; über ungefähr hundert solcher Bauernhöfe (ein Bezirk, der Cent hieß) war ein Richter oder Centgraf gesetzt, und der Gerichtsplatz, auf welchem jener alle Händel der Freien schlichtete, hieß Mallus. Mehrere Centen bildeten einen Gau (daher Thurgau, Aargau u. a. m.), dessen Richter Graf genannt wurde. Die Grafen standen unter einem Herzoge. Der Sturm der Völkerwanderung traf auch die stillen Alpenthäler, aus welchen Roms Cultur verschwand. Ostgothen, Longobarden, sogar Hunnen ließen hier und da sich nieder. Endlich verdrängten die Franken, welche die Ländereien der erschlagenen Allemannen in Besitz genommen hatten, die Ostgothen aus dem rhätischen Gebirge; den fränkischen Königen gehorchten seit 534 auch die Burgunder; folglich war die ganze Schweiz jetzt ein Theil des Frankenreichs. Indeß blieb dem Lande die alte Verfassung; die Römer und die alten Einwohner wurden nach römischen, die Allemannen nach allemannischen Gesetzen gerichtet; und so die übrigen Volksstämme nach den ihrigen. Das Christenthum erhob sich aufs neue; mit ihm der Anbau des verheerten Landes. Bei den Theilungen des Frankenreichs unter den Merovingern ward auch die Schweiz zwei Regenten zugetheilt; der eine beherrschte die allemannische, der andere die burgundische Schweiz oder Kleinburgund. Pipin vereinigte Alles, und Carl der Große beförderte in Helvetien Künste und Wissenschaften. Unter seinen schwachen Nachfolgern wurden die Grafen des Landes immer weniger abhängig von der königlichen Gewalt; sie erlangten endlich den erblichen Besitz ihrer Gauen, und einer von ihnen, Rudolph, richtete 888 zwischen der Reuß und dem Jura das neue burgundische Reich auf, so wie sich neun Jahr vorher im Lande zwischen dem Jura und der Rhone ein eigner König, Graf Boso zu Arles, aufgeworfen hatte. Nach dreißig Jahren vereinigten sich beide burgundische Reiche diesseit und jenseit des Jura. Die Grafen in den übrigen Theilen der Schweiz gehorchten zwar noch den deutschen Königen; allein sie betrugen sich als Dynasten; sie nannten sich nach ihren Schlössern und nöthigten die in ihren Gauen wohnen-

den Freien, sie als ihre Oberherrn anzuerkennen. Da entstand jene Menge in einander verflochtener unabhängiger Herrschaften, deren Besitzer sich unaufhörlich befehdeten. Krieg war das Geschäft des Adels; Verwirrung die Gestalt des Landes, und Elend die Geschichte des Volks. Also setzte König Konrad einen Herzog als Richter der Grafen (911) in Allemannien ein. Doch gelang es erst den Kaisern aus dem sächsischen Hause (919—1024), sich in der Schweiz von Herzogen, Grafen und Bischöfen Achtung zu erzwingen. Hierauf ward zwar nach dem Tode des fünften und letzten Königs von Burgund, Rudolph III., im J. 1032 vom Kaiser Konrad II. die burgundische Schweiz wieder mit der allemannischen, die zu dem deutschen Reiche gehörte, vereinigt; allein schon unter Konrads II. Enkel, Heinrich IV., verfiel die Macht des Königs in der Schweiz aufs neue. Heinrich suchte, vom Papste verfolgt, Anhänger; daher gab er dem Herzoge von Zähringen den allemannischen Theil der Schweiz, womit Konrad von Zähringen in der Folge 1125, nach Überwindung des Grafen von Hochburg und Reinold von Chalons, auch den burgundischen verband. Die Herzoge von Zähringen demüthigten den stolzen, fehdelustigen Adel, sie begünstigten Zürich und die übrigen kaiserlichen Städte; sie bauten mehrere neue, u. a. Freiburg im Üchtlande 1178, und Bern 1191. Das Landvolk gewann an Schutz und Sicherheit; der Adel gewöhnte sich an polizeimäßigeres Zusammenleben; Gewerbe und Industrie entstanden; Genf und Lausanne blühten auf im Lande, wo man romanisch sprach; Zürich und Basel im Lande deutscher Zunge. Unter den übrigen Großen und Grafen des Landes waren Savoyen, Kyburg und Habsburg die mächtigern. Viele Dynasten zogen in jener Zeit nach Palästina und befreiten dadurch das Land von ihrem Drucke. Nach dem Tode des letzten Herzogs von Zähringen, Berthold V., im Jahre 1218, fiel Allemannien wieder den Kaisern anheim. Was jener von Erbländern in Üchtland und in Kleinburgund besessen, brachte seine Schwester Agnes an das Haus Kyburg. Seitdem erlangten die Habsburger (s. d. Art.) in Nordhelvetien, und die Grafen von Savoyen im südwestlichen Theile des Landes immer mehr Gewalt. Die Kaiser gaben zwar jeder Stadt oder Gemeinheit, die unter keinem Grafen stand, einen Reichsvogt aus dem Adel, der die kaiserlichen Einkünfte erheben und die Verbrecher richten mußte; allein die Fehden dauerten fort. Die deutschen Könige vermochten nicht mehr zu schützen; die Stärke gab das Recht, und der tapferste wurde der mächtigste. Also suchten viele kleine Herren und Orte den Schutz von Habsburg oder Savoyen. Zürich, Bern, Basel und Solothurn, die Länder Uri, Schwyz und Unterwalden, kauften nach und nach den Kaisern die Grundrechte ab, oder erhielten sie geschenkt, und hießen nun Reichsstädte und Reichsländer. Sie waren mächtiger und glücklicher als der Adel, welcher uneinig und vereinzelt auf seinen Schlössern lebte. Selbst die Kreuzzüge erhoben durch den Handel den Flor der Städte, indem ein Theil der Heere Waffen, Lebensmittel und andere Waaren durch die Alpenpässe nach Italien gingen. Die Kreuzfahrer brachten Kunsterfindungen, neue Arten von Obst, Weinreben u. s. w. zurück; die Gold- und Seidenarbeiten der Italiener und Morgenländer wurden in der Schweiz nachgeahmt; feinere Sitten verdrängten die bäuerische Rohheit, und die Dichtkunst wurde eine Lieblingsbeschäftigung des Adels. Gegen die Raubsucht der kleinen Herren aber errichteten die Städte unter sich Schutzbündnisse, und zerstörten viele Burgen,

auf denen Ritter haus'ten, die friedliche Kaufleute niederwarfen. Da erhob sich über die alten Dynasten, am Ende des 13ten Jahrhunderts, Graf Rudolph von Habsburg (s. d. A.), als ihm 1264 die Güter seines Oheims, des Grafen Hartmann v. Kyburg, zugefallen waren. Als Kaiser und König (seit 1273) hielt er in Helvetien Gericht; doch brauchte er wenigstens nicht Gewalt, um die freien Reichsleute zur Unterwerfung zu zwingen. Aber herrschsüchtig griffen Rudolph und Albrecht ein in die wohlerworbenen Rechte der Schweizer. Besonders gab Albrecht, der seit 1298 die kaiserliche Gewalt dazu mit anwandte, durch Härte und Unbiegsamkeit die Veranlassung zum ersten Bunde der Eidgenossen. (Vgl. d. Art. Tell.) In der Nacht vom 7. Nov. 1307 kamen auf dem Rütli, einer einsamen Gegend am Waldstätter See, drei und dreißig redliche, tapfere Landmänner zusammen, unter denen Fürst aus Uri, Stauffacher aus Schwyz und Melchthal aus Unterwalden das Wort führten. Alle schwuren die uralte Freiheit gegen Unterdrückung zu behaupten. Also erhoben sich den 1. Januar 1308 die drei Waldstädte; sie verjagten Oesterreichs Landvoigte und zerstörten die Zwingburgen. (S. Albrecht I.) Darauf bestätigte Albrechts Nachfolger in der deutschen Regierung, Heinrich VII., den Waldstädten feierlich, was ihnen Albrecht zu entreißen gesucht hatte. Aber das Haus Österreich kämpfte hartnäckig um die verlorenen Rechte. Da gründete der Sieg der Waldstädte bei Morgarten (6. Dec. 1315) über Leopold von Österreich den ewigen Bund zu Brunnen den 8. Dec. d. J. Bis 1353 traten noch hinzu: Lucern, Zürich, Glarus, Zug und Bern. Man nannte sämmtliche Genossen die acht alten Orte. Hierauf gaben ihnen die Siege bei Sembach (9. Jul. 1386), wo Arnold von Winkelried sein Leben aufopferte, und bei Näfels (9. Apr. 1389) einen unsichern Frieden. Seit dem wandte sich der kriegerische Geist des Volks zu Eroberungs- und Beutezügen; der Haß der Nachbarn fachte innere Kriege an; und auswärtige Mächte suchten den Beistand der Eidgenossen. Denn mitten unter den reichsunmittelbaren Orten lagen noch die Dynastenländer, deren Politik die Schweizer unter sich und mit den benachbarten Staaten in vielfache Händel verwickelte. Appenzell kämpfte mit dem Abt von St. Gallen (1400 fgg.) Im J. 1424 gründeten die Bewohner des obern oder grauen Bundes ihre Unabhängigkeit, denen in der Folge die übrigen Bündtner sich anschlossen. Dann geschah es, daß Kaiser Friedrich III. ein französisches Heer in die Schweiz rief, um seine habsburgischen Erbgüter zu schützen. Da kämpften die Schweizer ihre Thermopylenschlacht gegen den Dauphin Ludwig (1600 gegen 20,000) auf dem Kirchhofe zu St. Jakob bei Basel (26. Aug. 1444). Hierauf reizten sie Carl den Kühnen von Burgund (s. d. Art.) Er fiel in ihr Land; aber jene siegten bei Gransee, Murten und Nancy (1477.) Je größere Beute sie machten, desto kriegslustiger wurde das Volk, desto ehrgeiziger die Großen. Die Eidgenossen selbst wurden Eroberer. Sie entrissen Österreich den Thuraau (1460). Um Toggenburg bekriegten sich (1436 — 1450) Zürich, Schwyz und Glarus, bis Bern den schiedsrichterlichen Ausspruch that. Schwyz behielt Recht, und die ganze Eidgenossenschaft erhielt seitdem im Auslande den Namen des Schweizer-Bundes. In denselben traten nun auch Freiburg und Solothurn 1481. Als hierauf Kaiser Maximilian I. die Eidgenossen zwingen wollte, sich mit dem schwäbischen Bunde zu vereinigen und dem kaiserlichen Reichskammergerichte zu unterwerfen, mißtrauten sie Deutschland wegen

Österreich, und vereinigten sich mit Graubündten. Hieraus entstand der Schwabenkrieg, den nach sechs Siegen der Schweizer über die Deutschen der Basler Friede 1499 endigte. Bald nachher wurden Basel und Schaffhausen (1501), zuletzt Appenzell (1513) in die Eidgenossenschaft aufgenommen. Aber in den auswärtigen und Bürgerkriegen verwilderten Land und Volk. Dagegen eroberten die Schweizer in dem mailändischen Kriege 1512 das Veltlin und Cläven; auch erwarben sie von Mailand die italienischen Landvoigteien (jetzt der Canton Tessin.) Denn im Bunde bald für, bald wider Mailand, mit Frankreich und wider Frankreich kämpften sie auf ausländischem Boden, bis sie nach der Riesenschlacht bei Marignano, die sie 1515 gegen Franz I. verloren, mit Frankreich den ewigen Frieden zu Freiburg (1516) schlossen, auf welchen 1521 der erste förmliche Bundesvertrag mit diesem Reiche folgte *). Um diese Zeit griff der Ernst der Zeit und der gereifte Geist der Untersuchung das Werk der Reformation auch in der Schweiz an. Zwingli (s. d. Art.) predigte, was Luther schon 1517 gethan hatte, im J. 1518 gegen den Ablaß. Als aber darauf Zürich, Bern, Schaffhausen, Basel (hier durch Ökolampadius), St. Gallen, Mühlhausen und Biel die Reformation einführten, entzweite Religionshaß die reformirten und die catholischen Cantone. In Glarus, Appenzell und Bündten theilte sich das Volk in beide Bekenntnisse. Bei dem alten Glauben blieben Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Solothurn; ferner Wallis und die italienischen Landvoigteien. Der Fanatismus entzündete den Bürgerkrieg. Die Schwyzer verbrannten einen protestantischen Prediger aus dem Züricher Gebiet; schon standen zwei eidgenossische Heere, beinahe 30,000 M. stark, gegen einander unter den Waffen, als Männer, die der Eintracht das Wort sprachen, wie der redliche Johann Äbli aus Glarus (1529), den ersten Religionsfrieden zu Stande brachten. Nun sollte die Stimmenmehrheit in den Gemeinden bei Glaubensveränderungen entscheiden. Aber bald reizte die schnelle Ausbreitung der Reformation die katholischen Cantone wieder zum Kriege, und die Züricher wurden bei Cappel (1531), wo Zwingli blieb, und beim Zugesberge geschlagen. Darauf ward nach dem zweiten Landfrieden die catholische Lehre in Solothurn und in den gemeinschaftlichen Ländern wiederhergestellt. Unterdessen hatte Savoyen, das schon längst Vizthum und Schutzherr von Genf war, dieser Stadt sich ganz bemächtigt. Aber der Druck der herzoglichen Regierung bewog Genf, 1525 sich an Bern und Freiburg anzuschließen. (S. d. Art. Genf.) Der Herzog mußte nachgeben. Bern und Genf schlossen den ewigen Vertrag von 1531, und Bern gewann das Land Waadt. Zugleich verbreitete sich von Genf aus durch Calvin (s. d. Art.) die Reformation. Doch entsagte Savoyen erst im Lausanner Frieden 1564 dem Waadtlande. Also wurde Savoyen, wie einst Habsburg, aus Helvetien verdrängt. Um diese Zeit theilten Bern und Freiburg (1555) auch die Ländereien der Grafen von Greyerz unter sich, so daß in ganz Helvetien kein altes großes Haus, Neuburg ausgenommen, mehr Stammgüter besaß. Dagegen verzwisteten sich die Schweizer unter einander durch religiösen und politischen Hader. Mit der Demokratie kämpfte die Aristokratie. Spanische

*) Von Ludwig XI. an bis zu Ludwig XV. gaben die Schweizer in französischen Kriegsdienst 1,110,798 Mann und dafür zahlte Frankreich 1146,868 623 Franken.

Ränke fanatisirten die Bewohner des Veltlins (1617 — 21). In ausländischen, besonders französischen Diensten nahm der Schweizer fremde Sitten an. Er verkaufte sein Blut an fremde Werber; und die alte schlichte biedere Einfalt zog sich in die hohen Alpenthäler zurück. Zugleich löste sich das Verhältniß der Eidgenossen zu dem deutschen Reiche immer mehr auf. Zwar erbaten sich noch vom Kaiser Maximilian II. die Cantons die Bestätigung ihrer Freiheiten. Aber bald erhielt französischer Einfluß das Übergewicht, und Rom lenkte die ihm ergebenen Gemüther durch die Jesuitercollegien zu Luzern und Freiburg, insbesondere durch die päpstliche Nuntiatur zu Luzern (seit 1580). Im dreißigjährigen Kriege behaupteten die Eidgenossen eine kluge Neutralität; endlich ward im westphälischen Frieden 1648 die selbstständige Absonderung der Schweiz vom deutschen Reiche feierlich anerkannt. Hierauf erneuerte Frankreich 1663 seinen Bund mit den Schweizern, und behauptete jetzt, daß sie kein Recht hätten, mit andern Mächten Bündnisse zu schließen. Durch die Eroberung der span. Freigrafschaft Burgund (1675), durch die Belagerung Rheinfeldens von den Franzosen (1678), durch die Erbauung der Festung Hüningen 1679 wurden manche Besorgnisse bei den Schweizern erregt. Indessen behaupteten doch die Schweizer glücklich ihre Neutralität selbst im spanischen Erbfolgekriege (1701 bis 1714), und achteten bei der Verfolgung der Protestanten in Frankreich (seit 1685), die sie willig aufnahmen und mit Reisegeldern unterstützten, so wenig auf Ludwigs Foderungen, der die Reformirten als Rebellen betrachtet wissen wollte, wie der König auf die Verwendung der protestantischen Schweizercantone zum Besten ihrer Glaubensgenossen geachtet hatte. So wenig Einfluß die Schweizer übrigens im 18ten Jahrhundert auf fremde Staatsverhältnisse hatten, so wenig wurden auch sie bis zu dem letzten Jahrzehend von außen her beunruhigt. Dieser friedliche Zustand, welcher jedoch durch häufige innere Mißhelligkeiten unterbrochen wurde, war eben so günstig für Gewerbe, Landbau und Handlung, wie für Wissenschaft und Künste. Fast in allen Fächern des menschlichen Wissens erwarben sich die Schweizer des 18. Jahrhunderts sowohl zu Hause, wie im Auslande glänzende Verdienste. Haller, Bonnet, Bernoulli, J. J. Rousseau, Lavater, Bodmer, Breitinger, Geßner, Sulzer, Hirzel, Füßli, Hottinger, Johannes v. Müller, Pestalozzi und viele Andere haben sich in der Geschichte der Literatur und der Kunst unsterblich gemacht. Auch bewahrten ihnen noch ihr frischer Natursinn und die Innigkeit ihres Familienlebens, mitten unter den Einflüssen des Auslandes, das angestammte Erbtheil ihrer Väter: Redlichkeit, Freimuth und Vaterlandsliebe. Die Bewohner der demokratischen Cantone genossen einer fast unbeschränkten Freiheit und Theilnahme an den Staatsgeschäften, wie sie nur in kleinern Staaten denkbar ist. Die gemeinen Herrschaften oder diejenigen Orte, welche unter dem gemeinschaftlichen Schutz der Eidgenossen standen, waren mit sehr geringen Auflagen belastet, und erfreuten sich eines hohen Grades bürgerlicher Freiheit und vieler Municipalitätsrechte, welche den Geist der Örtlichkeit befriedigten. In den größern Cantonen, z. B. Bern, Zürich 2c., wo die Regierung in den Händen ihrer Hauptstädte oder eines Theils ihrer Bürger war, die außerdem noch mancher Vorrechte genossen, herrschte blühender Wohlstand. Nirgend kannte man drückende Auflagen, aber fast allenthalben eine gewissenhafte öffentliche Verwaltung, eine einfache mit wenig Kosten verbundene Rechtspflege, und wohlthätige Anstalten für die Hülfs-

bedürftigen. Jedoch bei allen diesen Vortheilen dauerten die alten innern Mißhelligkeiten fort, und neue Unruhen erhoben sich von 1790 an, wodurch das Staatsgebäude erschüttert, sogar häufig Blut vergossen und Strafen nothwendig wurden. So standhaft die Schweizer übrigens während des Revolutionskrieges ihre Neutralität sowohl gegen Frankreich, als gegen dessen Feinde behauptet hatten, so wurden sie doch nach und nach durch französische Gewalt und List ihrer bisherigen Verfassung beraubt, und nachdem die Franzosen mehrere Theile der Schweiz mit ihrer und der cisalpinischen Republik vereint hatten, in Eine und untheilbare helvetische Republik verwandelt, an deren Spitze ein Vollziehungsdirectorium aus fünf Personen die Regierung besorgte. Die gesetzgebende Gewalt war zwischen einem Senat und einem großen Rath, für welche jeder der vierzehn Cantone zwölf Mitglieder wählte, vertheilt. Vergebens suchten einzelne demokratische Cantone erst jetzt die Staatsumwälzung ihres Vaterlandes zu hindern. Sie wurden bald besiegt. Aber die Bedrückungen der Franzosen, die Eigenmacht, womit sie auf die Besetzung der obersten Stellen wirkten, die große Zahl schlechter und bedeutungsloser Menschen, die zu den ersten Ämtern gelangten, machten die neuen Behörden bald verächtlich. Da bildete ein unternehmender Mann aus einem in den Jahrbüchern des Vaterlandes berühmten Geschlecht, Aloys Reding, einen Bund, dessen Absicht der Umsturz der Centralregierung war. Unterwalden, Schwyz, Zürich, Glarus, Appenzell und Graubünden wollten die Föderalverfassung wiederherstellen, und Reding glaubte, daß Buonaparte selbst, der damals die französischen Truppen aus der Schweiz zurückzog, seinen Plan gutheißen werde. Sofort erklärten die kleinen Cantons auf ihrer Tagsatzung in Schwyz den 6ten Aug. 1802, daß sie die ihnen aufgedrungene Constitution nicht annehmen, sondern sich föderalistisch regieren wollten. Es kam zu einem Bürgerkriege. Zürich wurde von den Truppen der helvetischen Republik, denen sie ihre Thore verschloß, vergeblich beschossen. Darauf besetzten Rudolph von Erlach und General Auf der Maur an der Spitze der Insurgenten Bern und Freiburg. Die helvetische Regierung zog sich nach Lausanne zurück. Aloys Reding aber berief eine allgemeine Tagsatzung, die sich den 27sten Sept. zu Schwyz versammelte. Nun trug der erste Consul den 30sten Sept. den Cantonen seine Vermittelung an. Indeß beharrten die kleinen Cantone, von Aloys Reding und Hirzel aus Zürich geleitet, bei ihrem Widerstande. Also rückten 12,000 M. französischer Truppen unter Ney in die Schweiz ein. Die Tagsatzung ging aus einander. Reding und Hirzel wurden verhaftet. Nun sandten beide Parteien Abgeordnete der 18 Cantone im December nach Paris, denen Buonaparte durch Barthelemy, Fouché und Röderer die Mediationsacte vom 19. Februar 1803 zufertigen ließ, durch welche das Cantonalsystem wiederhergestellt ward, die alten Unterthanenländer der Cantone aber ihre Freiheit behielten. Der Cantone sollten neunzehn seyn, nämlich Aargau, Appenzell, Basel, Bern, Freiburg, Glarus, Graubünden, Luzern, St. Gallen, Schafhausen, Schweiz, Solothurn, Tessin, Thurgau, Unterwalden, Uri, Waadt, Zug, Zürich. Die Walliserrepublik ward 1810 durch Napoleons Machtspruch in ein französisches Departement verwandelt, und schon 1806 hatte er Neuenburg, welches ihm von Preußen abgetreten war, aber als schutzverwandter Staat zur Schweiz gehörte, dem General Alexander Ber-

thier als ein souveränes Fürstenthum gegeben, der jedoch dies Land mit Milde behandelte. Napoleon hatte den Titel eines Vermittlers der Schweiz angenommen, und immer drückender wurde jetzt der Kriegsdienst, welchen dies Land seinem Vermittler gegen Besoldung leisten mußte. Nur durch Entschlossenheit und große Geldaufopferungen vermochte die Mehrzahl der Cantonsregierungen größern Druck abzuwenden; aber doch mußte man das Continentalsystem annehmen, und den Canton Tessin hielten französische Truppen Jahre lang besetzt. 1813, als sich der Schauplatz des großen Freiheitskrieges der Schweiz näherte, gestand Frankreich den Schweizern die Neutralität zu; die Verbündeten aber erklärten sich nicht bestimmt, und plötzlich zogen große Heere derselben in verschiedenen Richtungen durch dieses Land nach Frankreich zu. Bei ihrem Eintritte entstanden in manchen Gegenden Gährungen, und zuerst suchte Bern (1814), nachher mehrere Cantone zu ihren alten Verfassungen zurückzukehren. Durch viele und uneigennützige Bemühungen der verbündeten Monarchen wurden endlich die Cantone zu gemeinschaftlichen Berathungen vermocht; aber kleine Revolutionen und Gegenrevolutionen erschütterten mehrere Cantone. Einige bewaffneten sich gegen einander; andere genossen einer glücklichen Ruhe und erwarben sich die Achtung des Auslandes. Alle arbeiteten ihre Verfassungen um. Die ältern Cantone näherten sich mehr oder weniger den vormaligen. Den Verfassungen der neuern suchte man mehr Festigkeit zu geben. Zu Zürich versammelte sich endlich eine Tagsatzung, und eine neue Bundesverfassung, der alten ähnlich, aber mit mehr Einheit, obgleich drei wechselnde Vororte, Zürich, Bern und Lucern, bestimmt wurden, ward angenommen. Der Wiener Congreß erkannte dieses Bündniß an. Das Bisthum Basel ward nebst Biel dem Canton Bern überlassen, doch wurde der District Birseck davon ausgenommen, welcher an Basel, und so auch ein kleiner Theil, welcher an Neuenburg fiel. Neuenburg kehrte zu seinen frühern Verhältnissen gegen Preußen zurück, und trat, so wie Genf und Wallis, mit unter die Zahl der Schweizercantone, deren jetzt also 22 bestehen. — In geographischer Rücksicht ist übrigens die Schweiz eins der höchsten, wo nicht das höchste Land in Europa, und besteht größtentheils aus neben und auf einander stehenden Bergen, zwischen denen sich enge Thäler befinden. Die Berge sind zum Theil in langen Reihen verknüpft, und manche ungeheuer hoch. Die höchsten, zu denen der St. Gotthardsberg (s. d. Art.) im Canton Uri, und der Finsteraarhorn im Canton Bern (der 13,432 Pariser Fuß über der Meeresfläche haben soll) gehören, findet man außer in jenen Cantonen auch im unterwaldenschen und graubündischen Gebiet. Die Gegenden der gewöhnlichen und fruchtbaren Berge sind in Hinsicht ihrer Beschaffenheit sehr verschieden. Die unterste Gegend an denselben bietet dicke Wälder und fette Wiesen dar; die mittlere besteht aus Alpen und Alpengen, d. i. solchen Gebirgsgegenden, die mit Gras zum Weiden fürs Vieh bewachsen sind; die dritte Gegend besteht aus spitzigen fast unersteiglichen Felsen, die entweder ganz kahl, ohne Erde und Gras, oder mit ewigem Eise und Schnee bedeckt sind. Die mittleren Gegenden oder Alpen werden im Sommer von den sogen. Älplern bewohnt, die ihr Vieh weiden, welches hier wohlriechende, kurze und kräftige Kräuter und vortreffliche Quellen, Flüsse und Bäche findet, die auf den Bergen entspringen. Die Wartung des Viehes auf den Bergen ist den Sennen überlassen, welche die Milch, die But-

ter und Käse sammeln, und den Eigenthümern entweder davon Rechnung ablegen, oder Pacht geben müssen (s. Sennen). Die Gletscher oder Firnen sind entweder die unfruchtbaren Theile der Berge, oder auch solche, die blos aus Schnee und Eis bestehen. Diese Eisgebirge fangen im Canton Glarus an, ziehen sich nach Graubünden, von dort in den Canton Uri und endlich in den Canton Bern hinab. Die Hauptanlage zu einem Eisberge giebt ein Thal, dessen Grund ein Felsen, und dessen Abhang zu klein ist, dem von oben herabkommenden Schnee und Schneewasser freien Abzug zu geben. So entstehen allmählig große Eis- und Schneeklumpen, die das Thal füllen. Bei diesen mannichfachen Abwechselungen der Berge und Thäler giebt es in dem größten Theile der Schweiz die seltensten Naturschauspiele; an mehreren Orten sieht man auf einem kleinen Bezirke alle vier Jahreszeiten auf einmal, und oft tritt man so in die Mitte von Frühling und Sommer, daß man mit einer Hand Schnee, mit der andern Blumen von der Erde aufheben kann. Keiner der hohen Berge ist ohne Wasserfälle, und da man nicht immer mit den Augen ihren Anfang erreichen kann, weil die Berge sich in den Wolken verlieren, so scheint es oft, als ob die Wasserfälle vom Himmel über die Felsen herabkämen. Auch die in der Schweiz befindlichen großen Landseen und Flüsse, durch welche das Land zugleich in Ansehung des Fischfanges große Vortheile hat, bei denen es aber allerdings auffällt, daß kein einziger schiffbarer Strom vorhanden ist, bilden zum Theil schöne, mahlerische Gegenden, und gewähren dem Auge die reizendsten Aussichten. Der Züricher See ist einer der größten in der Schweiz, zehn Stunden lang und eine breit; der Genfer See, dessen Länge 20 und dessen Breite 5 — 6 Stunden beträgt, der Neuenburger und der vier Waldstädter See sind wegen ihrer herrlichen Gegenden berühmt. Von den Flüssen, unter denen der Rhein, die Reuß oder Rüß, die Rhone und der Tessino die vorzüglichsten sind, sind die ersten beiden besonders merkwürdig: der Rhein nämlich durch seinen dreimaligen Rheinfall (s. Rheinfall), die Reuß durch die im Canton Uri, 2 Stunden von Gestinen, über diesen Strom führende Brücke, die Teufelsbrücke heißt. Sie befindet sich zwischen zwei Bergen, und unter ihr läuft dieser Fluß in einer Tiefe von ungefähr 70 Fuß mit dem größten Geräusche hindurch. An den Bergen sind übrigens die vortrefflichsten Quellen, auch heiße und kalte heilsame Bäder und Gesundbrunnen. Im Thurgau, einem Theile des Züricher, Baseler, Schafhauser, Berner, Solothurner und Freiburger Gebiets, ist dies alles anders; denn obgleich auch hier Berge sind, so ist doch dieser kleinere Theil der Schweiz weit ebener, und man findet hier keine Alpen, keine Wasserfälle, wenige Bäume und im Sommer weder Eis noch Schnee. — Übrigens sind die Berge fast allenthalben unten mit Äckern, Wiesen, Weinbergen und Bäumen besetzt, auch die Felsen, wenn auch mit Steinen bedeckt, sind dennoch fruchtbar. Die Schweiz hat einen Schatz von Mineralien, besonders Kalk und thonartige Erden, Schieferstein, schwarzen, grauen und braunrothen Marmor, Porphyr, Alabaster (vorzüglich in Wallis), ferner Spath, Quarze, Crystalle (bisweilen von 7 bis 8 Centner), Torferde, Steinkohlen rc., auch Silber, Kupfer und Eisenerden sind vorhanden; Goldkörner findet man in Flüssen. An Gewächsen ist die Schweiz vorzüglich reich; der Weinbau ist bedeutend, und der Handel damit nach Frankreich, Hol-

land, England, Schwaben sehr groß. Baumfrüchte giebt es viel; das Getraide aber, wofür das viele Milchvieh ein Hinderniß ist, reicht nicht zu. Das Hauptnahrungsmittel der Einwohner ist die Viehzucht, wozu freilich die herrliche Weide in den Thälern und auf den Alpen das meiste beiträgt. Die Milch, besonders die Schweizerkäse, sind bekannt und berühmt, und der Handel mit dem letztern nach Deutschland, Frankreich und Italien ist äußerst stark. Von wilden Thieren sind bemerkenswerth: die Gemsen (wovon ein Theil, die Grattiere, welche kleiner sind, sich auf den höchsten unzugänglichsten Bergen aufhält; der andere Theil, die eigentlichen Gemsen, welche etwas größer sind, hingegen mehr in Gebüschen und Wäldern); ferner die Murmelthiere und Lämmergeier. Was Fabriken und Manufacturen betrifft, so sind die Schweizer Leinwand, Garne, baumwollenen Gewebe, weßhalb St. Gallen ganz vorzüglich berühmt ist, und die Seidenbandfabriken in Basel, die vordem jährlich drei Millionen Gulden eintrugen, zu bemerken. Der Schweizer Eidgnossenbund ist nach den Bestimmungen des Wiener Congresses und nach dem Bundesvertrage der 22 Cantone, Zürich d. 7. Aug. 1815, ein Föderativstaat von 22 Republiken, welche in Ansehung ihrer innern Verwaltung ganz unabhängig von einander sind. Diese 22 Schweizer Cantone enthalten dermalen, so wie ihre Gränzen durch die Generalacte des Wiener Congresses (Art. 74 — 84) bestimmt worden sind, überhaupt ein Areal von 872$\frac{3}{5}$ Quadratmeilen, mit 1,728,126 Einwohnern, wovon $\frac{2}{3}$ Protestanten und $\frac{1}{3}$ Katholiken sind, nämlich: Zürich, 45 □ M. 182,123 E. Bern, 173 □ M. 291,000 E. Luzern 36 □ M. 86,700 E. Uri, 24 □ M. 14,000 E. Schwyz, 22 □ M. 28,900 E. Unterwalden 12$\frac{1}{2}$ □ M. 21,200 E. Glarus, 21$\frac{1}{3}$ □ M. 26,575 E. Zug 5$\frac{1}{2}$ □ M. 14,300 E. Freiburg, 23 □ M. 67,814 E. Solothurn, 23 □ M. 47,883 E. Basel, 12$\frac{1}{6}$ □ M. 45,900 E. Schafhausen 8 □ M. 30,000 E. Appenzell, 10$\frac{1}{2}$ □ M. 55,000 E. St. Gallen, 40 □ M. 130,300 E. Bündten, 149 □. M. 73,200 E. Aargau, 36 □ M. 143,960 E., Thurgau, 16$\frac{1}{2}$ □ M. 78533 E. Tessin 53$\frac{1}{2}$ □ M. 88,793 Einw. Waadt, 70 □ M. 145,245. Einw. Wallis, 92 □ M. 62,809 E. Neufchatel, 15 □ M. 49,722 E. Genf, 4$\frac{1}{2}$ □ M. 44,000 E. Die ewige Neutralität des Bundes wurde von allen Mächten im Pariser Frieden vom 20sten November 1815 förmlich anerkannt, und von Portugal den 2ten Mai 1818. Die deutsche Sprache ist fast dem ganzen Lande gemein, mit Ausnahme des Waadtlandes, Genfs und Neufchatels, nebst einem Theile der Cantone Wallis und Freiburg, wo man französisch redet. Italienisch wird nur in einem Theile von Graubündten und im Tessino gesprochen; romanisch spricht man an den Quellen des Rheins; ladinisch am Inn. Die Schweiz hat 1815 ihre Integrität mit Ausnahme der Stadt Mühlhausen und des Veltlins wieder erhalten. Das Frickthal nebst den Städten Lauffenburg und Rheinfelden, welche Österreich gehörten, sind mit dem Cantons Aargau vereinigt worden. Gersau (Europa's kleinste, 500 Jahr alte Republik, mit 1294 Einwohnern, meistens Seidenfabrikanten, in 160 Häusern) wurde wiederum, nach der Wiener Congreßacte und nach der Entscheidung der Tagsatzung, ein Theil des Cantons Schwyz. Frankreich hat 1815 dem Canton Genf einige Örter im Lande Gex, und der König von Sardinien die Stadt Carouge und einige Dörfer links am See und an der Rhone abgetreten. Auch ist die Festung Hüningen im Elsaß, Ba-

sel gegenüber, geschleift worden. Die Tagsatzung, welche die Gesandten der Cantone bilden, und welche die ihr von den souveränen Cantonen übertragenen Angelegenheiten des Bundes besorgt, z. B. Kriegs- und Friedensbeschlüsse, Handels- und andere Verträge mit auswärtigen Staaten, das Bundesheerwesen u. s. w. *), wird alle 2 Jahre abwechselnd in Zürich, Bern und Luzern unter dem Vorsitz des Cantonschuldheißen gehalten, welcher dann den Titel eines Landammans der Schweiz annimmt. Jene drei Cantone heißen daher Vororte. Jeder Canton hat auf der Tagsatzung eine Stimme. Die Bundeseinkünfte aus den Beiträgen der einzelnen Cantone betragen ungefähr 4,300,000 Gld. Die Staatsschuld: 3,118,330 Franken. Das Bundesheer wurde d. 5. Aug. 1816 auf 67,516 M., wovon die Hälfte Reserve ist, festgesetzt. Jeder Canton regiert sich selbst nach eigenen Gesetzen, entweder durch den großen Rath, welcher die gesetzgebende, und den kleinen Rath, welcher die vollziehende Gewalt hat, oder durch die Landesgemeine und den Landrath. In Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus ist die Verfassung ganz demokratisch, in den übrigen aus Demokratie und Aristokratie gemischt, im Ganzen aber sehr milde. Gleichwohl wandern viele Schweizer nach Nordamerika aus. In Bern hat sich deshalb eine Gesellschaft Actionäre gebildet, und der Canton Freiburg sendet jetzt eine Colonie katholischer Schweizer nach Brasilien. Die Literatur der Schweizer ist ein Zweig der deutschen; die der Genfer, des Waadtlandes und Neuenburgs ein Zweig der französischen. Basel besitzt eine Universität. Die Akademien zu Bern und Zürich haben wissenschaftliche Sammlungen. Luzern, Winterthur, Zofingen u. a. Städte haben Bibliotheken, Kunst- und Naturaliensammlungen. Durch Thätigkeit zeichnen sich mehrere gelehrte Gesellschaften aus, besonders die naturhistorische. Berühmt sind Pestalozzi's Schulanstalt zu Iferten (s. Pestalozzi u. Yverdün); Fellenbergs (s. d. A.) landwirthschaftliche Erziehungsanstalt zu Hofwyl. Über die Geschichte der Schweiz ist Johannes von Müllers Werk classisch; Glutz-Blozheim hat es fortgesetzt vom Tode des Bürgermeisters Waldmann bis zum ewigen Frieden mit Frankreich (1516). Über die alte Geschichte des Landes s. Hallers histor. und topographische Darstellung von Helvetien unter der römischen Herrschaft, 2 Thle. mit Kupf. u. Kart. 2te Aufl. Bern 1818. Über das schweizerische Staatsrecht ist Usteri's Handbuch auch in statistischer Hinsicht wichtig. Damit verbinde man den helvetischen Almanach. Reisenden sind vorzüglich zu empfehlen: (Heidbeggers) Handb. für Reisende in der Schweiz, 4te Aufl. mit 1 Karte, Zürich 1818, und Ebels Handb. deutsch und franz. (Manuel du Voyageur en Suisse, par J. C. Ebel, Zürich 1818. 3 vol. Der kostbare Weiß'sche Atlas erstreckt sich nicht über die ganze Schweiz. Weilands milit. topogr. Atlas der Schweiz in 24 Sect. (Weimar 1817) kann mit des Erzh. Carl Geschichte des Feldzugs von 1799 in Deutschland und in der Schweiz (Wien 1819) verglichen werden. S. die besonderen Art. Basel, Bern, Genf, Luzern, Neufchatel, Chaux de Fonds, Waadtland, Zürich u. a. m.

*) So unterhandelte 1819 der Hof von Rio Janeiro mit ihr über eine Militärcapitulation, nach welcher einige Regimenter Schweizer in portugiesische Dienste traten, und die blos in Europa und Amerika, doch nie gegen ihr Vaterland dienen, und von welchen die Reformirten freie Religionsübung haben sollen.

Schweizer (Anton), Capellmeister in Gotha, geboren zu Coburg 1737, studirte die Composition bei Kleinknecht in Bayreuth, vollendete seine künstlerische Bildung in Italien, stand nachher in weimarischen, zuletzt in gothaischen Diensten, und starb den 23sten November 1787. Durch seine Compositionen fürs Theater: Elysium, ein musikalisches Drama 1774, die Dorfgalla 1777, Alceste, eine ernsthafte Oper von Wieland 1774, ꝛc. hat er sich als einen vorzüglichen Meister in der Kunst des musikalischen Ausdrucks gezeigt.

Schwenkfeldianer heißt eine aus der protestantischen Kirche hervorgegangene Secte, nach ihrem Stifter, Caspar Schwenkfeld von Ossing. Dieser schlesische Edelmann, geboren 1490, ein lebhafter, scharfsinniger Kopf, ergriff in der Epoche der Reformation die evangelische Lehre mit großem Eifer, sonderte sich aber durch seine mystische Ansicht vom Abendmahle, worin Essen und Trinken ihm Sinnbilder der Zueignung des Geistes Christi waren, von der Menschheit Christi, die er nicht als Creatur, sondern als einen Bestandtheil der Dreieinigkeit betrachtete, und von der Kirchenlehre und Verfassung überhaupt, worin er keine positiven Satzungen und willkührliche Übungen dulden, eine vollkommnere Reinigkeit des Wandels herstellen und nur ein Christenthum des innern Sinnes und der fortwährenden göttlichen Eingebung zulassen wollte, von den Lutherischen ab. Nach seinem in der Verbannung zu Ulm 1561 erfolgten Tode bildeten sich zuerst in Schlesien besondere Gemeinen, die seinen Behauptungen folgten und eine strengere Kirchenzucht unter sich einführten, nach harten Verfolgungen aber eine Zuflucht in Nordamerika fanden, wo sie in Maryland, Berks und in Philadelphia selbst noch jetzt geschlossene Gemeinen, eigene Geistliche und Bethäuser haben, und wegen ihrer Arbeitsamkeit, Frugalität und Rechtlichkeit gerühmt werden. Geheime Anhänger Schwenkfelds, die seine Schriften lesen, giebt es auch noch in Schlesien, doch halten sie sich äußerlich zu den Lutheranern. E.

Schwere. In der Anziehung jedes Körpers als Masse zum Mittelpunkte der Erde ist seine Schwere bedingt. Vermöge derselben drückt er auf jede Unterlage, die diese Anziehung stört oder aufheben will und das um so stärker, je größer seine Masse selbst ist. Hält man einen Körper durch einen Faden ab, seiner Schwere nach der Erde hin zu folgen, so spannt sich dieser Faden senkrecht und zeigt die Richtung der Schwere in einer Linie an. Mehrere solcher Linien neben einander, wenn sie alle nach der Mitte der Erde, als Kugel angenommen, hie und dort zusammenlaufen, können also eigentlich nicht parallel gehen, obgleich sie es bei einer geringen gegenseitigen Entfernung zu seyn scheinen. Von der Schwere, als wirkender Ursache, ist das absolute Gewicht oder die absolute Schwere wohl zu unterscheiden, wodurch der Druck bezeichnet wird, den jeder bestimmte Körper auf seine Unterlage ausübt, der mit den Quantitäten der Masse ab- und zunimmt, und durch Vergleich mit Gewichten (s. d. Art) gefunden wird. Specifische Schwere oder Gewicht drückt das Verhältniß des absoluten Gewichts zum Umfange der Masse aus, oder was dasselbe ist, die Dichtigkeit. Denn diese wächst mit der Abnahme der Porosität; es hat demnach jeder weniger poröse Körper eine größere Menge wirklicher Masse in ein kleineres Volum vereinigt, und da mit diesen Massentheilen das absolute Gewicht wächst, so wächst auch das Verhältniß desselben gegen den Umfang. Es verhalten sich überhaupt die specifischen Gewichte bei gleichen

Massen umgekehrt wie die Volumina; bei ungleichen Massen aber ist das Verhältniß der specifischen Schwere zusammengesetzt aus dem geraden der Gewichte (Massen) und dem verkehrten der Räume. Das specifische Gewicht der Körper zu finden, dient das Aräometer. F.

Schwere (Allgemeine), s. Gravitation.

Schwerin (Curt Christoph, Graf von), königlich preußischer Generalfeldmarschall. Dieser in der Kriegsgeschichte Preußens unsterblich gewordene Held war 1684 in Schwedisch-Pommern geboren, empfing eine sorgfältige, wissenschaftliche Erziehung und studirte zu Leyden, Greifswalde und Rostock. Er trat 1700 als Fähndrich in holländische Kriegsdienste. In dem Regimente, dessen Chef sein Oheim war, stand sein älterer Bruder als Obrist-Lieutenant. Dieser, der Schwerins Wahl mißbilligte, suchte ihm den Militärdienst auf jede Weise zu verleiden. Aber aller Druck erschütterte seinen Entschluß nicht, sondern diente nur dazu, seine Kräfte noch tüchtiger und vollkommener zu entwickeln. Der damalige Krieg, in welchem unter Eugen und Marlborough auch die holländischen Kriegsvölker gegen die französische Macht kämpften, ward für Schwerin eine erwünschte Schule der militärischen Bildung. Er wohnte den Schlachten von Ramillies und Malplaquet, so wie dem Angriff des Schellenbergs, wo sein Bruder fiel, bei, und wurde 1705 Hauptmann. Dennoch trat er 1706 aus den holländischen in herzoglich meklenburgische Dienste, wurde 1708 Obristter und 1711 mit geheimen Aufträgen an Carl XII. nach Bender geschickt, wo er sich ein volles Jahr aufhielt. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn der Herzog zum Brigadier; 1718 wurde er Generalmajor. Als solcher schlug er, indem er alle Schwierigkeiten seiner Lage und seiner Verhältnisse zu überwinden wußte, 1719 bei Walsmölen mit 12,000 Mann die kaiserliche Commissionsarmee von 13,000 Mann hannöverischer Truppen, welche die Streitigkeiten zwischen dem Herzog und seinen Landständen beilegen sollte. Als aber der Herzog sein Heer bedeutend verringerte und zu gleicher Zeit Vorpommern an Preußen fiel, trat Schwerin, dessen Güter in dieser Landschaft lagen, in preußische Dienste. Friedrich Wilhelm I. schickte ihn als Gesandten nach Warschau, um dort die thornischen Unruhen zum Besten der Evangelischen beizulegen. Schwerin vollzog diesen Auftrag glücklich, ward 1720 Generalmajor und erhielt 1722 das Schwendische Regiment. 1730 wurde er Gouverneur von Peiz, und 1731 Generallieutenant und Ritter des schwarzen Adlerordens. In dieser Eigenschaft rückte er 1733 ins Meklenburgsche, und vertrieb daraus die hannöverischen Truppen, die der oben erwähnten Ursache wegen noch immer im Lande waren. Auch bei dieser Unternehmung zeigte er eben so viel Vorsicht als Scharfblick und Feldherrntalent, und befestigte sich dadurch noch mehr in der Gunst und dem Vertrauen seines Königs. Dieser zog ihn nicht nur in den geheimen Rath, wenn militärische Angelegenheiten verhandelt wurden, sondern machte ihn auch zum Theilnehmer seiner Reisen und Vergnügungen. 1739 wurde Schwerin zum General en Chef der preußischen Infanterie ernannt, die letzte Ehre, womit Friedrich Wilhelms Erkenntlichkeit ihn zu belohnen suchte. Friedrich II. kannte Schwerins Werth; er schätzte in ihm einen Feldherrn voll Erfahrungen,

die ihm selbst noch abgingen, und noch im Jul. 1740 erhob er ihn zum Generalfeldmarschall, nachdem er ihm und seinem Bruder die Grafenwürde ertheilt hatte. Noch in demselben Jahre führte der erste schlesische Krieg das preußische Heer ins Feld. Vor der Eröffnung desselben berief der König seinen Feldmarschall nach Rheinsberg, um mit ihm die Operationsplane zu verabreden. Hier hatte Schwerin ein würdiges Feld für sein Genie gefunden. Unter seinem Oberbefehl sammelte sich ein Heer bei Crossen, und brach, sobald der König sich an die Spitze gestellt hatte, trotz der ungünstigen Jahreszeit in Schlesien ein. Im Anfang des Januars 1741 war ganz Nordschlesien mit Ausnahme von Glogau erobert, und Friedrich zog mit Schwerin in Breslau ein. Letzterer führte darauf den rechten Flügel des Heeres bis nach Neiße, drängte den feindlichen General Brown bis nach Troppau und Grätz und zwang ihn bald zum gänzlichen Rückzug nach Mähren. Er nahm ferner Besitz von dem größten Theile von Oberschlesien und dehnte sein Heer über Oberberg und Teschen bis tief nach Mähren aus. In kurzem war ganz Schlesien bis auf Neiße und Brieg in preußischen Händen. Inzwischen hatte sich unter Neuperg ein österreichisches Heer in Mähren gesammelt und war bis Molwitz vorgerückt. Am 10ten August 1741 kam es zur Schlacht. Noch war die Schlachtordnung nicht vollendet, als Friedrich auf Kanonenschußweite gegen den linken Flügel anrückte. Ein kühner Angriff der Österreicher brachte des Königs Reiterei in Unordnung, nur die Ausdauer der Grenadiere konnte retten. Schwerin focht im Mittelpunkt an der Spitze des Fußvolks mit unerschütterlichem Muth und dem festen Vorsatz, alles zu wagen für die Ehre der preußischen Waffen und ihnen für immer den Sieg zuzuwenden. Schon zweimal verwundet führte er seine Bataillone in geradem Anmarsch, trotz der gegenüberstehenden Batterien und des scharfen Kleingewehrfeuers, gegen den Feind an. Fünf Stunden währte der Kampf und schon verzweifelte Friedrich an dem Sieg, als um 7 Uhr Abends das österreichische Heer in Unordnung durch Molwitz floh. Die Schlacht war entschieden. Schwerin verfolgte mit der Reiterei den Feind, der erst tief in Mähren Ruhe fand. Der Fall von Brieg, so wie die Besetzung von Breslau durch Schwerin folgten schnell auf diesen Sieg. Seine Gesundheit wieder herzustellen, begab sich Schwerin in das Bad zu Aachen. Im October desselben Jahres ernannte ihn der König zum Gouverneur der Festungen Brieg und Neiße. Der Friede, der dem nächsten Feldzuge schon im Junius ein Ende gemacht hatte, war nur von kurzer Dauer. 1744 begann Friedrich den zweiten schlesischen Krieg. Während der König selbst einen Theil seines Heeres durch Sachsen und die Lausitz nach Böhmen führte, rückte Schwerin aus Schlesien durch die Grafschaft Glatz ebenfalls in Böhmen ein. Vor Prag trafen beide zusammen und unternahmen sogleich dessen Belagerung. Auf Schwerins Angabe wurde der Ziskaberg mit Sturm genommen; am 16ten September unterzeichnete er die Capitulation wegen Übergabe der Stadt, und zog in Prag ein. Fast ganz Böhmen ward unterworfen. Aber Frankreichs Eifersucht zwang die Preußen, ihre Eroberungen aufzugeben und sich zurückzuziehen. Von einem überlegenen Feinde, der klüglich jeder Hauptschlacht auswich, verfolgt und unablässig beunruhigt, geschah dieser Rückzug nicht

ohne großen Verlust, aber auch nicht ohne großen Ruhm für die Anführer, die ihn dennoch bewerkstelligten. Schwerins Unerschrockenheit und Klugheit hatten einen Hauptantheil an dem glücklichen Gelingen. Die Beschwerden dieses Rückzugs hatten seine Gesundheit so erschüttert, daß er im December das Heer verließ und an den folgenden Ereignissen keinen Theil nehmen konnte. Aber rüstig und neugestärkt stand beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges Schwerin an der Spitze des dritten preußischen Heers, das von Schlesien aus die Österreicher beobachten sollte. Nach der Lowositzer Schlacht drang er in Böhmen ein, um die Vereinigung Piccolomini's und Browns zu verhindern. Er erreichte diesen Zweck vollkommen, gewann den Österreichern mehrere Vortheile ab, und zog sich ohne Verlust in die Winterquartiere nach Schlesien zurück, da Friedrich erst im nächsten Jahre etwas Entscheidendes in Böhmen ausführen wollte. Frühzeitig ward der folgende Feldzug eröffnet. Schwerin befehligte ein zahlreiches Heer, mit dem er schon den 18ten April in fünf Colonnen in Böhmen einrückte. Der feurige Muth des ungeschwächten Greises beseelte Alle. An allen Orten, besonders bei Trautenau, Reichenberg und Jungbunzlau, wurden die Österreicher zurückgedrängt und ihre reichen Magazine erobert. Die wichtigen Posten Benatek, Altbunzlau und Brandeis wurden genommen, und bei letzterm Orte der Übergang über die Elbe bewerkstelligt. Der König und Fürst Moritz von Anhalt waren indessen von Sachsen aus auf Prag gerückt und vereinigten sich unweit Brosiß mit dem Schwerinschen Heere. Die Österreicher hatten eine feste Stellung auf den Bergen jenseit der Stadt genommen. Mit Anbruch des 6ten Mai 1757 besichtigten Friedrich, Schwerin und Winterfeld die Stellung des Feindes und beschlossen den Angriff, der nur auf dem feindlichen rechten Flügel geschehen konnte. Aber auch hier war er mit den äußersten Gefahren und Beschwerden verknüpft. Der österreichische General Brown hatte seine Reiterei verstärkt, so daß sie die preußische zu überflügeln drohte, die Infanterie aber mußte auf schmalen Fußwegen fast Mann für Mann die Höhen hinaufsteigen und wurde, wenn sie diese Schwierigkeit überwunden hatte und sich aufstellen wollte, von einem mörderischen Kartätschenfeuer niedergeschmettert. Dieser augenscheinlichsten Gefahren nicht achtend, hielt Schwerin vor den engen Wegen, feuerte die heranrückenden Soldaten an, und stellte die Ordnung der Bataillone wieder her. Aber auch sein heldenmüthiges Beispiel schien nicht mehr wirken zu wollen; das zweite Bataillon seines eignen Regiments fängt an zu wanken, und die Unordnung droht allgemeiner zu werden. In diesem entscheidenden Augenblick ergreift der greise Krieger voll edler Begeisterung selbst die Fahne und ruft seinen Cameraden zu, ihm zu folgen. Sie gehorchen und bringen ihrem Feldherrn mit festem Schritte nach. Aber kaum ist dieser zwölf Schritte vorgerückt, als er von vier Kartätschenkugeln entseelt niedergestreckt wird. Mit seinem Blute ward der Sieg erkauft. Wohl kein andrer preußischer Held des siebenjährigen Krieges ward so allgemein betrauert als er, und noch jetzt ist sein Name in dem Munde jedes deutschen Kriegers. Volksgesänge bringen ihn auf den Enkel und mit dem Andenken an die Prager Schlacht wird Schwerins Name stets fortleben. Friedrichs Thränen ehrten den gefallenen Helden; später aber ließ der dankbare Monarch sein Bild aus Marmor auf

dem Wilhelmsplatz in Berlin aufrichten. Schwerin verband mit unerschütterlichem Muth und scharfem richtigen Blick eine Milde und Freundlichkeit, die ihm nicht nur die Hochachtung, sondern auch die Liebe seiner Untergebenen erwarb, und einen echt religiösen Sinn, der ihn zum Vorbilde und Vater seiner Soldaten machte; dabei besaß er umfassende und gründliche Kenntnisse. Er war der lateinischen, französischen und italienischen Sprache mächtig, schrieb selbst eine Kriegskunst und verfaßte mehrere religiöse Lieder. Von seinen Talenten als Staatsmann zeugen seine öftern Gesandtschaften, von seinen Talenten als Feldherr aber seine ganze kriegerische Laufbahn bis an seinen Tod.

Schwerin, ein Fürstenthum im Großherzogthume Meklenburg-Schwerin (vergl. Meklenburg), zu dem es gehört, ist ungefähr 4 bis 5 Meilen lang und 2 bis 3 Meilen breit, hat fruchtbare und schöne Gegenden, aber auch sehr viel Sand und Tannenwälder. Übrigens enthält es nur 3 Städte, nämlich Bützow, Warin und Schelfe, 6 Ämter, ein evangelisches Fräuleinstift, Rühn, und ungefähr 27,000 Einwohner. Bützow, die Hauptstadt, liegt in einer sehr angenehmen Gegend an der Warnow, die hier die Nebel aufnimmt, ist wohl gebauet, und hat eine Spielkartenfabrik, 400 Häuser und 3100 Einwohner, welche Handel mit Korn und Vieh treiben. Es ist hier auch der Sitz eines Criminalcollegiums, und eines großherzoglichen Amts. Früherhin war hier eine Universität, die 1788 mit der zu Rostock vereinigt und dorthin verlegt wurde. Dieses Fürstenthum, welches mit dem eigentlichen Herzogthume Meklenburg-Schwerin nicht zu verwechseln ist, ward 1648, bis wohin es ein Bisthum gewesen war, säcularisirt, und als ein weltliches Reichsfürstenthum dem Herzoge zu seiner Entschädigung für die damals an Schweden abgetretene Herrschaft Wismar übergeben. Das Fürstenthum Schwerin hat keine solche landständische Verfassung, wie die Herzogthümer Meklenburg-Schwerin und Meklenburg-Güstrow nebst der Herrschaft Rostock sie haben, sondern ist, so wie Wismar, ohne durch Stände repräsentirt zu werden, dem Großherzoge unterworfen. Die Einwohner dieses Landes sind größtentheils lutherisch, doch giebt es auch viele Reformirte, besonders französischer Herkunft.

Schwerin ist die Haupt- und Residenzstadt nicht blos des eigentlichen Herzogthums Meklenburg-Schwerin, sondern auch des ganzen Großherzogthums dieses Namens und liegt in einer sehr angenehmen Gegend, an einem großen und fischreichen, nach ihr benannten See. Das herzogliche Residenzschloß, von gothischer Bauart, liegt auf einer Insel dieses Sees, und hängt mit der Stadt durch eine Zugbrücke zusammen. Die vortreffliche Gemähldegallerie, das Münz- und Alterthümercabinet und der schöne Lustgarten, welcher aber während des Krieges von 1813 gelitten hat, sind sehenswerth. Die Stadt selbst ist sehr gut gebauet, hat beträchtlichen Handel und, mit der Neustadt oder der Schelfe, 1100 Häuser und 10,000 Einwohner. Sie ist zugleich der Sitz des Geheimenrathscollegiums, der großherzoglichen Regierung und Lehnkammer, des Kriegscollegiums, einer Justizkanzlei, eines Kammercollegiums, der Reluitions- und Rentkammer, und anderer Behörden. Die Neustadt oder Schelfe ist eigentlich eine Stadt für sich, gehört zum Fürstenthum Schwerin, und hat auch ihren be-

sondern Magistrat. Sie hängt aber mit Schwerin so genau zusammen, daß sie beide gemeiniglich als eine Stadt betrachtet werden. Die Schelfe hat etwa 3500 Einwohner, welche eine Tuchfabrik, die 125 Menschen beschäftigt, und drei Tabacksfabriken unterhalten. In beiden Städten sind noch zu bemerken: die Domkirche und Domschule auf der Schelfe, die Neustädter und die Schloßkirche, welche sämmtlich den Lutheranern gehören. Die Catholiken haben in Schwerin gleichfalls eine sehr schöne Kirche, und zwei Prediger. Die Reformirten feiern ihren Gottesdienst aber in Privathäusern, wozu ein Prediger aus Bützow alle Vierteljahr hinkommen muß. Die Juden haben hingegen eine bedeutende Synagoge.

Schwert heißt beim Schiffbau das Zubehör des davon auch benannten Schiffs, das an jeder Seite desselben (gleichsam wie ein Degen, den man an der Seite trägt) hängt, und aus verschiedenen starken mit Eisen verbundenen Planken, beinahe wie eine Schuhsohle, zusammengesetzt ist. Es wird dasselbe, wenn man dicht an den Wind segelt, an der unter dem Winde liegenden Seite senkrecht ins Wasser gelassen, um das Abtreiben des Schiffs zu verhüten, oder doch zu vermindern. Dies Werkzeug ist besonders bei den Holländern sehr gebräuchlich.

Schwertmage oder Schwertmagen (altdeutsch) heißt ein Verwandter von väterlicher Seite (Agnate), hingegen **Spillmage** oder **Spindelmagen** ein Verwandter mütterlicher Seite (Cognate). **Mage** oder **Magen** überhaupt nannte man einen Verwandten, **Magenschaft**, Verwandtschaft, in entfernterer Bedeutung auch Gesellschaft. **Schwertlehen** ist gleichbedeutend mit Mannlehen, und **Schwerttheil** heißt das Erbtheil eines männlichen Verwandten.

Schwimmen. Ein Körper, der eigenthümlich leichter als das Wasser ist, wird, wenn man ihn mit Gewalt unter das Wasser taucht, in die Höhe gehoben und genöthigt, auf dem Wasser zu schwimmen; aber dennoch bleibt er, wenn er auch schwimmt, mit einem Theile unter dem Wasser, das sein unterer Theil aus dem Orte vertreibt und das so viel wiegt, als er selbst. Auch eigenthümlich schwere Körper schwimmen im Wasser, wenn sie entweder ausgehöhlt, oder mit andern leichten Körpern verbunden sind. So schwimmen Kähne von Blech, wenn sie nur so gemacht sind, daß sie, wenn man sie bis an den Rand ins Wasser taucht, eine Menge Wasser aus ihrem Orte vertreiben, das schwerer als sie ist. Menschen und Thiere sind nur sehr wenig schwerer als Wasser, öfters etwas leichter, daher kommt es, daß Menschen, wenn sie ertrinken, meistentheils zu Grunde gehen, nach einiger Zeit aber, wenn ihre Theile durch die Fäulniß sehr aufgeblasen und gespannt sind, oben wieder zum Vorschein kommen und schwimmen. Menschen und Thiere, wenn sie sich lebend auf dem Wasser erhalten wollen, drücken durch Schlagen und Stoßen das Wasser unter sich stärker zusammen, damit es sie stärker hebe, als ruhiges Wasser; indessen hat selbst die Natur das Thier geschickter zum Schwimmen als den Menschen gemacht, denn sie hat ihm vier Füße und einen etwas langen zurückgebogenen Hals gegeben, den Kopf aber, im Verhältnisse zu dem übrigen Körper, viel leichter gemacht, als bei dem Menschen. Diejenigen, welche nicht schwimmen können, binden sich einige mit Luft angefüllte Blasen

um den Leib, oder ziehen Schwimmkleider an, die mit Kork gefüttert sind, ehe sie sich dem Wasser anvertrauen. Hiehin gehört auch der von Franz Keßler erfundene Schwimmgürtel oder Luftgürtel, ein lederner, mit Luft angefüllter Gürtel, der um den Leib gelegt wird. Dergleichen Hülfsmittel sind zwar zureichend, können aber dennoch, wenn man nicht geschickt genug ist, sich selbst zu helfen, nicht verhindern, daß man nicht zuweilen im Wasser umschlage, mit dem Kopfe unter dasselbe komme und ertrinke. Daher ist die Kunst zu schwimmen gewiß eine der nützlichsten; denn die meisten Menschen verunglücken im Wasser aus Mangel derselben und aus Bestürzung. Indessen verdient noch angemerkt zu werden, daß man Menschen, die im Begriffe sind, zu ertrinken, so lange sie sich im Wasser befinden, mit einer sehr kleinen Kraft in die Höhe ziehen und retten kann. Die Fische haben von Natur, um sich im Wasser zu erheben, eine doppelte mit Luft angefüllte Blase erhalten, die sie ausdehnen und zusammenziehen können. Im ersten Falle wird der Umfang des Fisches vermehrt und er steigt in die Höhe, im zweiten Fall vermindert, wodurch er sich im Wasser niederlassen kann; blos denjenigen Fischen, die stets auf dem Boden der Gewässer leben, fehlt diese Blase.

Schwimmende Batterien, s. Batterie und Elliot.

Schwimmvögel, s. Vögel.

Schwindel, ein krankhafter Zufall des Menschen, bei welchem die Gegenstände um ihn her in schwankende oder drehende Bewegung zu gerathen scheinen, wobei ihm verschiedene Farben vor den Augen flimmern, auch alles dunkel und schwarz vor denselben wird, das Gleichgewicht und die Kraft, den Körper aufrecht zu halten, abnehmen, daher die Furcht zu fallen, ein Schwanken, oft ein wirkliches Drehen des Körpers im Kreise, und endlich ein Niederstürzen des Kranken Statt findet. Meistens scheinen vorher einem solchen Menschen dabei verschiedene einzelne Gegenstände doppelt. In höherem Grade der Krankheit entsteht Ekel und Erbrechen, Sausen, Zischen oder sonst unangenehmes Geräusch in den Ohren, und Mangel an Erkennung des Orts, wo der Kranke sich befindet. Bei dem wirklichen Fallen stellt sich auch ein Vergehen aller Sinne, Bewußtlosigkeit mit ein. In diesem Zustande bringen die Kranken verschiedene Zeit zu. Entweder der Schwindel geht in Ohnmacht über, in welcher der Kranke ohne Empfindung, ohne Bewegung, ohne Herz- und Pulsschlag liegt, oder in den Zustand von Schlagfluß, in Epilepsie, oder er geht allmählig wieder ganz vorüber, der Kranke erholt sich, steht wieder auf, und empfindet blos eine Schwäche nach einem solchen Anfalle. Die gemeinschaftliche und wesentliche Ursache dieses Zufalls ist in dem Gehirne, und vorzüglich in dem Theile desselben, von welchem die Nerven des Gesichts und des Gehörs ausgehen und in welchem das Organ des Bewußtseyns ist, also in dem Theile, welcher das gemeinschaftliche Empfindungsorgan (sensorium commune) genannt wird. Nach Marcus Herz (Versuch über den Schwindel, Berlin 1791) ist der Schwindel der Zustand von Verwirrung, in welchem sich die Seele wegen der zu schnellen Folge ihrer Vorstellungen befindet. Sollen nämlich Vorstellungen, von Anschauungen oder von der Phantasie, zu völliger Klarheit kommen, so muß die Thätigkeit der Seele mehr oder weniger bei ihnen verweilen, um sie voll-

ständig fassen zu können. Dann erst ist diese Vorstellung klar geworden, die Seele kann sie anreihen mit andern Vorstellungen, und zur folgenden übergehen, welche sie sich auf gleiche Weise zur Klarheit bringt. Will sich die Seele eine ganze Reihe von Gegenständen klar vorstellen, so muß sie jeden einzeln auf diese Weise anschauen und umfassen, wozu eine gewisse Zeit gehört, welche nach der verschiedenen Fassungskraft der Seele auch verschieden ist. Geschieht die Anschauung der Gegenstände zu schnell nach einander, ohne daß die Seele Zeit hat, jeden gehörig zu fassen, so bleiben die Vorstellungen dunkel, und fließen in ein undeutliches Bild zusammen. So entsteht ein künstlicher Schwindel, wenn man sich schnell in einem Kreise herumdreht, und in schnell auf einander folgender Reihe eine Menge Gegenstände vor die Augen bekommt, deren keiner mehr eine klare Vorstellung in der Seele zurücklassen kann, so daß endlich alles in ein undeutliches Ganzes zusammenschwimmt. Da nun die Function des Geistes an das Organ gebunden ist, so nimmt auch dieses an der Verwirrung Antheil und wird auf eine so widrige Weise afficirt, daß diese drehende Bewegung in der Nachempfindung noch einige Zeit anhält, auch wohl die widrige Einwirkung auf Nerven, mit denen das Hirnorgan in Verbindung steht, namentlich auf den sympathischen, der das Cerebralsystem mit dem Ganglienſystem in Verbindung setzt, sich fortpflanzt, wodurch die Empfindung von Übelbefinden in der Magengegend, von Ekel, zum wirklichen Erbrechen entsteht. Auch das Schwanken in der Bewegung, die Furcht zu fallen und das wirkliche Niederfallen rührt von der unordentlichen Erregung des Hirnorgans her. Das Aufrechthalten des Körpers findet nämlich nur dadurch Statt, daß die von dem Cerebralsystem abhängigen, in ihrer Wirkung einander entgegengesetzten (antagonistischen) Muskeln des Körpers durch den Einfluß des Nervenäthers im Gleichgewicht gehalten werden. Dieses Gleichgewicht wird aber unterbrochen, sobald die regelmäßige Einwirkung von dem Gehirn nach den antagonistischen Muskeln gestört wird, woher denn die unsichere Haltung des Körpers, das Schwanken und endliche Niederfallen desselben von dem unregelmäßigen Zittern der Muskeln, von der Erschlaffung der Streckmuskel entsteht, so daß der Schwerpunkt des Körpers nicht mehr gehörig unterstützt wird, bald auf die eine, bald auf die andere Seite abweicht, und endlich der Mensch, das Gleichgewicht gänzlich verlierend, wirklich niederfallen muß, wenn er nicht einen festen Stützpunkt erfassen kann, durch welchen er im Stande ist, den Schwerpunkt des Körpers wieder in seine Gewalt zu bekommen, oder wenn nicht überhaupt dieser Zustand bald wieder nachläßt. Dies geschieht nun wohl, wenn der Schwindel von einer äußern bald vorübergehenden Ursache herrührt; er kann aber auch von einer innern Ursache entstehen, von innern organischen Einwirkungen. Manche Menschen haben von Natur mehr Anlage zum Schwindel, vornehmlich solche, bei denen das Organ des Bewußtseyns, der Empfindungen und Vorstellungen an eine langsame Function gewöhnt ist, oder eine solche doch seit geraumer Zeit Statt findet, da alsdann eine erzwungene schnellere Folge der Ideen leichter eine unordentliche schnellere Bewegung des Nervenäthers im Gehirne bewirkt. Dies ist z. B. der Fall bei Phlegmatischen, oder auch bei Personen, die wenig an Geistesanstrengung gewöhnt sind, bei alten Personen, bei Schwä-

che und größerer Reizbarkeit des Nervensystems überhaupt, und des Gehirns insbesondere, bei hypochondrischen und hysterischen Personen, auch bei Anhäufung des Blutes im Kopfe. Wo der Schwindel von selbst, d. h. von innern Ursachen entsteht, ist er ein bedeutender Zufall, welcher nicht ohne ärztliche Hülfe darf gelassen werden. Noch nöthiger ist dies, wenn er nicht für sich allein besteht, sondern der Vorbote einer andern bedeutenden Krankheit, z. B. des Schlagflusses ist, oder wenn er von einer Disposition herrührt, welche gefährlich werden kann, oder wenn mehrere theils disponirende, theils Gelegenheit zum Ausbruche gebende Ursachen zusammenwirken. II.

Schwindsucht ist ein langwieriger krankhafter Zustand, in welchem die Kräfte und das Fleisch des Kranken allmählig abnehmen, gleichsam verschwinden. Entsteht diese Abnahme von einem Mangel an Ersatz der Säfte und Lebenskräfte nach dem gewöhnlichen Verbrauch durch das Leben selbst, so können wir diesen Zustand Atrophie benennen; entsteht er von übermäßiger Entziehung der Säfte oder übermäßigem Verbrauch der Kräfte, so geben wir ihm den Namen Abzehrung, worunter die nervöse Abzehrung (tabes nervosa) gehört; entsteht er von einem anhaltenden krankhaften Reiz auf das arterielle System, so ist es Hektik, Zehrfieber; entsteht aber die Schwindsucht von einer innerlichen Vereiterung, welche im Körper selbst einen zu schnellen Verbrauch der Nahrungsstoffe des Blutes durch die unablässige Eitererzeugung, oder auch Schleimabsonderung, und eine Abnahme der Kräfte theils schon dadurch, theils durch ein anhaltendes schleichendes Fieber verursacht, so können wir diesen Zustand Auszehrung benennen, welche dann erst, wenn sie von einem örtlichen Leiden der Lungen herkommt, als Lungensucht zunächst bezeichnet wird. Jeder schwindsüchtige Zustand, in so fern er in einem Fehler der Lunge gegründet ist, wird oft auch vorzüglich mit dem Namen Schwindsucht belegt, besonders dann, wenn noch keine deutliche Eitererzeugung und kein Auswurf vorhanden sind. Eben so wird oft die Benennung Phthisis und Hektik gebraucht, wenn man nur noch ein allgemeineres Leiden, ohne bestimmte Kenntniß des örtlichen Fehlers in der Lunge, andeuten will. Die Atrophie (s. d.) entsteht bei Kindern, und kommt wahrscheinlich nur bis in das zehnte oder zwölfte Jahr vor. Hier ist der Heerd der Krankheit in dem Gekrösdrüsensystem, und sie besteht in einer abnormen Anschwellung und chronischen Entzündung der Gekrösdrüsen, die wohl in den meisten Fällen in Eiterung, Lähmung oder Verhärtung derselben übergeht, wenn sie nicht zeitig genug gehoben und zertheilt wird. Das besondere Symptom ist, daß die Kinder gewöhnlich viel essen, aber doch dabei immer mehr von Kräften und von Fleisch kommen. Nur der Unterleib ist unverhältnißmäßig dick, hoch und elastisch gespannt. Bei dieser Krankheit kommt der Nahrungsstoff wahrscheinlich nur sehr sparsam in das Blut, weil die einsaugenden Milchadern denselben wenig aus den Gedärmen aufnehmen, und in das Blut überführen, auch die entzündeten und geschwollenen Gekrösdrüsen theils diesen Milchsaft nicht aufnehmen und durchführen, theils auch ihre Function an ihm nicht ausüben können (s. d. Art. Assimilation), wodurch also dasjenige, was noch in das Blut kommt, nicht die gehörige Qualität bekommt, sondern als roher mehr fremdartiger Stoff wirkt. Die Abzeh-

rung, Tabes, entsteht nach zu großem Verlust von Blut, oder andern edlen und dem Körper nöthigen Säften, ohne daß diese so schnell wieder ersetzt werden, als es die Aufrechthaltung der Gesundheit erfodert. Eine häufig vorkommende hierhergehörige Art ist die Nervenabzehrung, tabes nervosa. Bei dieser ist die Abmagerung zuerst ohne örtliche Fehler, oft im Anfang ohne Fieber, mit großer Blässe des Gesichts, mit großer Schwäche, besonders in den Schenkeln und Beinen, mit Gefühl von Kriebeln im Rücken und in dem Kreuze hinunter, mit unangenehmen Gefühlen von Ziehen und Spannen im Rucken. Die Verdauung ist dabei schlecht und nimmt immer mehr ab. Der Schlaf ist unruhig und elend; der Kranke fühlt sich nicht davon erquickt. Die Witterung hat auffallenden Einfluß auf ihn; bei feuchter, noch mehr bei warmer und feuchter Luft fühlt er sich schwächer und in allen Stücken übler, weil diese Luft ihn noch mehr erschlafft und schwächt, dagegen trockner Ostwind etwas Erhebung des Nervensystems bewirkt. Dieser Zustand kann lange dauern, ehe Fieber dazu kommt. Das Zehrfieber, die Hektik, beruht allemal auf einer allgemeinen krankhaften Beschaffenheit des Blutsystems, welche nicht stark genug ist, ein kritisches Fieber zu erregen, sondern nur die ruhige Circulation durch ein stetes schleichendes Fieber stört, so daß keine richtige Ernährung des Körpers Statt finden kann. Dieser Zustand wird daher von Abnormität in der Mischung der Säfte (s. d. Art. Cacherie), von einem auf die Nerven des Blutsystems unaufhörlich wirkenden krankhaften Reize verursacht, der eine verborgene Entzündung und ein täglich wiederkehrendes Fieber unterhält. Sie entsteht oft von Verhärtungen in den Eingeweiden, chronischen Entzündungen nach unvollkommenen kritischen Ausleerungen bei Fiebern, bei schlechter Beschaffenheit des Blutes, nach zu schneller Unterdrückung von Hautausschlägen, besonders der Krätze und der Flechten, nach Unterdrückung gewohnter Ausflüsse und Abgänge. Die Auszehrung, Phthisis, entsteht bei der Vereiterung eines innern Theils, wobei der Eiter in zu großer Menge abgesondert wird, deshalb die ernährende Gallerte des Blutes verzehrt, auch die dabei Statt findende Entzündung des Organs sowohl, als die durch Einsaugung des gebildeten Eiters in das Blut veränderte Qualität desselben als Reiz wirkt und ein zehrendes Fieber verursacht. Die Auszehrung entsteht demnach nicht blos von Geschwüren in der Lunge, sondern sie kann auch von dergleichen in der Leber, in den Nieren, und andern Eingeweiden herrühren. Sie entsteht aber am häufigsten von Lungengeschwüren, theils deswegen, weil die Lungen, als ein Organ, das ganz der reproductiven Irritabilität gewidmet ist, eben daher auch am leichtesten in entzündlichen Zustand geräth, theils auch, weil die andern Arten von Schwindsucht meist mit einem Localfehler der Lungen zusammenhängen, und mit einer chronischen Entzündung und Vereiterung derselben endigen.

Schwingung (Vibration, Oscillation), ist jede hin und her gehende Bewegung eines Körpers. Die Bewegungen des Pendels, der gespannten Saiten, Fäden, der Zunge des Wagebalkens, der Luft bei Fortpflanzung des Schalls u. s. w. sind Schwingungen. (Vergl. d. Art. Acustik und Pendel)

Schwulst (im ästhetischen Sinne), nennt man die unrichtige Anwendung des Pathetischen und Erhabenen auf einen niedrigen

und gemeinen Gegenstand. Diese Anwendung läßt sich 1. als blos im Ausdrucke beruhend denken, wenn nämlich gewöhnliche Dinge in Worten und rhetorischen Figuren, die nur einer höhern erhabenern Rede oder Schreibart zukommen, vorgetragen werden, z. B. man wollte in einer gewöhnlichen Rede sagen: es wird Tag! und man drückt dies durch die Worte aus: Schon hebt Aurora ihr Strahlenantlitz aus den Fluthen des Meeres empor. Was übrigens hinsichtlich des Ausdrucks in einer Art der Rede Schwulst seyn kann, ist es nicht in einer andern. Beruht aber 2. der Schwulst in der Beimischung erhabener Begriffe und Vergleichungen zu gemeinen, niedrigen Gegenständen, oder in dem übertreibenden Ausdrucke gewöhnlicher Gedanken, so bleibt er in jeder Art des Vortrags tadelhaft. Z. B. ein Geistlicher sagte in einer Leichenpredigt auf eine Bauerfrau: „Klagt, ihr Eichen im Thale Josaphat, denn die Ceder auf Libanon ist gefallen!" In einer Leichenrede am Sarge einer Königin möchte jene etwas orientalisch schmeckende Apostrophe erträglich gewesen seyn, nur im vorliegenden Fall fiel sie wegen der Beimischung erhabener Gegenstände zu einem sehr gewöhnlichen und niedrigen in das lächerlich Schwülstige. Phöbus (gleichfalls eine Art des Schwulstes) ist die phantastisch-bestandlose Übertreibung des wirklich Pathetischen und Erhabenen. Beispiele von Schwulst jeder Art findet man häufig in englischen, besonders aber in deutschen Dichterwerken aus dem letzten Jahrzehend des achtzehnten, und den beiden ersten Decennien des neunzehnten Jahrhunderts, seltner in den Werken der Griechen und Römer. P. N.

Schwur, s. Eid.

Scio oder Chio, s. Chio.

Scipio Africanus I. (Publius Cornelius), der Ältere. Wenn das Cornelische Geschlecht überhaupt reich an großen Männern war, welche Roms Größe vorzüglich beförderten; so verdient der Besieger des furchtbaren Hannibals unter allen Scipionen, die uns die Geschichte nennt, unstreitig den ersten Rang. Sein Vater, welcher eben denselben Namen führte, hatte zu Anfange des zweiten punischen Krieges zwar unglücklich, aber nicht unrühmlich gegen den verschlagenen Carthaginienser gekämpft. An der blutigen Schlacht am Flusse Ticinus in Oberitalien nahm der junge Scipio in einem Alter von kaum 16 Jahren ehrenvollen Antheil, und soll sogar seinem verwundeten Vater das Leben gerettet haben. Auch der noch blutigern Schlacht bei Cannä wohnte er bei; doch hatte er das Glück, mit den schwachen Trümmern des besiegten Heeres zu entkommen. In Rom bewog er durch seine kühne Entschlossenheit einen Haufen vornehmer Jünglinge, die aus Verzweiflung Italien verlassen wollten, zurückzubleiben und sich dem Vaterlande zu erhalten. Mit gezücktem Dolche trat er unvermuthet in ihre Mitte und drohte mit fürchterlicher Miene, den niederzustoßen, der sich weigern würde, den Eid nachzusprechen, welchen er ihnen vorsagen wollte. Durch diese Kühnheit des hochherzigen Jünglings bestürzt, fügten sich alle in seinen Willen, und halfen Rom von seinem Untergange retten. Auch ließen die Römer seinen hohen Muth nicht ungeehrt. Schon in seinem 20sten Jahre wurde er Ädilis Curulis und wenige Jahre nachher Proconsul in Spanien, um den Angelegenheiten des Staates eine glücklichere Wendung zu geben. Dieses wichtigen Auftrags zeigte er sich bald vollkommen würdig, und wußte nicht nur durch seinen Heldenmuth und Klug-

heit, sondern auch durch seine Gerechtigkeit, und durch sein edles menschenfreundliches Betragen die Feinde zu besiegen. Die erste glückliche Unternehmung von Wichtigkeit war die Eroberung von Carthago Nova, dem vorzüglichsten Waffenplatz der Carthaginienser. Mit ungemeiner Kühnheit griff er von der Wasserseite her, welche fast vertheidigungslos und am leichtesten zu ersteigen war, begleitet von 500 der entschlossensten Soldaten, die zur Zeit der Ebbe durch das niedrige Wasser wateten, die Stadt an, erstürmte ein Thor, und während die übrigen Truppen, welche von der Landseite her kamen, andere Theile der Stadt erstürmten, wurden die Feinde so in Schrecken gesetzt, daß sie sich eilig in die Burg zurückzogen, aber auch diese bald darauf übergaben. Seinem wackern Freunde Lälius überließ er die feste Stadt zur Bewachung, er selbst begab sich wieder in das Lager. Die gefangenen Afrikaner wurden als Sklaven verkauft, die Spanier hingegen in Freiheit gesetzt. Diese Großmuth machte auf die letztern einen sehr günstigen Eindruck, und sie zogen sich von den Carthaginiensern zurück. Noch mehr gewann er in der Achtung und Liebe der kriegerischen Celtiberier, als er die schöne Braut des jungen Fürsten Allucius, die ihm als Gefangene zugeführt worden war, und die auf sein Herz einen großen Eindruck gemacht hatte, sogleich den Ihrigen zurückgab, als er hörte, daß sie schon verlobt sey. Das ansehnliche Lösegeld, welches die entzückten Ältern dem edlen Sieger aufdrangen, schenkte er dem jungen Paare zur Vermehrung ihres Brautschatzes. Aus Dankbarkeit diente nun Allucius mit einer auserlesenen Reiterei unter Scipio, und leistete ihm sehr wichtige Dienste. Im folgenden Jahre griff er, sobald es die Witterung erlaubte, den Asdrubal, Hannibals Bruder, mit solchem Nachdruck und Klugheit an, daß er ihm, ungeachtet seine Stellung sehr vortheilhaft war, eine völlige Niederlage beibrachte, und ihn nöthigte, sich mit dem geschlagenen Heere nach den gebirgigen Gegenden der Pyrenäen zu flüchten. Dadurch verloren die Carthaginienser noch mehr Anhänger in Spanien. Nach jener entscheidenden Schlacht gab Scipio einen neuen Beweis seines Edelmuths. Als er nämlich einen nahen Verwandten des mächtigen Königs Masinissa von Numidien gefangen bekommen hatte, und dieser sehnlich wünschte, in seine Heimath zurückzukehren, entließ er ihn nicht nur sogleich, sondern gab ihm auch noch ansehnliche Geschenke. Diese Gefälligkeit erwarb dem Scipio die Gunst des Numidiers in einem hohen Grade, und gab Veranlassung zu dem vortheilhaften Bündnisse, welches Rom bald darauf mit diesem Fürsten schloß. Den Königstitel, welchen die Spanier dem siegreichen Feldherrn antrugen, schlug er standhaft aus. Die Feinde nicht weiter verfolgend, bemühte er sich jetzt, die noch feindseliggesinnten Völkerschaften in dem mittlern Spanien zu besiegen. Unterdeß hatten die Carthaginienser ein neues Heer gesammelt, welches von Mago und Hanno geführt wurde. Scipio griff sie an, aber erst nach einem mörderischen, langen Kampfe vermochte er, die Feinde zum Weichen zu bringen und sie so zu schlagen, daß der größte Theil von ihnen aufgerieben wurde. Der Überrest, von seinen feigen Führern verlassen, erhielt durch die Vermittlung des Masinissa, den die Treulosigkeit der Carthaginienser erbitterte, einen freien Abzug. Von Spanien aus ging Scipio ganz allein nach Afrika zum Syphax, König von Massylien, um ihn für Rom zu gewinnen, was ihm

auch gelang. Nach seiner Rückkehr züchtigte er einige Städte, welche während seiner Abwesenheit abgefallen waren. Wenige Zeit nachher verfiel er in eine Krankheit, welche ihn dem Tode nahe brachte und deshalb mehrere spanische Völkerschaften bewog, von den Römern wieder abzufallen; selbst zwei Legionen seiner Armee erregten einen Aufruhr. Aber Scipio genas und dämpfte mit vieler Klugheit und Energie die ausgebrochenen Unruhen. Auch erhielt er bald noch durch eine Übereinkunft die wichtige Stadt Gades von den Feinden, die den geschwächten Hannibal in Italien verstärken sollten. So waren die Carthaginienser nun aus ganz Spanien verdrängt, und der größte Theil dieses Landes den Römern unterworfen. Siegreich und im glänzenden Triumph zog der große Feldherr unter dem lautesten Jubel des Volks in Rom ein. Kaum angekommen, bat er den Senat um die Erlaubniß, mit einer Armee nach Afrika gehen zu dürfen, um die Feinde in ihrem eignen, wenig vertheidigten Lande anzugreifen. Umsonst bot der eifersüchtige Fabius Maximus sein Ansehen und seine Beredsamkeit auf, dieses Unternehmen zu verhindern. Scipio erhielt den ehrenvollen Auftrag, mit einer hinlänglichen Anzahl von Truppen und einer Flotte nach Sicilien zu gehen, um von da aus, nach reifer Erwägung der Möglichkeit einer Landung auf den Küsten von Afrika, den entworfenen Plan auszuführen. Er kam glücklich auf der Insel an, und schickte zuerst seinen Freund Lälius mit einer Abtheilung der Flotte und Armee nach dem feindlichen Lande. Dieser überfiel nach seiner Landung das von Truppen fast entblößte Land, eroberte und plünderte mehrere reiche Städte, verwüstete die Felder und gewann den König Masinissa ganz für Scipio's Unternehmen. Mit Beute beladen kehrte er bei der Annäherung der feindlichen Flotte nach Sicilien zurück. Jetzt betrieb Scipio die Zurüstung zu dem wichtigen Zuge mit verdoppelter Thätigkeit und eilte dann mit seinen kampflustigen Kriegern an die afrikanischen Küsten. Seine unvermuthete Ankunft verbreitete in Carthago die größte Bestürzung, da man weder eine schlagfertige Armee, noch einen guten Feldherrn hatte. Der mächtige Syphax wurde indessen wieder gewonnen, und kam mit einem Heer von 60,000 Mann den bedrängten Carthaginiensern zu Hülfe. Aber auch Scipio hatte an Masinissa einen guten Bundesgenossen erhalten. Gegen den Winter waren jedoch die Römer durch die feindliche Übermacht weit zurückgedrängt worden; die Friedensunterhandlungen blieben ohne Erfolg. Daher wurde dem Scipio das Proconsulat in Afrika bis zur Beendigung des Krieges verlängert. Im nächsten Frühlinge nahmen die Angelegenheiten der Römer eine sehr glückliche Wendung. Das Lager des Syphax wurde überfallen und die Armee gänzlich zerstreut; ein gleiches Schicksal hatte Asdrubal. Die Niederlage war schrecklich; nur die Anführer retteten sich mit einigen Begleitern. Nichts desto weniger brachten sie mit bewundernswürdiger Schnelligkeit ein neues Heer zusammen, das aber eben so wenig die siegreichen Waffen des Römers aufzuhalten vermochte. Masinissa vereinigt mit Lälius hatte seinen Todfeind, den Syphax, noch einmal in seinem Lande geschlagen, und ihn selbst gefangen genommen. Die schöne Sophonisbe, Asdrubals Tochter, durch welche Syphax für Carthago gewonnen worden war, wollte der von ihr gefesselte Masinissa zur Gemahlin nehmen. Da aber Scipio dieser verführerischen Frau mißtraute,

so befahl er sie als römische Gefangene in das Lager zu bringen. Diesem Schimpf zu entgehen, bewog der König dieselbe, Gift zu nehmen. Zwar kam nun auf eine kurze Zeit ein Waffenstillstand zwischen den Römern und ihren Gegnern zu Stande, aber die letztern brachen ihn bald auf treulose Weise wieder. Jetzt kam Hannibal aus Italien zurück, um wo möglich sein hartbedrängtes Vaterland zu retten; aber von seiner ehemals so furchtbaren Armee hatte er nur noch wenige Reste übrig. Seine Kundschafter, welche den Römern in die Hände fielen, ließ Scipio überall in dem römischen Lager herumführen und ungehindert zum Hannibal zurückkehren. Dieser verlangte eine Unterredung mit den Römern. Unweit der Stadt Zama kamen die beiden größten Feldherrn ihres Zeitalters zusammen. Im Angesichte ihrer Armeen näherten sie sich einander zum erstenmal. Schweigend sahen sie sich beide gegenseitig eine Zeit lang an. Dann rieth Hannibal zum Frieden und sprach von der Veränderlichkeit des Glücks. Scipio verlangte unbedingte Unterwerfung der Carthaginienser. Hannibal versprach die Abtretung aller auswärtigen Besitzungen. Dies genügte dem Römer nicht, und die Feldherrn gingen unverrichteter Sache aus einander und rüsteten sich zu einem Treffen. Der entscheidende Kampf begann. Mit Muth und Anstrengung fochten beide Heere; aber die Kräfte waren zu ungleich. Scipio hatte nicht nur ein trefflich geübtes Fußvolk, das vom besten Geiste beseelt war, sondern auch die gute und zahlreiche Reiterei des Masinissa; Hannibal hingegen zählte größtentheils nur neu angeworbene Truppen und Miethlinge. Diese flohen bei dem ersten Angriff. Nur die alten Soldaten vertheidigten sich mit unerschütterlicher Tapferkeit. Ihr Feldherr stand, wie sonst, ihnen aufmunternd zur Seite. Lange kämpften die ungestümen Römer vergebens gegen diese Tapfern, bis Masinissa und Lälius ihnen in den Rücken fielen. Nun wichen auch sie und wurden fast alle ein Opfer ihrer Ausdauer. Hannibal konnte sich kaum selbst retten. Er rieth jetzt zum Frieden, der nur unter harten Bedingungen zugestanden wurde. Scipio's Rückkehr durch Italien nach Rom glich einem Triumphzuge, jeder wollte den großen Sieger sehen. Vor der Stadt empfing er die Glückwünsche der Bürger. Dann folgte der glänzendste Triumph, den Rom jemals gesehen hatte. Die Beute war ungeheuer. Es sollen 120,000 Pfund Silber mit aufgetragen worden seyn, um es in dem Staatsschatze niederzulegen. Die Ehrensäulen, welche die Römer dem Scipio errichten wollten, nahm er nicht an; doch erhielt er den ruhmvollen Beinamen Africanus. Hierauf verwaltete er sehr beifallswürdig das Amt eines Censors. Etwas später ging er mit seinem Bruder beim Ausbruche des Krieges gegen den syrischen König Antiochus nach Griechenland und von da nach Asien. Hier hatte er das Unglück, seinen einzigen Sohn durch die Gefangenschaft in die Hände der Feinde fallen zu sehen. Als nun die Römer Asien betraten und Antiochus den Frieden wünschte, kamen Gesandte an, die sich zuerst an den trauernden Vater wandten und ihm die unentgeldliche Loslassung seines Sohnes versprachen. Scipio erklärte, daß er zwar dieses Anerbieten mit Dank anerkenne, nur sollten sie nicht glauben, daß er sich dadurch zum Nachtheil seiner Mitbürger werde bestechen lassen; eine völlige Unterwerfung allein könne dem Könige den Frieden geben. Bald darauf wurde Scipio krank, und konnte der Armee nicht folgen. So-

bald Antiochus davon Nachricht erhielt, schickte er ihm den gefangenen Sohn ohne Lösegeld zurück. Mit Thränen der Freude umarmte der zärtliche Vater den vielgeliebten Sohn, und ließ dem Antiochus für diese angenehme Überraschung sogleich danken; auch rieth er ihm, sich mit den Römern in kein Treffen einzulassen. Dies unterblieb aber nicht. Indeß verschaffte er dem geschlagenen (189) Könige ziemlich gelinde Friedensbedingungen. Triumphirend zog Scipio nach seiner Rückkehr aus Asien in Rom ein. Dann trat er in den Privatstand zurück. Hier erfuhr er zu seiner großen Betrübniß die schändlichste Undankbarkeit seiner Mitbürger. Cato, mit dem Beinamen Censorius, ein unversöhnlicher Feind der Scipionen, brachte es durch wiederholte heftige Anklagen dahin, daß Scipio vor dem öffentlichen Gericht erscheinen und von der Verwaltung des empfangenen Geldes Rechenschaft ablegen sollte. Der Angeklagte erschien, zeigte dem Volke die Rechnungsbücher und zerriß sie dann vor den Augen der Menge in Stücke. „Heute," sprach er mit ruhiger Stimme und fester heiterer Miene, „heute ist der Tag, wo Hannibal geschlagen und Carthago bezwungen worden ist. Warum verderben wir die Zeit mit unnützen Reden; die Götter warten unserer auf dem Capitol. Folgt mir, ihr Römer, und laßt uns den Göttern unsern Dank bringen." Das Volk, von dieser zuversichtlichen Rede des großen Mannes ergriffen und zugleich beschämt, folgte ihm sogleich, und ließ die elenden Ankläger allein auf dem Forum zurück. Dessen ungeachtet wurde Scipio zum zweitenmal von seinen Feinden angeklagt und vor Gericht gefodert. Allein er erschien nicht, verließ die undankbare Stadt und begab sich auf sein Landgut bei Linternum. Da man ihn auch bis dahin verfolgte und seine ländliche Ruhe stören wollte, übernahm endlich der beredte Volkstribun Tiberius Gracchus seine Vertheidigung und zeigte dem römischen Volke, wie niederträchtig und ungerecht es sey, einen so hoch verdienten Bürger so ungerecht zu behandeln. Nun hörten zwar die Verfolgungen auf, aber der gekränkte Scipio starb kurz darauf in seiner Abgezogenheit. Er befahl seiner Gattin, auf sein Grabmal die Worte setzen zu lassen: „Undankbares Vaterland, nicht einmal meine Gebeine sollst du haben." Er starb drei Jahre nach seiner Entfernung aus Rom, im Jahr R. 571 (v. Chr. 180) in demselben Jahre, wo auch der gefährliche Feind der Römer, Hannibal, in Bithynien sein Leben endete, und wurde auf seiner Villa begraben.

Scipio II. (Publius Cornelius), mit dem Beinamen Africanus der Jüngere, war der Sohn des berühmten Paulus Ämilius, welcher den mächtigen Perseus, König von Macedonien, besiegte, wurde aber von dem Sohne des großen Scipio an Kindes Statt angenommen. Seine politische Laufbahn begann er im 30sten Jahre seines Alters, als der römische Senat eine neue Armee in das unruhige Spanien schicken wollte. Unwillig über das bisherige Mißlingen der Bekriegung der spanischen Völkerschaften, weigerten sich die Römer mit unbiegsamer Hartnäckigkeit, neue Truppen dahin zu schicken. Da trat Scipio auf, und wußte in einer feurigen kräftigen Rede die Gemüther so für die Absicht des Senats zu gewinnen, daß sich eine Menge Römer aus allen Classen freiwillig zum Kriegsdienste anboten. Er selbst ging (im J. R. 602) als Legions-Tribun mit dem Consul Luc. Licinius Lu-

cullus nach Spanien, wo er eben so sehr durch seine Uneigennützigkeit, seinen Edelmuth und sein herablassendes Betragen, als durch seine heldenmüthige Tapferkeit und bewundernswürdige Gegenwart des Geistes sich die Achtung und Liebe der Armee in einem hohen Grade erwarb. Vorzüglich gewann er in den Augen derselben durch die glückliche Besiegung eines riesenhaften Spaniers, der durch seine höhnende Herausfoderung die Römer erbittert hatte. Ruhmvoller noch für ihn und vortheilhafter für Rom waren die Siege, welche er durch seine Großmuth und Menschlichkeit über die Herzen der Spanier gewann. Aber Lucullus, eifersüchtig auf den jungen Helden, entfernte ihn von dem Heere, indem er ihm den Auftrag gab, Elephanten vom Masinissa aus Afrika zu holen. Mit der größten Auszeichnung und Freundschaft wurde er von dem Könige empfangen. Er erreichte den Zweck seiner Sendung vollkommen und kehrte nach Spanien zurück. Wenige Jahre nachher ging er zum zweitenmal nach Afrika, als der dritte punische Krieg ausbrach (im Jahre R. 605. vor Chr. Geb. 149). Er diente unter dem Consul M. Manlius Nepos. Auch hier leistete er durch seinen unerschütterlichen Muth und durch seine Wachsamkeit den Römern die wichtigsten Dienste. Denn als einst die Carthaginienser, die Sorglosigkeit des röm. Consuls benutzend, sein Lager plötzlich überfielen, rettete Scipio die Armee dadurch vom Untergange, daß er den Feinden unvermuthet in den Rücken fiel und sie zurücktrieb. Kurze Zeit nach diesem Vorfalle griff derselbe unkluge Consul den Asdrubal in einer für die Römer ungünstigen Stellung an und mußte sich zurückziehen. Hitzig verfolgt von den Feinden würde er nicht ohne großen Verlust den Rückzug in das Lager haben ausführen können. Da stürzte sich der unerschrockene Scipio mit einem Haufen von 300 Reitern den Verfolgern entgegen und wußte sie so lange zu beschäftigen, bis die übrigen Truppen über einen Strom gesetzt waren. Aber noch waren einige hundert Mann römischen Fußvolks zurückgeblieben, welche die Carthaginienser von allen Seiten bedrängten. Kaum hatte dies der sorgsame Scipio bemerkt, so eilte er mit einer Abtheilung Reiterei über den Fluß, besetzte eine günstige Anhöhe, griff den Feind an und machte dadurch den geängstigten Römern Luft, so daß sie mit geringem Verlust entkamen. Von den dankbaren Soldaten, die ihm ihre Rettung schuldig waren, mit einem Kranz aus Gras auf derselben Stelle gewunden, wo sie gerettet worden waren, geschmückt kehrte er triumphirend in das römische Lager zurück. Durch diese ausgezeichneten Beweise von Muth und Einsicht erwarb sich Scipio allgemeine Bewunderung und Hochachtung. Selbst der menschenfeindliche Cato gab ihm laut seinen Beifall zu erkennen, und weissagte noch sterbend, daß nur durch diesen Mann Roms gefährliche Nebenbuhlerin, Carthago, gestürzt werden könne. Auch sein Oberfeldherr Manlius konnte nicht umhin, den jungen Helden dem Senate auf das nachdrücklichste zu empfehlen. Daher wurde er auch gegen die gewöhnliche Sitte schon im folgenden Jahre (606) mit Aller Beistimmung zum Consul und Anführer der Armee gegen die Carthaginienser ernannt. Begleitet von Lälius, dem würdigen Sohne des aus dem zweiten punischen Kriege berühmten Lälius, der mit dem ältern Scipio in enger Freundschaft lebte, und mit dem großen griechischen Geschichtschreiber

Polybius ging er zum zweitenmal in das feindliche Land. Gleich bei seiner Ankunft rettete er einen ansehnlichen Haufen römischer Krieger, welche ganz eingeschlossen waren, vom gewissen Untergange. Da die Macht der Feinde geschlagen und weit zurückgedrängt war; so machte er nun ernstliche Anstalten, um die Hauptstadt des Landes selbst, welche sehr fest war, zu erobern, und bemühte sich, derselben sowohl von der Land- als Seeseite alle Zufuhr und Truppenverstärkungen abzuschneiden. Allein diese Absicht wurde durch die verzweifelten Anstrengungen der Belagerten vereitelt. Mit unglaublicher Thätigkeit und Schnelligkeit gruben die Carthaginienser einen neuen Hafen und eröffneten sich dadurch eine Verbindung mit der außerhalb der Stadt versammelten Armee. Ja, was kaum möglich schien, sogar eine neue Flotte von 50 Schiffen wurde erbaut und die römische Flotte durch dieselbe so ungestüm angegriffen, daß sie nach einem langen, hartnäckigen Kampfe keinen entscheidenden Sieg erhielt. Ein Versuch der Römer, einen wichtigen Wall in der Nähe der Stadt zu erstürmen, mißlang gänzlich, indem die wüthenden Feinde durchs Wasser schwimmend die römischen Belagerungsmaschinen in Brand steckten und die Römer selbst mit Feuerbränden in die Flucht jagten. Zwar bemächtigte sich einige Zeit nachher der Consul dieses Walles und behauptete ihn auch; aber die Stadt selbst konnte er in diesem Jahre nicht erobern. Der Winter gebot einen Stillstand. Im folgenden Jahre (607) griff er die stark verschanzte feindliche Armee mit Ungestüm und Übermacht an, schlug sie aus ihren festen Stellungen heraus und zerstreute sie gänzlich. Nun rückte er wieder vor die beängstigte Stadt. Nach 20tägigen Anstrengungen gelang es endlich der Klugheit des Feldherrn und der Ausdauer der ihm ganz ergebenen Truppen, das verzweifelt vertheidigte Carthago mit Sturm zu erobern. Sehr wichtige Dienste leistete dem Scipio bei dieser Unternehmung sein tapferer Freund Lälius, denn dieser erstieg mit seinen Soldaten die Mauern der Stadt zuerst. Mit beispielloser Wuth widersetzten sich die Carthaginienser den eingedrungenen Römern, und es floß noch viel Blut, ehe es den Siegern gelang, in den ruhigen Besitz der Stadt zu kommen (s. d. Art. Carthago). Auf ausdrücklichen Befehl des römischen Senats wurde diese einst so mächtige Nebenbuhlerin Roms verbrannt und geschleift. Dieser Anblick erschütterte den gefühlvollen Sieger, welcher gern die Feinde mehr geschont hätte, so heftig, daß er Thränen vergoß. Bei dem glänzenden Triumphe, den er nach Beendigung des Krieges in Rom hielt, gab man ihm den ehrenvollen Beinamen des jüngern Africanus. Nachdem er einige Zeit im stillen Privatleben zu Rom hingebracht hatte, wurde er mit einigen andern Gesandten nach Ägypten an den König Ptolemäus Evergetes geschickt, wo er durch seine echt römische Mäßigkeit und seine edle Wißbegierde große Bewunderung erregte. Nach seiner Rückkehr wählte man ihn (611) zum Censor. Als solcher ermahnte er die schon ausgearteten Römer mehrmals sehr nachdrücklich zur alten Einfachheit und Genügsamkeit; ja er bestrafte einige angesehene Männer schonungslos wegen ihrer Üppigkeit. Einige Jahre später (619) trat er sein zweites Consulat an, um den Krieg, welcher bisher mit ungünstigem Erfolge gegen Numantia, eine tapfre Stadt in Spanien, geführt worden war, zu beendigen. Mit großer Strenge und Klugheit mußte

er bei seiner Ankunft in dem feindlichen Lande die ordnungslose, weichlichte Armee erst an die ehemalige Kriegszucht gewöhnen. Ehe er aber diesen Zweck erreichte, war das Jahr vergangen und Numantia noch unbesiegt. Deshalb wurde sein Commando verlängert. Verstärkt durch Truppen und Elephanten, welche der junge Jugurtha, später der gefährliche Feind der Römer, ihm aus Numibien zuführte, begann er die Belagerung mit großem Nachdruck. Als die Numantiner die große Überlegenheit des römischen Feldherrn bemerkten, thaten sie Vorschläge zum Frieden, aber Scipio verlangte unbedingte Ergebung. Ohne sich in ein entscheidendes Treffen mit den heldenmüthigen Spaniern einzulassen, suchte er die Feinde immer enger einzuschließen und ihnen alle Verbindungen abzuschneiden. Auch die Zufuhr auf dem Flusse Duero versperrte er. Nun begann ein schrecklicher Hunger die verzweifelnden Numantiner zu quälen. Ihre Ausfälle gegen die starken Belagerungswerke, welche täglich der Stadt näher rückten, mißlangen gewöhnlich. Es kam eine zweite Gesandtschaft in das römische Lager, um einen gelinden Frieden zu erbitten. Umsonst; hartnäckig verlangte Scipio die Übergabe der Stadt. Diese Foderung brachte die unglücklichen Spanier zu dem verzweifelten Entschlusse, noch einen Versuch zu machen, sich durch die Verschanzungen der Römer einen Weg zu bahnen. Aber auch diese letzte, rühmliche Anstrengung wurde durch die Wachsamkeit und Tapferkeit des Scipio vereitelt. Dem qualvollen Hungertode Preis gegeben, schwanden die Kräfte der Belagerten immer mehr. Nur ein kleiner Theil ergab sich mit der größtentheils niedergebrannten Stadt an den Sieger. Wegen der glücklichen Besiegung dieser mächtigen Stadt wurde dem Scipio nicht nur ein Triumph zugestanden, sondern er erhielt auch den Beinamen Numantinus. Wunderbar genug erfuhr er, wie der ältere Africanus, in den letzten Jahren seines Lebens viel Bitteres von seinen undankbaren Mitbürgern. Vorzüglich machte er sich durch die heftige Bestreitung des Ackergesetzes, welches die gleiche Vertheilung der Ländereien verlangte, bei dem Volke viele Feinde. Deswegen zog er sich mit seinem treuen Freunde Lälius auf ein Landgut unweit Neapel zurück, und lebte hier in ruhiger Muße. Als er aber wieder nach Rom ging, und bei den Römern in den Verdacht kam, als strebe er nach der Dictatur, fand man ihn eines Morgens todt in seinem Bette. Da man an seinem Halse Spuren einer gewaltsamen Ermordung bemerkte, so ist es wahrscheinlicher, daß er von seinen Feinden umgebracht worden ist, als daß er sich selbst getödtet habe. Man glaubte allgemein, daß seine eigne Gemahlin Sempronia, eine Schwester der Gracchen, die jenes Ackergesetz mit der größten Anstrengung durchsetzen wollten, Antheil an der Ermordung genommen habe. Auch die Volkstribunen Papirius Carbo und Caj. Gracchus waren seine erbitterten Feinde. Nach Scipio's Tode fand man an Gold 2½, an Silber nicht ganz 32 Pfund. So groß war des Mannes Uneigennützigkeit und Mäßigkeit. Er starb im J. R. 624, im 56sten Jahre seines Alters. Alle Römer, die seine großen Tugenden kannten, betrauerten ihn innig; denn Rom verlor an ihm seinen größten Mann, der damals lebte. Er gehörte zu den außerordentlichen Männern, die dieser Staat je gehabt hat, man mag ihn als Helden oder als Menschen beurtheilen. Wie der ältere Scipio Africanus, war er ein Römer der

edelsten Art, der Tapferkeit mit Großmuth, Klugheit mit Menschlichkeit, Patriotismus mit Mäßigkeit und Einsicht, Uneigennützigkeit mit unerschütterlicher Redlichkeit vereinte.

Sciron, Skiron, ein bei den Alten berüchtigter Straßenräuber, der an einem Engpasse zwischen Megara und Korinth am Meere den Vorüberziehenden auflauerte und sie zwang, ihm die Füße zu waschen, bei welchem Geschäft er sie mit einem Fußtritt von dem steilen Felsenabhang hinab ins Meer stieß. Unweit Megara zeigte man die Scironischen Klippen. Theseus bestrafte seinen Frevel, indem er ihm Gleiches mit Gleichem vergalt. Nach Böttigers Vermuthung ist Sciron Eine Person mit den gleich frevelhaften Übelthätern Procrustes und Sinis (s. diese).

Sclavenhandel, s. Sklavenhandel.

Sclavonien oder Slavonien, ein dem Kaiser von Österreich gehöriges Königreich, gränzt westwärts an Croatien, und ist an den drei übrigen Seiten von der Drau, Sau und Donau von Ungarn, Servien und Bosnien getrennt. Es hat den Namen von den Slaven, welche sich hier im 7ten Jahrhunderte niederließen, kam in der Folge an Ungarn, und nachher 1526 unter die Gewalt der Türken; aber seit dem Carlowitzer Frieden 1699 ward es dem Hause Österreich unterworfen. Es ist 34 Meilen lang und 6 bis 13 breit, und enthält 308 Quadratmeilen. Seiner Länge nach wird es von einer Kette von Bergen durchschnitten, welche aus Croatien kommen, von Westen gegen Osten durch die Mitte des Landes sich fortziehen, und mehrere Thäler bilden, unter Nukowar die Donau berühren, und von hier am südlichen Ufer des Stromes hinunter laufen, bis sie sich bei Ruma und Carlowitz in die Ebene verlieren. Der bedeutendste und längste Bergrücken ist die Fruschka Gora (Mons almus), welcher beinahe ganz Syrmien in gerader Linie durchläuft und die Abdachung des Bodens gegen Servien hin bewirkt. Das übrige Slavonien besteht theils aus mehr und weniger fruchtbaren Anhöhen, theils aus schönen, großen Ebenen. Im Ganzen herrscht Wald vor, daher das Clima selbst kühler ist, als man es unter diesem Himmelsstriche erwarten sollte. Der Boden hat seine Abdachung theils gegen Ungarn, theils gegen Servien und Bosnien. In Hinsicht der Fruchtbarkeit des Bodens ist Slavonien, mit Ausnahme der gebirgigen Gegenden, Ungarn gleich, besonders groß ist sie längs der Save und in Syrmien (so nennt man den östlichsten Theil des Landes, welcher seinen Namen von der römischen Stadt Syrmium hat). Die beiden Flüsse Save und Drave gewähren dem Lande viele Vortheile, verursachen aber auch viele Überschwemmungen und stehende Gewässer. Die Producte sind, außer den gewöhnlichen Hausthieren, Geflügel, Wildpret, Fische, Bienen, starke Seidencultur, Getraide (doch ist der Ackerbau noch sehr zurück), Melonen, vieler Taback, Wein in Menge, in guten Jahren an eine Million Eimer, worunter der syrmische rothe und der Schillerwein am berühmtesten sind, doch wird wenig Wein ausgeführt; ferner viel Obst, besonders Zwetschen, davon Branntwein verfertigt wird und viele wälsche Nüsse. Von beiden wird viel ausgeführt, besonders machen die Zwetschen einen Hauptartikel zur Consumtion und zum Handel. Auch hat man ansehnliche Eichenwaldungen mit Knoppern und Kastanienwäldern. Die Gebirge enthalten wahrscheinlich Metallerze, doch fällt es nie-

manden ein, Bergbau zu treiben. Mineralquellen sind häufig, auch hat man Eisen und Steinkohlen gefunden. Die Einwohner, 528,000 an der Zahl, gehören dem größten Theile nach zum slavischen Völkerstamme, doch giebt es hier auch viele Magyaren, Wallachen, Zigeuner, Deutsche, Griechen, Juden und Armenier. Die römisch-catholische, die griechisch-catholische und die griechisch nicht unirte Kirche sind am meisten verbreitet. Nur wenige Protestanten finden sich. Die Industrie ist unter den Einwohnern fast ganz unbekannt. Die Hauptstadt ist die am rechten Draveufer, in einer schönen und fruchtbaren Ebene liegende Stadt und Festung Essek, mit 800 Häusern und 9300 Einwohnern. Semlin, Belgrad gegenüber, ist als Handelsplatz wichtig und der Mittelpunkt des Handels zwischen der Türkei und den österreichischen Staaten. Vor 1745 war das Land blos in Soldatenbezirke getheilt, aber seitdem fing man an, einigen Districten eine bürgerliche Verfassung zu geben, und diese letztern Districte, welche das Provinziale genannt werden, sind jetzt in drei Gespannschaften getheilt, nämlich die Werowitzer oder Verötzer, die Poschager und die Syrmische. Das Militare oder Generalat besteht aus den Districten des Broder, Peterwardeiner und Gradiskaner Regiments. Das sogenannte Militare wird soldatenmäßig regiert, und steht unter dem commandirenden General in Sclavonien, der seinen Sitz in Peterwardein hat. Die Gespannschaften sind dem Königreiche Ungarn einverleibt, und jede hat ihren Ober- und Vicegespann. Die Stände in den Gespannschaften haben auf den ungarischen Reichstagen Sitz und Stimme, und bestehen aus einem Bischofe zu Diakowar, den Fürsten, Grafen, Freiherren und Edelleuten, die adeliche Güter besitzen, und der Freistadt Posega. Die Bürger anderer Städte und Flecken, und die Bauern sind Leibeigene. Mancher Gutsbesitzer hat Herrschaften, die 4 bis 16 Quadratmeilen enthalten.

Scontriren oder **Rescontriren** (aus dem ital. scontrare, riscontraro; im Deutschen **Ausgleichen**), ist eine bei den Kaufleuten sehr häufig vorkommende Art der Zahlung, da nämlich der Gläubiger die Schuld seines Schuldners abschreibt, je nachdem dieser mit jenem entweder zu compensiren hat oder (und dies kommt am gewöhnlichsten vor) ihm bei Andern mit dessen Einwilligung Zahlung anweis't. Die Abrechnung selbst nun oder die Anweisung, die durch dieses Scontriren geschieht, heißt **Scontro**, **Riscontro**; wiewohl dieses Wort auch noch die Zeit, wo jene Zahlung durch Scontriren geschehen soll, oder auch die Versammlung der Handelsleute auf der Börse zu diesem Behuf bezeichnet.

Scopas, einer der berühmtesten griechischen Bildhauer, der nach der 104ten Olympiade lebte. S. d. Art. **Bildhauer der Griechen**.

Scorbut s. **Scharbock**.

Scorpion (in der Astronomie), s. **Sternbilder**.

Scott (Walter), einer der ersten jetzt lebenden englischen Dichter, ist der älteste unter den noch lebenden Söhnen eines ausgezeichneten Anwaltes zu Edinburg und 1771 geboren. Seine Mutter war eine Tochter David Rutherfords. Tugend und Talente, insbesondere für die Dichtkunst, zeichneten sie aus, und mehrere ihrer Gedichte wurden noch nach ihrem 1789 erfolgten Tode der öffentlichen Be-

kanntmachung würdig gefunden. Ein schwacher Körperbau, verbunden mit einer Lähmung, war Ursache, daß Walter Scott fast gänzlich im älterlichen Hause erzogen und unterrichtet ward, und zwar unter der unmittelbaren Leitung seiner trefflichen Mutter. Von seinen frühern Studien ist wenig bekannt, außer daß er für das Landschaftzeichnen nach der Natur Talente verrieth. Nach Erreichung des erfoderlichen Alters ward er auf das Gymnasium zu Edinburg geschickt. Auf dieser Schule durchging der junge Scott die verschiedenen herkömmlichen Formen, ohne die in ihm schlummernde Kraft des Genies an den Tag zu legen. Im Gegentheil wurde im Knabenalter sein schnelles Fassungsvermögen bezweifelt. Doch hatte der verstorbene Hugh Blair Beurtheilungskraft genug, seine künftige Auszeichnung vorherzusagen, als der Schullehrer sich über seinen Stumpfsinn beklagte. Nach Vollendung der classischen Studien bezog Walter Scott die Universität zu Edinburg und schon im 21sten Jahre seines Alters ward er zum Anwalte bei den schottischen Gerichtshöfen aufgenommen. Mit Eifer widmete er sich seinen Amtsgeschäften und verehlichte sich im Jahre 1798 mit Miß Carpentor, die ihm vier Kinder geboren hat. Im Jahre nach seiner Verheirathung ward er zum Sherif der Grafschaft Selkirch und 1806 zu einem der ersten Protokollführer in den Sitzungen der höchsten gerichtlichen Behörde von Schottland ernannt. Befreit von den lästigen Arbeiten der Advocatur durch den Besitz zweier einträglichen Stellen und eines erheblichen Vermögens, war Scott in den Stand gesetzt, nach Gefallen den Musen zu huldigen. Das Erste, was von ihm im Publicum gedruckt erschien, waren Übersetzungen aus dem Deutschen, und zwar zu einer Zeit, als die Erscheinung von Bürgers „Lenore" die Aufmerksamkeit der brittischen Lesewelt auf die wildesten Erzeugnisse der Phantasie in der deutschen Literatur aufmerksam gemacht hatte. In dem nämlichen Jahre, als mehrere Übersetzungen jener schauerlichen Romanze in England herauskamen, schrieb Scott zwei Nachbildungen deutscher Romanzen unter dem Titel: „The Chace" (die Jagd) und „William and Helen" und drei Jahre nachher eine Übersetzung von Göthe's „Götz von Berlichingen". Zwei Jahre später erschienen von ihm in Mathew Gregory's Sammlung von Wundermährchen zwei Orginalballaden: „the Ewe of St. John" und Glenfinlas." 1802 erschien sein erstes größeres Werk: „The Minstrels of the Scottish border" (die Minnesänger an Schottlands Gestaden) in einer prachtvollen Ausgabe. Diese Sammlung erregte sogleich allgemeine Aufmerksamkeit und obgleich die Stücke, woraus sie besteht, von sehr ungleichem Werthe sind, so war doch der hohe Aufschwung des Dichtergenius im ganzen Werke unverkennbar. Sein nächstes Werk war: „Sir Tristram," ein metrischer Roman aus dem dreizehnten Jahrhundert (1804). Seitdem war Scotts Dichterruhm in stetem Steigen, insbesondere bei der Erscheinung seines „Lay of the last Minstrel" (Lied des letzten Minnesängers, 1805). Hierauf schrieb er eine Sammlung von Balladen und lyrischen Gedichten (Ballads and lyrical pieces). Auf sein Gedicht „Marmion, a tale of Floddenfield" (1808), war die öffentliche Aufmerksamkeit um so gespannter, da der Dichter selbst verkündigte: „es enthalte zugleich seine beste und schlechteste Poesie." In dem nämlichen Jahre beschenkte er das Publicum mit einer Ausgabe von Drydens Werken nebst

einer neuen Lebensbeschreibung dieses großen Dichters und vielen Anmerkungen. Unmittelbar darauf erschienen in einem Quartbande seine Beschreibungen und Erläuterungen zu seinem Gedichte: „the Lay of the last Minstrel." Von folgenden drei Werken: Lord Somers collection of historical tracts; Sir Ralph Sadlers State papers und Anna Sewards poetical works, erschienen kurz nachher unter seiner Leitung neue Ausgaben. Noch in dem nämlichen Jahre schrieb er seine „Lady of the Lake" (die Dame vom See), das populärste unter allen seinen Werken, wenn gleich nach der Meinung Vieler in mehrerer Hinsicht seinem „Lay of the last Minstrel" nachzusetzen *). Im Jahre 1811 schrieb er „The Vision of Don Roderick, 1813 „Rockeby" und 1814 „the Lord of the Isles" (der Inselgebieter); ferner lieferte er ein prosaisches Werk über die Alterthümer an den Küsten Englands (the border antiquities of England) und eine neue Ausgabe von Swifts Werken mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers und Anmerkungen. In einer spätern Periode erschienen seine „Letters to his Kinsfolks" (Briefe an seine Angehörigen) und sein Gedicht: „the battle of Waterloo." Außer diesen öffentlich anerkannten Werken, welche nicht minder umfassende Gelehrsamkeit und Fleiß als Originalität des Dichtergenius an den Tag legen, zählt man zu den schriftstellerischen Erzeugnissen Walter Scotts eine Reihe von Romanen, die eine seltene Popularität erlangt haben. So schreibt man ihm unter andern den allgemein beliebten Roman „Waverley" zu, obgleich er beharrlich das Verdienst der Autorschaft ablehnt. Das nämliche ist der Fall mit „Guy Mannering," „Douglas" und andern unterhaltenden und belehrenden Werken dieser Art. Scott ist dem Vernehmen nach gegenwärtig mit der Ausarbeitung eines beschreibenden Werkes über Schottlands Alterthümer beschäftigt. Längst schon versprach er dem Publicum eine Geschichte dieses Landes, und sehnlich sieht man der Erfüllung dieses Versprechens entgegen. Er hat in Amerika einen Bruder, dessen Genie dem seinigen verwandt seyn soll, und dem man deshalb einige jener anziehenden Romane hat zuschreiben wollen, deren Ursprung man vergebens zu vergewissern strebte. — Wir führen noch an, daß Sir Walter Scott vielleicht der reichste aller jetzt lebenden Dichter ist.

Scotus und Scotisten, s. Duns und Scholastiker.

Scrutinium (von scrutari, ausforschen, gründliche Untersuchungen anstellen), hat im Kirchenrechte zwei sehr verschiedne Bedeutungen: I. heißt es die bei der Übertragung des geistlichen Amts (Ordination) vorausgehende Untersuchung, ob der zum Amt Berufene zur Annahme des Amts fähig sey oder nicht. Dieses Scrutinium veranstaltet in der catholischen Kirche der Bischof entweder in Person oder durch seinen Vicar (den Weihbischof oder einen andern ordinirten Geistlichen). Hierbei nun wird die Un-

*) Von diesem herrlichen Gedichte ist in der Leipziger Ostermesse 1819 bei dem Verleger dieses Lexicons eine meisterhafte poetische freie Uebersetzung von Henriette Schubart erschienen, unter dem Titel: Die Jungfrau vom See. (Preis 1 Thlr. 8 gl.). Dieselbe Uebersetzerin hat auch in demselben Verlage eine Auswahl von Scotts Balladen in einer freien Bearbeitung herausgegeben, unter dem Titel; Walter Scotts schottische Lieder und Balladen, (Leipzig 1817, Preis 1 Thlr.), die wir allen Verehrern des großen Dichters empfehlen können.

tersuchung auf mancherlei gerichtet, z. B. bei manchen geistlichen Ämtern auf die Geburt des Candidaten, auf sein Alter, auf seinen zeither geführten Lebenswandel, besonders aber auf seine für das Amt erfoderlichen Kenntnisse, um welcher willen ein ordentliches Examen nöthig ist. Nach der Vorschrift des tridentinischen Conciliums Seff. 23 soll eigentlich diese angestellte Untersuchung zweimal wiederholt werden. In der protestantischen Kirche verlangen die Consistorien von den Candidaten: 1. daß sie den Ort ihrer Geburt durch hinlänglich beglaubte Taufzeugnisse beibringen; 2. durch Zeugnisse beweisen, daß sie drei Jahre auf einer Universität theologischen, geschichtlichen und philosophischen Vorlesungen fleißig beigewohnt haben; 3. daß sie sich wegen ihres zeither wohlgeführten Lebenswandels mit Zeugnissen von der Obrigkeit des Orts, wo sie sich bisher aufhielten, legitimiren, und endlich 4. sowohl ihre Gelehrsamkeit bei der Prüfung als die Geschicklichkeit im Predigen durch eine zu haltende Predigt zeigen; sodann erfolgt die Ordination, mit welcher dem Candidaten das Amt selbst übertragen wird. II. Zeigt Scrutinium in der catholischen Kirche eine ganz besondre Art, die Bischofswahl zu halten, an. Es werden nämlich, wenn alle und jede stimmfähige Domherren (Capitularen) berufen und auf den angesetzten Tag im Capitel erschienen sind, drei Glieder (welche Scrutatores heißen) unter ihnen erwählt, die Stimmen der übrigen erschienenen Glieder zu sammeln, und alsdann dem ganzen Capitel denjenigen, auf welchen die Mehrheit der Stimmen gefallen ist, bekannt zu machen. Daher heißt auch Scrutinium eine Wahl durch verschlossene Stimmzettel oder Kugeln.

Scudery (George de), geboren zu Havre de Grace 1601. Nach seinem eignen prahlerischen Berichte verbrachte er seine Jugend in Kriegsdiensten und auf Reisen durch den größten Theil Europa's. Nachher machte er sich als Schriftsteller bekannt. Seine Werke selbst sind, wie sie es verdienen, vergessen, nur sein Name ist noch als der Name eines der größten Vielschreiber in Andenken. Seine Schwester Magdalene de Scudery, gleichfalls zu Havre de Grace 1607 geboren, erlangte größern Ruhm. In Paris erzogen, hatte sie von Kindheit auf Zutritt im Hotel von Rambouillet, wo sie ermuntert wurde, Schriftstellerin zu werden. Mit einem auffallend widerlichen Äußern verband sie Eigenschaften des Verstandes und Herzens, welche ihr viele vornehme und ausgezeichnete Freunde verschafften. Besonders berühmt machte sie sich zu ihrer Zeit durch ihre Romane, die sehr bändereich sind, aber durch ihre Entfernung von Wahrheit und Natur den Widerwillen des Publicums erregten, obgleich sie stellenweise sich durch ihren Styl und die Erhabenheit der Empfindungen auszeichnen. Boileau's Satire gab besonders den Werken des Fräuleins von Scudery einen gewaltigen Stoß, welcher aber der Gesundheit der Verfasserin nicht geschadet haben muß, da diese erst im 94sten Jahre ihres Alters starb. N. P.

Sculptur, s. Bildhauerkunst.

Scylla, der den Alten so gefürchtete Felsen Italiens an der sicilianischen Meerenge, deren Strömungen dem unkundigen Seefahrer so gefährlich waren, unweit des nicht minder gefürchteten Strudels Charybdis. Das Geheul der an den Felszacken sich brechenden Meereswellen mochte zu dem Namen Scylla

(Hündin) Anlaß gegeben haben. Schiffermährchen und alte Sagen von Heldenirrfahrten fabelten eine gräßliche Unholdin hinzu, nach Homer eine sechshauptige Drachin, die aus der hohen Kluft des spitzigen Felsens zwölf Vorderfüße und sechs fürchterlich lange Hälse hervorstreckte, mit welchen sie Seethiere fischte, und dem Ulysses sechs Männer zugleich raubte. Spätere Dichter veränderten nach und nach ihre Gestalt, und bildeten endlich eine verwandelte Meerjungfrau am Fuße des scylläischen Felsens, umgürtet mit vorragenden Seehunden oder Wölfen. Auch ihre Abstammung wechselte. Bei Homer ist sie eine Tochter der Kratäis, bei Andern des Phorbas oder Phorkus. Eine andre Scylla ist die in einen Vogel verwandelte Tochter des Nisus, Königs von Megara.

Scythen, ein unbestimmter Völkername in der alten Geographie. Bald bezeichnete er ein einziges Volk, bald aber alle die nomadischen Völkerschaften, welche im Norden des schwarzen und caspischen Meeres bis tief ins östliche Asien hinein ihren Sitz hatten. Gleich unbestimmt versteht man unter Scythien bald die Sitze des Scythenvolks, bald die Länder, welche wir jetzt unter der Benennung der Mongolei und Tartarei befassen. Wir unterscheiden asiatische und europäische Scythen. Zu den asiatischen Scythen rechnen die Alten viele nordische Völker von ihnen unbekannter Abkunft, die nicht zu ihrem Stamme gehört haben mögen. Sie herrschten eine Zeit lang in Asien, bis die benachbarten Völker ihr Reich größtentheils zerstörten. Man hält sie für die Stammväter der Türken, Tartaren und Mantschuren; die Alten hielten die Perser, Parther und Bactrier für ihre Abkömmlinge. Die europäischen Scythen wohnten zu Herodots Zeiten von der Donau (Ister) bis an den Ursprung des Tyras (Borysthenes) und in die Nähe des Tanais; südlich bis ans nördliche Ufer des schwarzen Meers, Taurien mit eingeschlossen. Von diesem Gebiete hieß der Theil vom Ister bis an die Stadt Carcinitis Alt-Scythien; hernach aber nannte man die Halbinsel bis an den Borysthenes Klein-Scythien, welcher Name zu Strabo's Zeit noch über das Land bis an den Ister, das die Thracier sonst besaßen, ausgedehnt ward und also Alt-Scythien mitbegriff.

Seapoys auch (Sipoys ein indisches Wort), wird in Ostindien die aus Landeseingebornen gebildete Infanterie genannt. Die Franzosen sahen zuerst ein, daß die Transportirung europäischer Truppen in jene Niederlassungen zu kostbar sey, und daß die meisten zur See oder in Ostindien selbst ein Opfer des veränderten Clima's würden; sie nahmen also Hindus in Sold, die Engländer ahmten dies bald nach, und Lord Clive errichtete in Bengalen allein 32 Regimenter. Gegenwärtig unterhält die ostindische Compagnie 69 Regimenter Seapoys, die ungefähr 150,000 Mann ausmachen. Eben so sind auch mehrere Regimenter Cavallerie blos aus Landeseingebornen errichtet worden. Die Seapoys werden gut, und noch besser als die europäischen Truppen, bezahlt; sie bekommen monatlich ungefähr 5 Thaler Sold, im Kriege aber die Hälfte mehr, bestehen aus Grenadier- und Füselircompagnien, und haben auch Feldstücke, bei denen jedoch europäische Artilleristen sind. Ihre Kleidung ist sehr leicht und bequem, denn sie besteht blos in einer rothen Tuchjacke (deren Aufschläge bei jedem Regiment anders sind), einem Leibchen von weißem Kattun

unter derselben, Beinkleidern, die nur die halben Lenden bedecken, und ein Paar Bambuschen oder Pantoffeln mit vorn gekrümmten Spitzen; Strümpfe haben sie nie, und den Kopf deckt eine Art von leichtem Turban. Ihre Waffen bestehen in einer Flinte und einem Degen, den sie an einem über die Achsel gehängten Riemen tragen. Sie sind zwar nicht so tapfer und geschickt als die europäische Miliz, aber sie werden eben deswegen auch nicht geschont, und zur Avantgarde, zum kleinen Kriege, und überhaupt zu den gefährlichsten Unternehmungen genommen, wobei sie sehr gute Dienste leisten. Auch sind sie duldsam und unermüdet; und das Gesetz der Hindus, welches verbietet, Fleisch und alles, was von Thieren herrührt, zu essen, macht sie sehr mäßig und genügsam.

Sebastian, König von Portugal, ein Enkel König Johanns III., war 1554 geboren und erhielt den Thron schon in seinem dritten Jahre. Von seinen jesuitischen Erziehern ward er dem Geist der damaligen Zeit gemäß für die Idee begeistert, die Ungläubigen in Afrika zu bekriegen und dort ein christliches Reich zu stiften. In dieser Absicht nahm er an einem in dem Reiche Marocco entstandenen Erbfolgekrieg Theil und ging mit einem Heer von 15,000 Mann nach Afrika, verlor aber gegen den weit stärkeren Feind in einer blutigen Schlacht am Flusse Luco bei Alcazar 1578 das Leben, und seine Truppen wurden fast alle getödtet oder gefangen. Mit ihm fiel das bisherige Ansehn Portugals, das bald nachher eine spanische Provinz wurde. In der Folge traten mehrere falsche Sebastiane auf, die zum Theil von den über die spanische Regierung mißvergnügten Portugiesen unterstützt wurden. Einer derselben spielte am längsten und wahrscheinlichsten seine Rolle in Italien, besonders zu Venedig; er wurde aber den Spaniern ausgeliefert, und 1603 zu S. Lucar gehenkt.

Sebastiani (Graf Horatio), als Diplomatiker und französischer General auch in Deutschland aus der Napoleonischen Zeit hinreichend bekannt, ist 1775 in Corsica geboren, und zwar in einer mit der Buonapartischen verwandten Familie. Er widmete sich dem Waffendienst, durchlief die untern Grade schnell und machte sich insbesondere in den italienischen Feldzügen unter Buonaparte durch Gewandtheit und Bravour bemerkbar. Dieser bewies ihm besonderes Vertrauen, so daß er vorzüglich in diplomatischen Geschäften häufig die wichtigsten Aufträge erhielt. Großes Aufsehen machte in dieser Hinsicht die Sendung Sebastiani's kurz nach dem Frieden von Amiens nach Ägypten, und der darüber im Moniteur mitgetheilte Bericht. Der unruhige, immer über neuen Planen brütende Geist seines Herrn, der ihm diese Sendung aufgetragen hatte, und den Bericht darüber in einer officiellen und genehmigenden Form in Europa verbreitete, leuchtete daraus allerdings auf das klarste hervor; auch benutzte das englische Ministerium bei dem kurz darauf wieder ausbrechenden Kriege diesen Bericht Sebastiani's auf das stärkste, um die Nothwendigkeit, Buonaparte in seinen Entwürfen zuvorzukommen, darzuthun. Im Jahr 1806 schickte Napoleon Sebastiani nach Constantinopel. Er kam hier in einem Augenblick an, wo er der Pforte sehr nützlich seyn, und den Engländern einen wichtigen Plan vereiteln konnte. Diese hatten mit einer starken Flotte unter Admiral Duckworth die Dardanellen forcirt, und bedrohten Constantinopel mit einem Bombardement. Sebastiani vermochte das türkische

Ministerium, den englischen Admiral mit Unterhandlungen hinzuhalten, während deren er die furchtbarsten Vertheidigungsanstalten veranlaßte und mit einer außerordentlichen Thätigkeit selbst leitete und ausführen half. Sobald dies geschehen, wurden die Unterhandlungen mit Duckworth abgebrochen, der nun unverrichteter Sache abziehen mußte. Später diente Sebastiani in Spanien, hierauf in Rußland, und in den Feldzügen von 1813 und 1814 mit Auszeichnung. Seine letzte Waffenthat war die Befreiung von Rheims am 13ten März 1814. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba zeigte er sich aufs neue als dessen eifrigen Anhänger; er wurde in die Deputirtenkammer und nach der Schlacht von Waterloo zu einem der Commissarien erwählt, die mit den Verbündeten über den Frieden unterhandeln sollten. Nach der zweiten Restauration lebt Sebastiani ohne öffentliche Anstellung in Paris.

Seciren, s. Section.

Seckendorf (Veit Ludwig von), bedeutend als Staatsmann, groß als Gelehrter, war aus einem alten Adelsgeschlechte Frankens zu Herzogenaurach bei Erlangen 1626 geboren. Während der Vater, fürstbischöflichbambergischer Stallmeister und Amtmann zu Herzogenaurach, im Heere Gustav Adolphs focht, lebte die Mutter, eine Urenkelin jenes ritterlichen Verfechters der evangelischen Freiheit im schmalkaldischen Kriege, Sebastian Schärtlins von Burtenbach, mit der Familie abwechselnd in Coburg, Mühlhausen und Erfurt. Von geschickten Lehrern vorbereitet, bezog der talentvolle Knabe 1638 das Gymnasium zu Coburg. Herzog Ernst von Gotha, der ihm wohlwollte, ließ ihn zugleich mit zwei Prinzen besonders unterrichten, rief ihn alsdann auf das gothaische Gymnasium und ersetzte ihm durch fürstliche Milde den frühen Verlust des Vaters, den ein schwedisches Kriegsgericht 1642 zum Tode verurtheilt hatte. Auch die Königin Christine, Torstensohn und vornehmlich der edle Hauptmann Mortaigne nahmen sich des ausgezeichneten Jünglings thätig an, welcher, trefflich vorbereitet, im 17ten Jahre die Universität Straßburg bezog. Hier studirte er drei Jahre lang außer der Rechtswissenschaft auch Philosophie, Geschichte, das classische Alterthum und die Hauptzweige der Theologie, besuchte die Niederlande, und kehrte, nach einigem Schwanken, ob er Kriegsdienste nehmen sollte, zu den Seinen nach Erfurt zurück, um sich um ein Civilamt zu bewerben. Auf dieser Reise besuchte er seinen fürstlichen Wohlthäter zu Gotha, der ihn bald als Hofjunker, frei von den gewöhnlichen Dienstleistungen, anstellte. An Ernsts Hofe, dieser hohen Schule der Weisheit, Frömmigkeit und jeglicher Tugend, im Umgange mit trefflichen Männern und unter der besondern väterlichen Leitung des frommen Herzogs selbst, der ihm die Aufsicht über die Bibliothek anvertraute und seinen Studien die Richtung auf künftigen heilsamen Gebrauch für Staat und Kirche gab, reifte Seckendorf schnell vom Zöglinge zum würdigen Regierungsgehülfen seiners Erziehers. Im J. 1652 ward er Hof- und Justizrath, 1656 geheimer Hof- und Kammerrath (auch Hofrichter in Jena) und 1664 wirklicher geheimer Rath und Kanzler. In diesen Ämtern nahm er rathend und helfend fast an allen wichtigen Reformen Theil, die Ernst in der Staatsverwaltung, in den Angelegenheiten der Religion und Volksbildung unternahm. Für den

Unterricht der herzoglichen Prinzen entwarf er eine statistische und staatsrechtliche Beschreibung des h. röm. Reichs deutscher Nation, für das gothaische Gymnasium ein Compendium historiae ecclesiasticae, das Artopöus in Straßburg vollendete. Aus nicht ganz bekannten Ursachen, aber seiner vertrauten Verbindung mit seinem fürstlichen Freunde unbeschadet, trat Seckendorf im Jahr 1664 als geheimer Rath, Kanzler und Consistorialpräsident in die Dienste des Herzogs Moritz von Zeitz. Auch hier wirkte er kräftig und wohlthätig, sah sich aber bald in so verdrießliche Verhältnisse verwickelt und so verunglimpft, besonders wegen der von ihm beförderten, aber nur unvollkommen bewirkten Aufhebung des Collegiatstifts in Zeitz, daß er nach Moritzens Tode 1681 seine Ämter niederlegte, und sich auf sein Gut Meuselwitz bei Altenburg zurückzog. Hier verlebte er ein Jahrzehend in glücklicher Muße, beschäftigt mit gelehrten Forschungen, mit der Ausarbeitung seines großen Werks über das Lutherthum, und durch Briefwechsel mit den ersten Gelehrten jener Zeit verbunden. Zugleich war er Landschafts- und Oberst-Uerdirector des Fürstenthums Altenburg. Doch noch einmal sollte er den Schauplatz öffentlicher Wirksamkeit betreten. Churfürst Friedrich III. von Brandenburg rief ihn 1691 als geheimen Rath nach Berlin und stellte ihn als Kanzler an die Spitze der eben gestifteten Universität Halle. Seckendorf schied nicht ungern aus seiner Ruhe, erlag aber bald nach seiner Ankunft in Halle wiederholten Anfällen von Steinschmerzen. Unter heilsamen Entwürfen starb er den 18. December 1692. Sein einzig r Sohn starb bald nach ihm. Erscheint Seckendorf höchst liebenswürdig als Mensch, streng gerecht bei Güte und Milde, voll deutscher Treue und Biederkeit, stets würdevoll und bescheiden, mit echt religiösem Sinn, so daß er mit Recht omnium Nobilium christianissimus et omnium Christianorum nobilissimus heißen konnte, so erscheint er nicht minder achtungswerth als Gelehrter. Neben der ausgebreitetsten Sprachkenntniß war er in dem weiten Felde der Geschichte, Staatenkunde und der positiven Rechte ganz einheimisch. Stand er in der Rechtsphilosophie Pufendorf nach, so ward auch der bittre Streit über das Princip des Naturrechts weder von ihm veranlaßt, noch von ihm so leidenschaftlich geführt, wie von dem gewandten Gegner. Als Staatsmann zeigte er überall, unter den verwickelten Verhältnissen der sächsischen Häuser, eben so viel Einsicht und Gewandtheit als rechtlichen Sinn. Sein deutscher Fürstenstaat, nach Ernsts Grundsätzen entworfen, war zu seiner Zeit ein höchst brauchbares Handbuch der Staatslehre und Regierungskunst. Als Theolog gehörte er im Fache der Exegese, Dogmatik und Kirchengeschichte zu den Kennern. Gründliche theologische Kenntnisse zu verbreiten, den Lehrstand zu heben und zu veredeln und durch Verbreitung thätigen Christenthums das Heil der protestantischen Kirche zu befördern, dahin suchte er kräftig zu wirken, besonders auch in seinem Christenstaat (Leipzig 1685). Aber sein Hauptwerk im Felde der Theologie ist sein Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismo etc. (zuerst Leipzig 1688, vollendet in Fol., Frankfurt und Leipzig 1692), zu dessen Ausarbeitung er sich vornehmlich durch Maimburgs verunglimpfende Histoire du Lutheranisme aufgefodert fühlte. Abgesehen von der Polemik und der unbequemen Einrich-

tung bleibt dieses Werk, für welches er die reichhaltigsten Urkundensammlungen mit unnennbarem Fleiße benutzte, noch jetzt eine der reichhaltigsten und zuverlässigsten Quellen für jenen merkwürdigen Zeitraum, den das Leben und Wirken des großen Reformators ausfüllt. Außerdem erschienen von Seckendorf deutsche Reden, einige ascetische und Gelegenheitsschriften, und verschiedene geistliche Dichtungen in den ältern Gesangbüchern. Für die Acta Eruditorum war er sehr thätig. — Schlecht geschrieben, aber genau und vollständig ist Schrebers Historia vitae et meritorum Viti Ludov. a Seckendorf, Lips. 1733, 4.

Seckendorf (Friedrich Heinrich, Reichsgraf von), k. k. Feldmarschall, des Vorigen Brudersſohn und Erbe. Dieser durch Thaten und Schicksale ausgezeichnete Mann, der als Krieger und Diplomatiker tief in die Weltbegebenheiten eines halben Jahrhunderts eingriff, war den 5ten Juli 1673 zu Königsberg in Franken geboren. Nach des Vaters frühem Tode nahm ihn der Oheim zu sich nach Zeitz und Meuselwitz. Von diesem selbst im Naturrecht und in der Staatenkunde, von Privatlehrern in neuern Sprachen und auf der Zeitzer Schule von Cellarius in der Mathematik und Philologie unterrichtet, studirte er von seinem 15ten Jahre an zu Jena, Leipzig und Leyden, wo er 1693 seine akademischen Studien mit einer juristischen Disputation schloß. Der Tod des Oheims entschied seine Neigung zum Kriegsdienst. Er trat als Freiwilliger in die englisch-holländische Armee unter Wilhelm III. von England, ging aber schon 1694 als Cornet bei dem gothaischen Kürassierregiment von Wartensleben zur Reichsarmee, die unter dem Markgrafen Ludwig von Baden am Mittelrhein wider Frankreich focht. Des thatenlosen Stillstehens überdrüßig nahm er seinen Abschied, um unter den würtembergischen Miethstruppen der Republik Venedig in Morea zu dienen. Dieser Plan ward durch den Markgrafen Georg Friedrich von Anspach verändert, welcher ihn auf einer Reise durch Italien als Hofcavalier mit sich nahm und ihn dann als Hauptmann bei dem Infanterieregimente anstellte, das er für des Kaisers Dienst sammelte. Er ging mit demselben an den Rhein. Aber diesen Feldzug endigte der Ryswicker Friede eben so schnell, als der Carlowitzer den folgenden, der das anspachsche Regiment nach Ungarn wider die Türken führte, und Seckendorf kehrte unwillig nach Anspach zurück, wo ihn der Markgraf zum Kammerjunker und Major ernannte. Erst der spanische Erbfolgekrieg gab ihm Gelegenheit, seine militärischen Talente zu entfalten. Die anspachschen Truppen wurden in holländischen Sold verliehen. Seckendorf kam als Oberstlieutenant zu den Dragonern und wohnte der Belagerung von Kaiserswerth, den Eroberungen von Venloo, Rüremonde, Lüttich und mehrern Gefechten, auch der unglücklichen Schlacht am Speyerbache bei, die den Entsatz von Landau vereitelte (1703). Die siegenden Franzosen und Bayern standen als Herren von Oberdeutschland an der Donau; da überschritt Marlborough, dessen Vorläufer Seckendorf war, den Rhein und reichte bei Hochstädt Eugen die Hand zur Vernichtung der feindlichen Schaaren. Seckendorf allein mit seinen Dragonern eroberte 16 Fahnen. Von Marlborough mit Lob überhäuft, von Eugen mit einem Vertrauen begleitet, das nie wieder schwand, von seinem Fürsten zum Obersten und Inhaber eines Infanterieregiments

erhoben, ging er zurück an die Mosel, focht in Brabant, theilte 1706 den blutigen Sieg bei Ramillies, half Antwerpen, Ostende, Menin, Dendermonde und Ath wegnehmen und wirkte entscheidend mit zur Niederlage der Franzosen bei Oudenarde. In der viermonatlichen Belagerung von Ryssel unter Eugen (1708) führte er die Oberaufsicht über die Laufgräben und leistete troß mehreren Wunden die wichtigsten Dienste. Da ihm aber nach der Übergabe geheime Ränke die versprochene Commandantenstelle entrissen, verließ er das Heer, und trat mit Eugens geheimer Bewilligung als Generalmajor in König Augusts II. von Polen Dienste; er wohnte aber noch als Freiwilliger der Eroberung von Tournay und dem Siege bei Malplaquet bei, worauf er das Commando der sächsischen Miethtruppen übernahm, als eben durch Marlboroughs Abberufung die Aussicht zu kriegerischen Thaten verschwunden war. Willkommen war es ihm daher, als polnischer Gesandter nach dem Haag zu gehen, und so mittelbaren Antheil am Utrechter Frieden (1713) zu nehmen. Die Polen zur Ruhe zu bringen, führte er sodann Truppen nach Warschau, kehrte aber 1714 nach Dresden zurück, leitete, zum Generallieutenant ernannt, die Kriegsrüstungen, rückte 1715 mit dem sächsischen Heere in Vorpommern ein, vereinigte sich mit den Preußen und wirkte nachdrücklichst zum Falle Stralsunds mit. Dann ging er mit dem Heere nach Polen, die neuen Unruhen zu dämpfen, und kehrte 1716 nach Sachsen zurück. Hier erhielt er das Patent als kais. königl. Generalfeldmarschall-Lieutenant. Er führte dem Kaiser zwei anspachsche Regimenter zu, mit denen er eben noch anlangte, um an Eugens großem Siege vor Belgrad Theil zu nehmen. Spanien hatte inzwischen den Türkenkrieg benutzt, dem Kaiser Sardinien zu entreißen, und einen Theil Siciliens zu erobern; Messina war gefallen und Milazzo wurde belagert. Eilig wurde Seckendorf mit 6000 Mann zur Verstärkung dahin abgeschickt. Er hatte den feindseligsten Widerstand der Elemente bei der Überfahrt zu bekämpfen, kam endlich im J. 1719 zu Milazzo an, und wehrte den Fortschritten der Feinde, bis Mercy's Ankunft mit 15,000 Mann frischer Truppen den Entsatz der Festung vollendete. Seckendorf unterwarf hierauf die liparischen Inseln, kehrte dann nach Sicilien zurück, konnte aber durch seine Tapferkeit Mercy's Niederlage im Thale von Francavilla nicht hindern. Trotz mehrern Wunden entriß er den Spaniern die meisten von ihnen besetzten Küstenstädte, und schloß endlich zu Girgenti im Mai 1720 den sogenannten Evacuationsvertrag, der Sicilien und Sardinien unter des Kaisers Herrschaft brachte. Dankbar sandte ihm Carl VI. das Reichsgrafendiplom vom 2ten April 1719. Während des allgemeinen Friedens von 1721 an wurde er zum kaiserlichen Feldzeugmeister ernannt, und ihm gestattet, vom König August, der ihn schon vorher zum geheimen Rathe und polnisch-sächsischen General der Infanterie gemacht hatte, das Gouvernement von Leipzig anzunehmen. Fünf Jahre angenehmer Ruhe verlebte er hier. Von 1726 bis 1734 trat er wiederum in eine Thätigkeit, die auf die Staatenverhältnisse den entscheidensten Einfluß hatte. Im August 1726 begab er sich mit unumschränkter Vollmacht nach Berlin und wußte sich die Gunst des Königs in solchem Grade zu erwerben, daß dieser dem hannöverischen Bündniß entsagte, und nicht nur im Tractat von Wusterhausen

die pragmatische Sanction anerkannte, sondern auch später dem Kaiser im Angriffsfall 10,000 Mann Hülfstruppen zusagte. Seckendorf empfing zur Belohnung seiner diplomatischen Strategie den Charakter eines kaiserlichen geheimen Raths. Um Preußens Bruch mit England noch entschiedener zu machen, hintertrieb er die Vermählung des Kronprinzen mit der englischen Prinzessin Amalia, und bewirkte die Verlobung desselben mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig Bevern (s. d. Art.), einer nahen Verwandten des Kaisers. Dadurch aber zog er des Prinzen tiefsten Unwillen auf sich, den dieser Fürst stets gegen ihn behielt, wiewohl er Seckendorfs eifrigste Verwendung rühmend anerkannt, als sein harter Vater im Begriff stand, ihn dem Schaffot zu überliefern. Für gleiche Zwecke, wenn auch nicht überall mit gleichem Erfolg, erschien Seckendorf während seiner Berliner Anstellung an mehrern andern Höfen als kaiserlicher Bevollmächtigter. Am fruchtlosesten waren seine Bemühungen am Dresdner Hof, der sich endlich bewogen fand, über seine unbefugte Zudringlichkeit Beschwerde zu führen; ein Verfahren, das der Kaiser nur der obwaltenden Umstände wegen ungerügt ließ. Dieser, besorgt über den Sevillischen Bund der bourbonischen Häuser und der beiden Seemächte, wünschte vor allem, sich der deutschen Stände zu versichern. Seckendorf wirkte dazu mit Rath und Hülfe, und während England den Wiener Vertrag schloß, und darin die pragmatische Sanction anerkannte, bereis'te er die Höfe von Cassel, Braunschweig, Anspach, Bayreuth und Gotha, und bewirkte fast überall günstige Gesinnungen für den Kaiser und sein Erbfolgegesetz. Mit doppelten Aufträgen ging er im April 1732 nach Copenhagen, überwand alle Hindernisse, und schloß mit Christian VI. einen Vertrag, worin derselbe einmal das kaiserliche Erbfolgegesetz anerkannte, sodann auch dem Herzoge von Gottorp eine genügende Entschädigung versprach, wogegen Österreich und Rußland die Länder der dänischen Monarchie mit Inbegriff Schleswigs garantirten. Um den König von Preußen, der gegen Österreich mißtrauisch geworden war, in die frühere günstige Stimmung zurückzuführen, eilte Seckendorf nach Berlin, und veranstaltete eine Zusammenkunft des Kaisers und Königs zu Kladrup in Böhmen, von der Friedrich Wilhelm vollkommen beruhigt durch neue Versicherungen wegen Jülich und der Anwartschaft auf dasselbe zurückkehrte. Darauf begann Seckendorf auch die Unterhandlungen mit den Generalstaaten, beseitigte gewandt alle Schwierigkeiten, und bewirkte endlich auch Hollands Beitritt zum Wiener Vertrag für die Hauptpunkte, namentlich für die pragmatische Sanction. Aber in die verwickeltste und schwierigste Thätigkeit zog ihn endlich die polnische Thronfolge, die fast alle europäischen Cabinetter beschäftigte. Noch bei Lebzeiten Augusts II. wurde von ihm, dem russischen Gesandten, Grafen von Löwenvolde, und dem preußischen Bevollmächtigten ein Tractat abgeschlossen, in welchem die drei Mächte versprachen, bei eintretender Thronerledigung alle französischen Bewerber auszuschließen, und den Infanten Immanuel von Portugal zu unterstützen. Aber Augusts plötzlicher Tod noch vor Ratificirung dieses Tractats änderte die Stimmung der Höfe, und Österreich und Rußland versprachen dem jungen Churfürsten von Sachsen ihren Beistand. Umsonst suchte Seckendorf den König von Preußen zu gleicher

Willfährigkeit zu bewegen; er mußte sich begnügen, den Unwillen des-
selben in Schranken zu halten. Diese Schonung war um so nothwen-
diger, da Frankreich, mit Spanien und Sardinien im Bunde,
um der polnischen Thronbesetzung willen den Krieg in den kaiser-
lich-italienischen Staaten entzündet, Lothringen besetzt hatte,
und drohend am Rhein stand. Carl VI. war in höchster Bedräng-
niß, ohne Geld und hinlängliche Heeresmacht. Dieser Noth ab-
zuhelfen, spannte Seckendorf alle Federn. Wirklich gehörte sein
Ansehen, seine Beharrlichkeit und eigenthümliche Überredungskraft,
aber auch Friedrich Wilhelms religiöse Achtung für Kaiserwürde
und Reichsehre dazu, um mit diesem von Österreich entfremdeten,
überall von dem französischen Botschafter umschlichenen Monar-
chen endlich auf dem Grunde des Wusterhauser Vertrags eine Con-
vention abzuschließen, nach welcher der König, freilich unter son-
derbaren Beschränkungen, 10,000 Mann Hülfstruppen an den
Rhein zu senden versprach. Dieser diplomatische Sieg Seckendorfs
machte zugleich dem Zögern Bayerns, der Pfalz und Cölns ein
Ende. Er eilte hierauf nochmals nach Copenhagen, um auch
hier Miethstruppen zu dingen, und erhielt bei dieser Gelegenheit
vom Könige Christian VI. den Elephantenorden, nachdem er schon
früher mit dem polnischen weißen Adlerorden beschenkt und zum
Johanniter-Ritter war erhoben worden. Endlich brachte es sein
rastloser Eifer dahin, daß 1734 und 1735 die Reichsarmee am
Rheine versammelt war. Der sieggewohnte Eugen übernahm den
Oberbefehl, erbat sich aber den Grafen Seckendorf zum Beistand,
der bereits zum Reichsgeneral der Cavallerie ernannt worden war.
Philippsburg war eben gefallen, als er ankam. Der Zustand des
Heeres war elend, und der Prinz wagte nichts Entscheidendes.
Während Seckendorf fortfuhr, die Berliner Angelegenheiten auch aus
der Ferne zu leiten, wandte er als Gouverneur von Maynz den
Winter an, dieses Bollwerk Deutschlands zu verstärken. Im Feld-
zuge von 1735 war er es allein, der sich durch glückliche Operatio-
nen auszeichnete. An der Spitze von etwa 30,000 Mann über-
stieg er den Hundsrück, und lieferte am 20sten October 1735 das
Treffen bei Clausen. Im Begriff, die erfochtenen Vortheile
zu benutzen, und in Champagne einzudringen, erfuhr er den Waf-
fenstillstand, dem bald der Friede folgte. August wurde zwar als
König von Polen anerkannt, aber Österreich verlor Neapel und
Sicilien, und außerdem das Zutrauen seiner deutschen Bundesge-
nossen. Zürnend über diesen Ausgang, wollte Seckendorf sich in
den Privatstand zurückziehen, als sich Österreich in einen neuen
Türkenkrieg verflochten sah. Empfohlen von dem sterbenden Eu-
gen, erhielt Seckendorf 1737 als Feldmarschall den Oberbefehl
über das 44,000 Mann starke Heer, welches bei Belgrad stand.
Trotz dem mangelhaften und muthlosen Zustande des Heeres, und
trotz den Hindernissen, die ihm Gebundenheit im Operationsplan
und ausgetretene Flüsse in den Weg stellten, besetzte er das tür-
kische Servien. Nissa ergab sich den 25sten Julius 1737. Allein
die Insubordination der Unterbefehlshaber, die erfolglosen Unter-
nehmungen des Prinzen Joseph von Hildburghausen und Kheven-
hüllers, und die Feigheit des Commandanten von Nissa versetzten
ihn bald in eine mißliche Lage, und indem seine Feinde, deren
er als Ausländer und Protestant hatte, die Gefahr noch vergrö-
ßerten, gelang es ihnen, seinen Sturz zu bewirken. Er ward

abgerufen, zur Rechenschaft gezogen, und, ungeachtet er sich rechtfertigte, in strengem Gewahrsam behalten. Der Kaiser suchte sein Verfahren beim Reichstage in einem langen Manifest zu rechtfertigen. Verfolgt von der Wuth des Wiener Pöbels, ward Seckendorf nach Grätz gebracht, wo er noch über zwei Jahr gefangen saß, während der Krieg unglücklich fortgesetzt und beendigt wurde. Erst Maria Theresia setzte ihn in Freiheit, und bestätigte alle seine Würden, ohne ihm jedoch eine Anstellung zu geben. Unter diesen Umständen glaubte sich Seckendorf als Gouverneur der Reichsfeste Philippsburg dem neuen Kaiser, Carl VII., verpflichtet. Er empfing von demselben, nach einigen Sendungen nach Dresden und Berlin, den Oberbefehl der bayerschen Armee. Bayern ward von ihm befreit, und Braunau besetzt. Aber schlecht unterstützt von den Franzosen, mußte er der Übermacht des Prinzen Carl von Lothringen wieder weichen, welcher bis an den Rhein vordrang. Unterdeß ging Seckendorf auf Friedrichs II. Verlangen nach Potsdam, und half dort die Union vorbereiten, die zwischen Preußen, Bayern, Pfalz und Hessencassel im Mai 1744 zu Frankfurt geschlossen wurde. Als darauf Friedrich II. in Böhmen einbrach, und der Prinz Carl zum Beistande der Erbstaaten zurückeilte, drang Seckendorf abermals vor, befreite ganz Bayern, führte den Kaiser nach München zurück, und legte den 1sten December 1744 freiwillig das Commando nieder. Als bald nachher der Kaiser starb, trug er thätig dazu bei, dessen Sohn mit Österreich zu versöhnen. Der Friede zu Füssen war Seckendorfs Werk, und zugleich die Schlußhandlung seines thatenreichen politischen Lebens. Von Kaiser Franz I., den er in Frankfurt begrüßte, gütig aufgenommen, und in allen früher im kaiserlichen Dienst errungenen Ehrenstellen bestätigt, begab er sich auf sein Schloß nach Meuselwitz, dort als Privatmann sein Leben zu enden. Auch hier blieb seine Ruhe nicht ungestört. Der Tod raubte ihm eine Gemahlin, mit der er 58 Jahr zwar kinderlos aber glücklich verbunden gewesen. Während des siebenjährigen Kriegs aber ließ Friedrich II. den 85jährigen Greis, unter dem Vorwande eines nachtheiligen Briefwechsels mit Österreich, im December 1758 plötzlich in Meuselwitz überfallen, und aus der Kirche, wo er sich eben befand, nach Magdeburg abführen. Dort mußte er ein halbes Jahr gefangen zubringen, bis die Erlegung einer großen Geldsumme, und die vom Könige gewünschte Auswechslung des bei Collin gefangenen Prinzen Moriz von Dessau ihm die Freiheit verschafften. Sich nicht neuen Gefahren Preis zu geben, ging er auf einige Zeit nach Franken, kehrte 1760 nach Meuselwitz zurück, und wendete hier den Rest seiner schwindenden Kräfte an, seinen militärischen Lebenslauf schriftlich aufzusetzen. Er sah noch das Ende des ihm so wichtigen Kampfes, und starb zu Meuselwitz den 23sten Nov. 1763 im 91sten Lebensjahre. — Sehr verschieden ist das Urtheil über diesen Mann, der durch ein funfzigjähriges öffentliches Wirken mächtig in seine Zeit eingriff, und sie schaffen half. Friedrich II., dessen Plane er mehrmals kreuzte, spricht von ihm nicht ohne Parteilichkeit, noch gehässiger sind die Declamationen Pöllnitzens. Vorzügliche Talente, ungemeine Kenntnisse und Erfahrungen im Felde, wie im Cabinet, konnten ihm selbst seine Feinde nicht absprechen, dagegen schildern sie seinen Charakter, besonders in diplomatischer Hinsicht,

mit den schwärzesten Farben. Aber auch hier ist vieles übertrieben. Deutschlands Wohlfahrt und Ehre lagen ihm am Herzen, und er sah wohl ein, daß diese nur durch einmüthiges Anschließen Aller an das Reichsoberhaupt erhalten werden könnten. Für diesen Zweck arbeitete er als ein deutscher Patriot mit Hintansetzung aller Nebenrücksichten. Liebenswürdig mochte er allerdings wenigen erscheinen, aber er verschmähte Arglist und Verstellung, und verfolgte sein Ziel gerade und kräftig. Ehrgeiz lag ohne Zweifel in seiner Seele, aber er richtete ihn auf das Große und Würdige. Nur in voller Thätigkeit fand er Genüge, und wie unhold sich auch das Glück ihm zeigte, er ließ nicht ab in seinem Streben, es bei der Stirn zu erfassen. Er war sparsam, aber nie bei würdigen Gegenständen oder auf unwürdige Weise. Wie er für die Bedürfnisse der Soldaten mit eigenen Aufopferungen sorgte, so stiftete er auch im engern Kreise seiner Untergebenen viel Gutes. Sein Wille war herrisch, aber gerecht, in seinem Privatleben herrschte die pünktlichste Ordnung und Sittenstrenge. Die Religion war seine Begleiterin im Glück und Unglück. Einen würdigen Biographen hat er an Theresius von Seckendorf gefunden, dessen Versuch einer Lebensbeschreibung des F. M. Gr. v. Seckendorf, Leipzig 1792 und 1794, in 4 Bänden erschienen ist. — Von des Feldmarschalls Bruder, Ernst Ludwig, Freiherrn von Seckendorf, geboren 1672, gest. 1741 als königlich preußischer geheimer Staatsminister, stammt das gegenwärtig im Fürstenthume Altenburg und in Sachsen ausgebreitete Seckendorfische Geschlecht ab.

Seckendorf (Anton Gustav Freiherr von), ist geboren den 20sten November 1775 zu Meuselwitz, wo sein Vater, ein Bruderssenkel des Feldmarschalls, als herzoglich = braunschweigischer Oberster und Majoratsherr der Familiengüter lebte. Er studirte auf dem Gymnasium zu Gotha, auf der Bergakademie in Freiberg und auf den Universitäten Leipzig und Wittenberg, ging 1796 nach Nordamerika, wo er sich verheirathete, kam nach zwei Jahren zurück, und wurde erst bei der Direction des Acciswesens in Sachsen, dann als Assessor bei der Landescommerziendeputation in Dresden und hierauf als Amtshauptmann zu Torgau angestellt. Von da wurde er 1807 als Kammerdirector nach Hildburghausen berufen; aber schon nach sieben Monaten bat er um seine Entlassung, die ihm auch mit dem Prädicat eines geheimen Raths zugestanden wurde. Er beschloß nunmehr, unabhängig der Kunst und Wissenschaft zu leben. Als geistvoller Declamator trat er unter dem Nahmen Patrik Peale, mit welchem er einige literarische Kleinigkeiten bezeichnet hatte, in Süddeutschland, in der Schweiz und in Norddeutschland auf und hielt öffentliche Vorlesungen. Sein Bestreben ging vorzüglich auf Ausbildung der Theorie der Declamation und Mimik. Seine Kunstreise dauerte von 1808 — 1811. Da legte er den fingirten Namen wieder ab, und trat in Göttingen als Docent auf. Im Julius 1814 wurde er von dem zurückgekehrten Herzog als Professor der Philosophie und Ästhetik am Collegio Carolino zu Braunschweig angestellt. Der deutsche Merkur lieferte seine Bemerkungen über die vereinigten Staaten von Nordamerika, und mehrere Gedichte. Poetische Arbeiten enthielten auch die Erholungen und andre Zeitschriften. Seine Abhandlung: Ist die sächsische Wollenmanufactur ihrem

Verderben nahe? wurde gern gelesen. Otto III., Julius von Frohenhayn und eine mißgedeutete Posse: Feuer, Feuer! nannte er selbst ästhetische Fehlgriffe. Die Abhandlung über die Grundform der Toga bewirkte in Göttingen seine Doctorpromotion. Hierauf schrieb er: Kritik der Kunst (eine Theorie der schönen Künste); Vergleichung der bildenden Kunst des Alterthums und der neuern Zeit; Beiträge zur Philosophie des Herzens; Aphorismen zum Versuch der Anschauung der Gesetze des Universi; Grundzüge der philosophischen Politik; und gab ein Oratorium, Christi Geburt betitelt, und von Schneider componirt, Adelheid von Burgau, eine Romanze, Orsina, Trauerspiel, und Vorlesungen über Declamation und Mimik heraus.

Seckendorf (Carl Siegmund, Freiherr von), Sohn des markgräflich bayreuthischen Geheimenrathes und Ministers Freiherrn Joh. Wilh. Friedr. v. Seckendorf, ward geboren zu Erlangen den 26sten November 1744. Seine Talente und wissenschaftliche Bildung zogen ihn früh als Kammerherrn an den weimarischen Hof, der eben damals, unter der erleuchteten, Kunst und Wissenschaft liebenden Herzogin Amalie, ein schöner Vereinigungspunkt ausgezeichneter Köpfe zu werden anfing. Während Seckendorf hier mit eigenen gelungenen Versuchen in der vaterländischen Poesie auftrat, und Wielands deutschen Merkur durch vermischte Aufsätze bereicherte, war er in Verbindung mit mehrern Gelehrten zugleich bemüht, die bis dahin von den Deutschen noch wenig gekannten Schätze der spanischen und portugiesischen Literatur ans Licht zu ziehen. Er lieferte die erste glückliche Probe einer deutschen Übersetzung der Lusiade von Camoens (in Bertuchs Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur), und ein Fragment aus der Geschichte von Granada (ebendaselbst). Ferner schrieb er die Geschichte Zhoangesee's oder das Rad des Schicksals; einiges für die Bühne, z. B. das vom Capellmeister Wolf in Weimar componirte Singspiel Superba. Auch trat er selbst als Componist auf, und gab besonders drei Sammlungen Volks- und andrer Lieder (Weimar 1779—1782) heraus. Im Jahr 1784 ward er von Friedrich II. als preußischer Gesandter im fränkischen Kreise angestellt, starb aber schon am 26sten April 1785 im 41sten Lebensjahre zu Anspach. — Aus derselben Linie des Seckendorfschen Geschlechts stammte:

Seckendorf (Leo, Freiherr von), durch Leier und Schwert eines bleibenden Andenkens würdig. Sein Vater war erst markgräflich anspachischer Kammerpräsident, darauf würtembergischer Kammerherr und Comitialgesandter zu Regensburg, und trat, nach widrigen Erfahrungen, späterhin in badensche Dienste, in welchen er zuletzt als bevollmächtigter Minister des Großherzogs am fürstlich primatischen Hofe erschien. Leo von Seckendorf war geboren zu Wonfurt bei Haßfurt ums Jahr 1773. Von der Natur mit herrlichen Kräften, mit einer reizbaren, für alle geistigen Eindrücke doppelt empfänglichen Organisation begabt, umfaßte er früh schon mit Liebe die Poesie und das Studium der Alten, und gab sich beiden während seiner akademischen Jahre in Jena und Göttingen vorzüglich hin. Noch bestimmter ward seinem Genius die Bahn gezeichnet, da er ums Jahr 1798 als Regierungsassessor nach Weimar und in enge Verbindung mit Wie-

land, Göthe, Herder und Schiller kam. Sein Streben ward nun fast ausschließend auf literarisch-ästhetische Wirksamkeit gerichtet. Zuerst erschienen von ihm Blüthen griechischer Dichter (Weimar 1800), an deren Übertragung man hauptsächlich ein überwessisches Handhaben der deutschen Sprachformen tadelhaft fand. Darauf gab er ein ausgezeichnetes Neujahrstaschenbuch von Weimar für das Jahr 1801 heraus. Zur großen Störung seiner äußern Ruhe verließ er im Jahr 1802 Weimar, ging bald darauf als würtembergischer Kammerherr und Regierungsrath nach Stuttgart, ward hier unglücklicher Weise in die Untersuchung eines angeblichen Majestätsverbrechens verwickelt, und kam als Staatsgefangener auf das Schloß Solitude, später nach Asberg. Beim Ausbruche des Kriegs 1805, da der österreichische Vortrab, und unter demselben Seckendorfs Oheim, der k. k. Feldzeugmeister Freiherr von Seckendorf, sich dem würtembergischen Gebiet näherte, ward er frei gelassen. Er hielt sich nun eine Zeit lang in Franken bei seinen Verwandten im stillen Umgange mit den Musen auf. Früchte seiner dichterischen Beschäftigungen waren einige Musenalmanache, die er in dieser Periode herauszugeben anfing (Regensburg 1806 und 1807). Eben war er im Begriff, wieder ein Civilamt in dem neuen Churfürstenthume Würzburg zu suchen, als die Krankheit seines Bruders, der in österreichischen Militärdiensten stand und brüderliche Pflege wünschte, ihm Veranlassung gab, nach Wien zu gehen. Die literarischen Schätze und der Umgang mit ausgezeichneten Gelehrten gewannen ihn für diese Stadt. Er verband sich mit seinem Freunde, Jos. Ludw. Stoll, zur Herausgabe des Journals Prometheus. Voll der Hoffnung, daß dadurch zugleich eine literarische Annäherung zwischen Süd- und Norddeutschland könne bewirkt werden, bot Seckendorf alles auf, sein Vorhaben in möglichster Vollendung auszuführen, und reis'te selbst noch einmal nach Sachsen zurück, um Beförderer und Theilnehmer zu gewinnen. So gedieh Prometheus (dessen erstes Stück im Frühjahr 1808 erschienen war) bis zum sechsten Stücke, als der Krieg von 1809 ausbrach. Österreich hallte wieder von Aufgeboten zur Landesvertheidigung; freiwillig und freudig traten Tausende aus den edelsten Wiener Familien unter die Waffen. Auch Seckendorf, der hier sein Vaterland gefunden, und dessen hellenisch-deutsches Gemüth den hohen Zweck dieses Kampfes mit Begeisterung erkannte, ging als Hauptmann im vierten Bataillon der Wiener Landwehr zum Heere. Als der Krieg sich von Bayern nach Österreich wälzte, folgte Seckendorf der Hillerschen Heeresabtheilung, die den heldenmüthigsten Kampf bei Ebersberg an der Traun bestand (s. d. Art.). Hier fand er den Tod, den er sich oft gewünscht hatte. Er war bei den vier Bataillons Wiener Landwehr, die mit spartanischer Ausdauer der vordringenden zwiefach stärkern Division Claparede entgegenstanden. Den Untergang vor Augen, wollte er eben mit seiner Mannschaft aus einem verschanzten Gebäude noch einen Ausfall nach der Brücke thun, als er durch einen Schuß schwer verwundet wurde. Man trug ihn in eine Scheuer der schon brennenden Stadt zu andern hülfslosen Kampfgenossen; dort starb er höchst wahrscheinlich vollends den Flammentod (6ten Mai 1809.)

Secretion oder Absonderung. Viele Bestandtheile der Organismen werden während ihres Lebens durch immerwährende Thätigkeit umgewandelt und zur weitern Lebensform unbrauchbar. Zur regelmäßigen Fortdauer ist die Wegschaffung derselben eben so nöthig, als ein stetiger Ersatz des Verlornen, so daß alles Lebendige, ohne seine Form auffallend zu ändern, dennoch nur im beständigen Wechsel seiner Bestandtheile bestehen kann. Der Ersatz geschieht aus dem Blute, und der Vorgang selbst heißt Secretion oder Absonderung. Beim Menschen und den mehrsten Thieren sondern sich zum Zwecke dieser Selbsterhaltung sowohl feste Stoffe als Flüssigkeiten ab. Die festen Stoffe crystallisiren aus den Haargefäßen sogleich an dem Orte ihrer Bestimmung, indem diese Gefäße, die einen Theil jedes Organs selbst ausmachen, eine für den Ersatz des Organs passend modificirte, gerinnbare Lymphe aus dem Blute aufnehmen und zur Erstarrung bringen. Die Flüssigkeiten aber haben nicht geradezu den Zweck, die Form zu erhalten, sondern dienen dazu, die unorganischen Nahrungsmittel dem Körper ähnlich zu machen (assimiliren), indem sie (Speichel, Magensaft, Galle) die Verdauung unterstützen und bewirken. In diesen secernirten Flüssigkeiten findet man die Bestandtheile des Blutes mit wenig Abänderung wieder, sie enthalten außerdem alle freies Alkali. Ihnen gegenüber stehen die **Excretionen** oder Aussonderungen, die ziemlich auf dieselbe Art und durch ähnliche Einrichtung von Organen bereitet werden, aber freie Säure enthalten und den Zweck haben, das Unbrauchbargewordene zu entfernen. Ts.

Sect. Diesen Namen führen gewisse starke spanische Weine, besonders der um Sevilla gebaute weiße köstliche **Xereswein**, theils süß (unter dem Namen **Pararet** bekannt), theils etwas bitter und magenstärkend. Er ist für viele Städte, und besonders für Cadix, Malaga, Amsterdam und Hamburg ein ansehnlicher Gegenstand des Handels, welcher in das Ausland getrieben wird.

Secten, Abtheilungen, entstehen überall, wo in gesellschaftlichen Verhältnissen eine bestimmte Ansicht, Meinung und Sitte sich als die herrschende geltend macht und allgemeine Unterwerfung fodert. Wenn aber, was in der Welt politischer Meinungen, wissenschaftlicher Ansichten und künstlerischer Bestrebungen sich eigen gestaltet, und als ein nur in diesen Beziehungen abgesonderter Verein von Bürgern, Gelehrten und Künstlern neben das Allgemeine oder Andersgesinnte tritt, lieber **Partei** oder **Schule** genannt zu werden pflegt, so bezeichnet der Sprachgebrauch mit dem Namen **Secten** durchgängig Religionsgesellschaften, die in und neben einer herrschenden Kirche bestehen und durch eigenthümliche Glaubensbekenntnisse und Verfassungen ein abgesondertes kirchliches Leben bilden. Keine abgesonderte Religionsgesellschaft mag sich selbst so nennen, indem jede in Lehrbegriff, Lebensordnung und Cultus das Richtige, zu allgemeiner Gültigkeit Geeignete zu besitzen meint; und je fester eine auf dieser Meinung besteht, desto leichter wird euch in ihren Augen jeder Verein zur Secte, der ihre Religion anders betrachtet und ausübt. (Vergl. d. Art. **Ketzer**.) Unter allen den Religionen, die in der civilisirten Welt verbreitet sind, giebt es Secten. Unter den Juden sondern sich die Verächter des Talmud (**Karaiten**) von den Verehrern desselben, den besonders in Europa angesiedelten **rabbini-**

schen Juden und von beiden die Samariter (s. d. Art.) ab. Der Islamismus hat außer den beiden Hauptparteien der Sunniten und Schiiten noch eine Menge kleinerer Secten, z. B. die Jeziden, Wechabiten, Ismaeliten, Nosairier u. s. w. erzeugt, die sich durch mannichfaltige Auslegung des Korans und vorzüglich durch Abweichungen in der Genealogie der Familie des Propheten Mohammed, auf welchen die Stammhäupter jeder Mohammedanischen Secte ihre Abkunft zurückführen, von einander unterscheiden. Nicht minder mannichfaltig, aber noch wenig gekannt sind die Secten, in welche sich die Gebiete der heidnischen Religionen des östlichen Asiens theilen. In China bestehen neben einander die Religionen des Fo, des Lao-kiun oder Tao-tse, des Kon-fu-tse und der Lamaismus, welcher letztere sich nicht nur unter den tartarischen und mongolischen Völkerschaften verschieden gestaltet hat, sondern auch nach seinen Hauptsitzen in den tibetanischen und birmanischen zerfällt, und unter den Verehrern des Brama in Ostindien ist die Verschiedenheit der Meinungen und Gebräuche so groß, daß man nicht weiß, welche Partei man für die orthodoxe halten soll. Ein Gemisch christlicher und Mohammedanischer Lehrmeinung und Sitte ist das Eigenthümliche der Drusen; mit orientalischen Phantasien vermengt findet man Elemente des Judenthums und Christenthums bei den Sabiern oder Johannisjüngern. Die bekanntesten und merkwürdigsten Secten sind uns jedoch diejenigen, die aus dem Schooße des Christenthums hervorgingen. Zur bequemen Übersicht betrachten wir sie nach verschiedenen Familien oder Gattungen der Abweichung von dem orthodoxen Stamme der christlichen Kirche, wodurch sie in den Hauptperioden der Kirchengeschichte bemerkbar werden und verweisen bei den in diesem Werke besonders dargestellten christlichen Secten auf die betreffenden Artikel. Aus Christen, die das Evangelium durch Beimischung jüdischer Lehren und Satzungen verfälschten und die chiliastische Träumereien der jüdischen Messiasidee nährten, bestand die älteste Gattung christlicher Secten (s. d. Art. Nazarener). Wenn die Nikolaiten (s. d. Art.), von denen in der Apokalypse geredet wird, eine besondre Secte bildeten, verloren sie sich doch nach kurzer Dauer unter den ersten Gnostikern, die seit dem Anfange des zweiten Jahrhunderts zu einer eignen, jenen judaisirenden Christen durch Verwerfung des alten Testaments und des jüdischen Fundaments der christlichen Religion scharf entgegengesetzten Gattung christlicher Secten heranwuchsen und ihre mit christlichen Dogmen vermischten Ideen aus der alten orientalischen Religionsphilosophie (Chaldäismus, Magismus, Zoroastrismus) in Lehre und Religionsübung mehr als Adepten, denn als Gegner des Christianismus auf mannichfaltige Weise ausprägten. Dahin gehören die Anhänger Simons, Menanders und Cerinths als Vorläufer der Gnosis, d. i. der höheren Einsicht in die Geheimnisse der Religionslehre, welche die seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts entstandenen und nach weiter Verbreitung erst im fünften Jahrhundert unterdrückten Secten der Saturninianer, der Basidilianer, der Karpokratianer, der Valentinianer, der Marcioniten, von denen die Ophiten, der Tatianisten, von denen die Severianer, auch Enkratiten, Apotactiten oder Sakkophoren, Hydroparastaten oder Aquarier genannt, und die Anhänger des

Bardesanes und Hermogenes ausgingen, zu besitzen glaubten. Weil sie mehr oder weniger die Realität der historischen Person Jesu in allegorischen Schein auflösten, nannte man sie auch Doketen und Phantasiasten. Über alle diese gnostischen Secten vergl. d. Art. Gnosis. Ihnen nahe verwandt waren die Manichäer (s. Mani), deren ursprünglich orientalische Lehre auch im Abendlande zu verschiedenen Zeiten bei Secten andres Namens auflebte. Manichäisch-gnostische Lehrsätze und Übungen zogen schon 385 zu Trier dem Bischof Priscillian von Avila nebst sechs Anhängern die Strafe der Enthauptung zu und seine unter dem Namen der Priscillianisten bekannte Partei fristete ihr abgesondertes kirchliches Leben in Spanien bis in das sechste Jahrhundert. Weniger erweislich ist der manichäische Ursprung der gegen Ende des dritten Jahrhunderts in Ägypten entstandenen Hierakiten oder Melchisedekiten (s. d. Art.). Nur in der Neigung zu einem enthaltsamen und beschaulichen Leben gränzt an die Eigenthümlichkeit der vom wahren Christenthume wesentlich abweichenden Gnostiker und Manichäer der ihrer Geheimlehre sonst ganz entgegengesetzte sittliche Mysticismus der Montanisten (s. d. Art.), welche schon im zweiten Jahrhundert in Phrygien aufkamen und daher auch Phrygier, Pepuzianer genannt wurden. Eben so wenig, als diese dem Mönchthum vorarbeitende Secte lehrten die Parteien, die während und nach der Christenverfolgung des Kaisers Decius über das gegen abgefallene oder zu nachgiebige Christen zu beobachtende Verfahren mit den orthodoxen Bischöfen in Streit gerathen waren, etwas dem geltenden Glauben wesentlich Widersprechendes. Dahin gehören die Novatianer, Donatisten und Meletianer (s. d. Art.). Minder bedeutend waren die nur auf ein kurzes Daseyn im vierten Jahrhundert beschränkten Parteien der Quatuordecimaner, die in Kleinasien und Syrien fortfuhren, das Osterfest nach alter Weise mit den Juden zugleich zu feiern (s. d. Art. Ostern), der Audianer oder Anthropomorphiten in Syrien, die neben derselben Gewohnheit noch willkührliche Büßungen unter sich einführten und sich Gott in menschlicher Gestalt vorstellten, der Messelianer oder Eucheten, Betbrüder unter den Griechen, die sich einem frommen Müßiggange und mönchischen Andachtsübungen ergaben (s. d. Art.). Eine von dem frömmelnden Wesen dieser mehr gegen gewisse äußere Einrichtungen, als gegen die Lehre der Kirche eingenommenen Parteien ganz verschiedene Richtung nahmen die zu der Gattung der Antitrinitarier (s. d. Art.) gehörigen Secten. Vorläufer derselben am Ende des zweiten Jahrh. war Praxeas, ein asiatischer Christ und heftiger Gegner der Montanisten, der die drei Personen in der Gottheit nur als eine dreifache Wirksamkeit des einigen Gottes betrachtet, daher seine Anhänger Monarchianer, und wegen der ihnen aufgebürdeten Folgerung, der Vater müsse mit dem Sohne Jesus gelitten haben, Patripassianer genannt wurden. Gegen die Mitte des dritten Jahrh. verwarf in ähnlichem Sinne Noetus zu Smyrna die Trinitätslehre mit der Behauptung, daß der Vater mit Christo nur eine Person sey. Die Noetianer verloren sich in der Folge unter den Sabellianern und Samosatenern oder Paulianisten (s. d. Art. Sabellius und Samosatener), zwei Parteien, die den Unterschied der drei göttlichen Personen auf gleiche Weise aufzuhe-

den suchten. Eine Unterordnung des Sohnes unter den Vater behaupteten die Arianer oder Heterusianer und Anomäer; dagegen die Semiarianer oder Homousiasten mit den Macedonianern oder Pneumatomachen, welche auch den heil. Geist dem Vater nicht gleich achteten, eine Wesensähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater zugaben, doch eben so wie ihre Gegner, die Bischöfe Marcellus von Ancyra und Photinus von Sirmium wegen sabellianischer Irrlehren verketzert wurden. Im Grunde gingen alle diese unter dem gemeinsamen Namen der Aloger, weil sie die Würde des Logos, d. i. Christi, herabsetzten, angefochtenen Parteien darauf aus, Jesum für einen bloßen Menschen zu erklären und versuchten nur, um sich dem Nicänischen Symbolum der Orthodoxen zu nähern, mancherlei Deutungen der Trinitätslehre. Über ihre Entstehung und Geschichte vergl. den Art. Arianer. Noch während der Streitigkeiten, unter denen die arianischen Secten sich zu einer abgesonderten Kirche ausbildeten, brachte 365 Apollinarius d. j., Bischof von Laodicäa in Syrien, aus Vorliebe für den Platonismus die Meinung auf, der Logos oder Sohn Gottes habe bei dem Menschen Jesus die Stelle der vernünftigen Seele vertreten, wodurch, weil es bald überall im Orient Apollinaristen gab, der Unterschied der göttlichen und menschlichen Natur in Christo zur Sprache kam. Dies war um so nöthiger, da sich schon gegen Ende des vierten Jahrh. Parteien erhoben, die seiner Mutter Maria zu viel oder zu wenig Verehrung erwiesen. Thracische und scythische Weiber, die kaum zum Christenthume übergetreten, noch voll von heidnischen Gefühlen für eine Mutter der Götter nach Arabien gekommen waren, führten daselbst einen förmlichen Cultus der Jungfrau Maria ein. Als einer Göttin dienten sie ihr mit Gebeten, Prozessionen und Opfern, wobei sie auf einem ihr geheiligten Stuhlwagen kleine Kuchen (griechisch Kollyris) darbrachten und daher Kollyridianerinnen hießen. Auch fingen die orthodoxen Theologen selbst an, die Meinung, daß Maria ewig Jungfrau geblieben sey, als Glaubenslehre zu verfechten, und nannten eine in Arabien aufgekommene Partei, die Marien als wirkliche Ehefrau Josephs und Mutter mehrerer mit ihm gezeugten Brüder Jesu betrachtete, Antidikomarianiten, d. h. Widersacher der Maria; wegen desselben Irrthums wurden Helvidius in Palästina und der Bischof Bonosus in Illyrien mit ihren Anhängern verketzert. Nestorius, ein Syrer, seit 428 Bischof zu Constantinopel, lehrte, um jeden Mißverstand in diesem Punkte zu vermeiden, daß Maria nicht Gottesgebärerin, sondern Christusgebärerin zu nennen sey, weil Gott nicht von einem Weibe geboren werden könnte. Doch weniger wegen dieser Meinung, als aus Neid und Parteisucht, bewirkte der Alexandriner Cyrill auf der Synode zu Ephesus 431 die Entsetzung des Nestorius, daher die Nestorianer, obgleich ihr Lehrsatz von zwei Naturen in Christo für rechtgläubig erkannt werden mußte, vom Kaiser gewaltthätig verfolgt, nach Persien flohen und dort eine noch jetzt abgesondert bestehende Kirche unter dem Namen der syrischen oder chaldäischen Christen, zu der die Thomaschristen in Ostindien gehören, stifteten. (S. d. Art. Syrische Christen und Thomaschristen.) Doch grade aus der Partei, die die Nestorianer verdammt hatte, ging die nach viel folgenreichere Ketzerei der Eutychianer oder Mo-

nophysiten hervor, die nur Eine Natur in Christo annahmen. Vergl. den Art. Monophysiten, wo über die Bedeutung der ungebührlich vervielfältigten monophysitischen Sectennamen (Phthartolatrer, Corrupticolä oder Severiten, Aphthartodoketen und Phantasiasten, Akephaler, Aktisteten, Agnoeten, Theopaschiten u. s. w.) Auskunft gegeben ist. Selbst Tritheiten zeigten sich (s. d. Art.). Aus den zahlreichen Überresten der am Hofe zu Constantinopel bald begünstigten, bald verurtheilten Monophysiten bildeten sich die noch jetzt im Orient bestehenden Kirchen der Jacobiten, die die dem Patriarchen zu Constantinopel unterworfenen und in den Schooß der orthodoxen Kirche zurückgekehrten Glieder ihrer Secte Melchiten nennen, weil sie ihren Glauben von den Kaisern bestimmen ließen, der Armenier, Copten und Abyssinier. (Siehe alle diese Art.) Eine Folge der monophysitischen Streitigkeit war im siebenten Jahrh. die Entstehung der monotheletischen, in der die nur einen Willen in Christo annehmende Partei der Monotheleten von den Orthodoxen gedrängt sich unter ihrem Führer Maro in Syrien zu einer abgesonderten Kirche vereinigte. (S. d. Art. Maroniten.) Im achten Jahrh. endlich zeigten sich neue Spuren des Arianismus in Spanien, wo einige Bischöfe mit ihren Gemeinden, wahrscheinlich um das Christenthum in den Augen der Saracenen gegen den Vorwurf der Vielgötterei zu schützen, den Lehrsatz aufstellten, als Gott sey Christus Gottes Sohn von Natur, als Mensch aber durch Adoption, welche, wie bei jedem Christen, eine Wirkung der Taufe und Wiedergeburt gewesen sey. Diese Adoptianer bildeten jedoch eben so wenig eine kirchlich abgesonderte Secte, als die seit dem fünften Jahrh. weitverbreiteten Pelagianer und Semipelagianer und die ihnen entgegenstehenden Prädestinatianer. (Vergl. d. Art. Gnade und Pelagianismus.) Überhaupt wurden abweichende Meinungen unter den unruhigen Orientalen, deren Mutter, die griechische Kirche selbst, sich im Mittelalter immer mehr von der römischen entfernte, viel leichter Anlaß zu förmlichen Trennungen, als im Abendlande, das bei dem zunehmenden Übergewicht des römischen Stuhles sich als den Hauptsitz der Orthodoxie betrachten lernte. Noch im achten und bis in das zwölfte Jahrh. hatte jene mit Ikonoklasten (s. Bilderstürmer) und neuen Manichäern, welche als Paulicianer und Bogomilen (s. Paulicianer) aufstanden, zu kämpfen. Die aus dem griechischen Kaiserthum vertriebenen Abkömmlinge und Geistesverwandten der Paulicianer drangen seit dem elften Jahrh. in das westliche Europa vor und unter dem Einflusse ihrer Lehren bildeten sich die unter mancherlei vielfach gedeuteten Namen bekannten Separatistenhaufen, die im Mittelalter auf italienischem, französischem, niederländischem und deutschem Boden entdeckt und verfolgt wurden. Bulgaren, Patarener, Publicaner, Piphles, Katharer nannte man diese Gegner der römischen Kirche, deren Lehre sich durch das herumschweifende Leben der Passageren der Unsittlichkeit verdächtig, durch die drohenden Bewegungen der Petrobrusianer, Henricianer und Arnoldisten aber der Hierarchie selbst furchtbar machte. Mehr von ihnen allen s. im Art. Katharer. Denn unter diesem allgemeinen Namen begriff man und begreift auch jetzt die Geschichte am schicklichsten

jene in der Opposition gegen alles papistische Kirchenthum und im Streben nach einer höheren Reinheit des Wandels einigen Ketzer des Mittelalters. Katharer waren auch die meisten Albigenser, aber besser als beide und wahre Vorläufer der Protestanten die Waldenser, dagegen gewaltthätige Rebellen die Stedinger. (Vergl. alle diese Art.) Die Kirche bekriegte sie durch ihre Inquisition und Ketzergerichte im dreizehnten Jahrh. mit solchem Nachdruck, daß keine der älteren Secten, außer den Waldensern, diesen Zeitpunkt überlebte. Dagegen ging im dreizehnten Jahrh. eine neue Gattung von Secten und schismatischen Verbrüderungen aus dem durch die Bettelorden angeregten Wetteifer im Bestreben nach einer unerhörten Mönchsheiligkeit hervor. Eine von ihren laueren Ordensbrüdern und den Päpsten verworfene Partei unter den Franciscanern, die auf völlige Armuth drang, sonderte sich zuerst in der Lombardei von der herrschenden Kirche ab. Diese unechten Religiosen hießen Fraticellen, d. h. kleinere Brüder, Spiritualen, d. h. Geistige, Bizochen, d. h. Bettelsackträger. Ohne die Glaubenslehre anzufechten, empörten sie sich nur gegen die bestehende Hierarchie und verkündigten ihren Untergang. Beten und Betteln war ihr Hauptgeschäft, das sie herumschweifend trieben, denn Ansiedelungen in Klöstern erlaubte der über sie verhängte Kirchenbann nicht. Viele aus den niedern Volksclassen beiderlei Geschlechts schlossen sich als ein dritter Orden in Frankreich, Deutschland und den Niederlanden an sie an und aus diesen Tertiariern der Fraticellen entstanden die Brüderschaften der Begharden, Beguinen und Lollharden, Stille im Lande, die den Separatismus der Muttersecte durch reinere Sitten und wohlthätige Anstalten für Krankenpflege und Jugendunterricht veredelten und nur das häufige Beten und Betteln (daher Begharden) und die geheimen Andachtsübungen mit ihr gemein hatten. (Vergl. d. Art. Beguinen.) Unruhiger war der 1260 zu Parma entstandene Apostelorden, der, weil er die päpstliche Bestätigung nicht erhielt, zu einer Secte wurde, die sich in Italien, der Schweiz und Frankreich bis in das vierzehnte Jahrh. erhielt (s. Apostelbrüder). Einen noch viel schlimmeren Ruf hatten die Brüder und Schwestern des freien Geistes (vergl. d. Art.), deren Überreste sich während der hussitischen Unruhen in Mähren und Böhmen unter dem Namen der Piccarden (verstümmelt von Begharden) und Adamiten häufig blicken ließen und den Stand der Unschuld dadurch zu erneuern glaubten, daß sie in ihren Versammlungen, ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter, nackend erschienen. Andre ebenfalls von der Kirche nicht autorisirte Brüderschaften im vierzehnten Jahrh. zeichneten sich bei unzweifelhafter Rechtgläubigkeit nur durch selbst erwählte Bußübungen, Ungehorsam gegen die Kirchengesetze und gröberen Aberglauben aus, wie die Geißler oder Flagellanten und die Kreuzbrüder (s. d. Art). Ohne einen ganz erweislichen Zusammenhang mit den Waldensern, aber durch ähnlichen Eifer für biblisches Christenthum und Widerspruch gegen die Mißbräuche der päpstlichen Hierarchie arbeiteten Wiclef mit seinen Anhängern in England und in Böhmen die Hussiten, zu denen die Parteien der Calixtiner oder Utraquisten, der Horebiten, Waisen oder Taboriten und der von diesen abstammenden böhmischen oder mährischen Brüder gehören (s. alle diese

Art.), der Reformation des sechzehnten Jahrh. vor. Die protestantischen Kirchen, welche durch dieselbe entstanden, werden nun zwar von den Catholiken eben sowohl als die griechische Kirche unter die Secten gerechnet, doch bezeichnet der historische Sprachgebrauch mit dieser herabwürdigenden Benennung nur die kleinen Parteien, die, außer den größeren durch den westphälischen Frieden anerkannten Kirchen, abgesonderte Religionsgesellschaften bilden. Dergleichen hat der mit Feuer und Schwert gegen die Irrgläubigen gerüstete Catholicismus in seinem Schooße nicht aufkommen lassen. Das Bedürfniß des religiösen Separatismus fand schon in der Mannichfaltigkeit der geistlichen Orden hinlängliche Nahrung. Einzelne Sectirer, d. h. Irrlehrer, die Sectenstifter werden wollten, bezwang die Inquisition und die Thätigkeit der Jesuiten, welche bis in die Mitte des achtzehnten Jahrh. jede freie Bewegung des Geistes zu hemmen wußte. Die Jansenisten, Quietisten und Molinisten blieben ungeachtet ihrer abweichenden Ansichten von einigen Lehren rechtgläubige Catholiken; selbst die erstern, welche in den Niederlanden eigne Gemeinen und Geistliche haben, sind keinesweges als eine besondre Secte anzusehen, da sie den Primat des Papstes anerkennen, alle catholischen Gebräuche beobachten und nur den ultramontanischen Lehrsatz von der Unfehlbarkeit des Papstes eben so in Zweifel ziehen, wie unzählige andre Catholiken diesseit der Alpen. Die von ihnen ausgegangenen oder durch den jansenistischen Streit nur geweckten Parteien der Appellanten, Convulsionairs und Securisten, Naturalisten und Figuristen, Discernanten und Melangisten haben in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrh. nur ein kurzes Daseyn in Frankreich gehabt. (Vergl. d. Art. Jansen und Quietismus.) Die griechische Kirche, obwohl, wegen ihrer in spätern Jahrhunderten sehr verminderten Neigung zum Denken in der Religion, über den Inhalt des alten Lehrbegriffs mit sich einig, hat doch einige Secten aufzuweisen, welche die tolerante Regierung in Rußland bestehen läßt. Schon im vierzehnten Jahrh. sonderte sich die Partei der Strigolniken aus Haß gegen die Geistlichkeit ab, wurde aber bald wieder zerstreut. Dasselbe thaten mit mehr Erfolg um 1666 die Roskolniken, und die von ihnen ausgegangenen Philipponen, die Duchoporzy und die unpopischen Russen (s. d. Art. Griechische Kirche). Genauer kennt man die zahlreichen Secten, die dem Protestantismus theils nur durch die Opposition gegen den Papismus und durch den einfachern Cultus, theils auch wegen ihrer Entstehung aus seinem Schooße verwandt sind. Zu den erstern gehören 1. die Anabaptisten oder Wiedertäufer des sechzehnten Jahrh. (s. d. Art.), von denen die localen Parteien der Waterländer, Friesen, Flaminger mit den Galenisten oder der Gemeine vom Lamme, den Apostoolen oder der Gemeinde von der Sonne, den Ukewalisten oder Dompelers, den Danzigern, den Janjacobschristen und Schweizern und die gemäßigter denkenden Mennoniten, Familisten, Baptisten, Sabbatharier und Dunkers abstammen. (S. d. Art. Taufgesinnte.) 2. Die Unitarier oder Socinianer. (S. d. Art.) 3. Die Schwenkfeldianer (S. d. Art.). In den protestantischen Kirchen selbst hat, außer der Trennung der Reformirten von den Lutheranern, unter den ersteren nicht nur Abweichung des strengen

Calvinismus von den freieren Ansichten Zwingli's in der Lehre vom Kirchenregiment kleine Verschiedenheiten der Verfassung erzeugt, die die alten Schweizer und die von ihnen abstammenden helvetischen Glaubensgenossen in Ungarn als echte Zwinglianer ungeachtet des Consensus Tigurinus 1549 mit den Calvinisten in Genf, Frankreich, Holland, Deutschland und England nicht ganz übereinstimmen lassen, sondern auch der Streit über die Prädestination zwischen Gomarus und Arminius zu der durch die Dortrechter Synode 1618 verewigten kirchlichen Trennung der Arminianer oder Remonstranten, welche nach pelagianischer Ansicht nur eine bedingte Gnadenwahl annehmen und daher auch Universalisten heißen, von den altgläubigen Calvinisten Gelegenheit gegeben. (S. d. Art. Remonstranten.) Auch nach der Dortrechter Synode hielten sich noch Remonstranten zu Rheinsburg bei Leyden verborgen, wollten sich aber nach der Proclamation der Religionsfreiheit der Remonstranten nicht mit diesen vereinigen und stifteten die besondre Secte der Collegianten oder Rheinsburger (s. d. Art.). Eine politische Merkwürdigkeit erhielten die Reformirten in Frankreich, die im sechzehnten und siebzehnten Jahrh. unter dem Namen der Hugenotten als eine ketzerische Secte verfolgt, durch dieses Schicksal bis zum gewaltthätigsten Fanatismus erhitzt wurden und beinahe selbst eine vom reformirten Lehrbegriff abweichende Richtung des religiösen Glaubens genommen hätten. Wenigstens standen unter den hugenottischen Rebellen in den Cevennen, die man im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Camisarden (Kurzröcke) nannte, Propheten und Wunderthäter auf, die sich unerhörter Visionen rühmten und unter dem Namen der Inspirirten oder neuen Propheten nach 1710 auch in Deutschland erschienen. (S. d. Art. Inspiration.) In der anglicanischen Kirche entstand gegen Ende des siebzehnten Jahrh. eine Partei freier denkender Theologen, die wegen ihrer mildernden Auslegungen der Lehren von der Trinität, Genugthuung, Gnadenwahl und den Sacramenten Latitudinarier oder Syncretisten genannt wurden, sich jedoch keineswegs kirchlich absonderten, wie die unter den Namen Presbyterianer, Puritaner, Congregationalisten, Nonconformisten, Independenten in Großbritannien bekannten Dissenters. (Vergl. die Art. Anglicanische Kirche und Dissenters.) England war überhaupt das Mutterland der meisten neuern Secten. Hier entstanden die Quäker, die Methodisten, zu denen die Jumpers (Springer) oder walliser Methodisten, eine Abart wie die Schütterer, gehören, die Sandemannianer oder Glassiten und die Jacobiten oder Nonjurors (s. d. Art.). Weniger erheblich sind die schottischen Seceders, d. h. Separatisten, welche in der Mitte des achtzehnten Jahrh., wie die Relievers, d. h. Helfer, wegen des von ihnen behaupteten Rechtes aller Gemeindeglieder zur Wahl der Geistlichen aus der presbyterianischen Kirche schieden, doch selbst um des Bürgereides willen in Burghers, die ihn leisten, und Antiburghers, die ihn verweigern, zerfielen, und die Sisters zu Kilmore, die das Brot beim Abendmahle emporheben. Auch auf dem Gebiete der vereinigten Staaten von Nordamerika sind im achtzehnten Jahrh. einige kleine Secten entstanden, von denen jedoch nur die Schütterer (s. d. Art.)

und die Dunkers (s. d. Art. Taufgesinnte) Erwähnung verdienen. Höheres Interesse erwecken die Herrnhuter, an denen wir in der Nähe sehen können, wie die bessern unter den kleinen protestantischen Religionsparteien ihr kirchliches und bürgerliches Zusammenleben eingerichtet haben (s. d. Art. Brüdergemeine und Herrnhut), und die Swedenborgianer oder Glieder der Kirche des neuen Jerusalems (s. d. Art. Swedenborg), die beide auf dem Gebiete der lutherischen Kirche entstanden sind. Ein verfehlter obwohl merkwürdiger Versuch, die natürliche Religion zur öffentlichen zu machen, war das während der Revolution zu Paris entstandene und wieder erloschene kirchliche Institut der Theophilanthropen (s. d. Art.). Auf demselben Wege des Naturalismus, doch nichts weniger als philosophisch, wie dies moderne kirchliche Meteor, zeigte sich 1781 eine aus armen, unwissenden Landleuten bestehende Deistengemeinde in Böhmen, die sich Abrahamiten nannte und im Vertrauen auf Joseph II. Toleranzedict aus ihrer Dunkelheit hervortrat, aber ihre Offenherzigkeit sehr bereuen mußte, da Joseph sie an die türkische Gränze versetzen und durch grausame Mißhandlungen bekehren ließ, weil sie sich weder als Christen noch als Juden ausweisen konnten. Christlicher ist die 1802 zu Delft gestiftete protestantische Secte, die sich Christo sacrum nennt (s. d. Art.). Außer diesen eigenthümlich gestalteten Religionsgesellschaften sind noch eine Menge theologischer und schwärmerischer Parteien im siebzehnten und achtzehnten Jahrh. mit Sectennamen belegt worden, obwohl ihre Anhänger nur durch das Band gemeinschaftlicher Meinungen zusammenhingen und keine kirchlich abgesonderten Secten bildeten. Die vorzüglichsten unter ihnen sind die von einem Exjesuiten und Prediger zu Mittelburg, Johann Labadie, um 1666 gestifteten Labadisten, die übereinstimmend mit dem reformirten Lehrbegriff nur durch fromme Bußübungen, mönchische Disciplin und Gemeinschaft der Güter eine der ersten Christengemeine ähnliche heilige Familie bilden wollten und sich nach dem Tode ihres Hauptes 1674 noch einige Zeit zu Wiewarden in Friesland erhielten; die Böhmisten, die nach dem eifrigsten Bewunderer Jacob Böhme's, dem Theosophen Gichtel, welcher das Priesterthum Melchisedeks wiederherstellen wollte, Gichtelianer und wegen ihres Bestrebens nach engelgleicher Reinigkeit des Wandels Engelsbrüder hießen, auch im Anfange des achtzehnten Jahrh. zu Altona, Leyden und Amsterdam Privatversammlungen hielten, aber keine bleibende Secte constituiren konnten (vergl. über ihre Meinungen d. Art. Böhme); die ihnen verwandten Philadelphier oder Engelsbrüder in England, welche Johanna Leade schon gegen Ende des siebzehnten Jahrh. nach Böhmistischen Phantasien zu einer vorübergehenden theosophischen Partei vereinigte; die Dippelianer, welche den Gichtelianern in der Verehrung der Böhmischen Schriften ähnlich, doch mehr der Alchymie und Goldmacherei ergeben waren (vergl. d. Art. Dippel); die Pietisten (s. d. Art.) und die in vielfältigen Formen und Arten der Schwärmerei überall verbreiteten Chiliasten oder Anhänger der Lehre vom tausendjährigen Reiche (s. d. Art.). Billig begreift man alle diese Parteien und die theosophisch mystische Schule Lavaters, so wie die jetzt in Schwaben und der Schweiz sehr ansehnliche chiliastische Schule Jung

Stillings unter dem Namen harmloser Separatisten, die bei einiger Abneigung gegen das kirchliche Christenthum ihren Träumen lieber im Stillen durch das Lesen der beliebten Schriften ihrer Meister und Geistesverwandten, und durch Unterhaltung andächtiger Privatzusammenkünfte Nahrung geben, als die öffentlichen Anstalten der Staatskirchen stören mögen. Im Allgemeinen scheint die Neigung zur religiösen Sectirerei jetzt schwächer als sonst, und wenn die orientalischen Secten gewiß noch lange über ihre alten Formen halten, die Zeit nicht fern, wo besonders die zum Mistycismus geneigten Secten und Parteien im Occident theils von der Aufklärung erkältet, theils durch die ihnen gewährte Freiheit sorglos gemacht, das Gepräge ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeiten verlieren werden. Die Pöschelianer in Österreich, von denen man vor kurzem hörte, sind schon wieder verschwunden. E.

Section nennt der Anatom das kunstmäßige Öffnen thierischer oder menschlicher Leichen, zur Untersuchung der körperlichen Beschaffenheit. Den Kopf zu öffnen, werden die den Kopf bedeckenden weichen Theile durch einen Kreuzschnitt gespalten, der Knochen entblößt, und dieser rundum durchgesägt, damit sich das obere Stück gleich einem Deckel abheben lasse. Auf der Brust wird die Haut sammt dem Fleische bis auf die Knochen der Brust durchschnitten, diese entblößt und die Rippenknorpel von den Rippen abgetrennt; das losgemachte Brustbein wird vom Anatom abgehoben. Zur Öffnung des Unterleibes führt der Anatom einen Kreuzschnitt, der den Nabel nicht verletzen darf. Die gerichtliche Untersuchung der Leichen (legale oder gerichtliche Section) erfodert vorzügliche Genauigkeit, weil es oft darauf ankommt, Verletzungen nachzuspüren und ihre Tiefe, so wie die Richtung, mit welcher sie in innere edle Organe eindringen, so anzugeben, daß dem Anatomen nicht der Vorwurf gemacht werden kann, er habe sie erst durch seine Instrumente herbeigeführt oder vergrößert. Auch giebt die Criminalordnung an, daß bei gerichtlichen Leichenöffnungen der gehörigen Deutlichkeit wegen alle drei Höhlen des Körpers geöffnet werden müssen. F.

Sctor, der Ausschnitt einer Figur, insbesondre Ausschnitt eines Kreises, der aus zwei Halbmessern und einem Kreisbogen besteht.

Secularisation, Seculum, s. Säcularisation, Säculum.

Secunde bedeutet 1. den 60sten Theil einer Minute. 2. In der Musik wird dadurch jeder höhere Ton des zunächst unter ihm liegenden oder mit andern Worten das Intervall einer Tonstufe bezeichnet; sie ist entweder klein, oder groß, oder übermäßig. 3. Beim Fechten heißt Secunde die zweite und nächste Bewegung, nachdem man den Degen gezogen hat; sie ist eine der Hauptbewegungen, und wird sowohl unter als über dem Arm, auch wohl bisweilen inwendig gestoßen.

Secundus (Johannes,) s. Johannes Secundus.

Sedaine (Michel Jean), einer der ausgezeichnetsten französischen Schauspieldichter, Mitglied der ehemaligen französischen Akademie, und Secretär bei der Akademie der Baukunst. Er war geboren 1719 zu Paris, wo sein Vater Baumeister war, aber bei seinem Tode seine Familie in großer Dürftigkeit hinter-

ließ. Daher mußte der junge Sedaine als gemeiner Maurer arbeiten, um seine Mutter und zwei jüngere Brüder zu ernähren. Durch seinen Fleiß brachte er es dahin, daß er Meister werden konnte; doch veranlaßte ihn seine Liebe für das Theater, mehrere dramatische Stücke zu verfertigen, die mit Beifall aufgenommen wurden. 1754 wurde er von Monet, dem Director der komischen Oper, bewogen, sich als Schauspieler ganz der Bühne zu widmen. Seine glücklichen Talente belebten das fast verlassene Theater. Er starb 1797 im Mai, 78 Jahr alt. Sedaine war Verfasser einer großen Menge von Schauspielen, besonders der leichtern, mit Musik begleiteten Art. Einige, besonders der Deserteur, Röschen und Colas, und der König und der Pächter (le Roi et le Fermier), der philosophe sans le savoir (auch von Gotter übersetzt) sind noch bei seinen Lebzeiten mehr als hundertmal aufgeführt worden. Außerdem hat er mehrere kleinere Gedichte, unter denen sich eine Epistel an sein Kleid besonders auszeichnet, hinterlassen. Sedaine kannte vollkommen die Wirkung theatralischer Täuschung, und wußte sie gut zu benutzen. Sein Dialog ist leicht und natürlich, aber etwas incorrect. Überhaupt lassen sich selbst seine vorzüglichern Stücke besser sehen, als lesen. Seine Werke sind gesammelt unter dem Titel Oeuvres de Sedaine, 4. Vol. 1777, zu Paris (in 12.) herausgekommen.

See. Verschieden in der Bedeutung sind die See und der See. Jenes ist einerlei mit Meer (s. d.), dieses bezeichnet ein vom Lande allenthalben umgebenes Gewässer, das daher auch Landsee heißt und durch seine Größe von dem Teiche unterschieden ist. Einige Seen sind von solchem Umfang, daß man für sie auch das Wort Meer gebraucht, z. B. das caspische Meer, das todte Meer. Man pflegt die Seen in ursprüngliche und neuentstandne einzutheilen. Jene sind so alt, wie die jetzige Gestalt unserer Erde, diese verdanken ihren Ursprung meistentheils großen Überschwemmungen und Durchbrüchen der Flüsse und Ströme. Man unterscheidet vier Arten der beständigen Seen: 1. solche, die keinen Fluß weder aufnehmen noch ergießen, sondern blos durch Quellen auf ihrem Grunde, durch Schnee und Regenwasser gefüllt werden; 2. solche, die zwar keinen Strom empfangen, wohl aber einen oder mehrere entsenden, wie der Wolgasee, der Odiumsee, der Ozero oder weiße See, der Tschamisee und viele andre, deren eigne Quellen so reichlich fließen, daß eine solche Entledigung des überflüssigen Wassers nöthig wird; 3. solche, die Flüsse aufnehmen, nicht aber ausströmen, wie der Genfersee, das todte und das caspische Meer, die als Ansammlungen des in ein tiefes Becken strömenden Flußwassers anzusehen sind und die eben so viel durch Verdunstung verlieren, als das beständig zufließende Wasser beträgt; endlich 4. solche, die Flüsse aufnehmen und aussenden. Diejenigen derselben, welche mehr Wasser empfangen als wieder ausströmen, verlieren den Überfluß durch Verdunstung; die, welche weniger empfangen als sie ausströmen, empfangen das mehr durch Quellen, die endlich, welche ungefähr eben so viel empfangen als sie ausströmen, empfangen durch Quellen so viel, als sie verdunsten. Die mehrsten Seen haben weder Zuflüsse noch Abflüsse; dennoch nimmt ihr Wasser ab und zu, je nachdem die Witterung trocken oder feucht ist.

Seebäder. Es ist eine alte Erfahrung, daß Bäder in der See genommen gegen viele Zufälle heilsam sind, die See steht in dieser Hinsicht vielen berühmten Mineralquellen an der Seite. Man hat aber erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts bequeme Seebadeanstal-

ten anzulegen angefangen, wie zu Dobberan an der Ostsee (Vogel, Belehrung der Badegäste zu Dobberan, Rostock 1798), zu Travemünde, auf der Insel Norderney in Ostfriesland (C. F. W. v. Halem über die Seebadeanstalt auf der Insel Norderney, Aurich 1802) und zu Cuxhaven. Die Bestandtheile des Seewassers sind Kochsalz, salzsaure Talkerde, etwas Gyps, Bittersalz und Harzstoff; doch ist der Gehalt an Salz in dem südlichen Wasser stärker, als in dem nördlichen. Bei der Anwendung dieses Wassers als Bad darf man indessen nicht allein auf die Bestandtheile Rücksicht zu nehmen und seine Heilwirkungen darnach beurtheilen, sondern es kommen noch in Betracht die starke Bewegung der Wellen, wodurch die See mechanisch auf den Körper wirkt, und die mit Wasser sehr gesättigte Seeluft, welche vielleicht noch andere unbekannte Bestandtheile enthält. F.

Seefahrer, s. Reisen.

Seegesetze. Mit dem Worte Seegesetze bezeichnet man theils die privatrechtlichen Bestimmungen, welche sich auf den Seehandel und die Seefahrt der einzelnen Völker beziehen, theils die völkerrechtlichen Gebräuche und Regeln über dieselben Gegenstände. Erstere beruhen größtentheils auf den besondern positiven Anordnungen der einzelnen Staaten, wiewohl auch in Ermangelung derselben die Gesetze andrer Staaten nicht selten als subsidiarische Rechtsquelle benutzt werden, wie es vorzüglich mit verschiedenen älteren Gesetzsammlungen über das Seerecht, unter denen das bekannte Consolato del mare vornehmlich angeführt zu werden verdient, der Fall ist. Ungleich schwankender und bestrittener aber sind die völkerrechtlichen Bestimmungen über das Seerecht, indem die in dieser Rücksicht entstehenden Streitfragen der Strenge nach keinesweges nach den einseitigen Verfügungen und Anordnungen eines einzelnen Staates, wiewohl leider nur zu häufig die Praxis dieselben als Regel und Richtschnur befolgt, sondern vielmehr nach den zwischen den einzelnen betreffenden Staaten bestehenden Verträgen und den allgemeinen völkerrechtlichen Gewohnheiten und Gebräuchen entschieden werden sollen. Die Streitfragen können theils das Seerecht in Friedenszeiten theils in Kriegszeiten betreffen, und wiewohl die meisten Verträge auch auf den letztern Fall, der am häufigsten zur Sprache zu kommen pflegt, gewöhnlich nähere Bestimmungen zu enthalten pflegen: so hat dennoch leider die Erfahrung gelehrt, daß in Kriegszeiten der obsiegende Theil nur zu leicht unter mancherlei Vorwänden sich seinen übernommenen Verpflichtungen zu entziehen sucht, während die Verschiedenheit der Meinungen, welche unabhängig von den Verträgen über die Grundsätze des Völkerrechts selbst herrscht, noch seltener eine befriedigende Auskunft finden läßt. Cz.

Seehandel. Von den beiden Hauptzweigen, in welche der Handel zerfällt, dem Land- und Seehandel, ist letzterer in den neueren Zeiten der ungleich wichtigste geworden. So lange noch die Schifffahrtskunde wenig ausgebildet war, und die Schifffahrt sich größtentheils auf die Fahrt längs der Küsten beschränkte, blieb der Landhandel bei weitem der wichtigste; so größtentheils im Alterthum und während des gesammten Mittelalters. Vorzüglich war es das Mittelmeer, welches im Mittelalter die Hauptstraße für den Seehandel bildete, welcher größtentheils von den an demselben gelegenen italienischen und spanischen Seestädten und von den kleinen Freistaaten betrieben ward, schon deshalb aber fortwährend von geringer Wichtigkeit blieb. Die universalhistorische Wichtigkeit desselben begann

erst mit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts, seitdem durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und Amerika der große Ocean die Hauptstraße für den Seehandel ward, und die westlichen und südlichen europäischen Mächte, — anfangs Portugal und Spanien, dann Holland und England, — an die Stelle der kleinen Staaten traten, die sich früher mit demselben vornehmlich beschäftigt. Schon dadurch mußte die Wichtigkeit des Seehandels beträchtlich vermehrt werden, noch mehr aber dadurch, daß von jetzt an bei dem fortwährend steigenden Verbrauche der Erzeugnisse beider Indien und bei der größern Leichtigkeit, dieselben durch Europa zu verführen, derselbe immer mehr Welthandel ward. Seitdem aber die Europäer unmittelbar den Handel mit Amerika und Ostindien zu treiben begonnen, wurden dort Niederlassungen und Colonien von ihnen angelegt, und diese so wie der Seehandel überhaupt bald als eine der vornehmsten Quellen des Wohlstandes der Staaten betrachtet. Vorzüglich war dies der Fall seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts, seit welcher Zeit das Merkantilsystem von den mehrsten Staaten immer allgemeiner und eifriger befolgt ward. Indem die Staaten aber diesem Systeme gemäß ihr Streben immer mehr auf den Besitz von Colonien und dessen Bedingung, den Seehandel, richteten, ward letzterer eine der Haupttriebfedern der europäischen Politik und erhielt einen Einfluß wie nie zuvor. Fast alle Kriege, welche in den letzten hundert und funfzig Jahren die Ruhe von Europa störten, waren mehr oder weniger Handelskriege. Cz.

Seehandlungs-Societät in Preußen. Dieses ist eine königliche Handelsgesellschaft, welcher das Monopol des Handels mit Seesalz und Wachsen gegeben wurde, jedoch ist es seit 1794 auf den ersteren Gegenstand allein eingeschränkt. Die Gesellschaft wurde zuerst im Jahr 1772 auf zwanzig Jahre, sodann von neuem auf drei Jahre und endlich im Jahr 1794 bis zum 1sten Januar 1808 octroirt, und erfuhr in ihren Privilegien binnen dieser Zeit mancherlei Veränderungen. Eine Erweiterung ihrer Octroi für die folgenden Jahre ist nicht öffentlich bekannt geworden; sie scheint daher in ihren alten Rechten bis jetzt fortzubestehen. Ihr Handelskapital wurde anfänglich außer einem Einschusse aus dem Schatze durch 2400 Actien à 500 Thaler zu Stande gebracht. Den Actionairs wurden jährlich 10 Procent Dividende unter königlicher Garantie gesichert; im Jahr 1794 aber wurde diese Dividende auf 5 Procent herabgesetzt. Die Actionairs werden als reine Kapitalisten betrachtet, und haben durchaus keinen Antheil an der Verwaltung der Geschäfte der Compagnie, sondern diese wird ausschließlich von einer besondern Direction unter dem Finanzministerio, welche in Berlin ihren Sitz hat, besorgt. Bei der Erneuerung der Octroi im J. 1794 wurde ihre Zahl auf 3000 bestimmt, und ihrer Vermehrung noch Raum gelassen. Gleich bei ihrer ersten Stiftung erhoben sich viele Stimmen gegen den Nutzen dieser Gesellschaft, durften aber unter der Regierung Friedrichs II. nicht laut werden. Desto stärker wurde sie unter den folgenden Regierungen angegriffen, die es daher auch für rathsam fanden, ihre Privilegien mehr und mehr einzuschränken und den Eingriffen, welche sich die Compagnie in den Privathandel erlaubte, möglichsten Einhalt zu thun. Den stärksten Angriff auf sie hat der verstorbene Professor **Kraus** gethan, und schwerlich möchte sie sich gegen die von ihm aufgestellten Gründe vertheidigen lassen. Die Gründe, welche sonst das Etablissement einer großen Staatshandelscompagnie anzurathen schei-

nen, weil nämlich ein noch nicht vorhandener Handel in Gang gebracht werden soll und die Kräfte der Privatleute nicht hinreichen, ihn zu begründen, weil besonders der mächtige Schutz des Staats dazu nöthig ist u. s. w., waren für die Errichtung der preußischen Seehandlungs-Societät durchaus gar nicht vorhanden. Denn der Seesalzhandel in den preußischen Ostseehäfen war schon lange in dem größten Flor. Es fehlte dazu gar nicht an Kapital, ja er wurde selbst mit einem sehr geringen inländischen Kapitale geführt, da Holländer und Engländer das Seesalz mit ihren Capitalen einkauften, es den preußischen Kaufleuten zuführten, und ihnen es sogar auf Credit gaben. Preußen benutzte also bei diesem Handel viele fremde Kapitale, und konnte seine eignen auf andere nützliche Industriezweige verwenden. Die fremden Schiffe fanden in dem Reize, Salz einzubringen, einen Sporn, die preußischen Häfen in Menge zu besuchen, und die fremden Kaufleute kauften gern in Königsberg u. s. w. Producte, weil die Menge der stets vorhandenen Salzschiffe sehr billigen Frachtlohn versprach. Auch die eigne Rhederei blühte durch diesen Handel auf, da in den Königsbergischen Schiffen die preußischen Waaren wohlfeil in die Länder verführt werden konnten, wo sie im Salze sichere Rückfrachten fanden. Der Zug von polischen und russischen Waaren nach Königsberg wurde dadurch ebenfalls ermuntert und gab den preußischen Kaufleuten große Gewinnste und den Schiffer volle Ladung; das eingeführte Seesalz gab zugleich das Mittel, wodurch die Kaufleute in Königsberg die Polen und Russen bezahlen konnten u. s. w. Dieser ganze herrliche Handelsstamm wurde durch die Errichtung der Seehandlungs-Societät gänzlich ausgerottet. Die Compagnie mußte den ganzen Salzhandel mit eignem Kapital führen und zog dasselbe aus andern Gewerbzweigen heraus, die, da die Actien besonders von Einwohnern der Mark, Magdeburg u. s. w. gekauft wurden, in jenen Provinzen verkümmerten. — Die neue Handelscompagnie kaufte das Salz in Frankreich und England nun direct, und ließ durch ihre Commissionäre es an Ort und Stelle durch dasige Schiffe anhero führen. Dieser Umstand vertrieb die Holländer, und da diese keine Ostseeproducte in Königsberg mehr zu kaufen kamen, so blieben auch die Producte der Russen und Polen weg. Diese zogen sich nach Riga und Libau. Als man mit der Zeit die begangenen Fehler einsah, suchte man sie zwar wieder gut zu machen, indem man die freie Anfuhr des Seesalzes durch fremde Schiffe wieder zu begünstigen, auch der Königsberger Kaufmannschaft wieder einigen Antheil an dem Salzhandel zuzuwenden suchte. Man drang von Seiten der Regierung selbst auf Erniedrigung der Salzpreise, als welche die Compagnie bis zur Ungebühr erhöht hatte. Aber nie hat der Schade, der durch diese monopolistische Compagnie in dem Nationalreichthum angerichtet wurde, wieder ganz gut gemacht werden können. Und es beweis't die Geschichte dieser Staatshandelscompagnie mehr als irgend einer andern, daß monopolistische Handels-Societäten für den Nationalreichthum schädlich, und selbst für den Finanzstand wenig ergiebig sind. Der ganze Vortheil, den die Seehandlungs-Societät dem Staate brachte, bestand nach dem Edicte vom 4ten März 1794 jährlich in 44 000 Reichsthalern, wovon 24,000 Reichsthl. an die Invaliden und 20,000 an die Zoll- und Accisecasse gezahlt werden sollten. Dafür gab sie keinen Zoll für den Eingang des Salzes, ihre Schiffe waren gleichfalls frei, und die Generaladministrationskosten mußten auch noch vom Staate bestritten werden. Wenn man nun

noch rechnet, was die Kaufleute sonst an Zoll für Einführung von Seesalz und von den Schiffen bezahlten und was sonst noch von ihren Gewinnsten den Staatscassen zufloß; so übertraf dieses gewiß jene Summe weit. Was mag vollends die Regierung an dieser Compagnie im J. 1807 verloren haben, wo ihr, laut Publicandums vom 22sten Decem. 1809, der Feind alle ihre Salzvorräthe weggenommen hatte, und sie sich doch nachher verpflichtet hielt, die Actionäre aus ihrer Tasche zu bezahlen und den ganzen Schaden aus dem Staatsschatze zu vergüten! — Diese Verluste würden gar nicht Statt gefunden haben, wenn der Seesalzhandel ein Privathandel geblieben wäre. — Es würden sich leicht noch mehrere nachtheilige Wirkungen dieses Instituts für den Nationalreichthum und die Privatgewerbe zeigen lassen, wenn hier der Ort dazu wäre. Bei den jetzt herrschenden bessern Einsichten der Administrations- und Finanzbehörden läßt sich hoffen, daß dieses Monopol, sobald es nur irgend ohne allzu empfindliche Opfer geschehen kann, aufgehoben werden wird.

Seekrankheit nennt man die Beschwerden, von welchen Schifffahrer befallen werden, die der schaukelnden Bewegung des Schiffes nicht gewohnt sind. So wie nämlich von manchen das Fahren im Wagen nicht gut vertragen werden kann, sondern manche Beschwerden, z. B. Schwindel, Übelkeit, Erbrechen rc. veranlaßt, so findet dasselbe, aber in viel höherm Grade und viel allgemeiner, bei den zur See Reisenden Satt. Selten findet man einen, der nicht wenigstens bei den ersten Seereisen von der Seekrankheit litte; viele, die nur kleine Seereisen machen, werden bei einer jeden aufs neue davon befallen. Es bestehen aber die Zufälle selbst in hohem Grade von Übelbefinden, Übelkeit, Ekel und Abneigung vor Speisen; mit einiger Erleichterung stellt sich dann Erbrechen ein, welches aber oft wiederkommt und die Leidenden, zumal sonst Schwächliche und Frauen, immer sehr mitnimmt. Alle diese Beschwerden vermehren sich, wenn der Kranke auf ist, er wird daher genöthigt, liegen zu bleiben. Sie sind schlimmer, wenn das Meer unruhig oder von Stürmen bewegt ist. — So lästig auch die Beschwerden sind, so will man doch nie einige Gefahr beobachtet haben; im Gegentheil sieht man, daß sich längstens die Beschwerden sogleich verlieren, wenn der Kranke an das Land steigt. — Kehrt der Appetit schon auf den Schiffen wieder, so ist dies ein Zeichen von Besserung. — Um die Beschwerden zu erleichtern, bedient man sich gewöhnlich des Citronensaftes mit Zucker. Aromatische und spirituöse Einreibungen in die Magengegend könnten auch nützlich seyn. B. P.

Seekrieg. Seekriege im strengeren Sinne sind in Europa erst seit der größeren Ausdehnung, welche der Seehandel erhalten, und der dadurch bewirkten Entstehung von Seestaaten und Seemächten geführt worden. In dem größten Theile des Alterthums, so wie das gesammte Mittelalter hindurch, war der Seekrieg nur ein weniger bedeutender Zweig des Landkrieges, welcher letztere fortwährend die Hauptsache blieb. Damals wurden immer Handelsschiffe schnell zu dem Kriege ausgerüstet und größtentheils mit Landsoldaten bemannt. Seitdem aber der Seehandel durch die Entdeckung von Amerika und die Auffindung des Seeweges nach Ostindien immer mehr ausgebreitet und vervollkommnet worden, und die europäischen Mächte immer mehr auf die Erlangung von Colonien ihr Augenmerk gerichtet, entstanden bald bloße See- und Handelskriege und damit zugleich Seemächte, indem jetzt eigene Kriegsschiffe erbaut und be-

reit gehalten wurden. So ist in den neuern Zeiten, das heißt vorzüglich in den letzten hundert und funzig Jahren, der Seekrieg immer wichtiger und unabhängiger vom Landkriege geworden, mit besonderen Regeln und Gebräuchen, die nicht selten denen des Landkrieges durchaus entgegengesetzt sind. Die vorzüglichste Verschiedenheit der Art besteht noch gegenwärtig darin, daß während in den Landkriegen das Privateigenthum, wenigstens in der Regel, geachtet und keinesweges als ein Gegenstand der Feindseligkeiten angesehen wird, in Seekriegen dagegen das Privateigenthum, wie das Eigenthum des Staats, als vollgültiger Gegenstand der Feindseligkeiten betrachtet wird. Es ist dieses Verfahren oft unbedingt getadelt worden, ohne zu bedenken, daß falls man sich im Seekriege durchaus streng nach den Regeln des Landkrieges richten wollte, ersterer in manchen Fällen von selbst würde aufhören müssen, sobald z. B. eine Seemacht so übermächtig geworden, daß sie die Niederlassungen der Feinde eroberte und ihre Kriegsflagge von dem Meere vertriebe. So mag daher die Wegnahme des Privateigenthums in Seekriegen gewissermaßen als Stellvertreter der in Landkriegen gebräuchlichen Brandschatzungen und gezwungenen Lieferungen angesehen werden, wogegen freilich nicht übersehen werden darf, daß in so fern Einzelne durch dies Verfahren in Seekriegen unverhältnißmäßig hart beeinträchtigt werden, dasselbe allerdings vorzüglich hart und unbillig erscheint, und die dagegen vorgebrachte Entschuldigung, daß zumal in neueren Zeiten durch die größere Verbreitung der Versicherungen der Schaden dennoch einigermaßen gleichmäßig vertheilt werde, möchte wohl nur in einzelnen seltenen Fällen als befriedigend angenommen werden können. CS.

Seeland (holländ.) oder Zeeland, eine Provinz des jetzigen Königreichs der Niederlande. Sie besteht aus 15 bis 16 größern und kleineren Inseln, die von den Ausflüssen der Schelde und Maas in das deutsche Meer gebildet werden. Sie gränzt gegen Norden an die Provinz Holland, gegen Osten und Süden an Brabant und Flandern und gegen Westen an das deutsche Meer. Die Hauptinseln dieser Provinz heißen Walcheren mit der Hauptstadt Middelburg (s. Middelburg), Nord- und Süd-Beveland, Tholen und Schouewen. Das Clima ist sehr feucht und überaus ungesund, aber der Boden desto fruchtbarer, und bringt vortrefflichen Weizen, Krapp und andere Producte hervor. Die Weiden sind mit Heerden des schönsten Rindviehes bedeckt. Diese Provinz hat auf 20 Quadratmeilen 82,000 Einwohner, 9 Städte und 105 Dörfer. Unter der französischen Herrschaft erhielt Seeland (1810) den Namen des Departements der Schelde-Mündungen (bouches de l'Escaut).

Seeland (dänisch), ist die größte und wichtigste Insel der Monarchie. Sie liegt zwischen dem Kattegat und der Ostsee, ist 16—17 Meilen lang, 13—14 Meilen breit, und hat 250,000 Einwohner. An Getraide ist sie überaus fruchtbar; besonders hat sie vortreffliche Vieh- und Pferdezucht. Auf ihr befindet sich, außer mehreren mittlern und kleinern Städten, königlichen Lustschlössern und der bekannten Festung Helsingör, auch die Haupt- und Residenzstadt Copenhagen (s. Copenhagen). Zu dem Stifte (Stiftsamte — so viel als Statthalterschaft) Seeland gehören, außer der Insel dieses Namens, noch die Inseln Samsoe, Moen und Bornholm.

Seele. Die Erklärung derselben ist in die Hauptschwierigkeit verwickelt, daß die Schöpferin aller Gedanken nicht selbst wieder ein

Gedanke seyn, und daher nicht in einen Begriff gefaßt werden könne. Wenn die Speculation selbst nur ein einzelner Ausfluß der Seele ist, so fragt sich: kann der Theil das Ganze, die einzelne Function die Natur der Kraft, aus der sie quillt, das Abbild das Wesen seines Urbildes in sich aufnehmen? So wenig dies möglich ist, so hat sich doch der menschliche Geist jederzeit ein Bild von der Seele entworfen, und ihr Prädicate zugetheilt, die sie von allem Theilbaren, Nothwendigen und Vergänglichen gänzlich entfernen. Denn das, was alles erkennt, idealisirt und erstrebt, kann nicht wieder in der Reihe des Erkannten, Idealisirten und Erstrebten befangen seyn. Daher wurden der Seele die Prädicate der Einfachheit, der Freiheit, der Immaterialität und Unsterblichkeit geschenkt. Plato hat sich die doppelte Aufgabe vorgesetzt: was war der Zustand der Seele vor ihrer Vereinigung mit dem Körper? Und was wird sie nach dem Tode seyn? Da hier weder Vernunft noch Erfahrung etwas bestimmen, kein sterbliches Auge zusehn und mithin keine Analogie zureichen kann, so nimmt Plato mythische Darstellungen zur Hülfe, die aber neben der schönen Dichtung dennoch einen hohen wissenschaftlichen Werth verrathen. Ein erhabener Gedanke ist, daß die Seele vor ihrem Zeitleben mit den Ideen Wahrheit, Schönheit und Tugend vereinigt sey, und von denselben abfalle, sobald sie in eine Erscheinungswelt übergehe, jedoch derselben während des Lebens mehr oder weniger theilhaftig werde und sie von den Trübungen läutere. Dieser Gedanke verknüpft sich mit einem rein wissenschaftlichen Interesse. Denn da die Ideen Wahrheit, Schönheit und Tugend wahrhaft unendlich sind und jede derselben im Menschen einen Zug bildet, der ihn über alles Endliche zu erheben strebt, so läßt sich von diesem Zuge aus der Schluß auf die Seele selbst machen, daß sie eine unendliche Potenz seyn müsse. An das Prädicat der Unendlichkeit aber schließen sich die der Immaterialität, Freiheit und Unsterblichkeit an, und so steht dann die Seele, als ein ewiges Princip, der Materie, als einem Zeitlichen gegenüber. Wem der speculative Werth dieser Folgerung nicht genügt, dem mögen dann die der Seele angestammten Vermögen, wie das Ahnungsvermögen, das Gewissen und der Glaube, für jene hohen Prädicate der Seele noch weitere Bürgschaft leisten. Denn der ewige Zug, der in ihnen waltet, schließt alle Erklärung aus dem Zeitlichen und Endlichen aus. Eine unläugbare Wahrheit bleibt es, daß der Nebelschleier des Scheins zwar das Endliche, Vergängliche, Relative zu trüben vermöge, aber nie das Unendliche, das Wesen, das Absolute. Darum kann zwar eine Vorspiegelung des Scheins in das Zeitleben der Seele fallen, aber die ihr eingebornen Ideen, welches alles Endliche ordnen, leiten und dem Unendlichen zuführen, können kein Schein seyn. Betrachtet man die Seele unter dieser Ansicht, so fallen mehrere untergeordnete Bedeutungen derselben weg, wie z. B. die Mehrfachheit der Seelen in einem Subject. So nahmen die Stoiker eine sinnliche und unsinnliche Seele an, Plato eine sinnliche, vernünftige und verständige Seele. Eben so wenig hat man nöthig, außer dem Gegensatz von Seele und Leib noch einen höhern zwischen Geist und Materie anzunehmen. Recht angesehen, ist die Seele die Urkraft, aus der, wenn sie von dem ihr fremdartigen Princip der Materie sollicirt wird, alle untergeordneten Kräfte abstammen. Alle Vermögen und Functionen der Seele bilden einen geistigen Organismus, welchen sie mit ihrer Urkraft erfüllt und belebt.

Seelenlehre, s. Psychologie.

Seelenverkäufer. Mit dieser berüchtigten, in Holland und besonders in Amsterdam ihr Wesen treibenden Classe Menschenmäkler hat es folgende Bewandtniß. Diese Seelen= oder wie sie auch heißen, Zettelverkäufer nehmen dürftige Leute, die als Matrosen oder Soldaten nach Ostindien gehen wollen, auf, und unterhalten sie so lange, bis die ostindische Compagnie dergleichen verlangt, dann stellen sie ihr dieselben vor. Nimmt die Compagnie sie an, so bekommt der Zettelverkäufer einen Transportzettel oder Schuldbrief auf 150 Gulden, welche, wenn der Verkaufte am Leben bleibt, diesem von seinem Lohne abgezogen, und nach einiger Zeit an den Inhaber des Zettels bezahlt werden. Meistentheils aber verkaufen diese die empfangenen Transportscheine an reichere Leute, die nun davon wieder ihren besondern Gewinn ziehen. Eigentlich also ist diese Einrichtung für arme Leute, die sich zu dem Entschlusse, nach Ostindien zu gehen, genöthigt sehen, eben so wohl, als für die Gesellschaft sehr nützlich; auch ist das Andrängen der Rekruten immer sehr stark; allein öfters wird auch mit jenen Zetteln, besonders den sogenannten Monatszetteln (wo nämlich ein Angeworbener seinen Hinterlassenen in Europa verspricht, sich jährlich ein Paar Monate am Solde abziehen, und das Geld jenen auszahlen zu lassen der schändlichste Betrug gespielt, dem zu steuern die Gesellschaft bisher nicht sehr geneigt zu seyn schien.

Seelenwanderung heißt die angebliche Veränderung des Aufenthaltes der menschlichen Seele, vermöge deren sie nach einander verschiedene Körper belebt, seyen es thierische, in die sie nach dem Tode gebannt wird, oder menschliche, in denen sie unter die Lebendigen zurückkehrt. Da ein Erfahrungsbeweis für diese Hypothese nicht denkbar ist, so muß ihr Grund in dem religiösen Glauben an Wechselwirkung und Zusammenhang aller lebendigen Wesen, und an allmählige Reinigung und Rückkehr der geistigen Individuen zu dem gemeinschaftlichen Urquell gesucht werden, aus welchem das System des Emanatismus alles Lebendige ausfließen läßt. Damit hängt die Lehre von der Präexistenz der Seele vor Geburt auf Erden genau zusammen; denn das irdische Daseyn ist nach diesem System nur ein Punkt in der Kette von Zuständen, welche die von Gott ausgegangene Seele zu durchlaufen hat, um endlich in seinen Schooß zurückzukommen. Ideen, Bilder aus dunkler Erinnerung der im vorigen Zustande angeschauten göttlichen Herrlichkeit, welche der Anblick und die Empfindung des Wahren, Schönen und Guten auf Erden wieder aufregt, sollen die bei solchen Anlässen im menschlichen Gemüth entstehenden Ahnungen göttlicher Nähe und Gefühle überschwenglicher Entzückung seyn. Die Religionslehre der alten Indier, in der sich die ersten Spuren eines Glaubens an Seelenwanderung zeigen, giebt ihm dadurch eine sittliche, auch für das gegenwärtige Leben fruchtbare Bedeutung, daß sie, von der Voraussetzung der moralischen Verderbniß und Unseligkeit des Menschen in diesem Leben ausgehend, die Wanderungen der Seele nach dem Tode durch bösartige und gutartige Thiere als Büßungen und Mittel der Läuterung darstellt. Von den Indiern ging dieser Glaube in die Geheimlehre der ägyptischen Priestercaste über, welche einen Kreislauf von 3000 Jahren annahm, den jede Seele nach dem Tode durch verschiedene Thierkörper vollenden müsse, ehe sie in den Wohnungen der Seligen anlange. Auf diesem Wege empfingen die Griechen den Glauben an die Seelenwanderung, welche sie Metempsychosis (Umseelung

oder Seelenwechsel) und Metensomatosis (Körperwechsel) nannten. Pythagoras nahm sie in seine Philosophie als Zeugniß der Unsterblichkeit des Menschengeistes auf. Denn nur dieser, nicht die im Tode untergehende sinnliche Seele (θυμός, Gemüth) sollte nach seiner Behauptung von den Fesseln des Körpers befreit in das Reich der Verstorbenen eingehen, daselbst in einem Zwischenzustande längere oder kürzere Zeit verweilen und dann wieder andre menschliche oder thierische Körper auf ihre Lebensdauer beseelen, bis die Periode seiner Läuterung beendigt und seine Rückkehr zum Urquell des Lebens möglich sey. So sollte der Geist des Pythagoras selbst schon zum viertenmale auf Erden seyn. (S. d. Art. Pythagoras.) Die griechischen Mysterien kleideten die Seelenwanderung in anziehende Mythen ein, welche den Dionysos oder Bacchus als Herrn und Führer der Seelen darstellen. Auch hier war die Annahme einer Präexistenz merklich. Denn diese Geheimlehre unterscheidet Neulingsseelen, die nach dem Gesetze der Weltökonomie aus ihrem vorigen ätherischen oder himmlischen Leben auf die Erde herunter getrieben zum erstenmal als Menschen erschienen, von den büßenden Seelen, die zum zweiten oder drittenmale zum Einwandern in menschliche Körper genöthigt würden, und von denjenigen Seelen, die aus Neigung zum Körper und zur Erde freiwillig herabkämen, weil entweder die Neugier oder das Wohlgefallen am Individuellen sie herabzöge. Die griechischen Dichter und Philosophen haben diese Mythen mannichfaltig ausgeprägt. Pindar läßt die Seele nach einem dreimaligen tadellosen Lebenswandel in den Inseln der Seeligen anlangen. Plato dehnt den Zeitraum bis zur völligen Rückkehr der Seelen in den Schooß der Gottheit auf 10,000 Jahre aus, in denen sie Menschen- und Thierkörper zu durchwandern hätten. Plotin unterscheidet eine Verpflanzung der Seelen aus unsichtbaren, ätherischen Körpern in irdische und eine Wanderung aus irdischen wider in irdische. Unter den Römern haben Cicero und Virgil sich auf diese Lehre bezogen. In der ihnen eignen seltsamen Manier mahlten die Rabbinen die Lehre von der Seelenwanderung aus, indem sie annahmen, Gott habe nur eine bestimmte Anzahl Judenseelen geschaffen, die daher immer wiederkämen, so lange es Juden gäbe, bisweilen auch zur Bußübung in Thierkörper versetzt, doch am Auferstehungstage alle geläutert seyn und in den Leibern der Gerechten auf dem Boden des gelobten Landes aufleben würden. Die christliche Secte der Manichäer betrachtete die Seelenwanderung auch als Bußmittel. Weit war dieser Glaube verbreitet; die alten Italier, die celtischen Druiden, die Scythen und Hyperboräer hatten ihn, so wie die heidnischen Nationen des östlichen Asiens, die caucasischen Völkerschaften, wilde Amerikaner und afrikanische Neger ihn mit mancherlei Modificationen noch haben. Eine Folge desselben war bei den alten Ägyptiern und ist noch jetzt bei den Hindus die Verehrung gewisser Thiere und die Scheu vor dem Genuß ihres Fleisches, weil man nicht wissen könne, welchen Ahnherrn, Vetter und Freund man verzehre; auch die Pythagoräer wollten aus gleichem Grunde kein Thier tödten. Immer anziehend bleibt die Idee, irgend einmal in irgend einem Individuum der Vorzeit schon dagewesen zu seyn oder noch einmal wiederzukommen, und nicht ohne practischen Nutzen die Besorgniß nach einem in viehischen Lüsten durchschwelgten Leben nun wirklich zum Schweine zu werden, wie jene Gefährten des Ulysses, oder vom Throne herab zur Strafe des Blutdurstes in einen Tieger, oder aus dem Toiletten-

zimmer für Züchtigung der Eitelkeit in einen Pfau zu fahren. Doch wie belustigend oder erbaulich solche Folgerungen auch seyn mögen, die Lehre von der Seelenwanderung wird sich in den Augen des erleuchteten Christen nie über den Werth eines Traumes erheben, den ihm sein Glaube an die ewige Fortdauer im Reiche Gottes durch eine völlig befriedigende Wirklichkeit ersetzt. Ihm ist daher die wahre Seelenwanderung nichts anders, als die unendliche Veredlung seines innern Menschen oder das Fortschreiten zum Ziele der Vollkommenheit von Stufe zu Stufe. In welchen Formen und organischen Hüllen dies von Statten gehen werde, überläßt er aber dem Vater, in dessen Hause viele Wohnungen sind. E.

Seeligsprechung, s. Beatification.

Seemannschaft. Zur Bildung eines Seemanns gehört außer dem Unterricht in der Steuermannskunst (s. d. Art. Schiff und Schifffahrtskunde) auch noch der in der Seemannsschaft. Diese begreift alle Kenntnisse und Fertigkeiten in sich, welche zum Commando und zur Regierung (Manoeuvre) des Schiffs gehören, und der vollendete Seemann, welcher als Befehlshaber (Commandeur oder Capitän) ein Schiff über See führen soll, muß mit den Eigenschaften des beladenen oder unbeladenen Schiffs, seiner Stabilität (Dauerhaftigkeit), Bewegung u. s. w., mit seiner Tackelage (Ausrüstung mittelst Taue, Segel, Segelstangen, Anker und u. s. w.), mit den zweckmäßigsten Stellungen der Segel, dem Gebrauch der Anker, Taue u. s. w. unter allerlei günstigen oder gefährlichen Umständen, welche auf einer weiten Seereise vorkommen, und überdies mit den vornehmsten Seerechten und Gebräuchen seefahrender Nationen bekannt seyn. Zu dem Unterrichte in der Seemannsschaft, der bisher fast blos der Erfahrung und Übung überlassen blieb und daher in den Navigationsschulen vernachlässigt wurde, sind Hülfskenntnisse aus der Mechanik, Hydrostatik und Hydraulik erfoderlich. Die genauesten und vollständigsten Seemannstafeln enthält Norie's Epitome of practical navigation, Lond, 1717. Bekannt ist der englische Nautical Almanac, welcher jährlich herauskommt.

Seeräuberei unterscheidet sich von der Caperei (s. Caper) dadurch, daß jene von dem Freibeuter (Corsaren) unter willkührlicher Flagge aus eigner Macht gegen jedermann ausgeübt, diese hingegen den Unternehmern (Armateurs, Reeder) von einer kriegführenden Macht gegen den feindlichen Staat, den Seegesetzen gemäß, durch ein Patent (Caper- oder Markebrief) erlaubt wird. Letztere ist eine Barbarei des neueren Staats- und Völkerrechts; erstere eine Barbarei unseres gesellschaftlichen Zustandes, die sich aus den Zeiten der ältesten Rohheit alle Jahrhunderte hindurch erhalten hat. Das einzige Beispiel, daß die Staaten selbst die Caperei als ungerecht anerkannt und unter sich abgeschafft haben, enthält der Handelstractat Friedrichs II., Königs von Preußen, mit den vereinigten Staaten von Nordamerika, vom J. 1785. Art. 23. Gegen die eigentlichen Seeräuber haben die Regierungen zu allen Zeiten bald mehr, bald minder glückliche Anstrengungen gemacht. Inselmeere und buchtenreiche Küsten, wie die in der Levante, im persischen und arabischen Golf, in Ost- und Westindien, und im chinesischen Meere, waren von jeher und sind zum Theil noch die Räuberhöhlen dieser Banden. Seekriege beförderten oft ihre Ausbreitung auf eine furchtbare Art. So die Flibustier. (S. d. Art.) Am kräftigsten haben die Römer durch Pompejus binnen 40 Tagen die Corsaren im mittelländischen

Meere, m...ens Cilicier, (67 v. Chr.), unterdrückt; in der neueren Zeit die Britten die in den indischen Gewässern. Gegen die nordafrikanischen Seeräuber haben die Nordamerikaner ihre Flagge am wirksamsten zu sichern gewußt. Was der deutsche Bund und die in Hamburg zusammengetretene antipiratische Gesellschaft (nachdem sich der viel verkündigende Verein unter Sidney Smith in Paris aufgelös't hat) dagegen bewirken werden, muß die Zukunft lehren. Auch der Kaiser Alexander hat diesen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit gewürdigt; doch ist seine Thätigkeit jetzt noch mit dem religiösen und moralisch-politischen Heil der europäischen Völker zu sehr beschäftigt, als daß er mehr als nur vorbereitende Schritte für jene minder wichtige Angelegenheit hätte thun können. Am schlaffsten und bis zur eignen Demüthigung kraftlos haben sich die meisten italienischen Regierungen, Portugal und Spanien in dieser Sache gezeigt; und nie waren die Küsten der pyrenäischen Halbinsel dem Unfuge der Corsaren so sehr Preis gegeben, als eben jetzt. Überhaupt verhöhnen gegenwärtig (1819) sechs verschiedene Banden von Seeräubern die Macht und die Weisheit der europäischen Regierungen: 1. die nordafrikanischen (s. Barbaresken); 2. die türkischen, griechischen und italienischen Abenteurer im mittelländischen Meere und im Archipelagus, gegen welche der Kapudan Pascha bisweilen in See geht; 3. die südamerikanischen, die kühnsten unter allen, welche mit der Flagge der Insurgenten selbst in den europäischen Gewässern Unfug treiben, ohne den neuen Freistaaten allemal anzugehören; 4. die persischen und indischen im persischen Meerbusen, die dem indischen Handel vielen Abbruch thun; 5. die malaiischen in Südostasien und die Ladronen in der Südsee, die oft 2—300 Seegel stark auf die Chinafahrer Jagd machen; 6. die westafrikanischen, welche die Ashantees und andre Negerfürsten mit Hülfe der Sklavenhändler ausgerüstet haben. K.

Seerechte. Unter Seerecht versteht man die bestehenden Seegesetze (s. d. Art.) und die Wissenschaft derselben. Vorzüglich in unsern Tagen sind die Seerechte der Neutralen von hoher practischer Wichtigkeit geworden, indem Frankreich die Grundsätze des Seerechts, welche der Frieden von Unrecht festgesetzt, als allgemein gültig wollte angesehen wissen und ihre Nichtanerkennung von Seiten Englands ihm vorzüglich zum Vorwande diente, alle jene ausschweifenden Maaßregeln gegen dasselbe zu ergreifen, die unter dem Namen des Continentalsystems bekannt sind. Allgemein anerkannte Seerechte aber giebt es beinahe gar nicht, indem dieselben größtentheils nur auf Verträgen beruhen, diese aber nur diejenigen Mächte verbinden, welche sie unmittelbar unter sich geschlossen, der Gebrauch aber hier eben so wenig genaue Regeln aufgestellt hat. Die Hauptpunkte, worüber zwischen den Neutralen und Kriegführenden schon seit längerer Zeit gestritten worden, sind: 1. ob frei Schiff frei Gut mache oder nicht; 2. ob unfrei Schiff unfrei Gut mache oder nicht; 3. ob ein in Friedenszeiten den Neutralen verbotener Handel ihnen in Kriegszeiten erlaubt seyn könne oder nicht; 4. wie weit sich das Durchsuchungsrecht der Kriegführenden gegen neutrale Schiffe, die sowohl ohne als mit Convoy segeln, erstrecke; 5. was als Contrebande anzusehen sey und 6. welche Ausdehnung man dem Begriffe einer Blokade geben dürfe? Cz.

Verzeichniß
der
im achten Bande enthaltenen Artikel.